



**Neue Musik-Zeitung.**  
Illustriertes Familienblatt.  
**IX. Jahrgang 1888.**  
— \* —  
Verlag von Carl Grüniger, Stuttgart  
vormals P. J. Tonger in Köln. in Stuttgart & New York



Sever Brandelstetter, vorm. F. W. Garbrecht, Leipzig.









**Wagner, Rich.**, in *Nouen* 72.  
— und *Kaiser Wilhelm II.* 261.  
**Wagner, Cosima** 302.  
**Wahlmann, Eleonore** 249.  
**Weber, C. M. v.** 47.  
— *Monument* 47.  
**Wehrle, Musikdirektor** 236.  
**Weinert, Eper „Die“** 99.  
**Weinberger, Karl** 124.  
**Weiserlin, Fr.** 11.  
**Wein, William** 47.  
**Wien, am der Wien** 88, 124, 286.  
— *Kopier* 271.  
— *Karlsbader* 25, 60, 272.  
— *Männergesangsverein* 47.  
**Wien, Männerchor** 236.  
**Witt, Ad.** 137.  
**Winkelmann, Herm.** 271.  
**Wirth** 136.  
**Wittmann** 286.  
**Wüster, Franziska** 47.  
**Wüllner, Franz** 85.

**Zajic, Florian** 85.  
**Zamara, Alf.** 60.  
**Zandi, van** 160.  
**Zerbst** 136.  
**Ziegler, Clara** 11.  
**Zieher, „Ein Teufelsmischer“** 302.  
**Zöhrer, Heinrich** 12.  
**Zöllners Kunst in Prag** 236.  
**Zürich, Männerchor** 160.

### Vermischtes.

**Abt, Franz, Denkmal** 205.  
**Adenalle, Alessandro** 305.  
**Americas Musiker, ihre finanzielle Stellung** 12.  
**Amsterdam, Internationaler Gesangsweitspiel** 305.  
**André, Pomier, Gefängnis** 12.  
**Armeeamt, deren Reform** 184.  
**Arpoe, Theodor, Preis** 124.  
**Angsborg: Subvention für das Theater** 48.  
**Baden-Baden: Haupterin der Frau Künstler** 48.  
**Badischer Sängerbund** 249.  
**Bayreuth: Weiskner** 160.  
— *Wühnenfeste* 112.  
— *Morgenmusik am Grabe Wagner's* 196.  
**Beethoven's Heberste** 88, 160.  
**Bellini, Norma** 12.  
**Berlin: Galaaufführungen** 36.  
— *Harmonia* 289.  
— *Konzertorgel der Philharmonie* 36.  
**Bernauer, Frz.** 173.  
**Boston: Abt, Denkmal** 60.  
— *Mozart, Denkmal* 137.  
**Bote und Post, in Berlin** 48.  
**Branka, Max v.** 36.  
**Brannschweig: Hoftheater** 124.  
**Bronart, Hans v.** 261.  
**Bruck als Hans Sachs** 25.  
**Brüssel: Konservatorium** 289.  
**Budapest: Wiener Sängler** 149.  
**Bülau, Hans v., Gedicht** 137.  
— *Leitung der Abonnementskonzerte* 249.  
**B. v. S., Ein hübscher Scherz** 184.

**Carmen, Silva** 160.  
**Cavallo, Gefängnis** 12.  
**Chicago: Opernhaus** 237.  
**Chorgesang, Preisausschreib.** 12.  
**Chorales Testament** 305.  
**Cotta, Karl** 47.

**Damrosch, Leop., Dr., Deutsche Oper in New York** 88.  
**Denkmäler für Mehl und Georg Ziger** 184.  
**Der erste Schner** 261.  
**Deutsches Lied, 50jähriger Geburtstag** 160.  
**Deutsches Theater in Prag** 25.  
**Donizetti's Schädel** 149.  
**Dregert, Alfr.** 272.

**Dresden, Brauerische Geimulitalienhandlung** 173.  
— *Niederstafel* 305.  
**Dur und Moll** 13, 25, 48, 100.  
112, 125, 137, 185, 196, 200.  
237, 249, 281.  
**Düsseldorf: Städtische Tonhalle** 72, 261.  
**Giesendorf, A. v., Freier** 88.  
**Giberfeld: Niederstafel** 272.  
— *Stadthaus* 237.  
**Gieser, Musikfächer** 88.  
**Gierhohn, Graf** 221.  
**Gutin: Weber, Denkmal** 36.

**Krankfurt a. M.: Hochsches Konservatorium** 249.  
— *Niederstafel* 249.  
— *Musisches Konservatorium* 249.  
**Kranzsch, Neues Schauspielhaus** 221.

**Genossenschaft deutscher Bühnen-Angehöriger** 25.  
**Girardi: „Wie wird man Schauspiel“** 149.  
**Gustani** 149.  
**Gunds Heberste** 88.  
**Goldgraben: in Matifornien** 221.

**Hamburg: Abonnementskonzerte** 249.  
**Hannover: Konzert der Niederstafel** 12.  
**Harfe mit Tastatur** 100.  
**Heines, Heinrich, Denkmal** 72.  
**Hildesheim: Sängerverein der vereinigten norddeutschen Niederstafel** 112.  
**Hochberg, Graf, Wöchentliche Galaaufführungen** 36.  
**Höfinghoff, Emil, in Varnen** 289.  
**Hummel, Joh. Nep.** 305.

**Jahn, Adolf** 173.  
**Janner, Theodor, Gefängnis** 12.  
**Jaffi: Münchisches Nationaltheater** 88.

**Inhaltsverzeichnis der Neuen Musikzeitung** 25.

**Kahn, Verlagsrecht der „Die drei Hinos“** 12.  
**Kaiser Wilhelm II. und Vohengrin** 272.  
**Karlshöhe: Konservatorium** 289.  
**Kästner-Vorhau, Vermächtnis** 48.  
**Koblenz: „Meinland“** 289.  
**Koburg: Musikverein** 137.  
**Köln: Städtisches Theater** 112.  
— *Gützgenkonzerte* 272.  
— *Männer-Gesangsverein* 261, 289.  
**Kopenhagen: Nordisches Musikfest** 60.  
**Kundrat, L., Dr., Prof.** 88.

**Lamoureux' Landgut** 112.  
**Laffen, Dr., Hofkapellm.** 261.  
**Lehrerverein in Frankfurt a. M.** 36.  
**Leipzig: Neues deutsches Buchhändlerhaus** 124.  
**Lind, Jenny, Medaille** 137.  
**Lind, Jenny, Wohlthätigkeitsstiftung** 88.  
**Lissas Hinterlassenschaft** 237.  
— *Versammlung* 272.  
**Lohaus, Ludwig, Preis** 124.  
**London: Vierteljahres-Musikschau** 221.  
**Lübbe, W., Geschichte der deutschen Kunst** 48.  
**Lucca, Josef** 47.  
**Lucca, Pauline** 12, 72.

**Mahler, Weberische Oper: „Die drei Hinos“** 12.  
**Mailand: Ricordi und Zonzogno** 196.  
**Maly: Niederstafel und Damen-Gesangsverein** 173, 261.  
**Marbacher Denkmal in Zittau** 88, 124, 261.

**Meirner, Karl, bei Hadländer** 237.  
**Menerber-Stiftung, Giacomo** 60.  
**Menert, Th., Dr. Hofrat** 88.  
**Mohr, Dr. 25** 47.  
**Mottl, Frz** 196.  
**Mozarts Heberste** 88.  
**Musik, Kapellmeister in Prag** 25.  
**München: Faltler & Komp.** 184.  
— *Musikal. Musikschule* 249.  
— *Theaterferien* 72.  
**Musikanschauung in Paris** 72.  
**Musikschicht, Alfr.** 36, 100.  
**Musikverein, Allgemeiner, deutscher** 261.

**Naumann, Emil, Prof.** 47.  
**Neuburg: 100 Jahre** 25.  
**New York: Denkmal, Tamboische** 72, 160.  
— *Deutsche Oper* 11.  
— *Sammler-Ausführung* 160.  
**Normalstimmung im Secre** 237.

**Operentente für die nächste Spielzeit** 149.

**Paganini, seine Erfolge** 88.  
**Paganini's Sohn, Baron** 25.  
**Paris: Ausstellungs-Wettbewerb** 137.  
— *Wagnerverein* 36, 237.  
— *Wiederanbau der Münchischen Oper* 48.

**Ratti, Adeline, Diamant** 160.  
**Ratti, Adeline, Parient** 160.  
**Raeche, Bürgermeister in Weima** 88.  
**Philadelphia: Beethoven-Denkmal** 160.  
**Pianofort-Meister** 300.

**Pist (Geben)** 25.  
**Prag: Deutsche Oper** 25.  
**Preisausschreiben** 221.  
— *des Lehrervereins zu Frankfurt a. M.* 36.

**Prosch, Josef, Gedicht** 184.  
**Radnor, Hein., Konservatorium** 12.  
— *Hofrat* 12.

**Reichsfürst und Kronprinz** 173.  
**Remenyi, Stradivari-Geige** 137.  
**Richter, Hans** 196.  
**Rom, Trombadur** 249.  
**Rüder, Friedrich, Geburtsstag** 88.

**Sängerbund, Der deutsche, Sängerbund** 60.  
**Schubert's Pianofortefabrik** 289.  
**Schürmer, Alf., Direktor des Münchener Stadttheaters** 12.  
**Schlag & Sohn, Hoforgelbauanstalt** 36.  
**Schneckenburger, Mar., Fonds zur Errichtung eines Denkmals** 48.  
**Schubert's Heberste** 88.  
**Schubert für geistiges Eigentum** 88.

**Seidl, Ant., Kapellmeister** 12.  
**Schwäbisches Sängerbundfest in Göttingen** 219.  
**Shakespeare's Monument in Paris** 221.  
**Sivori, Schüler Paganini** 88.  
**Sonday, Th., Deutsch, Kammerlied** 12.

**Stanon, Direktor der deutschen Oper in New York** 88.  
**St. Louis, Sängerverein** 100.  
**Stradivarius-Violone, Eröffnung des Schrankes** 88.  
**Strang, v., Opernhausjungen** 12.  
**Strasbourg: Männergesangsverein** 60, 124.

**Straub, Joh.** 221.  
**Streng, Fr., in Strasbourg** 60.  
**Stuttgarter Liedertanz** 137.  
**Südenfington (London), Konservatorium** 48.  
**Sveboda, Ab., Dr. Prof.** 36, 137.  
**Sydenham: Händelstiftung** 36.

**Theater-Direktor-Verband** 221.

**Thomas, Theodor** 272.  
**Tilburg (Holland), Internationaler Wettbewerb** 137.  
**Toldi, G., Dr. Prof.** 88.  
**Tomaich (Medicine)** 25.  
**Tonger, R. J., Verlag** 196.

**Unger, C. u. W., Wilmanns Violindogenhalter** 289.

**Vereinigte Nordd. Niederstafel, Bundesfest in Hildesheim** 88.  
**Violine, die summe** 300.

**Wagner, Rich., „Die Jene“, Verlag** 112.  
— *Musikf.* 12, 221.  
— *Meisterlänger* 25.  
— *Mechanie* 12.  
**Wallhöfer als Störing** 25.  
**Weber, G. Mar., Denkmal** 36.  
**Weißbach, Dr. Oberstabsarzt** 88.  
**Wien: Deutsches Sängerverein** 160, 221.

**Wiesbaden: Theaterplatzfrage** 160, 237.  
— *Toukünstlerversammlung* 289.  
**Wilhelm, Karl, Schreiblich** 219.  
**Witt, de, Museum in Leipzig** 72.  
**Witte, Musikdirektor** 88.  
**Wollenbüttel** 160.  
**Wüllner, Frz., Dr. Prof.** 272.  
**Würzburg: Musikschule** 249.

**Zehn, Gisa, Graf** 100.  
**Zittau, Märkischer Denkmal** 28, 121, 261.  
**Zürich, Männerchor in Mailand** 60, 137.

### Literatur.

**Abert, Th., Deutsche Tänze, Sonatine** 8.

**Bandach, C., Schulgefängnisse** 8.  
**Bornum, Edwin, Liedertort in Sang und Klang** 300.

**Czerus Studien- u. Unterrichtswerke von Emil Breslaur und Anton Doer** 112.

**Döring, G. S., op. 61, 62, Vier Lieder** 125.

**Enrich, S., Musiken Tonarten** 8.  
**Gibberg, Esc., Deutsch Musiker-Maler** 300.  
**Gibbern, Carl, Albumblätter u. Präludien f. Harmonium** 289.  
**Gidler, G., Sammlung beliebter Kinderlieder** 173.  
**Gr. Ludwig, 2 Lieder, Niederstafel, Hebelieder und Grabgesänge, Neue Auflagen** 60.

**Grimmel, Theod., Dr., Neue Beethoveniana** 8.

**Gelder, van, Mart., „Die Kapelle“, Lied** 173.  
**Graben-Hoffmann, op. 112, Binaeta** 8.  
— *San Remo-Beichen* 60.

**Gruber und Mayer, Männerchöre** 125, 289.

**Graaf, C., Lustige und ernste Musikanten-Geschichten** 300.  
**Hauptner, Th., Deutsches Liederbuch** 8.

**Hegeler, Ernst, Der Fischer, Ballade für eine Singstimme** 173.  
**Hesse, Max, Deutscher Musikskalender** 300.

**Jähns, Fr. Wilt., Zigeunerchor für gemischten Chor** 173.

**Airchner, Theod., Gedichtblätter, zwölf Musikstücke zur Erinnerung an die Einweihung des königl. Konservatoriums in Leipzig** 72.

**Moeh, Ernst, Vater unser** 8.  
**Mohr, Ad., Dr., Leutnant, Fadeln, feindlichkeitsche Abhandl.** 173.

**Langenbeck, G., Der wilde Jäger** 8.  
**Lehmann, Otto, Nachtrag zu Wilmanns Geschichte des Klavierpiels** 8.  
**Lubitz, Ad., op. 5, 6, 10, 17, 21, 30, Diverse Stücke** 8.

**Morich, Anna, Der italienische Kirchenfänger bei Palestrina, zehn Beiträge** 185.  
**Musikalische Jugendpost, Inhaltsangabe** 13, 32, 48, 60, 104, 149, 185, 224, 289.

**Offiz, Schubin, Neben. Aus dem Leben eines Virtuosen** 289.

**Pabst, L., op. 40, Suite für Pianoforte** 8.

**Reincke, Carl, Von der Wiege bis zum Grab** 289.  
**Riemann, Hugo, Dr., Systemat. Modulationaltheorie** 8.  
**Rühle, Carl, Verlag: Ein Märchen, Reife-Gavotte, Tonleiter-Polka** 289.

**Schmidt-Cabanis, Bestimmte-Blüten jugendlich. April** 100.  
**Schumann, Rob., Kinderreizen** 300.

— *Gesammelte Schriften* 300.  
**Simontre, M. G., Ein Fortschritt in der Geigenbaukunst** 173.  
**Stark, L., Jubiläumfeier** 8.  
**Stern, Aug., Geistliches Choralbuch für Kirchenchöre und höhere Schulen** 100.

**Wagner, G., Der wilde Jäger** 8.  
**Wagner, Theod., Jesus u. Nazareth** 8.

**Wallbach, L., Gesammelte Lieder** op. 49, Zwei Lieder 8, 60.  
**Wandert, Bruno, Sechs leichte Klavierstücke** 8.  
**Wassilowski, W. J. v., Ludwig van Beethoven** 8.  
**Wehrle, Hugo, Sammlung Klein. Stücke alter Meister** 60.  
**Weihnachts-Musik Bd. III** 300.  
**Weihnachts-Blätter, Deutsche** 300.  
**Weiner, Siegfried, Gott schenke den deutschen Völkern, Lied für eine Singstimme** 173.

### Illustrationen.

**Abtschied, Der Trompeter von Saffingen** 9.  
**An das Lied** 297.

**Barthel, 234, 235.**  
**Beckmann, Ein, Vom Negerstamme Nham-Nham Nr. 14.**  
**Brandt, Marianne, Porträt** 29.  
**Bronart, Jungsberg, Portr.** 141.

**Clementi, Musio, Porträt** 2.  
**Cornelius, Peter, Porträt** 177.  
**Cramer, J. B., Porträt** 2.  
**Czerny, C. B., Porträt** 2.

**Darstellung aus einem altägyptischen Grabe Nr. 14.**  
**Denkmal für Franz Abt, Das** 49.  
**Drei Melodien** 1797, 81, 1807, 1870—71, 82.

**Faist, Zumanuel, Porträt** 153.  
**Festhall der Niederstafel** 163.

**Gnomon-Polka Nr. 8.**  
**Götterdämmerung v. Kaufbach** 73.

Hochs, Dr., Konservatorium 121.  
Hummel, Joh. Nep., Portr. 117.

Mlang, Der schönste 296.  
Mlang, Clotilde, Porträt 65.

Kohengrün und Gisa Nr. 16.

Mendelssohn, Felix Nr. 6.  
Menter, Sophie, Porträt 53.  
Mozart, Wolfgang Amadeus, Bildnis 241, 242.

Musikinstrumente Nr. 9. Beilage 4, 7, 8.

Nachschloß, Das königl., und der Schloßplatz 168.  
Nahmenshalle deutscher Dendichter 89, 86.

Spies, Hermine, Porträt 225.

Toski, Teresa, Porträt 253.  
Trompeter von Sättlingen, Der 9, 21.

Wie jung Werner beim Freiherr Trompeter ward 21.  
Wilm, Nikolai von, Porträt 225.

Jajic, Florian, Porträt 201.  
Jölnner, Heinrich, Porträt 77.

### Musikbeilagen.

Zur Klavier zu 2 Händen.

Adesser, Ebn., Polonaise Nr. 22.

Behr, Franz, Frühlingsgruß, Salon-Mazurka Nr. 10.

Treyshof, M., Launisch, Klavier- und Nr. 6.

Jabian, J., op. 7, Bilder aus schöner Zeit, Salon-Mazurka Nr. 3.

Immortellen Nr. 13.

Kügel, Mich., Zwiegespräch, Albumblatt Nr. 5.

Megendorfer, V., Frauen-Polka Nr. 8.

Mendelssohn, Felix, von Th. Strehner, Th., Nr. 6.

Reigel, Cito, Andante aus Czernys vierhänd. Klavierkonzerte Nr. 1.

Richard, St., Frühlingsfeier Nr. 15.  
Rieg, Leop., Weihnachtsbotschaft Nr. 24.

Schulze, Adolf, op. 16, Albumblatt Nr. 6.

Trauermarsch, dem Andenken Kaiser Wilhelm I. Nr. 7.

Vagabondy, Zela, Tandelei Nr. 8.

Wilm, Nikolai v., Glotter Einn, Nr. 19.

Lieder für eine Singstimme.

Abt, Frz., Römt ich's verstehen Nr. 17.

Böhme, J. W., Im Mitternacht Nr. 3.

Böie, J., Möcht so gerne ziehn Nr. 17.

Bronart, Zungeberg v., Blumen- gruß Nr. 12.

Gretschel, Contr., Vertrauen Nr. 15.

Lachner, Vinc., Liebessehnen, „Da brühen, da droben“ Nr. 1.

Lachner, Vinc., An Kaiser Wil- helm, Gedicht von Felix Dahn Nr. 8.

Mozart, W. A., Bieneleier Nr. 7.  
Mozart, Sohn, W. A., Ge- muerung Nr. 12.

Reiser, Aug., Vorau: „Schwilt's dir nimmer sagen“ Nr. 5.

Thierfelder, M., Agnes' Klage Nr. 22.

Wehrle, Hugo, Liedchen der Lur- lei Nr. 19.

Wenzel, Paul, Mein Heimat- wald Nr. 10.

Jöllner, Heinr., „Mommen und Schreien“ Nr. 7.

Lied für 2 Singstimmen.

Böttger, Gust., Wenn der Herr ein strenge schickt Nr. 24.

Violine und Klavier.

Wach-Wehrle, Maria Nr. 5.

Klegie Nr. 13.

Kohde, Ed., jr., Andante reli- gioso Nr. 1.

Etrasky, Jos., op. 34, Andante Nr. 12.

Jajic, H., Albumblatt Nr. 17.

### Briefkasten.

Aden 8, 37, 61, 74, 139, 198.

Abbad 139.

Alfandria 62.

Altenbach 288.

Altenburg 24, 76, 163.

Altenkirchen 89.

Altona 8, 125, 186, 250, 304.

Altwied 303.

Amicus artis 51.

Anklam 63.

Apoth 74.

Arad 304.

Arbesau 162.

Arnstein 102.

Aschaffenburg 303.

Athen 37.

Augustburg 52, 63, 89.

Aulster 211.

Babenhausen 102.

Baderach 150.

Baben 24.

Bamberg 174.

Baranja-Maja 75.

Barmen 8, 74, 102, 150, 163, 303.

Baronsk 304.

Basel 288, 303.

Bausen 90.

Beetig 37.

Bergdorf 163.

Berlin 8, 24, 37, 49, 51, 52, 61, 62, 63, 74, 75, 76, 90, 91, 113, 150, 151, 162, 163, 174, 186, 187, 198, 210, 211, 290, 291.

Bern 138, 163.

Bernburg 8, 150, 223, 252.

Biberach 75.

Biel 162.

Bielefeld 150, 290.

Bilbao 262.

Bistritz 62.

Blasewitz 75.

Boburg 138.

Bochum 262.

Böhmisch-Teipa 262.

Bonn 8, 101, 125.

Bopfingen 37, 211.

Boston 62.

Brandenburg 50, 198, 223.

Braunsberg 101, 304.

Braunshweig 24, 63, 74, 139, 187.

Braunweiler 24.

Bredensfeld 37.

Breslau 24, 51, 74, 75, 90, 102, 114, 138, 140, 150, 151, 288, 290, 304.

Bromberg 49, 125, 162, 174, 262.

Brück 125.

Bruck 125, 174.

Brünn 288.

Brüg 287.

Burgow 37.

Burgus 210.

Budapest 63, 89, 101, 304.

Budweis 198.

Buffalo 187.

Bularenk 8.

Bünzlig 8.

Bünde 211.

Bunzlau 24.

Burgstädt 113.

Burgwedel 163.

Cach, H. A. 303.

Caffel 24, 52, 163.

Chebnitz 8, 102, 114, 186.

Chicago 290.

Cibur 8.

Clausthal 52.

Clebe 89, 90.

Cleveland 211.

Coburg 24.

Cöln 150.

Cöslin 138.

Cottbus 89.

Crefeld 8, 37, 62.

Czardas 24.

Czarlow 288.

Daaden 62.

Dabringhausen 198.

Danzig 24, 49, 101, 198.

Darmstadt 51, 63, 186.

Degehoff 198, 262, 273.

Deibow 139, 290, 303.

Deining 8.

Deilich 37.

Deffau 74.

Deimold 74.

Deutsch-Viefar 50.

Devaranza 24.

Diedenhofen 61.

Dießen 140.

Dillenburg 8.

Dittenhausen 211.

Dobronow 21.

Dolichsen 89.

Dombongen 37.

Dordrecht 37.

Dorfmart 37.

Dornbach 303.

Dorpat 210.

Dortmund 163, 211.

Dresden 8, 37, 50, 125, 138, 198.

Düren 24, 150, 163.

Düsseldorf 8, 37, 62, 75, 76, 174, 303.

Ehrang 52.

Eilenburg 90.

Eisenach 75, 125.

Eisenach 290, 303.

Eisen 8, 113.

Eisenfeld 8, 62, 63, 101, 102, 186, 198, 250, 290.

Elbing 290.

Elbogen 62.

Elbthal 163.

Ellwangen 151.

Enden 288.

Emmerich 21.

Em 211.

Emden 51.

Engelberg 8.

Erhard 113.

Eria 52.

Eichweiler 24.

Effen 24, 90, 139, 288.

Eglingen 24, 37, 63.

Ettenfisch 210.

Eutrigisch 102.

Everinghausen 174.

Falkenberg 37.

Feldberg 210.

Finkenwalde 288.

Finkenwälder 37.

Frankfurt 8, 24, 90, 125, 186, 250, 290, 303.

Freiberg 37, 151.

Freiburg 8, 24, 37, 51, 162.

Freilassing 303.

Freibland 24.

Fulda 8, 101.

Gärth 24.

Gambach 37.

Galschütz 75.

Genova 303.

Gera 113.

Gieraltowitz 75.

Glabach 37, 50.

Glarus 101.

Glag 75.

Glanbach 51, 163.

Gleiwitz 113, 138.

Gmund 140.

Gnersdorf 174.

Gollnow 74.

Görlich 211.

Gorha 24, 37, 211.

Gotteszell 50.

Göttingen 8.

Grafenhausen 151.

Grafenstein 223.

Grand-Island 89.

Graz 102, 186.

Greifswald 24, 51, 186.

Gröbzig 37.

Grolsch 8.

Groningen 150.

Grosz-Salze 89.

Gröbzig 186.

Grumbkowfalten 24.

Grünau 290.

Grünberg 37.

Grüneberg 51, 61.

Grünhainichen 50.

Grünstadt 24.

Grundschott 90.

Hadamar 51, 250.

Hagen 74.

Hagenau 51.

Halle 8, 24, 37, 90, 304.

Hamburg 8, 49, 90, 138, 140, 174, 187, 262, 273.

Hamm 290.

Hannau 74, 89, 304.

Hannover 8, 37, 62, 75, 187, 198.

Harpen 186.

Haslingen 262.

Heidelberg 186.

Heilbronn 8, 162.

Heiligenstadt 8.

Heiden 89.

Hermesdorf 89.

Herrenhut 139.

Hersfeld 140.

Hersfeld 113, 222.

Hirschberg 52.

Höcht 8, 114.

Hodensee 176.

Hohndorf 287.

Holzberg 162.

Homburg 138.

Hunfensbüttel 174.

Hüttenheim 8.

Jaffa 152, 262

- Nieder-Köfnitz 62.  
 Nibersambach 288.  
 Nießky 51.  
 Niemeveditz 211.  
 Nifolsburg 288.  
 Nordhausen 74. 101. 222.  
 Noris 61.  
 Nürnberg 37. 61. 90. 139. 162.  
 187.  
 Oelfand 90.  
 Oberamt 90.  
 Ober-Glogau 75.  
 Obergund 24. 113.  
 Oberhausdorf 102.  
 Oberhausen 37. 51.  
 Oberheim 262.  
 Offenbach 24. 139. 238.  
 Offenburg 138.  
 Otmütz 61.  
 Opladen 303.  
 Oranienburg 163.  
 Oßersleben 51.  
 Ostrow 238.  
 Panschwitz 37.  
 Paris 24.  
 Paffau 174. 250.  
 Peilan 52.  
 Penzlin 101.  
 Perleberg 91. 139.  
 Pest 61. 62.  
 Petersburg 90.  
 Petershof 198.  
 Pfüllingen 50.  
 Plauen 75. 101.  
 Plön 8.  
 Pomern 37. 174.  
 Pommersdorf 37.  
 Pouchau 220.  
 Boien 139. 211.  
 Potsdam 8. 50. 52. 61. 102.  
 Prag 37. 52. 74. 151. 163. 210.  
 238. 290. 304.  
 Preistracham 74.  
 Preßburg 61.  
 Pritschona 24.  
 Proßlau 101.  
 Prunn 62.  
 Prütz 139.  
 Queblinburg 75. 210.  
 Ratzenow 139.  
 Ratibor 163. 186.  
 Raseburg 24. 102. 222.  
 Ravensburg 24.  
 Ravelshausen 24.  
 Rawitsch 90. 187. 198.  
 Regen 250.  
 Regensburg 8. 37. 102. 140.  
 Rehborn 250.  
 Reichenbach 303.  
 Reichenbach 102. 138. 174. 198.  
 Reichenberg 61. 102.  
 Reichenhall 63.  
 Reinscheid 288.  
 Reuß 150.  
 Reußenmarkt 62.  
 Reutlingen 113. 114.  
 Reval 140.  
 Rheine 102.  
 Riga 74. 151. 198. 273.  
 Roermund 250.  
 Roma 89.  
 Rorisch 89.  
 Rottorf 138.  
 Rottenburg 102.  
 Rotterdam 61. 150.  
 Rudolfsadt 24. 51. 90.  
 Ruit 63.  
 Rutla 303.  
 Rubin 114.  
 Sackenhäusen 24.  
 Sacran-Tur 102.  
 Salzbürg 304.  
 Schaffburg 24.  
 Schamitz 24. 139.  
 Schiltigheim 37. 125. 139.  
 Schlachten 8.  
 Schmalfalden 198.  
 Schönbach 125. 138.  
 Schönbürg 75.  
 Schubin 222.  
 Schützenstein 288.  
 Schwanz 238.  
 Schweidnitz 37.  
 Schwerin 90.  
 Schwerin 76. 138.  
 Schwiebus 222.  
 Strehmenwerdoff 62.  
 Sennfeld 63.  
 Sigmaringen 50.  
 Silistria 198.  
 Simbelfingen 76.  
 Sondershausen 8. 54.  
 Soran 8.  
 Spandau 37. 211.  
 Spener 102.  
 Spottau 101.  
 Stimbirsk 162.  
 Steele 250.  
 Stellenbosch 138.  
 Stettin 101. 303.  
 St. Gallen 8.  
 St. Johann 262.  
 St. Louis 37.  
 Stolp 49.  
 Stolpen 304.  
 St. Luitin 90.  
 Stralund 24. 150.  
 Strahburg 63. 102. 139. 150.  
 223.  
 Stuhlweihenburg 162.  
 Stuttgart 8. 24. 52. 63. 162. 211.  
 Strum 21.  
 Swinemünde 250.  
 Symien 21.  
 Szegedin 24.  
 Tauton 291.  
 Tägerweilen 211.  
 Teitimmen 74.  
 Teltow 62.  
 Teltow 24.  
 Thale 290.  
 Thiengen 89.  
 Thomaten 162.  
 Thurnau 51.  
 Thüntenheim 138.  
 Tilsit 151. 210. 273.  
 Trebow 222.  
 Trepow 75.  
 Trier 101. 102.  
 Triesdorf 89.  
 Triest 113.  
 Troppau 37. 198.  
 Tübingen 140.  
 Tworau 76.  
 Heberlingen 163.  
 Heidermünde 273.  
 Hieß 37.  
 Unterrohr 63.  
 Unterjachsenberg 186.  
 Urach 102.  
 Ufingen 63.  
 Vangerow 125.  
 Var-Palota 50.  
 Veringentadt 251.  
 Vevy 90.  
 Vöbel 49.  
 Vöhl 8.  
 Wahrenbrück 52.  
 Waldenburg 50.  
 Waldmohr 187.  
 Waltersode 62. 139.  
 Waltershausen 52.  
 Weimar 37. 288. 304.  
 Weri 290.  
 Wermelsweil 138.  
 Wernersberg 139.  
 Wernigerode 198.  
 Werro 89.  
 Wertheim 8. 252. 273.  
 Weylar 223.  
 Wien 8. 24. 37. 61. 62. 91. 102.  
 125. 187. 262. 288. 303. 304.  
 Wiesbaden 210. 287.  
 Wiesenberg 62.  
 Wizing 223.  
 Wittenbrunzen 138.  
 Wittenberg 52. 62.  
 Wittich 90.  
 Wolfersdorf 287.  
 Wöllstein 63.  
 Worms 37. 90.  
 Würzburg 89. 287. 303.  
 Zara 101.  
 Zambodzie 113.  
 Zeitz 101.  
 Zeulenroda 113.  
 Zudau 163.  
 Zülz 8.  
 Zürich 24. 89. 101. 114. 288.  
 Zischoppau 174.

## Die Jahrgänge 1880—1888

der

### Neuen Musik-Zeitung

erschienen wiederholt in neuen Auflagen und sind in elegant broschirten Quartalbänden à 80 Pfg. durch alle Buch- und Musikalienhandlungen zu beziehen, ebenso

### Elegante Einbanddecken

à Mk. 1.— und Prachtdeden à Mk. 1.50 (rot, grün oder braun), letztere mit Schwarz- und Golddruck-Pressung, zu jedem Jahrgange der „Neuen Musik-Zeitung“.

... Musikpädagogisches  
Wert ersten Ranges, da es  
frei von jeder Propaganda ist.  
Herausgeber  
Kunste Nachrichten.

... Ich möchte allen  
Eltern das reichhaltige Blatt  
für ihre musikalischen Kinder  
empfehlen.  
Frankfurter Zeitung

# Musikalische Jugendpost.

Anregend, belehrend.

Unterhaltend, erheiternd.

Illustrierte Zeitschrift für die Jugend.

Vierteljährlich 6 Nummern nebst zahlreichen Musik- und anderen wertvollen Beilagen 1 Mark.

Illustrations- und Textprobe aus der „Musikalischen Jugendpost.“

„Eine solche Jugend-  
schrift wird sich ihren Weg  
selbst bahnen.“ So äußerte  
sich vor drei Jahren Prof.  
Louis Köhler über die  
„Musikalische Jugendpost“,  
und der treffliche Musik-  
pädagoge sollte Recht be-  
halten. Heberall wird die  
„Musikalische Jugendpost“  
freudig begrüßt, sie ge-  
winn sich im Fluge die  
Herzen der glücklichen Ju-  
gend und ist nun für diese  
wie für alle musiktreibenden  
oder musiktiebenden Eltern,  
Lehrer, Explicier ein stets  
willkommener Gast, ihr  
Lieblingsblatt.

Die „Musikalische Ju-  
gendpost“ vermittelt dem  
kleinen Volke die reichen  
Schätze der Tonkunst und  
pflegt durch Anregung,  
Rat und Belehrung das  
aufkeimende Verständnis  
und die wachsende Liebe  
für die Kunst bei Anfän-  
gern wie bei bereits vorge-  
schrittenen Musikschülern.

## Inhalt

der  
Musikalischen Jugendpost:  
Illustrierte biographische  
Erzählungen und Charak-  
terbilder, belehrende Ar-  
tikel, Märchen, Humores-  
ken, Gedichte, Anekdoten,  
Unterhaltungsspiele, Rä-  
sel und Rebusse, Brief-  
kasten, ferner: Melodien  
und instruktive Klavier-  
stücke (zwei- u. vierhändig),  
Lieder für eine Singstimme  
und Duette mit Klavier-  
begleitung, Kompositio-  
nen für Violine und  
Klavier.



## Täglich Grosses Frei-Concert

von früh bis spät.

### Programm:

1. Im Wald und auf der Heide... Schafmeisensolo,  
vorgelesen von Hans, dem Hirtenknaben.
2. Wer hat dich, du schöner Wald... Quartett  
gesungen von Quak, dem Frosch, Ziep, der Grille,  
Summ, der Biene u. Ziep, der Grasmücke, die Be-  
gleitung hat Herr Kukuk übernommen.
3. Idylle, vorgelesen von Herrn u. Frau Turteltaube.
4. Lied an den Mond, ges. von Frau Nachtigall.

Die „Musikalische Ju-  
gendpost“ erfreut sich der  
hübschen Mitarbeiterchaft  
der besten und beliebtesten  
Jugendchriftsteller, Kom-  
ponisten und Zeichner und  
bringt unterhaltende und  
belehrende Beiträge von  
Professor Felix Bahn,  
Ernst Pasqué, Professor  
Carl Reinecke, Dr. H.  
Guthrie, Aug. Tesim-  
ple, Dr. A. Rohut, Elise  
Polko, Eufemia Gräfin  
Ballestrem (Frau von Ad-  
lersfeld), Anna Nicolai,  
A. von Winterfeld, C.  
Haack, Frida Schanz,  
I. Heilborn, J. Stiefel,  
Wilh. Appelt und an-  
deren.

## Musikalische

### Kompositionen

von Fr. Behr, E. Breslau,  
A. Riehl, F. Burgmüller,  
Alto Fischer, Ernst Heim,  
Wilh. Heiser, Ad. Henne,  
Herm. Kipper, R. Kögeler,  
I. Liebe, Fr. Lillerscheid,  
Robert Mästel, H. Mün-  
berg, Georg Niemann, A.  
Schefer, Aug. Willberger  
etc. etc.

## Illustrationen

von Paul Schumann, C. Bil-  
terding, Oskar Pleisch,  
Schulte vom Brühl, F.  
Klinger, Woldemar Fried-  
rich, H. von Schwind und  
anderen ersten Künstlern.

Wenn in dem winterlichen Wald  
Die Höllein kalt erfrören,  
Freut man sich drinnen in der Stadt  
An lustigem Musikieren.  
Es kommen Künstler jeder Art,  
Es wird gequält, geklungen,  
Und Schanzspiel gibt's — und auf dem Ball  
Wird viel umhergesprungen.  
Doch wenn der Wald in Fröhen steht,  
Und wenn die Blümlein blühen,  
Dann kommt auch für das Waldgebiet  
Ein Fest nach Wintermühen.

Dann gibt's ein großes Festkonzert,  
Für Eichhorn, Reh und Hasen,  
Und langen können sie dazu,  
Auf schwellend grünem Rasen.

Der Hans, der blonde Hirtenknab'  
Läßt die Schalmei erklingen,  
Sein Bündlein nimmt mit Heulen ein,  
Die kleinen Höllein singen.

Der Kukuk gibt den Takt dazu,  
Den Ball die em'gen Bienen,  
Die Schällein machen: „Bläh und bläh!“  
Mit selbstzufried'nen Mienen.

Der Frosch im Sumpf stimmt auch mit ein,  
Und hoch in Buchenäulen  
Gibt's leis' und tierisch: „Kuckuck!“  
Von sanften Turteltauben.

Doch auch der Wald will schweigen nicht,  
Teil' fällt er ein mit Rauschen,  
Das Eichhorn und die Höllein  
Die äh'n still und lauschen.

So geht's von früh bis in die Nacht  
Tagtäglich um die Wette.  
Die Waldmusik klingt süßherzhaft  
Wie die Musik der Städte.

... nicht genug zu  
lobende Zeitschrift.  
Kölnische Nachrichten.

Die in Prachtdruck gebundenen Jahrgänge der  
„Musikalischen Jugendpost“ (Jahrgang 1886, 1887,  
1888, à Band 5 Mark) eignen sich für kleine Musi-  
kanten vorzüglich als geschmackvolle und gediegene  
Festgeschenke.

Probe-Nummern der „Musikalischen Jugendpost“  
durch jede Buch- und Musikalien-Handlung, sowie  
direkt vom Verlag Carl Grüniger in Stuttgart  
gratis und franko.

... außerordentlich zweck-  
mäßig bearbeitet und ein sehr  
empfehlenswertes Bildungs-  
mittel für unsere Kinder.  
Herrn und Frau.

IX. Jahrgang Nr. 1.

Stuttgart, 1888.



# Neue Musik-Zeitung.

— Auflage 49 000. —

Vierteljährlich sechs, mit Künstler-Porträts etc. illustrierte Nummern und je einer Extrabeilage, bestehend in verschiedenen, für Hausmusik geeigneten Gesangs- u. Instrumental-Kompositionen, Musikalisches Fremdwörterbuch, Musiker-Lexikon, Illustrierte Musikgeschichte, Kautbach-Stellers Opern-Cyklos u. s. w.

Verlag von Carl Grüninger in Stuttgart  
(vormals B. A. Zenger in Köln).  
Inserate die viergespaltige Koppreile, je 75 Pfennig.  
Beilagen für je 1000 Exp. Mark 2.  
Alleinige Annahme von Inseraten und Beilagen bei  
Rudolf Mosse Stuttgart, Leipzig, Berlin u. dessen Filialen.

Preis pro Quartal bei allen Postämtern in Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Luxemburg, sowie in sämtlichen Buch- und Musikalien-Handlungen 80 Pfg.; direkt von Stuttgart und bei den Postämtern des Weltpostvereins 1 Mk. 50 Pfg. Einzelne Nummern 25 Pfg.

Alle früheren Jahrgänge sind neu aufgelegt in eleg. brosch. Bänden zu 80 Pfg. das Quartal, Einbänden à Mk. 1.—, Prachtbänden à Mk. 1.50 durch alle Buch- u. Musikalien-Handl. zu beziehen.



Abonnements-Bestellungen auf die „Neue Musik-Zeitung“ (80 Pfg. pro Quartal) werden jederzeit von allen Postanstalten und Buch- oder Musikalien-Handlungen entgegengenommen und die bereits erschienenen Nummern des laufenden Quartals nachgeliefert.





## Clementi-Cramer-Czerny.

Von Dr. Otto Reikel.

**S**chreiber von Wort- und Buchstabenpietäten pflegen in die zufälligen Namenbildungen einen tiefen Sinn zu legen. Die Wagnerianer, welche selbstverständlich den Wagenmacher zu dem Wagenben nstempeln, haben in dem Namen ihres Meisters das lateinische Wort AGE! wohl an, ans Werk! entdeckt. Daß Schumann in dem Umfange, daß sein Namen dieselben Vante (SCHA) in umgekehrter Reihenfolge enthält, aus welchen das böhmische Städtchen ASCH, der Geburtsort seiner früheren Herrschaftsdame zusammengelegt ist, dürfte deswegen allgemein bekannt sein, weil er aus diesem Wortspiel ein Tonspiel gemacht hat und fast alle Nummern seines Menuet mit den Noten A—C—H beginnen läßt. Die Brahmsianer oder wie sie auch scherzweise genannt werden, die Brahminen leiten aus dem B des großen Symphonikers seine direkte geistige Abkunft von Bach und Beethoven her, deren Werk er als dritter und letzter zu vollenden bemüht sei. So enthält auch unsere Lieberstift drei Namen, die man recht wohl als die drei großen C des Klavierspiels bezeichnen kann. Mein wichtigster Zügel wird uns widerprechen, wenn wir behaupten, daß das ständige Studium ihrer Werke zur Erlangung eines soliden Spiels unerlässlich ist und daß es dem Klavierpietist nicht zum Vorteil dient, wenn sie übergegangen oder vernachlässigt werden. Kist wußte seinen Schülern nie besser zu raten, als mit den Worten: „Spielst fleißig Czerny.“ Täuflich hat die Bedeutung, welche er Clementis Studien beilegt, damit genug gekennzeichnet, daß er eine heute in aller Pianisten Hände befindliche Auswahl aus dessen Gradus ad Parnassum hergeleitet hat. Willow hat bald nach Täuflich eine ausgezeichnete Ausgabe der Gramerischen Studien mit Fingerzeiger für das Studium und ausregenden Bemerkungen versehen. Die Ergründungsschritte beider, besonders auch Täuflichs Gewohnheit, die Passagen in allen Tonarten mit gleichem Fingeris zu spielen, hat Dr. Hans Visschop in seiner ganz vorzuziehlichen neuen Ausgabe der Schule des Virtuosen von Czerny verwendet. Die Mühsit ist nämlich eine durchaus einseitige, als ob Czerny nur für die Jugend und für den ersten Unterricht geschrieben habe und als ob mit der Schule der Geläufigkeit und höchstens noch mit derjenigen der Fingerfertigkeit seine pietenswerten Studienanstellungen ihren Abdruck erreichten. Außer der Virtuosenkunde bieten seine Schule des Legato und Staccato, seine Studien-Studien (op. 834), seine Virtuosität der linken Hand u. a. nützliche Studienmaterial.

Von diesen drei Musikern, von deren Namen heute die ganze Klavierpietische Erde widerhallt, ist im allgemeinen nicht viel mehr bekannt, als daß sie vor 50–100 Jahren lebten, und daß Clementi vom Kaiser Joseph einmal zu einem musikalischen Wettstreit mit Mozart eingeladen war, und so möchte es denn unsere Mühsit sein, die Leser mit den hauptsächlichsten ihrer Lebensschicksale bekannt zu machen.

Muzio Clementi ist im Jahre 1752 in Rom geboren. Sein Vater, ein zu seinem Fach sehr bewandter Silberarbeiter, wußte sich nichts Lieberes, als sich und den Seinen in Mageshuden die Zeit mit Musik zu vertreiben. Wie das bei den meisten Musikern nachzuweisen ist, so war auch in der Familie des alten Clementi die Musik von alters her die eigentliche häusliche Kunst, und es ist weder zu verwundern, daß sich unter den Verwandten sogar ein tüchtiger Nachmittler, der Kapellmeister Boroni befand, welcher sich des kleinen Muzio mit Eifer annahm, noch auch, daß der letztere in kurzer Zeit die aufgewundlichsten Fortschritte machte. Schon in seinem siebenten Jahre wurde er dem Organisten Cordicelli übergeben, um von ihm in die Mythen des Montanpunks und der Affordverbindungen eingeweiht zu werden, und schon im neunten Jahre trug er die Frühreife auf der Orgelbank, um beim Gottesdienst die Orgel zu spielen. Seine kontrapunktischen Studien beschäftigte ferner noch Carpin, und in der Kunst des Gesanges, mit der eigentlich jeder Musiker, mag er werden, was er will, beginnen mußte, wurde er von Santardi unterwiesen. So kam's, daß der Schwerpunkt der künstlerischen Entwicklung des Knaben anfangs mehr in die Komposition verlegt wurde. Auch die öffentliche

Anerkennung fehlte seinem Schaffen nicht, und eine von ihm aufgeführte Messe machte seinen Namen als den eines komponierenden Wunderknaben in weiten Kreisen bekannt. Unter seinen Bewunderern befand sich auch ein vornehmer und reicher Engländer Bedford, der an dem Knaben ein solches Interesse faßte, daß er nichts Geringeres im Schilde führte, als ihn mit sich zu nehmen und ihn in London weiter ausbilden zu lassen. Es kostete harte Kämpfe mit der Familie, bis diese endlich einwilligte und sich von dem Lieblingskinde trennte. Bis zu seinem 18. Jahre (1770) dauerte die Zeit stiller, wohlbeachteter und erpriehtlicher Arbeit, der er sich in England, meist auf einer Fiktion seines Vaters unterzog. Dann erst trat er wieder an die Öffentlichkeit und errang als Pianist fast noch größere Erfolge, denn als Komponist. Auch das Amt des Orchesterdirigenten an der italienischen Oper verlor er in den Jahren 1777–80 mit großer Sicherheit. Aufnahme begann für ihn die Zeit ruhmgeladener Konzerte, welche ihn nach Paris, Stuttgart, München, endlich nach Wien führten, wiewohl im Jahre 1781 der schon oben erwähnte Wettstreit mit Mozart auf dem Klavier „ausgesprochen“ wurde. Derselbe verlief bekanntlich unentschieden, da man zwar Clementi mehr Fertigkeit, dafür aber Mozart mehr Empfindung und reiche Gründungsfrucht zugehen mußte. Die beiden Virtuosen empfingen voneinander einen sehr verdienstvollen Eindruck. Während Mozart an Clementi nur die große Bravour bewunderte und ihn sogar „einen bloßen Mechanismus“ nannte, wurde Clementi bereit von Mozarts Spiel ergriffen, daß seit dieser Zeit sein Vortrag nicht unerheblich an Wärme und Fülle gewann. Bezeichnend ist auch der französische Zufall, welchen die B—ur-Sonate in der alten Partitur & Händelschen Ausgabe trägt: „Diese Sonate ist nebst der folgenden Doccato vom Verfasser vor Sr. Maj. Joseph II. in Mozarts Gegenwart im Jahre 1781 gespielt worden.“ Bis zum Jahre 1802 finden wir ihn wieder in London, wiewohl er mit Klavierpiel, der Direction der vornehmen Konzerte und vor allem mit Musikunterricht eine ebenso fruchtbringende, wie einträgliche Thätigkeit entfaltet. In diese Zeit fällt auch der Unterricht, den der junge Cramer von ihm empfing. Wie so viele seiner Kollegen, denen es glückt, sich ein Vermögen zu erwerben, war er in der Hinsicht demselben anfangs nicht glückselig. Ein Verlagsgeschäft, an welchem er beteiligt war, machte Bankrott und er kam um den größten Teil seiner Gipsantheile. Doch er wurde durch Schaden flug, und da er altblut und Jähigkeit genug besaß, um ein Geschäft selbstständig verwalten zu können, so richtete er eine Klavierfabrik und eine Musikalienhandlung ein, welche beide sehr prosperierten. Im Jahre 1802 begann er wieder zu reisen, und zwar in Gesellschaft seines begabten Schülers John Field, mit dem er in Paris, Berlin, Wien, schließlich in St. Petersburg konzertierte. Field blieb in Rußland und siedelte später nach Moskau über, wo er auch begraben liegt, während Clementi nach einem Abscheu nach der Schweiz sich in Berlin zum zweitenmal verheiratete und mit seiner jungen Gattin nach vierjähriger Abwesenheit einmal wieder „Italia sine Heimatland“ aufsuchte. Nach verschiedenen strengen und Energielosen, in welchen Berlin die am meisten behütete Stadt bildete, wiewohl er auch den jungen Meyerbeer unter seine Schüler aufnahm, kehrte er 1810 wieder nach London zurück, er von jetzt ab sich nur mehr der Komposition und seinem Geschäft widmete. Vorsichtiger als Cramer, der ebenfalls noch sehr ein unter der Firma Cramer, Addison & Beale wohl bewährtes Verlagsgeschäft gründete, ließ er von seinen zahlreichen Orchesterwerken, welche in den Londoner philharmonischen und der Leipziger Gewandhauskonzerten sich einer glänzenden Aufnahme zu erfreuen hatten, nichts drucken, so daß sich die Vervielfältigung seiner Kompositionen lediglich auf seine vielen in Druck erschienenen Klavierstücke beschränken muß. Allerdings hat er es hier auf etwa 100 Sonaten gebracht, welche in Auswahlen heute noch verbreitet sind; zu den bekannten Stücken gehört ferner sein Duo für zwei Klaviere und seine Doccato. In seinem musikalischen Gehalt, wie an unerhöhtlicher Verwendbarkeit beim Leben ragt der Gradus ad Parnassum hervor, und geübte Spieler, besonders Virtuospianisten, mögen auch die nicht in Täuflichs Auswahl aufgenommenen Nummern, unter denen sich viele Wertvolle befinden, studieren. Der Gradus erschien im Jahre 1817. Clementi, der bis in sein hohes Alter sich der rüstigen Gesundheit erfreute, starb 80 Jahre alt auf seinem Landgut Gosham in der Grafschaft Worcester am 9. März 1832.

Jean Baptiste Cramer entstammte einer seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts wohlbekannten Musiker-

familie. Er wurde am 24. Februar 1771 in Mannheim geboren, wiewohl sein Vater, ein Geigenvirtuose von großem Ruf, im Hoforchester mitwirkte. Derselbe gab jedoch, nachdem er in London großen Erfolg erzielt, diese Stellung auf und siedelte mit seiner Familie dorthin über. Hier wurde er vom Könige zum Direktor der Kammerkonzerte und zum Kapellmeister der Oper ernannt. Der junge Jean Baptiste, welcher zuerst, wie sein Vater, das Geigenpiel erlernte, genoss somit früh genug die denkbar reichste Anregung. Nach und nach überzog in ihm die Neigung zum Klavierpiel, welche in seiner Weise zurückdrängen der Vater einsichtsvoll genug war. Nachdem Vater und Schüler den ersten Unterricht geleitet, kam der nunmehr Zwölfjährige zu Meister Clementi, der ihm das Verständnis der Werke der damaligen „Klassiker“ erschloß und den Grund zu einer soliden Technik bei ihm legte. Obgleich er diesen Unterricht nur zwei Jahre lang genoss, war er doch schon vollständig so weit entwickelt, um ohne Anleitung den Weg der Vervollkommenheit zu finden und in wenigen Jahren den ersten Virtuosen Londons beizugehen zu werden. Auch in der Komposition war die Unterweisung, die er empfing, nur eine spätere. Um so mehr muß es in Cramers Leben, daß seine 105 Sonaten, sein Klavierquintett und die unzählbare Menge der von ihm komponierten Bagatellen, Rondos, Nocturnes u. dgl. viele Sätze enthalten, die ihrem bedeutenden musikalischen Gehalt und dem klaren Sachbau nach an Beethoven gemahnen. Wenn es bei einem Komponisten zu bedauern ist, daß fast alle seine Werke der Vergessenheit anheimgefallen sind, so ist dies bei Cramer der Fall. — Zwei Ausnahmen, die er nach 1788 unternahm und auf denen er den von ihm hochverehrten Haydn kennen lernte, unterbrachen nur auf kurze Zeit seine Londoner Lebensweise, welche sich bald mit solchem Erfolg dem Klavierunterricht zuwandte, daß unterwiesungsbedürftige Pianisten aus aller Herren Länder herbeiströmten, um seines Unterrichts theilhaftig zu werden. Erst spät, im Jahre 1828, gründete er das bereits oben erwähnte Musikaliengeschäft. Nachdem er in der Zeit von 1832–45 auch viel in Paris gelebt hatte, zog er sich immer mehr von seiner öffentlichen Wirksamkeit zurück, bis er am 16. April 1858 hochbetagt in London starb.

Während Clementi der Abtammung nach ein Italiener, Cramer ein Deutscher war, deutet schon der Name Czerny (Schwarz) auf böhmischen Ursprung. Sein Vater war ein sehr geschätzter Pianist, der, in Hamburg geboren, zuerst in Prag, später in Wien lebte, mehrere erfolgreiche Konzerte gegeben hatte und als Klavierlehrer sehr geschätzt war. Da er ein Mann von angenehmen Umgangsformen und von eifriger Kunstliebe war, da seine Gattin überdies sein Hauswesen behaglich einzurichten verstand, so machten sich die bedeutendsten künstlerischen Wiens ein Vergnügen daraus, bei ihm zu verkehren und bei ihm und mit ihm zu musizieren. Unter ihnen befand sich auch Beethoven, welcher dadurch einen entscheidenden Einfluß auf des jungen Carl Ausbildung gewann, daß er ihn mehrere Jahre hindurch unterrichtete. Carl Czerny wurde am 21. Februar 1791 in Wien geboren und zeigte in früherer Jugend ein ausgeprägtes Talent für das Klavierpiel und die Komposition. Da er früh zur Ausübung seines Talents angehalten wurde, so begann er schon in seinem vierzehnten Jahre mit der Erlernung von Musikunterricht; er blieb diesem Beruf bis an sein am 15. Juli 1857 erfolgtes Ende mit einer festen Unverwundlichkeit treu. Der nicht mit Stundenangeben ausgefüllter Abend wurde regelmäßig der Komposition gewidmet. Es ist fast unglücklich, wie hoch sich die Zahl derselben beläuft. Sein letztes Werk, 32 Exercitien, trägt die Opuszahl 848. Doch gibt es viele Sachen von ihm, zumal die sehr umfangreichen Arrangements aller Symphonien Beethovens, der meisten von Haydn, Mozart und Spohr und sehr vieler Oratorien, dann die äußerst genaue, in ihrer Art monumentale Ausgabe von Baads Wohltemperiertem Klavier (bei Peters erschienen), welche alle ohne Opuszahl erschienen sind. Und recht im Gegensatz zu vielen modernen Tonsetzern, welche jedes Liedchen, Transkriptionen, Nocturne, Albumblatt als besonderes Opus veröffentlichen, hat er deren so umfangreiche hinterlassen, daß sie recht gut als mehrere einzelne Opera gelten könnten. Scherzhafter sei die auch von einem seiner Verleger Haslinger beschriebene Art seines Arbeitens erwähnt. Da er im Komponieren nämlich eine ganz unheimliche Rapidität entfaltete, so verzerrte ihm anfangs das gehörige Troden der beschriebenen Seiten etwas Zeitverlust, den er dadurch erparte, daß er in seinem Zimmer vier Stehpulte aufstellte, auf jedem ein besonderes Opus anfang und nun an jedem Pult immer zwei Seiten hintere-



schrieb. Waren sie fertig, so begab er sich zum nächsten Pult, um ebenfalls zwei Seiten zu "fabrizieren", und so der Reihe nach. Natürlich waren die Notenköpfe, sobald er wieder aus erste Pult kam, wohlgetrocknet. Da er meist Klavierwerke schrieb und die zweite Seite wohl in der Regel mit einer Etüde abschloß, so ist diese Methode so unglaublich nicht. Jedenfalls wird seine Vielschreiberei dadurch trefflich gekennzeichnet. Unter seinen zahlreichen Schülern befinden sich auch solche, die später zu Ruhm und Namen gelangt sind, vor allen Franz Liszt (1818–21), der zuerst zu Gummel nach Weimar hatte gehen wollen, aber die hohen Bedingungen des selben, einen Louisd'or für die Stunde, nicht ganz im Einklang mit seinen bescheidenen Mitteln gefunden hatte. Auch Liszt großer Nebenbuhler Thalberg, ferner Alfred Jaell und Leopold von Meyer zählten zu seinen Schülern. Auch er hat eine große Zahl von Kammermusikwerten, Symphonien, Messen, Requiem, Opernarien und Gradualien, sowie ein Vermögen von 100 000 Gulden hinterlassen, das er fast ausschließlich, da er unverheiratet starb, einigen wohlthätigen Anstalten in Wien vermacht.

Alle drei haben das heutige Klavierpiel entwickelt und begründet helfen: die epochenschaffende Bedeutung muß jedenfalls Clementi zuerst anerkannt werden. Am vorzüglichsten ist Cramer, während Czerny allzusehr die mechanische Fertigkeit betriebsichtig. Man könnte Clementi den Eleganten, Cramer den Geschäftsvollen, Czerny den Trocken nennen. Die reichste und bedeutendste Anregung hatte Czerny, der sie aber am wenigsten verwertet hat. Anders Cramer, der von dem ständigen Eindruck, welchen Haydn auf ihn hervorbrachte, zeitlebens sehrte und der bei aller wehmüthigen seinen Bildung doch ein hinlänglich empfängliches Gemüt besaß, um alle künstlerischen Einwirkungen in sich zu verarbeiten. Bei Clementi muß unbedingt in Anrechnung gebracht werden, daß er in einer Zeit lebte, in welcher er von den Klavierspielen, mit Ausnahme Haydns, noch nicht in nachhaltiger Weise beeinflusst werden konnte. Um so höher ist die spielende Reichtigkeit seiner musikalischen Fingeringebung und die Feinheit seiner Melodie anzuschlagen.

In Bezug auf ihre Bedeutung für den Unterricht muß Czerny obenan gestellt werden, ersten wegen des großen Reichthums seiner Werke, von denen viele einem ganz speziellen Zweige der Technik gewidmet sind, dann weil in ihnen die Zweckmäßigkeit für die Ausbildung der Hand stets den leitenden Gesichtspunkt bildet. Namentlich ist diese Absonderung des rein technischen Materials von den Feinheiten des ausdrucksvollen Vortrags bei dem Anfänger zu empfehlen, damit er zuerst Galtung und Unabhängigkeit der Finger lerne, bevor er mit Empfindung zu spielen beginnt. Daher ist heute ohne Czerny kein Anfangsunterricht denkbar. Wir zählen hier seine Hauptwerke nach ihrem Schwierigkeitsgrade auf: Große Klavierschule, 100 Übungsstücke op. 139 (40 leichte Tonstücke in fortschreitender Ordnung op. 803, der kleine Klavierspieler op. 823), 30 nouvelles Etudes de mécanique op. 849, 32 nouveaux exercices journaliers op. 848 (für kleine Hände), Schule der Gefälligkeit "p. 299, 125 Passagenübungen op. 261, Vorträge der Fingerfertigkeit op. 636, 100 neue Studien zur Erlangung der höheren Ausbildung op. 807 (Prälimin, Kadenz und kleine Fantastien op. 61), die Virtuosität der linken Hand op. 399 und 735, die Kunst der Fingerfertigkeit op. 740, die höhere Stufe der Virtuosität op. 834, 40 tägliche Studien op. 317, große Übung der Terzengänge op. 380, endlich die schon obengenannten Studienwerke. Selbstverständlich braucht fast keines dieser Werke vollständig gearbeitet zu werden. Jeder einsichtsvolle Lehrer wird die für jeden Schüler zweckmäßige Auswahl zu treffen wissen.

Etwa nach der Ueberwindung der Schule der Fingerfertigkeit, nicht früher, darf mit Cramers Etüden (Willkürliche Auswahl) begonnen werden. Neben ihnen werden seine 100 täglichen Studien op. 100 treffliche Dienste leisten. Bei Cramer will schon ein positiver Vortrag eine große Rolle; die Technik ist hier sehr häufig nur als Mittel angewandt, um eine reizvolle Bewegung, eine hübsche Wirkung zu erzeugen. Die Etüden sind meist auch Vortragsstücke. Adolf Jensen hat den interessantesten und wohlgeleiteten Versuch gemacht, 50 Etüden mit einem zweiten Klavier zu versehen; ihr poetischer Gehalt tritt in dieser Verarbeitung besonders deutlich zu Tage.

Sogleich nach Cramer, besser schon während seines Studiums muß Clementis Gradus in Angriff genommen werden, welcher etwa der Schwierigkeitsstufe der meisten Sonaten Beethovens mit Ausnahme der allerschwierigsten (op. 57, 101, 106, 111) entspricht.

Viele Etüden dürfen wohl als das Muster von Etüden gelten, da keine unter ihnen ist, die nicht einen ganz bestimmten technischen Zweck im Auge hätte, aber auch keine, welche für den Spieler nicht genug musikalischen Reiz enthielte, um ihn zu fesseln und das Studium zu einer abwechslungsreichen Arbeit zu machen.

Wenn wir zum Schluß fragen, welche von den in Vergessenheit geratenen Werken der drei Klaviermeister einer Wiederaufnahme in das moderne Spielrepertoire würdig wären, so ist es der Cramer zu bedauern, daß keine Kompositionen fast ganz aus dem Musikalienhandel verschwunden sind. Jede größere Verlagshandlung würde sich ein großes Verdienst erwerben, wenn sie durch einen geeigneten Musiker Umschau nach den wertvollsten unter seinen Werken stellte. Ist auch nicht alles Gold an ihnen, so steckt doch in vielen Sachen eine solche Gelehrigkeit, daß die beste Unterhaltungsmusik unserer Tage gegen sie verblasst. Von Czerny seien noch 6 leichte Sonatinen op. 163, 3 Sonaten op. 158, seine Tocatta op. 92, 8 Scherzi op. 555 empfohlen. Das Andante, welches wir in der heutigen Musikbeilage mitteilen, stammt aus einem frühen Werk, welches Beethovenschen Einflüsse nicht verkennt und jedenfalls noch einen idealen Anklang nimmt. Von Clementis leichteren Etüden seien noch die für das Tonleiterpiel wichtigen Prälimin und Exerziten in allen Tonarten genannt. Nach den 6 leichten Sonatinen op. 36 verdienen seine Sonaten die aufmerksamste Beachtung. Wir stehen nicht an, ihr Studium vom höchsten Standpunkt des Klavierpielers aus für wichtiger zu halten, als dasjenige der Sonaten Haydns und Mozarts, welche musikalisch reizvoller sein mögen. Eine solche Mannigfaltigkeit der Spielfiguren und des Rhythmus, wie sie bei Clementi zu finden ist, trifft man bei den Klavierspielen nicht. Die Motive sind fern davon, leicht und unbedeutend zu sein. Alles aber verrät den vollendeten Klavierpieler, der immer für sein Instrument dachte und nichts schrieb, was nicht bequem ausführbar und am besten auf dem Klavier wiederzugeben ist.

Mögen besonders diejenigen Leser, welche mit dem Klavierpiel vertraut sind — und das ist wohl die Mehrzahl — die drei C's in Ehren halten und wenigstens ihre Hauptwerke gründlich durchstudieren — es wird sicher nicht zu ihrem Schaden sein!



## Die Benefiz-Hänne.

Ein heiteres Blatt aus meinem Bühnen-Tagebuch.

Von  
Richard Schmidt-Cabanis.

Ich glaube, er hieß eigentlich Schnabel.  
Möglich auch, daß sein wirklicher Name „Leine-weber“ war.

Jedenfalls führte er an der Bühne beide Namen in famesischer Zwillingsverfälschung mit dem uralten Recht der Genoschheit.

Bei seinen Kollegen aber war er einzig und allein unter dem düsteren Titel „der Benefiz-Meuchler“ bekannt.

Sein eugeres Vaterland war Sachsen, für welches er, selbst in Augenblicken höchster Kunstbegeisterung — er spielte an der einzigen und deshalb ersten Bühne einer Provinzialstadt zweiten Ranges das Fach der „dritten und vierten Geigen“ — einen bedeutenden juristischen Partikularismus an den Tag legte.

Wie er — trotz der beregten Subalternbenamtenstellung im Hofstaats Chalcions — zu der sonst nur den „ersten Händern“ und höchsten Würdenträgern erb- und eigentümlichen Kontraktant gelangt war, welche ihm an jedem Orte, den die Direktion „zu besuchen“ und mit künstlerischen Genüssen zu versorgen „für gut befand“, ein Benefiz sicherte: das war eines jener großen unerklärten und unerklärbaren Geheimnisse des irdischen Daseins, von denen meine unsterbliche Freundin, „die lyrische Luise“, in ihren noch unüberlänglichen Liebern sagt und singt:

„Stehst ihr nicht jetzt noch vor des Lebens Rätseln,

Wie einst als Kind vor großen Weihnachtsbräukeln?“ —

Wir selbst hatte Schnabel-Leine Weber nur ein einziges Mal, in einer durch den Freigehm von starren schwedischen Punks künstlich erweichten Stimmung, dunkle Andeutungen nach jener Richtung hin gemacht, welche im allgemeinen darauf hinausliefen, daß er (Schnabel) das Benefiz „für die Seele von's Manne hielt“, und daß es ihm (Leine Webern) im Interesse seiner Finanzen bedeutend vorteilhafter erschien, auf jede Gage, als auf das mehrberegte Extraordinarium zu verzichten.

Später erst sollte die schreckliche Wahrheit über die Benefiz-Grundzüge dieses Mannes ganz ans Tages-, oder richtiger ans Lampenlicht kommen! —

Selbst war's übrigens in der That — ja, fast unheimlich, daß die Benefiz-Abende Schnabel-Leine-webers — mochten sie selbst in die Epoche des abfolgenden Aufstiegsraumes, in die Grundtage fallen, oder auf Trier: mit Kunstschickelnde verlegt werden, an denen zum mindesten die schmerzliche Hälfte des Theaterpublikums ihren Kunstenthaltismus in dem fälschlichen Element der Zeitvergnügungsarbeiten zu erfrachten pflegt — daß, sage ich, diese dramatischen Grubenabende des „Benefiz-Meuchlers“ für ihn unter allen Umständen Gold, oder doch die Gold-Zurrogate: Silber, Nickel und Staatsbanknoten im Munde führten.

Ein Leine Weber-Schnabel'sches Benefiz hatte eo ipso die Bedeutung — wenn nicht gerade immer eines wohlgefüllten Hauses, aber stets die einer wohlgefüllten Kasse; denn auch für die unbekleideten Mäße war in der Regel das Eintrittsgeld bar und richtig bezahlt.

Und dabei bot der Meuchel-Benefizant nicht etwa außerordentliches Kunstgenie. Weder der magischen Kraft eines berühmten Tenors — bedurfte er, noch der Stimulanz neuer Ulls-, Schan- oder Trauerstücke, um die gewünschte magische Wirkung auf einen hohen Adel und ein geachtetes Publikum hervorzubringen, — jede dramatische, jede Verfertigung, gleichviel ob hoch- oder niederwertig, wurde aus Leine Weber-Schnabel's Meuchel-Käuten vom Publikum dankend entgegengenommen — d. h. mit klugen-der Münze honoriert. —

Selbstverständlich bestimmte zunächst im Herzen der vom Schicksal minder begünstigten Kollegen Leine-weber-Schnabel's die Götterphäre des Meuchers fröhlich empor. Aber das harmlose Gemüt des lässlichen Meuchel's Spiel- und Gesangsabends war nicht danach angethan, jenem schlimmen Kraut Nahrung zuzuführen, es zum Wüthen und Zerschüttern gelangen zu lassen. Selbst die misgünstigsten Kunstgenossen, durchaus materiell gekunte Jüngertinnen und Jünger Thalcions und Polyhommias, verhielten sich nach und nach mit dem Gedanken: in dem unblutigen Ringen um die Palme eines „ausverkauften Hauses“, dem gemüthlichen, allzeit gefälligen und betriebs der Hellen-fenken ganz ungefährlichen Schnabel-Leine Weber zu weichen.

Das Verhältnis zwischen dem „Benefiz-Meuchler“ und der übrigen Künstlergesellschaft des Directors M... haufen, für dessen Unternehmen Schnabel-Leine Weber wiederum auf ein Jahr gewonnen“ worden, war also, wie gesagt, ein durchaus sonntiges; und die leichten Wolken, welche sich von Zeit zu Zeit aus der höchsten aber unerklärlichen Gattungsgeleit entwickelt, mit der der lässlichen künstler Vater jeden folgerichtigen Versuch das Geheimnis seiner sieben fetten Benefizstücke zu ergründen, zurückzuziehen, konnten stets nur eine ganz vorübergehende Trübung des lichten künstlergenösslichen Horizontes hervorgerufen. —

Aber wie sagt Lauslot Gobbo zu „dem ehrlichen Kanne, der — obgleich ein alter Mann — doch ein armer Mann und obendrein sein Vater“ ist: „Wahrheit muß ans Licht kommen —“

Und wenn gar eine ganze lustige Künstlergesellschaft mit allem Aufwand von Litz und Schmelmer, von Poheit und . . . . . Anmuthsüberdungen an einem Geheimnis herumforcht, welche Tiefe bliebe da unergündet.

Nach verhältnismäßig kurzer Zeit wurde — auf Grund eingehender Informationen des Arzleues, des Theaterdirectors, des Musikleiters, des Campenauers, des Zettelträgers und einiger anderer zur Aufhebeln in inniger Beziehung stehenden Bühnenbesessenen — folgendes über das „patentierte Schnabel-Leine Weber'sche System zur Füllung von Benefiz-Vorstellungen“ ausfindig gemacht, und in einer im Matscherl aberkanntenen schweren Sitzung zur Kenntnis weiterer Interessentenfreie gebracht.

Etwa drei Wochen bis vierzehn Tage vor dem Termin des Benefizes begann Schnabel-Leine Weber — mit Beihilfe seiner drei minderjährigen Sprößlinge männlichen Geschlechtes seine geheimnisvolle, unermüdete Thätigkeit.

(NB. Frau Weinweber: Schnabel, irre ich nicht eine Geheime aus dem berühmten Künstlergeschlecht der „Bündner“, wüßte als zweite künftige Mutter am subventionierten händlichen Theater zu... X. unter Mithilfe der ebenfalls noch in den Theaterfunderbüchern findenden beiden Töchter: Schnabel, durchaus im Sinn und Geist und nach der Methode ihres Vaters.)

Die Langgräber zur Begräbnis des Steinherzen eines B.T.-Kunstwerks wurden also zeitig eröffnet, die Minen wurden gegraben, um, wenn die Zeit erfüllt war, nur die Kiste anlegen und die Vögel und Geldbeutel einer hochverehrten stimmungserregenden mittellose in die Luft sprengen zu können. Wie andere kluge Strategen pflegte auch Schnabel: Weinweber diese Zapfenarbeiten meist in der Stunde der Abenddämmerung zu unternehmen und zu fördern.

Verliebtepaare begüterter Matronen beginnen um diese Zeit an rätselhafter Weise zu verschwinden; nachdem eine vorläufige Trennung die Gemüter der Bekümmerten durch und durch weich gemacht, erscheint ein junger Schnabel mit dem vermischten Schloßgeschloß im Arm, das — wohlgepflegt und sauber gekleidet — seiner Herrin munter entgegenkommt. Nach dem erlittenen ersten Jubel des Wiedersehens kommt die Belohnung des armen Finders an die Reihe, der das Tierchen vorgelesen einen Haufen verfolgender Gassenjungen abgibt, es zu Hause — nach dem berühmten Muster des Petrus — mit der eigenen Fröhlichkeit genährt und erst heute die Adresse der Gassenjungen in Erfahrung gebracht hat. Jeder Tag in Gerechtigkeit wird in klingender Münze wird handhaft zurückgewiesen; der Papa hat's verboten!

Wer denn der Papa ist?  
„Nun der Säger und Schauspieler Schnabel vom heiligen Stadttheater — der in acht oder zehn oder vierzehn Tagen sein Vize ist.“

So? (Si da werde ich seierseitig sicher auch ein paar Karten nehmen!)

Das gute Kind hat sie gleich bei sich — rechts die Nase, links die Willets.

„Kunst Stütz?“ fragt das liebe Herzchen in einem Ton, auf welchen nur ein Unmensch nicht mit „Zehs“ zu antworten vermöchte.

„Mit dem Gehebe hat's natürlich sein; das wird der Papa schon später einfließen lassen!“

Und verschwunden ist Fräulein oder Fränzchen oder Gottliebchen Schnabel: Weinweber, und die glückliche Magenbesitzerin sieht da mit ihren sechs Eintrittskarten in der Hand, und im Herzen mit der Freude über ihren unentgeltlich aber doch etwas teurer zurückgewonnenen Liebling.

„Möge alter Junggeister, finden sich“ — wie der Lokal-Anzeiger meldet — Wassergrasse Nr. 17 im dritten Stock — geradezu — mit unerklärlicher Vorliebe, — und können gegen Entlohnung der Inhaberentgeltlich daselbst in Empfang genommen werden — — und gegen Entlohnung von mindestens einem Viertelbühnen-Lohnbilletts zu dem Schnabel: Weinweberischen Benefiz, sollte eigentlich gleich dabei stehen; denn ohne diese dürfte weder der Mops noch sein Herr die Schwelle des Künstlerheims lebendig wieder zurücksehen.

Kinder, die im Stadtpark an den Gestaden des Teiches Blumen pflücken (ein Gewässer, in welchem, bedäufend bemerkt, kaum eine Maus das genügende Material zum Ertrinken finden würde!), solche Kinder werden plötzlich durch fräulein Hände vom Uferand zurückgerissen und ihren Eltern als „gerettet“ ins Haus gebracht — der Mutter ist Schnabel, und was kann ein dankbares Mutterherz in diesem Falle anders thun, als dem flehentlichen Gatten die Fänge abdrücken, den unwilligen Künstler durch Entnahme von acht oder zehn Benefizbilletts zu belohnen — eine Form der Wiedervergeltung, auf welche Schnabel: Weinweber mit ebenso kühner als geschickter Wendung durch die Kluten des Stes eben hingelenkt ist.

Nach das imaginaire „durchgehende Pferd“ kommt kleineren, auf dem Fahrrad spielenden Kindern gegenüber mit Glück zur Verwendung, wenn just seine Entlastungszeugen in der Nähe sind.

Unverzüglich ist Schnabels Thätigkeit in und vor besagtem Viertelort.

Dort, jener dem Gambirinus mit etwas mehr als fälschlicher Unterthanenreue anhangende Schloßmeister ist wohl noch kein im Warten, wie er dazu gekommen, mit seiner ganzen lebendigen Familie an einem tropisch heißen Sommerabend die alte Post — der verwünschte Prinz — zu besuchen — er, der sich aus der Komödie im ganzen wie im einzelnen Blut; wenig macht!

Und doch ging die Sache so einfach zu.

Schnabel: Weinweber trifft den biedernden Handwerksmeister Sonntags im „blauen Licht“, als jener, der Schloffer, bereits über die ersten sechs — oder die Not, — und über die folgenden vier — oder die Labeleid hinweg zu den höheren und höchsten Graden der ethischen Verbesserung vorgeschritten war. Nachdem man noch beiderseits einen Schlummertraum gethan, der denn auch aus des Schloffers erleuchteter Haupt die letzten irdischen Gedanken verdrängte und ihn mit seinem Verstand und Empfinden in den rotglühenden Gambirinus-Himmel hob, schob unter Menschenfreund Schnabel seinen starken Arm durch den des überdiligen Schlüssellieferanten, bauierte leisteren im ganzen glücklich, wenn schon nicht ohne einige leichte Havarien, vor das „schlofferische“ Haus — ja sogar, nachdem er dem Knäusling den Schlüssel aus der Taube gezogen und die Pforte aufgesperrt hatte, in daselbe hinein.

Dies ereignete sich, wie bemerkt, Sonntags. Am nächstfolgenden Mittwoch erlitten Weinweber: Schnabel heiter und unbefangen bei der Frau Meisterin, die ihn kaum obenhin kannte, erkundigte sich nach den sieben kleinen und ganz neubornen auch, ob denn die „hüßigen Verzeihen“ auch morgen alle mit in den „Verwünschten Prinzen“ mitgenommen würden? Denn der Papa habe ja vor ein paar Tagen die Willets von ihm dazu entnommen.

Stimmen seitens der Frau Meisterin — und nicht einmal unwillig, denn sie ist eine große Theaterfreundin —; Weinweber: Schnabel: Weinweber, daß er wohl gar eine beabsichtigte Leberabgabe vereitelt habe. Der Meister kommt endlich dazu und weiß natürlich von nichts. Obgleich natürlich aber blinzelnd und flüsternd der Künstler der Hausfrau lächelnd zu, sie möge nur in des Gatten Sonntagsrock Nachforschung halten; da hinein habe der Meister die entnommenen Willets gesteckt. Und — am natürlichsten — werden die Karten denn auch tatsächlich in einer Seitentafel vorgefunden!

Toll der verblüffte Schloffer erklärt, daß die Entlohnung ohne sein Wissen ihm in den Schublad gekommen sein müßte? — In welchem Zustand müßt' er sich befinden haben, wenn das der Fall war (und es ist an jenem Sonntag noch glückselig ohne Gardinenpredigt abgegangen). Ueberdies, abzuwenden könn' er als gewisserhafter Mann den künftigen Erwerb nicht einmal; denn die Vorgänge jenes Abends sind für ihn in der That in einen unüberwindlichen Nebel gehüllt.

Was bleibt also übrig, als zum bösen Spiel... keine gute zwar, aber doch eine schlaue Miene zu machen, und mit dem Laus des Dankes von der teuern Penelopeia einzubeugen, während er Schnabel: Weinweber mit grimmigen Säulen bittet, den Kostenpunkt gleich erlegen zu dürfen, und im stillen ein heiliges Gelübde ablegt, „sich von diesem Hauswurm“ nie wieder, auch in dem führungsbefürchtigen Zustand nicht, nach Hause begleiten zu lassen!

Soweit waren bei der erwähnten Sitzung im Ratsteller die Protokolle über des künftigen Vaters geheime Benefiz-Mitnahme aufgenommen und festgesetzt worden; und man gedachte schon beim Rest der Beweile die Akten zu schließen. Da stürmt durch die häufig aufgerissene Kellertüre der Charakterpieler herein — Guthegen kündigt sein bleiches Gesicht, sein Haar ist gestraunt, seine Augen glänzen.

„Kinder“, ruft er mit Schreckstimme; „es ist am Tage! Wir haben ihn verkauft, den Glenden — im guten Sinne des Wortes verkauft: wir haben ihm mit dem „Meuchler“-Namen geschmeichelt! Dem Opfer des Mörders muß doch noch warmes Blut in den Adern rinnen, muß doch noch ein Herz lebendig in der Brust pochen: er aber, der Furchtbare, schon selbst die Verstorbenen nicht! Nehmt meine Auslage zu Protokoll; aber zuerst gebt mir 'n „Was Selt“, um das Gies des Entleers hinwegzuwischen, das mir einstweilen die Nichte noch schließt!“

So geschah's, und dann begann der Erregte: „Drüben in der Herrenstraße lebt, wie Ihr wißt — oder vielleicht auch nicht wißt, der pensionierte Rentmeister Hagemann mit seiner alten Wirtschaftsmantel. Gestern früh kam, als der Benefiz-Meuchler zur Probe schleicht, bemerkt er ängstliches Regen und Bewegen in Hagemanns Hause. Eine Dienstmagd stürmt atemlos über die Straße und auf das Haus des Medizinalrat Darius zu. Ohi! schließt's da in Schnabels schwarzem Gehirne auf: dem alten Hagemann ist sicher was Schlimmes passiert! — Er also flugs ins Haus hinein und die Treppe hinauf. Steht da die Wirtschaftlerin und barmt: den Herrn Rentmeister habe der Schlag getroffen. Schnabel bietet

seine Hilfe an — die, wie in solchem Augenblick höchster Not wohl erklärlich — mit Dant acceptiert wird.“

Wie er ins Zimmer des Alten tritt, hat dieser leider schon ausgerungen — sitzt mit gebrochenen Augen starr in dem großen leeren Lehnstuhl. Die Wirtschaftlerin, ein sentimentales Geschöpf, das seinen Tod nicht leben kann, wällt in der Thür erschrocken zurück, lehrt um und eilt dem Doktor entgegen, der lebend die Stufen heraufgepoltert kommt. So bleibt Schnabel, dieser Unglückliche, etwa drei — vier Stunden lang mit dem Toten allein — und nun, Kinder, paßt auf! — nun kommt das Satanische bei der Geschichte! Der Medizinalrat tritt ein, überzeugt sich von der schlimmen Lage der Dinge, und daß hier wohl jede menschliche Hilfe zu spät kommt. Da fällt sein Blick auf ein kleines, weißes Päckchen, das der alte Hagemann in den kalten, gefalteten Händen hält. Erkantet löst es der Doktor aus den trampfstarren Fingern, faltet das Umschlagpapier auseinander, und was meint ihr, daß ihm entgegenfällt? — In den Theaterzettel eingewickelt, ein Duzend Eintrittskarten zum nächsten Schnabel: Weinweberischen Benefiz, und daneben steht der „Meuchler“ am Himmel gerichteten Blickes und höhet mit seinem kranken Heuchlerorgan: „Es war Sie der letzte Wille des Verewigten!“ —

„Nä, werch kneppchen! das seht denn doch über'n Dach!“ löst da in Wirtschaftlich Schnabels melancholische Stimme (die übrigens der Charakteristiker schauerbar ähnlich widergegeben verstand) durch die geöffnete Pforte herein, vor der er jedenfalls dem letzten Teil des Verdictes gefaßt hat. „Was sollen denn die Menschen von mir denken, Mort Strambach, wenn Genem solche Infamitäten nachgelastet wär'n? In, hoffentlich hat wenigstens von sich geener dem Verleumder eine Silbe geglaubt!“

Weshalb nicht? Erst recht! Wir alle! — schaltete es voll und überzeugungsstark durcheinander.

Was, du willst dich aufs Zeugnen legen, Benefiz-Meuchler? — sprach dumpf mit furchtbarem Blick der Charakteristiker.

Schnabel: Weinweber traten die Thränen in die Augen. „Verderbes!“ rief er in höchstmöglicher Tonlage: „Es war je nicht wie 'n Dymand bei'm alten Hagemann — er läßt ja doch noch, um is heute frisch und gesund!“

„Und was beweist das?“ fuhr unerbittlich der Ankläger fort. „Höchstens, daß der alte Herr eine gute Natur und an dem Medizinalrat Darius einen vorzüglichen Hausarzt besitzt! Wüßtest du etwa bestreiten, daß der biederne Rentmeister gestern früh einen Krankheitsanfall gehabt hat? Wüßtest du ferner bestreiten, daß du auf das Fetermordio der alten Frau Zeibel in Haus und Wohnung gestürzt bist, unter dem Vorgeben, hilfeleiche Hand leisten zu wollen? Wüßtest du endlich leugnen, Schenkel, daß du diesen schmerzlichen Anfall benutztest, deine gotteslästerlichen Benefizkarten — wie die Schneeflocke ihre Eier...“

Vernichtet war der dritte komische und Gelangsvater in den nächsten besten Sessel gesunken, und in dem ungeheuren Lohndubob von Lachen und Lärm und Geschrei, darin die Vergrößerung einer neuen Verbesserung und vermehrten Anlage der Schwurgerichts-benole gipfelte, verlor sich selbst das martige Organ des Charakteristikers einem erstarbenden Lufthauch gleich. Nur dem Antrag, den bisherigen Beinamen Schnabels „Benefiz-Meuchler“ umzuwandeln in den bezeichnenderen und durch die neuesten Thatsachen voll berechtigten „Benefiz-Hüne“ konnte noch Gehör und einstimmig Annahme verschafft werden.

Eine Woche später fand „Zum Benefiz für Herrn August Schnabel: Weinweber“

eine Aufführung von Schillers „Räubern“ (oder „Vaterfluch und Hungerthum“) statt.

Das Theater war ausverkauft, und in einer Seitenloge des ersten Rangens saß zum Erstmalen der ganzen Stadt — der pensionierte Rentmeister Hagemann samt seinem Freunde und Hausarzt, dem Medizinalrat Dr. Darius (nicht zehn Pferde hätten die beiden alten Herren sonst in ein Trauerpiel gebracht), schienen sich wie die Olympischen zu amüsieren, flasteten der komischen Gerichtsperion (Schnabel: Weinweber) domnenden Beifall, und waren ihm einen aus Wachsbaum und Ephenblättern gewundenen „zahnem Vorberkranz“ zu von solcher Wächtigkei, daß ein bescheidenster Wiederkäufer mindestens drei Tage daran zu zehren gehabt hätte.



# Offener Brief

an

Herrn Kommerzienrat Carl Grüninger  
in Stuttgart.

Sehr

Geehrter Herr!

In einem Novembertage war es, als vor mehreren Jahren der damalige Verleger der kleinen Musikzeitung in Köln, Herr P. Z. Tönges, in mein Heim in Deutz eintrat, um mit seinen Redakteur, Herrn Musikdirektor A. Reiser zu sprechen und mich als Mitarbeiterin des ausbleibenden Blattes zu gewinnen. — Gar manches Märchen, manche Träumerei, manche biographische Erinnerung klangte im Laufe dieser Zeit vom Schreibtisch der sogenannten „Märchenprinzessin“ in das Reiser'sche Redaktionszimmer, und legte fort und fort Zeugnis ab, von den freundlichen Beziehungen zwischen den beiden verschiedenartigen, geheimnisvollen Werkstätten deßorts und jenseits des Rheins.

An einem Novembertage war es wiederum, als ein erneuter Ruf in Angelegenheiten desselben Blattes an mich erging, aber diesmal klopfte man brieflich, von Stuttgart aus, an das mittlerweile verödete Heim einer selbst dem Schmerz gewöhnten, verwitweten Frau und beraubten Mutter, in Hannover. — Ein neuer Verleger der wohlbekannten Musikzeitung erschien mit lebenswürdigem Gruß — Herr Verlagshändler Grüninger — neben ihm, zu meiner freundlichen Erinnerung, aber auch unser alter bewährter Herr Redakteur, Musikdirektor Reiser, von dem ich vor Jahr und Tag traurig Abschied genommen, als er sich, körperlich schwer leidend, von seiner anstrengenden Tätigkeit zurückzog und in der Bergluft seiner Heimat Genesung suchte. — Fröhlich und fröhlich aus der Krankenklausur, hoffentlich für alle Zeiten entlassen, verspricht er seine Kraft wiederum voll und ganz jenem, ihm so lieb gewordenen Blatte, das ja eine selten weite und rasche Verbreitung erreicht, zu widmen, und mich, ich meine, geehrter Herr, als dem neuen Verleger.

Und „Märchen“ braucht man für das Blatt wie vormals, verschieden Verleger wie Redakteur, „Träumereien“ und herzenswarme musikalische Erinnerungen aller Art, die „holde Kunst“ soll gefeiert werden in jeder Weise, und ich werde, als Mitarbeiterin, gern das Beste geben was ich habe.

Ich denke, wir alle, die wir zu der kleinen Musikzeitung in irgendwelche Beziehung treten, dürfen überzeugt sein, daß der Baum, der bisher so grün und blühte, auch in jenem neuen Garten, in den Ihre Hand, geehrter Herr Kommerzienrat, ihn verpflanzt, unter sorgsamster Pflege weiter gedeihen und reiche Früchte trage.

Was nun die Mitarbeiter nach und fern betrifft so werden sie alle, ohne Zweifel, dafür sorgen, daß jeder musiklebende Leser — alt und jung — mit Vergnügen allezeit einkehre, bei eben diesem

„Wirte wundermild“,

und in seinem Schatten heitere, herzerquickende Rast halte, alle Sorgen des Alltagslebens vergessend.

Mögen immer neue Wanderer ihn aufsuchen, und im Herzen dankbar sprechen:

„Gefegnet seist du allezeit  
Vom Fuße bis zum Gipfel.“

Das ist ein Ziel, aus innigste zu wünschen, für Sie, geehrter Herr, für den Herrn Redakteur, für die Mitarbeiter und — die Leser.

Was dazu beizutragen vermag, es zu erreichen, verspricht dem neuen Gärtner mit Freuden versuchen zu wollen,

eine getreue Mitarbeiterin

Elise Polko.

Hannover, im Dezember 1887.

# Sum Gruß!

Das birgt unsere Erde doch für glückliche Menschen! Am meisten habe ich jene bevorzugten Naturen beneidet, welche das Gras wachsen hören, welche versteinerten Waldbäumen lauschen und was das mit doktoraler Würde auf einem Baumstumpf hockende Eichhörnchen über die Warmblütigkeit der Mäuse, den unerschwinglichen Preis der Wohnungsmiete und die Frechheit der Dienboten räsoniert, jene Menschen, die begnadet sind, eine in Mondschein getauchte Eisenquadrate mit ansehen, oder das schadenfrohe Gekicher lustiger Spukgeister vernehmen zu können, wenn jemand im Walde über eine vorwühige Baumwurzel stolpert. — zählte ich zu diesen beneidenswerten Menschen, hätte ich sicherlich die Gelegenheit beim Schopfe erfaßt und diese alleswundernden Wesen in einer guten Stunde mit der Frage überzogen: „Soll ich, soll ich nicht?“ So aber mußte ich mich einem nicht eben ungewöhnlichen Orakel unterwerfen, habe die Knöpfe meines Arbeitsamfols abgeholt, deren letzter für die Antwort: „Ja, soll!“ enthielt. Aber auch mein Herz hat mir im stillen dieselbe Entscheidung zugeflüstert. Auf solche Weise habe ich mich wieder dem Dienste der „Neuen Musikzeitung“ verschrieben. Warum aber — werden meine alten Freunde fragen — diese Unentschiedenheit? Das will ich ihnen sagen: Als ich im Laufe des vorigen Jahres die Feder niederlegte und mich der Tätigkeit für die „Neue Musikzeitung“ vergab, war es meine schwer angegriffene Gesundheit, die mich zu diesem Thun gezwungen und kaum glaube ich, die körperliche und geistige Elastizität je wieder zu gewinnen, die eine erneute Tätigkeit bedingt. Dank der längeren Ruhe und der stärkenden Luft meiner heimatlichen Berge bin ich indes wieder zu frischen Kräften gekommen. Die Besorgnis, durch angestrengte Tätigkeit wieder dem alten mühsigen Schicksale zu verfallen, das nun war die Triebfeder zur Unentschiedenheit, welcher das Knosporakel — das ja, wie bekannt, unfehlbar ist, — ein Ziel gesetzt. Zudem ist mir auch der jetzige Verleger mit tüchtigen Hilfskräften beigegeben, die mich nach Möglichkeit entlasten sollen und da außerdem die Persönlichkeit des nunmehrigen Besitzers nicht wenig mitgewirkt hat, ich selbst aber auch noch mit alter Liebe an dem Blatte, das ich mit großem Gelingen, sowie an dem mir immer so geneigt gewesenen Leserkreis hänge, so ließ ich mich gerne bereit finden, die Redaktion in früherer Weise wieder aufzunehmen.

Möchte mir der verehrte Leserkreis der „Neuen Musikzeitung“ das früher entgegen gebrachte Vertrauen auch jetzt wieder schenken, dann gehe ich mit neuem Mutte ans Werk, mit der Devise Schillers:

Arbeit, die uns Vergnügen macht, heißt ihre Mühe! So hat sich denn nun der Schlafakkord des mir im Vorjahre von unsrer, mir so wohl geneigten Mitarbeiterin Frau Elise Polko gemieteten Scheidegrusses in das damals gewünschte Dur aufgelöst und so bewillkommne ich denn unsern lesenden und schaffenden Freundeskreis aus vollem Herzensdrange aufs neue mit einem fröhlichen

Grüß Gott!

Aug. Reiser.

Stuttgart, im Dezember 1887.



# Die Geige mit dem Engelskopf.

Schuppenblatt

von

Elise Polko.

In meinem Zimmer hängt ein bekannter schöner Stuhl — der alte Stradivari, der berühmte Geigenbauer in Cremona 1644 geboren, sitzt inmitten seiner Schöpfungen vor seinem Arbeitstisch, in der Lederbüchse und dem niederhängenden Haar, ganz verfallen in den Anblick einer Geige, die nicht sein Werk ist, denn sie erscheint von ganz anderer Form und Art. Es liegt wie ein Leuchtend über die hohe Stirn, es bricht wie Licht aus den ersten Augen. Durch einen umherziehenden Händler war ihm nämlich eine alte Geige in die Hand geraten — offenbar eine Schöpfung Gasparo di Salos, des ersten Geigenbauers am Garbajes.

Wie kam es aber, daß hundert und mehr Jahre später die Augen des Müllers sich nicht zu trennen vermochten von dem braunen Dinge da, in seiner Hand? — Warum zittert eben diese Hand, die den Hals des Instrumentes umspannt hielt? — Es war die wundervolle Schneide die seinen Blick baute — ein gekrümmter Engelskopf von einer wahrhaft leidenden Schönheit: es konnte kein Zweifel sein, Antonio Stradivari war durch einen gelegentlichen Zufall in den Besitz jener Geige des Gasparo gelangt, dessen Schneide nicht ein Geringerer als Domenico Cellini schuf.

Eine Tage war schon in der Kinderzeit des Antonio Stradivari vom Mund zu Mund gegangen, daß nämlich der berühmte Goldschmied Italiens einst für den Gasparo di Salo eigenhändig eine Geigenschneide gearbeitet, aber niemand wußte mehr zu sagen, wohin eben dies Kunstwerk geraten war. Und nun hingen eines Tages, nach so vielen, vielen Jahren, — wo der Geigenbauer am Garbajes wie der Bildhauer Cellini in Florenz längst in Staub zerfallen, die Blide des großen Cremonesers an der wunderbaren Schöpfung und seine Finger irren leise und fast schon über die Seiten, denen ein runder, aber mächtiger Wohlklang entquoll.

Ja, es war in der That einmal nach dem Garbajes gepilgert, auf dem Küstwege von Frankreich, jener Weiser aus Florenz, Domenico Cellini genannt. Vielleicht daß ihm irgend ein Kunstgenosse den Janber der wechselvoll sich färbenden Wellen so lebendig geschildert, vielleicht daß er sich nach der arbeitsvollen Zeit in Paris nach einem Ausruhen sehnte — genug, er gedachte wirklich eine Weile verkannt und ungeschätzt an den Ufern des Garbajes zu leben. Wie ein Miesentropfen vom tiefsten Blau lag er eines Herbsttages vor den Blicken des einsamen Wanderers, der durch das Sarcathal und die düstere Felsenlandschaft Buco di Vila zu ihm niedertrifft. Wild und trotzig bäumten sich im Norden, nach Tyrol hin, seine Ufer auf, das Beden erschien schmal, die Farbe grau, je weiter nach dem Süden aber, je mächtiger wurde die Flut, je leuchtender die Farbe. Es war als ob der eingeengte Bergsee plötzlich in unbegrenzbarer Umgebung seinen Gürtel zerreiße, um nun dahin zu wallen in losem Gewande, dessen Falten nun hier und da eine Atrasse zusammenhält, nämlich eine blühende Insel. — Immer bewegter wurde das Farbenpiel auf der Wasserfläche, es war ein Schillern und Zittern in allen Schattierungen. Und dazu diese trümmrige Stille weit und breit! Mäwen mit weißen Schwingen flogen vor den Augen Domenico's lautlos und langsam mit weichen Flügel-schlag, bald sich hehend, bald wieder tief sich senkend über die Wellen — im Schilfe zwirbelte und rauschte es leise aus unsichtbaren Nestern, Silberbarten mit hellen Segeln gleiten dahin und in der silbernen tiefen Furche, die sie ziehen, schnellen glänzende Fische hoch in die Höhe. Von den Ufern her grüßen ihn melancholische Olivenwälder, oder lustige Weinranken, mit üppigen Blättern, reichen sich die Hände, eine endlose Gurrelaute, wie zum Willkommen des Wanderers aufgestrichelt. Stolz Schloßer sieht hin und hersehender Blick aufstehen, und mährlich gruppierte Bäume. Der Florentiner meint jetzt den Duft der Rosen einzunehmen von jener Stelle, wo einst Catull, der römische Lyriker seine beglückten Weisen anstimmte zum Preise seines Vaterlandes. — Von dem Zauber des Garbajes erzählt Virgil schon und steigt leuchtend empor in der Divina Commedia des Dante. — Wurden doch um den schimmernden Ebelstein des Garbajes schwere Kämpfe ausgefochten und wildes Kriegsgeschrei hallte wieder an seinen blühenden Ufern.

Und dennoch blühte so manche kleine Stadt dort unberührt empor von jedem Schrecken, die der Krieg ins Land bringt, und verkauft allmählich im Laufe der Zeiten, ohne daß sie jemand vernimmt — den wilden Waldblumen gleich, die sich erdlichen und vergehen, ohne daß man nach ihnen gefragt.

Wie das Räuschen der Wellen des Meeres, so rauscht das Leben mit seinem Sturm und Lärm an den Wohnungen der Menschen von Ferne vorüber, und so schnell es dem auch jenen Städtchen Salò, wo das kleine rebenumrankte Haus des Weigenbauers Gasparo stand, mit dem tiefsten Aufbaum, der seine Arme schützend über das niedere Dach breitet.

Weshalb es der Waldschmied aus Florenz ohne Zaudern betrat, wußte er selber nicht zu sagen, aber es zog ihn gewaltig über die Schwelle, als solle er da drinnen die harte Arbeit finden, nach der ihn verlangte. Und als er die Thüre des Zimmers öffnete, da atmete er tief auf — ein Heimgastgefühl überkam ihn, es war ja eine Werkstatt, in die er geraten war, und das Feuer nach dem kleinen Ofen stand weit offen und Wellen vom Dufte der Spätrofen schlugen herein und hinter den wilden Oleanderbüschen und Cypressen schimmerte der blaue See. — Ein junger Meister arbeitete da auf seinem Tische mit einer fast vollendeten Geige auf den Stielen, über die er sich borchend und liebevoll meinte, wie eine Mutter über ihr schlafendes Kind. Mehrere Holzplatten lagen überall umher und wie tierliche Schlangen ringelten sich lange und kurze, bide und dünne Säulen vom Tische herab. Unter dem offenen Fenster aber, so daß die würdige Luft über die Mitten strich, stand eine Wiege und darin lag ein Kind still und bleich wie ein Wachsbild, aber mit großen fragenden Augen ernsthaft um sich schauend.

Erst bei dem Grusse des Fremden schaute der Weigenbauer auf. Ein melancholisches Lächeln wandte sich dem Benvenuto Gellini zu, um den Mund stand ein Zug, der sagte deutlich: „Ich habe gelitten!“ und die dunklen Augen sagten: „Ich leide noch!“

Dann stand Gasparo auf, legte langsam und vorsichtig die Geige aus der Hand und fragte: „Womit kann ich Euch dienen, Signore?“

„Mein Signore,“ lautete die Antwort, „nur ein Meister aus einer Werkstatt in Florenz. Ich komme aus Paris, wo ich viel gearbeitet habe und will heim, möchte aber zuvor ganz eine kleine Muße halten an Euren schönen See. Möcht Ihr mir eine Kerberge zuweisen?“

„Wenn Ihr vortisch nehmen wollt bei dem Weigenbauer Gasparo, dem die Hausfrau fehlt, so soll Euch meine alte Magd eine Lagerstätte herrichten oben in der Stammer und wenn Ihr Euch nicht vor einem trübseligen Kameraden fürchtet, kommt Ihr zu allen Trübseln mein einfaches Mahl mit mir teilen. Ihr seid nämlich in ein dunkles Haus gekommen, vor fast einem Jahre starb mein junges Weib — dort die kleine Angela hat sie mir zurückgelassen und wir beide suchen nach ihr vom Morgen bis zum Abend, das Kind und ich. Hätte ich die Arbeit nicht?“ — Hier stockte er — die Stimme brach.

„Wenn ich Euch nicht lästig falle, bleibe ich ein paar Tage bei Euch! Vielleicht schreiben Euch meine Geschickten — ich kann Euch viel von dem schönen Frankreich erzählen, wo jeder, der etwas Nützliches lernen Arbeit in Masse findet.“

„Noch lieber wäre mir's von Eurer Heimatstadt Florenz zu hören, nach ihr habe ich mich ja gesehnt, so lange ich denken kann, denn mein Vater, der ein geschickter Lautenmacher war, hat es gekannt und redete davon unzähligemale und noch in seiner Sterbestunde.“

„Aber warum seid Ihr nicht längst hingewandert? Arbeit und Herzergänzung, beides hättet Ihr sicher dort gefunden.“

„Warum?“ wiederholte Gasparo langsam. Und er wandte den Kopf und warf einen rührend hilflosen Blick auf die Wiege. Wohllich eilte er auf sein Kind zu und drückte seine tränenwässrigen Augen leidenschaftlich auf die kleinen Hände, die so still auf der Decke lagen.“

„Angela mia!“ flüsterte er und richtete sich langsam auf und blickte in das ernste Kindergeicht, „wie würde ich vor unserm Engel im Himmel bestehen, wenn ich von dir ginge?“ —

„Aber Ihr habt doch sicher eine treue Wärterin für Euer Kind, denn Männerhände sind zu rauh für solch einen kleinen Schmerzestling — oder irgend eine Waise — eine Verwandte?“ —

„Meine Magd, Brigitta, hat schon meine Marietta aufgezogen — sie sorgt wie eine Mutter für das Kind — sonst habe ich niemanden. Ich weiß, sie wacht über Angela Tag und Nacht, aber ich darf

dennoch mein Kind nicht verlassen und zu meiner Freude in die Fremde ziehen! Mitnehmen kann ich sie noch nicht — und so muß ich geduldig warten. Ja wenn meine Marietta noch lebte, wäre ich jetzt — in diesen Herbsttagen nach Florenz gezogen und den Winter über dort geblieben. Wir hätten es so geträumt. Sie wollte mit dem Kinde hier zurückbleiben.“

„Gasparo,“ sagte sie, „du wußt einer der besten werden, ich will es so. Du mußt nach der wunderlichen Stadt am Arno, wo die Marmorbilder auf den Straßen stehen, und du mußt die heilige Stadt am Tiber sehen! Nichts du dann zurück, wirst du Wunderwerke schaffen!“ Seht, das war ihr Traum. Sie dachte, ihr armer Gasparo solle eines Tages die Welt erfüllen mit seinem Ruhm. Und wäre sie bei mir geblieben, so wäre auch gewiß noch etwas Rechtes aus mir geworden — denn ich liebe meine Arbeit wie nichts in der Welt! — Aber jetzt?“ —

„Wenn Ihr so von Eurer Arbeit redet, Gasparo, als von Eurem Trost und Eurer Freude, dann wird auch noch der Wundst Gutes Weibes in Erfüllung gehen, man wird einst von Euch reden als der besten einer: Ihr werdet mir doch Eure Geigen zeigen und mir erlauben Euch zuzusehen bei der Arbeit?“ — Ich zeige Euch dann auch Proben meiner Kunst, denn auf meine Mäusen und Zeichnungen kleiner Köpfe und Figuren bin ich ein wenig stolz, gestehe ich Euch offen!“

In den dunklen Augen des Weigenbauers leuchtete es hell auf. Das Herz schwoll ihm vor Freude. Da war ein Kunstgenosse zu ihm gekommen, — in welcher Arbeit er Meister war, das war ihm gleichgültig. Seit dem Tode seines Weibes hatte er sich nicht so leicht und frei gefühlt.

„Endlich darf ich einmal wieder von meiner Arbeit reden,“ sagte er tief aufatmend. „Hier ist ja weit und breit niemand, der sich um mich und mein Schaffen kümmert. Und wenn Ihr ein tüchtiger Zeichner seid, so wär's ja ein Segen, daß Ihr über meine Schwellen geschritten, denn ich, die künftige Verzierer des Grusses meiner Instrumente hat noch nicht den lästigen Schwingen, von dem ich träume. Sie haben alle wohl eine gesunde Prust und eine helle Stimme, aber die Verkörperung, die eigentliche Schönheit fehlt, meine ich! Zeit meine Augen sich nicht mehr an der jungen Schönheit meines Weibes laben dürfen, ist mir, als seien mir die Künstlerhände abgeschnitten, ich muß am Boden frieden.“

In diesem Augenblick trat die alte Magd herein und maß mit erkannten Augen die hohe Gestalt des Fremden.

„Brigitta, reicht Ihr für einen kräftigen Juchst und richtet die Stammer her — wir haben einen lieben Gast!“

„Den Heiligen sei Dank!“ antwortete sie, und über ihr dunkles, kaltes Gesicht glitt der Schein eines Lächelns. „Es soll mir keine Arbeit zu viel sein für ihn! Aber zuerst muß ich unser Kind versorgen!“

Sie neigte sich über die Wiege. „Es schläft! — O Herr, Ihr könnt um den ganzen See wandern und noch weit ins Land hinein und in jedes Haus treten, Ihr findet solch ein Kind nicht mehr! Es macht keinem Menschen Leid!“

Mit starken Armen umfaßte sie die Wiege und trug sie hinaus. Im Vorübergehen streifte der Blick des Gastes das schlafende Kind. Er erschrak fast über das wie aus Wachs geschnittene Kindergeicht, das ihm so unendlich zart erschien und so selbstsam traurig. — Ach, es war ja in der That eine arme verwehte Waise — ein mütterloses Mägdlein.

Lange saßen an jenem Tage die beiden Männer nach der Abendmahlzeit im Mondschein noch an dem Fenster der Werkstatt, in tiefen Gesprächen über die Kunst und die Herrlichkeit des Landes Italien, und es war beiden als hätten sie sich seit Jahren gekannt. Und staunend und bebend vor Bewunderung betrachtete Gasparo die gefassten Steine, die Zeichnungen und Mäusen, die der Gast in einem Kasten bei sich führte und vor ihm ausbreitete. Nichts Schöneres war zu denken als jene Gerate und Gestalten, mit denen die Steine umgeben waren und nichts Vollendetes als die Mäusen, die seine Künstlerhand gefertigt. Eine schlichte Masse barg einen wahren Schatz verschiedenartiger Verzierungen, Arabesken und Figuren aller Art, und die lebensvollsten Köpfe in verschiedensten Stellungen.

„Ihr müßt schon längst ein berühmter Mann sein,“ sagte einmal Gasparo, seinem Gaste voll ins Gesicht schauend, und doch mit einer gewissen Scheu, „und ich fragte noch nicht einmal nach Euren Namen!“ „Damit hat's auch noch Zeit bis zum Abschied,“ lachte der Benvenuto, „ich möchte vor allen Dingen

in diesen Tagen vor Euren Augen etwas arbeiten, sonst glaubt Ihr am Ende, ich schmücke mich mit fremden Federn — oder ich habe alles was ich Euch da zeigte, irgend einem gestohlen!“

„Ja — ich bin's zufrieden. Verzierte's doch auch einmal mit einer Geigenknote! Wenn Ihr die so zuwege bringt, wie ich sie gern haben möchte, nun dann seid Ihr der größten Künstler einer und der Benvenuto Gellini, von dem sie so viel Geklei gemacht, wie mir einmal jemand erzählt hat, könnte Euch um Eure Kunst beneiden!“

Als spät in der Nacht die alte Brigitta den Gast in seine Stammer geleitete, das Lichtpfändchen vor ihm auf den Tisch setzte, und ihm: felicissima notti gewünscht hatte — zögerte sie noch einen Moment zu gehen, trat dann plötzlich an ihn heran, legte die braune luddische Hand auf seinen Arm und flüsterte: „Nehmt ihn mit nach Florenz und Rom, den Gasparo — die Tote will es. Sie hätte ihn ja auch weggeliebt! Ach, sie starb so schwer, die Arme, weil er noch nicht auf dem Wege war und weil sie wußte, daß er nicht von dem Kinde gehen würde, das sie ihm geboren!“

„Wie gern nähme ich ihn mit — wir haben schon darüber geredet — aber das Kind —“ die Tote hatte Recht: er verfiel die kleine Angela noch nicht. Er wird warten bis sie größer geworden und er Euch beide mitnehmen kann!“

„Als ob ich jemals wo anders leben und sterben würde als hier am Gardasee!“ — fuhr sie zornig auf. „Und das Kind? Seht Ihr denn nicht, wie Angela nur nach ihrer Mutter aussehend? Und sie wird auch kommen! Die Tote weiß alles. Sie holt ihr Kind zu sich, damit der Gasparo nach Rom pilgern kann und ein großer Künstler werde. — Es kann nicht mehr lange währen, dann liegt die kleine Angela zu ihrer Mutter in den Himmel. Meint Ihr nicht, daß es besser für ihn sei, er sähe das nicht?“

„Gehet alles gehen, wie die Engel es wollen und sorgt Euch nicht!“ antwortete Benvenuto tief ergriffen. „Aber wie es auch kommen mag — der Vater scheidet nicht freiwillig von dem lebenden Kinde, nur wenn das Kind von ihm scheidet, würde er dies Haus verlassen!“ Sie nickte ernst. „Ihr habt recht — die Engel und sie dort oben, die ihn so liebte — die werden alles machen, wie es für ihn am besten!“

Die Tage vergingen nun langsam und eintönig, die beiden Männer gewannen sich lieb und arbeiteten nebeneinander. Benvenuto schauerte oft zusammen bei den Klängen, die Gasparo der Prust seiner Geige zu entlocken wußte, es war ihm zuweilen, als ob eine überübliche Musik die kleine Werkstatt erfüllte und als ob seine eigene Arbeit fast und arm sei dieser tönenden Kunst gegenüber. Und die Augen des stillen Kindes in der Wiege leuchteten dann auf und wie ein matter Sonnenstrahl glitt ein Lächeln über sein Gesicht.

Über fünfjähriger wurde Tag für Tag der kleine Körper, durchsichtiger die Mäusen, fremder der Blick des Kindes, wie über die Erde hinwegschauend in unabsehbare Fernen sich vertiefend.

Die Witze Brigittas, der treuen Wärterin, und des Gastes trafen sich oft in banaler Frage. Ein Blick war's, daß den Gasparo die Zeichnungen und Modellierungen seines Gastes so gefangen nahmen und daß sie beide sich immer wieder von neuem vertieften in das schwierige Kunstwerk der frei und schön geschwungenen Geigenknote. — Nur zuweilen, wenn der Weigenbauer sein Kind liebte aus der Wiege zu nehmen veruchte, warf er wohl einen angstvollen Blick auf seinen Gast und flüsterte: „Mir ist als würde meine Angela so leicht, als könnte ein Windstoß sie mir aus den Armen nehmen!“ Dann fragte er häufig die treue Alte aus nach der Gesundheit seiner kleinen und ein Zittern überließ seine Gestalt, wenn sie immer und immer wieder in ihrer feierlichen Weise antwortete: „Es fehlt der kleinen Angela nichts — als die Mutter. Die Augen Eures Kindes haben sie geliebt seit der Sterbestunde Eures Weibes. Ich sagte es Euch gleich! O Herr bittet, daß Euer Kind die Mutter finde und glücklich werde. Ein Mägdlein ohne seine Mutter ist allezeit ein armeliges Ding, wäre es selbst ein Königskind!“

„Aber wir lieben es doch auch — und ich würde mein Leben hingeben für mein Kind!“ rief er verzweiflungsvoll.

„Selbst die Liebe der Engel könnte die Mutter nicht erleben!“ antwortete da die alte Frau. —

Und ein Tag zog heran — in der Werkstatt sang und lang es eben wunderbar — eine neue Geige war entstanden — da schickte das Kind in all die Töne hinein wie noch nie — und das Lächeln schwand nicht, als die Augen zufließen,

es blieb stehen auf dem süßen Antlig. — Es sagte ganz deutlich allen denen die es sahen: „Ich bin geborgen — ich bin bei den Engeln und mit meinem Mütterlein!“ —

Und doch war der Vater fassungslos vor Weh — und wollte die kleine Leiche nicht aus den Armen lassen und kein Menschenwort half — kein sanfter Zuspruch des greisen Bräuers, kein Trosterfuch des Gastes. — Und als man endlich von Blumen bedeckt, der Erde zurückgegeben hatte, was von der Erde war, da lag der Geigenbauer neben der leeren Wiege und legte den Kopf auf das kleine Kissen und wollte von der ganzen Welt nichts mehr wissen. Er betührte seines seiner Werkzeuge — es war, als ob er nichts mehr begehrte, als sich hinzulegen und zu sterben wie Weib und Kind. — Sein Gast ließ ihn gewähren — aber er selber arbeitete still in einem Winkel der verlassenen Werkstatt mit einem Ernst und Eifer ohne gleichen. Und die alte Brigitta ließ zuweilen herein und sah ihm mit gestalten Sänden still zu. Zuweilen berührte sie leise seinen Arm und flüsterte: „Nicht wahr, Ihr nehmt ihn mit, wenn Ihr in Eure Heimat zurückgeht — Ihr seht ja — sie will es so!“ —

Der Geigenbauer aber fragte nicht: „Wann reist Ihr?“ Er ließ in seinem Schmerz den Gast schalten und walteten und während der Mähzeit richtete er kaum das Wort an ihn. — Nach und nach nahm er freilich wohl einmal, seinen Platz an der Wiege verlassend, ein Stücken Holz auf, oder ließ eine Saite durch seine Finger gleiten — die gewohnte und geliebte Arbeit lockte und rief, aber ihm fehlte die Kraft zu folgen. —

Da trat eines Morgens Benvenuto zu dem Geigenbauer, etwas Verhülltes in der Hand tragend, und haust die Schulter des Trauernden neben der leeren Wiege berührend sagte er: „Gasparo — morgen muß ich reisen, man braucht mich in Florenz. Ich bitte Euch — geht mit mir! Ihr wißt, Eure Engel wollen es so. Kauft Euch auf und erlöst den Willen Eures Weibes, das Ihr so sehr liebt. Stört sie nicht in ihrer Seligkeit dort oben! Sagt Ihr: „Nein!“ dann will ich Euch wenigstens ein Mandanten hier lassen zum Danke für die Gastfreundschaft, die ich bei einem wackeren Kunstgenossen erfuhr. Ich hoffe, daß Euch meine Arbeit gefällt!“ —

Und er nahm das Tuch ab und überreichte dem Gasparo den Hals einer Geige mit einer wundervoll geschwungenen Schnede, die in einem Engelsköpfchen auslief, das die Jüge der kleinen Angela trug, aber mit dem Lächeln der Seligen. —

Da harrete der Geigenbauer lange auf die herrliche Arbeit — schrie dann laut auf und stürzte an die Brust seines Gastes. —

„Wer seid Ihr, daß Ihr solches zu vollbringen vermocht“, rief er endlich schluchzend und unklammerte krampfhaft den Hals der Geige, den Engelskopf mit lebensschaffenden Küssen bedeckend. „Nur der Benvenuto Cellini kann solches schaffen! Nennt mir Euren Namen, daß ich ihn ewig im Herzen trage!“ —

„Ich bin der Benvenuto Cellini selber“, lautete die einfache Antwort, und der beste Dank von Euch wäre eine gemeinsame Reise nach Florenz. —

„Ja, ich begleite Euch, aber das Kind“, hier drückte er die Arbeit des Fremden inbrünstig an seine Brust, „muß mit. — Ich will ein tüchtiger Künstler werden — wie Marietta es gewollt. Meine Engel droben und mein Schutzherr hier unten, der Benvenuto Cellini, werden mir helfen. — Morgen brechen wir auf!“ —

Und so es geschah in der That. Gasparo di Salo hat Italien gesehen — Florenz und Rom — und ist das geworden, was sein Weib für ihn ersehnt: ein berühmter Künstler, der Vorläufer der Geigenbauer Amati, Stradivari und Guarnieri. —

Und die Geige des Gasparo mit dem Engelskopf war es, die dem Stradivari so viel Kopfzerbrechen verursachte. Er hat, seitdem er sie in den Händen gehalten, gar manderlei noch verbessert und vervollkommen an seinen eigenen Geigen und war besonders bemüht, von verschiedenen Holzarten die feinsten Verzierungen an den Seiten seiner Instrumente einzufügen, zum Schluß, wie die Geigen Gasparos nur in schäudernden Anfängen nach den Zeichnungen seines berühmten Freundes zeigten. —

Und die Geige mit dem Engelsköpfchen des Benvenuto Cellini lebt noch, und atmet leise und mühsam hinter den Glaswänden eines Kastens in einem großen Museum. Vor Jahren hat sie einmal in den Künstlerhänden die Puls fingen und klingen dürfen und davon träumt sie noch bis zur Stunde. Aber auch die Hörer damals träumten festlich süße wehmütige Träume, die den gefeierten Geiger spielen

hörten — und der Klang der Geige mit dem lächelnden Antlig der kleinen toten Angela, die ihre Mutter wiedergefunden, entlockte gar manchen Augen heiße Thränen. —



## Franz Schubert und sein Lied.

Den Inhalt des vorstehenden Viedererzähltes, den wir heute behandeln wollen, bilden jene, in den echten Ernst und Farbenbildnis; deutscher Kunst getauchten Schöpfungen Franz Schuberts, welche in ihrer Art bis jetzt unerreicht dastehen.

Es ist oft darauf hingewiesen, daß die jüngere Zeit den Mangel idealtätlicher Genialität durch die gewissenhafte Bewahrung und Aneignung der ihr überlieferten Schätze auszugleichen sucht. Zeit den letzten Tönen hat die musikalische Bildung der Menge an Breite wie an Tiefe unermesslich gewonnen. Wir erleben es mehr und mehr, daß das Höchste und Edelste, zu dessen Förs und Weisheit früher nur eine kleine aristokratische Minderheit den Zugang fand, zum Gemeingut der ganzen Nation wird. Und in diesem Betracht zählen wir es zu den ersten und höchsten Erfindungen, daß die Frühsicht des begnadeten aller Viederfänger mehr und mehr der Liebe und dem Verständnis der Masse sich erschließt und daß gegenüber dieser klingenden und tönenden Poesie die phyllerhaften Vortragsleistungen, wie das fide „Ach“ und „O“ einer untrüben oder gemachten Gewandlung, an denen die vorige Dilettanten-Generation sich zu erbauen pflegte, in unserer Hausmusik, untern Salons und Konzertsälen immer mehr verschwinden. In der Kunst Schuberts stellt sich nicht etwa eine einzelne musikalische Ausdrucksweise dar, neben der andere Richtungen unabhängig und gleichberechtigt sich denken lassen. Die ganze Welt des Liedes ward ihm vielmehr zum unbedrängten Erb und Eigen gegeben — wie Bach und Händel die geistliche Kantate und das Oratorium, Mozart die Oper, Beethoven die mannigfaltigsten Zweige der Instrumentalmusik. Dort hat Schubert als souveräner Herr und König gewaltet, dem gegenüber die andern nur als Vasallen erscheinen.

Sämtliche Reime, welche die vorausgegangenen Meister ausgekostet, entfalteten sich in dem Schubertschen Lied zur üppigsten Blütenfülle und von allem, was nach ihm gelangen, hat er bereits die Grundtöne angeschlagen. Aus ihm brach in schallenden Reigen hervor, was auch nur die menschliche Brust an Lust und Weh, an Hoffnung, Liebe und Sehnsucht birgt. Voll und rein stand ihm die ganze Gefühlswelt zu Gebot von spielfähig lächelnder Anmut bis zu leidverklärter Enttäuschung und dem wilden Pathos der Verzweiflung. Wie unter dem Hauch des Frühlings in jedem Boden eine Menge schlummernder Kräfte sich plötzlich regen, so begann, von Schuberts Hand geführt, jedes Gedicht zu klingen und zu fliegen. Die Weise, in die er die Worte kleidete, war nichts äußerlich Herzugebrachtes, sondern ihr eigenes Sein und Leben. Nicht bloß alle Einzelheiten des Textes gaben seine Tonprache aufs überzeugendste wieder, sie bewies noch eine Wahrhaftigkeit höherer Art, zeigt in ihrer klaren Flut das getreue Spiegelbild von der gesamten geistigen Persönlichkeit des bestimmten Dichters.

Liebevoller und verständnisvoller hat sich nie Musik der Poesie angeschlossen, als in diesen Gesängen. Etets haben wir die Empfindung, daß nur sie es vermocht, uns die holdsten Geheimnisse der Goetheischen, Heine'schen, Wilhelm Müller'schen Kunst zu erschließen. Auf dem Gebiete der Kunst ist aber die Objektivität das Kennzeichen, durch welches sich der echte Genius vom Talent unterscheidet. Die Lieder Schumanns und Mendelssohns bieten uns eine Menge der zartesten und lieblichsten, wie der geistreichsten und ausdrucksvollsten Gebilde. Immer erhebt sich aber in ihnen die Individualität des Dichters von der, des Musikers bis zu einem gewissen Grad gefärbt und überhöhet. Es ist nicht das allgemeine menschliche Weien, das sich hier in seiner vollen Frische und unverfälschten Ursprünglichkeit ausdrückt, sondern eine mehr oder weniger subjektive Empfindungsweise, die jedem Gegenstand ihr eigenes Weien leiht. Bei Schubert decken sich Wort und Ton völlig — das eine Element ist nur der sonore Widerhall und die laute Befräftigung

des andern, nirgends macht sich ein Mehr oder Weniger bemerklich.

In den charakteristischen Eigentümlichkeiten der Schubertschen Kunst gehört ferner das harmonische Gleichgewicht, in dem hier alle einzelnen Faktoren und Momente stehen. Wie blüht die Zeichnung fahl und nackt durch das solorist hervor und ebenbürtig ver schwimmt die Bestimmtheit der Jüge unter vernehmlicher Pracht der Farben. Inhalt und Form, Stimmung und Ausdruck, sinnlicher Wohlklang und prägnante Bedeutungsamkeit schließen sich zum edelsten Einklang zusammen. In den stichenden Wellenlinien der Schönheit gewinnt die poetische Idee äußeres Dasein und Verkörperung. Dies harmonische Geismäß, die vollendete Ausgleichung, lebendige Wechselwirkung und Gegenseitigkeit finden wir auch in dem Verhältnis der Singstimme und Begleitung wieder. Bei den älteren Meistern des Liedes, denen auch noch manche der neuen folgen, bestränkt sich das slaviere darauf, der Melodie das Geleit zu geben, ihr die unentbehrliche affordirte Unterlage hinzuzufügen. Wie vollständig auch die Begleitung sein mag, so überwiegt sie hier doch selten das abstrakt musikalische Geleit, tritt in keine innigen Beziehungen zu dem Sinne der Worte. Im Anschluß an das Vorbild Beethovens und Jellers bekennt sich auch z. B. das Mendelssohn'sche Lied zu dieser Richtung. Den entgegengekehrten Weg schlagen diejenigen der neuesten Zeit ein, die allen Reichtum und alle Feinheit der Charakteristik dem slaviere zuweisen, und der Singstimme kaum etwas mehr übrig lassen, als die ausdrucksgemäße Deklamation des Textes. In den hervorragenden Meistern dieser spezifisch modernen Haltung gehören auch manche Schumann'sche Gesänge. Bei Schubert erhebt jedes Wort der Dichtung aufgelöst und umgeben in anellende Melodie und diese findet zugleich in dem weichen Detail der Begleitung kaisendfachen Widerhall, individuelle Färbung und Ergänzung. Nachdem die Beethoven'sche Sonate dem slaviere eine empfindende Seele geliehen, wurde es unter Schuberts Hand der bereite und verständnisvolle Genosse des Sängers. Nicht man auf seine Lieder, so gleich in ihnen die Begleitung einem in sich geschlossenen, aus ein und demselben entwikelten, senkrecht durcheinand geführten, von Geist und Leben erfülltten Kunstwerk. Aus mannigfaltig breitet sie den in der Melodie zusammengefaßten Gehaltsinhalt vor und aus, bezeichnet ihn durch tastendliche Melierungen und gibt ihm durch tonmalische Einzelheiten volle Wirklichkeit und sinnliche Wahrheit. Das treibende Grundmotiv ist in ihr an hängigen durch irgend eine äußere Empfindung angeregt, welche die Worte des Gedichts illustrieren; so malt sie das Klammeln des Bades, das Brannen des Waldes, den Flug und Geklag der Vögel, das Treiben des Spinnrades, das Rollen des Wagens, den Hufschlag der Pferde und was dergleichen mehr ist, läutert und vergeistigt aber diese Vorgänge zu innern Schwingungen der Seele, echten Rhythmen des Geistes. Mit dem poetischen Bild des begnadeten Vortrags gewahrt der Sänger in der Welt um ihn her nur das Spiegelbild der eigenen Seele; alle Gegenstände tragen die Farbe der Freude oder der Trauer, in die seine Empfindung sich kleidet.

Unter den Schöpfungen Schuberts — über 400 Lieder besitzen wir von ihm — ragen zwei durch ihren innern Wert, wie durch ihren Umfang gleichmäßig hervor; wir meinen die beiden Lieder-Götten „Die schöne Müllerin“ und „Winterreise“; jene enthält zwanzig, diese vierundzwanzig Gesänge und in dem einen wie in dem andern ist Wilhelm Müller der Dichter. Auf diese Hauptwerke näher einzugehen, behalten wir uns auf ein nächstes Mal vor.



## Briefkasten der Redaktion.

Anfragen ist die Abonnements-Cultung beizufügen. Anonyme Zuschriften werden nicht beantwortet.

**München. E. L.** Sie schreiben ja ein wunderbares Deutsch: „Die Stimme des Sängers ist besonders in der Höhe geradezu brüllend.“ Das läßt sich bilden, — von solchen Berichten müssen wir absehen.

**Lübeck. C. P.** Sie verwechseln Messa di voce mit mezza voce. Letzteres heißt: mit halber Stimme, eheres aber bedeutet das Aufschwollen des Tones vom leisen p bis zum fortissimo und umgekehrt.

**Wertheim. A. K.** Sehr hübsch — die Zembey dürfte aber für uns gefahrlos sein.







Der Trompeter von Säckingen.

**Abschied.**

(„Schüt dich Gott, es war so schön gewesen.“)

Nach einer (dem Originale von C. Schwemmer nachgebildeten) Photographie der Herren Hanfklänge Nachfolger in Berlin.

Abonnements-Bestellungen auf die „Neue Musik-Zeitung“ (80 Bg. pro Quartal) werden jederzeit von allen Postanstalten und Buch- oder Musikalien-Handlungen entgegen genommen und die bereits erschienenen Nummern des laufenden Quartals nachgeliefert.



## Musikalisches aus dem Rom der Cäsaren.

Von  
Ernst Eckstein.

Ich, der Gatte Garinwart, Sohn des Giso, schreibe dies an den Iden des Februar, im 840. Jahre seit der Gründung der Stadt.

Ich zeichne es auf als achtes Kapitel meines römischen Tagebuchs, und hoffe, daß Votan, der Allmächtige, mir vergonen wird, dies und das andere, was ich bereits der Pannusrollen vertraut habe, zur nächsten Winterkommende mit dir, Gela, mein Liebchen, am nördlichen Herdfeuer gemeinsam zu lesen. Ich will dir dann mündlich erläutern, was ich so mit der Herdfeuer nur im düstigen Lichte darstellen konnte; denn, beim Auge der Aena: was hier in Rom dem Sterblichen, sei er ein Bürger oder ein Fremdling, am meisten mangelt, ist leider die Zeit!

Vah! mich heute von der Musik reden.

Tu weißt, blondhaarige Gela, wie sehr mein Herz der Musik der Töne entzündet liegt. Was gab's für mich Zücker als beim Erwachen des Tages mit dir hinaus zu wandern aus Virgilehöl, wo sich der süßige Weidengrund bis an den Fluß erstreckt, und, während du Blumen zum Kranz stockst, die alte Mär zu singen vom Ausfluge des Jähos, der die prägende Erde freit! Dann stiehst du mit deiner lieblichen Stimme ein, und es war, als sämest du die ganze blühende Wonnemond in Wohlklang dahin und in sanfter Melodie. Auch dem Säulenpfeile und dem süßeren Gesange der Kriegsbanner lauschten wir oft in harter Gefährlichkeit, und wenn aus dem nahen Moosmaia eine römisch-hellenische Flötenvielerin über die Grenze kam, so rührte uns die perlende, süß-wellmütige Art ihres Vortrags beinahe zu Thränen.

Hier aber, in Rom, hat sich in mir eine seltsame Wandlung vollzogen.

Dahin, in Deutschland, war ich der Meinung, daß man des Schönen und Herrlichen niemals bekommen. Ein dreimonatlicher Aufenthalt zwischen der Via Appia und der mildwüchsigen Brüste hat mich belehrt, daß auch das Beste und Schönste zur Qual wird, wenn der Unverstand im Genuß überreift.

Tu ahnst nicht, wie das Rom der Cäsaren unter dem Vann dieses Unverstandes leidet. Die Musik löst hier alle übrigen Künste, insbesondere die Dichtkunst; aber noch mehr: sie löst die freie Entfaltung des Menschlichen, die Kräfte des Denkens, das echte und wahre Verlangen am Dämon.

Und wehst du, woher das kommt?

Ich will's dir sagen!

Die Römer sind, streng genommen, ein völlig unmusikalisches Volk! Sie haben die Tonkunst mißachtet, so lange sie ihrem eigentümlichen Wesen getreu blieben, das sich bekanntlich nur in zwei Angeln dreht: in der Kriegswissenschaft und in der Jurisprudenz. „Lehrer“ der Tonkunst wurden sie erst, als die Kultur der Hellenen zu ihnen herüber kam. — Wie sie die griechische Philosophie und die griechischen Weine annahmen, so begannen sie auch, nach dem Vorbilde Griechenlands, für Musik zu schwärmen — nur weil es Mode war. Wo aber die Mode, und nicht ein inneres Bedürfnis, das große Wort führt, da sind Ausdehnungen, Liebertreibungen, Väterlichkeiten die unausbleibliche Folge.

Die Griechen — ja, mein Lieblich, das sind wirklich, ungeheuerliche Freunde der Tonkunst, wie denn das Wort musica, so lateinisch es klingt, von hellenischer Abstammung ist. In grauer Vorzeit bereits galt es in Hellas für idiosyncratisch, des Gesangs und der Instrumentalmusik unfähig zu sein, während sich Rom Jahrhunderte lang nur „auffupfen“ ließ, und zwar ausschließlich bei Festen, besonders bei religiösen.

Das ist jetzt anders geworden. Rom gebärdet sich griechischer als die Griechen. Dennoch — ich kann mir nicht helfen: von wenigen Ausnahmen abgesehen, macht mir die Sache den Eindruck des Unwahrscheinlichen, Kranthafenen — und das oben gesagte „Zuviel“ trägt keineswegs dazu bei, diesen Eindruck zu mildern.

Die letzte Woche war mir in solcher Hinsicht besonders lehrreich. —

Im sechsten Kapitel dieser römischen Aufzeichnungen erwähnte ich schon des Gajus Cornelius, dessen Bekanntschaft ich im Hause des Julius Marinus gemacht. — Gajus Cornelius, sonst ein trefflicher Mann, weiß den höheren Ton von dem tieferen kaum zu unterscheiden; er ist nicht im Stande, die auffällige Melodie, und wenn er sie dreimal gehört hätte, wieder zu erkennen. Trotzdem gilt er für den ausgeprobensten Musikfreund in der gesamten Region; er bezeugt die Stimmgabe: er verteilt Geld und Kränze, wie ein orientalischer Fürst; ja, er hält sich zum eigenen Bedarf zwei hundertkürschliche Ercheiter und drei wohlgeschulte Chöre von Sängern.

Am vorigen Dienstag befand ich mich in der Zehar der Morgenbeinder, die ihn — der römischen Sitte gemäß — fünf nach Tagesanbruch die übliche Aufwartung machten. Er empfing uns in strahlender Toga, umarmte uns mit überströmender Freundschaft, sprach vom letzten Senatsbeschlusse und vom künftigen „Festessen und pries die jüngste Recitation des bewunderten Statius: all' diese wechselvollen Momente jedoch waren begleitet von dem etwas süßlichen Klänge der Hauptkapelle, die eine hübsche Tanzweise vortrug.

Das mochte noch angehen.

Nun aber behielt mich Cornelius, dem ich nicht nur durch Julius Marinus, sondern sogar durch einen der ständigen Bedienten empfohlen bin, zum festlichen Frühstück da, und dieselbe Kapelle, die in dem weiten Räume des offenen Empfangshofes noch zu ertragen war, schmetterte nun zum Stutzen lang ununterbrochen in der Nähe des Speisetisches. Was sie vortrug, mußten Kriegssängern oder dergleichen sein, denn die hellhörigen Säulen herrschten in nervenschütternder Weise vor. Gajus Cornelius war die Lebenswürdigkeit selbst. Er ging den Gästen im Genusse der Speisen und der süßlichen Weine mit gutem Beispiel voran; er plauderte mit unermüdlicher Frische; er lachte, daß es fast das „Zufengeschmetter“ noch überdröhnte; mir aber trat bei diesem wenig harmonischen Lärm der Augenblick auf die Stirn, und ich dankte den Göttern, als wir uns endlich verabschieden durften.

„Du nimmst das Bad mit mir!“ rief der Hausherr, da ich mich eben vom pfefferbelegten Speisetisch erhoben hatte. „In anderthalb Stunden, nicht wahr, clarissime Garinwart?“

Ich war gerührt über diese erneute Bekundung, echt römischer Gastfreundschaft. Die Thermen des Gajus Cornelius sind weit berühmt; selbst der gewaltige Cäsar badet nicht öfter. Schon die Neugier hätte mich also veranlaßt, so zu sagen.

Ich benutzte die anderthalb Stunden zu einem Ausritt ins Marsfeld: denn das Wetter war frühlinghaft. Pünktlich zur vereinbarten Zeit überschritt ich die marmorne Schwelle des Warmbades. Was höre ich? Abermals das „Zufengeschmetter“ der großen Kapelle, nur noch gewaltiger, schallkräftiger! Gajus Cornelius ließ hier von den Wölbungen des kuppelgedeckten Caldariums mit vereinigten Kräften arbeiten: seine beiden Ercheiter tobten den wilden Rhythmus des hier überall gepeitschten, gesungenen, geduldeten und geträumten tyrantischen Manpfeides: „Mömm herab, du gewaltiger Ares.“

Zwei Tage später, am Geburtsfeste meines gastfreien Wömmers, hatte ich dann Gelegenheit, die drei vereinigten Sängerschöre, zum Teil in Verbindung mit den Ercheitern, kennen zu lernen. Ich will nicht leugnen, daß hier manches Bessere zum Vortrage gelangte: im allgemeinen aber nahm ich auch hier den Eindruck hinweg, als sei die Vorliebe des römischen Publikums für das Lärmende, Geräuschvolle, Tumultuarische, von dem uns schon damals Julius Marinus berichtet hat, bedenklich im Wachsen begriffen. Alles wird übertrieben; die rohe Wirkung des Heckerlichen steht den kunstvollen höher, als das Innere, Geistige, Schöne.

Und das es nicht etwa den Äußerlichen gewinne, als ob ich hier — durch die Schallkraft unserer germanischen Wesen zur Strenge verleiht, ungerecht urteile, bringe ich eine Venerierung des berühmten Schriftstellers Lucius Annianus Seneca bei, der, wie du weißt, unter dem Kaiser Nero das Amt eines ersten Ministers bekleidete. Seine Worte beziehen sich allerdings zunächst auf das Theater: aber es liegt auf der Hand, daß der Geschmack, und er dort zur Geltung gelangt, auch die Musikverhältnisse außerhalb der Bühne beherrschen muß.

Seneca schreibt:

„Siehst du nicht, aus wie zahlreichen Stimmen der Chor sich zusammensetzt? Und doch erzielen sie alle nur einen Ton! Einige Stimmen sind hoch, andere tief, andere haben die mittlere Lage. In den männlichen Stimmen kommen auch weibliche; Höhenklänge erklingen hell zwischendurch; die einzelnen Stimmen

gehen in dem Chaos aller zu Grunde. Bei unseren Vortragsarten gibt es mehr Sängern, als es früher in den Theatern Zuhörer gab. Wenn sie so in ganzen Kolonnen dahineilen, wenn der Schauplatz rings von Plectrum umfrieht, und die Bühne selber mit allen erdenklichen Instrumenten belegt ist, die zugleich losgehen, dann wird das sogenannte ein Disharmonie- und Spektakelkonzert, kein Kunstwerk.“

Das sind die Worte eines hochgebildeten Mannes, der es mit allen Tönen ernst nahm, und dem sehr des griechischen Lebens näher stand, als die Mehrzahl seiner unmusikalischen Landsleute.

Ich fürchte dich zu ermüden, herrliche Gela, wenn ich so fortahre mit der Aufzählung all der Gelegenheiten, bei denen die römischen Herren sich und die Hausgenossen mit Musik, und zwar nicht mit der besten und geistvollsten überlätigen.

Bezeichnend für den Geschmack Roms dünkt mich die Thatsache, daß eines der beliebtesten Instrumente die Wasserorgel — hydraulis — ist.

Bei dem Genuß und der Alote, bei der neunmalküchigen Stürbe, ja selbst bei der sonst etwas harten Tuba ist ein gewisser Ausdruck des Vortragenden möglich: die Wasserorgel jedoch löscht jeden Genuß auf die Klangfarbe und die sonstigen Eigentümlichkeiten des Tones aus; sie spielt durch die Gewalt der Flüssigkeit, je nachdem die Klappen der einzelnen Pfeifen geöffnet oder geschlossen werden. —

Ein Mechaniker namens strobilos hat den Hydraulis erfinden. Sieben Tönehöhen gab er dem letztgenannten Instrument, teils metallene, teils hölzerne. In dieser Form war die Wasserorgel überall im Gebrauch, bis man etwa vor dreißig Jahren eine weitlich neue Art erfand, die denn heutzutage die typische Konstruktion völlig verdrängt hat.

Das jetzige Instrument wird durch Niederdrücken und Wiederlosten längerer Takte in Bewegung gesetzt und gibt einförmige, ungeliebte Töne von sich, die nicht langsam verhallen und gleichsam dahinschweben, wie die Klänge der Zimre oder der Doppelflöte, sondern sich abbrechen.

Ich sah im Hause des Grottopius einen Hydraulis vom Umfang ionatorischer Meistwerke; Julius Marinus schätzte den Wert auf 70 000 Sclerzen, wobei denn freilich die geradezu fürstliche Ausstattung in Betracht kommt.

Gewissen, wie für die Wasserorgel, kann ich mich für die Zambuca begeistern, die dreieckige Harfe, die neuerdings sehr in Aufnahme kommt. Ihre Töne sind scharf und einschneidend. Sie gemahnen mich immer an die alles zerlegende Klarheit der römischen Intelligenz. Leider fehlt ihnen das, was die Musik zur Kunst macht: der Schmelz, der Duft, das Leuchtende, Blühende, Nichtzubeiwehrende. Ich könnte mir denken, daß die Zambuca sich eignen würde, die Rechtsverhandlungen in der Palast oder die Sitzungen des Senats zu begleiten; für den Ausdruck menschlich-tiefer Gefühle paßt sie so wenig, wie die geräuschvolle Wasserorgel.

Was mir im musikalischen Rom noch am meisten zusagt, das ist der Frauengefang. Die Annuit, der weiblichen Stimme, zumal der jugendlichen, von Aena gekostet ist, löst sich durch seine Modereverung zu Grunde richten. Auch muß ich bekennen, daß in bezug auf die Feder eine gewisse Schlichtheit vorherrscht — bei den Mädchen aus guter Familie wenigstens, die mit ihrer Musik nicht geradezu Spekulation treiben, wie die leichtsinnigen Libertinen und ihre Gesinnungsgegninnen d'esleits und jenseits des Mittelvermögens. Für solche Weltkamen hat der römische Dichter Ovid in der schalkhaft-ironischen „Liebeskunst“ die Notiz angebracht, ein flatter Gesang wirke oft ebenso förderlich bei der Eroberung der Männerherzen, wie eine hübsche Gestalt: ein liebebedürftiges Fräulein müsse also hinlänglich hübsch sein, die neuesten Melodien frisch von der Zauberpfeife heimzutragen und ausdrucksvoll nachzusingen; und werde ein Lieb von möglichst fremdartigem Gepräge, z. B. eins aus Ägypten, ganz außerordentlich süßen.

Doch dies belästigt. Was ich vermerken wollte, ist die Thatsache, daß die hübschen Töchter der Senatoren und Ritter zum Teil sehr liebliche Stimmen haben und recht artige Feder fügen, meist hellenische in jener verklärten Tonart, die sonst dem römischen Wesen fremd ist.

So hörte ich zu Anfang des Monats von Tullia, der Tochter des Großkaufmanns Quintus Tullius Verillarius, den Gesang des römischen Dichters Avianus in tadelloser Vollendung. Es war, als fühle man das Säuseln des sanften Aprilwindes in den sonnenbeheizten Linsenwänden; als leuchte das seltene Meer durch die Pforten. —



Tullia, eine mittelgroße, wohlgebaute, fleischfarbene Jungfrau, tiefdunklen Auges, beim ruhigen Nachsinnen überaus ernst, beinahe düster dreinschauend, jedoch, wie es der Gewinn der Kunst und Lebensfreude, leidet nicht nur schadenloses Wertes im Vortrag — den sie mit der Schlagschärfe begleitet —: sie komponiert auch, und zwar schreibt sie ihre Kompositionen in heftigster Notenschrift, was allgemeine Bewunderung erregt.

Ich verleihe mich nicht auf die Sache: Julius Marinus jedoch hat mich verführt, die Erlernung dieser Tonzeichen erfordert unendlichen Fleiß; der griechische Philosoph Platon schätzte die Zeit, die zu ihrer vollen Bewältigung nötig ist, etwa auf drei Jahre. Ich schreibe hieraus, daß die ganze Gründung nicht sonderlich taugt; denn die Zahl der verdieuten Töne, wenn ich auch ihre Dauer, ihre Stärke und die Art und Weise des Vortrags mit in Betracht ziehe, ist doch nicht so über Gebühr groß.

Sei dem nun, wie ihm wolle: das Terwandische Notenmännchen, wie es jetzt vorliegt, ist ein formidables Labyrinth, und daß Tullia es siegreich in all diesen Irrgängen sich zurecht gefunden, das beweist, wie fleißig sie ist, und wie klug.

Im übrigen komponieren die meisten der musikalisch veranlagten jungen Mädchen eben so sehr darauf los, wie die Tochter des Verilanus; nur leider — wie selbstverständlich — mit ungleich geringerem Talent. Die mehr oder minder geschickte Vermischung fremder Bruchstücke zu einem vernünftigen Ganzen — das ist alles, was sie uns leisten. Aber was läßt sich dagegen einwenden? Die Mode verlangt's — die städtische Sitte, die „Urbanität“, und die Gottheit ist in Rom noch allmächtiger, als der Jupiter Optimus Maximus und der uraine Marsos, auf den das stolz-gemühte Volk seinen Anspruch zurückführt.

Nach allem, was ich hier aufgeschrieben, wird es nicht Wunder nehmen, wenn ich hinzufüge, daß es in Rom kein besser bezahltes Gewerbe gibt, als das eines Mithraspielers, eines Flötenspieters oder Musiklehrers. Es lebt hier ein geistreicher, vielgelesener Poet, Martialis mit Namen. Den muß man hören, wie er über die „Dudler und Klümperer“ losgeht, nicht nur in seinen geschriebenen Sport- und Zinn-gebüden, sondern fast härter noch und energischer beim Fokener, wenn ihm der Stranz des Fockers die spärliche Haare schmilzt. Das Uebermaß und der Mißbrauch der Sache hat ihn fast zum Gegner ihres vernünftigen Gebrauchs gemacht; wenigstens gilt er bei den bescheidenen Virtuosen für einen ausgesprochen Musikfeind. Ich bemerke, daß er überhaupt etwas griesgrämig ist; er scheint unzufrieden mit seinem Schicksal, das ihn zur Stellung eines kleinen verurteilt, während er mehr Geist und Verstand besitzt, als die Großen und Vornehmen, denen er um der lieben Sportula willen antworten muß.

Es sei mir gestattet, eines der von ihm verfaßten Epigramme hier mitzuteilen.

Dasselbe lautet:

Welchem Lehrer den Sohn du anvertrauest,  
Forchtich lange du schon besorgten Jenseins.  
Nun: Grammatiker und Metreer meide!  
Wirst, Lupus! Er habe nichts zu schaden  
Mit des Cicero und des Maro Schriften!  
Ueberlass Tullius seinem Ruhme!  
Macht er Verse: dem Dichter gib den Abschied!  
Wag' er Künste, die Geld ihm bringen, lerne!  
Laß ihn Jüngerzang und Fide treiben!

Tullius, den der Epigrammatiker hier erwähnt, ist ein scharfsinniger Philosoph; aber die Philosophie bringt nichts ein, sagt Martialis; das klügste Gehirn ist nicht halb so viel wert, als ein fröhliches Stimmband! Ich erwidere ihm: Die Zahl der Menschen, die sich am Klang einer schönen Stimme erfreuen kann, ist auch hundertmal größer, als die Zahl der Philosophieverfälschten. — Aber mein Trost verfliehet nicht. „Das ist's ja gerade!“ rief er die Brauen schitzend. Und nun hob er die Mithraschale und trank, als wolle er all seinen Stabwerber auf einmal von der fälschlichen Junge hinabschmecken. Er hat einen guten Zug, dieser Marcus Valerius Martialis; er würde bei unsern heimlichen Bier- und Weisthoren eben so gut handhaben, wie Julius Marinus, der von Moguntia aus so manches Mal an den christlichen Zeugnissen freundschaftlich teil genommen.

Als die größte musikalische Seltsamkeit Roms ist mir die Vorliebe sonst nicht übel gebildeter Männer für die dumpfste Signaltrumpete des Heeres, die sogenannte Tuba, erschienen. Es ist wahr, diese eigenartige Schallwärrer ist nicht eben verbreitet: fremdlicher Weise jedoch sind es gerade Persönlich-

keiten von hervorragender gesellschaftlicher und amtlicher Stellung, die ihr obliegen. So kenne ich einen gewissen Prätor, der seine Nachkommen dazu benutzt, einer eigens für ihn gefertigten Mithraschale die unaussprechliche Mithras- und Schreckensschöne muthvoll zu entlocken. Ein Senator, namens Gacina, bläst die Tuba mit vollenbeter Virtuosität. Er könnte gleich in die Totenkapelle eintreten; denn die Vorzeichen hierzulande werden mit Tubalängen zu ewigen Ruhe bestraft. Auch der mehrfach erwähnte Cornelius nahm Vespionen auf diesem schwer- und tiefenigen Blasinstrument; die Kerze jedoch verbot es ihm, weil Cornelius zur Lungenverengung neigt.

Ich erkläre mir diese Sympathie für die Tuba aus der ursprünglich feierlichen und kriegerischen Veranlassung der Nation. Ich glaube, daß die Tubafremde ebensicher sind, und aufrichtiger ihrem Gesandte folgen, als die Verehrer der von Griechen-land überkommenen Mithras und aller sonstigen unheimlichen Instrumente. Und was mich am meisten in dieser Ansicht bekräftigt, das ist die Thatsache, daß man die übrige Musik öffentlich und gleichsam zur Schau des Publikums, das Wachen der Tuba aber heimlich betreibt, und sich dieser echt römischen Staatstrumpete eigentlich schämt.

So, meine geliebte Gela! Das war es, was ich über meine Erfahrungen auf dem Gebiet der Musik zu Papier bringen wollte. Es ist wenig, aber der Wahrheit entsprechend. Sobald ich genauer mich unterrichtet habe, füge ich vielleicht noch einiges bei, was der Aufmerksamkeit wert ist. — Für heute lege ich die Feder bei Seite und sende dir in Gedanken die herzlichsten Grüsse, immertrotz eingelegter der glühend erhiteten Heinfahrt, wie Odysseus, der Athenerin, den ich in Lathum Miros nennen.

Gelena beschütze dich!



## Sunk und Künstler.

— Johann Strauß hat mit seiner neuen Operette „Simplicius“, welche im Theater an der Wien erstmals gegeben wurde, wiederum einen musikalischen Sieg zu verzeichnen. Wie kaum anders erwartet, nimmt auch dieses Bühnenwerk seine Ausnahmestellung gegen die früheren des Wiener Meisters ein: Bei Strauß tanzt man, trinkt man, liebt man im Walzer, der ehernen Schritt der Soldaten verwandelt sich unversehens in den Treischritt, ja selbst der fromme Einsiedler findet seine Gebete in einem unendlich süßen Walzer zum Himmel. Schlicht auch im Simplicius. Der Gang der Handlung erfordert eine scharfe Tonart, da es von Anfang bis zum Schluß sehr fröhlich heitert, allein wo der musikalische Geist des komponierten der „Nedermans“ waltet, da findet auch der laute Kriegslärm seine milde Abmildung durch die zauberlichen Reizen seiner Treiberschreien und die schwärmerischen Melodien der Liebeslieder. Aus der reichen Anzahl der Nummern mußten manche wiederholt werden, überhaupt herrichte trotz der Panik, die im zweiten Akt ein falscher Feuerlärm verursachte, eine gehobene Stimmung. Der Erfolg der Novität ist glücklich.

— Eine neue Oper — „Marillo“ — von Ferd. Langer hat in Mannheim recht warme Aufnahme gefunden. Mag nun auch etwas Lokalpatriotismus mitspielen — bekanntlich ist ja Langer Kapellmeister am Mannheimer Theater — so ist doch nicht in Abrede zu stellen, daß wir es mit einem Werke zu thun haben, das vollen Reiz auf Ansehen nimmt. Die Musik ist eigenartig und stimmungsvoll und in harmonischer Beziehung farbenreich und charakteristisch. Hervorzuheben ist besonders auch die deklamatorische Kraft, welche dem Werke inne wohnt. Wie es bei neuen Bühnendruckungen indes so häufig der Fall, so ist auch „Marillo“ oft etwas allzu redselig — eine unabsehbare Folge des nicht voll auf der Höhe stehenden Librettos; eine knappere Form würde das Werk weit bühnenfähiger gestalten und einer weiteren Verbreitung förderlich sein.

— Miska Hauser, der bekannte Wander-geiger, ist in Wien 63 Jahre alt verstorben.

Dem Sopranvortrag Paulwein wurde der Titel eines Kammerjägers, ferner der Kammerjägerin Fr. Welterlin, dem Ehrenmitgliede der k. Hofbühne Frau Maria Ziegler, der Titular-

Gesellschaftsleiterin Frln. Schöndchen, dem Hofkapellmeister Hofde, sowie dem Kammermusiker Glöser, sämtlich in München, die Ludwigs-Medaille, Abtheilung für Wissenschaft und Kunst, verliehen.

— Ardenberg's Oper „Cleopatra“ erzielte in Augsburg eine glänzende Aufnahme. Nicht minder gut wurde Ab. Mohr's Oper „Der deutsche Michel“ in Magdeburg aufgenommen.

Der Kaiser von Österreich hat den Violin-Virtuosen Franz Ondricek den Titel eines k. k. Kammervirtuosen verliehen.

— Greta Werner ist neulich zum erstenmal nach längerer Unterbrechung ihrer künstlerischen Thätigkeit im Metropolitan Opera House in New York in einem Konzert aufgetreten und soll durch den völligen Verlust ihrer einst prachtvollen Stimme das zahlreiche Publikum schmerzlich überrast haben. Der „Herald“, der, wie die anderen amerikanischen Zeitungen, der Künstlerin eine längere Ruhe empfiehlt, berichtet über die Vortellung nur, daß aus Taktgefühl und Dankbarkeit für frühere Gaben die Zuhörer insgesamt applaudierten, aber der peinliche Eindruck, den der einst gefeierte Gesangsstern trotz immer noch ansehnlicher Frische hervorgerufen habe, sei nicht zu vernachlässigen.

Uebereinstimmenden Berichten zufolge hat die in Braunschweig bereits wiederholt aufgeführte Oper „Der wilde Jäger“ von A. Schütz sehr gefallen. Die Musik ist geschmackvoll, die dramatischen und lyrischen Momente sind treffend musikalisch illustriert, wie überhaupt das Werk, wie es aus den Händen des Komponisten hervorgegangen, als ein solches nicht zögert, das wohl verdient, den Weg über unsere deutschen Bühnen anzutreten und zurückzulegen. Auf eine eingehendere Behandlung des Bühnenwertes werden wir event. zurückkommen.

Auch in Pest wurde nun Verdi's „Otello“ aufgeführt; insbesondere waren der zweite und der vierte Akt von durchschlagender Wirkung. Die erste Aufführung des Otello in deutscher Sprache wird im Hoftheater in München stattfinden und zwar schon im Laufe des Januars.

— Die Weininger gehen nun doch nach Amerika — aber erst im Dezember. Für eine fünfmonatliche Tournee erhalten sie 750000 Franken. Der Vertrag zwischen den Weininger und den Unternehmern Grau in Paris, Abben in New York soll in allen Punkten vereinbart sein.

Während in New York die italienische Campanini-Opern-compagnie bedeutenden musikalischen Durchfall erlitt, erfreut sich die deutsche Oper eines Erfolges, der kaum noch einer Zergewerung fähig ist. Wie vor zwei Jahren die „Weininger“ und im vorigen Jahre „Tristan“, so ist diesmal „Siegfried“ das große Ereignis, und — es ist wunderbar zu sagen — kein anderes Werk hat man mit einer Begeisterung wie dieses angenommen. Momente doch die Zeitung „World“ schreiben: „Das Auditorium wurde im dritten Akt wild“ vor Enthusiasmus. In die Palme des Ruhmes haben sich Anton Seidl und Max Alvary zu teilen, wobei letzterer in zehn Tagen die aufregende Siegfriedrolle viermal sang, ohne zu ermüden. Es muß doch mit dem himmelstürmischen Charakter der Wagnerischen Musik nicht so arg sein. Herr Alvary ist bekanntlich der Sohn des Düsseldorf'schen Professors Achensbach und hat in Berlin seine musikalische Bildung erhalten. Aber mächtig ist er an der New Yorker Oper gewachsen, nämlich wie dramatisch, so daß ihm die dortigen Mütter einstimmig hymnen singen und ihn gleichmäßig als „idealen Faust“ wie als „wunderbaren Siegfried“ preisen.

Nächsten Juni wird in Nizza ein letzliches Musikfest (das dritte dieser Art) stattfinden. Das von der Regierung bestellte Festprogramm besteht aus einem geistlichen und einem weltlichen Konzert und aus Wettgefang.

— Musikdirektor Heinrich v. Weicle, früher in Stuttgart, dann Direktor des Domchors in Konstanz, ist in Norwoll infolge einer Lungenlähmung unerwartet gestorben.

— In New York hat Goldmark's „Königin von Saba“ nimmermehr auch in englischer Sprache einen glänzenden Erfolg errungen. Die Oper wird in 32 amerikanischen Städten Heptien erleben.

— Die Oper „Giarno“ von Juchborg v. Vranitz ist an der hannoverschen Hofbühne zur Aufführung angenommen. Dieselbe war bereits auch für Weimar erworben, doch hat Frau v. Wronskart, in Rücksicht auf die letzte Stellung ihres Gatten als General-Intendant des dortigen Hoftheaters, auf die Aufführung daselbst verzichtet.

— Möln. Heinrich Röllners Musikdrama „Faust“, dessen Text bekanntlich eine getreue Entleerung des Goethe'schen Faust bildet, wurde hier vor einem aufmerksamen und nicht wenig auf den Erfolg gespannten, sehr zahlreichen Zuhörerkreise am 15. Dezember zum erstenmal aufgeführt. Der vortheilhafte Eindruck, welchen das bedeutende Werk neulich schon in München davontrug, hat auch bei uns nicht auf sich warten lassen, wenn auch der Erfolg infolge der zu großen Länge der Vorstellung und der gerade bei dem wirksamen Schluß eintretenden Abspannung der Zuhörer vorläufig noch kein durchschlagender war. Inzwischen werden verschiedene Mängelungen im ersten und zweiten Akt das weniger wirksame beiseite und damit wird auch die Oper wohl an Zugkraft gewinnen. Im „Prolog im Himmel“ wurde es von verschiedenen Seiten beanstandet, daß der Herr singend, wenn auch unsichtbar, eingeführt wird und daß Mephistopheles seine satanischen Bemerkungen in allzu unbegreiflicher Haltung, mit welcher er die Heiligkeit des Orts andeuten sollte, vorbrachte. Der erste Monolog ist von großer musikalischer Schönheit, geradezu hervorragend sind aber die letzten beiden Akte, mit welchen Goethe an dem Schauspiel erscheint. Besonders in der Valentin'schen und der sterblichen Schlacht der komischen Töne an, die man seit Wagner kaum mehr vernommen hat. In der Charakteristik ist im einzelnen wohl nicht viel Gutes gethan, die teufelische Wiedergabe ist uns oft gar zu grell in den Ohren. Den Faust sang Herr Wagner in seiner vortheilhaften, musikalisch wie schauenswerth durchdrachten Weise; die Monologe gelangen besonders schön. Hr. Nöttingen als Goethe'schen hieses solche Fortschritte namentlich im Spiel, daß ihr der durchgreifendste Erfolg des Abends zu teil wurde. Den Mephisto sang Herr von Schmid lobenswerth, wenn auch etwas zu gutmüthig. Jedemfalls hat Röllner das Zeug zu einem der besten dramatischen Komponisten an sich.

Der verdiente Solo-Gesist, Mitglied des Professoren-Chorists und Lehrer für sein Instrument am Konservatorium in Möln, Ludwig Gbert, wird am 1. April seine Stellung niederlegen und seinen Wohnsitz vorerst nach unbekanntem Wohnort verlegen.

— „Simon Petrus“ von M. C. A. wurde kürzlich von dem strebsamen Quartettverein in Bremen unter Leitung des Komponisten mit außerordentlichem Erfolge zur Aufführung gebracht. Dieses wirkungsvolle biblische Drama, dessen fischerlicher Charakter mit vieler Stimmigkeit festgehalten ist, und in welchem der Komponist das ganze Hülfszeug des Dramatischen beherricht, verdient überhaupt in weitem Kreise bekannt zu werden.

— Dem Streichquartett Heckmann aus Möln und dem Vokabitarium A. Bach aus Göttingen wurde die Ehre zu teil, am Geburtstag der Kronprinzessin von Deutschland vor der Königin von England in ihrem königlichen Schloß Windsor zu konzertieren. Es wurden mit Ausnahme von Bachstein nur deutsche Komponisten wie Schumann, Mendelssohn, Brahms und Tietz vorgeführt. Nach dem Konzerte dankte die Königin den Herren Heckmann und Bach in vorzüglichem Deutsch für deren künstlerische Beiträge, die ihr besondere Freude bereitet hatten.



## Hermitisches.

— Am 11. v. Mts. ist Josef Lucca, der Vater der gezeigten Künstlerin Paulina Lucca, an Altersschwäche im 87. Lebensjahre verstorben.

— Ueber eine „Wagner-Melanie“ schreibt man uns: Es handelt sich um eine „Theateranzeige“, auf einem Quartblatt Schönpapier, handvergedruckt, als dies zu jenen Zeiten im Buchdruckergewerbe eigentümlich üblich war; in ihr ladet Richard Wagner, damals Kapellmeister am Münchner Stadttheater, zu seinem Benefiz mit gebührender Höflichkeit gegen das Publikum und — gegen das Stück ein. Da dem Meister im Laufe der Jahre eine andere Ausdrucksweise und Auffassung zu eigen geworden, mag man das Schriftstück heute nicht ohne Interesse lesen. Es lautet: Theateranzeige. Sonnabend, den 11. Dezember 1837, wird zum Vortheile des Unterzeichneten zum erstenmale aufgeführt: Norma, große romantische Oper in 2 Akten, von Bellini. Der Unterzeichnete glaubt seine Verehrung für das künstlerische Publikum dieser Stadt nicht besser betheiligen zu können,

als eben durch die Wahl dieser Oper zu seinem Benefiz, welches ihm zunächst für seine Bemühungen um die Förderung und künftige Ausbildung jugendlich musikalischer Talente der hiesigen Bühne bewilligt worden ist. „Norma“ ist von allen Schöpfungen Bellini's diejenige, welche neben der reichsten Melodienfülle die innerste Blut mit tiefer Neutralität vereint und selbst die entschiedensten Gegner neutralisierender Musik haben dieser Komposition die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie, zum Herzen ziehend, ein inneres Streben zeige und der modernen Nachahrer nicht huldige. Da nun für das Gelingen und die Ausnutzung dieses Werkes alles geheißen, so darf ich es wohl wagen, das theuerliebende Publikum gehoriamt einzuladen und ich thue dies in der freudigen Hoffnung, daß mein bisheriges eifriges Bestreben, auf meinem Platte möglichst meiner Pflicht zu genügen, teilnehmende und nachsichtige Anerkennung gefunden habe.

Möln, den 8. Dezember 1837

Richard Wagner, Kapellmeister.

— Das st. Konservatorium für Musik zu Dresden ist nach testamentarischer Anordnung seines Gründers und jetzigen Direktors Hofrat Rudor in den Besitz von dessen Sohn, Herrn Heinrich Rudor, übergegangen.

— In dem Prolog wegen der Feuersbrunst, durch welche die „Opéra comique“ in Wien gelöst wurde, erfolgte nun in Paris die Urtheilsverfällung. Wie seiner Zeit Direktor Wagner in Wien nach der Hingebung-Matrosenprobe zu einer dreimonatlichen Gefängnisstrafe verurteilt wurde, so wurde auch Direktor Cavallotti zu drei Monaten Gefängnis und 200 Franken Geldbuße, der Kompiere Rudor zu einem Monat Gefängnis verurteilt. Alle anderen Angeklagten wurden freigesprochen.

Herr V. Strauss soll an der Zusammenstellung der Schürffächer, welche die letzten Opernhausjahren in Berlin scharf bedrängten, arbeiten und wird dieselben in möglichst kurzer Zeit erscheinen lassen. Man darf auf dies Ercheinen wohl gespannt sein.

— Ein kürzlich von den vereinigten Liebertafeln Hannover zum Besten des in Braunschweig zu errichtenden Abt-Deutungs gegebenes großes Konzert hatte den schönen Erfolg, daß ein Ueberdruck von 1400 Mk. dem Abt-Deutungs-Komitee in Braunschweig überliefert werden konnte.

— Die Musiker America zu werden, so schreibt man dem „A. v. A.“ von ihren deutschen Kollegen an ihrer finanziellen Stellung sehr häufig zweifelnd und in dieser Beziehung nicht ohne Grund. Triestermitglieder mit hundert Dollar Wochen-Einnahme sind „drüben“ keine Seltenheit. Nur was sie aber weniger zu verdienen sind, ist die Anforderung, welche an ihre Leistungsfähigkeit gestellt wird. Abgesehen davon, daß nur ganz tüchtige Musiker überhaupt Aufnahme in einem derartigen Orchester finden, ist das verlangte „Arbeits-Verstehen“ nach unseren Begriffen geradezu fabelhaft und danach angethan, den frähesten Mann in wenigen Jahren aufzureiben. Nach einem Schreiben des Herrn Kapellmeisters Anton Seidl ist z. B. der vergangene 16. November für das Orchester der „großen deutschen Oper in New York“ mit folgendem Dienst belastet gewesen: Von 9½ bis 12 Uhr vor-mittags Probe zum philharmonischen Konzert, 12½ Uhr bis 3¼ Uhr Operprobe vom „Trompeter von Säckingen“. Von 4–6½ Uhr Konzertprobe im „Ation“ und von 8–12 Uhr Vorstellung des „Propheten“. Solche Tage wiederholen sich wöchentlich zwei- bis dreimal, schreibt Herr Seidl, während andere Tage wieder nur durch eine allerdings sehr lange Operprobe und Abendvorstellung ausgefüllt werden.

— Zum zukünftigen Direktor des Münchner Stadttheaters ist Herr Albert Schirmer, welcher bisher die Bühnen in Düsseldorf, Basel und Stettin leitete, ernannt worden.

— Die Redaktion des „Chor-Gezang“ setzt einen Preis von 100 Mark aus für die beste Männerchor-Komposition des „Deutschen Männerliedes“ von Th. Souhan. Gedicht und Bedingungen sind vom Verleger Hans Vogt in Leipzig erhältlich.

— Für das Verlagsrecht des Klavierauszuges und des Textbuchs der nachgelassenen und von Kapellmeister Mahler vollendeten Weber'schen Oper „Die drei Pintos“ hat die Musik-Verlagsbuchhandlung von Schacht's Nachfolger in Leipzig die Summe von zwanzigtausend Mark bezahlt. Das Aufführungsrecht verbleibt selbstverständlich dem eigentümlichen Weber'schen Erben und dem Fertigsteller des Werkes, von denen auch die Partitur zu beziehen ist. Als Merkmale der Fälschungen, welche auf das Weber'sche Werk gesetzt werden, ist diese Thatsache interessant.

## Berliner Saison.

IV.

Berlin im Dezember 1837.

Der freundliche Leser möge mich mit seinen Gedanken in das Atelier eines Berliner Malers begleiten. Wie kommt Sankt unter die Propheten? höre ich fragen: was will ein Künstler der Palette unter den Komponisten und Virtuosen, die sich in diesem Platte Stelldichein geben? Nur gemacht! dieser Maler hat jedoch eine Gründung gemacht, deren Einfluß weit in das musikalische Gebiet, speziell in das der Oper hinübergreifen wird: sie soll zwar nicht die Peripherie der Kunst erweitern, aber dem Hörer eine Lebensversicherung gegen die Gefahren der darstellenden Kunst liefern.

Es handelt sich um eine Methode zur Erzeugung absolut feuerfester Theaterdekorationen, deren die Oper in noch höherem Grade bedarf, als das Drama. Wir besitzen zwar keine Regieatistik, allein jeder Laie vermag sich auszurechnen, daß auf der Opernbühne mit Klammern und Nähnähnen weit mehr investiert wird, als im Schauspieltheater. In einer Berliner Aufführung der „Wallfische“ kommt beim Feuerzauber eine größere Menge von Feuer zur Verwendung, als in allen übrigen Theatern der Residenz während der ganzen Saison. Man beobachtet nur das Publikum während jenes Schauspielers! Die wenigsten Hörer bleiben kaltblütig genug, um während des lodernen Pompes die Zurschaubildung des Feuerthemas und des Siegfriedmottes zu verfolgen, wohl aber richtet sich die Aufmerksamkeit der großen Mehrheit mit ängstlicher Spannung auf die gefährdeten Leinwanddekorationen, und als das einzige Motiv, welches wirklich sonderbar im Raum regiert, muß das der Furcht vor einem drohenden Unglück bezeichnet werden.

Die Lösung der brennendsten Frage im Bereiche der darstellenden Kunst ist namentlich dem Maler Ernst Tappert in Berlin gelöst. Die bedeutendsten Autoritäten auf dem Gebiete des Dekorationswesens haben seine Gründung begrüßt, und der Erfinder hat alle Ursache, mit dem Ausfall des Grame's zufrieden zu sein. Es bedarf am Ende keiner fachmännischen Weisheit, um den Wert der Neuerung zu begreifen. Wir leben in dem Atelier eine Reihe von Dekorationen, die sich auf zwei Schritt Distanz in nichts von gewöhnlichen Leinwandlandschaften unterscheiden. Sie sind vollkommen biegsam, rollen sich mit größter Leichtigkeit über dünne Gardinenstäbe und belassen doch in ihrem Haupttheile aus Metall. Statt der Leinwand benützt Herr Tappert ein Drahtgewebe, deren Fugen er mit einer unverwundlichen und elastischen Pasta verklebt. Diese Pasta, in deren chemischer Zusammensetzung das eigentliche Geheimnis der Gründung liegt, vermag das Malerleinwand in eine Fläche, welche die Farbe ebenso willig annimmt, wie die Leinwandtafel.

Wir nehmen eine Probe des präparierten Drahtgewebes und halten sie über eine Flamme. Es entwickelt sich ein Duft, der keineswegs zu den edleren Parfüms gezählt werden kann, allein im übrigen bleibt alles beim status quo ante.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß mit dem Prinzip der Imprägnierung namentlich gründlich gebrochen wird. Jetzt, da wir im Draht die Universalversicherung gegen Feuer haben auf der Bühne besessen, darf es ja ruhig ausgesprochen werden, daß sich die Leinwandimprägnierung als Schutzmittel fürchterlich blamiert hat. Neuere in Charlottenburg angelegte Betriebe haben die Gewißheit erbracht, daß imprägnierte Plankenscherbente vom zündenden Feuer als eine wahre Zeitkassette verschlungen werden. Diese Gewißheit, welche noch vor Wochen zu beunruhigender Vermuthung hätte, kann heute nur noch auf theoretisches Interesse Anspruch machen. Denn es dürfte kaum noch einem Zweifel unterliegen, daß für die Dekorationskunst jetzt das eiserne Zeitalter anbricht. Wenn wir uns in daselbe ein wenig eingelegt haben werden, wird wohl selbst in Brüssel, wo man den Feuerzauber ohne Notheln gibt, Gott Loge in seine Rechte eingestuft werden; allenthalben aber wird man den singenden und spielenden Darstellern statt des veralteten Rates „Spielt nicht mit dem Feuer“ die entgegengekehrte Beilegung geben können: „Ihr sollt mit Feuer spielen!“

R. Muszkowski.



Nachdruck nur mit Angabe der Quelle erlaubt

## Ein „Poem“ Richard Wagners.

Als Sturidom teilen wir u. fern Lesern nachsehen-  
des, an seine erste Frau (eine geborne Planer)  
gerichtetes, aus nachweislich ganz verbürgter Quelle  
stammendes Gedichtchen Richard Wagners mit, welches  
d. n. Meister allerdings in tiefem Negligé, aber auch  
in einer fast beneidenswerten Parnassiosigkeit zeigt.

Sprachlos steh ich, bin entrückt,  
Gott, was habe ich erblickt!  
Zwei Schöne, grün und wunderbar  
Halt du gebracht zum Opfer dar!!!  
Ach, ich bin anher, außer mir  
Und weiß gar nichts zu sagen dir,  
Nun bin ich aller Sorgen ledig,  
Denn nur die Schöne waren nötig;  
Für keine allzu große Güte  
Verdienst du wahrlich eine Güte.  
Ja, wenn Gerechtigkeit auf Erden,  
Soll einst dir diese Güte werden,  
Ich bin entrückt, ich bin entrückt,  
Du so beglückt, weid ich verrückt.  
Nun hab ich grüne Schöne an,  
Nest böses Schicksal komm heran,  
Ich werde dir die Wege weisen,  
Denn diese Schöne niemals reizen.  
Du feinsten Loch sollst du herein,  
Von nun an hab ich nichts als Schwein.  
Geipfien, dreimal hochgeipfien  
Sei Minna — ach! müßt ich nicht nicken  
— Wenn ich Gewinn zur Sonne seh —  
Du führst vor Freund ich in die Höh:  
Tut aber und zwangsglücklicher Mann  
Mußt Vivat hoch! so laut er kann.

## Dur und Noll.

— „Nun, Fräulein Gise, wie hat Ihnen mein  
neues Schauspiel gefallen?“ — „O reizend! Ich habe  
wunderlich geniest.“

— Als Kossini in Paris wohnte, fand er sich  
eines Tages einem armen Teufel gegenüber, welcher  
eine seiner Overturen auf einer Drehorgel spielte.  
Er blieb einen Augenblick stehen, rief aber plötzlich  
dem Drehkünstler zu: „Aber geschwinde, geschwinde!“  
— „Wie so, mein Herr?“ — „Treiben Sie geschwinde,  
es ist Allegro.“ — „Aber, mein Herr, ich weiß nicht  
—“

— „So machen Sie es, so — so.“ Und Kossini,  
von niemanden erkannt, tritt selbst an die Orgel  
und dreht im gewöhnlichen Takt. „Ich danke Ihnen,  
mein Herr, und werde mir die Lection merken!“ Am  
nächsten Tage ist der Feiertagsmann wieder da,  
spielt dasselbe Stück und zwar, wie es am Abend  
vorher angegeben worden war. „Bravo!“ ruft eine  
Stimme aus dem gegenüberliegenden Hause. „Bravo!“

bravo! bravo!“ und ein Louisdor fällt zu den Füßen  
des wandernden Künstlers. Es war wieder Kossini.  
Der arme Orgelspieler wäre vor Freude fast „aus  
dem Häuschen“ gekommen.

— Ludwig Dürckent fragte einst einen jungen  
Mann, der sich eben erst der Bühne gewidmet hatte,  
um dessen für einen Schauspieler so sehr nötige Geistes-  
gegenwart auf die Probe zu stellen: „Was für Acht-  
samkeit ist zwischen mir und der Schmelzoper?“ —  
„Reide,“ war die witzige Antwort, „sind sehr häufig  
benutzt.“

v. S. Ein sehr reizbarer, in seinem mündlichen  
Ausdruck nicht immer glücklicher Theaterdirektor, wies  
die Empfehlung eines Kapellmeisters durch einen  
Theateragenten, der gern das Engagement des ersten  
vermittelt hätte, mit folgenden klassischen Worten zu-  
rück: „Was, der D. ein tüchtiger Musiker, ein Mensch,  
der ein Andante vom Parnassio nicht unter-  
scheiden kann?“

v. S. „Denk euch Kinder!“ — brüstete sich eine  
reklamierliche Sängerin, die von einer Gastspielreise  
zurückkam — „in Pest habe ich solchen Enthusiasmus  
erregt, daß sie mir nach der Vorstellung die Herbe  
ausgespannt haben.“ — „Na, wie sind Sie denn da  
nach Hause gekommen?“ verlegte eine maliziöse stol-  
legin mit der uniduldigen Miene von der Welt.

— Eine gleichberühmte wie berühmte Sängerin  
rief einst in einem Gespräch mit einem Kollegen, den  
sie mit ihren boshaften Zügelreben oft beleidigt und  
verlezt hatte, an: „O weh! ich habe mich in die  
Junge gebliesen!“

— „Das ist nicht möglich!“ antwortete der Kollege  
ruhig, „Sie würden sonst auf der Stelle an Putz-  
vergiftung gestorben sein.“

— In der Theatergarderobe ging es laut her-  
— man stritt sich über Schauspielerfreund und —  
Leid, und was überwiege. Neutron, der berühmte  
Wiener Komiker, war während des Streites einge-  
treten und fing an sich mit seiner Garderobe zu be-  
schäftigen ohne sich in das Gespräch zu mischen.

„Nah,“ rief Benzol Scholz, „was meinst du,  
du bist lange genug beim Theater, um auch deine  
Meinung zu haben. Was überwiegt? Schauspieler-  
freund oder Schauspielerneid?“

„Benzel,“ erwiderte Neutron mit dem ernstesten  
Ausdruck, „der Schauspieler ist an Fremden arm, er  
besitzt nur eine: die Schabenteufel!“

## Notenrassel.

Als nachstehenden Noten-Figuren der rechten Hand ist der Name eines der ersten Regenten Europas zu bilden:



## Berliner Konservatorium und Klavier-Lehrer-Seminar, Berlin, Luisenstr. 35.

Unterrichtsgegenstände: Klavier, Violine, Violoncell, Gesang, Orgel, Harmonium, (von den ersten Anfängen bis zur Konzert-  
reife) Theorie, Komposition, Musikgeschichte und  
vollständige Ausbildung für das musikalische Lehrfach.

Prospekte frei. Prof. Emil Breslaur. Sprechstunde 5—6.

## Führer durch die Klav.-Unterrichts-Literatur.

Ein Wegweiser und Ratgeber  
bei der Wahl geeigneter Musikalien.

Herausgegeben von  
Hermann Weigle.  
300 Seiten Oktav-Format.  
Preis dauerhaft gebund. Mk. 1.40.  
Systematisch geordnet mit Angabe der  
Bezugsquelle und des Preises eines jeden  
Musikbuches. Von d. Prof. Ehrlich und  
Breslaur i. Berlin. Kom. N. Lachner  
in Karlsruhe u. v. a. aufs wärmste empfohl.  
Zu beziehen durch alle Buch- u. Musikalien-  
handlungen od. geg. Einsend. des Betrages  
direkt von der Verlagsbuchhandlung  
Emil Behnd in Gotha.

Vakant ist das Amt eines Organisten an  
der Stadtkirche zu Meißner. Das Gehalt  
beträgt 90 Mk. Bewerbungen u.  
Zeugn. wird, bis zum 13. Dez. er. erbeten.  
Meißner, den 23. November 1887.  
Fetern, Probst.

## Edition Gründel

Sammlung vorzügl. Originalkompositionen  
für verschiedene Instrumente etc. Prospekte  
gratis durch alle Buch- und Musikhandlg.  
Verlag von Emil Gründel. Leipzig.

## Neueste humoristische Kompositionen

von  
Herm. Klipper

und  
Ernst Simon.  
Ein lustiger Vormittag  
oder

Der verhängnisvolle Frühschoppen.  
ein lustiges Singspielchen für 5 Männer  
und eine Sopran (event. Fästel-Tenor).  
Stimmen von Herm. Klipper, op. 86. Kl.  
Auszug, Mk. 4.—. Solost. Mk. 2.50.

Das Posaunenkonzert.  
Duett für 2 männliche Singstimmen von Ernst  
Simon, op. 122. Kl.-Auszug. Preis 2 Mk. Die  
beiden Stimmen 80 Pf. Verlag von  
Praeger & Meier, Bremen.

## Siebenmal prämiert mit ersten Preisen.

## Violinen

sowie alle sonst. Streich-Instrumente,  
unverdorben in Ton u. Güte.  
von 6—300 Mk. Stumme Violine zum  
Studieren (Patent). Zithern in allen  
Formen, 16—300 Mk. Gitarren 6—50 Mk.  
Rogen u. Eukl. Alle Holz- u. Blech-  
blas-Instrumente. Reparaturatelier v.  
Ruf. Empföhl. v. Wilhelm, Sara-  
sate, Sauzet, Singer, Léonard etc.  
Absolute Garantie. Wiederverkäufer  
Rabatt. Ausfahr. Preiskurante franko.

Gebrüder Wolff,  
Musikinstrument-Fabrik, Kreuznach.

## Edition Schubert.

Empfehlenswerte Klavierauszüge:

Nr. 3271 Goldmark. Morlia mit Text M. 10.  
3272 „ zu 2 Händen (F. Busoni) „ 6.  
3273 „ zu 2 Händen (F. Busoni) „ 6.  
2481 Nessler. Trompete mit Text „ 6.  
2482 „ zu 2 Händen (Dr. Stadel) „ 6.  
3202 „ Rattenfänger mit Text „ 6.  
3246 „ zu 2 Händ. (Dr. Stadel) „ 6.  
3254 „ zu 4 Händ. ( ) „ 10.  
2646 „ Der wilde Jäger u. Text „ 6.  
3301 „ Otto der Schütz u. Text „ 6.  
Kataloge gratis und franko.  
Leipzig, J. a. n. 1888. J. Schubert & Co.

## Musikalische Jugendpost.

Anlage 3000. Preis pro Quartal 1 Mk.

Inhalt Nr. 24.

An die lieben Leser der musikalischen Jugendpost!  
— Der reisende Bärenführer, Weihnachtsmärchen  
von Anna Nicolai. — Ein kleiner Organist, von Cläre  
Gerhard. — Sei getreu bis in den Tod! eine Weib-  
nachricht von Johanna Wals. — Ein Konzert-  
abend, aus dem Leben einer Geigenkünstlerin, von  
Karl Holte. — Vater Hohn, eine Weihnachts-  
geschichte. — Erster Schnee. — Eine komische Ver-  
wechslung. — Garmlofes musikalisches Plauderchen.  
— Rätsel. — Briefkasten.

## Musikbeilage:

Winterfreuden. Bolzer für Klavier, von Burmann.  
Winters Anfang. Klavierstück, von H. Wiltberg.  
Kindes Morgenroth und Nachschlaf, für Harmo-  
nium oder Klavier, von C. Fischer.  
Wenn ich mein Püchchen lade, für eine Singstimme  
und Klavier, von Fr. Mohr.

## Auflösung des Rätselsprungs in letzter Nummer:

## Die Musik.

Damit die Seele sich verhöde  
In unbeschädet reinem Glück  
Und an Unendlichkeit gewöhne,  
Gib ihr der Himmel die Musik.

Sie läßt der irdischen Gebreden  
Vergeßen uns in ihrem Glück  
Und lehrt das Herz in Tönen sprechen  
Da wo das Wort verstummen muß.

Sie trauet ins sorgende Gewalle  
Des Trostes Rastum wohnig lind  
Und mahnt im Stummer unsre Seele,  
Daß Hügel ihr gegeben sind.

So, thronend über allem Nidern,  
Der reinsten Schönheit Dolmetsch nur,  
Brich die Musik mit ihren Nidern  
Das tiefe Schwelgen der Natur.

Adolf Grimmtiger.

## Für gesellige Kreise. Theatralia.

Katalog ca. 600 Lustspiele, Solo-  
szenen, komische Lieder, Duette,  
Terzette einleitend.  
Gegen franko Einsendung von  
Mk. — 50 franko Zusendung von  
Alt & Uhrig.  
Kgl. Hofmusikalienhandlung.  
Köln a. Rhein.

## ROM

Beste Bezugsquelle für echt  
römische Saiten aller Instru-  
mente. Versand franko nach  
allen Ländern. — Fabrikpreise.  
Preisurkunde franko.  
E. Tollert, Rom, Ripetta 57.

## Musik-Antiquariat.

Musikalien (Klavierauszüge, Klaviernoten,  
Partituren etc.) werden stets gekauft von  
Emil Gründel, Spezialgeschäft f. anti-  
quar. Musik. Leipzig, Rosaplatz No. 6.

## Männer-

Gesangvereine, welche für wenig Geld  
das beliebteste Lied des Schwed. Säng-  
quart. anschaffen wollen, verlangen gefl.  
von Meier, Cranz, Breslau, „Piano“  
von R. Seyfried. Bei größerem Stimmen-  
bedarf Preisermäßigung.

# Rud. Ibach Sohn

**Barmen**

Neuerweg 40.

Hof-Pianoforte-Fabrik.

Gegründet 1794.

**Köln**

Unter Goldschmied 38.

Hoflieferant Seiner Majestät des Kaisers.

Filialen  
und  
Haupt-Niederlagen:

Berlin,  
Alexandrinenstrasse 26  
Dresden,  
Pragerstrasse 16.  
Bremen,  
Hufilterstrasse 7.  
London,  
13 Hamsell Str.  
Falcon Square, E. C.



Filialen  
und  
Haupt-Niederlagen:

Leipzig,  
An der Pleisse 7.  
München,  
Rosenstrasse 10.  
Paris,  
Fbg Poissonnière 12.

**Fabriken: Barmen - Schwelm - Köln.**

Alle Flügel und Pianinos

von

**RUD. IBACH SOHN**

tragen die obenstehende Schutzmarke und die volle Firma. Das Publikum wird im eigenen Interesse höfl. ersucht, bei Korrespondenz und Ankauf gefl. genau auf beides achten zu wollen.

Verlag von Gebrüder Hug in Leipzig.

**Neue humorist. Gesangsmusik für Männerstimmen.**

Maler, Anton, Op. 30. Der Orden oder Theorie und Praxis. Humoristisches Terzett	Mk. 4,50
Pache, Joh. Fröhliche Gesellen. Humorist. Gesangsquartette	4,-
Pensand, Mor., Op. 68. Eine reisende Kommerzkapelle oder Verkannte Genies. Humorist. Szene für Männerstimmen mit Begleitung des Pianoforte. Klavierauszug und Stimmen	5,50
Schreiner, Ad., Vom Grüneberger Wein	2,20
Die Entstehung des ersten Kusses	2,40
Hans Nake mit der Pauke	2,50
Des Sängers Fluch. Humoristisches Quartett	3,60
Lustige Brüder. Humoristische Gesangsquartette	3,60

Ansichts-Sendungen stehen zu Diensten.

Für Kinder genügt  
1 Pfl. für Er-  
wachsene 1/2-1  
**Tam-Confiture.**  
In Schachtel à 80 Pf.,  
auch einzeln  
nur in Apotheken.  
Apotheker  
C. Kanoldt,  
Nuchf.  
Gotha.

Apoth. Kanoldt's  
**Tamar Indien**  
Acrid, wachsa. emulsiol., ungeschd., rein  
pflanzl., sicher u. schmerzlos wirkende  
**Confiture laxative**  
von annehmlich erfrisch. Geschmack,  
ohne jede nachtheil. Nebenwirkung.  
Allen ein.  
Appetitlich. - Wirksam.

Seit Jahren in  
Kliniken u. grösser.  
Holl-Anstalten  
gegen  
Verstopfung,  
Bauchkrampf,  
Vollblütigkeit,  
Hämorrhoiden,  
Migräne etc.  
fortlaufend in An-  
wendung g.

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Soeben erschien:

**BEETHOVENS Werke. SUPPLEMENT.**

46 bisher ungedruckte Werke.

Folio. Plattendruck. 378 Seiten. Brosch. 28 Mk., geb. 30 Mk.

Das beste u. billigste  
Harmonium der Welt.

Ein Schmuck für  
jedes Zimmer.

Solidität. Schönheit,  
Wohllieg.

franko.

Belohnung erhalten.

Köln.  
Untere Gold-  
schmied Nr. 3.  
Barmen.  
40 Neuerweg 40.

Rudolf Ibach,  
Orgel- u. Harmonium-Magazin.

**Harmoniums**

(Cottage-Orgeln)

mit und ohne Pedal  
nur Hans von 90 Mark an, für  
Kirchen, Kapellen, Schulen und Ver-  
eine mit Pedal von 200 Mark an  
u. s. w. empfiehlt die  
Harmoniumfabrik zu Neisse, Schlesien.  
Vieweg-Mühle.  
Illustrierte Preisliste gratis.

J. A. Hietel, Leipzig.

Kgl. Hoflief.

Fahnen-

Manufactur

Nur

Handstickerel.

**Otto Emmerling**

Musikalien-Versand-Geschäft

Leipzig, Kreuzstr. 28.

Prospekte und Kataloge gratis.

Brieflicher, gründlicher Unterricht  
in Harmonie, Komposition, Kontra-  
punkt. Mit Januar beginnt ein neuer,  
vollständiger Kursus. Lehrgang steht  
jederzeit gratis zur Verfügung.

Prof. Otto Höser,

Boulevard des Philosophes 16,  
Gené, Schweiz.



**Violen  
Zithern**

u. alle anderen Arten v.  
Zweckinstrumenten. Je-  
we eine alle auf die  
aus Italien etc.  
Meistergeigen.  
Cellos etc.  
für Violoncello. Stimm-  
f. Instrumente. S. u.  
tunlich. Besonderen  
auch gegen monatliche  
Raten 20  
ohne Preisermäßigung.  
Garantie. — Ausmar-  
kierungen. Umständl. ge-  
hört. Preisermäßigung

Hamma & C.

Saiten-Instrumenten-Fabrik  
Stuttgart, Eugenstr. 4.

Neuer Verlag von  
Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Briefwechsel

zwischen

Wagner und Liszt.

2 Bde. gr. 8°. geh. 12 Mk.

Fein geb. 14 Mk. 50 Pfg.

Gratis und franko

Kataloge

über

Musik für Klavier

Musik für Violine

Musik für Orgel...

Musik für Gesang

Männerchor.....

Gemeinschaft Chor.

Weihnachtsmusik

Gebrüder Hug in Leipzig

Musikalien- und Instrumentenhandlung.

**Harmoniums**

für Kirche, Schule und Haus.

Leopold Kahn, Fabrik., Stuttgart.

**Violon-Cello**

Nicolaus Hieronymus Amatus  
Cremona, fecit anno 1678.  
Original. Grosses Format, ist aus freier  
Hand zu verkaufen. — Anfragen unter  
Chiffre D. W. 760 an  
Rudolf Mosse in Prag.

**„Liederquell“**

247 Volks-, Vaterlands-, Soldaten-, Jäger-  
und Kommerzieller, berühmte klass.  
moderne u. geistl. Gesänge f. 1 Singstimme  
u. leicht. Pianobegl. einget. v. Wub. Teichrich.  
Preis 3 Mk. Fein gebunden Mk. 4.50 Lyra:  
„Die Sammlung hat nicht übergelassen.“  
Steingraber Verlag, Hannover.

1 Cello-Kasten, neu, französisch (Lindenholz),  
ist billig zu verkaufen bei  
Franz Bechert, Adorf i. Vogtl.







IX. Jahrgang Nr. 2.

Stuttgart, 1888.



— Auflage 40 000. —

Vierzehnjährlich sechs, mit Künstler-Porträts etc. illustrierte Nummern und je einer Geklebbelagere, bestehend in verschiedenen, für Baumeister geeigneten Gesangs- u. Instrumental-Kompositionen, Musikalisches Fremdwörterbuch, Musiker-Lexikon, illustrierte Musikgeschichte, Kunstsch- u. Musiker-Opfern-Gedächtnis u. s. w.

Verlag von Carl Gruninger in Stuttgart  
(vormals P. J. Zenger in Köln).  
Inserate die vierzehnjährliche Monatshefte 75 Pfennig.  
Beilagen für je 1000 Expl. Markt 2.  
Kleinste Ausnahme von Inseraten und Beilagen bei  
Rudolf Mosse Stuttgart, Leipzig, Berlin u. dessen Filialen.

Preis pro Quartal bei allen Postämtern in Deutschland, Österreich-Ungarn und Luxemburg, sowie in sämtlichen Buch- und Musikalien-Handlungen 50 Pf.; direct von Stuttgart und bei den Postämtern des Weltpostvereins 1 Mk. 50 Pf. Einzelne Nummern 25 Pf.

Alle früheren Jahrgänge sind neu aufgelegt in eleg. brosch. Bänden zu 80 Fig. das Quartal, Einbanddecken - 1 Mk. 1.—, Wechseldecken à 2 Mk. 1.50 durch alle Buch- u. Musikalien-Handl. zu beziehen.

## Franz Liszt auf seinem ersten Weltflug.

Briefe seines Vaters, Adam Liszt, an  
Carl Czerny.

Nach den Handschriften mitgeteilt von F. W. A. A.

**E**in glücklicher Zufall führte mir jüngst sechs autographierte Briefe Adam Liszts an Carl Czerny, aus den Jahren 1823—25 in die Hände, in denen er über den ersten Weltflug seines Sohnes Franz nach Ablauf der Wiener Lehrjahre berichtet. Für dieselben, deren Inhalt von allgemeinem Interesse ist, seien hiermit auch Licht gebracht. Ihre Veröffentlichung dürfte uns so wertvoller sein, als aus dieser Lebensperiode des großen Meisters bisher nur einige wenige Zeitungsbefragungen als directe Zeugnisse bekannt geworden sind und irdige biographische Angaben hiermit richtig gestellt werden.

In Wien, wohin sich Franz Liszt, noch nicht zehn Jahre alt, behufs seiner musikalischen Studien mit seinen Eltern gewandt, hatte er während der Jahre 1821 und 1822 seine künstlerische Ausbildung empfangen. In der Komposition hatte ihn der alte, seinerzeit hochberühmte Gallini, im Klavierstudium Czerny, einer der angesehensten der damaligen Virtuosen und Lehrer, unterrichtet, und zwar letzterer mit einer Ungeheuerlichkeit, an der sich Liszt lebenslang ein Andenken, von ihm selbst allerdings weit übertriebenes Beispiel nahm.

Zwei in Wien am 1. Dezember 1822 und am 23. April 1823 veranstaltete Konzerte setzten Franz Liszt sodann durch ihren reichen Ertrag in den Stand, seine Studien in Paris zu vollenden. Auf dem Wege dahin führt ihn der erste der nachstehenden Briefe an seinen ehemaligen Lehrer vor.

Augsburg am 2. November 1823.

Mein Wohlgebohrner!

Wir sind am 26. September Abends glücklich in München eingetroffen, und den 28. October von da abgereist. Die Ursache unseres so langen Hierseins war erstens daß Herr Moscheles schon früher als wir hier

aufkam, zweitens das eingetretene sehr glänzend gefeierte Octoberfest, und drittens weil Moscheles sein Concert verzögerte. Mit welchem Beyfall letzterer aufgeschmun wurde, mag Ihnen die Beilage lehren. Wir gaben unser erstes Concert am 17. October und da wir nicht bekannt waren, so wurde es nicht sehr zahlreich besucht. Doch hatten wir die Gnade, daß der gütigste König und Prinzessinnen hinein gingen. Der Beyfall war ungeheurer und ich wurde sogleich aufgefordert ein zweites zu geben, welches auch am 24. statt fand. Hier muß ich nun kurz sagen, daß es zu wünschen gewesen wäre, wenn das diesmal so viel Menschen gewesen wären, als diesmal wegen Mangel an Raum sorgfältig mußten, und daß man am Ende genöthigt war, die Rakete zu sperren. Ein paar Beilagen zeigen den Beyfall, welchen der Hizz\* erndete. So müßig als wir anfangs waren, so sehr waren wir nach dem ersten Concert beschäftigt und von allen Seiten mit den schmeichlichsten Einladungen beehrt. Zum drittenmal ließ ich auf dringendes Bitten der Herren Directoren vom Königl. Theater den Frauall in dem Concerte der beiden Violinisten Ebner antreten, wo er unter andern die von Ihnen beigesteuerten Variationen aus Es-dur mit Orchester auf allgemeines Verlangen wiederholen mußte; jedoch hatten wir keinen Antheil an der Einnahme. Dafür machten wir uns einen unterthänigen Ankn, und selbst der gute König sagte: das ist sehr schön von Ihnen, daß Sie diese beiden unterstützen haben.

Wir hatten zweimal die hohe Gnade bei dem gütigsten König Audienz zu haben, und wurden mit ausgezeichneter Guld und Gnade empfangen. Das erste mal sagte der König: und du Kleiner hast dich getraut nach Moscheles aufzutreten? Als wir uns beraubten, sagte der gute König: geh her Kleiner, ich muß dich küssen, und that es auch. Ich hatte nichts als Tränen im Auge. Auch wurden auf Befehl des Königs sogleich Empfehlungsschreiben nach Straßburg und Paris abgefertigt und einige auch uns übergeben, und wir dürfen uns einer guten Aufnahme erretten. In dem Concertzettel ließ ich einrücken: Schüler von Carl Czerny, und alles freute sich und hegte das Verlangen, diesen braven Meister kennen zu lernen, und man fragte mich mehrseitig, ob Herr v. Czerny mehr solche Schüler haben. Ich gab

ihnen aber die Antwort, daß wenn Schüler Talent und Fleiß haben, sie eben diesen Grad von Virtuosität von der gründlichen und weisen Leitung Ein Wohlgebohrnen erlangen können. In Augsburg sind wir den 24. October Abends angekommen und am 30. gaben wir schon ein kleines Concert, welches von München aus schon veranstaltet war. Den 1. November spielte er in der Harmonie. Allgemein ist der Beyfall überall wo wir hinkommen, und wir sind in Augsburg schon so wie zu Haus. Heute wird der Hizz im Concerte für Abgebrante unentgeltlich spielen und Morgen reiten wir nach Stuttgart ab. Obgleich das Frühlohn und Kost, besonders Wein sehr theuer, so bleiben wir dennoch nach Abschlag aller Kosten bis heute ein reiner Profit von 221 fl. Conv.-Münze. Fast noch einmal so viel würden wir haben, wenn ich nicht auch darauf sehen müßte, nach Ehre zu streben und Andern Gutes zu thun. Vereint mit meinem Weibe und Kind täuschen wir Ihnen die Hände mit größter Dankbarkeit für dieses gute Werk, welches Sie an unserm Kind vollendet haben. Wie werden Sie unsern ewig dankbaren Herzen entweichen, weil wir mir Ihnen dieses zu verdanken haben. Grüßen und küssen Sie unzahligen mal für uns Ihre guten und lieben Eltern; täglich und fast stündlich ist unser Discours von Ihnen und Zero lieben Eltern. Nachsteus werden dieselben ein Schreiben von Hizz erhalten; er ist fleißig und macht eine Reisebeschreibung für Sie, die er gleich am ersten Tage der Abreise von Wien anfang und fleißig fortsetzt. Besonders dürfte Ihnen mein Tagebuch interessant sein, welches er mit vielem Fleiß verfaßt und Ihnen mit seiner Zurückkunft übergeben will. Man hat hier so wie in Wien die Erfahrung, daß nur ausgezeichnete Künstler ihr Glück machen. Concerte giebt es überall genug, und die Musik wird mit Leidenschaft getrieben und geliebt, besonders aber das Clav. r.; doch haben wir außer der Musik in München noch keinen ausgezeichneten Spieler geübt. Wahrlich! werden Sie einige Schüler von heiliger Gegend annehmen müssen, die bald nach Wien zu reiten gedenten und von Ihnen Recension nehmen wollen. Ihre Compositionen werden hier sehr geschätzt, und in allen Gesellschaften muß der Franzl Compositionen von Ihnen spielen. Sie würden sehr gut fahren und ein wahres Vergnügen finden, einst die Städte München und Augsburg zu besuchen, nicht nur in musikalischer Hinsicht, sondern auch andrer zu sehender merkwür-

\* Aesnarre für Franz.

Abonnements-Bestellungen auf die „Neue Musik-Zeitung“ (80 Fig. pro Quartal) werden jederzeit von allen Postämtern und Buch- oder Musikalien-Handlungen entgegengenommen und die bereits erschienenen Nummern des laufenden Quartals nachgeliefert.

diger Gegenstände wissen), die es hier zahlreich giebt. Alles ist hier sehr gebildet und weiß Verdiente zu schätzen. Die Natur haben wir öfters beachtet; ihr Spiel scheint mir aber mehr als zugehören zu haben, obgleich ich sie unermüdet arbeitet, componirt und philosphirt. Es wäre besser, wenn Franzosen letzteres mehr liebten. Günstens soll sie frey phantasiren und das Publikum zum Lachen gebracht haben.

Das Theater in München ist ausgezeichnet gut und ich habe nie ein besseres gehört; überdies sind die Herren auch sehr gefällig. Das H-moll-Concert von Hummel wurde einzig gemacht und ließ nichts mehr zu wünschen übrig. Nur schade daß das Theater zu klein ist. Wascheles hat seinen Ruhm in München überlebt, und man spricht nicht mit gehöriger Achtung von ihm. Ich meines Theils muß sagen, daß er kein Concert unübertrefflich spielte; die Quantität war aber klein und ich kann es gar keine Quantität nennen. Besonders hat er auch die Achtung verloren, weil er doppeltes Conträ machte. — Verzeihen Sie mir daß mein Brief etwas lang ausfällt und daß ich noch einige Bitten hinzufüge, und zwar uns stets in Dero gütigen Andenken zu erhalten und das versprochene von Ihnen componirte Concert nach Paris zu übersenden nicht vergessen zu wollen. Ich werde Ihnen zwar von Straßburg aus mit einem Schreiben beiläufigen, doch erst von Paris meinen Aufenthalt und Adresse anzeigen. Gott gebe daß es nicht wahr ist, was ich von Sallier hörte, und dennoch wünsche ich nicht immer in Ungewißheit zu seyn; ich bitte Sie daher mir nach Paris Aufschluß hiervon zu geben. Ich empfehle mich und die Meinigen nochmal Ihrem gütigen Andenken und bin mit aller Hochachtung

Ihrer Wohlgeboren  
ewig dankbar ergebener Diener  
Liszt.

[Darunter steht von Franz Liszt's Hand:]

Meister Herr von Gerny!

Ich bin gesund und bis jetzt geht es mir recht wohl, ich lasse ihnen und der Frau Mutter vielmahl die Hände und ich verbleibe wie immer Dero dankbarer Hi!

Franz Liszt.

„Ein neuer Mozart ist uns erschienen.“ schreibt die Augsburg. „Allgemeine Zeitung“ vom 17. October 1823 nach dem Münchener Austritt des zwanzigjährigen Franz Liszt. „Wir haben Hummel und Mocheles gehört und können uns nicht zu versichern, daß dieses Kind in der Ausführung ihnen durchaus nicht nachsteht.“ Und der „Schwäbische Merkur“ vom 5. November befragt von Stuttgart aus: „daß dieser sinabe jetzt schon den ersten Klavierpieler Europas zur Seite steht, vielleicht ist schon überflüssig.“

Nicht minder enthusiastisch sah ihn „Le petit Litz“, wie die Franzosen ihn nannten, als Virtuoso wie als Improvisator in Paris gefeiert. Wie ihm als Ausländer auch zu seinem Kummer die gehoffte Aufnahme in das von Cherubini geleitete berühmte „Conservatoire de Musique“ verweigert, so ward dafür die Leidenschaft die hohe Schule, die sein junges Genie zur Reife brachte. Bald war er das enfant gâté der Aristokratie, der Künstler und Gelehrten, des ganzen gebildeten Paris.

Aus Mädchenhaare streifen die Berichte über sein erstes öffentliches Konzert daselbst. Eine Kundgebung originellster und schneidendster Art brachte ihm das Orchester der italienischen Oper, in der das Konzert stattfand — eines der besten Orchester der Welt — dabei dar. Er hatte ein Solo zu spielen. Kammerernd lauschten inessen die Musiker seinem magischen Spiel mit solcher Hingabe, daß sie vergaßen, beim Mithornel einzufallen. „Dryden“, so schrieb man, „rührte die Thiere des Waldes und bewegte die Steine; aber der kleine Liz rührt das Orchester, daß es verstummt.“

Zumitten dieser ersten Pariser Erfolge zeigt ihn der zweite Brief.

Paris 17 März 1824.

Ihrer Wohlgeboren!

Nicht wahr eine so lange Pause giebt es nicht in der Musik als ich seit meinem letzten Schreiben machte, allein es war fast nicht möglich bis her einen langen Brief zu schreiben, und wenn man so weit entfernt ist und so viele Gegenstände vor sich hat, die nur für Sie zu bedenken und von Werth sind, so kann man nicht kurz seyn. Ich will daher geschwind anfangen: — Wir befinden uns seit dem 11. December in Paris, und da uns die Zeitungen und viele Privatbriefe im Voraus ankündeten, so waren wir da

nach einigen Tagen der Ruhe auch gleich beschäftigt und höchsten Entzückung ausgenommen. Seit unserm Hiersein haben wir bereits 36 Soirées in den ersten Häusern angesehen, wo für ein Soirée nirgendes weniger als 100 Francs, öfter auch 150 Francs bezahlt werden. Um die Ruhe für meinen Ruben und sein Studium nicht zu vernachlässigen, muß ich mehrere Einladungen ablehnen.

Einmal spielte er bei Madame la Duchesse de Berry, wo die ganze königliche Familie zugegen war, und wo er viermal über aufgedruckte Thema improvisirte. Dreimal beim Duc d'Orleans. Der Beifall war so groß, daß er noch auf mehreren in beide höchsten Häuser geladen wurde. Den 7. März gaben wir unser erstes öffentliches Concert im königlich italienischen Opernhaus, welches uns zum eigenen Benefiz samt Orchester und Beleuchtung frey überlassen wurde. Wir hatten daher nur eine Auslage von 343 Francs zu bestreiten. Es blieb uns demnach eine reine Einnahme von 4711 Francs. Schade daß das Theater so klein ist, und ich die Preise nicht auffallend erhöhen wollte, ansonsten würde eine doppelte Einnahme bestimmt Platz genommen haben. Die Logen waren schon 8 Tage früher von den Herren Abonnenten selbst beisehachtet, mithin konnte Niemand anderer eine Loge erhalten. Welchen Beifall mein Rub erndete, ist unbeschreiblich, und ich glaube Ihnen genug gesagt zu haben, wenn ich sage daß der allgemeine Wunsch im Theater und in öffentlichen Mätern, noch ein zweites Concert zu geben, wiederholt ausgebrüllt wurde. Sie werden sich denken und Sie haben auch indessen recht; allein Sie müssen auch wissen, daß dies eine besondere Begünstigung war, die wir nur der höchsten Protection der Duchesse Berry und dem königl. Minister Lamoignon zu verdanken haben. So was wird wenigen Künstlern, am wenigsten auf die Art als wir das Theater hatten, zu Theil. Ich glaube nicht daß man in Wien ein Beispiel auffinden wird, daß man einem fremden Künstler das Theater frey zum Benefiz überlassen, und überdies noch einen Theil von einer Opera zur Unterhaltung veranlaßt hat. Dieses einzige Beispiel dürfte Ihnen hinlänglich Beweis liefern, um wieviel die Franzosen in Achtung der Künste und Großmuth andern überlegen sind. Ich könnte Ihnen noch Vieles schreiben, allein mein Tagebuch soll Ihnen einstens alles darzählen; vernehmen daher indessen nur kurz: Wer was kann, muß nach Paris gehen, hier ist der Kunstfluch vereint, hier wird der Künstler geschätzt, geehrt und belohnt. Herr Bix hat mit seinem Instrument von Graf\*\* nicht viel Glück gemacht, diese Unternehmung hat eher Schaden als Vortheil für beide. Auch hier giebt es gute Instrumente, wovon sich die neue Erfindung des sehr geschickten Mechanikers Erard vorzüglich auszeichnet. Ich glaube daß dieser Mann den vornehmsten Dienst für das Piano dormal geleistet hat. Eine Beschreibung hiervon zu machen würde ich nicht im Stande seyn, ich will Ihnen nur eine kleine Eigenschaft sagen: Die Spielart ist leicht und dennoch kann man dem Ton (der sehr gut ist) alle Richtung geben. Mit einem Anschlag kann man ohne die Hand zu heben den Accord schwach oder stark so oft man will hören machen, es ist wirklich zu erkennen. Es sind erst 3 von dieser Art fertig, das vierte ist in der Arbeit für meinen Ruben, welches wir mit der Zeit nach Wien übersenden werden; ich bin überzeugt daß es Ihren Beifall erhalten wird. Nun zu etwas andern.

— Lieber Herr v. Gerny! Wir verwundern uns recht sehr, daß man Ihre Compositionen hier noch so wenig kennt, allein nun bin ich im Klaren, und die Sache ist zum Theil schon abgethan und wird noch ganz unterdrückt werden. Im Concert spielte mein Rub Ihre Variationen, die mit größtem Beifall aufgenommen wurden; am andern Tag kamen mehrere Personen, unter andern auch ein Verleger zu uns und wollte diese Variationen von uns kaufen; ich sagte ihnen, daß sie im Stich heraus sind, und sie waren sehr entzückt solche haben zu können. Mein Rub spielt meistens Werke von Ihnen in Gesellschaft und man hört sie sehr gerne, ich bebaue nur daß wir nicht alle haben. In vielen Gesellschaften hat man den lebhaftesten Wunsch geäußert, den Meister dieses Wunderlindes (so nennt man meinen Ruben allgem.) kennen zu lernen. Wird er nicht nach Paris kommen? fragt man. Nun komme ich bei dieser Gelegenheit auf Ihre uns theuerste und schätzbarste Person, und frage: Werden sie nie Wien verlassen? Wenn ich hierauf antworten soll, so sage ich, Sie

solten es thun und mit einem Vorrathe von Ihren Compositionen nach Paris gehen; wir werden hier alles zu Ihrem Empfange vorbereiten, und Sie werden eine nie gehoffte Aufnahme finden und eine Belohnung erlangen, die Sie in Wien nie zu hoffen haben. Wir gehen wahrscheinlich erst künftiges Jahr nach London, weil unsere Musici hier noch immer blühender werden. Haben Sie demnach Lust nach Paris zu gehen, welches mit kommenden Herbstanfang geschehen müßte, so bitte ich Sie zu schreiben; Sie haben bei uns Quartier, ein schönes Zimmer und Schlafcabinet auf die Gasse, mitten in der Stadt im zweiten Stock ganz unison; es bleibt für uns noch ein Zimmer und 2 Cabinette, und wenn Sie mit der Kost bei uns vorlieb nehmen wollen (wir menagiren zu Hause), so wird es uns doppelt Freude machen. Wenn Sie Recitationen geben wollen, so wird es nicht fehlen solche genug zu haben; man zahlt für eine Lecture 10 bis 15 Francs gewöhnlich, und ich bin überzeugt, daß Sie nie Urtithe haben werden, den Preis pro 10 Frs. gebrauchten zu müssen. Wir werden Sie in Häusern aufführen, wo Sie gewiß Freude und Genuß finden werden. Schlacht möchten wir Ihre Concerte zu haben, um davon öffentlich Gebrauch zu machen. Wenn Steiner oder ein Anderer eine Expedition nach Paris haben, könnte es wohl sehr leicht geschehen solche nicht noch andern neueren Werken zu erhalten. Oder wenn Sie etwas auflegen wollen sollten, attrahiren Sie sich an mich, ich bin gewiß, daß ich Ihnen den höchsten Preis dafür verschaffe. Gute Sachen zahlt man hier sehr hoch. — Noch etwas muß ich Ihnen von Herrn Bix sagen: Dieser Herr scheint unser Feind zu sein. Die Urtithe weiß ich selbst nicht warm. Wir haben ihn einmal gesprochen, als wir uns zufällig im Palais royal begegneten; seit jener Zeit haben wir ihn schon öfter in einem Musikverlag getroffen, wo sich Herr B. nie würdige uns anzusehen. Gut daß dieser Moral zu schwach ist um uns schaden können, und daß er sich vielleicht durch dieses nur den Tadel anderer zuzieht. Lieber Herr v. Gerny, wir fassen und grüßen Sie und Ihre liebsten Eltern uns häufigmal mit größter Achtung und Ehrfurcht und freuen uns recht sehr, bald ein Schreiben von Ihnen zu erhalten. Wahrscheinlich werden wir auch etwas von der musikalischen Welt aus Wien erfahren. Noch hätte ich Ihnen so Vieles zu schreiben, und mein Papier geht schon zu Ende. Grüßen Sie uns, die Herren Steiner, Haslinger, Abbé Stadler, Leidesdorf, Diabelli, Streicher,\* und wollen Sie die Güte haben einen Sprung zur Gräfin Wenzel Bathiany in der Märkerstraße zu machen und unsere Hochachtung zu erneuern, so werden Sie unendlich verbunden Ihren ergebener Diener

Liszt.  
Adresse: Adam Liszt, Rue du mail. Hôtel d'Angleterre No. 10.  
(Fortsetzung folgt.)



## Die Schwarzdrossel von Raasdorf.

von  
I. Beckrich.

Es ist eine gar wunderbare Historie, so sich zutrug im Jahre des Heils 1710, da ich zum Informanten ernannt worden bin bei denen beiden kleinen Jüngern auf Schloß Raasdorf, so im Fürstenthum Sachsen auf einer artlichen Anhöhe gelegen ist. — hat mir immer als testimonium und unumstößlicher Beweis gegolten von der absonderlichen übernatürlichen Macht und Begabung, so manche von denen Musikanten und fahrende Leute an sich haben, — weiß nicht, ob von unserem Herrgott, oder von Einem, so man nicht gern nennt, verneime aber, es sei in selbigem Fall wohl unser Herrgotts Macht gewesen.

War eine rabenschwarze Nacht dazumal und gewitterte stark, ward aber im Saale nicht sonderlich vermerkt, sündemal man allda guter Dinge war, indem mir allernächster Herrg., der Fürst und König von Polen, der starke August, hienur wieder, wie es denn auf seinen Reiten von und zur Leipziger Messen Seiner Fürstlichen Gnaden Geplagenheit

\* Johann Peter Bix, 1788–1874, geschätzter Pianist.  
\*\* Ehemals berühmter Wiener Klavierbauer.



Wilde, auf Schloß Mandwiler Nachtanrath gekrönt hatten, um folgenden Tags dem eben Waidwölfe abzusiegen. Dießen große Stöße auf meinen Patron den Mandwiler, und schier noch mehr auf seinen ältesten Junfer, der ein ansehnlich, geradegwachener Mannsbild war, von beinahe solcher Lebenskraft wie Seine kurfürstliche Gnaden selber; hätten ihn aber wegen gern mit nach Dresden genommen als Jäger weicher oder als Beutier der strotzenden Leibwache, so sein hochwürdiger Herr Vater nicht gestiftet, mit welcher einen schon gelb anstehenden Mod, hochrote Pantalons, hohe Federbüsche, und gar viel Gold- und Silbergeschmück trugen. Der Junfer Wolf aber wollte von seinem braunen Lederfeller nicht lassen, schlug sich auch am liebsten mit seinen Namensvettern, den Wölfen herum, legte den Hirsch, oder ging zur Reiter jagd. War ein abenteuerlicher Mann und mit viel mit ihm anzustellen, fiedte Tag für Tag in den Wäldern und mocht' die Weibern mit leiden, war auch unermüdet, obwohl es mit ihm hart auf die dreißig ging.

Wurde in besagter Nacht gar eindringlich an der Schloßpforte gepöbel, und da man aufstah, fanden zwei Weibspersonen draußen, wüthelich vom Mager und müd auf den Füßen vom langen Umherziehen. Die boten gar beghlich um Einlaß, und war die Junge ein solches Dirndl mit schwarzen Augen und gelbem Straußhaar, sagte, sie finge fürs Braut und sei verirrt, und die Alte wäre ihre Mutter. Solbige hätte aber gar wohl können ihre Großmutter sein von wegen der vielen Kneulen in ihrem Gesicht, und des Pöbeln Großmutter von wegen ihrer schlimmen Praxissen, — trug ein Kissen mit vielen bunten Pärchen und hatt' ein erschrecklich Mandwiler, Was christlicher Misericordia ließ man die Zwei ein, schüttelte ihnen auch eine Schicht Stroh auf in einen leeren Stall neben der Geküdnische, alldies sie geborgen waren vor dem Umweirer; dächte aber solch Bewirthung der Alten nicht sein genug. Sie jammerter kontinuierlich und klagte, daß nur ihrer Witbe Continuation solches Alles vermindert habe, denn sie seien wohlgehalten gewesen am Hof eines durchlauchtigen Fürsten (welchen sie aber nicht mit Namen nennen wollten), alldies die Witbe, was die Junge war — an etwelchen Abenden der Woche zur Verhöhnung von denen Herrschaften schon weiß und rot angeimalt um in einem fahrbaren Gewandbild, davon sie zwei große Trüben voll besäße, heidnische Götter, Xen und andere Geilde der Phantasia darzustellen, auch ihr hohen Wöner mit Gesang zu diversieren gehabt habe, wovon der Hofmarschall gehalten gewesen, ihr ein Jahrgeld zu zahlen, so groß, wie es kein gelehrter Doktor, ja nicht einmal ein Herr Statthalter oder Minister von seinem Souverän beziehe, verneine freilich, solches sei wohl gelogen gewesen, wie denn auch das Gesicht seinen Spah mit den Frauenpersonnen gehabt und mit hat glauben wollen, daß das flinke Dirndl, das mit solchem Wohlbehagen sein einzig noch kleinem am Mäucherfener getrocknet hat, Stellen voll brotloser Gewänder mit sich herumtrüge, wie eine elandte Prinzessin — hat letzteres aber doch seine Richtigkeit gehabt, indem folgenden Tages die zwei Trüben auf dem Mühlstüß der verborgenen Karethe sind gefunden worden, darauf das Jüngstlein bei Nacht und Nebel seinem Durchschlachten, allergnädigsten Herrn Patron davon erfahren ist, die weilen er gar zu gnädige Gesinnung gegen darselbige habe bliden lassen. Also hat sich die Alte erpinnert und hinzugefügt: Solches habe ihr Döchterlein nicht duden wollen, denn die hab' ein gar heftig Gemüth und dünke sich von wegen des Goldklangs ihrer Kleide so wohl von Gottes Gnaden, wie irgend ein Prinzlein. — hat auch noch mehr dergleichen unzulässige locutiones gebraucht, wie der Fürwitz sie ihr eingegeben. War die Karethe aber ein alt gebrechlich Ding gewest, hat also auf der Mandwiler Landstrasse, so auch nicht auf ein eilig heimlich fahren zur Nachtzeit eingebracht ist, — gebührendermaßen umgeschiften, solchergestalt denn die beiden Weibsbilder in meines Herrn Patron's Haus Zustuch suchen mußten.

War am dem Tag groß Abundantia in Reich und Kell, kurfürstliche Gnaden zu Ehren; hat das Gesicht die Kost auch in den beiden Fremden gespürt. Den Wüthen dünkte das Jüngstlein bildsamer und da begab sich's, daß ein Jägerbüsch, so etwas tief ins Trüffhorn gedunkt, von der Fremden einen Kuß hat geschickt. Sie hat's ihm gewehrt, ernst, aber gar nicht entrißet, mit einer so guten Manier, daß Niemand, so es gesehen, sich ganz dazumert gewesen; hat sich auch erboten, den Kuß durch ein Lieb, so sie singen wollt', auszulösen, und die anderen Wüthen, dieweilen sie dem Jäger den Kuß nim-

mer gönnten, haben mit einer Stimme' gerufen, es soll' so sein. Da hat sie sich denn nächst dem Herd zuer aufgestellt und ihr Liedlein begonnen und hat die Töne lang gezogen wie die Schwarzdröseln, welche auf den Büschen um das Schloß nisten. Da ist's ganz still geworden in der Stube, in der Geküdnische, in den langen Gängen, wo der Kosthof stationiert war: sind auch meine Ankerlein, so schon der Ruhe vergossen, munter geworden und haben zelehrnt; ich aber, ohne Merkmals der Provenienz solcher Töne und in der Meinung, daß der heilliche Versuchler aus einem Kalkstuck lege, dieweil ich solchen Gesang niemals zuvor aus einer Menschenbrust vernommen, habe nach strotzen verindert meine aufgeregt Scholastikos durch Verlesung eines geistlichen Liedes zu befähigen, haben mir aber solche Mühe schlechten Tauf gewinkt. Wie die Töne durch die still gewordenen Gänge bis in den Herrensaal drangen, hat der Mandwiler dem Musicus gewünscht zu schweigen und haben Al' gelauscht und sind herübergekommen in die Geküdnische, Einer nach dem Andern, die Barone, die Grafen, der Mandwiler, Seine kurfürstliche Gnaden und auch der Junfer Wolf, haben gestanden ohne einen Laut und gehorcht, und hat das Jüngstlein noch mehr Lieber singen müssen, hat's auch gethan, ganz ohne Schen vor so vielen erlauchten Herren; muß im Mut von denen Fahrennden liegen! Hat Allen gerade ins Gesicht geblen, auch ansehnem allergnädigsten Landesherren und nur wie ihr Aug' in das des Junfers Wolf getroffen ist, das sie mit einem ganz besondern Ausdruck angeblendet, — hat sie einen Astenzug lang wie erschreckt zu Boden geziehen, — muß ihr aber gar ernst mit dem Schreden gewesen sein, denn sie hat noch oft des Weges geschaut und noch viel schöner gelungen, als zuvor und es war als ob all die Verneinungen und protestationen einer phantastischen und unvernünftigen Lebenspassion, als wovon ihre Liebeln gehandelt, gerade an den Junfer hingekommen würden. Der hat dagestanden wie Lots Weib. Und wie sie fertig gewesen, haben Seine kurfürstliche Gnaden sie herangewinkelt und ihr officiert, mit ihm in seine Hauptstadt Dresden zu ziehen und alda an seinem neuen theatro in der opera zu wirken, als welcher Vorschlag auch mit schuldigen empressement von der Demoselle acceptiert worden. kurfürstliche Gnaden haben sodann noch Mandes mit ihr geredet, leise und gar verbindlich, darauf sie auch mit gutem Verstand repliciert, und hat nicht die mindeste Schüchternheit bliden lassen, vielmehr schlicht und gradaus gesprochen wie zuvor mit denen vom Heind, darob ist ein groß Staunen unter den Leuten gewest; der Junfer Wolf aber hat sein Waidweiser, so er in der Hand getragen, jählings mit solcher Wucht bis ans Heit in den eichenen Tisch der Kuchentafel gestossen, daß die Klinge zerbrach, als er es wieder heranziehen gewollt, und war Jammergeschab' darum, denn es ist ein feiner Stahl gewesen.

kurfürstliche Gnaden lachten darob und geleiteten die Fahrennde in den Herrensaal, alldies sie zu keinem Diverissement noch viel Lieber gelungen, sondern aber wie ein Gast gehalten worden, in dem sonderheit der Junfer Wolf, welcher sonst seinem Weib viel Höflichkeit erwies, der schwarzäugigen Demoselle wie einem Gefährten anwartete. Wurde auch gleich ein statlich Gemach für die Alte und die Junge hergerichtet, dieweil Seine kurfürstliche Gnaden selbige als seine Gäste wollten tractiert sehen.

It nun zwar die Alte in der Mägen verblieben, haben ihr aber ein Sorgenkissen herinschaffen müssen und zwei weiche Kissen und das Weite und Schönheit von der kurfürstlichen Tafel auftragen, hat dennoch an allen denen Speisen zu mäßen geschmecken, da doch unter allergnädigster Landesherren seine halbvolle Satisfaktion derwegen anzuspochen geruht, — hat solches das Mitterlein freilich auf seine Weib' behindert wader zuzugreifen, also daß die Anecht', so am Nachmittage das Korn gebrochen hatten, sich daß darob verwunderten, und vermeynten, sie könnten es der Alten mit gleich thun.

Und ist am nächsten Tag gewesen wie an diesem. Seine kurfürstliche Gnaden haben der Fahrennden immer mehr und mehr Affection gezeigt. Hatte selbige sich aber auch, da man ihr die beiden verlorenen Trüben richtig verabsolget, am dem Abend in Sammet und Seide, herausstarkiert, wie ein Geküdnlein; war ein schön Frauenbild und schien ein Glanz auszugehen von ihrem gelben Haar über den ganzen Saal, darinnen die Hausfrau schon lange schmerzlich vermisst worden. Meine Ankerlein starrten sie wie gelendet an, aber doch noch mit so, wie ihr großer Bruder Wolf. Derselbe richtete niemals das Wort an sie und wann sie ihn ansprach, gab er dumme

und verkehrte Antworten, fing auch an, sie zu meiden, doch wohl mit aus Versehen, wie ich verneine, denn eine Noie, so ihrem Haar entfallen, hob er heimlich auf und gedrückte sie schier mit schneßen, was nicht, da ich solches durch Zufall gewahrte, in seine kleine Verhöhnung und emharras von wegen meines wildigen Patron's, des alten Mandwilers, verkehrte. Und einmal koste er sich ein Herz, trat hart an das Jüngstlein heran und flüsterte: „Teure Demoselle, wollet kurfürstliche Gnaden mit allzusehr vertrauen, sind gar galant, besüchte aber, möchten es mit wohl mit der Demoselle meinen.“ — Darauf ist das Jüngstlein stiller und gar nachdenklich geworden und ihre Lieber sangen mit mehr so froh. Die Alte mischte auch viel auf sie ein, dazu sie zornmüthig den Kopf geschüttelt und einmal hat sie richtig geweint, — ging auch kurfürstlichen Gnaden fürder mit großer Furcht aus dem Weg, also daß dieselben solches vermeynd die Demoselle darob zur Hebe stellten, vermeynd, sie hätten von wegen des Monstrafes und der beabsichtigten opera noch mancherlei zu bedenken und möchten das Jüngstlein gern unter vier Augen darob eruteren, worauf Selbige sich lächelnd vernimmt und gemeint: „Es wiß' Seiner kurfürstlichen Gnaden kein Erbverweilen zu vernemen, so mit die ganze Welt hören dürft; föhnt' auch mit denken, daß es Seiner kurfürstlichen Gnaden mit ihm anders ginge,“ kam aber das Lächeln mit recht vom Herzen und waren die Lippen dabei schier weiß. Unser gnädiger Herr lachte und ging fürbass, mag aber wohl an den Ernst der Demoselle mit recht gelangt haben, denn sein Stammbreuer machte sich an die Alte und die sam folgenden Tags in die Stube mit einer glühenden Stelle um den Hals. Das Mitterlein sah ihr übermüthig insid auf den angelegten Haarstrahlen und ihre schwarzen Schlägenen glitzerten und blinzelten, — war auch um einen Damm höher anzuschauen denn vordem und hat kommandiert und geschrien, als wäre sie der fürnehmste Wast auf Mandwiler, hat auch gemeint, daß bald ganz Dresden ihr werd' gehorchen müssen.

Am Abend aber, da es eine schwüle Nacht war, hat sie über behauflent gelagert, ihre Contouche umgahen und ist auf dem Umgehof immer hin und wider spaziert, hat dabei hart in den Mond gesehen, der selbigen Tags einen trüben Schein gehabt hat und soll solches sonsten nicht zu ihren passions gehört haben. Die Junge hat ohne Arg sie ziehen lassen und fortgefahren mit ihren Liebeln, denn sie sang nie schöner als Abends auf ihrer Kammer und war es dann gerade, als ob man eine Schwarzdrösel that' hören. Die Xen' sind in den Gängen heimlichweis sitzen geblieben und haben gelauscht und hinter einem Pfeiler, wo es am dunkelsten gewesen ist, hat der Junfer Wolf mienalen gesicht. — Selbigen Abend aber ist das Liebeln mitten im reidsten Momenten jäh abgebrochen; man hat die Stimmen von Mannsleuten und geiprochene Wort unterschieden und einige Thürwäge, so eilend heranzulaufen, haben die Kammerthür offen gefunden und auf dem Thür den kurfürstlichen streben, ihm gegenüber aber den Junfer Wolf, der war freidewig und seine sonsten bläulichen Augen haben schier schwarz gelocht, hat aber doch ganz ruhig und mit tistter devotion gesprochen: „Durchlauchtigster Herr, halten zu Gnaden, dies ist meines Vaters Haus und meines Vaters Eht' verbündet dem Arsten seiner Gatt' hier Siderheit vor Jedermann.“

Haben kurfürstliche Gnaden darauf ärgerlich aufgelaucht und gemeint: „Darin hat Er freilich Recht, Junfer! — Aber Er hat auch Recht in dem Andern, daß Er an Aineren Hof mit würd' getauft haben.“

Die Fahrennde aber soll stumm und wie eine Tote an der Wand gelehnt haben und wie der kurfürstl' gegangen ist, hab' sie die Hand des Junfers erfaßt und einen einbrühtigen Kuß darauf gedrückt.

Sind kurfürstliche Gnaden sammt der Gefolge in aller Morgenfröhe abzufahren, waren mit so rittiger Laune wie die Tag' zuvor, und gar mit gnädig, haben das Jüngstlein und die Alte verlassen, wo sie waren, und hat auch nichts von einer baldigen Wiederkehr verlanet. Meinen gnädigen Patron, ob er schon seines Junfers Thun mit hat dürfen schelten, hat der ungnädig Wüthdes des durchlauchtigen Herrn doch in der Seele gewinkt, hat darum die zwei Frauenpersonnen, so im Grund an dem ganzen Zerwürfniß Schuld gewesen, in aller Courtoisie gefragt, worin sie begehren sich zu wehren, wolle ihnen Wagen und Pferd' bis zur nächsten Poststation in Gnaden gewähren. Da hat die Alte ein groß Jammergeschrei erhoben; die Junge aber hat frohgemut gelacht und gemeint: „Leut, die ihre Stimm' hören möchten, gäh's überall. Wollt' der Mandwiler Herr

daher so gar gut sein, und sich zu ihrer Reife beifließen, moß er sie nur in die nächstbeste Stadt fusthieren lassen, wird' sich von dort schon weiter finden, war' ihr gar nicht bang. — „It dem auch nach ihrem Wunsch geschehen. — Während sie sich zur Abfahrt bereit, ist der Junfer immer um sie herumgegangen, hat ein Wort auf den Lippen gehabt und hat's um sein Leben mit können ansprechen. Selbst als sie mit gar beweglichen Worten seinem Herrn Vater und ihm für gereifene Gutherzigkeit dankt und beteuert hat, daß sie Nauchwiler nimmer werden können vergessen, vermocht' er mit gebührendem Antwort zu geben und ist nur ein heiteres Stöhnen aus seiner Brust kommen. Wie die Musik aber den Schloßberg hinuntergefahren, ist er ins Schloß zurückgekehrt, hat der Brigitte, so ein Band, welches die Fährnde veranlaßt, hat an sich nehmen wollen, solches mit harten Worten entfallen, sich darauf in das Gemach verschlossen, welches das Jüngferlein inne gehabt und ist zwei Tage nicht zu den Collationen erschienen.

Es traf sich aber, daß in dem Städtlein, darin die Franzosenpersonen eingezogen, just ein Schwarm fahrend Wolf sich hat eingenistet gehabt, arme Leut', Jongleurs, wie sie's nennen. Stellte der Eine sich an, als könnt' er brennend Feuer fressen, wolt' der Andere ein nades Schwert verschlucken, noch Einer wickelte sich eine Schlange um den Arm, behauptend solche sei ein giftig Tier, habe aber ganz aus wie eine gemeine Angelnatter. Einige sangen erbärmlich zu einer Viante; gaben ihre representationen in einer Schiene der zwei Tagelager. In diesen Zeiten gekelte sich nun das Jüngferlein mit seinen Liebern und gab's bald ein groß Geläch in dem Städtlein, indem nun nicht mehr bloß der Pöbel zusahnte, sondern alle Honoratioren wollten die Viehlein hören und das schön Jüngferlein sehen, nannten sie die Schwarzdrösel, kamen von nah und fern. Der Junfer Wolf hat auch seinen Abend unter den Spectatoribus gesiehet, ritt schon um Mittag fort, kam spät in der Nacht heim. Waldweiser und Wüch hingen rosig am Nagel und die Wölfi und Hirsch hatten gute Tag!

War am einen Abend Octobris, grab' als der erste Schnee fiel. Der Nauchwiler lag auf einem Totterbett am Kamin und schaute ob arzen Wiederreichens, denn er wurde vom Hippelstein, und der schwarzen Melancholia obenein, schwer melancolisch, wie immer um die Zeit der Tage- und Nachtgleichen. Ich sah mit dem Junferlein an der großen Tafel bei einer moralischen historien erbauend, näherte aber viel unterweilen und saum auf baldigen Müdig, mahnen es gar so öde im Schloß war. Da slog die Thür auf und im Rahmen stand der Junfer Wolf, rot im Gesicht und hübsch wie nie, und hielt ein Weib im Arm. Dem leuchteten die schwarzen Augen gar glücklich unter dem beidseitigen Wels hervor, darin der Junfer ihr schloß Hülfschen gewinkelt.

„Schaut, Vater,“ rief er frohgemut, „hab' Euch da mitten im Winter einen Singvogel eingekauft! Sollt den Droschelslag, welchem Ihr so gerne lauscht, fürder das ganze Jahr nicht entbehren dürfen!“ Ich vermeinete, es muß nun ein großer tumultus anheben, kam aber anders. Der Nauchwiler blinzelte nur jedoch nach dem Mondkopf der Fährnden hinüber und meinte mit ironia, „sein Junferlein sei doch ein gar guter, fürsorglicher Sohn.“ Ich aber bin eilig mit meinen beiden scholasticis durch die offen gebliebene Thür entwichen, haben mir die Kniee gebebet und konnt' die ganze Nacht kein Auge zuthun vor arger Sorge, fand aber am andern Morgen eitel Freud' und Herrlichkeit und den Herrn Patron fast gesund. „Sch' er,“ adressierte mich der Nauchwiler gemächlich, „da hat mein Aelterlein doch noch meinen Herzenswunsch erfüllt und mir vor meinem Lebensende ein brav Döchterlein zugeführt. Was sagt denn Er dazu, Magister?“

Wie stand der Schweiß auf der Stirne und der Schreck verwirrte mich totaliter, also daß ich als ein rechter Hanswurst meine Meinung hervorbrachte: „Die selbige Frau Gräfin müßt' sich im Grab umdrehen, wenn selbige erführen, daß solche — daß diese —“

Aber da fuhr mir der Nauchwiler heftig drein: „Magister, er hat ein schlecht Gottvertrauen! Thut mir armen Saul unser Herr die Gnad' und schickt mir ein Davidlein und ich sollt's vor die Thür stoßen aus jüdischem Hochmut? — Da wär' ich übel beraten! — Gott selbst hat der Hilde den Goldklang in die Kehle gelegt und meinen Junfer die Lieb' zu ihr ins Herz, das küßt' ich! und darum mag Sein Wille geschehen.“

Hat mich solche Rede daß Wunder genommen, war aber doch noch nicht überaschet, weil das Jüngferlein so gar nicht demüthig und gekünstelt od seiner

plätlichen élévation gewesen ist, hat vielmehr gethan, als wär's eine natürlich Sach: — und die Alte kam gar herbeigelaufen und jammerte, ihre Tochter steige herab und sei solch Ehehindnis eine Verhinderung an ihrer heiligen Stunt — sind ihre eigenen närrischen Worte. Da hat aber das Jüngferlein froh gelacht: „Stunt sei Stunt, ob sie sie denen Großen zu Gefallen übe, oder die Weichen, so sie liebe, damit beglücke! Und sie werd' schon wachsen mit dem Mund, welches ihr der Himmel verliehen.“ — Hat auch nachmalen Wort gehalten, sang dem Nauchwiler treulich vor, daß er seiner Schmerzen schier vergaß, gab auch in der Stürche den Ton an, und ward bemerkt, daß die Zahl der Andächtigen in dem Gotteshaus seitdem um ein Erstlickes wuchs. Und wenn sie abends in der Halle ihrer Kunstfertigkeit oblag, sammelten sich die Nauchwiler im Burghof und wurden Aller Herzen erfreuet.

Die Alte mußte im Flecken bleiben, also wo man sie wohl verlorget, mahnen es sich herangekehrt, daß sie gar nicht die recht Winter von des Junfers Brant gewesen. Habe derwegen einen Augenblick verneint, letztere müßte doch wohl von vornehmer Abkunft entprossen sein, ihres sicheren Wehrens halber, war aber eine illusion, habe sämtliche Documente und Schriften über ihre Geburt in Händen gehabt, ist nur ein schlecht Soldatenkind gewesen, hat aber doch einer geborenen Gräfin so ähnlich gesehen, daß man sie hält müssen verwechseln, hat auch kein Schen oder Unbescheidenheit gezeigt, wann die vom hohen Adel auf dem Schloß hind zusammengekommen. War mir eine gute Patrona, müßt' lügen, wolt' ich's anders sagen, und aus dem schünen Junfer Wolf hat sie einen anderen Weichen geformet, habe mich über darob bei Weitem nicht so eräutet, wie über ihr stolz und edel Wesen und wie sicher sie das ganze Haus in guter Acht gouveneriert, daß Jeder ihr gern gehorchen müßten. Ist mir Solches immer ein enigmal geblieben; nun wohl im Amt von denen Fährnden liegen.

## Neberfikel.

An einem Berliner Theater war vor einiger Zeit ein Schauspieler engagiert, der uerschiedlich in Mitteln war, seine Kollegen schicklich anzupumpen. Einmal war es die Taufe seines Jünglings, dann war es ein Trauerfall in der Familie, kurz, immer wählte der arme Teufel einen neuen Vorwand für seine Unterstützungsbefähigkeit zu erfinden, denn er konnte mit seinem kleinen Gehalt nicht auskommen; sein auf guten Wein gerichteter Dinst verlichlag alle seine Einnahmen. Da er seine Schürreerei aber zuletzt doch gar zu ungeniert betrieb, konnten sich's die Kollegen zeitweise nicht versagen, ihm eine Lektion zu erteilen. Eines Tages näherte er sich mit sehr trübseliger Miene dem Heldendarsteller der betreffenden Bühne, dem er erstürnte, daß seine Frau gestorben sei — ein schon vor Jahren von ihm gebrannter Vorwand — und daß er, um beim Begräbnis erscheinen zu können, dringend eines schwarzen Gehrockes bedürfte, er würde denselben noch am selben Tage zurückstellen. Der große Miene wußte, wo der Denker hinauswollte, und sagte: „Gern, mein lieber A., leide ich Ihnen einen Rock, aber ich fürchte, er ist Ihnen zu weit!“ — Der andere protestierte, denn er wollte den Rock ja doch nur — verklopfen, „Sie werden sehen, er ist Ihnen zu weit,“ wiederholte

der Gelbespieler, ohne jenen indes abzuschrecken; er schloß sich dem großmüthigen Kollegen nach der Probe an, um den fraglichen Rock zu holen. Sie schritten die Potsdamerstraße entlang, ganz hinaus bis zur Reichbildergasse, dann lenkte der heimtückische Held die Schritte gegen Wilmerdorf — der andere trabte an seiner Seite und verwunderte heimlich den Weg bei der Höhe, — endlich war Wilmerdorf erreicht, aber man war noch immer nicht am Ziel. Der Schauspielers schlug nun gar die Richtung gegen Schmaragdendorf ein, und das in einem Gleichwüchsigkeit, der seinen untreulichen Begleiter außer Atem brachte. Endlich konnte er nicht mehr weiter: „Verzeihen Sie“ — sagte er, sich den Schweiß abwischend, „aber ich muß mich ausruhen, ich bin ganz weg.“

„Zehen Sie“ — lachte der Gelbespieler — „ich warte, der Rock wird Ihnen zu weit sein!“

Es versteht sich von selber, daß der überlistete Schauspieler für den ausgedehnten Spaziergang dies einmal noch entsprechend entschädigt wurde.

P. v. Sch.

## Inhalt Nr. 1 der Musikalischen Jugendpost.

Preis pro Quartal 1 Mk.

Pollions Gruß zum Neujahr 1888.

Die Nacht der Muth, von C. Braun.

Musikalische Vogel-Erinnerungen, von A. Stöckel.

Unterthänige Neujahrswünsche und Bitten der Al-

vielerherin J. H.

Einführung in die Oper, in Erzählungen und be-

schreibenden Unterhaltungen, von Ernst Pasquie.

XII. Gar und Zimmermann. Eine komische

Oper in drei Akten. Musik von A. Vorburg. Mit

Illustration.

Prost Neujahr, Illustration.

Die heiligen drei Könige von J. B.

Der große und der kleine Lütz, von C. Haas.

Friedrich der Große und seine Hölle.

Das Wortspiel, Unterhaltungsspiel von A. A.

Musikalisches Klauerfischen.

Briefkasten. — Ratel. — Nebus. — Anzeigen.

Musikbeilage:

A. Diehl, Neujahr-Gratulant, Klavierstück.

A. Vorburg, Garenlieb. (Soust spielt ich mit

Septer) aus der Oper Gar und Zimmermann,

für Klavier zu 2 Händen.

A. Strubt, Der Pollikon, Lied für eine Singstimme

und Klavier.

-----

## Rätsel-Sonett.

Wiehine im stillen Wald auf Zephirs Schwingen

Ein leises Raunen löst der taubend Saiten,

So zieht des Ganges Klang durch Saaleswellen,

Hörst du das Spiel, den Ersten gleich, erklingen.

Wie Jubelchöre brausend sich entringen

Welchweiller Dinst als Zugen, daß im Streiten

Tief innen in der Brust erlag das Leiden

Dem frohen Mut — die Zweiteln so erklingen.

Wenn wäre nicht mein Ganzes schon erklingen

Im stillen Haus und auch in hohen Hallen,

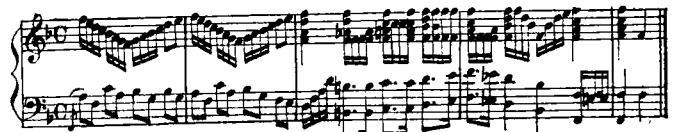
Daß stiller Zauber süß sein Herz durchdringen?

Und immer lauscht meinen Tönen gerne,

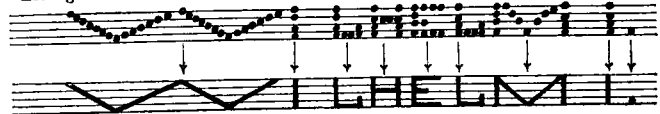
Wenn nur Musik, die Göttin, mag gefallen,

Die zu uns kam einst aus dem Reich der Sterne. E. K.

## Auflösung des Notenrätsels aus voriger Nummer.



Lösung.





Der Trompeter von Säckingen.  
Wie jung Werner beim Freiherrn Trompeter ward.  
— Doch schwankend stand jung Werner,  
Doch ein Blick auf Margaretha  
Und des Jüwels Wolken schwand.  
„Edler Herr! ich bleibe,“ sprach er,  
„Sei am Rhein denn meine Heimat!“



Nach einer (dem Originale von C. Schweninger nachgebildeten) Photographie des Herrn Hansfängls Nachfolger in Berlin.

Abonnements-Bestellungen auf die „Neue Musik-Zeitung“ (80 Bfg. pro Quartal) werden jederzeit von allen Postanstalten und Buch- oder Musikalien-Handlungen entgegengenommen und die bereits erschienenen Nummern des laufenden Quartals nachgeliefert.



## Jüngst aufschwundene Sinnenlasterhaken.

Ein Erinnerungsbild

von  
Elise Polko.

In jenem geheimnisvollen launigen „Aug des Todes“, der in jedem Jahr im Nebel des letzten Monats an uns vorüber zieht, unabsehbar und feierlich an uns, die wir bang schauernd, wie verlassen, stumm, am Wege stehen und mit thränenverwundeten Augen nachschauen, zeigen sich im Dezember des Jahres 1887, mehr als sonst bedeutungsvolle Sinnenlasterhaken. Sie, deren Wille einst den unsern heiter und lebensvoll bezauberten, streifen uns nimmer mehr — sie schauen unversetzt, mit heiligem Ernst vor sich hin, einem leuchtenden Ziel entgegen, das vor ihnen liegt. — unbekümmert um die Zurückgebliebenen.

Es war ein seltsam düsteres Jahr, das in seinem Beginn nicht des Gatten beraubte, und in seinem Verlauf so viele aus der Welt der Erscheinungen entführte, die meinem Herzen nahe standen, und das dem deutschen Volk den tiefen Schmerz brachte, seinen Kronprinzen zu verlieren.

„edle Menschenbild  
voll Geist und Güte.“

wie einst Oskar Rehwitz sang, schwer erkrankt zu wissen.

Ein warmes Wort dankbarer Erinnerung für die, welche schieden, ist, denke ich, eine heilige Pflicht. Wie bald zeigt sich jene schmerzliche Lücke, die sie hinterlassen, ausgefüllt: — die Welt von heute hat nur einen kurzen Moment Zeit der Entschwundenen zu gedenken.

Im Juli war's, zur Hofzeit, da schloß sich für immer die Thüre eines stillen deutschen Malerateliers in Düsseldorf, ein portäles Traumkinder: der Altbesessene Caspar Scheuren, der Sängers, in dessen, des Albinismus, ging heim. Trotz seines Stilllebens ist sein Name in der Welt der Kunst und ihrer Freunde so bekannt, wie etwa der Name und der Duft des Weizenbrot. In seiner Eigenart wies sein geniales Schaffen ihm bald einen Platz unter den Stillen, bald unter den Realisten, dann unter den Stimmungsmalern an — überall aber einen Ehrenplatz und eine Ausnahmestellung, und sein originelles Wesen, sein Charakter und Herz erst recht. Sein Mops, ich habe Caspar Scheuren nur als alten Mann persönlich kennen gelernt, war eben ein edler, stämmiger Kopf, edel geschnitten, mit Augen, die nur das Schöne sahen, mit prächtiger Stirn und durchdringendem Blick. Seine Hand konnte nur das Schöne malen. Mit dem feinsten Farbensinn, einer geistigen Phantasie und unermüdlichen Zähigkeit, warf er wieder seine besagten Träumereien hin, er zählte die düstlichen Mädchen, hielt die leuchtenden Naturbilder fest, und nannte die alten Burgen wie die unscheinbaren Gedichte, mit seinen sinnigen geistvollen Arabesken, und über all seinen Schöpfungen hing es, wie der Duft und Glanz des Weizens.

Der goldene Strom der Romantik flautet durch jedes Scheuren'sche Blatt und Bild — wie Giebel-dorff'sche Werke muten sie uns an:

„Wo die vielen Bäche gehen  
Zauberisch im Mondenschein  
Und die stillen Schilfröhre lehen  
In den Fluß, vom hohen Stein — — —“

Es ist wirklich so, wie hören die:

„Iren Lieder  
Aus der alten schönen Zeit.  
Sie erwachen alle wieder  
Nacht in Waldeseinigkeit.  
Wo die Bäume träumend rauschen  
Und der Acker duftet schwül —  
Und im Fluß die Ruten lauschen:  
Kommt herab — — hier ist's so süß!“ —

So malte Caspar Scheuren. Nichts ist sonniiger als sein Frühling, mag er sich in Gestalt von jungem Grün oder blühenden Maizen in alle Streuzüge und Stöckergärten drängen, oder die schlichten strengen eines Dorfschloßes umgeben — nichts mehr erfüllt von

Mosenduft und Nachtigallenschlag als sein Sommer, nichts farbenichtiger und wehmütiger als sein Herbst, nichts traulicher und Christbaum leuchtender als sein schmieglicher Winter. Und wie wunderbar ist die Zeit in all den verchiedenen Jahreszeiten, wie jagen und spielen überall die Wellen und Winde, wie lacht sein blauer Himmel, welche reisenden Geschichten à la Andersen erzählt ein verklärter Mond — wie warm sein Sonnenlicht! — Es bezieht oben eine Seelenverwandtschaft zwischen ihm und dem unvergesslichen Schöpfer der schönen Melodie, Moritz Schwind, wie auch eine Künstlerliebe.

Um die 70 Jahre alt ist er geworden, als sie mit frischen roten, die er so sehr liebt, seine Brust ausfüllt und zudeckt — und seine wunderbar originalen Briefe bilden einen Teil der Hauptsache meiner Reliquienmappe. —

Welch einen Kontrast zu der Gestalt des lebensmüden alten Mannes bildet eine Mädchenerscheinung im Zuge des Todes: Josephine Wessely.

Einmal nur, auf der Leipziger Bühne, sah ich dies holdselige Gesicht als Mädchen, um sie nie wieder zu vergessen. Sie erschien mir als die verkörperte Poesie, die bewundernde Mädchenhaftigkeit mit einem feinsinnigen Egoismus, das an die Stimme der Marie Cechova gemahnte, eine Künstlerin von Gottes Gnaden, der lebendig gewordene Traum eines Poeten. — Still wandelt sie vorüber im Zuge des Todes, gelöst das blonde Haar, in den Augen Verklärung, auf den sanft lächelnden Lippen die Bitte:

„Weinet nicht um mich — ich bin am Ziel!“

Die Wägen Weizen hatten kaum Blumen genug für sie und ihr letztes Aufbegehren.

Sie war der holde Morgenstern am Himmel des Kunsttheaters, wo eine Charolais Wolter als Sonne leuchtete.

Ein arbeitsvolles Stilleben erfolgte auch in diesem Jahr zur Zeit der Rosen und Nachtigallen in Arnstadt inmitten einer Atmosphäre gleichmütiger Liebe und heiteren Friedens: Eugénie Johanna-Marie verstand aus der Welt der Erscheinungen. Der anfängliche Erfolg ihrer Romane ließ die längst entschwundenen Tage der Schöpfungen Godevic Gaille und St. Roche der Frau von Raagow wieder geschehen, die einen kaum minder großen Leserkreis gefesselt haben mögen, wie man erzählt, als „das Geheimnis der alten Manzell“ und „die Goldfische“. Aus einer unbekannten Sängerin, dem Schilling einer warmherzigen Kunstin, wurde eine der bekanntesten Romanistinnen unserer Tage — das ist eine Thatfache, an der kein spätespätes Lächeln etwas ändert — möge jeder sein Urteil über die Verrechnung derselben bilden. Mühn und Liebe ist ihr in reichem Maße geworden für das, was ihr Talent geschaffen und gewollt.

Und eine Nachtigall verirrte für alle irdischen Frühlinge in diesem Jahre — eine hohe Frauengestalt schloß sich dem Zuge des Todes an: Jenny Lind.

Wie habe ich, damals noch ein halbes Kind, für die Universalität geschwärmt! — Sie hörte ich sie auf der Bühne — nur einmal in dem berühmten alten Leipziger Gewandhaus. Aber wenn ich von dem Gesang der Engel träume, so ist es ihre Stimme, die ihn mir verkörpert. Jemand im Verleide mit einer gesungenen Bühnengestalt unserer Zeit ist unentbehrlich; Jenny Lind hat in ihrer Eigenart wie eine Lebensbühlerin gehabt, wie ja auch ein Chopin, ein Franz Liszt, Niccolò Paganini ohne Lebensbühler dastehen. —

Für die jüngste Generation war die schwedische Nachtigall der Malibran, der einst das blonde Mädchen aus der Fremde in Paris mit dem niederschmetternden Wort nach Hause schickte: „mon enfant, vous n'avez pas de voix“ — nur mehr eine poetische Sage. Aber für jetzt und alle Zeiten wird eben diese ideale Sängerin als leuchtendes Beispiel des Meistes, der vollendeten Technik und des gewissenhaften Studiums in der Geschichte der Gelangeskunst angestrichelt werden. In Wien, wo man Jenny Lind ja so unbegrenzt feierte, und der große Dichter Grillparzer sie so wunderbar schön bezauberte, bestimmte man sie einst den Fideles zu singen. Und wie lautete ihre Antwort? —

„Ich konnte zwar Note für Note jener großartigen Partie — aber — nun sie zu bewältigen wie eine Norma und Aminta, brauche ich mindestens ein volles Jahr des Studiums.“

Ob wohl jemals eine unserer Tagesberühmtheiten solch geselliges Wort gesprochen?

Grillparzer sang von ihr in dem letzten Verse eines Liedchens:

„Und werden sie des Beifalls Lohn  
Den Kindern deiner Seele:  
Hier ist nicht Hörer — kann noch Der:  
Ich höre deine Seele!“

Jenny Linds Gesang war eben höchste Poesie — vollkommene Einheit, jedes Gelingen ein musikalisches Seelengemälde von feinsten Ausfühung, in der Arie, dem Recitativ, der dramatischen Szene, wie in dem Künftigen Liede. Ich besage alle, die sie nicht gehört. — Eine Schumann'sche Begeisterung nicht wieder, wie Jenny Lind sie verkörperte.

Mit ihrem Namen, neben dem nun auch ein Aengstchen steht, dringt mitten in all dem Stillen, Trillern und Schmettern aller ausländischen wie inländischen Töne unserer Tage ein Ton wie aus einer besseren Welt zu mir herüber:

„Ich höre deine Seele!“

Und in dem Zug des Todes dieses dunklen Jahres sehe ich Jenny Lind vorüber schweben wie die Wichmann's Fädel malte, im weißen Gewande, eine ideale Liebe. —

Ich sehe die schmerzzerfüllten Augen einer jugendlichen Witwe dem Todeszuge folgen: ein liebliches Kind in den Armen — der junge Gatte und Vater schied von ihr. Aus Petersburg zog ein eminent veranlagter Baumeister und Architekt in das Land des ewig blauen Himmels um unter den berühmtesten Feuerwerkern einen Preis davon zu tragen für den Entwurf einer neuen Fassade des Marmordoms von Mailand. Ein Talent ersten Ranges ging in Fedor Tichagin der Welt der Kunst verloren.

In Moskau von einer deutschen Mutter geboren — sein Vater war Kavallerieoffizier — erhielt der junge Student der Académie des beaux arts die goldene Medaille und ein Stipendium für 4 Jahre, um im Auslande seine künstlerische Ausbildung zu vollenden. — Er zog jubelnd in das Land des ewig blauen Himmels. In Venedig blieb er lange — und wunderbare Arbeiten vollendete er in dem uralten Palazzo in Torcello, Kopien von Mosaiken von einer Feinheit und Genauigkeit, daß man sie für Miniaturgemälde gehalten. Der Direktor des dortigen Museums — Battoglini — er starb an demselben Tage in Venedig, als Tichagin in Petersburg sich zum letzten Schlummer anstreckte — bat um die Grabstätte, diese wertvollen Arbeiten photographieren lassen zu dürfen. Zwei Jahre lang arbeitete der junge Künstler in Palermo in der palatinischen Kapelle — unbekümmert um das Wüten der Cholera in der Stadt. — Dort steht man ihm eines Tages fast alles was er befaß — die Summe von 1800 Fr. — Als aber die Diebin verhaftet worden war, war der Bestohlene den besten Advokaten zu ihrer Verteidigung — und schlich sich in der Abenddämmerung täglich zu der verlassensten Familie, um ihr etwas Geld für den Lebensunterhalt ihrer Kinder zu bringen. —

Dalmatien wie Frankreich ist er durchstreift mit Augen die schön haben. Deutschlands kirchliche Bauwerke zu studieren war seine letzte Sehnsucht, der stöbernde Ton sein Traum. — Nach seiner Verheiratung mit der Tochter des lebenswichtigen geistvollen russischen Konjunkturalisten in Venedig, lebte er in Stralsburg und Rheims in unermüdlichem beglücktem Schaffen. Seine letzte so viel bewunderte Arbeit war der Entwurf der Tompangebäude, den die Kunstseher geradezu großartig nennen.

In irgend einer verlorenen russischen Stadt ließ er eine verlassene Kirche ausgraben auf seine Kosten, von deren Gräbern niemand etwas gekant. — Ein russischer jugendlicher Schliemann, von kaum 24 Jahren, hat ihn nur die Beschaffenheit des Bodens von dem Vorhandensein eines großen Bauwerks unter der Erde überzeugt, und die Ausgrabung stolzer Säulengänge und bischöflicher Sarkophage bewiesen die Wichtigkeit seiner Vermutung. —

In seiner Wiener „Kunstchronik“ sagt Professor Eitelberger von diesem Genie des fernsten Nordens: „Es wäre zu wünschen, daß auch wir solche Männer befaßen!“

Sein Vaterland ist stolz auf ihn und hat ihn noch im Tode hochgeehrt — vielleicht daß die ganze Welt einst mit Dank seinen Namen nennt, wenn die Fassade des Marmordoms, Tichagins Künstlertraum, zur Wirklichkeit wird. —

Seine hinterlassene Mappe birgt noch kostbare Schätze, die wohl noch alle an Tageslicht gelangen. Viele Tränen sind um ihn geflossen. — Neben dem verdienten Lorbeer fielen die Rosen der Liebe auf sein frühes Grab. — (Schluß folgt)

## Violetta.

Nicht allzuweit von Wien liegt ein kleines Dorf, so reizend, wie es kaum ein zweites auf der weiten Erde gibt. Oben, auf der Höhe steht ein Kapelle, deren grüne Wände mit Eichen bewachsen sind und aus deren Fenstern man auf Rosenbecken blickt; nette weiße Häuschen schauen durch das Gebüsch, und die ganze friedliche Stätte ist eingeschlossen von prächtigen Linden- und Kastanienbäumen.

Das Häuschen des Dorfalters war das reizendste von allen, ganz verdeckt von Blumen, die der alte Kantor leidenschaftlich liebte; und hier mitter unter Rosen, Lilien, Tulpen und Weichseln, entfaltete sich die lieblichste Blüte von allen — sein Töchterchen Violetta. Er hatte seine treue Lebensgefährtin begraben müssen, als das Kind sechs Jahre alt war, und das war der große Stummer seines Lebens, das sonst so still und ruhig dahingeflossen war, wie ein Bach. Aber ein mächtiger Tröster hatte ihn stets zur Seite gestanden, der mit sanfter Hand jede Sorge und jeden Kummer verdrängte, und der ihn auch nicht verließ, als sein treues Weib die Augen schloß, um nicht wieder zu erwachen. Dieser Tröster war die Musik, welche allein die leidenschaftlichen Regungen seines Herzens beherrschte.

Ein sorgsam geschützter Schatz, ein altes Spinnett, stand in der Ecke seiner kleinen Wohnstube, und hier war es, wo der Kantor mit den seinen Bachs und Vögelchen verkehrte und sich weislich in die Regenerien versenkte, welche diese und die italienischen Nachtrosen ihm durch ihre Töneklänge erschufen.

Violetta fand diesen Verkehr nicht gerade entzückend: das Spinnett kitzte und bräunete manchmal in bedenklichem Maße, und die Finger des Kantors bewegten sich nicht immer ganz geübt von einer Taste zur andern. Aber sie war sehr gut erzogen, und sagte nichts, sondern saß dabei ruhig und vergnügt an ihrer Arbeit. Wenn dann ihr Vater in höchsten Begeisterung aufstand und sich mit Stimmen aber entzückten Klängen zu ihr wandte, meinte sie ihm lächelnd zu, oder flüste ihr zärtlich auf die Stirne, und ließ sich dann alles mögliche von den alten Meistern erzählen; doch wollte sie nicht glauben, daß der große Sebastian Bach eine häßliche alte Perücke getragen habe, oder daß Meister Händel ein leidenschaftlicher Schnupfen geweten sei. Sie hatte sich unter ihnen etwas ganz anderes gedacht und manches Bild, das sie sich von ihnen ausgemalt hatte, wurde durch die Erzählungen des Vaters gramlich zerstört. Aber — o glückliche Violetta! — einmal hatte sie doch einen Meister der Töne gesehen, ein unvergleichlicher Augenblick. Die Leute nannten ihn „Vater“ Haydn, aber ihr Vater nannte ihn „seinen Vögel“, und tief in dem Inneren seines Herzens glühte für ihn eine Begeisterung und Liebe, die zu heiß war, als daß sie sein Kind hätte begreifen können.

Als sie noch ein kleines Kind war, nahm ihr Vater sie einmal in die große Messing, und dort hörte sie, in einer schönen Kirche, ein prächtiges Musikstück, die Jahreszeiten genannt. Des Kindes Seele war fast überwältigt von der gewaltigen Tonmasse, die zum erstenmal auf es einwirkte, und doch war Violetta weislich und wunderbar entzückt. Sie verlegte sich im Traume in den Frühling, dann fühlte sie die Hitze des Sommers, die um sie her sich ausbreitete; dann erklangen die lustigen Jagdhörner, die an den Herbst erinnern, und als der Winter heranzog, schmeigte sie sich fest und fester an ihren Vater. Dieser saß neben seinem Kind, fast vergessend, daß es existiere, und lauschte atemlos; sein Antlitz mit den großen dunkeln Augen strahlte vor Seligkeit, während er abwechselnd lachte und weinte. Als alles zu Ende war, ergriß er sie bei der Hand, und eilte schweigend aus der Kirche. Draußen standen viele Menschen, alt und jung, Männer und Frauen, und inmitten ein schlanker ältlicher Mann, mit einem Antlitz voll Frieden und mit Augen, in denen der Himmel zu liegen schien. „Vater Haydn!“ erschallte es von allen Seiten. Violetta blickte auf mit ehrfürchtvoller Schreie; aber Haydn hatte ein freundliches Wort oder einen gütigen Blick für alle, während ein mildes Lächeln um seine Lippen spielte und sein strahlendes Antlitz erhellte. Da drängte sich Violettas Vater in seinem einfachen schwarzen Anzuge durch die Menge; und indem er Haydns Hand erfaßte, ehe dieser ihn bemerkte, rief er mit halberstimmter Stimme: „Danke! Vater Haydn!“ Und der Meister brückte seine Rechte und wies ihm lächelnd zu.

Obwohl Violetta alles dies mit erlebt hatte, mußte sie fast täglich wieder die Beschreibung des

großen Ereignisses mit anhören; denn war es nicht der Sonnenblick in ihres Vaters Leben? „Wenn ich meinen König noch einmal sehe“, sagte er manchmal, „werde ich vor Freude sterben, mein Herzenskind; denn als ich damals seine hässliche, gezeichnete Hand in meiner Hand hielt, schien es mir, als ob mein Herz springen wollte!“

Eines Tags, als das Dörfchen im schönsten Flor von Rosen und Lindenblüten prangte, saß Violetta in der Laube in Gedanken verfunken — ihr Vater war im Garten und las — als sich plötzlich eine fröhliche Stimme hören ließ, die eine Melodie trällerte, und hinter der tiefen Decke, neben welcher sie saß, erröthete das vergnügte Gesicht eines jungen Mannes. Er schien weit gegangen zu sein und trug eine Kappe, und einen dicken Stiefel in der Hand. Ein kleiner schwarzer Hut bedeckte den von wilden schwarzbraunen Locken umgebenen Kopf, und ein zahmer Zorn hoch auf seiner Schulter. „Meine See, laß mich herein!“ bat der Fremde, und seine Augen sprachen mehr, als Worte können, als er ohne eine Antwort Violettas abzuwarten über die Decke sprang.

Der alte Kantor kam schnell herbei, während Violetta lachte, bis die Thränen ihr über die Wangen liefen; denn bei seinem Saltomortale war der junge Mann die Kappe entfallen, aus welcher eine Menge Mannschreie und Weisheit herausliefen, während der Star: O weh! o weh! idrie und unerschrocken in sich selbst plapperte. Der ruhige Geringfügigkeit dem Kantor die Hand und sagte: „Lieber Herr Kantor, erlauben Sie mir, Ihnen einen jungen Musikanten aus Wien vorzustellen, welcher den ganzen Tag da mit zugebracht hat, im Wald umherzuirren, um den gescheiterten Sängern Melodien abzulassen. Aber mein Meistergesicht hier.“ Dabei zeigte er auf den mit klugen Augen anblickenden Star, „hat mich schändlich angelacht, indem er meinen ganzen Mundvorrat aufgefressen und die entzückenden Sängerdurch sein unverdächtigem Geismas verdrängt hat. Deshalb bitte ich Sie freundlich, die Moll-Stimmung meines Magens durch ein Frühstück in ein fröhliches „Dank“ zu verwandeln.“

Die lustige Mißrede gefiel dem alten Kantor. Er lud seinen lachenden Gast ein, in die Laube zu kommen und Violetta ging um frisches Brot, Butter, Milch und süßliche Erbsen und Nudeln zu bringen. Der junge Mann lachte sich an allem, und der Star that dergleichen. In der That weitesterten beide miteinander sowohl was den Appetit als das Wandern anbelangte; denn wenn der Herr einen Scherz machte, wiederholte ihn der Vogel unaufrichtig.

In einer Stunde wurden die Bewohner des weichen Häuschens mit ihrem Gast so bekannt, als ob sie jahrelang miteinander gelebt hätten, und der alte Kantor begann sogar von Meister Bach zu erzählen, wobei er in dem jungen Musikanten einen ungemein aufmerksamen Zuhörer fand.

Endlich öffnete der alte Mann die inneren Schranken seines Herzens, und, warm geworden unter dem Einflusse seines fröhlichen kühnen Gastes, erzählte er ihm geheimnisvoll seine Lieblingsgeschichte von dem Händelkind Vater Haydns.

Der junge Mann hörte mit ruhigem Lächeln zu, und als der Alte geendet hatte, erzählte er als Gegenstück, mit kühnen Augen und bewegter Stimme, wie Haydn ihm einst einen Stuh gegeben habe.

Man trennte sich erst bei Mond- und Sternenschein, und erst dann fiel es dem gastfreien alten Herrn ein, den Fremden nach seinem Namen zu fragen. „Ich heiße Amadeus“, antwortete er, „und will oft wiederkommen.“

„Das vergessen Sie nicht!“ erwiderte der Kantor, indem er ihm herzlich die Hand schüttelte, „und dann sollen Sie meine Musikalienammlung sehen, eine wahre Goldgrube, verzeihe ich Sie!“

Violetta überreichte Amadeus ein Notenbündel, und er gab ihr dafür einen Kuß — leichthin, wie ein Schmetterling eine Blüte küßt. Der Star rief: „Ach wohl, auf Wiedersehen!“ und so gingen sie fort, während die Zurückgebliebenen noch lange das fröhliche Zwieselsprach zwischen Jüngling und Vogel hören konnten.

Kaum vier Tage waren vergangen, als der leichtherzige Musikus wieder über die Decke sprang, jetzt aber nicht mehr milde und hüsnig, sondern trotzend von Geintheit und Kraft. Violetta empfing ihn voll Freude, und er koste sie herums um der Hals und gab ihr einen Kuß auf den herrigen Mund. Der alte Kantor war ganz erstarrt, ihn wieder zu sehen, und zog ihn alsobald in das kleine Zimmer, wo er geheimnisvoll einen alten Scharf öffnete. Da breitete er vor Amadeus' erkannten Augen eine Sammlung der wertvollsten Werke von Sebastian Bach,

Händel, Palestrina, Pergolesi und vielen andern aus, nicht zu vergessen die Werke Vater Haydns. Jedes Werk war hübsch gebunden, und mit dem Namen und Geburtsjahr des Komponisten beschriftet. Amadeus durchblätterte sie mit strahlendem Auge, während das Feuer des Geistes seine Gesichtszüge erhellte. Dabei zeigte er zu viel Kenntnisse und sprach so berechtigt, daß der alte Mann seine Miße abnahm, seine beiden Hände auf die Schultern des Jünglings legte und ihm ergriffen antblickend sagte: „Du hast einen edlen Geist, und wiewohl, so Gott will, sicherlich selbst einmal ein großer Meister werden.“ Dann schloß er ihn in seine Arme und küßte ihn auf beide Wangen.

Später spielte Amadeus, und das alte Spinnett stützte unter der Kraft seiner Hände, während reizende sanfte Melodien Violettas und ihres Vaters Seelen in ein entzückendes Traumland führten. Als es Abend wurde, gingen sie in den Garten, und die beiden jungen Leute um die Wette ließen und sich mit Noten bewarzen, wie ein Paar Kinder, und Amadeus erzählte, wie er zu seinem Vogel gekommen war. Es war ein Geschenk seiner verstorbenen Mutter, welche ihm ausgesprochen hatte, und jetzt war er sein unvergleichlicher Gefährte bei Tag. Wenn die Nacht kam, hockte er auf seines Herrn Kissen, steckte den Kopf unter den Flügel und schlief so bis zum Morgen.

Der Sommer verging, aber nicht eine Woche, ohne daß Amadeus kam, mit Violetta sang und mit dem alten Kantor über Bach und Haydn plauderte. Einmal fragte der Kantor den jungen Mann: „Was haben Sie von dem Mozart, der jetzt so viel Musikanten erregt mit seinen Compositionen? Ich möchte etwas über ihn hören.“

„Nun,“ war die Antwort, „ich kenne ihn so genau, wie nach Licht und kann daher die beste Auskunft geben. Mozart ist ein sehr feiner leidenschaftlicher Mann, sehr züchlich so aus wie ich, nur etwas ernster, wenn er den Zisterhof oder der Feder in der Hand hält. Er ist so glücklich wie ein Kind und vermischt, sein Vögel zu thun. Seine Seele schwimmt in einem Meer der kühnen Melodien. Die Welt lächelt ihm zu, und sein Herz ist das leichteste und heiterste in der Welt. Er trinkt gar gute Weine, und liebt hübsche Mädchen, Blumen und Schmetterlinge. Ich kann Ihnen sagen, Sie würden ihn auch lieben müssen, denn er hat seinen Feind auf der ganzen Welt. Aber er hat eine Frau, die er herzlich liebt, und sie verdient es, denn ihr einziger Fehler ist die Gierigkeit, und damit plagt sie den wilden Mozart ein wenig.“

Der Kantor lachte und schüttelte den Kopf; Amadeus nahm häufig Abschied, obwohl er kaum eine Stunde dagesessen war und die Sonne noch hoch am Himmel stand.

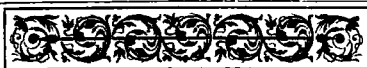
„Sie führen heute eine Oper Mozarts zum erstenmale auf,“ sagte er, „Don Juan heißt sie, und ich möchte gern sehen, wie sie gefällt. Ich bin ein unruhiger Mensch, und namentlich heute: Mozart selbst könnte nicht aufgeregter sein. Morgen will ich Ihnen davon erzählen.“ Der Star hatte kaum Zeit, seine Abschiedsworte zu rufen, denn sein Herr vergaß so gar, Violetta zu küssen und ließ ihn Veronten liegen. Das arme Mädchen ging den ganzen Tag niedergeschlagen umher; ob wegen des vergessenen Kußes oder wegen der verworfenen Blumen, wozu weiß es?

Der nächste Tag neigte sich dem Ende zu, und Amadeus war nicht erschienen; die Sonne sank tiefer und tiefer und die gelben Wälder fielen von den Bäumen. Der alte Kantor saß in seinem Sesselsuhl, verfunken in seine Notenbüchse, während Violetta ganz leise eine Melodie vor sich hin sang. Sie war nicht ganz wie sonst an dem Abend. Mößlich kloppte es an das Fenster und eine klare wohlklingende Stimme bat um Einlaß. Violetta sprang auf und öffnete, gewohnt an seine ausgelassenen Manieren, das Fenster, durch welches Amadeus in das Zimmer sprang.

„Liebster Kantor,“ rief er aus, „während sein Antlitz wie ein Frühlingemorgen strahlte, mit Mozart ist es nicht besonders gut gegangen. Don Juan ist zwar zweifellos ganz passabel, Vater Haydn hat sich sogar seine Wertedignität angelegen sein lassen, aber die Wiener waren schmerzhaft schlechter Laune. Hebriges läßt der Mozart Sie grüßen und hat Ihnen etwas geschickt, was ich gleich herbeibringen werde. Aber zuerst nehmen Sie dies kleine Andenken von mir.“ Dabei legte er ein sauber geschriebenes Manuscript in die Hand seines alten Freundes. Es war ein Ave verum. Amadeus erhielt ein Musikstück mit der Aufschrift: „An mein Weichen.“ Es war ein Liebeslied, das begann: „Ein Weichen auf der Wiege stand.“ Das Mädchen dankte voller Freude, aber der alte Mann blickte forschend über die Notenblätter, dann stand er auf, ging stillschweigend an seinen Notenschemel und legte das Manuscript vorsichtig







## Kunst und Künstler.

Als unentbehrliche Institutionen zur Mitbewässerung der Musikwelt sind die Konservatorien zu betrachten, die zwar mehr und mehr eine so unheimliche Ausdehnung gewinnen, daß eine Heberdifferenz dieser, unserer Welt nur eine Frage der Zeit sein dürfte. Unter den vielen derartigen Instituten ragen aber eine immerhin größere Zahl als Meister- und Winteranstalten besonders hervor und unter diesen steht das R. S. d. d. Konservatorium in Frankfurt a. M., das neuesten seinen IX. Jahresbericht herausgegeben hat, mit erster Linie. Ein Lehrer-Messe-gium, das die Namen Direktor Dr. Bernh. Scholz, Frau Clara Schumann, Göhmann, Herrmann, Menning, Strauß und noch manche anderen tüchtigen Lehrer- und Spielmeister in sich schließt, bürgt schon im Voraus für den Erfolg. So betrug also auch die Zahl der Jünglinge im abgelaufenen Studienjahr 231, fürwahr ein stattliches Kontingent; der programmatische Teil aber weist 30 Lieblings-Aufführungen nach, welche sämtlich mit vorzüglichem Vortrag-Material gefüllt wurden. Lehrer und Schüler arbeiteten nach den uns vorliegenden Berichten sichtlich mit beharrlichem Fleiß, welcher bekanntlich des Erfolges Vater ist.

Ein jüngerer, aber nichtbedeutenderer tüchtiger Kind dieser Art ist das unter dem Protektorat der Großherzogin von Baden stehende Konservatorium in Karlsruhe, das nunmehr seinen dritten Jahresbericht verfaßt hat. Direktor Erdmann hat sein Institut in erfreulicher, je erhafterer Weise gehoben und die allgemeine Teilnahme für dasselbe in einer Weise wachgerufen, daß demselben bereits namhafte Stipendien, Zuschüsse u. s. w. zufließen. Die Gesamtzahl der Schüler beträgt 228, eine Zahl, wie sie ein anderes so junges Institut wohl kaum aufzuweisen und auf diese Weise sein glänzendes Zeugnis unterwirft selbst geschrieben hat.

Der geniale Musik-Eugen d'Albert ist vom Großherzog von Meiningen mit dem Ritterkreuz erster Klasse dekoriert worden.

In Koburg hat sich eine unmissliche That ereignet, welche besser klingt, als die weiland Koburger Schöner: Das ist nämlich eine neue Oper vom dortigen Hofkapellmeister A. Langert, „Die Camisarden“, welche, seit vorigen Monat wiederholt aufgeführt, die Koburger mit Begeisterung erfüllt; die Schönheiten, die das Werk enthält, soll die dem auch in vielen Teilen berechtigt provozieren und wie uns unser Berichterstatter mitteilt, wäre das Bühnenwerk sehr wohl wert, in weitesten Kreisen bekannt zu werden.

Der ganz bedeutende russische Musiker Tschaiskowsky unternimmt gegenwärtig eine Tournee durch Deutschland, um seinen bekannten Künstlernamen und seine begiegnen Werke in der Fremde nun auch mit seiner Persönlichkeit zu illustrieren.

Eine Herzensfreude mag es für einen Künstler sein, der durch seine Künstlerkraft zu Thronen, zu Freudensthronen zu rühren vermag und diese Macht übt jüngst der vorzügliche Wiener Bariton Theodor Reichmann aus. Nachdem dieser nämlich aus Veranlassung des jüngsten Vorgesangs-Gedenktages in der Hofoper den Tag geungen, erhielt er von der ebenfalls in Wien als Klavierlehrerin lebenden Tochter Vorgesangs folgenden Schreibebrief: „Entzückt von der ausgezeichneten Leistung Ihres Vaters, erlaube ich die Tochter des Komponisten, ihrer großen Bewunderung und ihrem Dank hiermit Worte zu verleihen. Noch niemals hörte ich diese Väter so wundervoll singen, und hätte mein seliger Vater den Genuß haben können, sein Liebes so lebendig vorzutragen zu hören, es hätte ihm gewiß so wie mir Thronen entlockt.“

Am deutschen Opernhimmel ist ein neuer Tenorist aufgetaucht und dieser ist — was die Sache einer größten Beachtung wert macht — ein Franzose, der den Koenigin singt, — derlei Sänger, der trotz aller Gegenüberstellungen es doch möglich machte, daß der Schwanevater seinen einmaligen Einzug in Paris halten konnte: Ernest van Dyck, das ist sein Name und Art. Dieser trat neuesten mit dem Rotterdamer deutschen Opern-Ensemble in Amsterdam auf, wo er seine schöne, in allen Lagen ausgeglichene Stimme, gewahrt mit stattlicher Erscheinung, das Publikum mit

Recht enthusiastisierte — er wurde unter Orchester- und Orchesterwerk oft gerufen. Herr van Dyck soll, Rotterdamer Mätzchen zufolge, anserichen sein, im Sommer in Wagners des Walter Stolz und Pachtal zu singen.

Amerika will uns in diesem Jahre alle Bühnenberühmtheiten entführen. Eine Reihe von Operngroßen, Albert Niekman voran, weiß drüben, Pöbel, August Junfermann und sogar schon Lorbeer- und drollarbeladen nach Europa zurückgekehrt, die Niekman, Maabe, Pöbel spielen bereits in der neuen Welt, Karnaag, die Gervand und viele andere folgen, und augenblicklich sollen sehr lebhafter Bemühungen im Gange sein, nun auch Friedrich Knaae wieder ins Deklarand zu locken. Direktor Amborg ist's, der in dieser Richtung große Anstrengungen macht.

In Nürnberg ist Alphonse Maurice's komische Oper „Der Schatz“ mit vielem Beifall gegeben worden. Der „Corr.“ sagt: „Diesen Erfolg verdankt das Stück freilich bei weitem seinem musikalischen Teil. Die Handlung sollte vernünftiger klingen sein, aber sie ist halt eben dumm. Sehr angenehm berührt dagegen die Musik. Der Komponist hat ein frisches, natürliches Talent, das sich ohne Gelehrtheit und Affektiertheit auszusprechen weiß, eine glückliche melodische Grundfunda. Dem frischen, liebenswürdigen und dabei ansehnlichen Talente, wie es sich im „Schatz“ offenbart, sieht sichtlich noch eine Weiterentwicklung offen.“

Die „Sieben Schwaben“ eroberten sich die Hofbühnen. Die Willkür-Operette hat freilich für Stuttgart, bei der ihr Handlung, ein hohes lokales Interesse und die Vorführung von Stuttgart ist es denn auch, die das Werk eben vorbereitet. Ein norddeutscher Künstler, Herr Oskar Vergen, ein Bruder des Malers und Illustrators Fritz Vergen, ist berufen, die wichtigste Rolle des Spägle in der schwabischen Hauptstadt darzustellen. Der berühmte Sänger Southeim, seit so vielen Jahrzehnten in Stuttgart heimisch, hat die seltene Rolle des Lehrers übernommen und dirigiert Herrn Vergen im Schwabischen ein.

Die Tragödin Fanny Janaschek hat ihrem Hotelier in New York einen Prozeß anhängig gemacht. Die Künstlerin fiel nämlich auf der Treppe ihres Hotels und beehrte nun eine Entschädigung. Der Hotelbesitzer wehrte dagegen ein, daß die Sängerin damals nicht feil auf ihren Füßen gestanden sei (by no means certain on her feet) und droht mit Entschädigung.

Einer der populärsten Altmeister des deutschen Männergesangs, der sich ebenso um die kunstgemäße Pflege, wie um die volkstümliche Verbreitung desselben in Oesterreich die größten Verdienste erworben hat, A. M. Storch, ist am 31. Dez. in Wien gestorben. Jüngst erst hatte er sein 74. Lebensjahr vollendet. Er schrieb zahlreiche Chöre, Quartette und Lieder, die von allen deutschen Männergesangsvereinen gesungen werden, war Gründungsmitglied des niederösterreich. Sängerbundes, des Wiener Männergesangsvereins und vieler österreichischer sowie deutscher Gesangsvereine.

In Frankfurt a. M. starb am 28. Dez. der als Mensch wie als Musiker gleich geschätzte Klavierspieler und Komponist Prof. Julius Sachs. Er war 1830 in Walldorf in Meiningen geboren.

Das Programm für das Pfingsten 1888 in Aachen stattfindende niederdeutsche Musikfest bringt am ersten Tage Händels Messias und die „Düveln“ zur Weihe des Hauses; am zweiten Tage folgen eine Kantate von Bach, Max Bruchs „Schön Ellen“, Mendelssohns VIII. Psalm, Beethovens Neunte und drei Düveln: Schumann-Mendel, Weber-Gunzhanthe und Berlioz-Benvenuto Cellini. Der dritte Tag bringt Szenen aus Tristan, das neue Konzert von Brahms für Violine, Cello und Orchester und endlich außer den Solovorträgen der Vokal- und Instrumentalkünstler, zum Schluß des Musikfestes H. Wagners Kaiserreich.

Im Carlstheater in Wien wurde eine neue Operette „Der Wilderitter“ von A. Czibulka (Text nach dem Französischen von Genée, Mannjadt und Jappert) mit bestem Erfolge gegeben; die amnuttige, klar verständliche und ansehnlich humorvoll gehaltene Handlung ist von einer stets edel gehaltenen, großartigen und natürlich frischen Musik gehoben und illustriert — mehrere Nummern wurden nämlich zur Wiederholung verlangt.

## Vermischtes.

Das Inhaltsverzeichnis der Neuen Musik-Zeitung vom vorigen Jahrgang wird den beiden nächsten Nummern beigegeben werden.

Der Vorstand der Genossenschaft deutscher Bühnen-Angehöriger in Berlin wählte unter dem Protektorat der Frau Prinzessin Vilhelmine einen großartig angelegten Bazar, dem ein Patronat von Damen der ersten Gesellschaftsreihe der Reichshauptstadt vorstehen soll. Das Unternehmen bezweckt, dem erwerbsunfähigen Alter bei Angehörigen der Bühnen in wirksamere Weise Hilfe zu leisten, als es zur Zeit noch die Mittel der Gwaldisfonds der Pensionanstalt der Genossenschaft deutscher Bühnen-Angehöriger ermöglichen.

Der noch lebende Sohn Baganinis, Baron Baganini, wird demnach nicht die nicht herausgegebenen Werke seines berühmten Vaters veröffentlichen.

Einen ständig wiederkehrenden Neujahrsgruß vor 100 Jahren bildete eine Bekanntmachung des Berliner Kammergerichts, laut welcher „denen bei der Oper und Operette lebenden Personen wieder ein Gelde noch an Waren nicht der Gwaldisfonds zu borgen oder zu leihen ist“. Diejenigen, welche wider diese Verordnung handelten, hätten zu gewärtigen, „daß sie ihres Credits gänzlich verlustig gehen, indem diejenigen klagen, worin dergleichen Schuldforderungen angelegt werden, bei keinem Judicio angenommen, sondern die Gläubiger mit ihren Forderungen abgewiesen werden sollen. Wonach sich jedermann zu achten und für Schaden und Nachteil zu hüten hat.“

Die Ausstellung des Denkmals für Franz Abt in Braunshweig ist für den Monat Juli 1889 in Aussicht genommen.

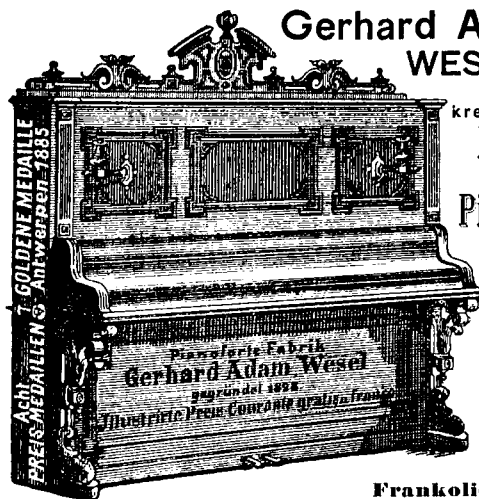
Am 5. ds. Mts. wurde das neue „Deutsche Theater in Prag“ mit Wagners „Meistersingern“ eröffnet. Die Feier verlief äußerst glänzend und stimmungsvoll, wozu der imposante Fährst, welchen das wunderbar schöne Haus machte, nicht wenig beitrug. Der streng im Historist gehaltenen Zuschauerraum wirkte ungemein sympathisch; seine rot-gold-weißen Farben, der prächtige Plafond und die geschmackvolle und luxuriöse, doch von jeder Ueberladung freie Dekoration — alles dies prädestiniert sich als ein Werk von feinsten Harmonie, als Vorbereitung eines vornehmen Kunstgenußes. Die deutsche Aristokratie war zahlreich vertreten. Als der Statthalter Baron Kraus in seiner Rede erschien, intonierte das Orchester die deutsche Volkshymne, welche vom Publikum stehend angehört wurde. Nach Beendigung derselben ging ein Applaussturm durch das Haus. Die Aufführung der Fiebler unter Kapellmeister Rud. ent sprach dem feierlichen Charakter des Abends, der Fiebler zu Ehren der deutschen Kunst wurde mit besonderer Schöpfung und hoher Begeisterung gesungen. Von den Mitwirkenden mußten die Herren Wallnöfer (Walter Stolz), Bruchs (Hans Sachs), Tomajsek (Bedmeister) und Frau Pirk (Gwen) besonders erwähnt werden.

## Dur und Noll.

Ein bekannter Sänger besaß einen Hund, der seinen Herrn jeden Abend erwartete, wenn er aus der Oper heimkehrte. Kam der Herr lustig und eine Arie vor sich trällernd nach Hause, dann verließ sich der Hund in seine Ecke und verhielt sich dabei ganz ruhig; trat er dagegen still, und wie es schien, mühsam in sein Zimmer, dann sprang der Hund bestürzt an ihn heran; er wußte warum, denn der Künstler sprach dann das Tier mit folgenden Worten an: „Dein Herr hat heute gesungen wie ein Hund; dafür sollst du nun spielen wie ein Mensch!“ Und in der That legte der Sänger dem Hunde seine ganze Wahlzeit vor, während er selbst an einem solchen Abend nichts zu sich nahm, als ein Glas Wasser.

Von einem vielbeschäftigten Lehrer des edlen Klavierspiels wird erzählt, daß er die Kunst verlehre, den Tag nötigenfalls in mindestens hundert Stunden zu zerlegen. Diese Behauptung wird erklärt durch die ihm sehr geläufige Redensart, die er an seine, morgens und nachmittags beim Schoppen vereinigten Freunde richtet: Ich treffe Euch doch noch in fünf Minuten, ich habe nur noch eine Stunde zu geben.





## Gerhard Adam, WESEL

empfiehlt  
kreuzsaitige  
Flügel  
und  
Pianos  
zu billigen  
Preisen  
gegen ba-  
monatliche  
Raten.  
Grosse  
Ausw. hl.  
Garantie  
5 Jahre

Frankollieferung.

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

## R. EMMERICH Lieder u. Gesänge für eine Singstimme u. Pianof

Einzelausgabe

- Op. 38: Nr. 1. Der Apfelbaum 50 Pf. Nr. 2. Waldesnacht 50 Pf. Nr. 3. Wiegenlied 50 Pf.  
Op. 41: Nr. 2. „Wie die jungen Blüten leise träumen“ 50 Pf. Nr. 4. Spanisches Liebeslied 1 Mk. Nr. 6. Der Gärtner 50 Pf.  
Op. 47: Stelldichein 75 Pf.  
Op. 48: „Der Mondstrahl fiel in der Lillie Tau“ 75 Pf.



zeichnet sich durch Löslichkeit, feines Aroma und unvergleichlich schönen Geschmack aus. Proben versendet

P. W. Gaedke, Hamburg.



**Chrestensen's** Cotillon-Orden in feinsten Ausführung u. grossartiger Auswahl  
per Dtz. M. 0.25, 0.30, 0.50, 0.75, 1.—, 1.25, 1.50, 2.—, 2.50 bis 12.—

**Chrestensen's** Cotillon-Touren, bewährte ältere, sowie die neuesten und elegantesten ausgestattet, per Tour M. 0.60, 0.75, 1.—, 1.25, 1.50, 2.—, 2.50, 3.— etc.

**Chrestensen's** Cotillon-Bouquets, geschmackvoll arrangiert von frischen, getrockneten u. künstlichen Blumen, per Dtz. M. 1.—, 2.—, 3.—, 4.50, 6.—, 9.—, 12 bis 30.

**Chrestensen's** Schneebälle mit tausenden der kleinsten, weissen Papierschnitzel gefüllt per Dtz. M. —, 60, 1/2 Gr. M. 3.50, 1/2 Gr. M. 6.—  
Illustrirte Prachtcataloge gratis und franco.

**Chrestensen, Erfurt.**  
Königl. Preuss. Hoflieferant.



**Violinen.**  
unübertroffen Meisterwerke der heutigen Geigenbaukunst, reiche Saiten u. alle anderen Instrumente empf. unter abfolgender Garantie  
**Glaeser & Herwig**  
in Markneukirchen i. S.  
Preisliste gratis und franco.

## Violinen feil.

Einige echte Instrumente mit prachtvollem Tone äusserst billigst. Gef. Anfrage unter Chiffre U. 2901 an Rudolf Mosse in Stuttgart.

**Volontären** ist zur weiteren Ausbildung in Orchester- u. Solopiel Gelegenheit geboten bei **E. Eckert, Kapellmeister** des Hanauer Stadttheater-Orchesters.



## Vionnen Zithern

u. alle anderen Arten v. Streichinstrumenten, sowie alle alte deutsche und italienische  
Moltergeigen,  
Cellos etc.  
für Zuhörer u. Musik-  
ler, liefern unter den  
fulant. Bedingungen  
auch ganz monatliche  
Raten 20  
ohne Verzinsung.  
Charakter. Ausw. ge-  
fährlich. Umständl. ge-  
h. hat. Preisliste info.  
**Hamma & Co.**  
Saiten-Instrumenten-Fabrik  
Stuttgart, Engenstr. 4.

## CACAO-VERO.

entölt, leicht löslicher  
Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schneller Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergibt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.  
Preis pro Kilo 1/4 1/2 1/4 = Pfd.-Dose  
850 800 150 75 Pfennig.

## HARTWIG & VOGEL Dresden

Für gesellige Kreise.

## Theatralia.

Katalog ca. 6000 Lustspiele, Soloszenen, komische Lieder, Duette, Terzette enthaltend.  
Gegen franko Einsendung von Mk. —, 50 franko Zusendung.

Alt & Uhrig.

Kgl. Hofmusikalienhandlung.  
Köln a. Rhein.

Jüngeren begabten Komponisten wird Gelegenheit geboten, ihrer zugehörigen Kompositionen mit Erfolg und event. unter günstigen Bedingungen zu veröffentlichen. Gef. Offerten mit B. 4707 an Rudolf Mosse in Leipzig erbeten.

**A. Brücken Hammig & Co.**  
Markneukirchen.

Instrumentenfabrik.  
Vorzügliche Bezugsquelle aller Musik-Instrumente und Saiten.

Reparaturen solid und billig.  
Preislisten franko.

Neu konstruierte Tonfeder —  
**Gitarren**

6, 10 und 12saitig mit vorz. starkem Ton und leicht. Spielweise, sowie Gitarren-Metall-Saiten eigener Erfindung g. hl. 80 Pfg. empfiehlt

**O. Schick**  
Leipzig, Holstr. 52.

Spezialität für Gitarre-Bau.  
Italienisch. Zu Unterrichts- zwecken wird empfohlen die im 9. Jahrgang erscheinende

**La Settimana,**

italienische Zeitung für Deutsche, mit Wortklärung zum Uebereinstimmen in unterhaltender Form. **Wochen-berichte, Erzählungen, Theaterstücke, Gespräche, Anekdoten.** — Abonnementspreis, vierteljährlich 13 Nummern: M. 1.75, mit direkter Postsendung: M. 2.15, in der Postzeitung: 2.40. Abonnements bei der Post u. den Buchhandlungen. Probennummern gratis und franko von den Buchhandlungen und der M. Riegerschen Buchhandlung, München.

Die anerkt. beste Klavier-Schule der Jetztzeit ist die „Oberhoffsche“.

Verlag von Hoeses in Trier.  
In den meisten Musikal.-Handlgn. vorrätig.

## Gesunde Luft!



Ob sie gesund ist im Zimmer u. wie man sie event. verbessern kann?  
Ob sie gestattet, ohne Gefahr für die Gesundheit, ins Freie zu gehen?  
Diese Fragen beantwortet: das **Patent-Zimmer-Hygrometer** und das **Patent-Fenster-Polymer** von **Wilb. Lambrecht, Göttingen.**

Preise in einfacher Ausst. 20 und 25 Mark, Anerkennungen und illustrierte Beschreibung zu Diensten

2. Auflage.

## K. Goepfert, Op. 25 No. 1.

„Skizzen und Studien“  
für Flöte und Klavier.  
(Als vortreffliches Werk von Autoritäten empfohlen.)  
Preis 250 Mk.

Kammervirtuos Ph. Winkler-Weimar schreibt u. a.: „Ich betone, dass es mich von ganzem Herzen gefreut hat, diese in jeder Hinsicht ebenso schönen, wie feinsten geistigen Stücke kennen zu lernen.“  
Hochachtungsvoll  
Ph. W.



## Flüssiges Gold

zum Aushessern u. Vergolden von Spiegeln, Pendulen, Gipsfiguren etc. versendet a. Flasche mit Pinsel Mk. 1.—  
**E. Krauel, Rostock** (Mecklenburg).  
Ausw. Auftr. v. 10 an wend. prompt ausgef.



Alle Abbildungen in Originalfarben.  
Erscheint am 1. u. 15. j. M. zu 65 Pfg. pro Quartal. Proben geg. Einsend. von 10 Pf.  
Sorte von **E. Holtmann, Leipzig**, aus Oester. Ung. gegen 5 Kr. von **C. Dabertow, Wien**, Mariahilferstrasse.

## P. Pabsts

Musikalien-Handlung in Leipzig  
versendet ihre Kataloge gratis u. franko.  
— Bei Musikalien-Ankauf kulanter Bedingungen. — Nicht Konvenientes wird bereitwillig umgetauscht. — Metronome nach Maßzahl billigst.



Glöfen-Nachtlichte, ausgetrocknet seit 1895, 6 mal preis. (Jahresn. Med. 1882 Nürnberg), für vollkomm. Ausleuchtung d. Zimmerräume in jeder Beziehung. „Sitz, Medaille Amsterdam 1884 u. 6. w.“  
Vor Nachahm. wird gewarnt.

## Felix Stoll, Leipzig,

versendet seinen soeben erschienenen Katalog über Couplets, Lieder, Pianoforte etc. gratis u. franko. Ansichtsendungen zu jeder Zeit.



**HOCOLADE VON**  
M. 1.25 an aufwärts ½ Kilo gut für 16 Tassen

**GEBRÜDER STOLLWERCK**

½ K. Dose 3 M.  
½ K. gut für 100 Tassen

Dampf- und Schmelzwerk  
32 Gold- u. Silber-Medaillen  
26 Aus. Ehrenl. etc.

Alleinige Fabrikanten von Dr. Michaelis' Eichel-Cacao

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

**Joh. Seb. Bach:**  
**LUCAS-PASSION.**

Vollständiger Klavierauszug mit Text nach der Originalpartitur eingerichtet von **A. Dörfel**. Preis 3 M.

Jede Chorstimme 30 Pf. Textbuch 20 Pf.

Musikalisches Wochenblatt. 1887. Nr. 48: — Unsere Meinung darüber, ob die Ausgabe der Lucas-Passion der praktischen Musikpflege zu Nutzen kommt, ist unbedingt zustimmend. Kein grossartiges, aber ein ungewöhnlich trautes Werk, wird sie auch in grossen Städten schön und erbaulich wirken; den Orten aber, wo man nur über mittlere und bescheidenere Kräfte verfügt, ist mit dieser Lucas-Passion ein vorzügliches Mittel zu einer würdigen musikalischen Feier der grossen Woche geschenkt worden. —

Die bereits erschienenen Nummern dieses Quartals werden jebeigil gratis nachgeliefert.

**Freunde**  
**des Gartenbaus!**

welche sich für Obstbau, Gemüse-  
zucht, Blumenpflege im Garten  
und im Zimmer u. s. w. inter-  
essieren, bitten wir, den praktischen  
Ratgeber im Obst- und Garten-  
bau für vierteljährlich 1 Mark mit  
zu halten. Der praktische Ratgeber  
erscheint wöchentlich, an jedem Son-  
ntage, und wird von Künstlerhand  
reich illustriert. Man bestellt ihn  
bei der Post oder in einer Buch-  
handlung. Den besten Einblick in  
den „Ratgeber“ bekommt man wenn  
man sich eine Probenummer bestellt,  
die jederzeit gern umsonst und porto-  
frei durch die Königliche Hofbuch-  
druckerei **Trowitzsch & Sohn** in  
Frankfurt a. d. Oder zugefandt  
wird. Erst zwei Jahre besteht das  
Blatt und hat heute schon

**36 000 Abonnenten!**

**PASTA MACK**  
(in eleganten Kartons mit  
8 Tabletten) ist ein neues  
vortreffliches Präparat zur  
Herstellung eines höchst  
angenehmen, gesunden und  
erfrischenden  
**Toilette- und  
Bade-Wassers**  
von herrlichem Wohlgeruch.

**Gratis-Proben**  
bei allen Verkaufsstellen  
erhältlich.

Ein vorzügliches  
Toilettewasser  
und  
Bad  
mit  
**PASTA  
MACK**

Schutz-  
Marke.

Vorrätig in den meisten Parfümeriehandlungen und Apotheken des In- und Auslands.  
Alleiniger Fabrikant und Erfinder **HCH. MACK in ULM a. O.**  
General-Depot für Deutschland:

**F. Wolff & Sohn, Hoflieferanten, Karlsruhe (Baden).**

Für Kinder genügt  
1-1/2, für Er-  
wachsene 1/2-1  
**Pam.-Confiture.**  
In Schacht. à 50 Pf.,  
auch einzeln,  
nur in Apotheken.  
Apotheker  
**C. Kanoldt**  
Nachf.  
Gotha.

Apoth. Kanoldt's  
**Tamar Indien**  
Aerol. warm empföhl., unschädlich, rein  
pflanzl., sicher u. schmerzlos wirkende  
**Consture laxative**  
von angenehm erfrisch. Geschmack,  
ohne jedennachtheil. Nebenwirkung.  
Athen Kcht.  
Appetitlich. - Wirksam.

Seit Jahren in  
Kliniken u. grös-  
sern Anstalten  
gegen  
Verstopfung,  
Häufung,  
Vollblütigkeit,  
Hämorrhoiden,  
Migräne etc.  
fortwährend in An-  
wendung.

**„Liederquell“**  
247 Volks-, Vaterlands-, Soldaten-, Jäger-  
und Kommerzlieder, berühmte klass.  
moderne u. geistl. Gesänge f. 1 Singstimme  
m. leicht. Pianobegl. einger. v. Wilh. Febrich.  
Preis 3 Mk. Fein gebunden Mk. 4.50 Lyra:  
„Die Sammlung hat nicht ihresgleichen.“  
**Steingraber Verlag, Hannover.**

**Harmoniums**  
für Kirche, Schule und Haus.  
**Leopold Kahn, Fabrikant, Stuttgart.**

Brieflicher, gründlicher Unterricht  
in Harmonie, Komposition, Kontra-  
punkt. Mitte Januar beginnt ein neuer,  
vollständiger Kursus. Lehrgang steht  
jederzeit gratis zur Verfügung.

**Prof. Otto Hoser,**

Boulevard des Philosophes 15,  
Genf, Schweiz.

Echte Briefmarken 1 Bllgt.  
10 Bllgt. 25 Pf., 10 Bllgt.  
40 Pf., 50 Pf., 100 Pf., 150 Pf.,  
200 Pf., 250 Pf., 300 Pf., 350 Pf.,  
400 Pf., 450 Pf., 500 Pf., etc. etc.  
verschied. Preis, grat. Illustr. Katalog 30 Pf.  
E. Hayn, Berlin N. Griebstrasse 108.

**ASBECK, OSTHAUS, EICKEN & CO.**  
**HAGEN Westph.**

**PATENT-TIEGELGUSSTAHLDRAH**  
Specialität Garantie  
**KLAVIERSAITEN**

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

**MERLIN.** Grosse Oper in 3 Akten  
Text von Dr. L. A. Hoffmann.  
Musik von **Philipp Rüfer**. Op. 35.  
Vollständiger Klavierauszug mit Text von Wilh. Berger. 15 M.  
Daraus einzeln: Romanze der Viviane. 1 M. Text 50 Pf.  
Erstmalig im Königlichen Opernhause zu Berlin mit  
grossem Erfolge aufgeführt.

**„Wir kennen keine**  
bessere, lusterregende u. lusterhaltendere,  
ja Lust und Fleiss steigendere Schule.“  
Signale f. musikal. Welt. Leipzig.  
**Steingraber Verlag, Hannover.**  
\*) G. Damm, Klavierschule, 66. Aufl., 4 Mk.  
**Musikal. Hausfreund.**  
Blätter für ausgewählte Saloomusik.  
Monatlich 2 Nummern (mit Textbeilage).  
Preis pro Quartal 1 Mk.  
Probennummern gratis und franko.  
Leipzig. **C. A. Kochs Verlag.**  
Reich und billig!  
**C. G. Schuster jun., Markneukirchen**  
2565 Erblicher Strasse.  
Musikinstr.- und Harmonika-Fabrik.  
Illustr. Kataloge gratis u. frko.

**ROM** Beste Bezugswelle für recht  
römische Saiten aller Instru-  
mente. Versand franko nach  
allen Ländern. — Fabrikpreise.  
Preisuran franko.  
**E. Toller, Rom, Ripetta 57.**  
Bismarck, Str. 60 Bg., Hefde 55,  
Hofheim, 85.  
Gute reine Weine! Bei grös. Bedarf bef. empföhl.  
Man best. 25 Lit. ob. 50 l. Br., Unbel. gegen  
Nachn. Frh. Baubenspeck, Bismarck a. Rh.  
Grossartiges Lager von Regu-  
laturen, Standuhren, Wand-  
uhren, Weckern, Tasch-  
uhren etc. Nur solideste  
Fabrikate beizjähr. Garantie.  
Versand geg. Bareinsend. od.  
Nachn. von 40 Mk. an portofr.  
Illustr. Preisverz. grat. u. frko.  
**E. Naumann,**  
Uhrenfabrik, Leipzig.

Unter Goldschmied 38 **KOELN** 38 Unter Goldschmied.

**R. K. Hof- Pianoforte- Fabrik**  
**RUD. IBACH SOHN**  
 Stylvolle Flügel und Pianinos.  
 Neuerweg 40 **BARMEN** 40 Neuerweg.

**20 Pf. Jede Nr. Musik** **allgemeine Universal-Bibliothek!** 400 Nrn.

Klass. u. mod. Musik, 2- u. 4händ., Lieder, Ariette, Nurbeliebte Piecen, Vorz. Stich u. Druck, stark. Papier, Verzeichn. grat. u. fr. v. Felix Siegel, Leipzig, Dörrienstr. 1.

# Die Gartenlaube

beginnt am 1. Januar einen neuen Jahrgang

mit G. Marlitte hinterlassenen Roman „Das Gulenhaus“ und der Novelle „Die Todteninsel“ von Richard Böh. Es folgen „Die Alpenrose“, Roman von G. Werner — „Vore von Tollen“, Roman von W. Grimburg — „Johanna“, von Fanny Bernold u. i. m.; belebende Aufträge aus allen Wissensgebieten. Zu beziehen in **Wochen-Nummern** (Preis 21. 1. 60. vierteljährlich) oder in **14 Heften à 50 Pf.** oder **28 Halbheften à 25 Pf.** durch alle Buchhandlungen. Die Wochenansgabe auch durch die Postämter.

## 20 Mark erhält

jeder, welcher das von Herrn Musikdirektor **Georg Rauchenecker** für Harmonium mit **Höfinghoff'scher Patent-Doppelklaviatur** komponierte Präludium auf einer Klaviatur irgendwelchen anderen bis jetzt bekannten Systems sei es auf dem Harmonium oder auf dem Pianoforte bis zum 1. Mai 1888 korrekt vortragen kann. Diese hochinteressante Komposition ist, solange der Vorrat reicht, gegen Einsendung von **Mk. 1,50** in Briefmarken von dem Erfinder der Höfinghoff'schen Patent-Doppelklaviatur

**Emil H. Höfinghoff in Barmen**

zu beziehen.

Das beste u. billigste Harmonium der Welt.  
 Ein Schmuck für jedes Zimmer.  
 Solidität, Schönheit, Wohlklang.  
 franko.  
 Alleinabgabe feststehend.  
 Köln, Unter Goldschmied Nr. 34.  
 Barmen, 40 Neuerweg 40.  
**Rudolf Ibach,**  
 Orgel- u. Harmonium-Magazin.

Stilvoll! Schneidig! Pyramidal! Komplet mit Klavier u. M. Original. Marsch mit Gesang 75 Pf. Gegen Einsendung des Betrags franko. Hamburg, Thalstr. 32. Emil Ascher.

Siebenmal prämiert mit ersten Preisen

## Violenen

sowie alle sonst. Streich-Instrumente, unübertroffen in Ton u. Güte, von 4-300 Mk. Stamme Violine zum Studieren (Patent). Zithern in allen Formen, 16-300 Mk. Gitarren 6-50 Mk. Bogen u. Eritis. Alle Holz- u. Blechblas-Instrumente, Reparaturswerkzeug, Ruf. Empfohl. v. Wilhelmshagen, Sarsate, Sarsot, Singer, Leonard etc. Absolute Garantie. Wiederverkäufer Rabatt. Ausfuhr. Preisliste franko.  
**Gebrüder Wolff,**  
 Musikinstrument-Fabrik, Kreuznach.

**Richard Wunderlich,**  
 Eritisch, Reg.-Bez. Zwickau, empfiehlt seine unter voller Garantie bekannten **Musik-Instrumente**, insbesondere **Violenen, Celli, Basses und Saiten aller Art.** — **Bogen, Eritis, Klarinetten und Flöten.** Preislisten stehen gern zu Diensten.

## Die Kohlenanzünder

von J. F. Röder, Charlottenburg.  
 ersetzen das Holz beim Feueranmachen, sind besser, grösser, wirksamer, 30%, schwerer als andere, mehrfach prämiert und daher die vorteilhaftesten.  
 Es 1. 500 St. 1000 St. 2000 St. 1. inkl. Verpack. frei Bahnkosten 5 M. 8.50 M. 16 M. 1. hof Berlin geg. Nachn.  
 Wiederverkäufer erhalten löhnlche Vorzugpreise.

## Victoria-Violin-Etui

echt englische Arbeit. Das schönste, leichteste, solideste Etui, welches existiert. Feinste Ausstattung. Schwarz Lederimit. Mk. 15.—. Feinste Ausstattung. Krokodil-Leder Mk. 35.—.  
**Neu!**  
 Echte japan. E-Saiten für Violine, unübertreffliche Halbharke, absolut rein, origin. Packung 30 Stück oder 120 Züge Mk. 12.—.  
**Allein-Verkauf für Deutschland**  
**Hamma & Co.,**  
 Stuttgart.  
 Saiten-Instrumentenfabrik.  
 Wiederverkäufer erhalten Rabatt.

Durch alle Buch- u. Musikalienhandl. zu beziehen:

## Komische Sieder

für 1 Singstimme mit Klavierbegleitung.

**Büttner, G. „Häuser“.** Die Menschen haben das wohl durchschaut. . . . . M. 0.50  
 Die Reingewer Glückseligkeit. . . . . 1.—  
 Complets, Sammlung beliebiger.  
 Fach, J. B. Kladderadatsch, kom. Lieder für heitere Kreise.  
 Nr. 1. Buschschneid. . . . . M. 0.50  
 2. Der Bär und die Asche . . . . . 0.50  
 3. Er und Sie. Gr. Romanze . . . . . 0.75  
 4. Eine Mordgeschichte . . . . . 0.75  
 5. Herrn Timps Fastnachtball. . . . . 0.75  
 6. Der Butterkauer v. Halberstadt. . . . . 0.75  
 7. Acht! das ist doch zu gemütlich 0.50  
 Hoch, Franz. Weiss nicht wie. . . . . 1.—  
 „Liebe Leute fragt mich nicht.“ . . . . 1.—  
 — Der Bauer im Holze . . . . . 1.—  
 „Es fuhr ein Bauer durch den Wald.“ . . . . 1.—  
 Max, „Aria lacrymosa.“ Es soll sich der Mensch, nie der Liebe ergeben. . . . . M. 0.50  
 — Was nützt mich ein schöner Garten. . . . . 0.50  
**PANZER, OSCAR.** Pundicher Humor. Vorträge des Charakterdarstellers und Humoristen Herrn Oscar Fürst.

Nr. 1. Ich bin der einzige Sohn M. 0.50  
 2. Sie heisst ja nur Adele. . . . . 0.50  
 3. Herr Kinkel u. Frau Kinkel. . . . . 0.50  
 4. Graf Buttensom. . . . . 1.—  
 5. Der fidele Schulmeister. . . . . 0.50  
 6. Es gibt auf Erden kein vollständiges Glück. . . . . 0.50  
 Einschlagernd, zündend, originell und drastisch wie diese Complets sind seit Jahren keine erschienen. Der Hypochonder, welcher bei Vortrag derselben nicht hingerissen wird, ist unrettbar. — Es sind dies die Haupt-reperitoirstücke Fürst, der sie immer wiederholen muss, um das Publikum zu beruhigen.  
**Reichenbach, A.** Jüdisches Ständchen „Esterche“ . . . . . M. 0.80  
 Nr. 1. Wart' nur, Bisse! . . . . . 0.50  
 2. Weiter geht's nicht mehr. . . . . 0.50  
 3. Chosson Teitelbaum. . . . . 0.50  
 4. Da nur allein. . . . . 0.50  
**Steinheims Thalia-Album.**  
 Das Lied vom Humor. . . . . 0.50  
 Schiller-Guten-Couplet. . . . . 0.50  
 Ich danke, es geht! trala! . . . . . 0.50  
 Poesie und Prosa. . . . . 0.50  
 Munter, munter! . . . . . 0.50  
 Flurwuchs-Deut. . . . . 0.50  
 Nach dir nichts d'raus. . . . . 0.50  
 Reklame! . . . . . 0.50  
 Die Choristin. . . . . 0.50  
 Das ist sehr komisch. . . . . 0.50  
 Die Moral von der Geschichte. . . . . 0.50  
 Bedrückt-Adieu. . . . . 0.50  
 So reinlich und so zweifelschone. . . . . 0.50  
 Der rechte Weg. . . . . 0.50  
 Voss, F. Das Lied vom Durst. „Ein schlimmes Ding.“ . . . . 0.50  
 Verlag von **P. J. Tonger in Köln.**

**Ein guter Klavierlehrer**  
 für die Aachener Musikschule gesucht. Anfangshonorar 100 Mk. monatl. bei freier Wohnung. Offerten sind an den unterzeichneten Direktor zu richten.  
**Max Herzogerrath, Verlagsst. Aachen.**

Gesien erschien bei **P. J. Tonger** Hofmusikalienhändler in Köln, und ist durch alle Buch- u. Musikalienhandlungen zu beziehen:

## Tanzfreunden

für Jung und Alt.

16 Tänze für eine oder zwei Violenen allein und mit Klavierbegleitung von **Herrn Neck** op. 359.

1. Schneeglöckchen-Walzer.
2. Namenstag-Schottisch.
3. Schneescherzen-Rheinländer.
4. Eisfest-Galopp.
5. Frühlingslieder, Polka-Mazurka.
6. „O, schöner Rhein.“ Walzer.
7. Jockey-Polka.
8. Ferra-Rheinländer.
9. Liebeszauber, Polka-Mazurka.
10. Immer flott! Galopp.
11. „Bucke dich.“ Schottisch.
12. Träume der Liebe.“ Walzer.
13. Künstlergrüsse, Quadrille.
14. Huldigungs-Polnalse.
15. „Frisch voran.“ Marsch.
16. Volkstanz, Quadrille à la cour.

== Zusammen in 1 Bande ==

Preis für 1 Violine . . . . . Mk. 1.—  
 2 Violenen . . . . . 2.—  
 1 Violine u. Klavier . . . . . 2.—  
 2 Violenen u. Klavier . . . . . 3.—

## Zur Wahl

stets willkommen! Geschiede für punkt. Hansfragen lasse man sich die Illust. Preististe von **Chr. Umbach** in Bietigheim (Württemberg) kommen, aus welcher näher, über die seit 23 Jahren allgemein bewährten Umbach'schen Dampfbacköfen (grosse Ersparnis an Feuerung bei erhöht. Schnackhaftigkeit d. Speisen), sowie aber viele andere Haushaltungsmaschinen ersichtlich ist. Diesem reich konstruiert. Scheelwaach maschinen (grosst. Schonung d. Wäsche neben unübertrefflichen Leistungen) verdienen ebenf. besond. Beachtung

Gesien erschien im Verlage von **P. J. Tonger** in Köln und ist durch alle Buch- u. Musikalienhandlungen zu beziehen:

## Ballabend Bd. IV.

14 neue u. seltene Tänze für Klavier.

Zusammen in 1 Bande Mk. 1.—.

1. Ein Rosenblättchen, Walzer v. H. Necke.
2. „Hab dich so lieb“, Rhapsodie v. Fr. Behr.
3. Silberländer, Polka-Maz. v. R. Eilenburg.
4. „Anstellen bitte“, Quadrille v. F. Cubini.
5. Fest-Polnalse von B. Ernst.
6. Victoria, Rheinländer v. F. Behr.
7. „Nur immer lustig!“ Polka v. F. Cubini.
8. Der Gemüthliche, Schottisch v. H. Necke.
9. Blüten u. Blätter, Walzer von B. Krauss.
10. Leiden u. Freuden, Polka-Maz. v. F. Cubini.
11. Schneeglöckchen, Galopp von H. Necke.
12. Quadrille à la Cour, Ländler v. V. Holländer.
13. „Früh auf“ Galopp von Th. Bertram.
14. Turner-Marsch von F. Cubini.

\*) Band I erschienen bereits in 21., Bd. II in 7. und Bd. III in 9. Auflage.

## Musikalische Jugendpost

Illustrierte Jugendzeitung.

Durch Neudruck der fehlenden Quartale ist der Jahrgang 1887 der „Musikalischen Jugendpost“ wieder komplett und kann sowohl in Quartal-bänden (elegant broschiert à 1 Mark), als auch in Prachtband zu 6 Mark durch alle Postanstalten, Buch- und Musikalienhandlungen bezogen werden.

Verlag von **Carl Grüniger, Stuttgart**

(vormals P. J. Tonger in Köln).

Probe-Nummern gratis und franko.

IX. Jahrgang Nr. 3.

Stuttgart, 1888.



# Neue Musik-Zeitung.

— Auflage 49 000. —

Vierteljährlich sechs, mit Künstler-Porträts etc. illustrierte Nummern und je einer Extrabeilage, bestehend in verschiedenen, für Hausmusik geeigneten Gesangs- u. Instrumental-Kompositionen, Musikalisches Fremdwörterbuch, Musikher-Lexikon, Illustrierte Musikgeschichte, Kaufbuch-Bieler'scher-Enchiridion u. s. w.

Verlag von Carl Grüninger in Stuttgart  
(vormals P. J. Neugebauer in Wien)  
Inserate die vierteljährliche Monatshefte 75 Pfennig.  
Beilagen für je 1000 Grpl. Mark 5.—  
Alleinige Ausnahme von Inseraten und Beilagen bei  
Kudolf Mosse Stuttgart, Leipzig, Berlin u. dessen Filialen.

Preis pro Quartal bei allen Postämtern in Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Luxemburg, sowie in sämtlichen Buch- und Musikalien-Handlungen 60 Pfg.; direct von Stuttgart und bei den Postämtern des Weltpostvereins 1 Mk. 60 Pfg. Einzelne Nummern 25 Pfg.

Alle früheren Jahrgänge sind neu aufgelegt in eleg. brosch. Bänden zu 80 Pfg. das Quartal, Einbänden zu Mk. 1.—, Prachtdrucken à Mk. 1.50 durch alle Buch- u. Musikalien-Handl. zu beziehen.

## Erinnerungen

an Fräulein

### Marianne Brandt.

Von

Louis Köhler.\*

Marianne Brandt ist eine „Größe“ unter den Opernsängerinnen, wie sie nur mit einem echten Künstlercharakter zu denken ist, der nicht anders kann, als mit Daranerkennung der ganzen Persönlichkeit sich der gestellten Aufgabe hingeben, um in jeder Darstellung ein Stück eigenen Lebens mit reinstem Enthusiasmus zu opfern. Da ist nirgend etwas Leeres, bloß Formelles, oder hochtheatralisches, vielmehr ist überall Gehalt von so wahrhafter Natur, daß er jeden zufälligen äußeren Mangel aufhebt. Wer die Künstlercharakter des Fräulein Brandt recht kennt und über deren Stellung unter ihren bedeutenden Kolleginnen nachdenkt, wird finden, daß sie zu den sehr wenigen gehört, welche durch persönliche Würde hervorragten, mit der ihre Leistungen ein besonders gediegenes Wesen erhalten und selbst Gebilden von zweifelhaftem Charakter einen Wert verleihen, der sonst völlig verflüchtigen müßte. Das beweist z. B. die Darstellung der Fides im Meyerbeer-

\* Nachgelassenes Manuscript.



schen „Propheten“ durch Fräulein Brandt. Diese Figur entgalt in ihrer dramatischen Durchführung und gefanglichen Ausdrucksweise neben einzelnen Hervorfallen so viel des Unwahren, daß der genusswillige Zuschauer nur durch die Unterdrückung der sich unwillkürlich ankündigenden Reflexion und zugleich durch eine Art dramatisch-musikalischer Partosse über den argen Truggehalt hinwegkommt. Fräulein Brandt aber erfüllt die wichtigen Schemen ganz mit ihrer eigenen situationsgemäß wahr rührenden Seele und vollbringt es so, die Parodie scheinbar auf ein ehrlich geschaffenes Urbild zurückzuführen, an das man, um jener Seele willen, momentan zu glauben vermag. Zu den wenigen wahrhafteren Musikstücken in der Partie der Fides gehört zunächst das Arieoso „Mein Sohn“ im zweiten Akt; Fräulein Brandt befindet sich darin auf einem festen Boden des Ausdrucks und legt in den tonischen und edeln Gesang des Stückes eine Fülle von Empfindung, die uns rühren muß. Die große Dom-Komödie im vierten Akt führt Fräulein Brandt mit fast unbegreiflicher Kraft der Fäulion aus: für sie scheint der theatrale Schwindel die lautere göttliche Fügung zu sein; der Gesang wie auch die dramatische Aktion ist da von einer originalen Wahrheit, daß man tief ergriffen wird, indem man

Abonnements-Bestellungen auf die „Neue Musik-Zeitung“ (80 Pfg. pro Quartal) werden jederzeit von allen Postanstalten und Buch- oder Musikalien-Handlungen entgegengenommen und die bereits erschienenen Nummern des laufenden Quartals nachgeliefert.

nur eine sich im Unglück windende Mutter in der höchst genial ausgestatteten Szene steht und darüber alles Trum- und Trangehörige vergißt. Die Sterkrepisodie im fünften Akt enthält Stellen für den Gesang, die teilweise ungehörig schwer gelegt sind, und deren Naturlosigkeit sich hier und da selbst in der technischen Stenographie einer Marianne Brandt äußert; besonders die von Meyerbeer ebenso plötzlich als unmotiviert ausgeschickte brillant-fonortante Melodramatik, wie auch die widerhaarig gefügten hohen Töne bis aus hohe Des, paßen hier nicht nur schlecht für einen Mezzosopranant, sondern sind auch speziell für die stark kriess angelegte Fides ganz ungehörig. Steht darin trotz alledem Fräulein Brandt in der technischen Ausführung als eine starke Virtuosa da, so verliert sie doch auch, der Parforcecourt eine Vermischung von Leidenschaft zu verleihen, durch welche wenigstens ein völliges dramatisches Verpaß der Partie verhindert wird.

In Meyerbeers „Africainerin“ gibt Fräulein Marianne Brandt die Selica ganz nach der Idee der Autoren: was sie in sich zurückhält, das ihr Gemüt durchwühlt, spricht sich höchst markant in Mimik und Gebärden aus; was sie aber davon in Wort und Ton äußert, hat in sehr eindrucksvoller Weise den Charakter des lange gewaltig zurückgehaltenen, nur kaum Angebeuteten; die leidenschaftliche Mut des halb-wilden Naturfides und das reinenliche Empfinden deselben spricht sich schon und verständlich aus. Die Schilmermarie im zweiten Akt am Bett des Vasco findet zwar in ihren Complicirungen in der Sängerin nicht die zugehörige leichte Natur; aber die eigentliche zu Grunde liegende heimlich zärtliche Gefühlswelt gelangt schon und dieselbe zum Ausdruck. Der Höhepunkt der Partie liegt im 4. Akt, und hier offenbart sich sowohl die dramatische Sängerin, als auch die Schilmermarie in Fräulein Brandt in ihrer vollen Stenographie: das eigentümliche Durcheinandernehmen der verschiedenen Empfindungen, die das ferne Herz der Gemarteten teils zu vertiefen gebietet, teils nur in einzelnen Andeutungen zu äußern gestattet, die heimlichen Hoffnungen und Befürchtungen, die heißen Wünsche und die tief drinnen kochende Leidenschaft, dazu die Angst vor einer möglichen Zurückstößung seitens des Vasco — all dieses Gemisch von inneren Vorgängen, zu welchem auch die Musik eine annehmbare Interpretation enthält, spricht sich in der Darstellung des Fräulein Brandt ungemein interessant aus.

Anno fünfzig war „Marianne Brandt“, eigentlich Marie Vischof in Wien (wo sie den 12. Sept. 1842 geboren ist), eben erst acht Jahre alt, und also noch lange nicht stimmfähig, auch noch nicht — wie später — Schilmerin der Frau Marschner und noch weniger Schilmerin der Frau Viardot-Garcia zu Paris: sie wuchs und wurde groß an und mit den Meyerbeer-Bagnerischen Opern. Was für eine Kraft sie für dieselben geworden, weiß die Welt und sieht man auch z. B. in ihrer Ortrud, als einer besonders mächtig wirkenden That der Künstlerin. Am ersten Akt weicht die fast immer stumme Zauberin von der hergebrachten Art der behändigen starren Haltung, und zwar in wohlthuernder Weise, ab: nachdem die brüsk provozierende Stellung ums das freche Selbstgefühl der Ortrud genugsam fühlbar gemacht hat, läßt sie nach und nach erkennen, daß und wie die sich vor ihr entwickelnden Verhältnisse auf sie wirken; dies wird durch Fräulein Brandt mit einer so markierenden mimischen Ausdrucksweise ausgedrückt, daß sich darin, bei aller Unterdrückung des äußerlich wahrnehmbaren Interesses, doch die ganze furchtbare Erregung ihres Innern ausspricht, die sich dann von der Erscheinung Lohengrins ab immer zunehmend rückhaltlos gibt, während des Gottes-Stampfes mit großer Gewalt sich geltend macht, um endlich nach der Niederlage Telramunds ohne weiteren Zwang in eine widerwillige, verzweiflungsvolle Mimik und Gebärde auszubrechen. Die Situation in dieser Szene ist aber auch von einziger Art: Ortrud klagt, durch ihren Gemahl Telramund, die Tochter des verstorbenen Fürsten, Elsa, an, den jungen Bruder umgebracht zu haben, während Ortrud selbst ihn durch Jauberkrast in einen Schwan verwandelt hat, der sich dann dem Gral dienbar machte. Elsas Wunsch soll ein Gottesgericht erweisen. Auf ihr Gebet zu Gott kommt Lohengrin, vom Schwan gezogen, den Fluß entlang. Ortrud, dies sehend, muß also Fürstenthum ahnen. Das Gottesgericht ist für Elsa; Telramund fällt. Der finstere beginnende zweite Akt mit dem Zweigefange Ortruds und Telramunds und dem Duett der erlittenen mit der Elsa, begleitet von dem schlangenhaft sich windenden Leitmotivgewirk im Orchester, ist von Fräulein Brandt eine Meisterthat in Ausdruck und feiner Deklamation, mit welcher nachher die feierliche Lu-

stimmung zur Freundlichkeit, gegenüber der Elsa, in sehr wirksamen Kontrast tritt. Das bedeutendste der Leistung ergibt sich in dem Streit vor dem Eingange zum Münster. Die Ortrud des Fräulein Brandt ist hier wie von den bösen Mächten besessen, über die sie selbst gebieten konnte; mit fürchterlicher Dämonie äußert sich ihre unbezähmbare Natur voll Nach- und Herrschsucht, während sich die Darstellung, auch im höchsten Affekt, doch stets im Bereiche des künstlerischen Majes hält.

Bei der Ausführung des Fidelio durch Fräulein Brandt werden wir in so eigentümlicher Weise in die Tiefe des bewegten Gefühlsgrundes der Rolle gezogen, daß wir wähen möchten, die der Opernhandlung vorausgegangenen schmerzreichen Ereignisse ebenfalls miterlebt zu haben. Tiefe rührende Gestalt, so leidvoll gedrückt, aber doch so elastisch gefüllt ihrem Rettungswerke gegenüber, tritt in der Oper nicht zum erstenmal vor uns hin; wir kennen sie aus ihrer glücklichen Zeit mit ihrem Florestan und haben die Herzensqual ihrer Trennung, durch die Antrügen mordbühnender Feinde, mitempfunden: so trifft uns denn jeder Ton, jede Miene der Darstellerin um so überzeugender, selbst im gesprochenen Worte, das hier deutlich fühlbar derlei Quelle entspröht, aus welcher der warm berührende Gesang geschöpft wird. — Es wäre im Grunde genug über Fräulein Brandt als Fidelio-Leonore mit dem Ausdrucks gesagt, sie habe alles das in hochkünstlerischer Weise realisiert, was Beethoven aus der Gestalt des Fidelio heraus empfunden und in seiner Musik wiedergegeben hat. Ich wüßte nicht, daß wir jemals eine tiefergehende und über alles Theatralische erhabene Wiedergabe der herrlichen in ihrer Art nur einmal existierenden Partie erlebt hätten; die reine Menschlichkeit der Gattin, ohne jede spezifisch bühnen-sängerinmässige Miene tritt uns in Fräulein Brandt entgegen, deren Gesang uns annimmt, als habe ihn geradezu Beethoven innerlich vernommen — und deren dramatische Darstellung auf uns wirkt, als habe er, der aus seiner Theaterphantasie herauszuf, sie so geahnt, so schlicht und doch so sympathisch, als ob sie ein Stück Menschlichkeit von uns wäre, aber doch auch wieder so hoch erhaben über uns, als vermöchten wir sie nie zu erreichen. — Nachdem Fräulein Brandt im 1. Akt, besonders mit ihrer Edur-Arie, großen Eindruck hervorgerufen hat, ist es vollends die tief schmerzvolle wie auch hochbeglückende Reflexion, in welcher sie, gleichviel, ob singend oder redend, oder auch in stummer Teilnahme, unbeschreiblich rührt; der Ton in Sprache und Musik, der tränenreichen Ausdruck in dem martevollen Mißgefühl mit dem Gefangenen, das alles ist so rein, so einfach und bei aller künstlerischer Schönheit so unagbar intensiv, wie es die Natur selber in Wirklichkeit nicht wahrer ausdrücken könnte. Der Höhepunkt der unvergleichbar dramatisch-mächtigen Szene, wo sich Leonore zwischen den Gatten und den Mörder stellt mit dem markdurchdringenden Aufschrei: „Tödt' erst sein Weib,“ ist von wunderbar wirkender Beherrschung: man hätte den Eindruck fast nicht ertragen können, wäre die Darstellung nicht von einer plastischen Schönheit gewesen, die uns mit göttlicher Gewalt packte und in die Höhe idealer Begeisterung erhob. Was soll man da weiteres sagen, wo die Sprache doch immer unzulänglich bleibt!

Die Zigeunerin Azucena in Verdis Oper „Der Troubadour“ ist ein merkwürdiges Gemisch von extremen Leidenschaften: zärtliche Liebe zu dem einen, glühender Haß gegen den andern der beiden Brüder zerreißen ihre Seele und können, bei der wilden Natur ihrer Rasse, unmöglich verhehlen, im Zuhörer eine ungewöhnlich lebhafte Teilnahme anzufachen. Die Musik, welche Verdi dieser im Texte etwas unklar legitimierten Zigeunermutter eingegeben hat, ist teilweise von origineller Art, insofern darin der Charakter des Zigeunerthumes angedeutet ist, ohne im geringsten an das bekannte magygarische musikalische Idiom zu erinnern; zum andern Teil aber würde man der Musik an sich, den Noten nach und ohne die Handlung zu kennen, durchaus nichts von den krassen Empfindungen anerkennen, welche dem Texte entsprechen. Hier ist's der Vortrag, der wesentlich zu wirken hat. Verdi hat, nach richtiger Italienerweise, darauf gerechnet und sich darin auf die Sängerrinnen der Azucena ebenso sehr verlassen können, wie bei Gelegenheit zu mancher früher komponierten Partie: Verdi idlich seine schönen Melodien, „fürs Ohr,“ mochten sie dann, je nach der Situation, holdselig oder mit zähneknirschender Wut gesungen werden. Sätze Verdi Fräulein Marianne Brandt als Azucena erlebt, er würde sie seine Mitschöpferin genannt haben, denn dieselbe hat den Noten

des Maestro bis ins Sechzehntelchen hinein einen glaubhaften Gefühlsinhalt verliehen, bis zum Ueberfließen. Was sonst in gewöhnlichen rein musikalischen Vortrag faßbar klingen würde, gibt Fräulein Brandt der Situation nach gallebitter, so, wie es eigentlich gemeint ist. Ihre Leidenschaft erscheint da aber keineswegs nur als theatergemäße Amalerei, sondern ist wirkliches Originalfeuer, das bis zur Verhängung auflodert, wie um unsere Seelen anzufangen. Doch bei aller Furchtbarkeit des Ausdrucks, in welchem Gesang und Spiel einander durchdringen, zeigt sich Fräulein Brandt als Künstlerin in ihrer noblen Mahaltung: sie scheint das äußerste zu geben, aber die beständige Schönheit der Wirkung beweist uns, daß sie noch genug an Material zurück behält, um uns immer in der ästhetischen Sphäre zu erhalten. — Fräulein Brandt ist in der That mit einer seltenen Begabung begünstigt, die ich indessen nicht allein in ihrer bedeutenden und schönen Stimme und in der ihr schon dem kleine nach eingebornen dramatischen Kraft erkenne; denn das ist doch zunächst eine Art von Wohlthut, ähnlich dem verborgenen liegenden Marmor und Gestein; mit alledem würde Fräulein Brandt nichts Sonderliches sein, hätte ihr die Natur nicht auch den starken künstlerischen Willen, den unbeflegbaren eben Trich gegeben, bei ihrem hohen Enthusiasmus für die Kunst deren apostrophische Forderungen an Selbstaufopferung in schwierigen, rathlos zu betreibenden Studien zu erfüllen und sich in der Freude darin über die argen äußeren Hindernisse hinwegzusetzen, die das profane Leben vor ihr aufstürmt. Wir bewundern Fräulein Brandt auf der Bühne als fertige Künstlerin und denken wohl, es müsse doch herrlich sein, so mächtig, wie sie, auf die Geister zu wirken; aber nun sollte man auch einmal nachsehen, was bei der Künstlerin vorausging, bevor sie die ihr mögliche Höhe erreichte, wie und was sie zu leiden hatte, und wie lange sie de- und wehmüthig kämpfen und streben mußte, um nur erst das widerwärtige Geröll des Lebens wegzuräumen und freie Bahn für ihren bekümmerten Genius zu haben. Das alles ist in einer angenehmen Letztüre zu erfahren: im 5. Bande der „Musikalischen Stubienköpfe“ von A. Mara, enthaltend „Die Frauen im Landleben der Gegenwart.“ (Breitkopf & Härtel.) Was darin Fräulein Brandt selbst über sich und das Vorleben ihrer Künstlerthat mittelst, ist rührend zu lesen und recht geeignet, uns zu bestimmen, derselben auch nach menschlicher Seite hin unsere größte Verehrung zu widmen und ihr die Vorbeurtheile doppelt gern zu gönnen, welche ihr das beglückte Publikum streut. Das erwähnte Buch enthält in seinen verschiedenen Biographien noch etwas anderes, das freilich nicht in Worten bezieht: eine Moral für unsere zahlreichen künstlerisch strebenden jungen Leute. Nicht frühzeitige Scheitererfolge in leichter kurzweiliger Kunstübung, die in jedem Momente nur amüsieren soll — sondern allein ernste Arbeit in gründlicher Erlernung der Vorbereitungen der Kunst verhilft zur Erreichung eines idealen Ziels. Dazu ist unter den andern großen Künstlerinnen auch Fräulein Marianne Brandt ein leuchtendes Beispiel.



## Franz Liszt auf seinem ersten Westflug.

Briefe seines Vaters, Adam Liszt, an Carl Czerny.

Nach den Handschriften mitgeteilt von A. Mara.

(Fortsetzung.)

In Mai 1824 unternahm Franz Liszt, zufolge einer Aufforderung des ihm sehr wohlwollenden Sebastian Erard, des berühmten Pariser Pianofortefabrikanten, mit dielem und seinem Vater seine erste Reise nach England. Von ihr erzählt der dritte Brief Adam Liszts, wie folgt:

London am 29. July 1824.

Quer Wohlgeborn!

Dein schätzbares Schreiben vom 3. Juny erhielt ich hier; unsere Freude hierüber war grenzenlos, und wir wünschten nichts sehnlicher als auch die gütig übermächtigen Musikanten hier zu haben, allein dies war bisher nicht möglich. Die Urrache meines langen

Stillschweigens ist keine andere, als daß ich Ihnen recht viel und alles ausführlich schreiben wollte, welches sich früher nicht thun ließ. Als wir in London ankamen, hatten wir viel mehr Schwierigkeiten zu überwinden als in Paris; die erste Ursache war daß wir zu spät kamen und die Saison schon zu weit vorgerückt und die Soirées arrangirt waren; die zweite daß die heiligen Herrn Künstler — wovon jedoch Herr Nies\* eine ehrenvolle Ausnahme macht — gar nichts thaten, wobei sich Kalkbrenner besonders auszeichnete. Doch wie Sie wissen, die gute Sache bleibt nicht lange unterdrückt und der Sieg ist um so rühmlicher. Wir gaben am 21. Juny unser erstes Concert (zu einem zweiten konnten wir nicht gelangen, weil zu viele Concerte schon arrangirt waren), wozu ich die Herren Clementi, Cramer, Nies, Kalkbrenner einlud, welche auch richtig erschienen, obgleich die ersten Künstler Londons, und wir machten, obgleich mein Pub noch wenig bekannt, und am nächsten Abend noch ein anderes Concert und am nächsten Abend noch ein Theater für eine der ersten italienischen Sängerrinnen, endlich die ungeheuren Auslagen, waren dennoch eine reine Einnahme von 90 Pfund, welches ungefähr 720 fl. in Silberwanzigern macht. Die Folgen von diesem Concert waren nicht nur bedeutend für den Ruhm des Franz, sondern auch in pecuniärer Hinsicht; denn wir bekamen über Dals und Kopp zu thun und wir gewannen für bloße Soirées (5 Guinees für ein Soirée, manchmal mehr, und nur beim französischen Gesandten 20 Pfund) zusammen 172 Pfund, ungefähr 1376 fl. in Silberwanzigern. Vorgerufen hatten wir die höchste Gnade Sr. Majestät den König\*\* vorgestellt zu werden, welches in seiner Sommerwohnung zu Windsor geschah; es war ein Soirée nur von wenigen Damen und Cavalieren veranstaltet, der Franz spielte nur allein und zwar über zwei Stunden. Hierauf spielte er die Variationen von Ihnen aus Es, welche ungemein gefielen. Gleich bei der Introduction geruldet Sr. Majestät zu sagen: so was habe ich in meinem Leben nicht gehört; nach Beendigung wurde der allerhöchste Beifall von allen Seiten sehr lebhaft ausgedrückt, dann geruldet Sr. Maj. den Minuet aus Don Juan als Thema zur Phantasie aufzugeben, welche Durchführung den höchsten Grad des Entzuckens von allen Seiten erregte, und Sr. Maj. geruldet englisch, deutsch und französisch zu sagen wiederholt: so was habe ich in meinem Leben nicht gehört; dieser Gnade übertrifft Mozels, Cramer, Kalkbrenner und alle übrigen großen Clavierpieler, nicht nur im Vortrag und Execution, sondern in dem Reichthum der Ideen und Durchführung (Sie müssen wissen, daß Sr. Maj. Selbst musikalisch und ein großer Verehrer der Tonkunst sind). Bei dieser Gelegenheit war auch Herr Paul Herzhagen gegenwärtig, welcher den Franz zum erstenmal hörte; Sie können sich alles übrige denken. Wir blieben über Nacht in Windsor, am andern Tag früh geruldet Sr. Majestät die vollkommenste höchste Zufriedenheit nachmal durch einen Kammerherrn sagen und einen Wechsel von 50 Pfund einreichen zu lassen. Wie befehlen nun alle Werkschafften Windsor, die alle Erwartung in jeder Hinsicht übertrafen, und ich es gar nicht wage eine Beschreibung hiervon zu machen; es würde nur vergebene Mühe sein, so was muß man sehen. Doch kann ich mich noch nicht von Windsor entfernen, ohne Ihnen nur im kurzen zu sagen, daß wir an Sr. Majestät den größten, tüchtigsten und menschenfreundlichsten Monarchen und wirklichen Musikkenner gefunden haben; es ist unmöglich zu beschreiben mit welcher Herzengüte höchstselbst mit uns zu sprechen geruldet, und ich kann Ihnen aufrichtig versichern, daß wir der ganze Gewinn in England nur eine Kleinigkeit gegen die höchste Gnade und Auszeichnung ist, und daß ich und mein Sohn uns nun ganz beglückt finden. Ich war der Meinung, Morgen nach Paris zurück zu gehen; allein ich konnte einer schon lange angetragenen Einladung nach Manchester nicht ausweichen. Wir reisen demnach Morgen dahin, wo der Franz den 2. und 4. August im Theater spielen wird, und wofür man uns 100 Pfund gab. Wenn wir von da zurück kommen dann geht es so gleich nach Paris, wo wir auch bis künftiges Jahr und zwar bis halben März bleiben werden; dann gehen wir wiederum nach London, wo wir uns eine prächtige Zukunft vorbereitet haben.

Etwas wenigens muß ich Ihnen von die Londoner Künstler schreiben. Meine Erwartungen wurden keineswegs erfüllt, die ich mir machte, vorher ehe sie persönlich kannte, und ich fand sie zum Theil eben so wie gute Redner, die andern Moral predigen, aber —

Ich will kurz sein und sagen Eiferfucht, Neid! Wir trennen uns wiederum nach Paris zurück, so wie wir uns wiederum freuen künftiges Jahr wieder zu kommen; für jetzt ist nichts in London zu machen, weil alles auf dem Land sich befindet, und nun, lieber Herr v. Czerny, komme ich wiederum auf den Punkt Sie zu fragen: haben Sie wohl schon daran gedacht die Reise nach Paris zu unternehmen. Es versteht sich glaube ich von selbst, daß Sie dann auch die Reise nach London mitmachen. In London könnten Sie schöne Geschäfte machen; Franz hat in allen Gesellschaften Ihre Werke und besonders bei die königl. Prinzessinnen mit dem größten Beifall geliebt; man hat sogar den Polonaise hier nachgedacht, weil er solchen zuerst bei die königl. Prinzessinnen spielte, und auf das Titelblatt nebst übrigen — gespielt von die königl. Prinzessinnen und jungen Liszt gesetzt; dieses Werk fand guten Absatz. Wenn Sie Lektionen nehmen wollen, so fehlt es uns nicht an Bekanntheit, und ich muß Ihnen sagen daß man mich unbarbarisch wollte, meinen Soirée Vaction geben zu lassen; man wollte mir mehr als allen übrigen zahlen, allein ich lehnte es standhaft ab und sagte stattd. mein Sohn bedarf selbst des Unterrichts. Mr. Nies hat auf immer London verlassen und ich ohneweit Vonn zu seinem Vater aus und beschehen. Man zahlt hier eine Guinée für die Lektion, und obgleich die größten Meister sich hier aufhielten, so findet man dennoch nur selten ein gebildeter Schüler, was man in Paris mehr findet, und ich kann Sie versichern, daß das Clavierpiel fast noch in der Wiege liegt, wiewohl die Nation besonders Frankreich, Musik enthusiastisch lieben, und in jedem Hause Instrumente und Musikalien im Ueberflusse zu treffen sind. Uebrigens trifft man in London das, was nützlich zu sehen ist, Reichthum, Ordnung, Reinlichkeit, Auswendigkeit von Bildern, Wänden zc. in jedem Hause. Eine Wasserleitung auf der Themse übersteigt alles. Da kann man sehen, welches Reichthum England am Wasser besitzt. Ob man ein Dorf, eine große oder kleine Stadt trifft, überall trifft man Reichthum, Reinlichkeit und Ordnung. Der England nicht gleichen, hat den größten Schatz der Welt nicht gleichen. Die Menschen sind sehr gefällig, und das Land gleicht einem wahren Paradies. Wohlfeil ist es hier nicht zu leben, dafür gibt es aber Geld genug. Ich muß Ihnen noch sagen, was die Auslagen gewöhnlich für ein Concert machen: Der Saal kostet 30 Guinees, die Orchester 35 fl., Pudding 9 fl., Zeitungen 26 fl., Villetten 9 fl. 6., zusammen 109 fl. 6. Guinees, welches nach Silberwanzigern macht obngefähr 146 Guinees; aus diesem können Sie den ganzen Betrag eines Concertes und zugleich sehen, daß die Musikanten größer sein als uns geliebt ist, und dennoch gibt es täglich Concerte im Ueberflusse. Der junge Aspull,\* von welchem ich schon in Pariser Blättern außerordentliche Sachen las, gab sein zweites Concert für die Saison; er spielte das Concert von Ihnen für das Piano bearbeitet, wovon Summel zc. Ich fand in seinem Spiel nichts von dem, was ich las; selbst der Beifall war sehr mäßig. Später machte uns Aspull eine Visite und spielte uns kleine Variationen, woraus ich schloß, daß der Knabe viel Talent besitzt, aber eine falsche Leitung habe, und daß er bei dieser nie zu was großem gelangen dürfte; ich bedaure ihn sehr, denn es ist ein lieber Knabe und sehr artig obwohl etwas furchtsam. Der Franz spielt und schmiert fleißig darauf los. Sein dormaliges Spiel dürfte Ihnen Beifall erhalten, er spielt rein und mit Ausdruck und seine Mechanik ist auf einem hohen Grad; ich lasse ihn noch immer Scala und Caden beim Metronome spielen und gehe nicht ab von Ihren Principien, indem mir der Erfolg zeigt, daß es die besten sind. Im Phantasien hat er es bisher auf einen hohen und für sein Alter auf einen bewundernswürdigen Grad gebracht. An Compositionen hat er bereits fertig 2 Rondo di bravura, die man hier laufen will, die aber noch nicht herbe. 1 Mondo, 1 Fantasia, Variationen über mehrere Thema, 1 Menuet oder besser Quodlibet über verschiedene Thema von Rossini und Spontini, welches er mit großem Beifall bei Sr. Majestät spielte.\*\* Seine Hauptarbeit ist aber eine französische Oper von Sancho o le chateau d'amour; dieses Sujet wurde eigends für ihn bearbeitet; außer den Recitationen hat er alles übrige hier bearbeitet, und da er in mehreren Gesellschaften einiges davon sang,

wurde es auch Sr. Majestät bekannt, und aufgefordert etwas davon zu probiren und erhielt den größten Beifall. Ich bin sehr neugierig, wenn die Arbeit ganz ausgeführt ist, was erfolgen wird; so viel ist gewiß, daß die Oper in Paris im großen Overhaus gegeben werden soll, wozu ich Ihnen aber vorher noch alles umständlich schreiben werde. Ich wünsche Ihnen noch so vieles zu schreiben, und leider ist kein Platz mehr. Wir grüßen und küssen Sie und Ihre lieben Eltern recht herzlich und schäßen uns glücklich daß wir uns nennen dürfen.

Ihre dankbarsten Diener  
Liszt.

Für die überlieferten Musicalien den innigsten Dank; von Paris aus werde ich mehr darüber schreiben. Ich bitte Sie sobald möglich etwas von Ihnen hören zu lassen und die Adresse nach Paris zu machen, und zwar Adam Liszt, Rue du mail No. 13 & 21 chez Mrs. Erard, facteurs de Pianos et de Harpes.

Mit der im dritten Brief erwähnten Oper des jungen Franz Liszt beschäftigen sich auch die zwei letzten noch vorliegenden Briefe, die ein Zwischenraum von nahezu einem Jahre trennt.

Paris am 3. Sept. 1824.

Ihr Wohlgebohren!

Der letzte Schreiben erhielt ich in London, konnte aber in Betreff der Rondos di bravura nicht darauf antworten, weil der Preis von 50 Stück Ducaten Herrn Vooren in London zu viel war; ich machte daher ein Arrangement in Paris mit Madame Bonnemaison, welche die Rondos mit Vergnügen, und um so mehr, da sie Ihre würdigen Verdienste kenne, und den verlangten Preis pro 50 Ducaten abnehmen will; jedoch mußten Sie die Güte haben, sich eines weiteren Verlaufs um immer ganz zu enthalten. Wollen Sie dieses genehmigen, so belieben Sie die Rondos eben so durch mich mittelst Gefandtschafts-Wege oder wie Sie wollen, zu überreichen.\* Die Adresse belieben Sie zu stellen N. N. Rue du mail, No. 13 & 21, chez Mrs. Erard, facteurs de Pianos et de Harpes.

Wir sind seit 4 Wochen wiederum in Paris und gedenken bis künftiges Jahr, wie ich Ihnen von London aus geschrieben habe, im März hier zu bleiben, und vielleicht auch, außer daß wir im Frühjahr nach London gehen, daß wir Paris nicht so bald verlassen dürfen; es ist nur ein Paris für Musik in der ganzen Welt. Man hat öfters denen Franzosen Leidenschaft und Unbeständigkeit zur Last gelegt, ich muß aber das Gegentheil behaupten und sagen, daß ich nie einen so großen und dauerhaften Enthusiasmus als in Paris für gute Sachen gefunden habe. A. V. Gluck'sche Opern werden hier sehr oft gegeben, das Theater ist stets gedrängt voll und der Enthusiasmus erreicht den höchsten Grad. Wir welcher Achtung spricht man hier die gewöhnlichen Namen Mozart, Haydn, Gluck zc. aus — ich will Ihnen nur kurz sagen, die Franzosen sind große und gründliche Kenner, Selbstausüber der Musik und großmüthige Verehrer der Kunst. Dieses kann ich Ihnen aus Erfahrung sagen; wer anders spricht, kennt sie entweder nicht, oder er hat faule Waare zu Markt getragen, die man freilich hier nicht faulst.

Der kleine Bug\*\* (der aber fast so groß ist wie Sie) ist sehr fleißig, und ich kann Sie versichern, daß Sie vollkommen mit ihm zufrieden sein würden, wie artig und nett er eine Sonate von Duffel, Reichelt oder Beethoven vorträgt. Wir haben öfters Wissen vom höchsten Rang, die sich eine Sonate von Beethoven vortragen lassen. Wir könnten dergleichen alle Tage haben, wenn mir keine Bildung nicht mehr am Herzen läge. Seine Phantasie ist unerlässlich und mir unbegreiflich. Von seinem getreuen Gedächtniß will ich Ihnen ein Beispiel sagen: Als wir in London waren, so spielte er fast täglich eine Stunde Partitionen und meistens Gluck'sche Opern; vor einigen Tagen waren wir beim Minister\*\*\* in einer Soirée geladen, wo von Gluck'schen Opern die Rede war; mein Bub sagte daß er sie alle auswendig kenne, alles war es in Erfahrung. Die Gesellschaft war zahlreich, mithin gab es der Neugierigen recht viele; es drängten sich gleich mehrere zu ihm, der eine zitierte den Chor, dieser einen, ein anderer dieses Duo, jener das, eine Dame hieß Arta zc., und stellten Sie sich vor, er sang alles pünktlich; was das Entzücken aber am höchsten Grad brachte, war, daß er auch jede Vertheilung der Instrumente anfuhrte und nannte. An seiner Opera, woran er fleißig arbeitet, werden Sie gewiß Freude haben,

\* Ein Wunderkind aus Manchester, das in England groß, aber unerfüllt gebliebene Hoffnungen erregte.

\*\* Von genannten Compositionen sind nur das „Impromptu sur des Thèmes de Rossini et Spontini“ und ein „Allegro di bravura“ (als op. 3 und 4 in deutscher Ausgabe) im Druck erschienen.

\*\*\* Adam Liszt brachte den Verkauf der Tota zu Stande.

\*\*\* Franz.

\*\*\* Der Name ist im Autograph ausgelassen.

\* Ferdinand Nies, Beethoven's Schüler, der lange in England lebte.

\*\* Georg IV.

und ich hoffe, daß sie die Krone unserer Reise sein wird. Eine Geschichte muß ich Ihnen in Bezug auf diese erzählen. Als das Programm zur Censur kam, so wurde gefragt, wer die Mücke darüber schreibe; der Poet sagte halb lachend der junge Liszt. Was! erwiderte Cherubini, glauben Sie eine Oper schreiben ist so leicht als ein Stück am Piano zu executiren! Das wird nicht vollst. Noch einige waren gleicher Meinung, nur Baer gab seine Meinung, man solle einen Versuch machen lassen. Dieses geschah während wir in London waren, und als wir zurück kamen wußten wir noch kein Wort davon. Wir gingen zum Opern-Director, um ihm zu sagen, daß die Oper fertig sei und daß er nun anfangen sie in Partitur zu setzen. Nun stellten Sie sich den Donnerstag vor, als wir Vorgegangenenes hörten; mein Bub, der schon im Geiste seine Oper dirigirte, lag unterm Parterre, ich aber machte den Philologen und blieb ganz gleichgültig. Noch am selben Tage suchte ich Gelegenheit daß mein Bub einige Stücke vor dem Minister des Königs. Dantes könnte hören lassen; ich erreichte meinen Zweck, und wir sind indessen zufrieden, weil wir die Versicherung der hohen Protection haben; es wird wohl noch einige Sprünge geben, allein diese bürsten nur zum höhern Ruhm beitragen. Cherubini und noch einige wollen seine jüngern um und neben sich sehen, das macht aber nichts. Rossini schreibt hier zwei Opern, eine für das französische und eine für das italienische Theater. Baer schreibt auch eine Oper. Enelow hat seine Oper hier einmal gegeben, worüber die Meinungen getheilt sind; ich habe es nicht gehört.

Ich wünschte Ihnen gerne noch recht vieles von der Kunst zu schreiben, allein es ist jetzt alles still. Ich schreibe mich recht sehr von Ihnen recht bald ein Schreiben, besonders über den Inhalt meines Londoner Briefes zu erhalten.

Die Vervollkommenheit der Erard'schen Piano hat einen Grad erreicht, der um ein Seculum voraussteht, und es ist nicht möglich davon eine Beschreibung zu machen, man muß es selbst sehen und hören, auch selbst spielen.

Wir küssen Sie und Ihre lieben Eltern recht herzlich und empfehlen uns Ihrer uns schätzbarsten Freundschaft.

(Schluß folgt.)



## Berliner Saison.

V.

Berlin, im Januar 1888.

„Die Damen geben sich und ihren Putz zum Zeilen, und sprechen ohne Bangen mit.“

So soll es nun auch in der Berliner Opernhaus sein. Dem Gesellschaften Theaterdirector freilich ist der Putz der Damen eine altgewohnte Erscheinung, von welcher er, als von einer bekannten Thatsache redet; in Berlin mußte die gewöhnliche Mode erst durch einen Befehl der Generalintendantur decretirt werden, und da sich eine so schwerwiegende Maßregel nur mit Beobachtung einer gewissen Schonung durchführen läßt, so wurde vorläufig erst einem Tage der Woche der Gala-Charakter angedrückt. An sechs Tagen darf das Publikum in den Operntempel strömen, als ob es sich um einen ganz gewöhnlichen Sonntag handelte; kein eifervoller Thürritter prüft die Toilette des Besuchers, kein Ceremonienmeister vertritt ihm den Weg, der durch die einfache Vorzugung des Billers erschlossen wird. Allein an jedem Montage verändert das Haus seine Physiognomie; der Opern-zweck tritt in den Hintergrund, Parfett und erster Rang begeben sich in das Zeichen des Fracks und der weißen Binde. Der Abend gibt nicht nur eine Vorstellung, sondern auch einen Gesellschaftsabend, selbstverständlich ad majorem gloriam Apollinis. Er verschafft den Zuhörern Gelegenheit, die blühendsten Frauenkulturen zu bewundern, denn seine neue Maßregel ist nicht nur eine einschneidende, sondern auch eine ausnehmende, in des Wortes bedeutendster Bedeutung.

Gegen die Thatsache an sich, daß über die Opern-montage der Gala-Zustand verhängt worden ist, möchte ich keineswegs polemisieren. Es kommt ja im

Grunde wenig darauf an, wie die Zuschauer in der Oper angezogen sind, wenn sie nur von der Oper angezogen werden. Allein ich meine doch, daß es besser gewesen wäre, das Kleiderreglement noch ein wenig zu verschärfen, damit es nicht den Anschein gewinne, als ob die so nötige Reform unseres Opernwesens bei der Hörerschaft zu beginnen habe. Die Bühne gehört doch auch gewissermaßen zum Opernhaus, und nach manchen Richtungen erscheint sie sogar der objektiven Beurteilung weit reglementirterbürdiger als das Parfett. Wir hatten gehofft, daß der gegenwärtige Intendant gerade in die Verhältnisse des Spielraumes einen neuen, frischen Zug hineinbringen würde, wir hatten es namentlich im Hinblick auf die komplette Stagnation des Repertoires gehofft. Novitäten waren erwartet worden, und zwei Kleiderordnungen sind erschienen, eine für die Hörer und eine für die Orchestermitglieder. Die Trefflichkeit solcher Maße vorausgesetzt, hätten sich dieselben weit schöner als Krönung des Reformgebäudes, denn als Fundament desselben ausgenommen.

Man soll den Einfluß der Herberlichkeiten auf die Stimmung nicht verkennen, allein die Wirkung der prächtigen Verbräde verliert der Empfindung den Dienst, wenn die Stimmung durch Gründe innerlicher Art deprimirt wird. Und solche Gründe sind bei uns nur zu reichlich vorhanden. Wer der Hofoper nicht nur als Gelegenheitsbesucher seine Aufmerksamkeit schenkt, sondern an dem Wohl und Wehe dieses unseres vornehmsten Kunstinstituts ernsthaften Anteil nimmt, der gewahrt allerdings auch auf der Bühne und auf dem Dirigentenstisch gewisse Reformen, allein vorwiegend solche, welche man mit Schopenhauer „Verdimmungserscheinungen“ nennen möchte. Dem unbefangenen Blick drängen sich die Entlassungen und Kündigungen weit stärker auf, als die Neuerwerbungen im Gebiete des Personals; der Geldstamm der Oper verringert sich zusehends, und in die Lücken schiebt sich ein wenig verprechendes Novizentum, begleitet von einem noch hoffnungsloseren Beteranentum.

In jüngerer Zeit hat noch dazu der grimmige Kontraktstiller Tod zwei unserer besten Kräfte in die Gräber der Seligen abgerufen. Unsere jugendliche Altistin Johanna von Schläpfi und unsere Heroine Wilma von Voggenhuber sind beinahe gleichzeitig dem Leben und der Kunst entrissen worden.

Auf die erstere hatten sich die Hoffnungen aller derer konzentriert, die der Meinung waren, daß unsere große Oper eine Altistin besitzen müsse. Sie sollte für uns das werden, was Marianne Brandt und Frau Zuger gewesen waren, eine des Instituts würdige Agucna, Ortrud, Fibes. In der kurzen Zeit ihrer Bühnenwirksamkeit hat sich Art. v. Schläpfi redlich bemüht, mit ihrem schönen Talent die gewaltigen Anforderungen zu decken, die an sie herantraten, richtiger gesagt, auf sie einwirkten. So untergrub sie die physischen Stützen ihrer Befähigung durch einen allzustart angepannten Fleiß, und über ihrem Grabhügel entsand sich aufs neue jene leidige Altistinnenfrage, deren Lösung man der Entschlafenen angetraut hatte. Die Opernmaschinerie geht freilich ihren alten Gang weiter, und es wird nach wie vor wacker Alt gesungen, nur darf man die Leistungen der Gegenwart nicht mit dem Maßstab der Vergangenheit messen.

Auch für die Beurteilung des hochdramatischen Sopran-Gesanges wird sich die Kritik eine längere Eile zurechtlegen müssen. Was Frau Wilma von Voggenhuber der Berliner Bühne gewesen ist, weiß jedermann, der von unserer Oper überhaupt Notiz genommen hat. Der Ruhm dieser Sängerin hat die musikalische Welt erfüllt, und es bedarf zur Vermehrung desselben kaum noch der retrologischen Kränze. Die Geschichte der modernen Oper verschiebt glänzendere Stimmen, als die der dahingegangenen Primadonna, allein sie weiß von keiner Künstlerin zu erzählen, welche an Temperament des Ausdrucks Frau Voggenhuber übertrifft hätte; sie macht ferner keine Sängerin namhaft, welche mit gleicher Universalität das klassische und moderne Repertoire beherrscht hätte. Ihr Gedächtnis glied einem musterhaft geordneten Archive, in welchem sie ungezählte Partien aufbewahren konnte, ohne daß der erworben Besiz jemals ins Bankrott geriet. Glück und Wagner bezeichneten die Pole ihres Könnens, Mendels, Schumann, Bruch und Fiedler bildeten die Höhepunkte ihrer Leistungen. Beinahe zwei Jahrzehnte hat sie unserer Oper angehört, und in dieser Zeit stand sie als Karyatide des Kunstgebäudes neben Albert Niemann; nun ist dieser uns halb und halb entrissen geworden, jene hat uns auf immerwiedersehen verlassen, und an verwaister Stelle schaltet ein Geschlecht der Erigonen! --

Minder elegische Betrachtungen sind es, die sich uns bei der Betrachtung des haushälterischen Konzertlebens aufdrängen. Hier herrscht durchweg ein lebhafter Thatendrang, wenn auch die Aussente an musikalischen Neubeuten in diesem Winter ziemlich mager ausgefallen ist. Die sensationellste Novität, die wir zu hören bekommen haben, Verliors' „Requiem“ hat fünfzig Jahre lang durch die Welt wandern müssen, bevor es sich den Eingang in einen Berliner Konzertsaal erzog, und aller Voraussicht nach wird die Aufführung dieser Saison ein singulärer Punkt in den Berliner Musikannalen bleiben. Unser sonst so teilnahmvolles Publikum hielt es für angeeignet, dem Verliorschen Monumentalwerk eine erschreckende Kälte entgegenzuweisen, und das Beispiel des Prof. Xaver Scharwenka, welcher das Requiem leitete und an seine Aufführung ein Vermögen wagte, dürfte darum kaum eine Nachfolgerchaft finden. Ich selbst muß in diesem Falle mein Urteil von dem der Majorität trennen; die letztere ward durch die unerhörte Tonmacht des fünfjährigen Orchesters im „des irae“ und im „Lacrymosa“ einfach verblüfft und weit mehr genügt als erwartet. Die Winterzeit, der ich beifolgt, erblickt in jenen Schall-Dränen die Spuren eines Klagenes, welches einen transscendentalen Gegenstand ungewöhnlich präzis zu schildern verstand, allerdings mit ungewöhnlichen Mitteln. Die Majorität der Hörerschaft kam, wie gesagt, nicht über die Brutalität des äußeren Aufwandes hinweg, und wenn es noch eines Beweises für die Ausschließlichkeit der Verliors-Sache in Berlin bedurfte hätte, so wäre er durch das Resultat jener Requiem-Aufführung erbracht worden.

N. Moszkowski.

## Homonym.

Dem Sänger wußt es einst im Lied nicht recht gelingen, Da mußte es sein Koch als fälschliche Beile bringen.

## Auflösung des Rätselnetzes in letzter Nummer:

Pianoforte.

## Musikalische Jugendpost.

Auflage 4500. — Preis pro Quartal 1 Mk.

### Inhalt Nr. 2.

Eine Bitte und deren Folgen. Eine Episode aus Beethovens Jugend von L. Erbach.

Noch einmal der „böse Fingerling“ von Clara Heberlein-Köhler.

Nach Zug und Recht.

Einführung in die Oper, in Erzählungen und belehrenden Unterhaltungen, von Ernst Pasqué.

XII. Gzar und Zimmermann. Eine komische Oper in drei Akten. Musik von M. Lörzing. Mit Illustration. (Schluß.)

Das Gramen. Schwan in einem Akt von A. Nicolai.

Das Schattenpiel mit Illustration.

Briefkasten. — Rätsel. — Anzeigen.

### Musikbeilage:

A. Kägele, Vokalstück im Perlen, Klavierstück.

Hans Huber, Präludium, (Der Geiger stimmt) für Violine und Klavier.

G. Heim, De Müller (Bürcher Dialekt) für 1 Singstimme und Klavier.

Einbanddecken zu allen Jahrgängen der „Neuen Musik-Beilage“ und „Musikalischen Jugendpost“ à Mk. 1.—; Elegante Prachdecken zu allen Jahrgängen der „Neuen Musik-Beilage“ à Mk. 1.50 sind durch alle Buch- und Musikalienhandlungen zu beziehen.



## Rossini und sein Hof.

Emil Mario Pavauo.



Er sind in Venedig, im Jahre 1813. An allen Ecken des wirtlichen Hofes gewirrt veränderten kleine graue Aufschlagzettel auf grobem Papier die erste Vorstellung der opera seria: „Tancredi“ des jungen maestro (Giacchino) Rossini.

Tancredi hatte seinen Welttrium an und ist doch heute fast vergessen, denn die Altkünste mit Koloratur fast selten geworden, — die Albani war vielleicht eine der letzten — damals aber, in jener illustren Premiere, sang die Malanotti den Tancredi: der Erfolg der Oper war schon entschieden, als sie in der glänzenden Auktion des Heiden aus dem Kabin aus Land tritt mit den Rubelwörtern:

„O Vaterland!

Geliebtes, teures Vaterland, Geh ich dich endlich wieder!“ ... ein Gesangsstück, welches heutzutage kaum eine Sängerin mehr so wiederzugeben weiß, wie Rossini es gedacht. Als selbst wenigstens hörte es nur einmal im achten Heite des Melodienmeisters vortragen, und das war in einem — Salon: von Frau Pauline S., einer Schülerin des einst renommierten Venturino. Diese Arie in D dur wird in der musikalischen Welt meist aria del risio (die Heisarie) genannt; und zwar, weil —

Aber das ist eine ganz Geheißte:

Die Malanotti war nämlich schon, bezaubernd schön — groß, schlank, und dabei hatte sie eine Stimme wie leuchtendes Gold. Der damals noch ganz junge feurige Kapellmeister Rossini war verliebt mit einer Arie. Er liebte an der einen die Augen, an der zweiten die Stirn, an der dritten das Herz, an der vierten den Geist und an der letzten — was immer. An der Malanotti nun liebte er — die Treue.

Nicht ihre Treue für ihn (denn ach! er konnte sich auch nicht der allerfeinsten Fremdschönheit von ihr rühmen!), sondern ihre Treue für ihren Bräutigam, einen jungen, aber armen und ausichtslosen Advokatenfänger. Rossini begriff erstens nicht, wie man überhaupt treu sein könne, zweitens noch weniger, wie man einem Schreiber treu sein könne, und drittens, wie man ihn, den Liebling aller Damen, verfehligen könne.

Wachte aber nun Rossini begreifen oder nicht, die Thatfache war da, und reizte, ärgerte ihn gewaltig. „Wahrscheinlich, ich glaube gar, ich bin wirklich — verliebt!“ — dachte er ganz erschrocken.

Dabei hatte er die Partitur des Tanzes vollendet und die Proben waren im besten Gange. Ganz Venedig war neugierig auf die Oper, von der der Sänger selber ganz entzückt schwärmte — wie von einer Offenbarung, die alle Paisiello's, Zingarelli's etc. über den Haufen werfen sollte.

„Oh, Signora!“ — stöhnte Rossini mit einem tiefen Seufzer, indem er sich durch seine dunklen Locken fuhr — „Wie können Sie so un dankbar sein? Ich habe Ihnen da eine Partie komponiert, in der Sie alle Primadonnen der Vergangenheit und der Zukunft verdrängen werden, und — Sie wollen mir nicht einmal ein Köpfchen geben!“

Die Malanotti lachte: „Ich möchte wissen, was Ihnen an einem Kusse liegen kann!“

„Oh!“ — stöhnte der junge Kapellmeister selbstgefallig — „Ein Kuß! Ein Kuß ist eine Krone — eine Blüte — ein Sonnenstrahl. Ein Kuß umstößt oft gefangen, um nicht mehr loszulassen! Ein Kuß ist das erste Küsschen einer Liebe; er ist — er ist — kurz er ist alles!“

Die Malanotti schien von einem plötzlichen Gedanken erfaßt. „Nun gut! Es soll mir nicht darauf ankommen, wenn Sie mir für den Tanz eine brillante Auftrittsarie komponieren.“

„Aber die ganze Partie ist ja eine brillante Bravourarie.“

„Zugegeben! Ich will aber gleich beim Auftreten den Sieg des Abends davontragen. Einen Text habe ich schon — da ist er —“

„Aber —“

„Ich muß die Arie noch heute Abend haben, denn morgen ist die Generalprobe. Es ist jetzt 4 Uhr

nachmittags, in der Nacht können die Erchesterstimmen ausgeschrien werden, und morgen probiere ich.“

„Wo soll ich denn jetzt eine Arie hernehmen, und noch dazu eine Bravourarie —!“

„Sie bekommen einen Kuß, wenn dieselbe in einer halben Stunde fertig ist.“

„Aber —“

„Sie haben ja selber behauptet, ein Kuß könnte alles.“ Hier ist Notenpapier, Tinte, das Klavier, eine Alaiche Cipro —“

„Aber ich habe Hunger wie ein Wolf! Ich stoß auf den Fittigen der Liebe zu Ihnen her, und da konnte ich mich in keiner Weise aufhalten. Die Mädchen hätten mich mit meinen Liebesflügeln am Ende für eine Gans gehalten und gewirrt.“

„Hier in der Küche nebenan ist Reis, Olivenöl und himmlischer Parmesan.“

„Mann ich ein Nisotto machen und komponieren zugleich?“ jammerte der junge Maestro, dem das Wasser im Munde zusammenfloss.

„Thun Sie, was Sie wollen. Wenn die Arie nicht in einer halben Stunde fertig ist, ist auch der Kuß verwickelt!“ — Dabei blühte die schalkhafte Mäntlerin so verführerisch die Lippen, daß das Herz Rossini's fast einen Burgelbaum machte.

Die Malanotti fuhr lächelnd fort: „Ich könnte Ihnen freilich selber ein Nisotto machen, aber Sie behaupten stets, das verstehe niemand wie Sie!“

„Das ist wahr.“

„Nun also! Komponieren Sie getrost mit hungrigem Magen. Da der Hunger der beste Koch ist, so ist er vielleicht auch der beste Komponist! Ich lasse Sie allein, ich gehe aus. In einer halben Stunde bin ich wieder da, und dann die Arie und ein Kuß, oder — keines von beidem.“

Damit verließ die hübsche Sängerin das Zimmer, Rossini saß seufzend und schmunzelnd da. Er schob sich die Notenblätter zurecht. Endlich hatte er Aussicht auf einen Kuß von ihr! ... Schon wollte er summen die Feder ergreifen, da türnte sein Magen ganz empfindlich, und der Parmesan bußte so süß! Der Gourmand trug den Sieg davon über das Herz. „Ach was! Schnell ein Nisotto — dabei werde ich nachdenken!“

Und er sprang auf, lief in die Küche, machte Feuer, mischte und braute, rieb und schaffte, und raunte anfangs stets vom Nisotto zum Schreibleise und umgekehrt; aber bald begann das Nisotto zu wackeln und sich zu brennen und zu dinsten, und er dachte nicht mehr an die Noten, sondern nur an das Göttergericht, und schnüffelte und rührte und schnuppte selig. ... Endlich war der Reis fertig, und Rossini fing an zu kochen und dann zu schlingen —

Schon war er am Ende, als von der Gasse herauf die Stimme der Malanotti erschallte: „Nun, Maestro?“

Er erschrak, und da er gestillt war, war er wieder ganz Schwadner. Er stürzte an das Klavier, und klirperte und kitzelte in rasender Eile. Endlich, endlich war er fertig. Schwitzend bestand er in den Enden zurück und erblickte jetzt erst die Malanotti, welche längst unbemerkt ins Zimmer getreten war und ruhig auf dem Sofa saß.

„Hier ist die Arie!“ — rief Rossini.

„Schönen Dank!“ — sagte sie herablassend.

„Und mein Kuß?“ — flötete er.

„Bezaure. Sie haben eine Stunde gebraucht für diese Arie!“

„Nicht möglich!“

„Eine halbe Stunde brauchten Sie ja für das Nisotto. Als ich vom Feuer her rief, war diese halbe Stunde vergangen, und Sie aßen noch wacker drauf los!“

„Diamine!“

Bei der Vorstellung hatten die Arie und die Sängerin glanzvollen Erfolg. Nachdem Maestro und Primadonna ihre Variationen empfangen hatten, küßte ihn die Malanotti auf offener Bühne.

Das Publikum jubelte, die Malanotti küßte ihn aber ins Ohr: „Zweiter Kuß, Giacchino, ist aber Anfang und Ende zugleich. Denn während Sie Ihre Leidenschaft über dem Reis vergaßen, haben ich mein Bräutigam beim Nisot den Kontrakt unterzeichnet — fürs Leben.“ — Rossini machte ein sehr dummes Gesicht. Das ist die Geschichte von der Heisarie.

\* \* \*

Darauf komponierte Rossini die „Italiana in Algeri“, ebenfalls für Venedig, für die Marcolini als Isabella und Paccini als Labbo; eine Partitur, in welcher sich zwei Verlen finden: das „ceruda sorte, amor tiranno!“ und das „Languir per una bella“.

— Dann den „Aureliano in Palmira“ (1814), den „Turco in Italia“ für die Scala, in welcher der Bassist Galli aus Barcellona, Paccini, der Tenor Davide und die Fella glänzten. Dann die „Elisabetta, regina d'Inghilterra“ für Davide (Vesceff), Garcia (Norfolk), die Chaumel (alias Conelli) als Matilda, und Schöra Colbran, eine junge, reizende Spanierin, als Elisabetha.

Die Colbran (oder Colbrand, wie sie eigentlich hieß) machte durch ihre Stimme, durch ihre Schönheit und ihr bewegtes Spiel in dem Duetto mit Norfolk („con qual sublime improvviso“) so sehr viel für sich, daß Barbaja, der feine reiche Eigentümer des Theaters in Neapel, ausnehmlich zu ihren Füßen stand und ihr sein Herz und Millionen anbot. Zu seinem Erstaunen sah er auf der anderen Seite bereits einen zweiten amoroso Feind: seinen Kapellmeister Rossini. Die Colbran lachte. Dann wurde sie ernst und schaute nachdenklich von einem zum andern. Mehr als alllicher Millionär, liess ein hübscher Junge mit Genie und Muth. Der Kampf dauerte nicht sehr lange. Mit einem halben Seufzer weichte sie sich gegen Barbaja.

Rossini suchte die Abscheu und dachte: „Ich kann warten.“

Das erste, was er in seinem Grolle that, war, daß er seine Oper Elisabetha nahm und die schönsten Stellen der Partitur, die Bravour-Arien und die Cuvettire einem andern Terzibie anpaßte, das Ganze als „Barbier von Sevilla“ nach Rom trug und dort aufzuführen ließ. Die Giorgi, eine junge Sängerin, machte als Rossina Karriere.

Die Colbran bebt vor Wut. „Ich bin nun meine „Elisabeth“ bestohlen!“ — rief sie. „Der Bösewicht hat alle ihre Arien dieser Malanotti angehängt!“

Und Barbaja jammerte: „Meine „Elisabeth“ ist unmöglich gemacht! Jeder wird jetzt diese Oper als „Barbier“ hören mögen! Der Bösewicht! Mädchen wir uns, Colbran!“

Die Colbran nickte. „Gut!“ — sagte sie. „Mädchen wir uns!“ — Aber sie sagte dem Dichter nicht, wie. Im folgenden Jahre gab Rossini dem Dichter zur Ausöhnung die Oper Otello, welche im teatro del fondo aufgeführt wurde.

Die Desdemona, die beste Figur Rossini's, deren thranenstimmende Romanze „Assis a pie d'un salice“ der echte Schwermelanchol eines liebenden Jüngers ist, wurde von der Colbran gesungen, welche aus dieser Partie ein Meisterstück schuf, das später nur von der Schöpfung der Pasta, dieser gewaltigen Tragödin, und von der Malibran, dieser hübschsten der Nachtigall, übertroffen werden konnte.

Den Cello sang ein Anfänger, den Rossini eines Tages „entdeckt“ hatte: Rossari, der schöne schwarzhaarige, braunäugige, prächtige Torquato Rossari. Er war seinem Stande nach — gar nichts gewesen; das heißt, er that nichts und hatte nichts. Er war ein Lazzarone, ein Tadich, ein privilegierter Faulpelz in einem arbeitslosen Hemde, einer zeretzten Hose, mit bloßer brauner Brust und bloßem Arme. Natürlich war er auch barfuß. So lag er eines Tages in der Sonne und sang eine Barcarole. Seine Kameraden nannten ihn Elloboro (Nieswurz), weil er stets ein Duzendmal nicht, wenn er aufwachte. Rossini blieb vor ihm stehen, horchte zu, nahm ihn dann bei den Ohren in die Höhe, küßte ihn nach Hause, zwang ihn Stiesel anzuziehen und einen Hut aufzusetzen, und schlepte ihn zum Direktor mit den Worten: „Der Stiel da ist eine Nachtigall!“

Dann zwang er den Lazzarone zu singen. Aber Rossari konnte mit keinem Tone heraus. „Der Stiel hat ja keine Stimme!“ — schrie Barbaja, der sich für gefoppt hielt.

„Er hat aber auf dem Molo eine geholt!“ — rief Rossini, dem Lazzarone eine Fährtrift gebend.

„Ich glaube — die Stiesel sind dran! Ich!“ — wimmerte Rossari.

„So zieh sie aus!“ — brüllte Rossini. Rossari that so, leuzte womöglich auf, öffnete den Mund und — sang. Sang wie ein Engel, oder wie — Rossari, was auf eins herauskommt.

Der Mensch nun sang den Cello, das Publikum jubelte, und er war über Nacht berühmt.

Bei dieser Vorstellung geschah folgendes:

Der dritte Akt. Desdemona-Colbran liegt auf ihrem Lager. Otello-Rossari schlief sich auf dieselbe zu, während draußen der Sturm tobt. Das Licht der Lampe fiel hell auf ihr schönes Gesicht. Schon bei den Proben hatte sich das Herz des feurigen jungen Debitanten für die Sängerin entzündet. Wie er je nun so vor sich lag, verlagte ihm die Stimme.

„Warum singen Sie denn nicht?“ — zischelte die Colbran, während das Publikum umgebildet zu

scharen begann. „Haben Sie wieder enge Stiefel an?“

— „Ach, das nicht... aber ich glaube, ich liebe Sie...“ stotterte Delio.

Das war die originellste Liebeserklärung, die der Colbran je gemacht worden war. Sie lachte, und da das Publikum immer lauter wurde, schloß sie entschlossen: „Ich liebe Sie auch. Aber jetzt fangen Sie augenblicklich...“

Nazzari hatte sogleich seine Stimme wieder und sang die Partie zu Ende, wie ein „junger Gott“.

Wald darauf hieß es im Publikum, die Colbran habe sich mit dem schönen Nazzari verlobt.

Barbaja war wütend. Die Colbran lachte und meinte: — „Ich habe mich an Rossini für die „Elisabeth“ gerächt.“ —

Nun kommen wir zu dere Gazzza ladra (die diebstahlige Götter), die Rossini für Mailand komponierte. Die Hauptrolle der Minetta schrieb er für die Vellos. Das war eine ganz junge Sängerin, voll Empfindung und Anmutigkeit. Die Stimme zum Herzen dringend und süß. Ihrer mädchenhaften Erscheinung entsprach auch ihr Leben, denn selbst der Reiz der Melodien nichts Neues nachzulegen konnte. Ihre Darstellung der Minetta hatte eine Schar von Bewunderern zu ihren Füßen getrieben, die eine Ehre darin setzten, für den bevorzugten Anbeter zu gelten. Aber all ihre Bemühungen blieben vergebens, die Vellos blieb unnahbar. Das war unglücklich! Man spionierte also, denn sie mußte doch eine Liebe haben!

Endlich brachte man das Geheimnis heraus. Die österreichische Gesandtschaft war damals in Italien trotz ihrer Güte verhaßt. Und dennoch hieß es, bei der Vellos habe nur ein Mann Zutritt, und das sei ein hoher österreichischer Würdenträger. Von diesem Augenblick an war die arme Sängerin verachtet. Sie war eine Verächterin des Vaterlandes! Die Italiensmänner wüteten. Und als sie eines Abends wieder als Minetta auftrat, begann ein entsetzlicher Lärm, eine förmliche Stagemusik, so daß sie ohnmächtig wurde.

Die Oper mußte ausgesetzt werden, bis eine andere Sängerin die Rolle einküßelt hatte.

Da geschah es, daß ein geistiger Patriot, welcher seit langem in den Kerker Mailands verschwunden gewesen, plötzlich die Freiheit erhielt und das Land verlassen durfte. Bald wurde es auch offenbar, daß die Vellos es gewesen sei, welche seine Freiheit erwirkt habe, indem sie für ihn, der ihr Vater war, ihren Ruf, ihr Herz geopfert hatte. Um den Freund ihrer Eltern zu retten, war sie die Braut jenes verhaßten Würdenträgers geworden.

Sie trat nie mehr auf. Man sah sie nur dann und wann an der Seite ihres Bräutigams durch die Straßen fahren, bleich wie eine Tote. Man drängte sich an den Wagen heran, man ließ sie hochleben, aber sie dankte nie, sie lächelte nie.

\* \* \*

In Rossinis Oper Adelaide di Borgogna (der Text war nach dem Mobybuchigen Schauspiel „Der Schutzgeist“ gearbeitet) sang die Colbran abermals die Hauptpartie. Das Publikum bejubelte ihre Leistung mehr als jede frühere. Nach der ersten Vorstellung ward ihr ein Fackelzug gebracht. Sie und Rossini waren die Helden des Abends.

Die Colbran lud ihn auf dem Nachhausewege zum Souper ein, indem sie sagte: „Nachdem wir den Ruhm geteilt haben, wollen wir auch ein Fuhrn miteinander teilen. Wir beide haben heute ein ruhiges Plauderflüstern wohl verdient.“ —

Sie nahmen also ein fröhliches kleines Souper unter vier Augen ein und gingen dann in den mondlichten kleinen Garten am Hause der Sängerin hinab. Sie saßen zwischen Muttergüllchen und plauderten. Die Nacht war ruhig und hell, es war, als seien sie beide ganz allein auf der Welt. Die Blüten der Süßholzwälder bedeckten die Büsche wie Schnee. Der Tau glitzerte in der Luft, ehe er auf Salme sank.

— „Wie hübschen waren Sie heute, Isabella!“ — sagte Rossini. „Wie bewundernd in Ihrer großen Art. Danken Sie dabei an den schönen Nazzari?“

— „Ich dachte nicht an Nazzari!“ — sagte sie langsam.

— „Ober an Barbaja?“ —

— „Noch weniger...“

— „An wen sonst?“ —

— „Giachino, du bist ein großer Meister...“

— „Oh!“ —

— „Ein Genie!“... —

— „Ah!“ —

— „Ein Stern!“ —

— „Ja!“ —

— „Aber ein Gel.“ —

— „Oh!“ —

— „Ein Gel, weil du nicht siehst, daß ich dich geliebt habe — immer, immer. Schon als du noch arm und unbekannt warst! Ich sah aber, daß dein Herz von Blume zu Blume flatterte, wie ein sommertrauer Schmetterling. Und ich war zu stolz, um dir nichts Anderes zu sein, als eine — Erinnerung, eine erfüllte Laune. Ich stieß dich von mir, obwohl ich nach dir verschmiedete, obwohl ich dich anbetete! Ich ließ dich leben und lieben. Aber dein Genius kehrte immer wieder zu mir zurück, alle deine Schöpfungen trugen meine Züge, dienten meiner Stimme! Dir gehörte mein Herz. Hätte ich heute deine Adelaide so singen können, wenn ich dich nicht liebte?...“ So still war die Nacht, so still wie das Glück.

\* \* \*

Die folgende Oper Rossinis war „Riccardo e Zoraida“. Alle Welt lag der Colbran zu Füßen und die Besten boten ihr ihren Reichtum, ihre Hand. Sie sagte aber: „Ich heirate nur zum Theater!“ — Barbaja strahlte, Rossini triumphierte. „Wann werden Sie sich entscheiden?“ — fragte man sie.

— „Heute Abend!“ — sagte sie. „Derjenige wird mein Gatte, dem ich heute Abend vor allen Leuten sage: „Ich liebe dich!“ — Das Finale kam. Rossini übertrug sich selbst. Barbaja applaudierte in seiner Loge aus Leibesträften. Die Colbran sang wundervoll. Das Publikum rief begeistert: „Rossini! Rossini!“ —

Da neigte sich die Colbran über die Rampe und rief die Arme ausbreitend dem Maestro laut zu: „Ich liebe dich!“ — Es war das so naturgemäß, eine Huldigung der Künstlerin für den Komponisten. Man sah darin einfach eine Ovation. Nur zwei Herzen zuckten schmerzlich zusammen. Das eines Greises, welcher sein Leben entblättert lag, und das eines Jünglings, welchem sein Frühling unterging. Rossini heiratete sie bald darauf in Cassenato.

\* \* \*

Von dieser Zeit an wurde die Colbran faul, uninteressant, schaltonhaft. Und Rossinis Genius versiegte und verarmte. Die Ehe war keine glückliche.

— „Wir haben zu lange gewartet!“ — sagte Rossini, und lebte nur noch für seinen Magen.

Erst als er „Wilhelm Tell“ war, komponierte er wieder eine Oper, „Wilhelm Tell“. Bald darauf heiratete er eine reiche Kränzlin.

— „Sie heiraten noch einmal?“ — fragte man ihn.

— „Ja. Damit ich nie mehr komponiere!“ —

lachte der wohlgenährte Schwan von Belaro.

Er wurde auch leider nie mehr regidiv.



## Jungfräuliche Künstlergestalten.

Ein Erinnerungsblatt

von

Elise Polku.

(Schluß)

**A**us Ausland auch wanderte einmal ein junger Geiger — ein Wunderknaube hinaus in die schöne Fremde, wie weiland Volker der Fiedler. Er hieß Jerôme Gulomy, Schüler seines Vaters, eines ausgezeichneten Musiktheoretikers.

Reiche Lehr- und Wanderjahre, ein selten bewegtes Künstlerleben war ihm bechieden — gar viel machte er einst von sich reden durch die tede Grazie seines Vogens. — Mühselig Volkslieder von ihm zu hören, dem zarten blauen Strahlen, soll herzerregend gewesen sein. Alle Laube durchpflügte er und auf dem Podium der berühmtesten Konzertsäle hat er gestanden, in Begleitung seines flugen und gewandten Mentors, und Beifall überhäuft gezeigt, bis er denn endlich hängen blieb in der kleinen anmutigen Residenzstadt Würzburg und die Stelle eines Hofkapellmeisters dazu benutzte, die Musik nach allen Richtungen hin zu pflegen und zu fördern. — Es mag ihm oft seltsam zu Mute gewesen sein, wenn er in der Stille seiner jungen glücklichen Künstlerzeit in die vergangenen Zeiten zurückträumte, und die

verschiedenen hochinteressanten Gestalten aller Sphären Revue passieren ließ, die ihm in den Weg getreten. Die Bilder des Fernwunders des Schlosses Nupfa an der Südfüße von Taurien flogen dann vor ihm auf, wohin sein Gönner, der Fürst Woronzow, ihn mitgenommen — oder die Schattengestalten der weißen Hofe Preußens der Kaiserin Alexandra — der ersten Frau des Kaisers Nicola, der gar oft auf dem jungen Geiger geruht, und das lächelnde Henriette Sonntag, des Grafen Rossi, das ihn beehrte für irgendwelchen Vortrag — oder die lebenswichtige Freundschaft des Thronfolgers Alexander, die ihn ermunterte. — Würzburg einst das stille baon retro des berühmten Feldmarschalls Wilhelm zur Vizza, des Schülers der Musik, des Freundes des jüngsten Sohnes des Leipziger großen Kantors Bach, Christoph Bach, des Organisten der Hofkirche, das Heim der holdsten Frauenblume, der Gräfin Maria, der Freundin eines Herder, der in Würzburg Hofprediger war, — wach ein wehmütig süßes Jährl spielte sich dort im Jagdschloß Baum bei Würzburg ab, tief im Walde. Da, inmitten der porcellenen Wälder, zwischen den Achen und Birken und den jungen Waldvögeln, hielt damals der hochgelehrte Freund des Grafen Wilhelm, Abt, seine philosophischen Gespräche — sein Sarg stand auch in dem kleinen Jagdschloß, denn eben dort starb er plötzlich. In den verschlungenen Wegen des Parks wandelte der junge Hofprediger Herder neben seiner schönen fürstlichen Freundin auf und nieder. Ein reiches Kind lief gar oft lachend vor ihnen her, das einzige Töchterchen des gräflichen Paares — den Tieren des Waldes Futter treuend mit den kleinen Händen. Und wie bald war alles dort so unsagbar traurig verewandelt!

Der gelehrte Freund tot — das Kind tot — die schöne Maria hinterbend vor heißer Sehnsucht nach dem Liebling ihres Herzens. —

Ein Weihnachtsabend zog herauf, da zündete sich der Graf Wilhelm im Jagdschloß Baum seinen Christbaum in Todesseinsamkeit an. Er baute das hinterlassene Spielzeug des Kindes unter seinen Zweigen auf und die blauen Schleifen aus dem Haar der geliebtesten Frau die nun im Himmel war — und das weiße Gewand das sie zuletzt auf Erden getragen.

Und an jenem ersten einsamen Weihnachtsabend da hatte es der Würzburger Hofkantor gewagt und war in das verödete Musikzimmer des Jagdschlosses Baum getreten in Begleitung seiner Frau, der ausgezeichneten Sängerin, um vor seinem totesamen Herrn das feierliche Requiem Handels intonieren zu lassen:

„Es waren Hirten auf dem Felde“

Die weideten ihre Herden bei der Nacht.“ —

Die helle Stimme der Frau Hofkantorin, ihr frommer Ausdruck und die trostvolle Weise brachten dem Verlassenen die ersten erlösenden Tränen. — Jetzt ist von all dem reichen Leben nur eine stille Gruft übrig geblieben, tief im Walde, unsern des Jagdschlosses Baum, alle Drei, Vater, Mutter und Kind, schlafen dort.

Eine Tafel über dem Eingang zeigt zwei verschlungene Hände und redet von dem heiligen Troste eines Wiedersehens.

Wie oft hat Jerôme Gulomy seine schöne Quarner-Geige mit hinaus genommen in diese Waldseinsamkeit — wie oft hat sie hier selbstan begabend gelungen, und die Ache und Kirche haben verwundert die Häupter erhoben um zu lauschen. — In der kleinen Residenzstadt aber hat der Hofkapellmeister nach bestem Wissen und Gewissen der holden Kunst eine Freiheit errichtet und gar mancher hochberühmte Künstler, manche vielgeehrte Künstlerin, von dem künftigen Fürstenpaar dorthin berufen, legte unter dem Taktstab Gulomys hier glanzvolle Proben der Künstlerkraft ab. — Vor wenigen Wochen erst entfalt das Jopet des Trügnen für immer seiner Hand und der es so hoch gehalten, trat ein in den Zug des Todes. Mäge sein Wirken und Mägen nicht so bald vergessen werden.

Wie ein erster Glockenklang zog aus der „hüßigen“ Stadt am Rhein die Kunde von dem Seligmang eines vornehmen Menschen und Künstlers hinaus in die Welt: der langjährige Domorganist Roden ein schied von himmen. Sein ganzes Leben, sein unermüliches Wirken und Schaffen in der stillen seiner ersten Arbeitszelle war — ein schöner feierlicher Orgelton.

Im ersten Frühling dieses Jahres zeigte man mir in der Blumenstadt Brüssel, auf einer Fahrt nach Laeken, wo ich das Grabdenkmal der hohen Nachtigall Malibran besuchte, ein unscheinbares Haus, in der Vorstadt, zurückgezogen in einen kleinen zierlichen Garten — die stille Wohnung einer hohen Be-

# Santa Lucia

von M. May.

In

Wien war's — im Jahre 1867.

Die großen Restaurationshallen nahe des Theaters sind noch leer. Eine geisterraste Stille herrscht in den Niekenträumen. Die Wärmestöße prangen in kalter Pracht. Kein trauriger Vierton besetzt ihren Glanz. In peinigender, ja düsterer Ordnung stehen die Stühle ringsum. Der Fußboden ist von einer unheimlichen Kälte. Nicht ein Hauchwölken trübt die klare Luft, deren Dronen reichum geradezu herzbeklemmend wirkt.

In der mittleren Halle steht ein Heer von Stellern, ernst und schweigend, wie Soldaten vor der Schlacht. Ihr Haar ist kühl geschleift. Kampfbereit hält ihre Hand die Serviette. Denn nur noch wenige Minuten und die Oper ist zu Ende. Dann wird der Rausch des Schwelgers gebrochen sein. Dann wird Leben und frohes Treiben die weiten Räume erfüllen.

Und jetzt hört man die Thüre des Vestibüls gehen. Lachen und Klauern ertönen. Und bald ergiebt sich's wie ein Strom von Menschen in die Hallen.

Die Kellnerin steht aus dem Saale. Am Fuß der Treppe besetzt die Stühle werden gerückt. Die Leberkeiser werden abgelegt. Elegante Hosen schlüpfen. Bierläser klirren. Bratenluft steigt empor. Hier und da das Anstücken eines Streichholzes. Bald weicht das Lärm dem Dunst der Zigarren.

Nun erst sind die Hallen „gemüthlich“.

Und jetzt auch tanzen die Gäste auf und ein Murren erhebt sich wie das Rollen der Brandung. Darüber weg schlagen einige verständliche Sätze aus der, gleich dem Schaum, den die Wellen am Ufer zurücheln. Natürlich bildet den Hauptgegenstand des Gesprächs die Oper.

Ein wüthiger Kritikus schwört, daß die Stimme des Tenors, „belegter“ gewesen sei, als das Butterbrot, das der Kellner soeben gebracht. Ein Zwanzigjähriger schwärmt noch nachträglich für die „verlenden“ Läufe der Koloraturgängerin. Ein Bankier ist begeistert von der „Silberstimme“ der Brimadonna. Ein Philosoph weidet sich noch immer an der „Tiefe“ der Altistin und ein Seifenfabrikant kann sich nicht anerkennend genug über das „markige“ Organ des Bassisten ausprechen.

Wüthlich aber verstummt die Unterhaltung. Wie ein Schreck durchfährt es die ganze säumende Masse. Einzelne Damen stoßen leise Schreie aus. Alle Mitlet wenden sich nach der Mitte der Hallen.

Dort stehen zwei kleine Mädchen in phantastischer Tracht. Ganz plötzlich waren sie da, wie aus der Tracht hervorgewachsen. Keiner hat sie eintreten sehen. Sie mögen zehn und zwölf Jahre zählen. Das Haar ist schwarz wie Ebenholz. Die Augen leuchten wie bunte Sterne. Der Teint ist gelblich. Auf dem Haupte tragen sie bunte Tücher. Schwarzes Samtmieder, roter Rock, römische Sandalen bilden die Kleidung. Die Füße sind von Sandalen bedeckt. Die braunen Hände halten eine Mandoline. Wer mögen sie sein?

Zigeunerinnen? — Nicht doch! Dafür haben die Gesichter zu klassischer Formen.

Valletten? Natten aus der Oper? — Behüte! Dafür sind die Gesichter zu schmutzig, die Kleider zu zerlumpt.

Aber unter den Lumpen birgt sich eine Grazie, als ob einige Strahlen von Italiens Sonne darin haften geblieben wären.

Kann haben die Kellner die Kinder entdeckt, so fürzen sie wusthaubend herbei.

„Fort! Hinans! Gefund!“

Die Mädchen richten stehend die Augen auf die Wüthigen.

„O no! O no! Prego, Signori, prego!“

Doch die Mitter von der Serviette sind unerbittlich. Schon fassen sie die Kinder bei der Schulter.

Da wirft sich ein rettender Engel auf. Eine junge Dame, stolz wie eine Göttin, eilt herbei und redet den Kellnern zu. Ihr Beispiel wirkt ansehnend. Ringsum ertönen Beifallslaute.

„Ganz recht! Laßt doch die armen Kinder singen!“

„Ja, wenn die Herrschaften es durchaus wünschen“, sagt der Oberkellner achselzuckend, „so müssen wir uns fügen. Aber es ist gegen die Hausordnung.“

rühmtheit: das Heim Gallatts. — Es war zugebet von frischen Ranken, das erste Grün alter Bäume taufte darüber hin. In eben diesem Versteck verträumte der Meister, still und unnahbar zurückgezogen im kleinen Kreise der Seinen, den Abend seines Lebens, zurückschauend mit der hitrigen Ruhe eines Weisen auf die Tage rastlosen Schaffens und wachenden Ruhmes, die hinter ihm lagen. — Ein kleines frisches Zweiglein schaute neugierig durch das Gitterthor — ich brach es verlohnen und legte es damals mitten hinein in Meisters Scheuren Briefe. Wüthte ich doch, wie rüchhaltlos der deutsche Maler den Fremden bewundert hatte! Der Besucher der Museen aller Lande steht tief ergriffen wieder und wieder still vor den überall hin verstreuten Meisterwerken des belgischen Malers — die schaffende Hand berührt nun seinen Pinsel mehr. — Im Jahre 1832 errang der damals kaum zwanzigjährige arme Sohn Tournaens, der Schüler Rembrandts, den ersten Preis der Akademie seiner Vaterstadt für sein Bild: „Gebet dem Kaiser was des Kaisers ist, und im folgenden Jahre schon erwarb ihm eine neue Schöpfung: „Christus die Blinden segnend“, die Mittel zu seiner ersten fröhlichen Studienreise. — Es war ihm damals wohl, als lerne er jetzt erst sehen, vor den farbenprächtigen Bildern der flandrischen, französischen und venezianischen Schule. Nach Gallatts gewaltigem Bild: „Die Abkantung Karls“ stieg die Sonne seines Ruhmes in vollem Glanze empor. Sein Gemout — zum Tode sich bereitend — brachte ihn uns so nahe — durch die Erinnerung an unsern Goethe-Gemout, aber ein Kauschen der Bewunderung ging durch Deutschland und Oesterreich als sein erschütterndes Bild: „Die Schöngilde vor den Leiden Egmouts und Homs“ — seine Weise trat durch alle großen Städte. Da hat denn auch einst in Düsseldorf Caspar Scheuren bewundernd vor dieser ersten Schöpfung seines Kollegen gestanden, voll neidloser Anerkennung des großen fremden Meisters, der mit ihm einen gemeinamen Zug hatte: die Liebe zum Vaterlande, den echten Herzenspatriotismus. — Aber jener legte einen Kranz von Lorbeer und dunkeln, berauschenden Duftenden Purpurblüten zu den Füßen seiner Gelben nieder, Caspar Scheuren, der Sohn deutscher Erde, feierte sie durch eine ungeschätzte Menge loser Sträuße von Frühlingsblumen und wilden Rosen, zwischen denen der Waldmeister blüht. — Beide Meister lebten in tiefer Zurückgezogenheit, nur den Jüngern, der eine in dem grünraunten Heim in Brüssel, der andere in der Malerkabz auf den Ufern des Rheins. — Jetzt wandern beide Hand in Hand in dem Zuge der Toten des Jahres 1887, und gehören — wie ein belgisches Blatt so schon von ihrem edlen Heimgangenen sagt, zu denen: „qui ne meurent pas.“

Da tönt mir plötzlich eine reizend wehmüthige Weise ins Ohr — ein kleines deutsches Lied:

„Und a wunderliebes Diandl  
Hab' i heut weinen gesuht —  
Und da hab i halt gefragt  
Was dem Diandl is geschahn?“

Dies Lied aber hat ein origineller deutscher Musiker gesungen, dem jetzt eine ganze große Stadt nachtrauert: er heißt Otto Heinrich Lange, in Hannover 1821 geboren. — Ob die Welt da draußen viel von ihm erfuhr — ich weiß es nicht, die musikalische Welt in der er eben lebte, liebte und verehrte ihn seit Jahren — er war eine so geniale wie populäre Persönlichkeit, ein hochbegabter Künstler und Komponist, ein echter und rechter Musiker mit Leib und Seele, dabei ein warmherziger Mensch — „edel, hilfsreich und gut“. — Als eine anerkannte Autorität in bezug auf die Kenntnis der Kirchenmusik und des Kirchengesanges aller Zeiten, berief damals der König Georg von Hannover den jungen Musiker zum zweiten Dirigenten des Kirchenchors der Schlosskirche, welcher damals ausgezeichnetes leistete.

Selten hat ein Musiker in verhältnismäßig kurzer Zeit eine regere Thätigkeit entfaltet nach allen Richtungen hin, als Otto Heinrich Lange, und ebenselbst mehr zur Hebung des öffentlichen und privaten Musiklebens beigetragen als eben er. — Mit dem herrlich gesungenen Domchor, der immer schöner erblühte, zog er gar bald in alle Nachbarkreise groß und klein — weit und immer weiter und erntete überall die höchsten Ehren. Dabei leistete er, als bedeutende organisatorische Kraft, die verschiedensten Vereine, gab Musikschulen, nahm kleine wie große Schüler unter seine Obhut und wurde von ihnen allen, Groß und Klein, sehr geliebt. — Wie er noch Zeit und Frische übrig behielt in Privatgesellschaften den zündendsten Humor zu entfalten und eine nimmer müde Lebenswürdigkeit, begriff nur der,

welcher die unerwünschte Gesundheit und elastische Natur des gewissvollen Musikers kannte. Wie mancher seiner berühmteren und ewig klagenden Kollegen beneideten ihn allein schon deshalb brennend! Aus der heftigsten Gesellschaft der Morgengrauen heimkehrend, trieb es ihn gar oft noch an den ersten Arbeitsstich: geistliche Musik — und eine herrliche Sammlung verschiedenster Volkslieder, die vor kurzem bei Breitkopf & Härtel in Leipzig erschienen, beschäftigten ihn bis in die schweren letzten Lebensjahre hinein. Auf Stößen von Manuscripten fällt der Staub — wer läßt sie entstehen? Prachtvolle Männerchöre sind darunter. — Jetzt ist seine Harle verumt, die Saiten sind zerissen, ein tüchtiger Musiker, ein Mensch ohne Falch ist weniger auf der Erde — den jeder lieben und ehren mußte, der ihn kannte. Unzählige gaben ihm tiefbewegt das Geleit bis zu jener dunklen Pforte, die wir das Grab nennen.

Und einer trat soeben in den Zug des Todes ein, der mit den Erinnerungen an die blauen Tage meiner glücklichen ersten Jugendzeit zusammenhängt, wo für mich die Welt „in Weiden“ stand, Henry Panoffa, der Belaguerier.

Es war in meiner Pariser Studienzeit bei dem berühmten unvergesslichen Bruder der Malibran und Pauline Viardots, Manuel Garcia, wo der schon etwas grau melierte Vordenker des vielgeachteten Violin- und Geigenschlers, des einst gezeichneten Violinvirtuosen Henry Panoffa vor mir aufstand. In dem lieben, geistreichen, echten Künstlerhause Jacques Hofenhain gingen wir damals aus und ein, der jugendliche Singvogel, wie man sie nannte, und der gereifte Künstler. Der geniale Klavierpieler Hofenhain und der glänzende Geiger waren ebenbürtige Partner und in dem Salon Hofenhain wurde zuerst jene poetische, reizvolle Geige Panoffas zuerst laut, die noch heute, seelenvoll gespielt wie sie gedacht ist, alle Hörer wie damals entzünden würde. Ein heiterer Lebemann, so erschien damals Henry Panoffa wohl allen denen die ihn nicht näher kannten, den nichts mehr zu übermüthigen Scherzen herausforderte, als — die Jugend. Wir waren entzückt von ihm, alle die jungen Musikschülerinnen aus dem Salon Hofenhain. „Ach, nur noch einmal wieder gedankenlos jung sein“, hörte ich ihn wiederholt seufzen. Damals war er mit der Herausgabe seiner später so viel gepriesenen und beachteten Geigenschule beschäftigt, und jede junge klangvolle Stimme interessierte ihn auf das lebhafteste. Das selten begabte Schwesterkind Grävelle-Biegler gehörte zu den Lieblingschülerinnen Panoffas. Er war einer der gewissenhaftesten Geigenschüler der je gelebt, erfüllt von dem Ernst und der hohen Bedeutung seines Berufs und bis zu seiner letzten Stunde, trotz aller Leiden, sich mit ihm beschäftend. Ein Weltmann und geistvoller Beobachter, von den lebenswichtigen Formen und zugleich ein enthusiastischer Schwärmer für Freundschaft im Sinne Jean Pauls, aber auch ein großmüthiger Helfer und Förderer aller Künstler: — das war der Henry Panoffa, den seine Freunde und Schüler so tief betrauern. — Er starb in dem Hause und in der treuen Pflege seines Schülers Eduard Engel in Karlsruhe.

Auch ein anderer vortrefflicher Sangesmeister ging zur Ruhe: Professor Schimon in Leipzig — Gatte der hochsympathischen Sängerin Schimon-Megan.

Und die Geige eines ruhelosen Wanderers ist jüngst verstummt, die bald wie ein fröhlicher Vogel zwitscherte, bald wie eine übermüthige Brimadonna „auf der Töne Leiter“, auf- und absteigend: Miska Hauser, der einst in allen Landen hochberühmt, jetzt nahezu Vergessene, legte sein Zaubereinstrument für immer aus der Hand.

Ja — das Jahr 1887 hat uns um vieles ärmer gemacht — — möge das neue Jahr mit sanfter Hand jene Wunden heilen die das alte schlug, und uns das erhalten, was wir heute noch unter nennen dürfen voll Liebe und Stolz. — Möge niemand von ihnen allen, an denen unser Herz hängt, eintreten in jenen feierlichen Zug des Todes, der ohne Ende an uns vorüberzieht — bis auch wir still eintreten in seine geschlossenen Reihen. —



Die schöne Dame führt die Kinder zurück in die Mitte des Saales. Ohne Schen legt sie ihre zarten, weißen Hände in die groben, schmutzigen ihrer Schützlinge. Ein lautes „Bravo“ erschallt, daß die Erde über und über erzittert. Sie läßt die Mädchen los und legt sich an ihren Tisch.

Und nun richten die kleinen Italienerinnen sich hoch auf. Ihre Finger greifen in die Saiten der Mandolina. Ein lautes Vorspiel und die hellen, jugendlichen Stimmen beginnen:

„Sal mare lucia l'astro d'argento.  
Placida è l'onda, prospero è il vento.  
Venite al agile barchetta mia,  
Santa Lucia, Santa Lucia!“

Kaum ist die erste Strophe verklungen, so bricht ein Weilssturm los. Viele Menschen, die soeben erst in der Oper die raffinierten Genüsse des Kunstgenusses gestofft, sie hatten noch ein offenes Ohr und Herz für die ungeschliffenen Naturlaute dieser armen Geschöpfe. Aber es war auch nicht der Gesang allein, der diese Kinder anziehend machte: lieber den beiden Gestalten lag ein Schimmer rührender Hilfslosigkeit ausgebreitet, der auch ein abgeklärtes Gemüt ergreifen mußte. Und nicht zum wenigsten — jedes Wort, das die Mädchen sangen, das kam ihnen — man fühlte es — aus tiefer Seele. Man empfand es, sie hatten den silberleuchtenden Stern über dem lucianischen Meere aufgehen lassen; die Wellen des neapolitanischen Golfs hatten ihre Flügel befeuchtet; die Brise des Mittelmeeres hatte ihnen die Stirn gekühlt und in der schaukelnden Barke hatten sie der geliebten Lucia Völbieder gesungen.

Und als ob die Erinnerung sie übermannen, sah man während des zweiten Verses ihre Augen flieh mit Thränen füllen.

„Mare si placido, vento si caro!“

Ein leises Schluchzen tönte durch den Gesang hindurch und die hellen Thränen rannen die braunen Wangen herab. Doch sie kahlten sich wieder und ließen mit schwermüthiger Nahe den Weilssturm veranlassen. Als sie jedoch die dritte Strophe begannen:

„O dolce Napoli, o suol beato!“

da konnten sie sich nicht länger beherrschen. Der Gesang verwandelte sich in lautes Schluchzen und weinend saßen sie sich in die Arme.

„O mia madre! O mia madre!“ klang es aus dem Schluchzen hervor.

Die Zuhörer waren seltsam berührt. Was sollte das bedeuten? Eingekerkert waren bis zu Thränen ergrißen, andere spotteten, noch andere sprachen von einer „Komödie“ zum Zwecke der Ausbeutung.

Da trat die stolze Dame wieder zu den Mädchen hin. Sie war der italienischen Sprache mächtig und fragte nach dem Grund des sonderbaren Benehmens. Die Kinder erzählten unter Zählchen. Sie hörte aufmerksam zu. Ueber ihr edles Antlitz ging es wie Weilssturm, wie Mitternacht. Und bald nahm sie ihr duftiges Schnupftuch und zerdrückte eine Thräne.

Ja, die beiden waren wirklich im sonnigen glücklichen Neapel geboren. Sie hatten dort ihre erste Kindheit verlebt, ihre sonnige, glückliche Kindheit. Und dann war der Vater gestorben und die Mutter hatte die einzige Habe, die Mandoline, ergrißen und war singend damit umhergezogen. Doch in Neapel gibt es viele Sänger, aber wenig Lohn. Sie wanderte also nach Rom. Ganz Italien hatte mehr oder weniger dieselbe Eigenschaft wie Neapel. Deshalb zog sie mit der Mandoline und den Kindern über die Alpen. Von Dorf zu Dorf pilgerten sie, von Stadt zu Stadt, bis sie endlich in der großen Metropole Halt machten. Einige Jahre waren inzwischen verfloßen. Da begann die Gesundheit der Mutter zu wanken. Die rauhen Stürme des Nordens hatten sie erschüttert. Und vor wenigen Tagen war sie gestorben, die Mutter, in fremdem Lande, weit, weit von der Heimat, und hatte die armen Waisen hilflos, schutzlos zurückgelassen. — Nein, nicht ganz hilflos. Ein Arbeiterweib hatte sich ihrer erbarmt und ihnen Obdach gegeben, bis sie das nötige Geld zur Rückreise nach der Heimat, zu den Geschwistern der Mutter, erworben hätten.

Die schöne Frau wußte sich die Thränen aus den Augen. Dann nahm sie einen Teller, legte ein Goldstück darauf und begann eine Wanderung durch die Gassen, wo sie eine solche nimmer für möglich gehalten hätte.

Sie trat heran zu die einzelnen Tische und überall entfalteten ihre wilden Worte die Flamme des Mitleids in den Herzen. Ueberall aber auch rief ihr Erscheinen eine lebhafteste Bewegung hervor. Man blinnte ihr nach. Man flüsterte sich in die Ohren. Kleine Wortgefechte entzündeten sich.

„Sie kommt mir so bekannt vor.“ — „Ich weiß nicht, ich habe die Dame schon irgendwo gesehen.“ — „Wenn ich nur wüßte, wo?“ — „Nichtig, ich sah sie gestern Abend in der Oper.“ Sie sang die Gloria. Wie kann man nur so leicht von Gedächtnis sein?“

„Nun, und wie heißt sie?“

„Kräutlein von Voggenhuber.“

„Unmöglich. Die Voggenhuber ist kleiner.“

„Aber ich sage euch, es ist die Voggenhuber.“

„Ja, ja, sie ist es“, erklang es von allen Seiten. „Es ist Wilma von Voggenhuber, die große Künstlerin mit dem edlen, warmen Herzen.“

Der Teller füllte sich mit allen nur denkbaren Münzen. Auch das Goldstück blieb nicht vereinzelt. Und als die Dame bei der Rückkehr das Geld zählte, da leuchtete ihr geistreiches Antlitz von innerer Befriedigung. Sie ließ sich die Wohnung der Kinder anzeigen. Dann sagte sie:

„Eure Mitternacht ist gesichert. Nach all eurer Mühseligkeiten zusammen. Morgen komme ich zu euch und bringe euch selbst zur Eisenbahn.“

Die kleinen Italienerinnen saßen vor ihr auf die Knie. Sie aber hob sie auf und bedeckte ihnen, daß alle Anwesenenden einen Anspruch auf ihren Dank beklagen. Den aber konnten sie nicht besser ausdrücken, als indem sie noch einmal sangen, diesmal jedoch ohne Unterbrechung.

Die beiden Mädchen stimmten die Mandolinen, wiederholten das Lied und voll freudiger Begeisterung schloßen sie: Santa Lucia!



## Hermitisches.

— Die Vorbereitungen zu der unseren Lesern als Gratisbeilage in Aussicht gestellten „Illustrierten Musikgeschichte“ sind nunmehr zu Ende geführt, so daß mit unserer Nr. 6 bereits die 1. Lieferung erscheinen können. Wir sind vom Glücke begünstigt gewesen in Herrn Professor Dr. Ad. Söboda in München einen Verleger zu finden, wie er für unsere Zwecke kaum geeigneter gedacht werden kann, und auch für Illustrationen — soweit solche nicht auf rein technischem Wege hergestellt werden — haben wir in Max Freiherrn von Branca eine erprobte Kraft gewonnen, so daß alle Faktoren zusammen wirken, die „Illustrierte Musikgeschichte“ zu einem Werke zu gestalten, das in jeder Hinsicht das Prädicat „Prachtwerk“ in Anspruch nehmen wird.

— In Paris hat sich ein Wagnerverein gebildet unter dem Titel: Französischer Verein zur Verbreitung der dramatischen Musik in Frankreich und in den französischen redenden Ländern. Der Vorsitzende dieses Vereins ist Musikdirektor Lamoureux.

— Im Juni d. J. wird im Krystallpalast in Spandau das alle drei Jahre stattfindende Händelfest abgehalten, für welches schon umfangreiche Vorbereitungen getroffen werden. Herr August Manns wird wiederum das Orchester und den 8000 Stimmen zählenden Chor leiten, während für die Soli bereits die Damen Albani, Trebelli, Nordica, die Herren Sautter und Mond gewonnen sind.

— Aus Genua meldet man, daß die Ausführung des Denkmals für Karl Maria von Weber einem jungen, in der Akademie zu Berlin gebildeten Künstler, Herr Peterich aus Schwerin, übertragen worden ist.

— Graf Hockberg, der Intendant der k. Oper zu Berlin hat zwecks der Einrichtung wöchentlich Galaaufführungen an die ihren Platz im Parkett und ersten Rang nehmenden Besucher dieses Instituts das Erhöhen gestellt, zu den Montagsaufführungen im Gesellschaftsaussatz zu erscheinen. Eine Neuierung, für welche jedoch, nach dem Erfolge zu schließen, wenig Meinung in den bez. Kreisen vorhanden zu sein scheint. Dieser Verordnungs hat sich auch bereits der Berliner Volksmann bemächtigt, welcher fragt: Worin unterbreitet sich der Stuttgarter Intendant von Werther von dem Berliner General-Intendanten Grafen Hockberg? Das „Berl. T.“ gibt die Antwort: „Seiner Beschäftigung mit Dichten, und dieser mit Trachten!“

— Die Reichsaufsicht soll nunmehr auch eine Konzertorgel erhalten, und zwar wird sich die Philharmonie in Zukunft einer solchen erfreuen dürfen. Dieselbe wird von der rühmlichst bekannten Hoforgelbauanstalt von Schlag & Söhne in Schweidnitz i. Schl. erbaut werden und 50 Register mit 3500 Pfeifen umfassen.

— Der Sängerkhor des Lehrervereins in Frankfurt a. M. erläßt ein Preisausschreiben für den besten durchkomponierten Männerchor auf ein selbstgewähltes Gedicht weltlichen Inhalts, und zahlt einen Ehrenpreis von 200 Mark und für den in zweiter Linie preiswürdig befundenen Chor einen Preis von 100 Mark. Die Komposition darf nicht über 6 Minuten Zeitdauer beanspruchen. Sendungen unter den üblichen Bedingungen sind an Ant. Pang, Tiergarten 39, zu richten.

## Kunst und Künstler.

— Frä. Florence Thönnissen aus Adl., seit Jahresfrist den „Meinungen“ angeschlossen, erhielt vom Herzog von Meiningen einen kostbaren Brillant-ring — für eine noch so junge Künstlerin eine ganz besondere Auszeichnung.

— Der Seminarlehrer B. Biel in Boppard wurde zum königlichen Musikdirektor ernannt. Die Lehrerschaft der Rheinprovinz, Westfalens und Hohenzollerns wird die Auszeichnung des ebenso beliebten und gefeierten Mannes, als tüchtigen und gründlich gebildeten Lehrers, Musikers und Komponisten mit besonderer Freude begrüßen.

— Henry Herz ist 86 Jahre alt bei Paris gestorben. Daß er noch lebte ist davon das merkwürdigste, denn er war eigentlich völlig vergesslen. Die neueste Schulle hat Herz in Schatten gestellt und weder das Dattillon (Fingerring), das er trug, noch sein Klavieretablissement hielten das auf. Trotzdem ist Herz ein großer Techniker und seiner Kunst geweiht und auch seine Kompositionen sind voll Geist und Grazie.

— Der Verlust zweier anderer hervorragenden Nieren der Kunstwelt und speziell der Berliner Hofoper haben wir zu beklagen: Fräulein Johanna von Gyllburg, die vortreffliche Altistin starb, erst 24 Jahre alt, nach schwerem Leiden. Ihr folgte nur wenige Tage später die königliche Kammerflügelin Frau Wilma von Voggenhuber, seit 1868 eines der hervorragendsten Mitglieder des Berliner Opernhäuses; sie hinterließ neben ihrem Gatten, dem kgl. Kammerfänger Herrn Krolow in Berlin, drei Töchter im Alter von 10, 19 und 21 Jahren.

— Einen weiteren Verlust erleidet die Musikwelt durch den Heimgang des allbekannten und beliebten Klavierkomponisten Stephen Heller; er starb in Paris, wo er mit kurzen Unterbrechungen seit 1838 wohnte. Eine eingehende Würdigung seiner Werke, sowie der künstlerischen, insbesondere seiner Kompositionen, die mit zum besten gehören, was die neuere Klavierliteratur aufzuweisen hat, brachte unsere Nr. 9 des vor. Jahrgangs.

— Einer der populärsten, originellsten und bestechendsten Künstler, welche Württemberg besaßen — der Baldborn-Virtuose Wilhelm Fohmann — ist am 17. Januar nach langen schweren Leiden im Salon zu Ludwigsburg gestorben. Eine Vollnatur von ebenso künstlerischer Tüchtigkeit, als treuherzigem Charakter und heiterer Lebensauffassung ist mit ihm zu Grabe gegangen — er nimmt ein gutes Andenken für immer in Anspruch. Fohmann war am 5. September 1820 zu Gündelsheim als Sohn des dortigen Oberlehrers geboren.

— An Stelle des Professors Schröder, welcher seine Entlassung nachgesucht, ist der vortreffliche frühere Kapellmeister der Hamburger Oper, Jos. Sucher, vom Beginn der nächsten Spielzeit ab auf die Dauer von fünf Jahren als solcher für das königl. Opernhaus in Berlin berufen worden.

Seine Gattin, Rosa Sucher, hingegen hat einen neuen glänzenden Vertrag mit Director Polini in Hamburg auf drei Jahre unterzeichnet.

— Alfred Grünfeld in Berlin erhielt das Offizierskreuz des römischen Kronenordens.

— Felix Dräseke's neue Sinfonia tragica kam kürzlich durch die königl. Kapelle zu Dresden zur ersten Aufführung und erwies sich als ein hochbedeutendes Werk.

— Frau Julie Koch-Hoffenberger, die treffliche Primadonna der Hofoper zu Hannover, ist vom Herzog von Meiningen zur herzoglichen Kammerflügelin ernannt worden.

— Anton Rubinstein ist nun auch wirklich Staatsrat mit dem Titel Excellenz geworden, die er als Musiker längst tatsächlich beist.

— In Berlin erregt der ganz ungenügende Pianist Ernst Schelling mit seinen vorläufigen Aufführungen.

(Fortsetzung auf Seite 37.)



Unter Goldschmied 38 **KOELN** 38 Unter Goldschmied.

# R. K. Hof- Pianoforte-Fabrik Stylvolle Flügel und Pianinos. UD. LBACH SOHN

Neuerweg 40 **BARMEN** 40 Neuerweg.

Unter dem hohen Protektorate Ihrer Königlichen Hoheit  
der Frau Prinzessin Wilhelm von Preussen  
wird Ende April d. J. in Berlin ein

## BAZAR

zum Besten der Pensions-Anstalt der Genossenschaft  
Deutscher Bühnen-Angehöriger

veranstaltet werden.  
Dem erwerbslosen und erwerbsunfähigen Alter bei Angehörigen der deutschen Bühnen im Inlande wie im Auslande Hilfe und Unterstützung in ausreichender Masse zu gewähren, als dies zur Zeit die geringen Mittel der Pensions-Anstalt ermöglichen, ist der Zweck dieses Unternehmens, für welches wir den werthvollsten Beistand wohlwollender Gönner und Freunde der dramatischen Kunst, hochgeachteter deutscher Frauen und Jungfrauen, wie aller davor, welche dem Stande der deutschen Bühnenkünstler ihre fördernde Teilnahme schenken, hierdurch ganz ergebenst erbitten.  
Berlin, den 1. Januar 1888.

Das Zentral-Komitee.

Vorsitzender: Franz Betz, Königl. Kammer-sänger.

Freundliche Beiträge und Gaben für den Bazar erbitten wir zu richten an das Bazar-Komitee, Berlin N.W., Charlottenstrasse 85.

Für Kinder genügt  
1/2-1/3, für Erwachsene 1/2-1  
Tamar-Confiture.  
In Schachtel 20 Pf.,  
auch einzeln  
nur in Apotheken.  
Apotheker  
C. Kanoldt,  
Gotha.

### Apoth. Kanoldt's Tamar Indien

Auswahl, warm empföhl., unschädlich, rein  
pflanzl., sicher u. schmerzlos wirkende  
Confiture laxative  
von angenehm erfrisch. Geschmack,  
ohne jede nachtheil. Nebenwirkung.  
Allen Kchl.  
Appetitlich. - Wirksam.

Seit Jahren in  
Kliniken u. grösseren  
Hospitälern  
gegen  
Verstopfung,  
Blutandrang,  
Vollblütigkeit,  
Hämorrhoiden,  
Migräne etc.  
fortwährend in An-  
wendung.



## Das Harmonium,

welches heute einen ehren-  
vollen Platz in vielen musi-  
kalischen Familien behauptet,  
ist in seiner Schönheit und  
Vielseitigkeit leider noch  
im Zusammenhange als Duo oder Trio mit Klavier oder  
Violine oder mit Violoncello u. s. w. gehört zu den schönsten mu-  
sikalischen Genüssen. Ein Artikel aus „Ueber Kunst und  
Mecr. Jahrg. 1887 No. 17“ der die Vorzüge des Harmoniums all-  
gemein verständlich erklärt, ist jedem Freunde dieses schönen Hausinstruments zu  
empfehlen. Man verlange den Abdruck obigen Artikels gratis von der unter-  
zeichneten Firma, die auch die illustrierten Harmonium- und Pianoforte-Preislisten  
der berühmten deutschen Fabrik von Schiedmayer in Stuttgart versendet, ebenso  
gratis Verzeichnisse des Musikanten-Verlages (Harmonium, Violine, Klavier,  
Gesangs- und anderer Kompositionen), aus welchen Auswahlsendungen auf  
Wunsch gerne gemacht werden.

Karl Simon, Musikverlag, Harmonium- und Pianof.-Magazin,  
Berlin N.W., Markgrafen-Strasse 21.

**Crestensen's** Cotillon-Orden in  
feinster Ausführung u.  
grossartigster Auswahl  
per Dtz. 2.25, 0.50, 0.75, 1.-, 1.25,  
1.50, 2.-, 2.50 bis 12.-

**Crestensen's** Cotillon-Touren, be-  
währte ältere, sowie  
die neuesten und inter-  
essantesten Erscheinungen, auf das Ele-  
ganteste ausgestaltet, per Tour 0.60, 0.75,  
1.-, 1.25, 1.50, 2.-, 2.50, 3.-

**Crestensen's** Cotillon-Bouquets,  
geschmackvollst arrang-  
iert von frischen, ge-  
trockneten u. künstlichen Blumen, per Dtz.  
1.-, 2.-, 3.-, 4.50, 6.-, 9.-, 12 bis 30.

**Crestensen's** Schneebälle mit tan-  
denden der kleinsten,  
weisen Papierschneitzel  
gefüllt per Dtz. M. - 60, 1/2 Gr. M. 3.50, 1/4 Gr. M. 6.-  
Illustrirte Preiscataloge gratis und franco.

**Crestensen**, Königl. Preuss.  
Hoflieferant, Erfurt.

## Kotillon

und Karneval-Gegenstände, komische Mützen, Orden,  
Kostüme, Attrappen, Kalligraphie, Masken, Pe-  
rücken, Stoff- und Papier-Kostüme, Papierlaternen,  
Bisophonos, Spiele, Christbaumschmuck etc. sowie  
künstliche Pflanzen empfiehlt die Fabrik von  
Gelbke & Benedictus, Dresden.

Illustr. deutsche u. franz. Preiskalender Saison 88 gratis u. frko.

## PEDAL-INSTRUMENT

(für Orgel-Übungen)

patentiert, selbständig klingend, zu jeder Art von Klavier-Instrumenten verwend-  
bar, von Fach-Autoritäten für Musik-Institute, Lehrerbildungs-Anstalten sowie zum  
Selbst-Studium bestens empfohlen, fertigen

J. A. Pfeiffer & Co., Pianofortefabrikanten, Stuttgart.

NB. Zeichnung, Beschreibung und Zeugnisse gratis und franco.

## PASTA MACK

(in eleganten Kartons mit  
8 Tabletten) ist ein neues  
vortreffliches Präparat zur  
Herstellung eines höchst  
angenehmen, gesunden und  
erfrischenden

Toilette- und  
Bade - Wassers  
von herrlichem Wohlgeruch.

Gratis-Proben  
bei allen Verkaufsstellen  
erhältlich.

Ein vorzügliches  
Toilettewasser  
und  
Bad  
mit



Vorläufig in den meisten Parfümeriehandlungen und Apotheken des In- und Auslandes.

Alleiniger Fabrikant und Erfinder HCH. MACK in ULM a. D.

General-Depot für Deutschland:

F. Wolff & Sohn, Hoflieferanten, Karlsruhe (Baden).

## MUSIK-

Instrumente und Artikel aller Art 10-15 pCt. billiger geworden. —  
Violinen, Zithern, Saiten, Blasinstrumente, Trommeln, Harmonikas.  
— Spielzeug, Musikwerke, Musikgeschenke aller Art. —  
Nur garantirt gute Waren — Beste Bezugsquelle. — Ferner  
grosses Musikalienlager, billige Preise. — Preisl. gratis-franko  
Instr.-Fabr. ERNST CHALLIER (Rudolphs Nachfolger) in GILSEN.

**ASBECK, OSTHAUS, EICKEN & CO.**  
HAGEN Westph.

**PATENT-TIEGELGUSSTAHLDRABT**

Spezialität Garantie

**KLAVIERSAITEN**

## Die Kohlenanzünder

von J. P. Rüder, Charlottenburg.  
ersetzen das Holz beim Feueranmachen, sind besser, grösser,  
wirksamer, 30% schwerer als andere, mehrfach patentirt und  
daher die vorteilhaftesten.  
Es 1.500 St. 1000 St. 2000 St. 1 inkl. Verpack. frei Bahn-  
kosten 6 M., 8.50 M., 16 M. — 1 hol Berlin geg. Nachn.  
Wiederverkäufer erhalten löhrende Vorzugpreise.



Wilh. Ed. Voigt jr.  
Markenrechtlich i. S.  
Gegründet 1856  
Musik-Instrumenten-  
und Saiten-Fabrik.  
Einzel-Versand  
aus erster Hand  
Anerkannt vorzügl.  
u. billige Bezugs-  
quelle. Illustrierte  
Preis-Verzeichnisse  
gratis und franco.

2. Auflage.

**K. Goepfert,**  
Op. 25 No. 1.

„Skizzen und Studien“  
für Flöte und Klavier.  
(Als vortreffliches Werk von Au-  
toritäten empfohlen.)  
Preis 2.50 Mk.

Kammervirtuos Ph. Winkler-Weimar  
schreibt u. a. „Ich betone, dass es mich  
von ganzem Herzen gefeult hat, diese in  
jeder Hinsicht ebenso schönen, wie fein  
geistigen Stücke kennen zu lernen.“  
Hochachtungsvoll  
Ph. W.

## Prima Solo-Kolophonium

von J. Mohren in Wiesbaden.

Ein neues Präparat von unübertroffener  
Güte sicherte sich dasselbe bereits in den  
bedeutendsten Städten Deutschlands und  
des Auslandes die beste Aufnahme. Von  
Künstlern und Musikern hochgeschätzt,  
wird das Produkt allem andern Kolophon  
vorgezogen. Elegante Ausstattung  
Probensendung 6 St. M. 3.50 fr gegen Nach-  
nahme, bei Entnahme von 30 St. a 36 Pf.,  
60 St. franko, Ladenpreis 60 Pf. Zu bez.  
luch Richard Ehrlich, kgl. Kammer-  
musiker, Wiesbaden, Stiftsstr. 21.

**Hochfeine Harzer  
Kanarienvögel**  
versendet p. Post unter Ga-  
rantie zu soliden Preisen  
A. ZIEGLER, Vogelhändler  
St. Andreasberg in Harz.  
Lobende Anerkennungen  
besitz in Menge.









— Auflage 49 000. —

Vierteljährlich sechs, mit Künstler-Porträts etc. illustrierte Nummern und je einer Extrablatt, bestehend in verschiedenen, für Hausmusik geeigneten Gesangs- u. Instrumental-Kompositionen, Musikalisches Fremdwörterbuch, Musiker-Lexikon, Illustrierte Musikgeschichte, Kautsch-Blätter, Opern-Cyklen u. s. w.

Verlag von Carl Gröninger in Stuttgart  
(vormals W. J. Zenger in Köln)  
Inserate die viergespaltenen Anzeigen-Preise 75 Pfennig.  
Belagen für je 1000 Zettel. Carl Gröninger.  
Alleinige Ausgabe von Inseraten und Belagen bei  
Rudolf Mosse Stuttgart, Leipzig, Berlin u. dessen Filialen.

Preis pro Quartal bei allen Postämtern in Deutschland, Österreich-Ungarn und Luxemburg, sowie in sämtlichen Buch- und Musikalien-Handlungen 80 Pfg., direct von Stuttgart und bei den Postämtern des Weltpostvereins 1 Mk. 60 Pfg. Einzelne Nummern 25 Pfg.

Alle früheren Jahrgänge sind neu aufgelegt in eleg. brosch. Bänden zu 80 Pfg. das Quartal, Einbanddecken u. Nr. 1.—. Preisbrosch. u. Nr. 1.50 durch alle Buch- u. Musikalien-Handl. zu beziehen.

## Franz Sisl auf seinem ersten Ausflug.\*

Briefe seines Vaters, Adam Sisl, an  
Carl Czerny.

Nach den Handschriften mitgeteilt von F. A. Mara.  
(Schluß.)

Paris den 14. Aug. 1825.

Wohlgeborener, schätzbarer Freund!

Sie haben die billigste Ursache auf mich böse zu sein, denn mein Stillstehen war lang und würde mit Recht einer Unabbarkeit unterliegen, hätte ich nicht gegründete Gegenbeweise aufzuweisen, und zwar daß ein Brief an Sie im Monat April kreuzlos unterschlagen und das Postgeld dem Boten im Saal blieb; ähnlich geschah es mit 2 Briefen nach Breßburg, alle diese expedirte ich unter einem und leider nicht einer gelangte an seine Bestimmung. Wahr ist es, daß ich Ihnen seit jener Zeit nicht schrieb, aus Ursache weil wir bald darauf nach England abreisten, und erst um die Hälfte July wiederum zurückkehrten; dann war auch mein benannter Brief so lang und mit so vielen Neuigkeiten angefüllt, daß ich mich sehr langsam entschloß alles noch einmal zu wiederholen. Endlich wollte ich auch den Zeitpunkt abwarten, bis das Les über die Oper von Franz angelangt wäre, doch ehe ich mich einer Unabbarkeit schuldig mache, oder gar Ihre und so schätzbare Freundschaft riskieren sollte, so will ich lieber schreiben und alles wiederholen, sollten mir auch die Nägel von Fingern abfallen. Aber wo anfangen — oh bien.

Hummel war in Paris, beim Instrumentmacher Erard einquartiert, Kost und allem Nöthigen versehen; verheißt sich alles umsonst. S. mag seine Rechnung höher abdrill haben als er sie gefunden hat; er spannte Anfangs die eigenwillige Saite zu hoch, weil er weder sich noch die Franzosen kannte. Er begehrte für ein Soiré 30 Louisd'or, aber leider

wollte Niemand anbeissen. Er würde am Ende mit 10, auch mit 5 vorlieb genommen haben, allein es kam Niemand. Meines Wissens hat er nur einmal in einer Abend-Gesellschaft für 10 Louisd'or gespielt, und dieses hatte er dem Herrn Baer zu verdanken. Er gab 4 Soirées im Erard'schen Hause, auch diese entsprachen nicht seiner Gelderwartung. Endlich ein Concert im Conservatoire-Saale, welchem ich nicht beiwohnte, indem wir schon in London waren; ich habe zwar mit mehreren darüber gesprochen, doch muß ich Ihnen das Resultat aus Ursache, weil ich Hummel zu sehr schätze, verschweigen; und ich glaube Ihnen genüge zu leisten, wenn ich Ihnen sage, daß S. nie seine Rechnung finden konnte mit einer Baare, die er schon so oft und um enorme Preise an die Verleger verkauft hatte. Personen, welche seine Soirées besuchten, fanden seine Improvisation trocken; zwey der Hauptkünstler sagten mir, Hummel ist ein Mittelglied zwischen einem eleganten Clavierpieler und einem Organisten, er hat von beiden etwas, jedoch von keinem das Ganze, wir hatten mehr erwartet.

Moscheles erlitten während der Zeit und manche Zeitungen gaben sich viel Mühe ihm den Thron über alle Talente einzunehmen, allein weit gefehlt. Herr Moscheles mußte so wie Herr Hummel sein Heil suchen, indem sie die vorzüglichsten Artisten zu Hilfe nahmen, und gaben Concert in einem der nicht bedeutenden Säle neben und sich mit einer unbedeutenden Summe begnügten. Diese Herren glaubten einer über den andern ungeheure Vorträge und noch größere Geldsummen weg zu tragen, allein sie führten beide nicht, und Niemand denkt mehr an sie.

Mademoiselle Vellerville\* war auch diesen Winter hier und machte wie alle übrigen sehr schlechte Geschäfte, wie sie es auch verdiente; denn ich kann Sie versichern, daß sie nicht Clavier spielt, sondern Clavier hubelt und ihre Bravura in unverständigen Läufen und Sprüngen sucht. Wir gaben unser Concert im Theater, welches uns immer zu Diensten steht, und ein zweites im Erard'schen Hausaale, während als Hummel seine Soirées da gab, welchem aber S. nicht beiwohnte; wahrscheinlich um nicht Augenzeugen zu sein, daß ein anderer ein größeres Audis-

torium haben kann als er. Doch machte ich mir nichts daraus, und gleich im folgenden Soiré welches Hummel gab, stellte ich meinen Ruben an seine Seite um ihm [die Noten] umzusetzen.

Wir gingen also zum zweitenmal nach England und waren, obwohl bedeutende Familien wegen der Krönung in Rheims abwesend waren, eben so zufrieden als voriges Jahr, ohngeachtet uns der größte Theil der Herren Künstler entgegen arbeitete. Wenn ich einmal endlich nach Wien komme, brauchen wir mehrere Tage um darüber zu reden, und ich dispensire mich indessen von weiterem Detail; doch muß ich Ihnen nur ein einziges Soiré von London erzählen, welches sich in einem sehr ansehnlichen Saal ergab, und wo die ersten Künstler verammelt waren; unter mehreren war auch Herr Nicholson\* Flötist (der englische Drouet), welcher eine Phantasie und Variationen von seiner Composition mit Solo-Abwechselungen des Piano hatte. Als die Reihe an ihn kam, so war unglücklicher Weise das Pianoforte um einen halben Ton tiefer gestimmt, als die Flöte, aus Ursache weil Belmont\*\* in dieser Gesellschaft lang und dieser wegen seiner Stimme überall das Instrument um einen halben Ton herabstimmen läßt. Monsieur Potter, welcher am Clavier saß (einer der vier Directoren von der Philharmonischen Gesellschaft) und den Sängern accompagnirte, sagte zu Nicholson: Ihre Flöte ist zu hoch. Gut, sagte der andere, Sie müssen das Clavier transponiren, denn ich kann meine Flöte nicht erniedern. Was — das Stück ist aus C und ich soll es aus Cis spielen? Das kann ich nicht wagen, das kann nicht sein. Diese Herren disputirten sich lange und machten endlich alles aufmerksamer, weil das Intermezzo schon zu lange dauerte und immer darauf hinansging, ich kann es nicht riskiren. Mein Bub stand an der Seite und hörte diese Schwachheiten; Herr Potter sagte endlich zum Franz: können Sie auch ein wenig transponiren? Ja wohl, ein wenig, versetzte Franz, und ich glaube daß dieses zu transponiren kein zu großer Hazard sein dürfte. Gut, versuchten Sie es, denn ich will es vor einer so ansehnlichen Gesellschaft nicht riskiren, versetzte Herr Potter. Franz legte sich in Cile ans Clavier und transponirte das Stück besser als wenn er es selbst componirt hätte. Erlassen Sie

\* Nachdrücklich sei bemerkt, daß die Originale der vorstehenden Briefe im Archive der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien sich befinden. In Nr. 2, Seite 17, Zeile 2 der Einleitung zu vorstehenden Briefen ist autographisch statt autographierte und in Nr. 3, Seite 21, Spalte 2, Zeile 22 von unten, Steilbelt statt Steilbelt zu lesen.

\* Emilie Vellerville, Pianoforte-Virtuosin und Komponistin, 1808 in Bünden geboren, Schülerin Czerny's, später mit dem Violonisten Dury verheiratet.

\* 1794—1835, in England außerordentlich gefährt.  
\*\* Berühmter italienischer Flötist.

mit Ihnen zu schreiben, welchen Enthusiasmus, welches Erstaunen die Kleinigkeit für den Franz so wohl unter den anwesenden Künstlern als der angesehenen Gesellschaft erregt hat.

Schluß mit seinen zwei Söhnen aus Wien war eben in London; allein seine Philharmonica hat sehr wenig Eindruck gemacht, und wie ich mich überzeugte, so dürfte er sehr unbedeutende Schätze von da wegzutragen. Er gab es Anfangs sehr hoch, ohne zu wissen wie man in England verkaufen müsse, um hoch bleiben zu können; endlich aber mußte er früher eine feinere Sprache zu führen gelernt haben.

Wir verließen England und gingen nach Boulogne am Meer, wo wir täglich im Meer badeten und unsere englischen Strapazen abwaschen; wir unterhielten uns sehr gut, wir machten früh und spät unsere Spaziergänge am Ufer des Meeres, sammelten Muscheln, bewunderten die ankommenden und abgehenden Schiffe, die Fischer des Meeres in einem herrlichen am Ufer des Meeres gebauten Caffeehause, wo immer eine zahlreiche Gesellschaft von ausgezeichneten Personen, welche das Meerbad gebrauchten, zu treffen war, und wo wir da auch im Salon, worin ein Pianoforte stand, uns immer sehr gut unterhielten. Auf vieles Bitten der Gesellschaft gaben wir ein Concert, welches uns für alle Anwesenenden unseres Aufenthalts deckte und noch einen Gewinn von 600 frs. gab. H. N. Sie müssen wissen, daß es in Boulogne viel theurer als in Paris zu leben ist, und daß wir da für ein kleines Zimmer im Hofe täglich 5 fr. und für Frühstück und Mittagmahl 16 francs bezahlten. Doch da wir von England kamen, wo alles im höchsten Grad theurer ist, so war uns dieses nicht so sehr auffallend.\*

Wir kamen nach Paris an und wollten 14 Tage incognito bleiben, um uns zu arrangiren und nach und nach unsere guten Freunde zu besuchen; allein unser Plan wurde schon am 5. Tage gestört, indem wir einen Brief vom Ministerio des arts erhielten, daß wir binnen acht Tagen die Oper (Don Sancho ou le chateau d'amour) von Franz vor der Jury sollen hören lassen. Nun stellen Sie sich vor, in welcher Verlegenheit wir waren. Nichts war cobirt, kein einziger Sänger war vorbereitet; ich verlangte einen Verzicht von vierzehn Tagen, welcher aber nicht angenommen wurde; doch gewährte man einige Tage. Die Jury oder Richterhof (bestehend aus Cherubini, Venton, Boieldieu, Leclair, Gacel) hielt ihre Sitzung, und die Opera wurde angehört und mit größten Beifallsbezeugungen angenommen. Lieber Freund, ich behaupte ich, daß Sie nicht Vater sind; hier wäre ein Feld, etwas über die seltsamen Geheiß der Eltern zu sprechen, und wo man alle Leiden vergißt. Die Oper ist also angenommen und wird, berechnet auf den Eifer, den sich die Theateradministration giebt, längstens die ersten Tage des Octobers gegeben werden. Die Neugierde ist im höchsten Grade gespannt, und der Abend ist in größter Erwartung; bisheute konnte er nicht reiffen, und ich hoffe daß er später sich gar die Flügel verbrennen dürfte.

Franz hat zwei artige Concerte geschrieben, die er in Wien will hören lassen; \*\* wissen Sie, daß wir bis künftigen März zählen nach Wien zu kommen? Wir rechnen im November nach Holland, Niederland, Berlin, Leipzig und von da nach Wien zu gehen, und noch im Herbst unter geliebtes Paris wiederzusehen. Ich wiederhole Ihnen, daß es nur ein Paris für die Kunst giebt, und wir würden schwerlich Wien besuchen, wenn nicht dringende Verhältnisse dahin riefen.

Franz ist so sehr gewachsen, daß er fast so groß ist wie ich, welches alles in Erstaunen setzt. Er kennt keine andere Leidenschaft als die Composition, nur diese gewährt ihm Freude und Vergnügen. Eine Sonate auf vier Hände, ein Trio und ein Quintetto dürfte Ihnen viel Vergnügen machen. Seine Concerte sind zu streng, und die Schwierigkeiten für den Spieler sind zu schwer; ich hielt immer die Hummel'schen Concerte für schwierig, allein diese sind im Vergleich sehr leicht. Ueber seine linke Hand werden Sie Freude haben. Er spielt noch täglich zwei Stunden zur Uebung und eine Stunde Lesen, alle übrige Zeit, wenn wir zu Hause sind, wird der Composition geweiht. Wir gehen fleißig ins Theater, oder vielmehr wir lassen fast keinen Tag aus, dahin zu gehen, weil wir freyen Eintritt in mehrere Theater und zwar in die ersten haben.

Spontini ist in Paris bei seinem Schwiegervater Herrn Erard; wir speisen öfters zusammen, und wenn wir Zeit hätten, könnte dieses täglich geschehen.

\* Zwei Jahre später, am 28. August 1827, fand Naam Best in Boulogne für nur 47 Jahre alt, seinen Tod.  
\*\* Sie blieben unverheiratet.

Ob Spontini ein neues Werk hier geben wird, weiß ich nicht, doch man mußmahe. Spontini hat sich angetragen, den Franz in jeder Art nützlich zu seyn, und war ungemein überrascht als er ihn phantastisch hörte, ohne ihn zu kennen; in diesem Grad hat es Franz sehr weit gebracht, und ich freue mich ungemein, Ihr Urtheil darüber zu hören, wenn wir nach Wien kommen.

Von neuen Künstlern, deren ankommende Zahl immer sehr bedeutend ist, kann ich Ihnen nichts schreiben, denn keiner, obwohl die Franzosen sehr nachsichtig sind, hat einen Grad von Bedeutung erreichen können.

Neue Compositionen nichts von Bedeutung; die Opera von Caraffa gefällt nicht und zwar mit —

Die Strömungs-Opera (Pharamond) ist von drei Autoren, sehr pompeux, allein, Sie wissen, viele Stüche —

Dürfte ich Sie wohl bitten, Herrn Leschen ein kleines Bittel zu schreiben, oder vielleicht sich selbst die Mühe zu nehmen, zu ihm zu gehen und zu sagen, daß er sobald möglich einen Meßpfaß besorge.

Ich bin in der schmerzhaftesten Erwartung daß Sie mir ehestens etwas schreiben werden.

Küssen Sie für uns recht oft Ihre lieben Eltern, so wie wir alle Sie herzlich umarmen und küssen, und Sie stets mit aller Hochachtung und Ehrfurcht als unsern gütlichsten Freund betrachten.

Die Herren Steiner und Käßinger grüßen wir vielmals. Wenn Sie etwas Neues haben, belieben Sie es mir in Ihrem nächsten Schreiben anzugeben. Adieu, theurer und schätzbarer Freund, es ist 2 Uhr in der Nacht.

Leipzig.

Adresse: Rue neuve St. Eustache No. 22  
Hotel de Strassbourg, près la Rue Montmartre.

Die Oper „Don Sancho“, deren Textbuch Théaulon, einen äußerst fruchtbaren und seiner Zeit beliebten Dichter, zum Verfasser hatte, kam am 17. October 1825 in der Pariser Großen Oper zur ersten Aufführung. Adolph Strecker dirigirte, Adolph Mourit, der berühmte Tenorist, sang die Hauptpartie. Als das versammelte, äußerst glänzende Publikum am Schluß Mourit und den vierzehnjährigen Komponisten stürmisch hervorrief, nahm ersterer den für sein Alter ziemlich kleinen Franz, ungeachtet seines Widerstrebens, auf die Arme und trug ihn der jubelnden Zuschauerschaft entgegen.

Das Bühnenleben des „Don Sancho“ war gleichwohl ein kurzes. Nach zwei weiteren, nicht minder beifällig aufgenommenen Vorstellungen verschwand er vom Repertoire. Ein in der Bibliothek der Großen Oper ausbrechender Brand vernichtete nachmals die Partitur. Keine Spur kam von dem Jugendwerk Franz Liszts auf unsere Tage; es blieb zugleich die einzige Oper, die er geschaffen. Sein Genius wies ihn andere Wege.



## Das „Thüringer Volkslied“.

Zwei Briefe von Friedrich Rüden.

Mitgeteilt von

Wilhelm Tappert.

Anfang der 70er Jahre las ich im Berliner „Echo“, die New-Yorker Musikzeitung habe gemeldet, Ludwig Böhrer sei nicht der Komponist des sogenannten „Thüringer Volksliedes“, die populäre Melodie rühre von Rüden her. In dieser Notiz war der Sänger Mantius mit dem Liede in Verbindung gebracht. Mich interessirte die Angelegenheit. Ich frag den ehemaligen Meistersinger v. d. Osten, der das angebliche „Volkslied“ in seinen Konzerten so oft vortragen hatte, nach dem eigentlichen Komponisten. Die Antwort lautete: wenn's keine Schöpfung des Volkes ist, dann rührt es wohl von Böhrer her. Die letztere Version pflegte Hofmann v. Fallersleben als „gartenlaubige Schurke“ zu bezeichnen. Sie fand aber zahlreiche, unermüdliche und unerblühten Anhänger — keine Seele glaubte an Rüden, jeder hielt es mit Böhrer. Ich wollte sicher gehen und schrieb an Rüden nach Schwerin — der Brief blieb jedoch ohne Antwort. Mittlerweile starb Mantius; ich griff — des Harrens müde — zur Feder und gebrauchte in einem Artikel für das „Musikalische Wochenblatt“ (1874, Nr. 40)

über: „Ach, wie ist's möglich dann“ u. a. die harmlos gemeinte Bemerkung: „Den Toten (Mantius) will niemand gefragt, dem Lebenden (Rüden) will keiner glauben. Was ist da zu machen?“ Diese Zeilen reizten den etwas empfindlichen Rüden. Im November 1874 wurde ich durch ein langes Schreiben von seiner Hand überrascht, dessen Wortlaut mittheilenswert erscheint, da bis auf den heutigen Tag die alten Böhrer- und Fabeln noch gar munter in Köpfen, Büchern und Zeitungen herumschwirren: Verehrter Herr Tappert!

Es ist mir vor einigen Tagen von einem Verleger in Leipzig Ihr Aufsatz über das Lied „Ach, wie ist's möglich dann“ zugesandt worden und es thut mir leid, daß Sie mit der Veröffentlichung sich so breitt haben, da ich Ihnen genauen Aufschluß hätte geben können. Sie hätten alsdann nicht nötig gehabt, längst Bekanntes zu berichten, ohne in geringsten die Sache aufzuklären, ja, Sie haben vielmehr durch die mich betreffende Verächtlichkeit dieselbe noch mehr verwirrt. — Leider ward ich d. h. durch die lebensgefährliche, Monate lange Krankheit meiner Frau (am Typhus) verhindert, Ihre freundlichen Zeilen zu beantworten und ich selbst bin erst kürzlich von einem gastrischen Fieber leidlich genesen.

Das Lied „Ach, wie ist's möglich dann“, später mit einigen vollständigen Abweichungen unter dem Namen „Thüringer Volkslied“ allgemein bekannt, ist von mir im Jahre 1827 komponirt und, wie alle meine aus der Zeit von 1825 bis 31 stammenden vielfachen Kompositionen — mit Ausnahme eines Duetts für 2 Soprane „Der Jäger“ — ungedruckt geblieben. Das Gedicht glaube ich in der Gubitzschen Zeitschrift „Der Gesellschafter“ gefunden zu haben; möglich ist aber auch, daß ich dasselbe einer schon gedruckten Komposition entnommen, denn mein Schwager und Lehrer, der Musikdirektor Lührig, hatte ein musikalisches Lehrinstitut und ich komponirte mir zuzugende Texte, wo ich sie fand, ob komponirt oder nicht komponirt, und meine Freunde waren die Verbreiter meiner Sachen; denn ich dachte in Schwerin nicht daran, jemals meine Kompositionsversuche gedruckt zu sehen. Aus dieser Zeit stammt auch ein Lied „Linnich's Hulanen“, welches ich 15 Jahre später in Paris in Streichen von Polen, als bekanntes polnisches Volkslied, vierfingeln hörte. Auch bei diesem Liede war mein Name abhanden gekommen. Anfang der dreißiger Jahre machte das Lied in Schwerin Aufsehen. Meine Freunde sandten dasselbe in meinem Namen an den damals schon nach Paris geschickten General, und Linnich richtete ein sehr anerkennendes Dankschreiben an mich. Auch dieses Lied soll — wenn ich den Text jetzt genug wieder habhaft werden kann, mit dem „Ach, wie ist's möglich dann“ — und zwar wie ich 1827 für Mantius komponierte, — in dem nächsten Text erscheinen Album, welches die Musikalienhandlung Fr. Kistner von meinen daselbst verlegten Liedern herauszugeben gedenkt, Aufnahme finden.

Rechnen wir indes zu dem in Frage stehenden Liede zurück. Etwa in Mitte der fünfziger Jahre hörte ich das Lied zuerst in Ulm wieder und zwar von einem Offizier: Hr. v. Haber du Faure. Es trug die Aufschrift „Thüringisches Volkslied“. Allerdings war die Klavierbegleitung, die Harmonie, und mehrfach die Melodie verändert. Gelegentlich einer Darstellung „lebender Bilder“ in Stuttgart ließ ich meine Originalkomposition (für gemischten Chor arrangiert) und unter meinem Namen ausführen. Man tabelte, daß ich die hübsche, schon vollständig gewordene Melodie — wahrscheinlich um den Sopran wirksamer hervortreten zu lassen — geändert habe und ich entnahm hieraus, daß mein Lied wohl erst durch die kleinen Veränderungen in der Melodie, vollständig geworden sei. Hätte ich nun meine Originalkomposition damals drucken lassen, so würde ich nur Verwirrung angerichtet haben; und wenn auch die vom Volke, oder Sängern gemachten Veränderungen unbedeutend, so gehörten sie doch nicht mir, und mit fremden Federn habe ich nicht nötig gehabt, mich zu schmücken.

Selbst erzählte mir später folgendes: „Anfang der vierziger, oder gar Ende der dreißiger Jahre sei ihm das Lied schon bekannt geworden. Studenten hätten es von Jena nach Jübingen gebracht und er habe es damals nach mündlicher Uebertragung aufgeschrieben. Möglich sei es auch, daß er einige unverständliche Geklungsschrauben nach seinem Ermessen geändert, denn die Herren Studenten wüßten in der Regel den Text genau, aber mit der Melodie haperte es in der Regel. 1863, gelegentlich des großen Gesangfestes in Strassburg, welchem auch Hofkapellmeister Abt und ich als Preisrichter beizuohnten,

sangen am ersten Tage etwa 3 bis 400 Schulkinder, Knaben und Mädchen, unter andern auch einen 2- und 3stimmigen Chor, betitelt: „Schweizerisches Volkslied“, arrangiert von S. oder M. — der Name des Straßburger Lehrers ist mir entfallen. Wir hörten nun unter Benennung „Schweizerisches Volkslied“ eine in zwei Ausgaben von mir bei Schillingen in Berlin edierte Komposition, und zwar den Schillingchor aus meiner Operette „Die Nacht nach der Schweiz“, später als selbständiger Chor, in Opus 41: „Gefänge für Sopran, Alt, Tenor und Bass“, aufgenommen.

Bei dieser Gelegenheit — also 1863 — versprach mir Freund Abt, der mit mehreren musikalischen Zeitungen in Verbindung stand, ja, wie ich glaube, damals Mitredakteur einer „Musikzeitung für Männergesang“ war, meine Autorschaft bezüglich des Liedes „Ach, wie ist's möglich dann“ bekannt werden zu lassen. Ob dies geschah, weiß ich nicht; denn schon während meines Aufenthaltes in Paris habe ich gar keine deutsche Musikzeitung gelesen, und nur von 1864 bis 1873 hatte mein verehrter Freund und Betreuer, Herr Bartholomäus, die Güte, mir sein vortrefflich redigiertes Blatt „Signale“ gratis zukommen zu lassen. In den Signalen habe ich allerdings keine Berichtigung von Abt gefunden. Ich habe schon angemerkt, daß das in Frage stehende Lied zu einer Zeit komponiert ward, wo ich noch nicht daran dachte, jemals etwas von mir gedruckt zu sehen. Dasselbe fand auch nach dem vorzüglichen Vortrage des Herrn Mantius keinen besonderen Anklang. Später ward ich von meinem Lehrer darauf aufmerksam gemacht, daß die ersten Takte des Liedes mit dem Melodietexte im letzten Teile des Gesprochenen F-moll-Quartetts (des älteren Fresca) große Ähnlichkeit habe und deshalb auf Originalität keinen Anspruch machen könne. Dies ist der Grund, weshalb ich das Lied, als in den Jahren von 34 meine Lieder gesucht und bestellt wurden, ich dasselbe nicht drucken ließ. — Ein Volkslied wird selten komponiert, es wird fast immer vom Volke gemacht. Warten Sie nur das Erscheinen meiner Original-Komposition ab, und Sie werden sich ein endgültiges Urteil bilden können. Sie scheinen noch ein sehr junger Mann zu sein, der rücksichtslos seine Ansichten in die Welt schickt, und ich möchte Sie fragen: woher Sie die Lüge haben, daß ich meine Autorschaft 1870 in der New-Yorker Musikzeitung geltend gemacht? Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich von der Existenz dieses Blattes zum ersten Male höre. 1871 erfuhr ich Herr Hermann Mohr, ihm für sein Album „Deutscher Komponisten“ eine Komposition und Notizen zur Vollständigung meiner Biographie zu geben. Hier erwähnte ich zum ersten und einzigen Male öffentlich die Entstehung des Liedes „Ach, wie ist's möglich dann“. Nach dem Erscheinen dieses Albums hat H. Mantius noch 3 Jahre gelebt: ist es meine Schuld, daß Sie ihn nicht befragt? Ich werde nicht verfehlen, Ihnen bei meiner nächsten Anwesenheit in Berlin einen Besuch zu machen.

Hochachtungsvoll

F. Rüden.

Schwerin, den 4. November 1874.

Nicht lange nachher (im März 1875) erschien das Rüden-Album bei Fr. Kistner. Man findet darin das vielgelungene Lied und eine Fignote des Komponisten, durch welche er sein Recht wahr und die mutmaßliche Verbreitung der Melodie durch Studierende mit kurzen Worten darlegt. Für mich war die Frage nach der Urheberchaft ein für alle Mal erledigt. Unsere Novellisten und Fabulisten mochten jedoch auf den unerhöflichen dankbaren Stoff nicht verzichten und es gab auch fernerrhin in jedem jungen Jahre die wunderlichsten Feuilletons, die rührigsten Geschichten, lauter Variationen über das Thema: „Louis Böhner und das Thüringer Volkslied.“ Eine ganz besonders thranenreiche Geschichte forderte 1882 meine energischen Widerstand nochmals heraus. Ich glaubte thörichterweise, es müsse doch endlich gelingen, an die Stelle des Irrtums die Wahrheit zu setzen. Daß es außerordentlich schwer hält, eine festgenutzte, liebgewonnene Ansicht aus den Köpfen der Leute zu entfernen, habe ich in der langen Zeit um das Thüringer Volkslied hinlänglich erfahren. Alle Mühe und Arbeit ist eigentlich umsonst gewesen! Ich schrieb an Rüden, teilte ihm meinen Entschluß mit und erbat mir authentisches Material zur journalistischen Verwendung. Als bald erhielt ich einen zweiten Brief, der natürlich einige Wiederholungen aufweist, jedoch ebenfalls interessant genug ist, um die unverfälschte Wiedergabe zu rechtfertigen.

Mein verehrter Herr Tappert!

Da ich in nächster Zeit mit einer neuen Über-  
türe nach Berlin komme, und alsdann nicht verfehlen

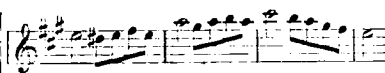
werde, mich persönlich bei Ihnen zu melden, glaube ich die gewünschte und sicherlich genügende Auskunft bis dahin liefern zu können, nur Ihnen gleichzeitig mündlich meinen herzlichsten Dank für Ihre liebenswürdige Teilnahme auszusprechen.

Ich nehme auf mein früher an Sie gerichtetes Schreiben Beziehung und berichte aufs neue Nachstehendes. Das Lied „Ach, wie ist's möglich dann“ ist von mir im Jahre 1827 komponiert. Die Veranlassung gab ein Besuch des Kindes in seiner Vater stehenden, ausgezeichneten Sängers Eduard Mantius bei seinen Verwandten in Schwerin. Ich begleitete, auf besonderen Wunsch, dessen Gesangsvorträge in allen Gesellschaften am Klavier. Da ich d. J. — es war in meinem 17. Jahre — schon manches — namentlich für Militär-Musik — komponiert hatte, wollte ich doch auch gerne von dem berühmten Sänger ge-  
lungen werden. Den Text „Ach, wie ist's möglich dann“ fand ich — wenn ich mich nicht sehr irre — in dem damals sehr verbreiteten „Gesellschaftler“ vom Professor Gubis. Mantius sang an dem Abend: „Ach Sophia süßes Leben“ aus Sargin, Welche Lust Solbat zu sein! Gebet des Hain aus Deron, und die damals so berühmte Romanze „Vertraute Abschied“. Auf diese während wirsamer Piere folgte mein Lied „Ach, wie ist's möglich dann“ und ganz ohne Erfolg. Besonders betriebe mich der Anspruch meines Lehrers und Schwagers Fr. Linth, welcher sich mit den Worten zu mir wandte: „Du hast dich beim Komponieren des Liedes zu sehr von der Gesangsstelle des letzten Satzes des F-moll-Quartetts von Fresca (dem Älteren) beeinflussen lassen. Durch diese Aenderung ward mir das Lied vollkommen ver-  
leitet, und als im Jahre 1833 der Musikalien-Verleger Julius Schubert, dem ich eine Sonate für Piano und Violine einschickte, sich erbot, alle meine Kompositionen zu drucken, konnte ich mich nicht entschließen, das so bemäkelte „Ach, wie ist's möglich dann“ meinem Liebertheile Opus I einzuverleihen. Meine Freunde hatten sich von Anfang an für das Lied interessiert, sich nicht um die bescheide-  
denne Meinungsgeheimnis, und waren nach und nach auf verschiedene Universitäten gewandert; mein Lied mit ihnen. Im Jahre 1832, kurz vor meiner Ueber-  
siedlung nach Berlin, erzählte mir ein Dr. der Medi-  
zin D. . . ., selbst guter Klavierspieler — daß er eines Abends auf seiner Reise in Göttingen einigen seiner Freunde vorgespielt, als unangemeldet ein Fremder mit den Worten eingetreten sei: „Ich bin Louis Böhner.“ Ohne besondere Aufforderung habe er sich ans Piano gesetzt und meisterhaft gespielt. D. habe nun Wein auffahren lassen, und Böhner, die Flasche neben sich, sei bis über Mitternacht hinaus nicht wieder vom Klavierstuhle aufgestanden. Be-  
sonders habe er wunderbar schön phantasiert. Er habe sich Lieder singen lassen, und Freund D. zufällig mein altes Wendenburger Lied: „Ach, wie ist's mög-  
lich dann“ angestimmt. Diese Melodie und die Kava-  
tine „Und ob die Wolke sie verhülle“ — von welcher er sagte, daß sie Weber aus seinem Klavierkonzerte gestohlen habe — seien von Böhner so geistreich und  
interessant verarbeitet worden, wie D. nie etwas gehört. Es ist deshalb wohl anzunehmen, daß Böhner viel zur Verbreitung meines Liedes beigetragen hat, denn er besuchte bekanntlich gern die Universitätsstädte, um, wie er es nannte, mit den lieben Jüngens zu knüpfen. — Böhner hat sich sicherlich niemals für den  
Komponisten des „Ach, wie ist's möglich dann“ aus-  
gegeben, dazu war er zu anständig; oder er mühte es denn in Herzensfreude — schlimmer noch: im  
Wanitz gethan haben. Böhner hat es nie an einem  
Verleger geschickt, wohl aber sehr oft an Geld; wie  
wollen denn die Leute, welche Böhner immer noch  
für den Komponisten des in Frage stehenden Liedes  
halten, es erklären, daß Böhner nicht dasselbe als  
sein Eigentum zu verwerten suchte, es mit seinem  
Namen versehen, als Komponist desselben, irgend  
einem Musikalien-Verleger veräußerte?

F. Rüden.

Schwerin, den 31. Jan. 1882.

In diesem Briefe ist ein kleiner Irrtum zu be-  
richtigen. Böhner hat niemals die Kavatine: „Und  
ob die Wolke sie verhülle“, als Plagiat bezeichnet,  
wohl aber gehören ihm drei Takte von Agathens  
großer Arie:



Sie stammen aus dem ersten Takte des D-dur-  
Konzertes für Klavier und Orchester, op. 8 (Leipzig,  
Breitkopf & Härtel). Das Werk ist A. G. Müller  
zugeeignet, der 1817 als Hofkapellmeister in Wei-  
mar starb.

In einem kurzen Briefe, datiert 13. März 1882,  
meldete mir Rüden seine baldige Ankunft in Berlin.  
Er kam, weil Wisse eine Überreise von ihm: „Er-  
innerung an Stuttgart“, zur Aufführung im Konzert-  
saal angenommen hatte. Ich wohnte der Probe  
am 17. März bei, hörte mit Schagen die jugend-  
frische Komposition und erlebte eine Reihe heiterer  
Stunden mit dem feinen, liebenswürdigen Weltmann,  
dem seiner die 71 Jahre anfielen. Wenige Wochen  
später, am 3. April 1882, starb Rüden in Schwerin  
während einer Fahrt im Vierbahnwagen.

Von seiner einzigen Bedeutung auf dem Gebiete  
des gemittelten Liedes hat unsere Generation kaum  
noch eine Ahnung. Vergessen ist so ziemlich alles,  
auch „Das Mädchen von Juba“, von welchem der  
Verleger schon 1858 nicht weniger als 25000 Grenz-  
plare abgesetzt hatte, wie Rüden in einem Briefe an  
Musikdirektor Hermann Mohr, den Herausgeber des  
Albums deutscher Komponisten (1872) erzählt. „Mit  
wenig Ausnahmen blieb nur eine Melodie übrig: „Ach,  
wie ist's möglich dann!“ Eine einzige Tonblüte er-  
hielt sich, die andern verworfen und starben jämmt-  
lich ab. Man soll diese eine dem toten Manne nicht rauben,  
man soll ihm nicht das Letzte entreißen, was seinen  
Namen in der Erinnerung festhalten geeignet ist!

Ich hoffe, an dieser Stelle, in der verbreitet-  
sten unserer Musikzeitungen, besseren Erfolg zu er-  
zielen, als früher. Die schlichten Mitteilungen Rüdens  
tragen den Stempel der Wahrhaftigkeit und wer jetzt  
noch an „Böhner“ denkt, wenn er das „Thüringer  
Volkslied“ hört, dem — ist nicht zu helfen!



## Fürst und Künstler

von  
I. Erbach.



In den merkwürdigsten, durch Geist und  
Charakter ausgezeichneten Hürnen seiner  
Zeit gehört der Herzog Emil Leopold  
August von Sachsen-Gotha, mit dessen  
großen und glänzenden Eigenschaften Schranken und  
Selbstmengen verbunden waren, die oft Staunen und  
Beitrieß hervorriefen, und mit denen die Mit-  
und Nachwelt sich nicht beschäftigen hat, als mit den ersten.

Ein wahrer Vater seiner Unterthanen, hat er  
sich namentlich in den napoleonischen Kriegsjahren als  
Erhalter und Beschützer seines Völkchens so seg-  
bringend hervorgethan, daß selbst ein Napoleon seiner  
Gefühlsfreiheit und seinem Geiste Achtung zollte.

Man wird ihm daher seine auffälligen Sonder-  
barkeiten, welche aus seiner genial-widerprüchsvollen  
Künstlernatur hervorgingen, leicht verzeihen und sich  
vielmehr daran ergötzen.

So kam es vor, daß er bei Hoffesten in einer  
römischen Toga, ein anderes Mal gar in einem Frauen-  
kleide, mit einem Kranz im Haar, erschien. Das  
legtere ließ er fast täglich anders färben, so daß er  
oft von seiner nächsten Umgebung im ersten Augen-  
blick nicht erkannt wurde.

Durch barocke Einfälle seine Hofgesellschaft zu  
düpierten und perfizieren, war ihm überhaupt ein  
ganz besonderer Genuß.

Eines Tages bei einer großen Tour sagte er jedem  
der Anwesenden mit geheimnisvoll-freundlicher Miene  
ein paar Worte ins Ohr, welche verbürgte Geister  
hervorrufen. Nachdem der Herzog sich zurückgezogen,  
traten die Gäste zu einander, und fragten einander,  
was der hohe Herr ihnen gesagt habe. Anfanglich  
wollte keiner mit der Sprache heraus, endlich aber  
sagte der erste: „es ist unbegreiflich, aber mir hat  
seine Hoheit höchst gnädig: eins, zwei, drei! zuge-  
spielt.“ Mir raunte er mit wichtiger Miene: „vier,  
fünf, sechs! ins Ohr.“ rief der zweite, „und mir: sie-  
ben, acht, neun!“ lachte der dritte, und so zeigte  
es sich, daß der Herzog, immer weiter zählend, die  
leeren Konversationen auf diese Weise hatte perfizieren  
wollen.

Ihren

ergebensten  
F. Rüden.



Des Herzogs reiche geistige und künstlerische Anlagen waren durch eine sorgfältige Erziehung ausgebildet worden, und der Drang nach Beschäftigung dieser Gaben machte sich auf verschiedene Weise geltend. So schrieb er unter dem Namen „Mylleion“ oder ein „Jahr in Athen“ eine Sammlung von Gedichten und Jodeln, welche großes Talent, aber Mangel an Konzentration zeigen, dann wieder einen Kunstroman: „Pantodone“, der unvollendet geblieben ist, und ergoß Geist, Gemüt und Phantasie in Briefen, namentlich an den ihm kongenialen Jean Paul.

Am glücklichsten aber liebte er die Tonkunst, für welche er eine besondere Begabung besaß, und um welche er sich nicht geringe Verdienste erwarb. Er war ein vortrefflicher Liederkomponist, der durch die Wahrheit, mit welcher er die Empfindungen des Dichters in Tönen wiedergab, sowie durch reizvoll harmonisch durchwebte Melodien sich vortrefflich auszeichnete. Ja er hatte sogar eine Oper geschrieben, aus welcher, wie Kenner versichern, das feinste Kunstgefühl und die edelste Originalität hervorsprang, die aber, seinen Grundgedanken und seiner beabsichtigten Bestimmung gemäß, der Öffentlichkeit vorenthalten blieb.

Die natürliche Folge dieser Neigung und Vorliebe des Herzogs zur Musik war die achtsamste und liebevollste Pflege der Kunst, welcher sich die Künstler seinerzeit zu erkennen hatten, verbunden mit den aufmunternden Belohnungen und der verständnisvollsten Teilnahme an ihren Werken.

Wie dem Herzog nicht leicht eine auf dem Kunstgebiet neu auftauchende bemerkenswerte Erscheinung entging, so war er auch auf den jungen wiederjünglichen Karl Maria von Weber durch dessen Kompositionen und Schriften aufmerksam geworden, und lud ihn, welcher sich gerade in Leipzig befand, mittels eines äußerst liebenswürdigen, geistreichen Briefes, zu längerem Besuche in Gotha ein.

Nicht minder der Ruf des Herzogs, wie die fast unübersehbare Fülle der Einladung, veranlaßten Weber, derselben nachzukommen, und so traf er Ende Januar 1812 in Gotha ein, wo er, im Namen des augenblicklich abwesenden Herzogs, von dessen liebenswürdigem, ebenfalls sehr musikalischem Bruder, dem Prinzen Friedrich, empfangen wurde.

Die kleine freundliche Residenz beherbergte damals nicht wenig berühmte, für Künstler anziehende Persönlichkeiten.

An der Spitze der ausgezeichneten, viele Virtuosen enthaltenden herzoglichen Kapelle stand der große Ludwig Spohr, dessen Gattin, ein Gothaer Kind, die vortreffliche Kapellmeisterin Dorette Scheidler war. Spohr, der als Mensch keines allzu selbstbewußten, deren Wesens und Auftretens wegen, weder am Hofe noch in der Stadt beliebt, wenn auch als Künstler hochgeschätzt war, empfing Weber, den er eigentlich nur als höheren Diskontanten gelten lassen wollte, und von dem er fürchtete, daß er ihm beim Herzog Abbruch thun könnte, mit kühler Geradsinnigkeit. Wie abfällig Spohr später selbst über den „Freischütz“ urteilte, ist bekannt.

Desto freundlicher wurde Weber von dem Cellisten Schick, dem Lehrer des Herzogs, und von dessen Gattin, der berühmten Violin-Virtuosin Strina-Sacchi aufgenommen.

Im Hause des Ministers von Thümmel machte Weber die Bekanntschaft von dessen Bruder, dem großen, aber noch höchst liebenswürdigen Dichter Moriz von Thümmel, dem Autor der „Wilhelmine“ und der „Meile in das mittägliche Frankreich“, und bei dem Superintendenten Köster traf er zufällig den Pfarrer aus Eutin, welcher ihn einst dort getauft hatte.

So fehlte es denn nicht an reichvollen Beziehungen aller Art.

Alles aber wurde übertroffen durch den Empfang, der Weber seitens des Herzogs nach dessen Rückkehr zu teil wurde. Er fühlte sich völlig bezaubert durch die ihm höchst sympathische geistliche Lebenswürdigkeit des hohen Herrn, und seine erste Eindrücke erlitt auch eine Abwöhnung, sondern erneute und verstärkte sich, trotz mancher Schrecken und Eigenheiten, bei jedem späteren Besuche.

Während seines achtstägigen Besuchs ließ der Herzog Weber fast nicht von seiner Seite. Er speiste mit ihm, veranlaßte ihn, während er seine Gedichte recitierte, dazu die Begleitung auf dem Klavier zu improvisieren, oder ließ ihn mit Spohr zusammen spielen, wobei er wie in Verkückung zuhörte und nachher nicht genug Worte des Lobes und der Bewunderung finden konnte. Bis tief in die Nacht hinein mußte Weber dem Herzog Bruchstücke aus seinem Roman: „Künstlers Erdentwahn“, an welchem er damals schrieb, vorlesen, während der Herzog Weber

wiederum einen Stoß seiner Dichtungen übergab, um daraus die zur Komposition geeigneten auszuwählen.

War nun zwar der Umgang mit dem Herzog auch höchst anregend, so wurde Weber dadurch doch so erregt, daß er den nächtlichen Schlaf dabei einbüßte. Spohr, in seiner ruhigen, gelassenen Weise, lachte ihn aus und sagte: „wenn ich's mit dem Herzog so geistreich treiben wollte wie Sie, so könnte ich schon längst meinen Fiebelbogen mehr halten.“

Obgleich Weber sich vornahm, dies für die Zukunft zu beherzigen, so übte doch bei seinem nächsten Besuch, welcher auf dringende Einladung des Herzogs bereits im September desselben Jahres erfolgte, die faszinierende Natur des Fürsten die alte Wirkung auf den nervösen Künstler aus.

Ueber seinen Empfang schreibt Weber an Moschitz in Leipzig: „Den 6. kam ich hier an, wurde vom Herzog mit ausgesuchter Liebe empfangen, bezog ein sehr liebliches Stübchen mit Aussicht ins Grüne im Palais des Prinzen Friedrich und ging den 8. mit dem Herzog nach Reinhardtsbrunn, wo meine Vingenfügel und Hände — durch Singen und Spielen — sich schon in Bewegung setzen mußten. Nun ist er ein paar Tage verrückt, und ich benutze die Ruhe zu ruhigen Arbeiten. Er scheint ein großes Lusthaben zu haben, mich zu behalten. Ich glaube vielleicht alles frei und 1000 Thaler — das glaube wohl an, nebst gehörigem Urlaub . . . !?“

Es ist als ein Glück für Weber zu betrachten, daß es mit der dauernden Anstellung bei dem ebeno genialen wie ergötzlichen Fürsten, der trotz aller geistlich anregenden Liebenswürdigkeit eine Künstlernatur, wie die Webers, auf die Dauer völlig absorbieren mußte, nichts wurde.

In seiner Musiklosigkeit vermochte der Herzog nirgends lange an einem Orte auszuharren, und so mußte dem Weber ihn von Gotha nach Reinhardtsbrunn, von dort nach Friedrichroda u. s. w. begleiten und allen seinen Einfällen nachkommen. So kam er oft auf die barocke Idee, ein gefühlvolles Lied in einen Marsch umzuwandeln zu lassen, zu welchem er dann den Kiedertitz sprach und über den Kontrast herzlich lachte. Ja Weber ließ sich, dem Herzog zu Liebe, sogar herbei, einige seiner eigenen Lieder auf diese Weise zu — „berangeneht“, wie er es zu nennen pflegte, obgleich er sonst in solchen Sachen sehr streng war. Sehr liebte es der Herzog, wenn Weber, während er selbst las, leise auf dem Klavier phantasierte, wodurch er oft in eine bis zu Thränen gerührte Stimmung gebracht wurde.

Nicht bloß durch Worte, sondern auch durch häufige, teils kostbare, teils wunderliche Geschenke aus seiner Maritimensammlung suchte der Herzog seine Dankbarkeit zu bezeugen.

Am Geburtstag des Herzogs, in einem Hofkonzert war es, wo der besonders gut aufgelegte Weber die ganze Gesellschaft durch sein wunderbares Improvisationstalent auf dem Klavier in Staunen und Entzücken versetzte. Die Herzogin hatte ihm das Menuett aus Don Juan zu Thema angegeben, und der Herzog sagte, um ihn durch die Schwierigkeit „zahn zu machen“, das Motiv des „Scherenscheifers“, eines damals viel gesungenen Volksliedes, hinzu.

Sobald Weber hatte daran noch nicht genug; er nahm noch die Melodie eines vom Herzog komponierten Liedes auf, und verband und verschmolz die drei Motive auf die genialste Weise, um sie endlich in einen brillanten Schlußsatz zu vereinigen.

Bei der Heimkehr von diesem Konzert hörten Weber und Spohr, als sie bei der Wache vorbeigingen, spanische Soldaten, welche die napoleonischen Kriegszüge hieher geführt hatten, Nationallieder singen, von deren Eignart sie so gefesselt wurden, daß sie, trotz der kalten Winternacht, lange Zeit stehen blieben und zuhörten. Später hat Weber einige der hier vernommenen Melodien in seiner Preciosa verwendet.

Ueber drei Monate hat Weber der Gast des Herzogs gewesen, der mit ihm, wie mit seinesgleichen verkehrte, und nicht leicht wurde es ihm, zu schreiben. Allein er fühlte, daß dies geschehen müßte, da er in Gotha Ruhe zu ruhiger Arbeit nicht gefunden haben würde.

Der Abschied war von beiden Seiten sehr bewegt. Mit einem jener Wilts, wie nur er sie abzufragen verstand, sendete der Herzog Weber fünfzig Friedrichsdor als „Honorar für Unterricht im Geist der Musik“, während Prinz Friedrich, ein geschmackvoller Sänger, für welchen Weber eine Gesangsprobe mit Chor komponiert hatte, ihm im Hingebenen „funkelnden Diamanten für seine funkelnbe Melodie“ verehrte.

\* „C. M. v. Weber“ von M. M. v. Weber.

Erst zwei Jahre später, im September 1814, sollte der dritte und letzte Besuch Webers bei dem Herzog stattfinden, und zwar auf dem im tiefen Walde, in der räumlichen Tonia gelegenen alten Schlosse Gräfenonna.

Ueber seinen Empfang und Aufenthalt daselbst schreibt Weber an seine Braut Karoline Brandt in Prag: „

„Das uralte Schloß, in dessen schauerlichen Gemächern, beim Klappen alter Fenster und Thüren, ich haule, umfaßt mich recht wohlthätig in seiner Stille und gibt mir im geistvollen Umgang mit dem Herzog eine gewisse gemüthliche Ruhe, in der ich recht viel zu arbeiten fähig wäre, wenn nicht gewisse anderweitige Gefühle mich hinwegzögen und ich gar lieblich zu dringlich in alles Denken einmüthete.“

„Ich kuschelte herans mit einer gewissen ängstlichen Empfindung, die mich immer besaß, wenn ich jemand lange nicht gesehen habe. Diese Furcht war aber ungegründet, denn der Herzog empfing mich so herzlich wie möglich. Von meiner baldigen Abreise will er nichts hören. Seine Güte und Liebe ist wirklich außerordentlich, und so anziehend und brillant sein Geist ist, so oft habe ich auch Gelegenheit, sein ganzes Herz zu bewundern, das nur zu oft verkannt wird, da er allerdings zuweilen etwas scharf mit seinem Witz die Thorheiten anderer geißelt. Wenigen Menschen würde diese Einsamkeit behagen, in der sich der Herzog so wohl fühlt, und in der er nur die Menschen, die er gern mag, um sich hat. Ueberhaupt ist er mit seiner unendlich regen Phantasie überall zufrieden und so heile. Am liebsten sitzt er neben mir am Klavier und distilliert mir so gleichsam die Gefühle und Bilder, die ich in Tönen ausdrücken soll, so daß er ganze Geschichten erfindet und erzählt, während ich sie zugleich in Musik setze. So vergeht Tag auf Tag und ich kann darauf rechnen, jeden Abend durch eine neue Idee oder Ansicht bereichert, in meine Stube zu kommen.“

Nach dieser anmuthenden Schilderung wird man annehmen dürfen, daß der Herzog viel von seiner früheren Unruhe und Musiklosigkeit abgelegt hatte, so daß dies letzte Beisammensein besonders wohlthunende Eindrücke zurückgelassen haben wird.

Manches in der Persönlichkeit des Herzogs erinnert an den jetzt regierenden, namentlich auch für musikalische und literarische Produktion so hervorragenden begabten Herzog von Sachsen-Rothburg-Gotha, dessen soeben erwähnte Denkwürdigkeiten das allgemeine Interesse erregen, während andererseits das menschlich schöne Verhältnis zwischen dem Herzog Leopold August und Karl Maria von Weber an die Beziehungen Ludwig II. von Bayern zu Richard Wagner gemahnt und verbietet, in das Gedächtnis der Lebenden zurückgerufen zu werden. Der Herzog starb 1822, vier Jahre vor Weber, dessen angestrengte schöpferische und Berufstätigkeit es zu einem Besuch bei seinem fürstlichen Freunde nicht mehr kommen ließ.



## Die Wagner-Küste.

Eine heitere und lehrreiche Geschichte aus dem Leben.

Von Ernst Pasquell.

„Was ich ich, verehrte, schöne Frau! Sie gehen an dem Stadttheater vorbei, heute, wo Wagners Meisterfänger mit Emil als Walther von Stolzing so viel verheißend auf dem Zettel prangen? Ich bin starr vor Ueberraschung!“

„Es geschieht aus ganz natürlicher Ursache, Herr von Weidling“, entgegnete lachend die also angeredete Dame, eine junge bühnenschöne Frau in eleganter, doch nicht übertrieben moderner Toilette. „Ich bin auf dem Wege nach meiner Wohnung und muß an unserm Opern-Tempel vorbei. Uebrigens freue ich mich, Sie wieder in der Vaterstadt begrüßen zu können, denn Ihre stammenden Worte von vorhin lagen mir deutlich, daß Sie seit meiner Vermählung, also ein volles halbes Jahr, abwesend waren, also nicht wissen, was mit mir und meinem Gatten, den Wagner-Gustavisten vorgegangen ist. Um den alten Freund meines elterlichen Hauses sofort aufzuklären, teile ich

\* „C. M. v. Weber“ von M. M. v. Weber.



Ihnen noch mit, daß wir heute unseren — Saydn-Abend haben und uns recht sehr freuen würden, Sie dabei als Gast in unserer Mitte zu wissen."

"Mein Staunen erreicht den höchsten Grad! Was ich höre, ist mir unfassbar!" entgegnete Herr von Weibling, ein schmaler Offizier. "Die herrliche Offenbarung des größten musikalischen Genies unseres Jahrhunderts, die wahrhaft wunderbare Darbringung seines herbensten Interpreten unserer göttlichen Emil, die Fräulein Hanna von Bergla bewundernd über alles stellte, was je für die Opernbühne geschrieben, ist auf derselben einem unbächtigen Publikum geboten wurde, wird heute von Frau Johanna Sandardt einem Saydn — ein längst überwundener jopziger Standpunkt — nachgelegt!" Das begreife, wer kann — ich vermag es nicht!"

"Kommen Sie heute Abend zu uns und Sie werden die Ursache erfahren, mich verstehen und uns Ihre Billigung gewiss nicht vorenthalten."

"Um diesen Preis würde ich Richard mitamt dem Emil für heute darangeben — wenn ich nicht zu gesagt hätte, die Familie L. in ihrer Loge zu begrüßen. Vermag ich mich nach dem ersten Akt ohne Aufsehen zu entfernen, bin ich zur Stelle, denn meine Neugierde auf dieses unbegreiflichen Rätsels Lösung ist nach weit größer als meine Begeisterung für das Werk des Meisters von Bayreuth und unserer Helidentenor's urkräftig schöne Töne."

"Somit dürfen wir wohl auf Ihr Kommen rechnen, was mich und meinen Mann ungemein erfreuen wird. Um acht Uhr beginnt unser Saydn-Abend, um neun wird soupiert, und nun — auf Wiedersehen, Herr von Weibling! Ich muß eilen, habe noch mancherlei zu besorgen, um den lieben alten Vater Saydn würdig bei uns feiern zu können."

Damit reichte Frau Sandardt dem jungen Offizier zum Abschied die seine behandschulte Hand und mit einem freundlichen Grinsen der schönen dunklen Augen entfernte sie sich.

Herr von Weibling blickte ihr noch eine ganze Weile nach, als ob er sich von seinem Staunen nicht erholen könne, dann schüttelte er bedeutend den Kopf und trat auf den von Menschen, Equipagen und Droschkas förmlich verperrten Eingang des Stadttheaters zu.

Frau Johanna Sandardt war die Tochter, das einzige Kind des alten pensionierten Oberst von Bergla; sie hatte eine vortreffliche Erziehung genossen und auf dem Piano eine Fertigkeit erlangt, die sie in die Reihe der hervorragenden Virtuosen gestellt haben würde, hätte sie ihre Kunstfertigkeit für die Öffentlichkeit verwerten wollen. Dabei hatte sie sich gründlichere Kenntnisse der musikalischen Kunst angeeignet, als der größte Teil der klavier spielenden Damen ihrer näheren und weiteren Umgebung. Dies und ihre stets mächtig auffommende Begeisterung, die alles mit sich forttrug, verbunden mit seltenen körperlichen Vorzügen, denen die Männerwelt sich hübschend beugte, hatten Fräulein Hanna von Bergla an die Spitze von allem und jedem Musiktreiben in den ersten Familien der Stadt gestellt. Ihr Urteil war immer und überall maßgebend und ihr Verständnis der Wagnerischen Tonkunst gab der allgemeinen Begeisterung für den Meister von Bayreuth einen festen Halt. Diese Begeisterung übertrug sich naturgemäß auch auf den Sänger, der mit einer wahrhaft herrlichen Stimme begabt, deren war, die schönsten Schöpfungen Wagners, den Hohenstein und den Walther von Stolzing dem Publikum zu verkörpern. Hierdurch wurde der Wagner-Kultus mit der Zeit zu einem fast göttlichen, bei dem man nur noch zweifelnhaft sein konnte, ob er auch allgemein in erster Linie dem Meister oder seinem glänzenden Sänger-Interpreten galt.

Eine Folge hiervon war, daß man im Stadttheater am liebsten Wagner und seinen gottgegebenen Sänger hörte, in den Salons nur von beiden sprach, nur für sie schwärmte und — was bei solcher hochgradiger Begeisterung nicht ausbleiben konnte — über den Meister von Bayreuth der anderen großen Tonmeister so ziemlich vergaß. Und das talentvolle, geniale und schöne Fräulein Hanna von Bergla galt als die Verkörperung dieser Schwärmerie, welche die vornehmere musiktreibende weibliche Bewohnerschaft der Stadt ergriffen hatte.

Im März, am Tage des Frühlings-Anfangs, hatte die Hochzeit der begeisterten Wagner-Berehrerin stattgefunden. Der Glücklich, welcher diese wertvolle Perle ihres Geschlechts heimführen durfte, war der junge Dr. juris Adolf Sandardt, natürlich auch ein ebenso vortrefflicher und leidenschaftlicher Musiker. Er spielte die Geige gleich meisterhaft wie das Klavier,

hatte dabei eine sehr hübsche Baritonstimme, sprach über Musik wie ein Professor dieser schönen Kunst und besaß zugleich eine erstaunliche Kenntnis der Musikliteratur aller Zeiten und musiktreibenden Völker.

Diese gleiche Leidenschaft hatte die beiden Wad-dore des Musiklebens und -Treibens der Stadt zusammengeführt und zugleich in ihnen eine andere noch weit schönere und höhere Leidenschaft geweckt, genährt und zur vorliegenden Flamme angefaßt, die Hymens Fackel entzündend nährte, und denn auch am Tage des Frühlings-Anfangs vor dem Altar ihre ewliche Veredigung, oder stillerrecht gesprochen, ihr "Finale appassionata primo" finden sollte.

Das war eine Aufregung in den musiktreibenden Familientreibern der Stadt, als der Tag der Hochzeit der beiden Spitzen ihres hochentwickelten Musikstums, der Priester ihres Wagner-Kultus bekannt wurde. Wie bereiteten sich die jungen Damen und Herren zusammenzufinden, in Gruppen, oder heimlich, paarweise, um zu beraten, wie man die Vermählung feierlich-würdig feiern und besonders, was man den beiden als geistreiche Hochzeitgabe widmen könne. Es konnte nur etwas Musikalisches, natürlich nur Wagnerisches sein und nicht wenig gedankenschwer fielen sich die glänzenden Stimmen der jungen Schönen unter den zierlichen Köpfen — die ein Professor, sogar einer der Reithen! so unästhetisch "Troddehaar" benannt hatte! — wie blickten ihre strahlenden Augen lachend in die Ferne um das Mächtige, allein für solchen hohen und trohen Festtag, für solche bevorzugten Lieblichen der edlen Frau Musik und des göttlichen Wagners Würdige zu finden! Und sie fanden es! Der Liebe zu dem jungen und wirklich lebenswürdigen Paar, der Schwärmerie für Wagner und dessen herrlichen Werken konnte die Lösung solcher Aufgabe auch nicht schwer werden. Dann ging man frisch und mit der nötigen Begeisterung aus Werk.

Doch seltsam! hatte man auch meistens im Verein, in musikalischen und anderen ständchen beraten und geraten, keine der Schönen sagte der anderen, was sie denn eigentlich gefunden hatte. Eine jede von ihnen glaubte die allerhöchste, die allerherrlichste Lösung erreicht zu haben, ein Gedanke, den nur die Göttin der Tonkunst selber eingeben haben konnte und der erst dann der kammenden Fremdbeschar, wie dem glücklichen Paar in seinem ganzen Glanze sich enthüllen sollte, wenn Hymens Fackel ihn ins rechte Licht stellen würde.

Und der Tag der Vermählung kam heran und mit ihm die so eifrig geplanten, verwirklichten herrlichen Hochzeitgaben — nebst ganz neuen Ueber-raschungen.

Es war am Tage vor der Hochzeit, am Morgen, der alte Oberst von Bergla, seine Tochter Hanna und Konfine Traubchen, ein nunteres hübsches Mädchen, die nach Hannas Verheiratung dem Hausstand des Doktors vorstehen sollte, hatten geträumt und der Brautvater zündete die braungerauchte Meer-schaumpeise an, um bei den aufsteigenden Dampf-wölkchen so recht gemütlich seine Zeitung zu lesen. Fräulein Hanna erwartete die Modistin und die Klei-berkünstlerin, um die letzten Anordnungen für die Toilette des hochwichtigen Tages zu treffen. Der Oberst hatte seiner talentvollen und ruhigen Tochter volle Freiheit gelassen, ihren künstlerischen Neigungen zu leben, wenn er sie auch oftmals mit recht derben Scherzen über ihren Wagner-Kultus neckte, den er mit Vorliebe als "hyperbolisch" bezeichnete. So vermochte er auch jetzt, da Hanna recht ungeduldig über das Ausbleiben der beiden sehr wichtigen Persönlich-keiten wurde, die nettsche Frage nicht zurückzuhalten, ob die "Tonart" des Brautkleides — um das er sich bis jetzt nicht im mindesten gekümmert hatte — endlich festgelegt sei; ob es im Godeschick der Meisterfänger, oder nach Brabanter Motiven Eisa komponiert werde?

"Erraten, du böser — du lieber Papa!" hatte Hanna, heiter auf den Scherz eingehend, geantwortet, zugleich fiel sie dem alten Soldaten um den Hals und küßte ihn, trotz Bart und Tabaksdampf, herzhaft. "Gehen, das glückliche Bräutchen des sungen-linden Siegers Walther hat die Motive dazu ge-liefert — Eisa, als unglückliche Braut, ersuchen mir nicht geeignet dafür, wenn auch die Brabanter-Spielen-Motive nicht fehlen werden. Und damit du weiter noch erfährst, woran du erst beim Eingang der Rechnung eine Ahnung haben wirst," fuhr sie mit geheimnisvollem, doch höchst drohlichem Ton und Mienenspiel fort, "so vertraue ich dir noch, daß ich mir meine Brauttracht eigens von einem Schulkünstler habe anmaßen und anfertigen lassen, der da — Sachs heißt! Ueber seinen Vornamen bin ich hinweggegan-

gen aus Furcht — er könnte nicht der richtige sein. — Ah!" rief sie plötzlich freudig lachend auf, denn draußen klingelte es. "Endlich kommen sie!"

Und sie kamen! doch nicht die erwartete Modistin, oder die Konfektionsdame, dafür ein Diener in Livree, der einen ziemlich großen Gegenstand, leicht in Seidenpapier gehüllt und ein zierliches Briefchen trug. Das verhüllte Etwas stellte er auf den Tisch, das Briefchen reichte er dem Fräulein, mit einer schönen Empfehlung von der Familie L., dann suchte er, unter recht ungeschickten Rückwärtsschreitend, wieder die Thüre zu erreichen, just als ob er irgend eine Antwort oder auch irgend ein gewisses anderes Etwas erwartete. Da drückte der Oberst dem Jägernden ein Geldstück in die Hand — und hinaus war er! im selben Augenblick, als Hanna, welche mittlerweile die Hülle von dem Gegenstande gelöst hatte, mit einem Reudentent ausstieg:

"Ah! — eine Wagnerbüste! — Wie sinnig! und wie lieb von den L.ichen, mir gerade die Büste meines Lieblingskomponisten als Hochzeitgabe und Aus-steuer zu verehren! Schau nur her, Papa, wie schön und wie ähnlich!"

Es war in der That eine lebensgroße Büste Wagners in Eisenbeinmasse, nach dem Modell des Professors Humbold. Während Hanna bereits laut und fröhlich den Platz in ihrer neuen Wohnung für das schöne Hochzeitsgeschenk suchte — über dem Piano? — oder an dem Schrempf über dem Sofa? — betrachtete der Oberst mit einem eigentümlichen Lächeln das gipfliche, mit Zierat gefüllte Kunstwerk, wobei seine verdäunigen Mäde oft zu Hanna hinüberdrehen. Da rief diese plötzlich und recht vorwurfsvoll:

"Aber, Papa! komme doch mit deiner garstigen Pfeife dem herrlichen Kopfe nicht so nahe!"

"Ich bringe deiner Gottheit ja nur die erste Ver-änderung dar," antwortete der Alte mit einem recht ironischen Brummen sich entschuldigend.

Da klingelte es schon wieder. Doch diesmal brachte das Stubenmädchen ein großes vierediges Etwas, gut verpackt, in das Zimmer, das draußen mit einer Karte abgegeben worden war.

"Herr Daniel von D.", las der Oberst und Hanna, die mit größter Behendigkeit die Hülle gelöst, rief, die Hände vor Freude zusammenschlagend: "Sein Bild! — O, diese wundervolle Photographie — und der kostbare Rahmen, wie er sich übrigens auch für den großen Meister ziemt."

"Wichtig, sein Bild!" — und noch dazu mit der altbekannten Samtmütze," ergänzte der Oberst die Worte seiner Tochter. "Nun sind die zwei Ehren-plätze über dem Piano und über dem Sofa besetzt — wenn nicht noch besseres nachkommt."

Die wirklich schöne Photographie des Meisters, ein Nistbild in halber Lebensgröße, in reichem geschmackvollem Barockrahmen, prangte bereits — doch vor der Hand nur auf dem Sofa, wosin Hanna sie gestellt, die nun wenige Schritte davon entfernt, mit entzückter Kennerniene den richtigen Standpunkt suchte, um sie nach Gebühr bewundern zu können.

Doch mittlerweile hatte das Mädchen noch ein zweites verhülltes Etwas, dem früheren durchaus ähnlich, heringebracht, das gleichzeitig mit dem ersten und einer anderen Karte abgegeben worden war.

"Von den beiden Fräulein von D. — und ganz bestimmt das Gegenstück," sprach der Oberst, der die Karte in Empfang genommen und gelesen hatte. Diesmal war von Hanna die Hülle mit einer sieber-haften Hast gelöst worden und jetzt stieß sie einen wahrhaft begeisterten Jubelruf aus. Eine zweite gleich große Photographie in gleich reicher Umrah-mung war nun vorstehen gekommen, doch diesmal war es kein Porträt, sondern ein vollständiger, sogar sehr stattlicher Hohenstein in silberglänzendem Aufhängung.

"Die gute Anna — die liebe Nisse!" rief gerührt die glückliche Braut. "Ich ahnte, daß sie mir das Porträt unteres Emil in der silbernen Umrahmung bescheren würden, als Erinnerung an die schönen Tage, wo wir uns so frohmütig und begeistert um diese Ausstattung unseres Heiden bemühten. Wie herrlich, wie wunderbar!"

"Wenn das so fortgeht," brummte der Oberst mit seinem verdäunigen Lächeln — und es scheint so, denn es klingelt schon wieder! — so wirst du bald ein ganzes Wagner-Museum besaßen und weder Ehren- noch andere Plätze — nicht einmal Bände genug haben, um dessen Kunstwerke aufstellen oder hängen zu können."

Doch es war keine neue Hochzeitgabe, die jetzt in dem Zimmer erschien, sondern Traubchen, die freudig erregt rief: "Die beiden Damen sind da! ich führe sie in dein Zimmer. — Lasse uns nicht zu

lange warten!" Und ohne den drei herrlichen Kunstwerken eine weitere Aufmerksamkeit zu schenken, eilte sie auch schon wieder durch eine Seitenthüre davon. Zu seiner Tochter, die der Kouline folgen wollte, sagte der Oberst noch beruhigend:

"Geh, mein Kind, geh! Was da noch für dich kommen wird — und es kommt! — werde ich mit gebührender Respekt und Requisition in Empfang nehmen und es einhüllen so hübsch wie möglich aufstellend verpacken. Made die Vorhänge auf! Lieberachungen gefast."

Hanna war ihrer Kouline gefolgt und fand in ihrem Zimmer die Modistin und die elegante Vorsteherin eines Konfektionsgeschäfts. Die vier Damen hatten nun vollauf und hochwichtiges zu thun, zu probieren, zu besprechen und dauerte diese Konfektion wohl eine gute Stunde. Und die arme — glückliche Prant mußte bleiben, alles mit sich geziehen lassen, während draußen die Klingel in einem fort erkante: es war, als ob einer dem andern sie in die Hand gebe! "Papa hat recht geahnt," sagte sich Hanna, "wenn jedes Klingeln ein Hochzeitsglocken angekündigt, so wird es an Lieberachungen nicht fehlen."

Und die Lieberachungen waren da, weit größere, als Fräulein Hanna erwartete, die sie indessen mit einiger Verlegenung wohl hätte voraussehen können. Was mußte die Glückliche erblicken, als sie wieder zum Papa, der sie mit lautem Lachen empfing, in das Wohnzimmer trat!

Da standen auf dem Tische in einer Reihe sechs — sage: ein halbes Dutzend Wagnerverträge — der bekannten Größe und Form in ihrer weiß-gelblichen täuschenden Eisenbeimassierung, und vor den großen Köpfen des großen Meisters prangte mindestens ein volles Dutzend Statuetten Wagners, Vohengrins, weiß und bunt bemalt, in derselben Eisenbeimasse, in Porzellan, Biskuit und Terrakotta, sogar in Papiermasse mit Bonbons gefüllt! und dazwischen wieder eine ganze Kollektion kleiner, wunderhübscher Bildchen des Meisters, mit und ohne Vorkant, allerliebste Wipps, die sich prächtig auf den Tischen, Kommoden der begeisterten Wagner-Verehrerin ausnehmen mußten. Doch es kam immer noch besser! Das ganze Sofa war bedeckt mit Photographien des Meisters, mit und ohne Vorkant, in allen Größen und Stellungen und in den reichsten Gold- oder dunklen Phantasierahmen. Dann war Wagners, das Arbeitszimmer und Allerheiligste des Meisters zu schauen, daß der glückliche Wagnerverleger Emil als Vohengrin, als Walter von Stolzing, wie im Kleide eines gewöhnlichen Sterblichen in mehreren Exemplaren nicht fehlte, war selbstverständlich. Die Freunde, Verehrer der jungen Wagnerenthusiastin mußten die sämtlichen kunstgewerblichen Magazine, alle photographischen Niederlagen auskaufen, sie von ihren Wagner- und Emil-, Vohengrin- und Meisterfinger-Kaufwerken befreit — rein ausgeraubt haben!

Und es war immer noch nicht Alles! Vor dem Sofa lag ein kunstvoll geflickter Teppich mit Vohengrin und Elsa in der Brautnacht und dem Liebesjüngfer des Schwanenritters:

"Als eine Blume, duftend auf der Wiese, Will ich entzückt mich beugen deinem Tritt!"

Und auf einem der Sessel prangte ein Sofaflissen mit den herrlich in Gold und Farben hineingenähten Versen:

"Atmeft du nicht mit mir die süßen Düfte?  
Fraglos geb' ihrem Zauber ich mich hin!"

"Da hast du dein Wagnermuseum," sagte der Oberst, auf die sinnigen Hochzeitsgaben deutend, mit tragi-komischer Miene zu seiner Tochter, die zwischen all diesen Wagnerberlichkeiten stand, nicht wissend, ob sie weinen oder lachen sollte. Ihre fröhliche Natur entschied sich indessen bald für letzteres und in ein helles Lachen ausbrechend, in das sich nur eine ganz kleine Verlegenheitsnuance mischte, enteilte sie dem, in der That schon jetzt zu einem Wagnermuseum gewordenen Wohnzimmer, dem Vater noch unter der Thüre zuzrufend:

"Ich klicke mich zu Adolf, was noch kommt, magst du über dich ergehen lassen." Damit war sie verschwunden, den Oberst in einer Laune zurücklassend, die sich bald in einer unbändigen Seiterkeit, bald in grimmigem Aerger und derben flüchtigen Luft machte. "Das kommt davon!" brumnte er endlich. "Ich hätte es ihr voraussehen können — sie hat's gewollt und auch verdient. Na, wer weiß, wozu es gut ist."

Da schellte es schon wieder — sogar zweimal hintereinander mit verschiedenartigem Handgriff.

(Schluß folgt.)

## Sine Primadonna in der Klemme.

Ein sehr elegant gekleidetes Ehepaar passierte eine der engsten Straßen der französischen Hauptstadt.

Der Herr galt als reicher Bankier und seine Frau, vormalig ein Stern der großen Oper in Paris, trug den Reichtum ihres Gatten gebührend zur Schau, hatte aber auch die brüsten Manieren ihres Gatten — eines Barons — teilweise zu den ihrigen gemacht. Da kommt ein junger Dragonerleutnant eilig aus seiner Wohnung und schlägt die Richtung nach der Kaserne ein.

Aus dem Fenster des Hauses gegenüber grüßt ein hübscher Mädchentopf; der Offizier salutierte, entzückt nach oben blickend — und im selben Augenblicke, rasch; gereizt einer seiner Sporen das Kleid der Bankiersfrau.

"Ich bitte tausendmal um Vergebung, meine Gnädige!" rief bestürzt der junge Mann. "Ich bin untröstlich über den angerichteten Schaden; hoffentlich läßt er sich wieder gut machen."

"Nicht doch, mein Herr!" gibt ihm die gewesene Diva barsch zurück. "Die Schleppe ist vernichtet, das Kleid ist ruiniert."

"Sie müssen den Schaden ersetzen," setzte der Gemahl hinzu.

"Das werde ich," versicherte der Leutnant, "hier meine Adresse, und er zog sein Kartentäschchen; indessen das präparierte Blättchen ward von dem Bankier zurückgenommen, welcher sagte:

"Erst bezahlen Sie, oder wir lassen Sie nicht fort."

"Aber ich bitte Sie, der Dienst ruft mich. Wenn ich zu spät komme, trifft mich strenge Strafe. Wieviel beträgt denn der Schaden?"

"Das Kleid ist neu," sprach die Dame ernst, "ich frage es zum erstenmal und muß daher seinen vollen Preis, fünfhundert Franks, verlangen."

"Fünfhundert Franks!" rief entsetzt der Kriegsmann. "Mein Jahresgehalt beträgt kaum soviel."

Schon hatte sich ein Kreis von Vorübergehenden gebildet, welche dem Geschwätz zuhörten.

"So muß ich verlangen, daß Sie sich mit uns zum Polizeirichter begeben," meinte die Dame.

"Aber Sie bringen mich in die peinlichste Verlegenheit," fluchte der unglückliche Dragoner.

Man parlamentierte noch ein wenig, aber das Ehepaar blieb unerbittlich und drohte mit Anklage durch einen der bereits hinzugekommenen Polizisten, der Leutnant mußte endlich den Weg zum Polizeirichter antreten.

Diefer war unbefähigt, schon nach wenigen Minuten hatte man ihn den Fall vorgetragen. Er entschied kurz und bündig:

"Der Herr Leutnant muß zahlen, da bleibt nichts übrig."

"Sofort zu zahlen ist mir unmöglich," versicherte der Herr Leutnant, "und ist der Preis nicht zudem ein sehr hoher?"

"Jeder kann nach Belieben seinen Preis für sein Eigentum stellen," sprach der Richter; "übrigens würde ich selbst den Klägern raten, menschlich zu handeln und den Offizier nicht in Verlegenheit zu bringen."

Ein Beifallsgemurmel ertönte von den Bänken des versammelten Publikums.

Der Bankier flüster einige Zeit mit seiner Frau; er schien zur Milde geneigt zu sein, aber sein Zureden ward mit energischem Kopfschütteln zurückgewiesen.

"Das Recht möge seinen Lauf nehmen," rief endlich ärgerlich die Frau. "Herr Richter, ich bitte, das weitere zu veranlassen."

"Einen Augenblick," sang eine tiefe Bassstimme dazwischen, und ein alter Herr, mit vielen Ordensbändern geschmückt, trat vor den Richter.

"Ich bin der pensionierte General Carpentier, Herr Leutnant, wollen Sie die fünfhundert Franks als Verlehen von mir annehmen?"

"Wie dürfte ich das, General," sagte der junge Mann, "ich bin vielmehr in meinem ganzen Leben nicht im Stande, das Geld zu beschaffen."

"Sie werden es mir bald wiedererstatteten können," meinte der General und sagte dem Dragoner einige Worte ins Ohr.

Das Gesicht des Angeklagten hellte sich schnell auf. "Ich nehme das Darlehen an," sprach er, die ihm von dem alten Herrn dargereichten Kassenscheine an die Dame übergend.

Dieselbe wollte, ihrem Gemahl den Arm gebend, den Gerichtssaal verlassen.

"Nur eine Kleinigkeit noch," rief der Offizier. "Ich bitte den Herrn Richter, mir zu meinem Eigentum zu verhelfen."

"Wie so?" fragte der Polizeirichter.

"Das Kleid gehört jetzt mir, ich habe es bezahlt."

"Es soll heute noch an Ihre Adresse abgehandelt werden," bemerkte wegwerfend die Frau.

"Nicht doch, meine Gnädige, auch ich bin wie Sie zu dem Verlangen berechtigt, daß die Sache sofort abgemacht werde. Wollen Sie mir gefälligst mein Eigentum übergeben? Ich habe Gile."

Nur mit Mühe ward das in Zuhörerraum entsetzte Richter unterdrückt.

"Aber ich kann doch hier im Gerichtssaal mein Kleid nicht ausziehen!" rief purpurrot die vormalige Bühnenkünstlerin.

"D, es ist jetzt mein Kleid," entgegnete kaltblütig der Offizier.

Der Mann versicherte nochmals verlegen, daß das Kleid sofort ausgeliefert werden solle, denn es könne doch nur ein kleiner Ederz sein, daß seine Frau zur Entkleidung hier im Gerichtssaal angefordert werde.

"Ich scherze nicht im geringsten," versicherte der Offizier, "und bitte den Herrn Richter jetzt mehrerlei, nunmehr das weitere zu veranlassen."

Der Richter winkte dem Gerichtsdienner, einem bärbeißigen alten Schanzbar, der mit militärischem Paradeschritt auf die Dame losmarschierte. Die Gekerkte im Zuhörerraum wuchs.

"Das Verlangen ist berechtigt," sprach der Richter trocken, "der Offizier kann die sofortige Entgegennahme seines Eigentums beanspruchen. Wiegern Sie sich dessen?"

"Natürlich," knirschte die Frau, "nie und nimmermehr werde ich hier mein Kleid ablegen."

"Halt," rief der Kaufmann. "Ich kaufe das Kleid zurück. Hier sind die fünfhundert Franks wieder."

"Das genügt nicht," antwortete der Dragoner, die ihm dargebotenen Scheine zurückweisend. "Neben kann nach seinem Verlehen einen Preis für sein Eigentum machen. Das Kleid kostet mich wahrscheinlich Ärger wegen Dienstverhältnis, sodann die Gerichtskosten des hohen verlorenen Prozesses. Ich verlange zweitausend Franks."

Die Zuhörer lachten laut, der Richter gebot energisch Ruhe, und erklärte:

"Die Forderung ist unverhältnismäßig hoch, in dessen die beklagte Partei brandt sie nicht anzunehmen. Die Dame kann ja auf den Zurückkauf des Kleides verzichten und daselbe hier lassen."

"Zweitausend Franks — das ist unerschäm!" schrie die ehemalige Diva wütend.

"Keineswegs," erwiderte höflich der Leutnant, "auch gebente ich nicht etwa einen Profit bei dem Geschäfte zu machen. Der ganze Ueberdruß, welcher mir bleibt, soll dem Militärwaisenhaus zu gute kommen. Mit Rücksicht hierauf erhöhe ich nunmehr den Preis für mein Kleid auf viertausend Franks!"

Der Bankier zog die Brieftasche, sein an sich gutes Gemüt gewann die Oberhand: "Sie werden das thun, was ich zu thun beabsichtige, Herr Leutnant; hier sind viertausend Franks. Die Aktion ist teuer, aber sie wird auch ihr Gutes haben."

Und würdevoll sprach der Richter: "Die Verhandlung ist, nachdem sich die Parteien gütig geeinigt, geschlossen."



## Ein Wort über die Musik der Ungarn.

Von  
Adam Töfler.

Der elegische Schmerz, der in der Musik der Ungarn vorwaltet, bleibt für den Fremden eine auf-fallende Erscheinung. Man weiß sich's nicht zu erklären, wie das weiche Weh und die zarte Klage zu dem süßen Schwermut kommen. Man erwartet lyrischen Trost und findet den anmutigen Schmerz duftender Wehmut.

Man kann sich sogar des Gedankens einer Monotonie nicht erwehren, denn überall schimmert die Klage und der verhaltene Seelenkummer hervor. Die Geschichte Ungarns und der Charakter der Ungarn können den Grund dieser Erscheinung allein aufklären.

Ungarns Geschichte ist mit Blut bedingt. Die Waisstatt ward, wenn auch der Sieg seine Fahnen

aufspaziert, mit Thränen betaut. Um seinen rüstigen und siegreichen Arm wand sich der Trauerflor. Der Trost, den der frohge Mut darbot, reichte nicht aus. So wurde der Schmerz, in dem Herzen der Magyaren zu einem stehenden Thränenhalter, auf dem der fühne Mut schwankenartig seinen Umzug hält. — Die Erinnerung lag in den Thränenhältern nie austrocknen. Wenn das Schwert sich in dem klaren Wasserpiegel erblickte, so trat ganz unwillkürlich die Behmut zu der stolzen Waffe, und hielt ihr ernstlich ein Momento mori vor.

Der Charakter des Ungarn ist feierlich und ernst, man kann ihn sogar mitunter monolog nennen. Diese Monologie hat jedoch etwas Großartiges.

Die Einschnitte, die seine Geschichte in der früheren Zeit ertit, als noch der Halbmond gegen das heilige Kreuz kämpfte, bluteten lange nach und liegen in dem Gesichte des ungarischen Nationalcharakters eine Wunde zurück, die unverwundbar den Stempel erster Melancholie an sich trug. Die Ereignisse haben den klaren Horizont Ungarns mehr als einmal eingeblüht und diesem schönen Reiche den Austrich einer schottischen Landschaft gegeben. Ostanas Helben sind lähn und erhaben, dessen ungeachtet aber weicht selten der Schmerz von ihrer Seite. Auch Ostanas Veder finst in stille Behmut getaucht, das monologische bricht überall hervor, allein diese Monologie greift in das großartige dramatische Kriegesleben nie störend ein. Die Musik des Hochlandes hat gewisse stehende Töne, gewisse stereotype Akkorde, die sich alle dem zarten, aber tiefen Seelen Schmerz zuwenden, die man aber gern hört, bei denen man mitweint, unter dem Weinen aber doch nach dem müßigen Entschlusse sich umsieht, der als ein St. Johannes am Jordan stehend, Gedanken und Gefühlen die Weite ertit.

Die Parallele zwischen der hochländischen und ungarischen Musik ließe sich noch weiter ausführen. Man würde jedoch den Unterschied zwischen Melodie und Harmonie genau zerlegen, man würde sich auch dabei über die Musik der Alten, die mehr melodisch als harmonisch war, ergeben, und sich tief in das Gebiet der Konfession vertiefen müssen, was außer den Grenzen dieser aphoristischen Betrachtung liegt. Es genügt uns, hier in den Ostanas Klängen, in der hochländischen Musik ein Simile aufgestellt zu haben, das auch durch die Geschichte des Hochlandes seine Erklärung erhält. Die Sphären Schottlands waren anfangs eine Wälschheit, die später zu einem großen Friedhofe wurden. Auf Friedhöfen wohnt der stille Schmerz. Der Geschichtsbuchende wird uns verstehen, der nur schlagender Leseer kann Walter Scotts vielgelesene Romane nachschlagen. Die Dichtung wandert hier Hand in Hand mit der Geschichte.

Der dunkle Hintergrund, den der Verfasser des „Waverley“ seinen Romanen gegeben hat, ist kein Phantasiebild. Wenn sich der schwermüthige Ernst in dem Charakter eines Volkes historisch festgelegt hat, so weicht er nie wieder daraus. Die Musik wird seine Dolmetscherin. Der Nachhall schmerzlicher, wenn auch großartiger Erinnerungen, gibt den Tönen einen düstern Klang, er bricht, wenn gleich Glid und Freude neben ihm wohnen und die Gegenwart unter Segen und Lust ihm Alter baut, elegischer aus Saiten und Tasten hervor. Dies ist der Fall bei den Magyaren, die unter den glücklichsten Verhältnissen, unter der gegenwärtigen Regierung die Trauer von Mähacs und was dem ähnlich, noch nicht vergessen können und nie vergessen werden.

Der Ausländer wird nicht müde, ihre weichen, zarten Tonweisen zu bewundern und das in so vieler Hinsicht ganz originelle Volk ist auch in Hinsicht seiner Musik rein eigentümlich.

Mag es immer die schöne Eigentlichkeit bewahren. Wenn der Epos, der echte Heralantant der ungarischen Poesie, als Sieger verwundet heimkehrt, so jenseit es der Elegie, der barmherzigen Schwester des Heldenliedes, des tapfern Bruders Leid zu stillen. Fällt der Krieger im Kampfe für König und Vaterland, so weint sie still an seinem Grabe. Betrachtet man die ungarische Konfession aus diesem Standpunkte, so wird man sie begreifen.

— \* —

## Kunst und Künstler.

— Im Monat Juni wird in Stuttgart das für dieses Jahr geplante Musikfest — das zweite seit Aufnahme desselben im Jahre 1885 — stattfinden. Die Vorbereitungen sind in vollem Gange und schon haben ganz hervorragende Kräfte ihre Mitwirkung

zugelegt, unter diesen Brahms, Joachim, d'Albert, Jul. Klengel und Hermine Spiek. An größeren Chorwerken sind vorerst „Josua“ und „Paradies und Peri“ in Aussicht genommen. Der große Erfolg, den das erste dieser Feste vor drei Jahren in Anspruch genommen, wird dies Jahr durch erweiterte Dispositionen zweifellos überholt werden, um so dem musikalischen Leben in unserer schwäbischen Residenz, in unserem Lande, wachsende Bedeutung zu verschaffen.

— Professor Ernst Rudorff in Berlin wurde mit dem Ritterkreuz des königl. portugiesischen Christus-Ordens dekoriert.

— Musikdirektor und Domorganist Reinthaler in Bremen hat seine öffentliche künstlerische Thätigkeit aufgegeben und sich ins Privatleben zurückgezogen.

— Dr. Hermann Pettsche, der auch in weiteren Kreisen wohlbekannte Komponist vieler Männergesangs-Chöre u. a., verstarb am 28. Januar in Leipzig im Alter von 82 Jahren.

— Ein neues Oper „Auf hohen Befehl“ hat im Dresdener Hoftheater bereits eine zweimalige Aufführung erlebt und sich unbedingtesten Beifalls erfreut.

— Ein bisher noch gänzlich unbekanntes gezeichnetes Bühnenwerk von Albert Vörking, die komische Oper in 3 Akten „Gasanova“, wird in der ersten Hälfte des Februar durch den Berliner Opern-Verein (Dirigent: Georg Bloch) im Konzerthause unter Mitwirkung hervorragender Solisten zur Aufführung kommen.

— Dem russischen Komponisten Peter Tschalkowsky in Moskau wurde vom Kaiser von Rußland eine jährliche Pension von 3000 Rubeln auf Lebenszeit bewilligt.

— Der Wiener Männergesangsverein hat beschlossen, einer ihm zugegangenen Einladung folgend, in London im nächsten Juni drei Konzerte zu Wohlthätigkeitszwecken zu veranstalten.

— Am Konservatorium des Prof. A. Scharwenka in Berlin ist eine Klasse für Klavierunterricht auf der v. Janitzky-Lavallat eingerichtet und der tugendhafte Erfinder als Leiter derselben gewonnen worden.

— Gounod's neue Oper, welche er für den neuen Direktor der „Opéra Comique“ für 1889 schreibt, soll, wie verlautet, „Charlotte Corday“ heißen und nach Romantis gleichnamigen Drama gearbeitet sein. Die Librettisten Sylvestre und d'Emery schreiben den Text.

— Bianca Bianchi feiert gegenwärtig in Moskau große Triumphe.

— Der Hennigshager Gesangsverein in Rosen hat die so selten gehörten „Szenen aus Goethes Faust“ von Schumann zu gelungenster Aufführung gebracht. Der Faust sang Bulz aus Dresden, die übrigen Solopartien Hr. Oberbeck und die Herren Rolle und Rüdiger aus Berlin — sämtlich mit Erfolg. Der Chor besonders war vortrefflich. Eine solche musikalische That verdient Erwähnung.

— Die Schauspielerin Janaschek hat den in unserer Nr. 2 erwähnten Prozeß gegen den Hotelier in Newport gewonnen, — es wurden ihr nicht weniger als 12000 Dollar Schadenersatz zuerkannt.

— Köln. Das siebente Kirchengesangs-Konzert erhielt ein besonderes Interesse durch die erste Aufführung eines großen Werkes für Chor, Soli und Orchester von Arnold Kleffel: „Schwefelstreu“, ein Schwannenspielmärchen von V. Blüthgen. Die der romantischen Richtung entprossene Tonkomposition, welche einen durchschlagenden Erfolg erzielte, ist ebenso poetisch, als bei allen harmonischen und instrumentalen Effekten und Reizen leicht verständlich und spricht den blühenden Melodienreichtum aus, der in all den reizenden lyrischen Liedern Kleffels widerpiegelt. Es ist — mit wenig Worten gesagt — eine durchaus rein organisierte Schöpfung von großer Mannigfaltigkeit und poetischem Reichtum, eine Schöpfung, deren Bekanntheit sich für alle Konzertsinfinitute, welche besonders über einen tüchtigen Chor verfügen, reichlich lohnt.

Im Stadttheater in Köln sind nun auch die „Sieben Schwaben“ erschienen. Da sie aber von ihrem bekannten Privilegium allzureichenden Gebrauch machten und der Musik die Originalität und tiebenswürdigen Reize früherer Schöpfungen Willkürs wegs innemohnen, gelang es der sog. Volksoper nicht, einen nennenswerten Erfolg zu erzielen.

— Die drei Pintos. Komische Oper in drei Aufzügen von Karl Maria von Weber. (Hinterlassenes Werk, terlich neu bearbeitet von dem Enkel des Meisters, H. C. Karl Maria von Weber, musikalisch von G. H. Adler, Kapellmeister des Leipziger Stadttheaters.) Wer in Weberschen Melodien schwelgen wollte, der mußte am 20. Ja-

nuar nach Leipzig pilgern, wo im dortigen Stadttheater die obengenannte Oper zur erstmaligen Aufführung gelangte. Es war eine willkürliche Herzensirunde, sich dieser Stromflut entzündend schöner Melodien, bald schelmisch, bald übermütig fröhlich, dann wieder feinnig, stellenweise ergreifend, überlassen zu können. Dazu eine, wenn auch einfache, doch hübsche, unterhaltende Handlung, die ganz vortreffliche, muster-gültige Webernache des Werkes durch Sänger, Chor und Orchester, gehoben durch die allgemeine, sich freudig kundgebende Begeisterung, durch die Huldigung, den Mänen des Meisters dargebracht, dessen Rüste am Schluß erschien und mit Lorbeerkränzen umringt wurde — dies alles wird dem Zuschauer, der jenen Abend amsohnen durfte, unvergänglich sein, eine seiner schönsten Bühnenerinnerungen bleiben. — Nur 7 Nummern wurden von dem Meister entworfen, dann nahmen freudig und seine übrigen Bühnenwerke ihn so vollständig in Anspruch, daß die „Drei Pintos“ liegen bleiben mußten. Nach Webers Tod übernahm Meinerbeer die Vollendung des Werkes seines Jüngers-Freundes. Er hielt die Entwurfe ein volles Vierteljahrhundert in Händen (1826—1851), ohne seinem Versprechen nachzukommen. Dann ruhten sie wieder etwa 35 Jahre, bis endlich der obengenannte Enkel des Meisters es mit Beihilfe eines talentvollen Musikers unternahm, den von seinem berühmten Großvater hinterlassenen musikalischen Schatz zu heben und ihn dem deutschen Volk zu eigen zu geben. Wie vortrefflich dies ebenso kühne wie schwierige Unternehmen gelungen, davon hat der Abend der ersten Aufführung der „Drei Pintos“ ein so lautes Zeugnis abgelegt, daß es weit durch die deutschen Gauen erklingen und die Opernbühnen sich heilen werden, das Werk in ihr Repertoire aufzunehmen. Der erste Akt wird all-überall gleichen Beifall finden, wie in Leipzig, der zweite, welcher einen ersten Ton anschlägt, jedoch erst nach einigen Wiederholungen voll gewürdigt werden, während der dritte wieder dieselbe herzgefrennde Feierlichkeit verbreiten muß, wie der erste.

Als am 11. Oktober 1860 in Dresden das Monument unseres vollständigen Komponisten Karl Maria von Weber enthüllt wurde, hielt ein acht-jähriger Knabe, der einzige Enkel des großen Toten, die Schür, welche die Hülle zum Fallen brachte. Er ward berufen, die Hülle des unterstehenden Tonmeisters dessen Freunden und Verehrern zu enthüllen. Heute, zum Maunee gereift, wurde ihm die schöne Aufgabe, das letzte Werk des Großvaters ins Licht, tönende Leben zu rufen, eine Aufgabe, die zu lösen niemand würdiger war wie er. Der verklärte Geist seines großen Ahnherrn wird ihm bestimmt zugedacht haben und ihm zufriden gewesen sein. —

— Der Name Grismacher hat bekanntlich in der Musikwelt einen guten Klang. Wie der berühmte Friedrich Grismacher Konzertmeister der k. Kapelle zu Dresden ist, so wurde nun sein Bruder Leopold zum Konzertmeister in Weimar ernannt.

— Die erste Gesamtauführung der Wagnerschen Trilogie in Karlsruhe am 21., 22., 23., 29. Januar hat mit einer meisterhaften Webernache der Götterdämmerung ihr Ende erreicht. Dekorativ manchnal hinter Wagners Anforderungen zurückbleibend, darf sie in musikalischer Hinsicht als muster-gültig bezeichnet werden. Vor allem zeigte sich das Orchester seiner Mienenaufgabe vollkommen gewachsen, und der geniale Leiter des Ganzen, Hofkapellmeister Mottl, hat namentlich in diskreter, jeder Nuance gerecht werdender Begleitung geradezu Erstaunliches geleistet. Unter den Sängern, die alle mit gleicher Hingabe bei der Sache waren, standen besonders Hr. Maillac und Herr Plant auf der Stufe der Meisterhaftigkeit. Aber auch Hr. Friebeins langvolle Altstimme und Oberländer's Tenor wirkten Wunder. Der Hof wohnte allen vier Vorstellungen von Anfang bis Ende bei. Ebenso war Wagners Witwe und viele Freunde Gäste anwesend.

— Im Hamburger Stadttheater ist nun Verbis „Othello“ erstmals in Deutschland mit bedeutenden Erfolge in Szene gegangen. In „Othello“ folgt Verbi den Bahnen, die er in „Mida“ eingeschlagen, ohne diese jedoch ganz und voll zu erreichen; überall zeigt die Musik das Erleben nach Wahrheit, charakteristischsten Ausdruck und erhebt sich an einzelnen Stellen, so am Schluß des ersten und zweiten Aktes, zu hinreichender Wirkung. Der Text von Boito folgt dem Shakespeareschen Drama, alle Motive des bestellenden und wirksam zusammenfassend. Das Publikum spendete nach dem zweiten Aufzuge begeisterten Beifall. Der dritte Aufzug brachte trotz seines hohen dramatischen Lebens, trotz des großen und schönen Ensemble's nicht eine gleich große Wirkung hervor und erst der Schlußakt bildete den ergreifenden Höhe-

punkt des Wertes und erschütterte die Hörer. Die Dämonia der Frau Rosa Zucker war hinreichend, Stritt groß und ergreifend, Vismann von charakteristischer Schärfe. Kapellmeister Zucker leitete die Ausführung.

Dem akademischen Musikdirektor Hermann Stange in Kiel ist der Titel „Vizeforst“ und dem Konzertmeister Fabian Lehfeld in Berlin der königliche preussische Kronenorden IV. Klasse verliehen worden.

## Jur und Noll.

### Zeitgemäße Briefmuster.

An die Opernfängerin Fräulein Nässmann.  
Fräulein!

Schiller sagt: Das Leben ist der Güter höchstes nicht; —

Der Nebel größtes aber ist die Schuld von 410 M. 50 Pf., wegen der ich Ihnen bereits wiederholt, heute aber zum letztenmale geschrieben habe. Eine weitere Wahnung erfolgt durch den Gerichtsvollzieher.

Herrn Schreihals, Tenorist bei der hiesigen Oper.

Fr. Wohlgeborn!

Reich bezahle deine Schulden, Lang ist ja die Lebensbahn, Und du mußt noch manchmal borgen, Wie du es so oft gethan!

Bei dieser reizenden Stelle, welcher ich eben in meines zwölften Auflage des „Buches der Lieder“ Seite 204 beuge, fällt mir so recht lebendig jener Abend ein, an dem ich Ihnen 100 Thaler beim Spiel verlor. Wenn ich dieselbe nicht sofort erhalte, lege ich Verklag auf Ihre Gage, soweit dieselbe noch erreichbar ist.

An die Schauspielerin Frau von Schlimm, Wohlgeborn!

Du hast Diamanten und Perlen, Hast alles, was Menschen Begehrt aus meinem Geschäft eintommen, ohne auch nur durch eine kleine Abzahlung Ihren guten Willen zu zeigen. Ich bitte, dies nun nachzuholen, widrigenfalls ich die Rechnung dem Herrn Gemahl zu unterbreiten, oder dem Herrn Kommerzienrat S. Privatmitteilungen zu machen genötigt wäre.

An die Schriftstellerin Frau Dr. Harpaguel Wohlgeborn!

Sie kennen doch wohl die schönen Worte in Torquato Tasso:

„Willst du erfahren, was sich ziemt, So frage nur bei edlen Frauen an.“ und deshalb wende ich mich heute mit der Frage an Sie, ob es sich ziemt, daß Sie mir nun schon über ein Jahr 60 M. 17 Pf. schulden und meinen Hausknecht die Treppe hinunter werfen lassen. Ich bitte die Antwort wohl zu überlegen — meine und meines Hausknechts Geduld hat nun ein Ende.

An die Hofschauspielerin Frau von Dunichso!

Ich habe Sie über einen bedauerlichen Irrtum aufzuklären. Die Worte, welche Sie gestern Abend in der 17. Szene des letzten Aktes von Maria Stuart so ausgezeichnet zu Herzen sprechend deklamirten:

„Ich habe alles Zeitliche derichtigt, Und hoffe, meines Menschen Schuldnerin, Aus dieser Welt zu scheiden.“

fallen in sich zusammen, wenn Sie einmal Ihre Rechnungen durchsuchen wollten. Ich bitte Sie vielmehr, mir durch den Ueberbringer des die 18 Thaler für den von mir bezogenen Sommerhut gefälligst zutommen zu lassen.

v. S. Mit Dingelstedts musikalischem Verständnis war es nicht weit her, aber aus persönlichen Gründen lag er mit dem Dirigenten der Burgtheaters-Musik, dem bekannten Kapellmeister Sulzer in Fehde, die sich dadurch zuspitzte, daß der letztere den Intendanten, wo es sich um musikalische Angelegenheiten handelte, nicht aufkommen ließ. Dingelstedt war auch von Sulzers Kompositionen, die gelegentlich aufgeführt wurden, nicht entzückt und wenn Sulzer zu einem Drama eine Musik lieferte, rümpfte Dingelstedt im voraus die Nase, wie jener Opernkritiker, der nach dem Stimmen der Instrumente seine

tendenzöse Abneigung durch ein „Schon faul“ unabsichtlich zu erkennen gab. Einmal redete Dingelstedt den Kapellmeister an: „Sagen Sie mir, was haben Sie denn gestern wieder für eine Ouvertüre gespielt, war gewiß wieder von Ihnen.“ Sulzer mußte bejahen und zog nachbrütend ab. An einem der nächsten Vormittage kam der Intendant gerade ins Theater, als Sulzer mit seinen Orchestermitgliedern eine Ouvertüre probierte. Am Schluß wendete sich Dingelstedt wieder an Sulzer und sagte in seiner molanten Weise: „Nach von Ihnen?“

Und während der Kapellmeister das Notenheft aufklappte, erwiderte er, ohne sich umzusehen in seinem klassischen Wienerisch: „Nein, von ein' Andern!“ — „So, von wem denn?“ rief Dingelstedt durch diese bagatelhmäßige Behandlung gereizt.

„Von Mozart!“ entgegnete Sulzer der Wahrheit gemäß. Dingelstedt mußte sich den Anschein zu geben, als habe er nichts gehört.

S. B. Einst gebrauchte der Dichter und Komiker Naimund auf Irrfahrten seiner Freunde die Kur in einem berühmten Bade. Auf seinen Spaziergängen fand er durch Unterhaltung mit den naiven Landleuten viel erwünschte Anregungen für seine dramatischen Ideen und verlag darüber seine Melancholie zeitweise. Ihn fand der Wadearzt eines Tags in sichtlich guter Laune. „Na, wie gefällt's Ihnen bei uns?“ — frug der Arzt — „oder haben Sie etwas zu klagen?“ — „Nichts zu klagen, ich vermiss' gar nichts!“ — antwortete Naimund — „als ich von Wien hierher kam, hatte ich Kropf, die hab ich noch, ferner Magenbräuen, auch das hab ich noch, endlich hatte ich Ohrenschmerzen, das ist noch da; wie gesagt, ich vermiss' nichts, gar nichts!“

S. B. In der Probe zu „Faust“ (II. Teil). Faust (stöhnend): „Das ist — der Weisheit — lester — Schluß —“ Meßfähr (ironisch einfallend): „Dass man die Modelle lernen muß!“

S. B. Zeitgemäße Reden. Peter Iwanow (im 3. Akt von „Ezar und Zimmermann“): „Hier, Michailow, nehmen Sie diese Papiere!“ Ezar: „Gut, Herr, wie kommt es zu diesen wichtigen Dokumenten?“ Doch halt, am Ende sind sie auch gefälscht, das muß untersucht werden.“

S. Als Goldmark, der Komponist der „Königin von Saba“ und des „Merlin“, durch eine „Suite“ zuerst sich bekannt machte, reiste er nach allen Städten, wo sie aufgeführt wurde, um seinen jungen Ruhm in vollen Zügen einzunehmen. Der Geißt Bopper lehnte einst nach ihm in demselben Hotel ein und fügte im Fremdenbuche dem „Karl Goldmark aus Wien“ ironisch die Worte bei: „nebst Suite.“

## Bermischtes.

— Die unlängst in Nehl verstorbene Frau Dr. Kastner-Bourhauss, Witwe des Strassburger Komponisten und Musikhistorikers Georg Kastner, welche über ein bedeutendes Vermögen verfügte, hat die Stadtgemeinde Baden-Baden als Haupterin eingesetzt.

— Der französische Minister des Unterrichts und der schönen Künste wurde von dem Ministerrat ermächtigt, eine Kreditforderung von 3 1/2 Millionen Franken für den Wiederaufbau der Komischen Oper in Paris im Abgeordnetenhause einzubringen. Nach dem vom Minister genehmigten Plane soll das neue Gebäude sich an der Stelle des abgebrannten Theaters mit der Fassade nach dem Place Boieldieu erheben.

— Die städtischen Kollegien in Augsburg haben für die Saison 1888/89 die Subvention für das Stadttheater mit 7000 Mark für das Orchester und 17 300 Mark für Beleuchtung, Heizung u. s. w. ohne Debatte genehmigt. Auch ist die Leitung des Kunstinstituts dem Direktor Ubrich für die Saison 1888/89 wieder übertragen worden.

— Die Verlagshandlung Ebner & Seubert (Paul Reff) in Stuttgart ist im Begriffe, eine „Geschichte der deutschen Kunst“ aus der Feder des vorzüglichen Kunsthistorikers W. Lübke herauszugeben. Unter den lebenden Kunsthistorikern dürften Lübke wenige an universeller Größe der Autopsie und künstlerischer Auffassung gleichkommen; da außerdem seine Darstellungsweise bekanntlich eine bestechende ist, so darf dem Werke mit Interesse entgegengelesen werden.

— Aus New York meldet die Daily News, die deutsche Oper im Metropolitan-Hause habe mit einem Fiasko und einem so tiefen Defizit zu kämpfen, daß die Aktionäre daran denken, das Haus

zu schließen. Der Korrespondent findet den Grund in der Wagner-Manie, welcher das Haus verfallen sei. Die Spielzeit sei diesmal auf Wagners Nibelungen-Ring gestützt gewesen, das amerikanische Publikum habe sich aber den Anforderungen von „Waltraute“, „Siegfried“ und „Götterdämmerung“ an Zeit und Kosten für die Dauer nicht gewachsen gezeigt. Der Wagner-Enthusiasmus, der sehr im Wachsen gewesen, sei bereits wieder stark in Abnahme begriffen; der Kultus sei übertrieben worden und jetzt vollziehe sich die natürliche Reaktion. — Wie stimmt das mit den Berichten aus anderen Quellen?

— Der Liedertanz in Frankfurt a. M. feiert im Februar sein 60. Stiftungsfest und zugleich das 50jährige Jubiläum der von ihm gegründeten Mozartstiftung. Dafür sind folgende Festlichkeiten in Aussicht genommen: Sonntag den 19. Februar abends 6 Uhr im großen Kongresssaal des Saalhauses eine Feste akademische Feier und am nächsten Tag den 20. Februar ein großes Festkonzert, in welchem hauptsächlich Werke von bedeutenden Stipendiaten der Mozartstiftung zur Aufführung gelangen; so z. B. Beethoven von Jos. Brambach, Salamis von Max Bruch u. a. m. Als Solisten wirken in diesem Konzert mit Frau Schröder-Hansfängl und Herr Konzertmeister Hugo Hermann.

— Mr. Samson For, ein reicher Industrieller in Leeds, hat dem k. Musikonservatorium (Royal College of Music) in Südenfington (London) eine Schenkung von 30 000 Pfd. St. gemacht. Die Summe soll zum Bau eines ständigen Heims für die Schüler der Anstalt verwendet werden.

— Am 29. v. Mts. feierte das bekannte Musikverlagsgeschäft Bote & Bock in Berlin das Fest seines 50jährigen Bestehens.

— Der Fonds zur Errichtung eines Denkmals für den Dichter der „Nacht am Rhein“, Max Schneckenburger, hat nunmehr die Höhe von 25 000 M. erreicht. Infolge Reichthums des Ausschusses soll nun der Entwurf und die Herstellung des Monumentes dem freien Wettbewerbe deutscher Künstler überlassen werden. Die Stadt Tullington hat zur Gewinnung eines günstigen Plages für das Denkmal eine Donationsregulierung mit einem Kostenaufwand von etwa 30 000 M. beschlossen.

## Rätsel.

Nimmst mich ein richtiger Musiker  
In seine Kunstgüte Dank,  
So mach ich das in andern Sinn,  
Als was ich wirklich selber bin.

Auflösung des Homonyms in letzter Nummer:  
Roulade.

## Musikalische Jugendpost.

Auflage 4500. — Preis pro Quartal 1 Mk.

### Inhalt Nr. 3.

Auch ein Mozart-Berehrer, von J. B. — Noch einmal der „böse Fingerring“, von Clara Scherlein-Röhler. (Fortsetzung.) — Die Wiederholung, von Ella Weiser. — Fahrens Volk, Gedicht und Illustration von Schulte von Brühl. — Wie der Walzer entstand, kleines Stizzenblatt von G. Haack. — Der Orgelbauer, Unterhaltungsspiel von M. H. — Die drei Tulpen, von Eugen Einsen. — Musikalisches Plauderedchen, von Briefkasten. — Rätsel. — Anzeigen.

### Gratulationsbeilage:

Stieler, Deutsche Tonmeister, S. 33—40.

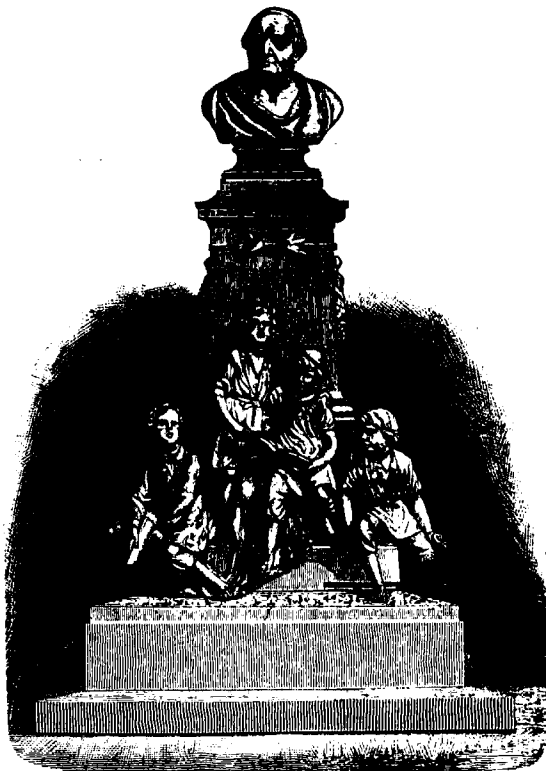
Zusendungen an Verlag und Redaktion wollen nicht mehr nach Köln, sondern nach Stuttgart gerichtet werden.

Dieser Nummer liegt das gesamte Register für den Jahrgang 1887 bei. Aus diesem Anlass empfehlen wir Einbanddecken zu demselben à M. 1.—, Prachdecken zu M. 1.50, sowie auch alle früheren Jahrgänge der „Neuen Musik-Zeitung“ — letztere ganz besonders den neu eingetretenen Abonnenten. Sämtliches zu beziehen durch jede Buch- und Musikalienhandlung. Verlag der Neuen Musik-Zeitung, Stuttgart. Carl Grüniger.

### Das Denkmal für Franz Abt.

Auf, ihr Brüder, — ehrt die Lieder, —  
Sie sind gleich den guten Thaten.

Der Bedeutung dieser Worte Goethes verdankt auch das Franz-Abt-Denkmal, von welchem wir hiermit ein Abbild geben, seine Errichtung. In seines Menschen Erinnerung wird eine Künstlerleistung aufstehen, die durch ihre Geisteserzeugnisse eine solche Popularität errungen, wie Franz Abt. Nicht allein im Inlande sind die Tausende seiner Werke durch alle Salons und bis in die tiefsten Schichten des Volkes gebrungen, sondern weit hinaus über die Grenzen des Vaterlandes, bis über den Ocean hin, sie sind geflochten und haben in den vorzüglichsten Interpreten ihre Träger gefunden. Allerdings glänzen die Lieber Abts nicht durch auffällige Gelehrsamkeit, sondern vielmehr durch leichte Anmut, gefällige Melodik und Zuglichkeit, sie sind frei von aller Gelehrtheit, im Ueber so charakteristischen Zeichen unserer jetzigen Zeit, — aus ihnen weht eine solche Unmittelbarkeit der Eingebung und innerlichen ein so natürliches Gedankenfließen her vorstreichender Leichtigkeit für die Zuhörer, daß ihre Wirkung bei den gefühlvollsten Zängern und Zuhörern sehr wohl erklärlich ist. Nicht jeder Sänger vermag Brahms, Mendelssohn und Schumann und viele anderer hervorragenden modernen Komponisten zu ersetzen, ganz abgesehen von der oft schwierigen Begleitung; das mögen die getreuen Kritiker, welche von den Abtschen Liedern als von einer Weltmachtsverwirrung sprechen, bedenken; der musikalische Reiz verlangt nach einer Kost, welche er zu genießen und zu verdauen vermag, nach einer Herzenskost, welche Gemüth und Sinn erfreut. Wir selbst möchten uns reichlich auch nicht der Aufgabe unterziehen, an die Abtschen Lieder die strenge musikalische Forderung zu legen — wir müßten mit unsern vorstehenden Ausführungen reichliche in Widerspruch kommen — allein wir sind selbstos genug, uns großen Publikum das zu gönnen, was es liebt und nach seiner Façon erhebt und schätzt. Trotz den vielfachen kritischen Anfeindungen hat Abt infolge seiner unbeeirten Konsequenz also so große Erfolge in der öffentlichen Meinung, in der Popularität, errungen, — er ist ein Sänger des Volkes geworden, und dieses dankt ihm nun durch Errichtung eines Denkmals.



nials in Hannover, der jahrelangen Stätte seines Wirkens. Mit Herkennung desselben ist Professor G. Schermeier in Hannover beauftragt, welcher bei der Konkurrenz mit großer Majorität als Sieger hervorging. Schermeier, ein begnadeter Künstler im besten Mannesalter (geboren 1845), hat bereits verschiedene monumentale Werke geschaffen, welche seinem Namen

die Welt getragen, so besonders die acht erhabenen und Fächerhaltenden für die neu errichtete Gemäldegalerie seiner Vaterstadt Cassel, die Bacchantin und einen Satyr für das neue Hoftheater in Dresden, die Statue des Kurfürsten Friedrich des Streibbaren am Innern des Schlosses zu Weizen, die kolossalen Sängergesellschaften der von der Jugend unangehenen Wissenschaft für das Polytechnikum in Braunschweig *n. a. m.* Die Ausführung des Standbildes ist also in guten Händen. Dieses selbst hat als Mittelstück die doppelt lebensgroße Büste Abts, welche sich auf einem reichem mit Stufenunterbau aus poliertem braunem Oberwälder Granit erhebt. Auf dem Postamente befindet sich eine sehr hübsche Gruppe von vier singenden, barfüßigen, lebensgroßen Knaben (in Bronze) — das Simblik der Männerquartetts und zugleich des Volkstheaters; die über denselben schwebenden Schwalben sollen an das Lied „Wenn die Schwalben einmüßig ziehen“, durch welches der Name der Stadt zuerst ins Volk gedrungen, erinnern. Außer in der weiteren Aufschmückung des Denkmals gebrachten Eisenkränzen, dem Zeichen des Landstums, in die Rückseite durch eine von über umwindende Lyra geschmückt, über welcher die Widmung prangt:

Das Monument wird von der Unterlante der Stufe bis zum Scheitel der Büste eine Höhe von vier und einen halben Meter erreichen und am Erdboden nahe an drei Meter breit werden. Dasselbe soll vor dem Theater — der Stätte, wo Abt jahrelang gewirkt — Aufstellung finden.

Wie unser Bild zeigt, hat Entenmeier die Idee durchaus realistisch aufgefassen, aber auch seine Ideale idealisiert. Das ganze Kunstwerk stellt sich als durchaus künstlerisch, aber auch in architektonischer Beziehung neu, ohne jede Anlehnung an Vorbilder dar. Die Kosten der Herstellung betragen 26 000 M., — der Deutsches Reiches hat sich bis jetzt auf etwa 23 000 M. angelammet, der Anfall ist also unerheblich.

So möge denn das Denkmal einer glücklichen Vollendung entgegengehen, zu Ehren eines deutschen Vorkämpfers, dessen Name auf Flügeln des Gesanges weit über Heimat und Grenze rauscht.

## Briefkasten

der Redaktion.

**Berlin. H. G.** Einen guten Operntext? Da dies ist rare Ware. Werden Sie sich mal an Hrn. Johanna Balz in Arnberg, welcher auch den Text zu Edm. Arctschmiers „Schön-  
hochtraut“, geschrieben. Wenn wir nicht irren, ist er für Professor Ridel bestimmtes Libretto.  
Das berühmte Schloß durch dessen Tod wieder frei geworden.

**Stolp. C. J.** Da gehört Mut dazu, unsern guten Vater Hagen vorgerichteten zu toölen. Wir haben von ihm über denselben Textbuch ein so schlagfertiges Volkslied, was wollen Sie mehr? Ihre Art und Weise heißt „verschlimmern“. Abgesehen, davon freischütten Sie vierhundert Ton abzugeben allen Büchern.

**Bromberg:** J. J. Seigenmacher unbekannt; es ist aber ziemlich sicher eine sog. Klostergeige, d. h. eine solche, die auch im Kloster gemacht wurde.

**Vilbel. F. S.** Berden's im Auge behalten, doch ist gegenwärtig wenig Aussicht.  
**Danzig. H. K.** Sie wissen scheint's auch noch nicht „wohin mit der Freud“, wenig-

**Berlin. J. A.** Der Mohrensche Solot-Beigen-Orphonium ist von Rammernuster  
E. Grösch, Stiftstraße 21 in Wiesbaden, in  
den Handel gebracht. Die neue Masse soll in  
der That vorzüglich sein und hat bereits in  
verschiedenen Orchestern Deutschlands Eingang  
gefunden. Auch das rein äußerliche — läbliche  
Messingdobos — ist vorzeigbar.

**Danzig. J. K.** Wie wohlthuend, unter  
den vielen, oft ganz haarsträubenden Ein-  
drücken auch einmal wieder etwas Herzerfri-  
schendes zu erhalten! Dürfen wir bald wieder

**Hamburg. R. P.** Es würde zu weit führen, wollten wir für die Zukunft Fragen, die in jeder Harmonielehre beantwortet werden, an dieser ohnehin stark in Anspruch genommenen Stelle beantworten, ad 2. Mit einem Versuch werden Sie schließlich irgendwas entnehmen. Gegen nicht erhebliches Honorar

In zweiter Auflage erschienen in meinem Verlage:

## Robert Schumanns

# Klavier-Kompositionen

revidiert, mit Vortragsbezeichnung und Fingersatz versehen von  
**Dr. Otto Neitzel.**

- |         |                             |         |                             |
|---------|-----------------------------|---------|-----------------------------|
| Band 1. | Jugend-Album.               | Band 6. | Papillons, Faschingschwank. |
| " 2.    | Kinderszenen. Albumblätter. | " 7.    | Hamoreske, Torcata.         |
| " 3.    | Bunte Blätter.              | " 8.    | Drei Romanzen.              |
| " 4.    | Nachstucke, Waldszenen.     | " 9.    | Karneval.                   |
| " 5.    | Phantasiestücke. Arabeske.  | " 10.   | Kreislariaana.              |
|         | Blumenstück.                |         |                             |

**Preis pro Band Mk. 1.—**

Die wunderbaren Kompositionen **Robert Schumanns**, welche sich mit kleiner Ausnahme bis jetzt nur in beschränkter Kreis der Musik-Aristokratie zu eigen gemacht hat, sind so vollständig umrankt von den Goldfäden der Romantik, dass sie wie aus einer andern Welt stammend erscheinen. In einem solch durchgeisteten Gebiete sich ohne sichere Leitung zurecht zu finden, ist für den musikalischen Laien schwer, ja fast unmöglich und da bietet sich denn nun meine Schumann-Ausgabe als Führer und Ratgeber an, wie er zuverlässiger wohl kaum existiert. Die Vortrags-Erklärungen sind von einer verblüffenden Schlagfertigkeit, Phrasierung und Fingersatz von unübertroffener Zweckmäßigkeit, so dass meine Ausgabe, die zudem prachtvolle Ausstattung mit überaus billigem Preise verbindet, berufen sein dürfte, bahnbrechend für die zeitgemässe Popularisierung Schumanns zu wirken.

**Köln a. Rh.**

**P. J. Tonger.**



Unter Goldschmied 38 **KOELN** 38 Unter Goldschmied.



Neuerweg 40 **BARMEN** 40 Neuerweg.

**Novität für Männerchöre!**  
Seben erschien:

Fr. Plengorth

op. 10. Preis Partitur 90 Pfg.; jede Stimme 20 Pfg. Das herrliche Gedicht  
**Der Frühling ist angekommen.**

ist von dem beliebten Komponisten in unübertrefflicher Weise in Musik gesetzt worden. Alle Sänger und Freunde des Männergesanges werden an diesem prachtvollen Lied ihre Freude haben.

Früher erschienen bei mir folgende Männerchöre:

**Plengorth:** Op. 5 O Jugend wie bist du so schön.  
6 Nach jeder Nacht kommt noch ein Morgen wieder.  
" 9 Die Tage der Rosen.  
Alle diese Lieder (Preise wie bei Op. 10) haben sich als die wirksamsten  
Vortragstücke namentlich bei Preis-Gesangfesten bewährt

Ferner erschien soeben:

**Schmidt, D.**, Die Nachtigall für vierstimmigen Chor (Sopran, Alt, Tenor, Bass) Partitur 30 Pf. — 20 Expl.: M. 3.— 30 Expl.: M. 6.— Ein prächtiges, frisch bewegtes Lied, recht von der Art „im Freien zu singen“, klang- und sangvoll.

**Elberfeld.**

**B. Hartmann.**

**ROM** Beste Bezugsquelle für echt römische Saiten aller Instrumente. Versand franko nach allen Ländern. — Fabrikpreise. — Preisurkat franko.

E. Tollert. Rom. Ripetta 57.

Jüngeren begabten Komponisten wird Gelegenheit geboten, bisher ungedruckte Kompositionen mit Erfolg und event. unter günstigen Bedingungen zu veröffentlichen. Geh. Offerten sub N. 7549 an Rudol. Mosse in Leipzig erbeten.



bürte Ihnen indes ein tüchtiger Musiker (s. B. Seminarlehrer) Rügele in Liebenthal, Reg. Bez. Weingarten) mit richtiger Kunst und Güte an die Hand geben.

**Berlin. H. M.** Ihr eingelangtes Aviso kam aus dem vorigen Jahrhundert und ist — wenn es auch unsere Zeiten nicht mehr entbehrt — unsern Lesern nicht vorzubringen.

Schickte ich der Betreffenden Gnad zu unter Tage laut,  
 „Ich halt, Sie haben einen Stern,  
 Und hängen all die Zeit  
 Auf einer Kette aus, wie le Bäum pfeift,  
 Geht einer Kette nach,  
 Geht's Clarinet wie offene greift,  
 Und kommt wie Wad:  
 Doch dort man lieber Schellfischfang,  
 Oebell und Kugelchen,  
 Und Wangen und Cielang,  
 Als Zebiren-Melodee.  
 Das Cor der meisten Menschen ist,  
 Was sonderbar und groß;  
 Warum bedacht, mein 'rommer Christ,  
 Und so fern — Bittend.

**Stargarden. L. H.** Gladia te n. n. wie Ihnen mit dem reinen Baumgaden „Armenen“ (Schickte ich n. n. Es lautet:

Durch seinen Potentat:  
 „Es heilt das Lebens Wunder,  
 Und Hoffnung leuchtet an.“  
 Da bringt zu seinen Ohren  
 Das Angedenken Sang:  
 „Auf immer ist verloren  
 Der Stimme heller Klang.“  
 Der Kaiser spricht erhaben:  
 „Du, Herr, bist über mir,  
 Voll mit dem Leben am Leben,  
 Des Tages frische Zier  
 Und bleib der Zeit auch nicht.  
 Denn wart den deutschen Kaiser,  
 Man hat den deutschen Kaiser,  
 Und wenn er leide (s. B. B.)

**Grünhainichen. R. H.** Ihr Silber haben wir zu wenig Interessenten. Die einklagende Literatur ist zudem auch zu billig (s. B. B. B. B.).

**Klosterneuburg. A. L.** Sie haben schon viel Männerchor gebort oder selbst mitgethan, das sagt die Mode, aber man jedoch die musikwissenschaftliche Kenntnis durch- und vermischt. Auch haben Sie am Klavier komponiert, auf welchem die oft sehr vergnüglichen Werke viel besser, reiner klingen, als dies im Gesange möglich ist.

**Dresden. A. R.** Das heißt: Nicolas Amati, Sohn des Hieronymus — es ist ja der größte Meister aus der Familie Amati. Ist der Jettel edel, in es ein wertvolles Instrument, — doch sind Fälschungen an der Tagesordnung. Die andere Firma ist nicht bekannt geworden.

**Potsdam. A. N.** Ja wohl, aber nur unbedingt gute Sachen. Wir haben reichlichen Vorrat, sind daher widerwillig.

**K. Gladbach. J. N.** Was hilft Ihnen aus und alle Ihre Velleitheit? — es ist ja doch unendlich nur ein Stetigen über die Wahrheit.

**Leipzig. A. F.** Sie deklarieren Ihre Kompositionen mit 10 Pf. 2. „Wasser ohne Wert“ wären der Sader nicht gekommen.

**Gottzell. M. N.** Bester Zuhörer: Nationaltheater in G. B. Peters in Leipzig (Preis Mt. 4.50) G. B. Peters in Leipzig (Preis Mt. 4.50) G. B. Peters in Leipzig (Preis Mt. 4.50)

**Berlin. R. W.** Debraure, — nicht geeignet.

**Brandenburg. W. S.** Dem Frager nach ist es Haven, ad 2: Soviel wie goldende, ad 3: „Das Goldtinte“, — dasselbe ist jedoch vielmal komponiert: von Ganes (Weipig, Ritten), Pini (Weipig, Siegel), Schäfer (Weil & Weid) und Stollberg (Bremen, Weiger & Weier). Schäfers Lied ist das verdorbenste und wahrscheinlich von Ihnen gewünscht, ad 4: Die drei zwei Sonaten existieren jedenfalls in den Ausgaben Gotta und Hallberger.

**Brandenburg. G. K.** Also auch Sie wollen Musiker werden? Sie gehen wohl auch von der Ansicht aus, daß der Musiker der glückliche Mensch sei, weil er spielt, wenn er arbeitet, und arbeitet, wenn er spielt. — Ist aber doch ein bißchen anders und wenn Sie nicht ganz besonders veranlagt sind — was ja Ihr Können zu entscheiden vermag — lassen Sie besser die Hand davon.

**Deutsch-Pickar. F. K.** Dank für Ihre freundlichen Worte. ad 2: Versuchen Sie es mit der „leichtföhligen Harmonie und Generalbasslehre“ von Böller (Berlin, Götze, Bornitz). Noch leichter ist allerdings der unfere Zeitung beigelegene „Katholikus der Generalbasslehre“ von Böller, den Sie komplett zu 1 Mt. durch jede Buch- und Musikalienhandlung beziehen können.

**Var-Palota (Ungarn). M. Sp.** Ihr warmes Willkommen hat mich herzlich erfreut, — ich habe Ihnen!

**Waldenburg. J. S.** Glauben Sie das ja nicht, denn mein Eigentümlich weis ich, wäre man fast in jedem Jahr jammer über.

**Pfullingen. S.** Nehmen Sie die gütliche Danks von G. Müller, op. 22 (Kollektion)

**Emil Hölze Pastillen**  
 hergestellt von  
**HEWEL & VEITHEN**  
 KÖLN AM RHEIN.

Wegen Niederlage wende man sich gef. an die alleinigen Fabrikanten  
**Hewel & Veithen, Köln, Dampf-Chokoladen- und Zuckerwaren-Fabrik.**

**Das Harmonium**  
 welches an jedem wichtigen vollen Platz in vielen musikalischen Familien begehrt ist in seiner Schönheit und Vielseitigkeit leider noch nicht genug gewürdigt. Die Art seiner Verwendung, besonders im Zusammenwirken als Duo oder Trio mit Klavier oder Violine oder mit Violoncell u. s. w. gehört zu den schönsten musikalischen Genüssen. Ein Artikel aus: **Ueber Land und Meer**, Jahrg. 1887, No. 17, der die Vorzüge des Harmoniums allgemein verständlich erklärt, ist jedem Freunde dieses schönen Instruments zu empfehlen. Man verlange den Abdruck obigen Artikels gratis. Preislisten der berühmten deutschen Fabrik von **Schiedmayer** in Stuttgart, ebenfalls gratis. **Verzeichnisse des Musikalien-Verlags (Harmonium, Violine, Klavier, Gesang, und anderer Kompositionen), aus welchen Auswahlendungen** auf Wunsch gerne gemacht werden.  
**Karl Simon, Musikverlag, Harmonium- und Piano-Magazin, Berlin S.W., Markgrafstrasse 21.**

**ASBECK, OSTHAUS, EICKEN & CO.**  
**HAGEN Westph.**  
**PATENT-TIEGELGUSSTAHLDRABT**  
 Specialität Garantie  
**KLAVIERSAITEN**

**Die Kohlenanzünder** von J. P. Rüffer, Charlottenburg, ersetzen das Holz beim Feueranmachen, sind besser, grösser, wirksamer, 30% schwerer als andere, mehrfach prämiert und daher die vorzuziehenden.  
 Es 600 St. 1000 St. 2000 St. inkl. Verpack. frei Bahnkosten 5 M. 8.50 M. 16 M. — Hof Berlin geg. Nachn.  
 Weiterverhändler erhalten hohen Preis.

**GAEDKE'S CACAO**  
 zeichnet sich durch Löslichkeit, feines Aroma und unvergleichlich schönen Geschmack aus. Proben versendet.  
**P. W. Gaedke, Hamburg.**

**Kurmusik.**  
 Im Badertal Tölz-Krankenheil soll für den heur. Sommer ein Streichorchester von ca. 16 Mann engagiert werden. Spielzeit je 2 Stunden morgens und nachmittags bezw. abends, Sonntags nachmittags frei. Dauer vom 1. Juni bis 1. (eventuell 15.) September. Kapellmeister wollen Anerbietungen nebst Preisangaben bis längstens 20. Februar richten an den  
**Kur- und Ortsverschönerungsverein Tölz-Krankenheil.**

**Violinen,**  
 unübert. Meisterwerke der besten Geigenbaukunst, welche Ihnen u. alle andern Instrumente empfehle, unter absoluter Garantie.  
**Glaser & Herwig**  
 in Markneukirchen i. S. Preisliste gratis u. franco.

Diese in ihren ausgezeichneten Wirksamkeit zuerst von dem Königl. Preuss. Kammer-Sänger Herrn Emil Gotze erproben und nach ihm benannten Pastillen, hergestellt aus den vorzüglichsten Stoffen u. unter Berücksichtigung der auf dem Gebiete der Expectoranten gemachten neuesten Erfahrungen, erweisen sich nach den Zeugnisse medizinischer Autoritäten, sowie hervorragender Sänger u. Redner als ein sehr wirksames Mittel gegen alle Affektionen der Atmungs- und Stimmorgane.

**Preis 60 Pf. die Schachtel.**

Frankfurt a. M., d. 19. Jan. 1887.  
 Herrn Hewel & Veithen in Köln.  
 Ich nehme diese Gelegenheit, gerne wahr, um Ihnen ganz besond. meine vollste Zufriedenheit über d. vorzügl. Eigenschaften Ihres Präparates auszusprechen. Seit d. letzten Musikfeste in Bonn i. J. 1885, wo ich Ihre Pastillen kennen u. deren ausserordentl. Wirksamkeit u. schnelle Wirkung auf die Stimmorgane schätzen lernte, sind mir dieselben geradezu unentbehrlich geworden. Sie würden mir z. B. eine Genugthuung und der singenden Mensch, eine wahrhafte Wohltat erwiesen, wenn Sie sich entschließen wollten, Ihre Past. durch fabrikmässige Herstellung in den Handel zu bringen u. somit den weitest. Kreisen zugängl. zu machen. Ich begreife Sie mit Hochachtung. Marie Hanfstaengl-Schroeder, Sängerin.

**Ballabend**  
 Band 14  
 TÄNZE

**Prachtvoll ausgestattet Mk. 1.—**  
 Ballabend Bd. I 14 beliebte Tänze in 1 Bände. 21. Auflage. . . . Mk. 1.—  
 „ „ „ II 14 schwerere Tänze in 1 Bände. 6. Auflage. . . . „ 1.—  
 „ „ „ III 14 ausserlesene neue Tänze in 1 Bände. 9. Auflage. . . . „ 1.—  
 Durch alle Buch- und Musikalien-Handlungen zu beziehen.  
**Verlag von P. J. Tonger in Köln.**

**Tamar Indien**  
 Aerztl. warm empföhl., unschädlich, rein pflanzl., sicher u. schmerzlos wirkende **Confiture laxative** von angenehmem erfrisch. Geschmack ohne jede nachtheil. Nebenwirkung.  
**C. Kanold, Apotheker, Nachf. Götha.**  
 Seit Jahren in Kliniken u. grösser. Heil-Anstalten gegen Verstopfung, Blutandrang, Vollblütigkeit, Hämorrhoiden, Migräne etc. fortwährend in Anwendung.

**Königl. Konservatorium für Musik in Dresden.**  
 Beginn des 33. Studienjahres am 5. April. Aufnahmeprüfung am 4. April. Prospekt, Lehrplan, Verzeichnis der Lehrer, auch Jahreshesicht durch das Sekretariat des Königl. Konservatoriums.  
**Das Direktorium.**

**Zu kaufen gesucht**  
 3 vorzüglich schön erhaltene Harmoniums von Schiedmayer aus 5, 10 und 16 Registern sind für 350, Operpartituren, Nur wohlerhaltene Expl. 300 und 500 Mark zu verkaufen.  
 Adresse Apel, Berlin W. 62 Ringstr. 3.  
**Hermann Mensing in Erfurt.**



**Stollhoff und Pichel, op. 8** (Edition Peters): kann hat. Schubert eine (schöne Sammlung (50) Duettinen (Stollhoffen, Sieber u. f. w.) bei J. Schubert & Co. in Leipzig herausgegeben. Von Schöner erläutern auch noch andere den beliebten Ähnlichen (Klein, Zenger), die Sie gerne zur Ansicht erhalten können. ad 2: Einziges, reines, das Mittelmaß in die Mitte der Schreiber. **Greifswald, H. P.** Für durch härtere Seiten. Im Instrumental unterhalb (Klein) haben Sie häufig angezeigt. ad 2: Der Damm kann bei richtiger Haltung nicht getrennt werden.

**Thurnau, N. N.** Der Markt ist zwar nicht zu gebrauchen, doch ist Ihre Erläuterung ist, machen Sie uns nicht weis.

**N. B. in S.** Das wird wohl Ihnen kein Reich drucken.

**Rudolfstadt, A. S.** Die Hände in den Schölen legen und auf einen glücklichen Zufall rechnen? — das ist das Richtige! Wenn Sie denn nicht.  
Wer die Frucht sich selber bricht, bruchet die Frucht des Zufalls nicht.

**Breslau, J. M.** Die eigentümlich — bei ähnlichen Anfragen gleichzeitig zu erhalten! — (schönen) gerade ein Zufallsstück zu sein, — der vorliegende Musikblätter, werden aber die eigene Zuchtzeit auch nicht weit kommen, — mit der Hoffnungen führt, hat die Kunst zum Ausbruch.

**Köln, L. S.** Sehr ist's: Kommt der Bauer auf den Gaul, Wird er hoch, wie König Saul!

Die haben wohl vergessen, daß wir von der langen Ephe wissen, und wollen und gegenüber für (barmherzigen) Sie dann bei uns nicht wüßten — gehen Sie vor eine andere Schmeide.

**Magdeburg, K.** Das wird es nicht geben, wenigstens ist es keine Antwort ad 2: hanner.

**Ochtersleben, H. S.** Die (sonderbare) Tonleiter ist uns neu. ad 2: Ebenfalls unbekannt.

**Hadamar, G. M.** Das ist wohl ein Druckfehler. Der Reichtum des Wortes nach bedeutet es freien, ungebundenen Vortrag.

**Berlin, C. S.** Einzelne Erlebnis wohl — eine biographische Skizze nicht. Dient es mit den genannten Meistern gar nicht zu vergleichen, weil diese zu den produzierenden gehören, jene aber reicherer Künstler, allerdings der ersten Reihe, war.

**Nienke, J. G.** Die früheren Jahrgänge der Reuen Musik-Zeitung sind durch auch- und Musikalienhandlungen zu beziehen. ad 2: Von jenen Überreichten wußten wir keine vorzulegen, — Sie sind alle gleich schön. ad 3: Die Reihenfolge der Sonaten haben wir doch schon so oft angegeben. ad 4: Von Marx, ad 5: Nein, gegenständig nicht.

**Oberrhausen, H. B.** Mit dem betr. Buche sind Sie nicht angeführt. Möglicherweise (Reipzig, Breitkopf & Härtel) wäre allerdings leichtverfügbare gewesen. Bildnisse von Weimars (Klein, P. J. Zenger).

**Endenich, J. S.** Trompete nicht, — sagt ja doch das Sprichwort: Nicht Spielert, nicht der Trompeter hat keinen.

**Knecht, J. L.** Da wird keine große Nachfrage sein, wir wollen Ihnen, so leid es uns ist, keinen Rat.

**Darmstadt, J. W.** Müßter werden ist nicht schwer, Müßter sein dagegen sehr.

Mit dem „Bollen“ also ist nicht gefast, Anlagen und Geist sind Grundbedingung.

**Freiburg, J. W.** Sie schreiben ja ganz lauter und lauter, aber es fehlt bei Unmöglichkeit, — ist ja langweilig, pointiert.

**Grüneberg, H. G.** Die lateinische De, mit den italienischen Tonbezeichnungen beginnend, heißt folgendermaßen:

Ut queant laxis  
Resonare fibris  
Mira gestorum  
Famuli tuorum,  
Solve polli  
Labii reatum

Sancto Johannes!

Es existiert aber auch eine deutsche Vertierung, welche wohl geeignet ist, Satz und Konsonanz leicht zu verbinden und zu verzeichnen: die sog. Damentation; sie lautet:

c d e f g a h =  
da, me, ni, po, tu, so, ka, be

Diese richtet von Braun her, hat sich jedoch neben der italienischen Solmisation nicht zu behaupten vermögen.

**Glauchau, H. C.** Wir kennen diese „Admeten“, sie beginnt meistens bei sich selber. Diese Editionen zu einem guten Zwecke haben noch selten etwas erreicht.

**Amicus artis.** Nach einer von ihr selbst eingeleiteten Original-Photographie. Bezug bitte zu entfallen.

**Münster, E. S.** Ihre Einleitung ist gut, aber für unsere Leser, — wird baldig erscheinen.

**Hagenau, B.** Dann kommen die Sonaten von Beethoven, und zwar in folgender Reihe: op. 10 Nr. 3, 18, 28, 31 Nr. 1 u. Nr. 3.

**CHOCOLADE VON**  
M. 1.25 anwärts ½ Kilo gut für 16 Tassen

**GEBRÜDER STOLLWERCK**

**ACAO**  
½ K Dose 3 M.  
½ K Dose 3 M.  
100 Tassen.

32 Gold- und Silber-Medaille  
26 Kas. Köln etc.  
HOFDIPLOME

Alleinige Fabrikanten von Dr. Michaelis' Eichel-Cacao.

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

## Heinrich Hofmann.

Die Lieder des Troubadours Raoul le Preux an Königin Jolanthe von Navarra. Gesangsszene für eine Baritonstimme und Orchester oder Pianoforte. Op. 89. Partitur, 4.6., Stimmen, 4.7.50. Mit Pianoforte, 4.2.50.

**P.J. Tonger Köln/Rh.**

Illustr. Preis-Verzeichnis gratis

Seeben erschienen bereits in zweiter Auflage:

## Das IV. Quartal (1887)

## Neuen Musik-Zeitung

### Illustriertes Familienblatt.

Der elegant broschurierte Band enthält unter anderem:

Porträts und Biographien von W. A. Mozart, Carl Goldmark, Nikita, G. B. Lamperti, Pauline Lucca.

Erzählungen, Novellen, Humoresken und belehrende Artikel von P. K. Rosegger, La Mars, Ernst Pasqu, Oscar Justinus, Elise Polke, Paul von Schönthan, L. Erbach, A. Moszkowski, Dr. Gustav Karpel, Johanna Baltz, Franz Siskig, Claire Gerhardt, Dr. Ad. Kohut, M. Knauff, Dr. A. Guckelsen, Sir Morell Mackenzie, Otto Brandes etc.

Klavierstücke, Lieder, Kompositionen für Violon und Klavier von H. Hässner, Carl Goldmark, Louis H. Meyer, A. Korten, H. A. Scheffer, Robert Schumann; ausserdem als Gratisbeilagen:

Musikalisches Fremdwörterbuch von Dr. G. Plunniat und Musiker-Lexikon von R. Musiol.

Alles zusammen in 1 Bd. eleg. broch. 80 Pfg.

**95000 in neu**

**Preis-Klavierschule.**

Von süddeutschen Zithernbund als best existierende empfohlen. Mit der goldenen Medaille ausgezeichnet.

4. Aufl. Teil I. Gk. 3. Teil II. Gk. 4. Teil III. Gk. 5. Teil IV. Gk. 6. Teil V. Gk. 7. Teil VI. Gk. 8. Teil VII. Gk. 9. Teil VIII. Gk. 10. Teil IX. Gk. 11. Teil X. Gk. 12. Teil XI. Gk. 13. Teil XII. Gk. 14. Teil XIII. Gk. 15. Teil XIV. Gk. 16. Teil XV. Gk. 17. Teil XVI. Gk. 18. Teil XVII. Gk. 19. Teil XVIII. Gk. 20. Teil XIX. Gk. 21. Teil XX. Gk. 22. Teil XXI. Gk. 23. Teil XXII. Gk. 24. Teil XXIII. Gk. 25. Teil XXIV. Gk. 26. Teil XXV. Gk. 27. Teil XXVI. Gk. 28. Teil XXVII. Gk. 29. Teil XXVIII. Gk. 30. Teil XXIX. Gk. 31. Teil XXX. Gk. 32. Teil XXXI. Gk. 33. Teil XXXII. Gk. 34. Teil XXXIII. Gk. 35. Teil XXXIV. Gk. 36. Teil XXXV. Gk. 37. Teil XXXVI. Gk. 38. Teil XXXVII. Gk. 39. Teil XXXVIII. Gk. 40. Teil XXXIX. Gk. 41. Teil XL. Gk. 42. Teil XLI. Gk. 43. Teil XLII. Gk. 44. Teil XLIII. Gk. 45. Teil XLIV. Gk. 46. Teil XLV. Gk. 47. Teil XLVI. Gk. 48. Teil XLVII. Gk. 49. Teil XLVIII. Gk. 50. Teil XLIX. Gk. 51. Teil L. Gk. 52. Teil LI. Gk. 53. Teil LII. Gk. 54. Teil LIII. Gk. 55. Teil LIV. Gk. 56. Teil LV. Gk. 57. Teil LVI. Gk. 58. Teil LVII. Gk. 59. Teil LVIII. Gk. 60. Teil LIX. Gk. 61. Teil LX. Gk. 62. Teil LXI. Gk. 63. Teil LXII. Gk. 64. Teil LXIII. Gk. 65. Teil LXIV. Gk. 66. Teil LXV. Gk. 67. Teil LXVI. Gk. 68. Teil LXVII. Gk. 69. Teil LXVIII. Gk. 70. Teil LXIX. Gk. 71. Teil LXX. Gk. 72. Teil LXXI. Gk. 73. Teil LXXII. Gk. 74. Teil LXXIII. Gk. 75. Teil LXXIV. Gk. 76. Teil LXXV. Gk. 77. Teil LXXVI. Gk. 78. Teil LXXVII. Gk. 79. Teil LXXVIII. Gk. 80. Teil LXXIX. Gk. 81. Teil LXXX. Gk. 82. Teil LXXXI. Gk. 83. Teil LXXXII. Gk. 84. Teil LXXXIII. Gk. 85. Teil LXXXIV. Gk. 86. Teil LXXXV. Gk. 87. Teil LXXXVI. Gk. 88. Teil LXXXVII. Gk. 89. Teil LXXXVIII. Gk. 90. Teil LXXXIX. Gk. 91. Teil LXXXX. Gk. 92. Teil LXXXXI. Gk. 93. Teil LXXXXII. Gk. 94. Teil LXXXXIII. Gk. 95. Teil LXXXXIV. Gk. 96. Teil LXXXXV. Gk. 97. Teil LXXXXVI. Gk. 98. Teil LXXXXVII. Gk. 99. Teil LXXXXVIII. Gk. 100. Teil LXXXXIX. Gk. 101. Teil LXXXXX. Gk. 102. Teil LXXXXXI. Gk. 103. Teil LXXXXXII. Gk. 104. Teil LXXXXXIII. Gk. 105. Teil LXXXXXIV. Gk. 106. Teil LXXXXXV. Gk. 107. Teil LXXXXXVI. Gk. 108. Teil LXXXXXVII. Gk. 109. Teil LXXXXXVIII. Gk. 110. Teil LXXXXXIX. Gk. 111. Teil LXXXXXX. Gk. 112. Teil LXXXXXXI. Gk. 113. Teil LXXXXXXII. Gk. 114. Teil LXXXXXXIII. Gk. 115. Teil LXXXXXXIV. Gk. 116. Teil LXXXXXXV. Gk. 117. Teil LXXXXXXVI. Gk. 118. Teil LXXXXXXVII. Gk. 119. Teil LXXXXXXVIII. Gk. 120. Teil LXXXXXXIX. Gk. 121. Teil LXXXXXXX. Gk. 122. Teil LXXXXXXXI. Gk. 123. Teil LXXXXXXXII. Gk. 124. Teil LXXXXXXXIII. Gk. 125. Teil LXXXXXXXIV. Gk. 126. Teil LXXXXXXXV. Gk. 127. Teil LXXXXXXXVI. Gk. 128. Teil LXXXXXXXVII. Gk. 129. Teil LXXXXXXXVIII. Gk. 130. Teil LXXXXXXXIX. Gk. 131. Teil LXXXXXXX. Gk. 132. Teil LXXXXXXXI. Gk. 133. Teil LXXXXXXXII. Gk. 134. Teil LXXXXXXXIII. Gk. 135. Teil LXXXXXXXIV. Gk. 136. Teil LXXXXXXXV. Gk. 137. Teil LXXXXXXXVI. Gk. 138. Teil LXXXXXXXVII. Gk. 139. Teil LXXXXXXXVIII. Gk. 140. Teil LXXXXXXXIX. Gk. 141. Teil LXXXXXXX. Gk. 142. Teil LXXXXXXXI. Gk. 143. Teil LXXXXXXXII. Gk. 144. Teil LXXXXXXXIII. Gk. 145. Teil LXXXXXXXIV. Gk. 146. Teil LXXXXXXXV. Gk. 147. Teil LXXXXXXXVI. Gk. 148. Teil LXXXXXXXVII. Gk. 149. Teil LXXXXXXXVIII. Gk. 150. Teil LXXXXXXXIX. Gk. 151. Teil LXXXXXXX. Gk. 152. Teil LXXXXXXXI. Gk. 153. Teil LXXXXXXXII. Gk. 154. Teil LXXXXXXXIII. Gk. 155. Teil LXXXXXXXIV. Gk. 156. Teil LXXXXXXXV. Gk. 157. Teil LXXXXXXXVI. Gk. 158. Teil LXXXXXXXVII. Gk. 159. Teil LXXXXXXXVIII. Gk. 160. Teil LXXXXXXXIX. Gk. 161. Teil LXXXXXXX. Gk. 162. Teil LXXXXXXXI. Gk. 163. Teil LXXXXXXXII. Gk. 164. Teil LXXXXXXXIII. Gk. 165. Teil LXXXXXXXIV. Gk. 166. Teil LXXXXXXXV. Gk. 167. Teil LXXXXXXXVI. Gk. 168. Teil LXXXXXXXVII. Gk. 169. Teil LXXXXXXXVIII. Gk. 170. Teil LXXXXXXXIX. Gk. 171. Teil LXXXXXXX. Gk. 172. Teil LXXXXXXXI. Gk. 173. Teil LXXXXXXXII. Gk. 174. Teil LXXXXXXXIII. Gk. 175. Teil LXXXXXXXIV. Gk. 176. Teil LXXXXXXXV. Gk. 177. Teil LXXXXXXXVI. Gk. 178. Teil LXXXXXXXVII. Gk. 179. Teil LXXXXXXXVIII. Gk. 180. Teil LXXXXXXXIX. Gk. 181. Teil LXXXXXXX. Gk. 182. Teil LXXXXXXXI. Gk. 183. Teil LXXXXXXXII. Gk. 184. Teil LXXXXXXXIII. Gk. 185. Teil LXXXXXXXIV. Gk. 186. Teil LXXXXXXXV. Gk. 187. Teil LXXXXXXXVI. Gk. 188. Teil LXXXXXXXVII. Gk. 189. Teil LXXXXXXXVIII. Gk. 190. Teil LXXXXXXXIX. Gk. 191. Teil LXXXXXXX. Gk. 192. Teil LXXXXXXXI. Gk. 193. Teil LXXXXXXXII. Gk. 194. Teil LXXXXXXXIII. Gk. 195. Teil LXXXXXXXIV. Gk. 196. Teil LXXXXXXXV. Gk. 197. Teil LXXXXXXXVI. Gk. 198. Teil LXXXXXXXVII. Gk. 199. Teil LXXXXXXXVIII. Gk. 200. Teil LXXXXXXXIX. Gk. 201. Teil LXXXXXXX. Gk. 202. Teil LXXXXXXXI. Gk. 203. Teil LXXXXXXXII. Gk. 204. Teil LXXXXXXXIII. Gk. 205. Teil LXXXXXXXIV. Gk. 206. Teil LXXXXXXXV. Gk. 207. Teil LXXXXXXXVI. Gk. 208. Teil LXXXXXXXVII. Gk. 209. Teil LXXXXXXXVIII. Gk. 210. Teil LXXXXXXXIX. Gk. 211. Teil LXXXXXXX. Gk. 212. Teil LXXXXXXXI. Gk. 213. Teil LXXXXXXXII. Gk. 214. Teil LXXXXXXXIII. Gk. 215. Teil LXXXXXXXIV. Gk. 216. Teil LXXXXXXXV. Gk. 217. Teil LXXXXXXXVI. Gk. 218. Teil LXXXXXXXVII. Gk. 219. Teil LXXXXXXXVIII. Gk. 220. Teil LXXXXXXXIX. Gk. 221. Teil LXXXXXXX. Gk. 222. Teil LXXXXXXXI. Gk. 223. Teil LXXXXXXXII. Gk. 224. Teil LXXXXXXXIII. Gk. 225. Teil LXXXXXXXIV. Gk. 226. Teil LXXXXXXXV. Gk. 227. Teil LXXXXXXXVI. Gk. 228. Teil LXXXXXXXVII. Gk. 229. Teil LXXXXXXXVIII. Gk. 230. Teil LXXXXXXXIX. Gk. 231. Teil LXXXXXXX. Gk. 232. Teil LXXXXXXXI. Gk. 233. Teil LXXXXXXXII. Gk. 234. Teil LXXXXXXXIII. Gk. 235. Teil LXXXXXXXIV. Gk. 236. Teil LXXXXXXXV. Gk. 237. Teil LXXXXXXXVI. Gk. 238. Teil LXXXXXXXVII. Gk. 239. Teil LXXXXXXXVIII. Gk. 240. Teil LXXXXXXXIX. Gk. 241. Teil LXXXXXXX. Gk. 242. Teil LXXXXXXXI. Gk. 243. Teil LXXXXXXXII. Gk. 244. Teil LXXXXXXXIII. Gk. 245. Teil LXXXXXXXIV. Gk. 246. Teil LXXXXXXXV. Gk. 247. Teil LXXXXXXXVI. Gk. 248. Teil LXXXXXXXVII. Gk. 249. Teil LXXXXXXXVIII. Gk. 250. Teil LXXXXXXXIX. Gk. 251. Teil LXXXXXXX. Gk. 252. Teil LXXXXXXXI. Gk. 253. Teil LXXXXXXXII. Gk. 254. Teil LXXXXXXXIII. Gk. 255. Teil LXXXXXXXIV. Gk. 256. Teil LXXXXXXXV. Gk. 257. Teil LXXXXXXXVI. Gk. 258. Teil LXXXXXXXVII. Gk. 259. Teil LXXXXXXXVIII. Gk. 260. Teil LXXXXXXXIX. Gk. 261. Teil LXXXXXXX. Gk. 262. Teil LXXXXXXXI. Gk. 263. Teil LXXXXXXXII. Gk. 264. Teil LXXXXXXXIII. Gk. 265. Teil LXXXXXXXIV. Gk. 266. Teil LXXXXXXXV. Gk. 267. Teil LXXXXXXXVI. Gk. 268. Teil LXXXXXXXVII. Gk. 269. Teil LXXXXXXXVIII. Gk. 270. Teil LXXXXXXXIX. Gk. 271. Teil LXXXXXXX. Gk. 272. Teil LXXXXXXXI. Gk. 273. Teil LXXXXXXXII. Gk. 274. Teil LXXXXXXXIII. Gk. 275. Teil LXXXXXXXIV. Gk. 276. Teil LXXXXXXXV. Gk. 277. Teil LXXXXXXXVI. Gk. 278. Teil LXXXXXXXVII. Gk. 279. Teil LXXXXXXXVIII. Gk. 280. Teil LXXXXXXXIX. Gk. 281. Teil LXXXXXXX. Gk. 282. Teil LXXXXXXXI. Gk. 283. Teil LXXXXXXXII. Gk. 284. Teil LXXXXXXXIII. Gk. 285. Teil LXXXXXXXIV. Gk. 286. Teil LXXXXXXXV. Gk. 287. Teil LXXXXXXXVI. Gk. 288. Teil LXXXXXXXVII. Gk. 289. Teil LXXXXXXXVIII. Gk. 290. Teil LXXXXXXXIX. Gk. 291. Teil LXXXXXXX. Gk. 292. Teil LXXXXXXXI. Gk. 293. Teil LXXXXXXXII. Gk. 294. Teil LXXXXXXXIII. Gk. 295. Teil LXXXXXXXIV. Gk. 296. Teil LXXXXXXXV. Gk. 297. Teil LXXXXXXXVI. Gk. 298. Teil LXXXXXXXVII. Gk. 299. Teil LXXXXXXXVIII. Gk. 300. Teil LXXXXXXXIX. Gk. 301. Teil LXXXXXXX. Gk. 302. Teil LXXXXXXXI. Gk. 303. Teil LXXXXXXXII. Gk. 304. Teil LXXXXXXXIII. Gk. 305. Teil LXXXXXXXIV. Gk. 306. Teil LXXXXXXXV. Gk. 307. Teil LXXXXXXXVI. Gk. 308. Teil LXXXXXXXVII. Gk. 309. Teil LXXXXXXXVIII. Gk. 310. Teil LXXXXXXXIX. Gk. 311. Teil LXXXXXXX. Gk. 312. Teil LXXXXXXXI. Gk. 313. Teil LXXXXXXXII. Gk. 314. Teil LXXXXXXXIII. Gk. 315. Teil LXXXXXXXIV. Gk. 316. Teil LXXXXXXXV. Gk. 317. Teil LXXXXXXXVI. Gk. 318. Teil LXXXXXXXVII. Gk. 319. Teil LXXXXXXXVIII. Gk. 320. Teil LXXXXXXXIX. Gk. 321. Teil LXXXXXXX. Gk. 322. Teil LXXXXXXXI. Gk. 323. Teil LXXXXXXXII. Gk. 324. Teil LXXXXXXXIII. Gk. 325. Teil LXXXXXXXIV. Gk. 326. Teil LXXXXXXXV. Gk. 327. Teil LXXXXXXXVI. Gk. 328. Teil LXXXXXXXVII. Gk. 329. Teil LXXXXXXXVIII. Gk. 330. Teil LXXXXXXXIX. Gk. 331. Teil LXXXXXXX. Gk. 332. Teil LXXXXXXXI. Gk. 333. Teil LXXXXXXXII. Gk. 334. Teil LXXXXXXXIII. Gk. 335. Teil LXXXXXXXIV. Gk. 336. Teil LXXXXXXXV. Gk. 337. Teil LXXXXXXXVI. Gk. 338. Teil LXXXXXXXVII. Gk. 339. Teil LXXXXXXXVIII. Gk. 340. Teil LXXXXXXXIX. Gk. 341. Teil LXXXXXXX. Gk. 342. Teil LXXXXXXXI. Gk. 343. Teil LXXXXXXXII. Gk. 344. Teil LXXXXXXXIII. Gk. 345. Teil LXXXXXXXIV. Gk. 346. Teil LXXXXXXXV. Gk. 347. Teil LXXXXXXXVI. Gk. 348. Teil LXXXXXXXVII. Gk. 349. Teil LXXXXXXXVIII. Gk. 350. Teil LXXXXXXXIX. Gk. 351. Teil LXXXXXXX. Gk. 352. Teil LXXXXXXXI. Gk. 353. Teil LXXXXXXXII. Gk. 354. Teil LXXXXXXXIII. Gk. 355. Teil LXXXXXXXIV. Gk. 356. Teil LXXXXXXXV. Gk. 357. Teil LXXXXXXXVI. Gk. 358. Teil LXXXXXXXVII. Gk. 359. Teil LXXXXXXXVIII. Gk. 360. Teil LXXXXXXXIX. Gk. 361. Teil LXXXXXXX. Gk. 362. Teil LXXXXXXXI. Gk. 363. Teil LXXXXXXXII. Gk. 364. Teil LXXXXXXXIII. Gk. 365. Teil LXXXXXXXIV. Gk. 366. Teil LXXXXXXXV. Gk. 367. Teil LXXXXXXXVI. Gk. 368. Teil LXXXXXXXVII. Gk. 369. Teil LXXXXXXXVIII. Gk. 370. Teil LXXXXXXXIX. Gk. 371. Teil LXXXXXXX. Gk. 372. Teil LXXXXXXXI. Gk. 373. Teil LXXXXXXXII. Gk. 374. Teil LXXXXXXXIII. Gk. 375. Teil LXXXXXXXIV. Gk. 376. Teil LXXXXXXXV. Gk. 377. Teil LXXXXXXXVI. Gk. 378. Teil LXXXXXXXVII. Gk. 379. Teil LXXXXXXXVIII. Gk. 380. Teil LXXXXXXXIX. Gk. 381. Teil LXXXXXXX. Gk. 382. Teil LXXXXXXXI. Gk. 383. Teil LXXXXXXXII. Gk. 384. Teil LXXXXXXXIII. Gk. 385. Teil LXXXXXXXIV. Gk. 386. Teil LXXXXXXXV. Gk. 387. Teil LXXXXXXXVI. Gk. 388. Teil LXXXXXXXVII. Gk. 389. Teil LXXXXXXXVIII. Gk. 390. Teil LXXXXXXXIX. Gk. 391. Teil LXXXXXXX. Gk. 392. Teil LXXXXXXXI. Gk. 393. Teil LXXXXXXXII. Gk. 394. Teil LXXXXXXXIII. Gk. 395. Teil LXXXXXXXIV. Gk. 396. Teil LXXXXXXXV. Gk. 397. Teil LXXXXXXXVI. Gk. 398. Teil LXXXXXXXVII. Gk. 399. Teil LXXXXXXXVIII. Gk. 400. Teil LXXXXXXXIX. Gk. 401. Teil LXXXXXXX. Gk. 402. Teil LXXXXXXXI. Gk. 403. Teil LXXXXXXXII. Gk. 404. Teil LXXXXXXXIII. Gk. 405. Teil LXXXXXXXIV. Gk. 406. Teil LXXXXXXXV. Gk. 407. Teil LXXXXXXXVI. Gk. 408. Teil LXXXXXXXVII. Gk. 409. Teil LXXXXXXXVIII. Gk. 410. Teil LXXXXXXXIX. Gk. 411. Teil LXXXXXXX. Gk. 412. Teil LXXXXXXXI. Gk. 413. Teil LXXXXXXXII. Gk. 414. Teil LXXXXXXXIII. Gk. 415. Teil LXXXXXXXIV. Gk. 416. Teil LXXXXXXXV. Gk. 417. Teil LXXXXXXXVI. Gk. 418. Teil LXXXXXXXVII. Gk. 419. Teil LXXXXXXXVIII. Gk. 420. Teil LXXXXXXXIX. Gk. 421. Teil LXXXXXXX. Gk. 422. Teil LXXXXXXXI. Gk. 423. Teil LXXXXXXXII. Gk. 424. Teil LXXXXXXXIII. Gk. 425. Teil LXXXXXXXIV. Gk. 426. Teil LXXXXXXXV. Gk. 427. Teil LXXXXXXXVI. Gk. 428. Teil LXXXXXXXVII. Gk. 429. Teil LXXXXXXXVIII. Gk. 430. Teil LXXXXXXXIX. Gk. 431. Teil LXXXXXXX. Gk. 432. Teil LXXXXXXXI. Gk. 433. Teil LXXXXXXXII. Gk. 434. Teil LXXXXXXXIII. Gk. 435. Teil LXXXXXXXIV. Gk. 436. Teil LXXXXXXXV. Gk. 437. Teil LXXXXXXXVI. Gk. 438. Teil LXXXXXXXVII. Gk. 439. Teil LXXXXXXXVIII. Gk. 440. Teil LXXXXXXXIX. Gk. 441. Teil LXXXXXXX. Gk. 442. Teil LXXXXXXXI. Gk. 443. Teil LXXXXXXXII. Gk. 444. Teil LXXXXXXXIII. Gk. 445. Teil LXXXXXXXIV. Gk. 446. Teil LXXXXXXXV. Gk. 447. Teil LXXXXXXXVI. Gk. 448. Teil LXXXXXXXVII. Gk. 449. Teil LXXXXXXXVIII. Gk. 450. Teil LXXXXXXXIX. Gk. 451. Teil LXXXXXXX. Gk. 452. Teil LXXXXXXXI. Gk. 453. Teil LXXXXXXXII. Gk. 454. Teil LXXXXXXXIII. Gk. 455. Teil LXXXXXXXIV. Gk. 456. Teil LXXXXXXXV. Gk. 457. Teil LXXXXXXXVI. Gk. 458. Teil LXXXXXXXVII. Gk. 459. Teil LXXXXXXXVIII. Gk. 460. Teil LXXXXXXXIX. Gk. 461. Teil LXXXXXXX. Gk. 462. Teil LXXXXXXXI. Gk. 463. Teil LXXXXXXXII. Gk. 464. Teil LXXXXXXXIII. Gk. 465. Teil LXXXXXXXIV. Gk. 466. Teil LXXXXXXXV. Gk. 467. Teil LXXXXXXXVI. Gk. 468. Teil LXXXXXXXVII. Gk. 469. Teil LXXXXXXXVIII. Gk. 470. Teil LXXXXXXXIX. Gk. 471. Teil LXXXXXXX. Gk. 472. Teil LXXXXXXXI. Gk. 473. Teil LXXXXXXXII. Gk. 474. Teil LXXXXXXXIII. Gk. 475. Teil LXXXXXXXIV. Gk. 476. Teil LXXXXXXXV. Gk. 477. Teil LXXXXXXXVI. Gk. 478. Teil LXXXXXXXVII. Gk. 479. Teil LXXXXXXXVIII. Gk. 480. Teil LXXXXXXXIX. Gk. 481. Teil LXXXXXXX. Gk. 482. Teil LXXXXXXXI. Gk. 483. Teil LXXXXXXXII. Gk. 484. Teil LXXXXXXXIII. Gk. 485. Teil LXXXXXXXIV. Gk. 486. Teil LXXXXXXXV. Gk. 487. Teil LXXXXXXXVI. Gk. 488. Teil LXXXXXXXVII. Gk. 489. Teil LXXXXXXXVIII. Gk. 490. Teil LXXXXXXXIX. Gk. 491. Teil LXXXXXXX. Gk. 492. Teil LXXXXXXXI. Gk. 493. Teil LXXXXXXXII. Gk. 494. Teil LXXXXXXXIII. Gk. 495. Teil LXXXXXXXIV. Gk. 496. Teil LXXXXXXXV. Gk. 497. Teil LXXXXXXXVI. Gk. 498. Teil LXXXXXXXVII. Gk. 499. Teil LXXXXXXXVIII. Gk. 500. Teil LXXXXXXXIX. Gk. 501. Teil LXXXXXXX. Gk. 502. Teil LXXXXXXXI. Gk. 503. Teil LXXXXXXXII. Gk. 504. Teil LXXXXXXXIII. Gk. 505. Teil LXXXXXXXIV. Gk. 506. Teil LXXXXXXXV. Gk. 507. Teil LXXXXXXXVI. Gk. 508. Teil LXXXXXXXVII. Gk. 509. Teil LXXXXXXXVIII. Gk. 510. Teil LXXXXXXXIX. Gk. 511. Teil LXXXXXXX. Gk. 512. Teil LXXXXXXXI. Gk. 513. Teil LXXXXXXXII. Gk. 514. Teil LXXXXXXXIII. Gk. 515. Teil LXXXXXXXIV. Gk. 516. Teil LXXXXXXXV. Gk. 517. Teil LXXXXXXXVI. Gk. 518. Teil LXXXXXXXVII. Gk. 519. Teil LXXXXXXXVIII. Gk. 520. Teil LXXXXXXXIX. Gk. 521. Teil LXXXXXXX. Gk. 522. Teil LXXXXXXXI. Gk. 523. Teil LXXXXXXXII. Gk. 524. Teil LXXXXXXXIII. Gk. 525. Teil LXXXXXXXIV. Gk. 526. Teil LXXXXXXXV. Gk. 527. Teil LXXXXXXXVI. Gk. 528. Teil LXXXXXXXVII. Gk. 529. Teil LXXXXXXXVIII. Gk. 530. Teil LXXXXXXXIX. Gk. 531. Teil LXXXXXXX. Gk. 532. Teil LXXXXXXXI. Gk. 533. Teil LXXXXXXXII. Gk. 534. Teil LXXXXXXXIII. Gk. 535. Teil LXXXXXXXIV. Gk. 536. Teil LXXXXXXXV. Gk. 537. Teil LXXXXXXXVI. Gk. 538. Teil LXXXXXXXVII. Gk. 539. Teil LXXXXXXXVIII. Gk. 540. Teil LXXXXXXXIX. Gk. 541. Teil LXXXXXXX. Gk. 542. Teil LXXXXXXXI. Gk. 543. Teil LXXXXXXXII. Gk. 544. Teil LXXXXXXXIII. Gk. 545. Teil LXXXXXXXIV. Gk. 546. Teil LXXXXXXXV. Gk. 547. Teil LXXXXXXXVI. Gk. 548. Teil LXXXXXXXVII. Gk. 549. Teil LXXXXXXXVIII. Gk. 550. Teil LXXXXXXXIX. Gk. 551. Teil LXXXXXXX. Gk. 552. Teil LXXXXXXXI. Gk. 553. Teil LXXXXXXXII. Gk. 554. Teil LXXXXXXXIII. Gk. 555. Teil LXXXXXXXIV. Gk. 556. Teil LXXXXXXXV. Gk. 557. Teil LXXXXXXXVI. Gk. 558. Teil LXXXXXXXVII. Gk. 559. Teil LXXXXXXXVIII. Gk. 560. Teil LXXXXXXXIX. Gk. 561. Teil LXXXXXXX. Gk. 562. Teil LXXXXXXXI. Gk. 563. Teil LXXXXXXXII. Gk. 564. Teil LXXXXXXXIII. Gk. 565. Teil LXXXXXXXIV. Gk. 566. Teil LXXXXXXXV. Gk. 567. Teil LXXXXXXXVI. Gk. 568. Teil LXXXXXXXVII. Gk. 569. Teil LXXXXXXXVIII. Gk. 570. Teil LXXXXXXXIX. Gk. 571. Teil LXXXXXXX. Gk. 572. Teil LXXXXXXXI. Gk. 573. Teil LXXXXXXXII. Gk. 574. Teil LXXXXXXXIII. Gk. 575. Teil LXXXXXXXIV. Gk. 576. Teil LXXXXXXXV. Gk. 577. Teil LXXXXXXXVI. Gk. 578. Teil LXXXXXXXVII. Gk. 579. Teil LXXXXXXXVIII. Gk. 580. Teil LXXXXXXXIX. Gk. 581. Teil LXXXXXXX. Gk. 582. Teil LXXXXXXXI. Gk. 583. Teil LXXXXXXXII. Gk. 584. Teil LXXXXXXXIII. Gk. 585. Teil LXXXXXXXIV. Gk. 586. Teil LXXXXXXXV. Gk. 587. Teil LXXXXXXXVI. Gk. 588. Teil LXXXXXXXVII. Gk. 589. Teil LXXXXXXXVIII. Gk. 590. Teil LXXXXXXXIX. Gk. 591. Teil LXXXXXXX. Gk. 592. Teil LXXXXXXXI. Gk. 593. Teil LXXXXXXXII. Gk. 594. Teil LXXXXXXXIII. Gk. 595. Teil LXXXXXXXIV. Gk. 596. Teil LXXXXXXXV. Gk. 597. Teil LXXXXXXXVI. Gk. 598. Teil LXXXXXXXVII. Gk. 599. Teil LXXXXXXXVIII. Gk. 600. Teil LXXXXXXXIX. Gk. 601. Teil LXXXXXXX. Gk. 602. Teil LXXXXXXXI. Gk. 603. Teil LXXXXXXXII. Gk. 604. Teil LXXXXXXXIII. Gk. 605. Teil LXXXXXXXIV. Gk. 606. Teil LXXXXXXXV. Gk. 607. Teil LXXXXXXXVI. Gk. 608. Teil LXXXXXXXVII. Gk. 609. Teil LXXXXXXXVIII. Gk. 610. Teil LXXXXXXXIX. Gk. 611. Teil LXXXXXXX. Gk. 612. Teil LXXXXXXXI. Gk. 613. Teil LXXXXXXXII. Gk. 614. Teil LXXXXXXXIII. Gk. 615. Teil LXXXXXXXIV. Gk. 616. Teil LXXXXXXXV. Gk. 617. Teil LXXXXXXXVI. Gk. 618. Teil LXXXXXXXVII. Gk. 619. Teil LXXXXXXXVIII. Gk. 620. Teil LXXXXXXXIX. Gk. 621. Teil LXXXXXXX. Gk. 622. Teil LXXXXXXXI. Gk. 623. Teil LXXXXXXXII. Gk. 624. Teil LXXXXXXXIII. Gk. 625. Teil LXXXXXXXIV. Gk. 626. Teil LXXXXXXXV. Gk. 627. Teil LXXXXXXXVI. Gk. 628. Teil LXXXXXXXVII. Gk. 629. Teil LXXXXXXXVIII. Gk. 630. Teil LXXXXXXXIX. Gk. 631. Teil LXXXXXXX. Gk. 632. Teil LXXXXXXXI. Gk. 633. Teil LXXXXXXXII. Gk. 634. Teil LXXXXXXXIII. Gk. 635. Teil LXXXXXXXIV. Gk. 636. Teil LXXXXXXXV. Gk. 637. Teil LXXXXXXXVI. Gk. 638. Teil LXXXXXXXVII. Gk. 639. Teil LXXXXXXXVIII. Gk. 640. Teil LXXXXXXXIX. Gk. 641. Teil LXXXXXXX. Gk. 642. Teil LXXXXXXXI. Gk. 643. Teil LXXXXXXXII. Gk. 644. Teil LXXXXXXXIII. Gk. 645. Teil LXXXXXXXIV. Gk. 646. Teil LXXXXXXXV. Gk. 647. Teil LXXXXXXXVI. Gk. 648. Teil LXXXXXXXVII. Gk. 649. Teil LXXXXXXXVIII. Gk. 650. Teil LXXXXXXXIX. Gk. 651. Teil LXXXXXXX. Gk. 652. Teil LXXXXXXXI. Gk. 653. Teil LXXXXXXXII. Gk. 654. Teil LXXXXXXXIII. Gk. 655. Teil LXXXXXXXIV. Gk. 656. Teil LXXXXXXXV. Gk. 657. Teil LXXXXXXXVI. Gk. 658. Teil LXXXXXXXVII. Gk. 659. Teil LXXXXXXXVIII. Gk. 660. Teil LXXXXXXXIX. Gk. 661. Teil LXXXXXXX. Gk. 662. Teil LXXXXXXXI. Gk. 663. Teil LXXXXXXXII. Gk. 664. Teil LXXXXXXXIII. Gk. 665. Teil LXXXXXXXIV. Gk. 666. Teil LXXXXXXXV. Gk. 667. Teil LXXXXXXXVI. Gk. 668





+ Auflage 49 000. +

Vierteljährlich sechs, mit Künstler-Porträts etc. illustrierte Nummern und je einer Extrabeilage, bestehend in verschiedenen, für Hausmusik geeigneten Gesangs- u. Instrumental-Kompositionen, Musikalisches Fremdwörterbuch, Bühnen-Textikon, illustrierte Musikgeschichte, Kammbach-Studien, Specimen-Album u. s. w.

Verlag von Carl Gröninger in Stuttgart  
(vormals V. A. Zenger in Göttingen).  
Inserate die vierspaltige Nonpareille-Zeile 75 Pfennig.  
Beilagen für je 1000 Größ. Markt 2.  
Alleinige Annahme von Anzeigen und Beilagen bei  
Kudolf Mosse Stuttgart, Leipzig, Berlin u. dessen Filialen.

Preis pro Quartal bei allen Postämtern in Deutschland, Österreich-Ungarn und Luxemburg, sowie in sämtlichen Buch- und Musikalien-Handlungen 40 Pf.; direct von Stuttgart und bei den Postämtern des Weltpostvereins 1 Mk. 50 Pf. Einzelne Nummern 25 Pf.

Alle früheren Jahrgänge sind neu aufgelegt in eleg. brosch. Bänden zu 80 Pfg. das Quartal, Einbanddecken à M. 1. —, Prachtdecken à M. 1.50 durch alle Buch- u. Musikalien-Handl. zu beziehen.

## Sophie Menter.

Biographische Skizze  
von T. Eitz.

Der große Meister Franz Liszt der Schöpfer und Begründer des modernen Klavierspiels, weilt nicht mehr unter uns. Seine tiefstimmigen, vielfachstimmigen Tondichtungen, welche die Welt erst jetzt zu verstehen und zu würdigen beginnt, hat er uns als heiliges Vermächtnis hinterlassen und kommende Geschlechter werden sich vielleicht verständnisvoller in diese Werke versetzen, als es das lebende Geschlecht im großen und ganzen thut, wenn man von einer Schar anerkannter, begabter Jünger, die ganz in sein eigenartiges Wesen eingegeben sind, absteht. — Ein wunderbares Klavierpiel, das Jahrzehnte lang die Welt in Spannung hielt, war in den letzten Lebensjahren des Meisters, der sich selten mehr und da nur im kleinen Kreise Eingeweihter hören ließ, schon beinahe zur Noth geworden. Dieser Teil seines Wirkens ist auf immer dahin; aber seine Schule wirkt in fast allen bedeutenden Klavierspielern der Neuzeit fort.

In keiner musikalischen Persönlichkeit hat jedoch der Geist von Liszts Klavierpiel in solchem Maße Gestalt gewonnen, wie in der gefeierten Pianistin, von der wir unseren Lesern erzählen wollen, in Frau Sophie Menter. Der Meister selbst hat von ihr (in einem Briefe an den Grafen Apponyi) den charak-



teristischen Ausdruck: „Viele nennen sich in der Musik meine Kinder; Sophie Menter ist mein einziges legitimes Kind.“ Und Richard Pohl nennt die Künstlerin (in einer der zahllosen begeisterten Rezensionen, die ihr die jüngste Konzertreise durch Deutschland eingetragen) „die Einzige von all den bedeutenden Schülern Liszts, die ihren Meister wirklich erreicht“, und fügt hinzu: „Wer Liszt nie hat spielen hören, der höre Sophie Menter. So, genau so hat er gespielt.“

Sophie Menter, geboren zu München im Jahre 1852, ist die zweitjüngste Tochter des rühmlichst bekannten Gelehrten Menter, eines Kollegen von Ervass und Vialti. Der Vater, ein ebenso rastlos thätiger, wie edelgeimter Mann, hat früh und hinterließ eine zahlreiche Familie, für die das auf die Kinder übergegangene musikalische Talent das beste väterliche Erbe war. Zwei Schwestern Sophiens bildeten sich zu tüchtigen Klavierspielerinnen heran; sie selbst, die mit drei Jahren schon die Fingerringe aufs Klavier setzte, erhielt im Alter von sechs Jahren, unmittelbar nach des Vaters Tod, den ersten geordneten Klavierunterricht von einer älteren Schwester. Sie besuchte dann das Münchener Konservatorium, wo sie von den Professoren Schöngren und Leonhard und später von Niek unterrichtet ward und wo sich ihr außerordentliches Talent sehr bald bemerklich machte. Schon im kurzen Kleide des kleinen Mädchens trat Sophie Menter in Konzerten auf. Den ersten großen Erfolg errang die fünfzehnjährige junge

Künstlerin in Frankfurt, wo sie 1867 in einem Koncerte auftrat, in welchem die berühmte Schauspielerin Gohmann recitierend mitwirkte. Bei dieser Gelegenheit zeigte das junge Mädchen schon die stammeswerte Energie, die ein Charakterzug der Künstlerin geblieben ist. Sophie Menter hülte sich bereits vor dem Konzertabend sehr unwohl; sie beehrte aber darauf, in diesem Koncerte aufzutreten, wie sehr man ihr auch davon abriet. Im Koncerte nun, vor dem Publikum, kamen bei der jungen Künstlerin die Mägen zum Ausbruch, — der Körper hatte also noch mit den Kinderkrankheiten zu kämpfen, während der Geist bereits unaußersöhnlich zu den Höhen der Kunst hinansteigt! — Im gleichen Jahre spielte die junge Virtuosa zum erstenmal in Leipzig, darunter einige Male im Gewandhaus. Auch hier erzielte sie begeisterten Beifall; was ihr aber den tiefsten Eindruck machte, war die warme Anerkennung eines Meines und David, die der jungen Künstlerin aufs bereitwilligste entgegenkamen und ihr die Wege ebneten.

Einen besonderen Gewinn sollte der jungen Künstlerin der Aufenthalt in dieser Stadt bringen: Taufsig kam nach Leipzig. Der bereits auf der Sonnenhöhe seiner Kunst stehende Meister erkannte sofort die Genialität der jungen Pianistin und erbot sich für sie ein Koncert in Berlin zu arrangieren. Gestagt, gethan! Die Mutter entließ sich Sophie nach Berlin zu begleiten, wo die junge Künstlerin nicht nur mit außerordentlichem Erfolg auftrat, sondern, als Taufsig's Schülerin, sich mehr und mehr zu höheren Kunstvollkommenheit anverwandte. Im jener Zeit — im ganzen zwei Jahre lang — hat Sophie Menter täglich zehn Stunden geübt.

War ihre Art und Weise früher eine beinahe überausende, stürmische gewesen — so hielt sie jetzt die strenge Disziplin Taufsig's gewissermaßen im Wahn und ihr Spiel wurde auf kurze Zeit ein fast zu geordnetes, zu geordnetes. Das ursprüngliche Temperament ließ sich indes nicht in Fesseln halten und so entwickelte sich aus der Vereinigung beider Eigenschaften bald die volle durchgebildete, originale Künstlerin der Klavierwelt. Es war hier das erfüllt, was Goethe in dem bekannten Distichon als große Seltenheit bezeichnet, wenn er sagt:

Wie doch kommt's, daß Geschmack und Genie  
sich so selten vereinen?  
Jener fürchtet die Kraft, dieses verachtet den  
Zaum.

Bei diesem ersten Aufenthalt in Berlin ward der Künstlerin die Ehre zu teil, in einem Hofkonzert aufzutreten. Da spielte sich eine kleine Komödie der Irrungen ab, die das naive Mündchener Kind den höchsten Herrschaften nur um so weiter machte; gefielte sich ja zu dem seltenen Kunstgenuss eine kleine Ergötzlichkeit, die bei Hofe immer willkommen ist. Der aufmerksamste Gesellschaft der jungen Künstlerin an jenem denkwürdigen Abend war Prinz Albert, den Sophie Menter indes für irgend einen höheren Offizier, ganz gewiss nicht für einen Prinzen hielt. Da geschah es, daß der Kronprinz auf Sophie Menter austrat und ihr einige hübsche Worte sagte. Die junge Mündchenerin kannte ihn nicht und antwortete höflich unbefangen und ohne die üblichen Titulaturen auf alle Fragen des Kronprinzen. Als der hohe Herr sich entfernt hatte, fragte sie ihren ständigen Begleiter, den Prinzen Albert: „Sie, wer war denn der?“ Auf die Antwort, das sei ja der Kronprinz gewesen, schied sie den Prinzen Albert (den sie, wie erwähnt, auch nicht als solchen kannte) ohne weiteres fort mit den Worten: Bitte, gehen Sie schnell zu ihm, und entschuldigen Sie mich!“ — Später, als Prinz Friedrich Karl sich ihr näherte, redete die Künstlerin, um ja keinen weiteren Verstoß zu machen, diesen mit „Eure Majestät“ an, ebenso die Prinzessin Friedrich Karl. Dann erst wurde ihr die ehrfurchtgebietende Gestalt ihres Kaisers gezeigt, und als sich dieser selbst ihr näherte, war sie endlich in der Lage, ihre Ehrfurchtsbezeugung an den rechten Mann zu bringen.

Dieser erste Berliner Aufenthalt brachte der jungen Künstlerin noch anderes, was entscheidend in ihr Leben eingriff. Die ersten Regungen einer wahren und tiefen Liebe zogen in das junge Herz ein; das Ideal der edlen Mädchenwelt war kein anderer, als der Meister ihrer Kunst, Taufsig. Allein aus unübersteiglichen scheinenden Gründen hielt es Sophie Menter für geraten, sich der Macht ihres Gefühls nach Kräften zu widerlegen. Die Mutter nahm sie mit sich nach München zurück, und bei einem Aufenthalt in Tegernsee übernahm es die junge Künstlerin die Kinder der Gräfin Alceida in der Musik zu unterrichten, während sie zugleich raschlos weiter studierte. Als Sophie Menter später nach Berlin zurückkehrte, fand Taufsig die Fort-

schritte, die sie in jenem Sommer gemacht, geradezu unglaublich. Noch im gleichen Jahre (1868) wurde Sophie Menter zur Sopranistin des Fürstentums von Hohenzollern in Löwenberg in Schlefien ernannt, der ein treffliches, von Seifrig geleitetes Orchester hielt. Hier lernte die Künstlerin, die es noch immer für ihre Pflicht hielt, Taufsig möglichst zu vergessen, den Geliebten Popper, einen sehr tüchtigen Künstler kennen. Da sie ihm nicht abgeneigt war, gab sie seiner Werbung Gehör. Als Pathebin eine neue Phase in ihrer verwickelten Angelegenheit eintrat, als Taufsig, nunmehr völlig frei, sich um die Hand der Künstlerin bewarb, wollte sie, die mit Popper schon so viel wie verlobt war, am liebsten unverändert bleiben. Taufsig erkrankte inzwischen, reiste nach Italien und schrieb von dort die letzten Briefe an die junge Künstlerin, die ihn nie wieder sehen sollte. Im Sommer des Jahres 1871 ward Taufsig durch den Tod von seinem Leiden erlöst. Erst jetzt konnte sich die Künstlerin entschließen, Popper die Hand zu reichen. Die Hochzeit ward im Jahre 1872 zu Wien gefeiert. Jeder Stein in Wien ersah die Künstlerin noch heute von jenem entscheidungs- und folgenreichen Schritt — und lange konnte sie sich nicht mehr entschließen, die Kaiserstadt zu verlassen, so sehr sie dort auch immer gefeiert wurde. Der Vater hat bereits erraten, daß die Ehe keine glückliche war; nach wenigen Jahren wurde sie auch schon gelöst.

Wenn für geistig hochstehende, geniale Frauen sehr oft die Liebe gleichbedeutend ist mit Leiden, wenn allzuoft der Gang zum Altar für sie verhängnisvoll wird, so finden sie dagegen meist in der Freundschaft mit einem verwandten Geiste ein hohes Glück, einen idealen Lebensgehalt. Dieses Glück sollte auch unserer Künstlerin zu teil werden. Wir greifen nun einige Jahre zurück, auf ihre erste Begegnung mit Liszt.

Im Jahre 1869 finden wir die Künstlerin in Wien. Sie sollte dort auftreten und beschloß das Es dur-Konzert von Liszt vorzutragen. Ein bedeutender Musiker, mit dem sie auf der Reise zusammentraf, riet ihr hiervon ab, mit dem Bemerkten, ein Fiasko würde die unaussprechliche Folge sein. Die Künstlerin beharrte indes bei ihrem Entschlusse und spielte das Konzert mit so vollkommener technischer und geistiger Herrschaft, daß der Erfolg ein großartiger war. Liszt, der gerade zu dieser Zeit nach Wien kam, um seine „heilige Elisabeth“ aufzuführen, las von Sophie Menter's Erfolgen in den Tagesblättern und beschloß die Künstlerin sofort um ihr zu danken. Es zeigte sich sogleich, daß zwei verwandte Geister sich gefunden hatten. Dieser Augenblick war entscheidend und den anregendsten künstlerischen Verkehr herbei. Es herrschte die irrige Meinung, Sophie Menter sei die Schülerin Liszt's gewesen. Im gewöhnlichen Sinne war sie das nicht, so fürderbar für sie, die um 40 Jahre jüngere Künstlerin, dieser Verkehr gewesen ist. Sie war etwas mehr, als nur die Schülerin des großen Meisters — sie war seine Freundin und wir können sie die von ihm freigewählte Trägerin seines Geistes nennen und werden damit das Richtige getroffen haben.

Doch schenken wir zu jenem Tage zurück, den Sophie Menter den glücklichsten ihres Lebens nennt. Bei seinem Besuch fragte Liszt die junge Künstlerin, ob sie sein Concert pathétique für zwei Klaviere kenne — das wurde er abends im kleinen Kreise auserwählter Kunstfreunde mit ihr spielen. Sophie Menter wagte nicht zu sagen, daß sie dieses Concert zu häufig noch nicht kannte; kaum hatte der Meister sie verlassen, so ließ sie das Konzert aus der Musikalienhandlung kommen und studierte es mit allem Eifer. Abends spielte sie es mit Liszt in so vollkommener Weise und mit so genialer Auffassung, daß der Meister, hingekissen, in seiner impulsiven Weise, alle zehn Finger der geschickten Hände flügte, die ihn so hoch erregt hatten. An jenen wunnevollen Tagen geschah es auch, daß Sophie Menter die BACH-Fuge von Liszt spielte, der Meister ihren Vortrag als „die höchste Potenz des Ausdrucks“ bezeichnete.

Ähnliche Urteile Liszt's über seine ihm geistesverwandte junge Freundin liegen zahlreich in Briefen vor. Wir begnügen uns hier nur zwei derselben anzuführen. Zu Genuß schrieb Liszt: „Hast Du noch Freunde an großartigem, vornehm Klavierpiel, so höre die Sophie Menter an.“ Und in einem Briefe an L. Noth spricht er sich folgendermaßen aus: „Seit vielen Jahren schätze ich Sophie Menter als die glänzendste und vollendetste der jetzigen Pianistinnen.“ —

Liszt machte dann seiner jungen Freundin den Vorstoß, einige Zeit mit ihm in einem Pfarrhause zu Weiz zuzubringen, wo ihn ein Freund erwartete. Sophie Menter hatte eine Konzertreise nach Holland

vor, die sich indes in acht Tagen abmachen ließ. Dann folgte sie der Einladung nach Weiz und verlebte da im Umgang mit dem hochverehrten Meister und im täglichen Musizieren mit ihm einige Wochen, die sie die schönsten ihres Lebens nennt. — Von da an wollte Liszt mit keinem anderen Pianisten im Konzert auftreten; mit Sophie Menter allein nur trat er wiederholt auf. In Weizburg hatte man vor Beginn des Konzertes für Liszt einen blumengeschmückten Stuhl hingestellt, den er, aufmerksam wie immer, seiner jungen Freundin abtrat. Nach diesem Koncerte wurden beide Künstler zu Ehrenmitgliedern des Kirchen-Musikvereins ernannt.

Sophie Menter erzeute indes ihren großen Freund nicht allein durch ihre musikalischen Leistungen; sie erheiterte ihn auch oft durch ihre witzigen Einfälle und ergötzte ihn durch ihr mimisches Talent. Besonders Spaß machte es ihm, wenn sie das Gebaren verschiedener Pianisten am Klavier täuschend nachahmte.

Die Verehrung des Meisters für seine junge Freundin war allgemein bekannt; in Wien sah Liszt einmal im Koncerte neben dem Grafen und der Gräfin Metternich, rüde aber sofort, um Sophie Menter neben sich Platz zu machen, als diese sich im Konzertsaal zeigte. Das gab einem Wiener Blatt Stoff zu einem humoristischen Gedicht, das mit den Worten schloß:

„Und der fromme Abbé  
Nurte doch nicht ehnd,  
Bis nicht neben ihm sah  
Die reizende Sophie Menter.“

Während sich die Beziehungen des Meisters zu manchen seiner früheren Schüler lockerten, blieb Liszt bis zu sein Lebensende der treue Freund von Sophie Menter, die er wiederholt auf ihrem Schlosse Itter in Tirol besuchte.

Durch den Verkehr mit dem großen Meister noch bedeutend gefördert und auf der Höhe ihrer Kunst angelangt, begann nun Sophie Menter jene großen Konzertreisen, welche sie an alle bedeutenden Höfe Europas führten und ihr die höchsten und mannigfaltigsten Geschenke, Ehren und Auszeichnungen eintrugen. — Außerdem vernahm sie von fürstlichen Persönlichkeiten auch manches geistreich gefasste Lob, das den Wert dieser Geschenke erhöhte. So sagte ihr der König von Schweden, indem er der Künstlerin vor dem Publikum einen Orden überreichte: „Ich bin sonst kein Freund des Klavierpiels; aber Sie spielen nicht Klavier, Sie singen!“ — Die Königin von Spanien hob besonders hervor, daß die von Liszt für Klavier übertragene Lieder, so vollendet vorgetragen, einen vollkommenen Eindruck hervorbrächten, als der Gesang dieser Lieder, wobei oft die Begleitung nicht auf derselben Höhe stehe. — Bei dem Auftreten der Künstlerin in Kopenhagen gingen die Wogen der Begeisterung sehr hoch; bei der Heimfahrt vom Koncerte spannten die Studenten die Pferde aus und führten die hochgeehrte im Triumph nach ihrem Galtshof zurück. Dann brachten sie ihr einen Fackelzug; unter tausendstimmigem Hochruf erschien die Künstlerin auf dem Balkon, wohin man auch — zu ihrem besonderen Vergnügen — ihr Lieblingsstater Keks mit herausgerufen wurde. — In London wurde sie mit „Diamanten und Perlen“ überhäuft; die englische Presse (außerordentlich gemacht durch den berühmten Beethoven-Kenner Henry in St. Petersburg, der in seiner Besprechung ihres Vortrags des Es dur-Konzerts sie die genialste Interpretin Beethovens genannt hatte) feierte sie als Beethoven-Königin (queen of Beethoven) und die Philharmonische Gesellschaft in London ernannte sie zu ihrem Ehrenmitglied. In Paris wurde die Künstlerin ebenfalls hoch gefeiert; ihr Spiel wurde vom Figaro geistreich als „l'incarnation de Liszt“ bezeichnet. — Die Universität Utrecht ernannte sie zum Ehrensenator, das Konservatorium zu Prag zur Ehrenprofessorin.

Wir haben die Künstlerin noch durch die weiteren Ereignisse ihres Lebens zu begleiten. Im Jahre 1874 ward sie zur kaiserlich österreichischen Kammervirtuosin ernannt. Bald darauf erkrankte sie und mußte im Jahre 1876 die Kur in Gorborsdorf gebrauchen, wo sie vollständig geheilt wurde. Im Jahre 1878 ging Sophie Menter zum erstenmal nach St. Petersburg, wohin sie später wiederholt zurückkehrte, und wo ihr im Jahre 1883 die Stelle einer Professorin am Konservatorium angetragen wurde. Diese Stelle hat sie unter der Direction des von ihr hochgeschätzten, genialen Davidoff drei Jahre lang bekleidet. Als Davidoff vom Direktorat zurücktrat, als der Präsident Fürst Denischew, der die Anstalt aus seinen eigenen Mitteln unterstützt hatte, seine Stelle niederlegte, und sämtliche Mitglieder der Musikgesellschaft

ein gleiches thaten, da gab Frau Sophie Meuter den neuen Leiter der Anstalt, Rubinstein, folgende Erklärung ab: „Werter Herr Kollege! Seit unser hochgeehrter Präsident, sowie sämtliche Direktoren, die ich fast alle zu meinen Freunden zählen durfte, aus der Musikgesellschaft ausgetreten sind, ist mir das Konseratorium verfallen Sie das sentimentale Wort — verödet.“ Sie erklärt hierauf ihren Austritt aus dem Institut. — Die Petersburger Zeitung begleitet diese Anzeige mit einem Ausdruck aufrichtigen Bedauerns über den Austritt der Künstlerin, in der eine „treffliche, nicht leicht zu erlangende Musikpädagogin“ für die Anstalt verloren sei. —

Die Konzertreise durch Deutschland, die Frau Meuter jüngst beischloß, glich einem wahren Triumphzug. Von allen Seiten liefen die begeistertsten Konserzberichte ein; die Rezensionen der Leipziger Blätter zumal stimmten einen wahrhaft dithyrambischen Ton an. Mehr als eine geistreiche Feder nennt sie die erste, die einzige Pianistin unserer Zeit und sichert ihr diesen Rang auf alle Zeiten zu. Liszt's A dur-Konzert, seine ungarischen Rhapsodien, seine Wiederkonzertationen, die BACH-Fuge waren die Hauptpunkte jener großartigen Leistungen, um die sich Tausende von Chopin, Schumann, Beethoven würdig gruppierten.

Wäre der Künstlerin, die auf der Sommerhöhe ihres Ruhmes steht, ein recht frohes Weiterstreben auf ihrer glorreichen Bahn beschieden sein!



## Zwei bisher ungedruckte Briefe J. van Beethovens.

Hilfsgehilfe von Emil Jonas.

Beethoven wurde bekanntlich den 14. Dezember 1822 von der königlichen musikalischen Akademie zu Stockholm zum Mitgliede derselben ernannt. Im folgenden Jahre sandte er ein in französischer Sprache abgefaßtes Dankschreiben an die Stockholmer Akademie, das bisher — ich möchte sagen — unbeachtet in der Autographensammlung der Akademie verborgen und vergessen lag. Dem jetzigen Bibliothekar der königlichen Akademie, Herrn Friis Cronhamm, einem Sohn des langjährigen und um die Akademie sehr verdienten Sekretärs der musikalischen Akademie J. B. Cronhamm, welcher auch seiner Zeit Beethoven seine Ernennung mitteilte, ist es zu verdanken, daß dieser Brief wieder ans Licht gezogen worden ist und nunmehr hier zur allgemeinen Kenntnis in Deutschland gelangen konnte.

Der zweite Brief Beethovens, den ich hier folgen lasse, ist an seinen Vetter gerichtet als an König Carl XIV. (Johan Bernadotte). Das Original befindet sich in dem sogenannten „Carl Johans-Archiv“ im königlichen Schlosse zu Stockholm und ist durch den Archivar deselben, Herrn Professor G. E. H. Fogberg, aufgefunden worden und gelangt hier in diesen Blättern ebenfalls zum erstenmale in Deutschland zum Abdruck.

Zum Verständnis dieser beiden seltenen Briefe sei erwähnt, daß Beethoven großen Wert auf das Diplom als Mitglied der königlichen musikalischen Akademie zu Stockholm gesetzt zu haben scheint, was aus mehreren seiner bereits veröffentlichten Briefe an seine Freunde und an Bekannte, wie z. B. an den Redakteur des „Oesterreichischen Beobachters“, Pilot, an Wegeler und an Schindler hervorragt.

„C'est avec bien du plaisir, mais pourtant sans embarras que je reçois l'hommage que l'Académie royale suédoise de Musique rend à mes mérites (s) mérites. Je serois au comble de mes vœux, s'il se présentait une occasion pour moi, de lui être utile par rapport de la musique; ce qui ne serviroit que pour déclarer, que la culture des arts et des sciences ont toujours été, et seront toujours le plus beau lien des peuples les plus éloignés. Je souhaite bien que l'Académie royale de musique prenne toujours plus succès dans cet art si illustre et si salutaire pour le bonheur des peuples. Plût à Dieu, que mes vœux fussent acceptés aussi sincèrement que je suis prêt à les réaliser.“

Finalemeut je profite de cette occasion honorable pour faire souvenir Sa Majesté le Roi de moi, et je supplie Monsieur le Secrétaire de l'Académie, auquel j'ai l'honneur de me recommander, de remettre cette lettre à Sa Majesté.  
Je suis avec la plus grande estime de l'Académie royale

très humble serviteur  
Louis van Beethoven.

à Vienne le 1<sup>er</sup> Mars 1823.  
à l'Académie royale de musique à Stockholm.“

Uebersetzung des vorstehenden Briefes:

„Mit großer Vergnügen, aber doch nicht ohne Verlegenheit nehme ich die Auszeichnung entgegen, welche die königliche Schwedische Musik-Akademie meinen mittelmäßigen (!) Verdiensten angedeihen läßt. Ich würde auf dem Gipfel meiner Würde sein, wenn ich mir eine Gelegenheit darbiete, derselben in Bezug auf die Musik nützlich zu sein; was nur dazu dienen würde, es klar zu legen, daß die Pflege der Künste und Wissenschaften das schönste Bindemittel zwischen den entfernten Völkern stets gewesen sind und sein werden. Ich wünsche von Herzen, daß die königliche Musik-Akademie in dieser herrlichen und für das Glück der Völker so heilsamen Kunst immer größere Erfolge erränge. Wollte Gott, meine Wünsche würden ebenso aufrichtig angenommen, als ich bereit bin, sie zu verwirklichen.“

Schließlich benutze ich diese ehrenvolle Gelegenheit, um Seine Majestät den König an mich zu erinnern, und ich erlaube den Herrn Sekretär der Akademie, welchem ich mich zu empfehlen die Ehre habe, diesen Brief Ihrer Majestät vorzulegen.

Ich bin mit der größten Hochachtung der königlichen Akademie

sehr ergebener Diener  
Ludwig van Beethoven.

Wien, den 1. März 1823.

An die königliche Musikakademie in Stockholm.“

Der Brief an König Carl Johan ist sicherlich unter sehr wenig glücklichen Umständen entstanden. Bereits seit mehreren Jahren hatte Beethoven an einer größeren Messe gearbeitet, die er später selbst als „sein größtes und bestes Werk“ bezeichnete und beabsichtigte, bei der Einsetzung des Erzherzogs Rudolph zum Erzbischof von Olmütz, den 9. März 1820, zur Aufführung zu bringen; allein bei dem ersten Satz schon wuchs die Messe zu solchem Umfange an, daß es schwer zu bestimmen war, wann dieselbe vollendet werden würde. Endlich war das große Werk fertig geworden, aber leider zwei Jahre „post festum“. Doch es erübrigte ihm jetzt freilich die schwerste Aufgabe — diese kolossale Arbeit honoriert zu bekommen.

Heimgelacht vom Geldmangel und dazu krank, war es keineswegs angenehm für Beethoven, sich mit ökonomischen Operationsplänen zu befassen. Inzwischen sah er sich doch gezwungen, die Sache anzugreifen, und ersuchte nun eine weitläufige Korrespondenz mit seinen Gönnern und Freunden, teils um die Messe aufgeführt zu sehen, teils um Subskribenten auf dieselbe zu erlangen. In einem Briefe an Zelter vom 8. Februar 1823 schreibt er daher: „Die Messe wollte ich nicht auf die gewöhnliche Art in Stich herausgeben, sondern an die ersten Höfe zusammentun lassen. Das Honorar beträgt fünfzig Tausend. Außer den Exemplaren, worauf subskribiert ist, wird sonst keines ausgegeben, so daß die Messe nur eigentlich Manuscript ist, aber es muß doch schon eine ziemliche Anzahl sein, wenn etwas für den Autor herauskommen soll.“ In denselben Briefe teilt er mit, daß er sich durch die Geländschaft an den König von Preußen und direkt an den Fürsten Radziwill wegen der Subskription gewandt habe. Den 1. Juni 1823 bittet er den Erzherzog Rudolph um seine Vermittelung beim Großherzog von Toskana, indem er hinzufügt, daß er durch seinen Freund, den Fürsten Galizin, die Unterstift des Kaisers von Rußland auf der Liste erlangt habe. Am 15. März 1823 wendet er sich an Cherubini und bittet ihn, ihm den Weg zum König von Frankreich zu ebener; denn (hier folgt ein in französischer Sprache abgefaßter Satz in dem sonst deutsch geschriebenen Briefe): „ma situation critique demande que je ne fixe pas seulement comme ordinaire mes vœux au ciel, au contraire, il faut les fixer en bas pour les nécessités de la vie“ — was ja ganz natürlich klingt. Aber mit weit verberben Farben malt er seine Lage in einem Briefe an den

Geheimrat und Generaldirektor der königlichen Kapelle und des Hoftheaters in Dresden, Herrn von Könneritz, indem er ihn bittet, für ihn beim König von Sachsen zu plädieren: „Bisher bey allem äußern Glanze habe ich kaum, was ich von Verleger würde erhalten haben für dieses Werk, da die Copiaturkosten sich hoch betragen. Meine Freunde hatten diese Idee der Messe zu verbreiten, denn ich bin Gott sey Dank ein Lame in allen Spekulationen. Wäre meine schon seit Jahren fortwährende Kränklichkeit nicht, so hätte mir das Ausland so viel verschafft, ein sorgenfreies Leben, ja nichts als Sorgen für die Kunst zu haben. Beurtheilen Sie mich ja gütig und nicht nachtheilig, ich lebe nur für meine Kunst und als Mensch meine Pflichten zu erfüllen, aber leider, daß dieses auch nicht allseit ohne die unterirdischen Mächte geschehen kann.“

Mit folgenemfülltem Gemüt schrieb Beethoven daher nachher seinen Brief an den früheren französischen Gesandten in Wien, Marshall Bernadotte, dem späteren König Carl Johan von Schweden, mit dem er — was deutlich aus dem Briefe hervorgeht — merkwürdig genug, seine Verbindung seit ihrem Zusammenreffen in Wien (1794) oder seit fast einem Vierteljahrhundert gehabt hatte.

Hier sei noch bemerkt, daß Bernadotte Beethoven damals aufforderte, ein größeres Instrumentalwerk „zu Ehren des Gelben des Tages“, für Bonaparte zu komponieren. Beethoven ersah die Veranlassung mit um so größerer Freude, als er eine enthusiastische Bewunderung für den ersten Konsul der Republik nährte. Auf diese Weise entstand seine „Sinfonia eroica“. Auch war sie, wie bekannt, ursprünglich mit der kurzen, aber bedeutungsvollen Dedikation

Bonaparte

und darunter:  
Luigi van Beethoven

versehen; aber da Bonaparte sich indes zum „Kaiser der Franzosen“ hatte proklamieren lassen, wurde der freimüthige Beethoven auf den Halsen erbittert und fastete daher die Dedikation. Die Symphonie kam später unter dem Titel „Sinfonia eroica, komponiert zur Erinnerung an einen großen Mann“ heraus. Bernadotte wurde natürlich darüber sehr erzürnt und dürfte vielen für ihn unangenehmen Ausgang seines Vorhanges kaum vergessen haben, als er nach einigen zwanzig Jahren als gekrönter Monarch über Schweden und Norwegen mit einem Briefe von seinem alten Protegé in Wien — Beethoven — übertrajst wurde, der — so weit ich es in Erfahrung bringen konnte — nie beantwortet worden ist.

Der Brief lautet:

„Sire!

L'académie royale de musique m'ayant fait l'honneur de me présenter une place au nombre de ses membres extérieurs, je prends la liberté de me rapprocher de Votre Majesté. La présence de Votre Majesté à Vienne, et l'intérêt qu'elle prit avec quelques seigneurs de sa suite à mes médiocres talents, s'est profondément gravé dans mon cœur. Les exploits qui avec tant de justesse élèvent Votre Majesté au trône de Suède, excitoient l'admiration générale, particulièrement de ceux qui avoient le bonheur de connoître personnellement Votre Majesté. Il en fut de même chez moi. Le temps où Votre Majesté montoit sur le trône sera toujours considéré comme l'époque de grande importance; et comme je suis pas moins homme qu'Artiste, et sachant, comme premier, de remplir mes devoirs le plus exactement possible, j'ai souvent admiré avec le plus vif intérêt les actions et les soins que Votre Majesté prend des arts; ce qui me déterminait à ajouter à cette lettre une invitation particulière, afin que Votre Majesté daignât souscrire pour l'oeuvre qui y est annoncé. Conduit par une cause particulière, je souhaite que les chefs de l'Europe seulement aient part à cet oeuvre.

Aussi ai-je appris que l'auguste fils de Votre Majesté, le prince héréditaire, a beaucoup de talent pour la musique. Peut-être pourrai-je augmenter son goût, et principalement élever ses talents. Pour pouvoir réaliser ce souhait, quelques détails sur sa culture musicale me seroient bien du plaisir, aussi voudrais-je avec le plus grand empressement composer un oeuvre, et le dédier au Prince héréditaire; cependant il faudroit que je suse par avance, par quel genre de musique je serois en état de répondre aux souhaits de Votre Majesté et à ceux du Prince Royal.

\* Dieser Brief, sowie der an die Akademie, ist auf großem Papier in quarto geschrieben.



Votre Majesté est un objet d'amour, d'admiration et d'intérêt à tous ceux qui savent estimer les rois; les sentiments de vénération, que j'ai pour Votre Majesté, ne peuvent guère être augmentés. Que Votre Majesté daigne accepter l'hommage sincère du plus respectueux de ses serviteurs.

À Vienne de 1er Mars 1823.

Louis van Beethoven.\*

Uebersetzung vorstehenden Briefes:

„Sire!

Da die königliche Musik-Akademie mir die Ehre erweist, mir einen Platz in der Zahl ihrer auswärtigen Mitglieder anzubieten, nehme ich mir die Freiheit, mich Ew. Majestät wieder zu nähern. Die Anwesenheit Ew. Majestät in Wien und das Interesse, welches Sie mit einigen Herren Ihres Gefolges an meinen bescheidenen Fähigkeiten nahmen, hat sich tief in mein Herz eingegraben. Die Thaten, welche mit so viel Ruhm und Recht Ew. Majestät auf den Thron von Schweden erhoben, erregten die allgemeine Bewunderung, ganz besonders derjenigen, welche das Glück hatten, Ew. Majestät persönlich zu kennen. Dies war der Fall bei mir selbst. Die Zeit der Thronbesteigung Ew. Majestät wird stets als eine Epoche von großer Bedeutung angesehen werden; und da ich nicht weniger Mensch, als Künstler bin, und da ich vor allem auf die möglichst gewissenhafte Erfüllung meiner Pflichten bedacht bin, so habe ich oft mit dem lebhaftesten Interesse den thätigen Anteil bewundert, welchen Ew. Majestät den Künsten angedeihen lassen; dies ist es, was mich bestimmte, diesem Briefe eine ganz besondere Einladung hinzuzufügen, daß Ew. Majestät die Gnade haben möge, auf das Werk zu subscribieren, welches hierbei angehängt ist. Aus einem ganz besonderen Grunde veranlaßt, wünsche ich, daß nur die Herrscher Europas sich an diesem Werke beteiligen.

Ebenso habe ich vernommen, daß der hohe Sohn Ew. Majestät, der Kronprinz, viel Talent für die Musik hat. \*\* Vielleicht könnte ich seinen Geschmack daran erhöhen und namentlich seine Fähigkeiten erweitern. Um diesen Wunsch verwirklichen zu können, würden mir einige nähere Details über seine musikalische Bildung viel Vergnügen machen, auch wollte ich mit dem größten Eifer ein Werk komponieren, und es dem Kronprinzen widmen; indessen müßte ich zuvor wissen, durch welches Genre von Musik ich im Stande wäre, den Wünschen Ew. Majestät und denen des Kronprinzen zu entsprechen.

Ew. Majestät sind ein Gegenstand der Liebe, der Bewunderung und des Interesses für alle diejenigen, welche die Könige zu schätzen wissen; die Gefühle der Verehrung, welche ich für Ew. Majestät hege, können durch nichts mehr erhöht werden.

Wäge Ew. Majestät geruhen, die aufrichtige Hochachtung des ehrsüchtvollsten Ihrer Diener entgegenzunehmen.

Wien, den 1. März 1823.

Ludwig van Beethoven.\*

## Lessings Beziehungen zur Musik und den Musikern seiner Zeit.

Von  
Alfred Bock.

Es auf den heutigen Tag ist vielfach der Glaube verbreitet, Lessing sei durchaus unmusikalisch gewesen und habe dem Musikleben seiner Zeit ganzlich fern gestanden. Diese Ansicht ist eine irrige, sie hat vielleicht nur darum Wurzel fassen können, weil

\* König Carl Johan umfante in der That die schönen Künste wie die Musik mit wahrhaft königlicher Aufmerksamkeit, wovon er oftmals Beweise an den Tag legte.

\*\* Zum Verständnis dieser Worte ist zu bemerken, daß Prinz Adolph, auch als König Dänemark, viele seiner Majestäten der Musik widmete, mit großem Talent Piano spielte und sich als Komponist einen geachteten Namen verschaffte. Als in Europa zum erstenmal sein Name erklang — er komponierte als achtzehnjähriger Kronprinz den Trauermarsch zur Beisetzung des Königs Carl XIII. — erregte es ein gewisses Aufsehen, während der unruhigen Zeit, daß der Thronfolger, der Sohn eines der hervorragendsten Staatsmänner und Krieger, seine Vorbeeren nicht auf dem politischen Schauplatz oder mit dem Schwerte in der Hand, sondern in den heiligen Tempeln der Musik erziele. Dieses I. Wirksamkeit als Komponist ist weit umfänglicher, als man glauben mag, weil viele seiner Kompositionen nur als Manuscripte vorhanden sind.

man dem kritischen Meinen, der die Grenzen der Poesie und Malerei so scharfsinnig gezogen und seinem Genie auf dessen unerschöpflichen Gebieten noch weite Beschränkung auferlegt hatte, in der That nicht zutraute, dem sanften Lufte des Reich der Töne gefolgt zu sein. Und doch hat Lessing nicht allein mit den hervorragendsten Musikern im freundschaftlichen Verkehr gestanden, sondern er hat auch das Wesen und die Bedeutung der Musik so richtig erkannt, daß wir seinem allumfassenden Geiste auch hier, wo er sich in einer seinem eigenartigen Verstande fremden Kunstphäre bewegt, unsere Bewunderung nicht verlagern können!

Lessings Vater, der Pastor primarius Lessing zu Ramez in Sachsen, lebte in äußerst kümmerlichen Verhältnissen und besaß nichts weniger als die Mittel, seinen zehn Söhnen, deren ältester der Dichter war, Musikunterricht geben zu lassen. Auch später, nachdem Goethe die Fürstenschule zu Weissen absobiert und die Universitäten Leipzig und Wittenberg besogen hatte, scheint er sich wenig oder gar nicht mit der Musik beschäftigt zu haben. Erst sein zweiter Aufenthalt in Berlin führte ihn mit den angesehensten Musikern der aufstrebenden preussischen Hauptstadt, Stirnberger und Quanz, zusammen.

Johann Philipp Kirnberger, ein Schüler Sebastian Bachs, war nach einem bewegten Künstlerleben in Polen, Oesterreich und Sibirien, als Hofmusikus nach Berlin berufen worden, wo sein meisterhaftes Violinspiel großes Aufsehen erregte. Dabei war er ein ganz bedeutender Kontrapunktist und schrieb umfangreiche Werke über die Harmonielehre, die Grundzüge des Generalbasses, welche die weiteste Verbreitung fanden. Seine Kompositionen, meist Figuren für Orgel und Klavier, fehlten selten auf einem Konzertprogramm, endlich erfindet er ein, später von Mozart verbessertes, musikalisches Würfelspiel, das unter dem Namen „der allseit fertige Polonastens- und Menneitenkompositant“ erschien und jedem, auch nicht musikalisch Gebildeten, Gelegenheit gab, kleine Tonstücke zu komponieren.

Lessings zweiter musikalischer Freund war der berühmte Meister der Fide und Lehrer Friedrichs des Großen, Johann Joachim Quanz, der damals auf der Höhe seines Wirkens stand und im Dienste seines königlichen Herrn Hunderte von Kompositionen für die Fide veröffentlichte.

Wahrscheinlich am Freitag Abend kamen Lessing und seine engeren Freunde in Baumanns Weinkeller, der sogenannten Baumannshölle, zusammen; zu der frühlichen Tafelrunde zählten der Kupferstecher Weill, der Schauspieler Bräuer, die Musiktheater Kammer und Sulzer, Nicolai und Mendelssohn, endlich Kirnberger und Quanz, welche letzteren Lessings Trinklieder in Musik setzten und dadurch nicht am wenigsten die festliche Stimmung der Symposien erhöhten. Lessing dachte in späteren Jahren wehmütig an jene Berliner Tage, als an die glücklichsten seines Lebens, zurück.

Während seiner bedeutungsvollen Wirksamkeit als Dramaturg für das Hamburger Theater, bot sich Lessing Gelegenheit, seine Kritik an den Leistungen des Theaterorchesters zu üben. Der kunstsinigste Unternehmer des Hamburger Nationaltheaters, Johann Friedrich Voemann, hatte ein zahlreiches Orchester gewonnen, welches vor Beginn der Schauspiele und in den Zwischenacten spielen sollte. Nun schien damals die Regie absolut keine Rücksicht darauf nehmen zu wollen, daß die vorgeführten Orchesterstücke zu dem gleichzeitig dargestellten Schauspiel in einem gewissen Verhältnis standen: Trauerspiele wurden mit heiteren, Lustspiele mit ernstesten Tonstücken begleitet, wodurch denn bei der Zuhörerschaft eine seltsame Mischung von Affekten, ja die sonderbarste Wirkung hervorgerufen werden mußte. Die Aufführung der Semiramis von Voltaire, wozu Agricola eine nach Lessings Urteil vorzüglichste Musik komponiert hatte, gab dem Dramaturgen willkommenen Anlaß, Agricolas Arbeit kritisch zu erläutern, sich über die Bedeutung der Musik und ihre Beziehungen zur Poesie zu verbreiten und insbesondere die Fehlgänge darzutun, welche sich die Hamburger Orchesterleitung seiner hatte zu schulden kommen lassen.

„In der Vokalmusik“, sagt er, „hört der Text dem Ausdruck allzuvieh nach; der schwächste und schwachste wird durch die Worte bestimmt und verstärkt; in der Instrumentalmusik hingegen fällt diese Hilfe weg und sie sagt gar nichts, wenn sie das, was sie sagen will, nicht rechtchaffen sagt. Der Künstler wird also hier seine äußerste Stärke anwenden müssen; er wird unter den verschiedenen Folgen von Tönen, die eine Empfindung ausdrücken können, nur immer diejenigen wählen, die sie am deutlichsten ausdrücken; wir werden diese öfter hören, wir werden sie miteinander öfter vergleichen, und durch die Bemerkung

dessen, was sie bekändig gemein haben, hinter das Geheimnis des Ausdrucks kommen.“

Lessing verfolgt nun kritisch durch das ganze Trauerspiel Semiramis die eingeschaltete Musik Agricolas und findet, daß Herr von Voltaire sich angesichts einiger schwachen Szenen bei dem stompontisten bedanken könne, der ihm mit seiner stärkeren Empfindung darüber hinweg geholfen habe. Dann kommt er auf die Symphonie (Ouverture) zurück, die der Semiramis vorausgegangen war und meint: „Ein Tonkünstler, der sich in seinen Symphonien mehr erlaubt, der mit jedem Töne den Affekt abbricht, um mit dem folgenden einen neuen, ganz verschiedenen Affekt anzubringen, und auch diesen fahren läßt, um sich in einen dritten, ebenso verschiedenen zu werfen, kann viel Kunst ohne Augen verschwenden haben, kann überraschen, kann beläuben, kann fesseln, nur rühren kann er nicht. Wer mit unserem Herzen sprechen und sympathetische Regungen in ihm erwecken will, muß ebensoviele Zusammenhang beobachten, als wer unseren Verstand zu unterhalten und zu belehren gedenkt. Ohne Zusammenhang, ohne die innigste Verbindung aller und jeder Teile ist die beste Musik ein stiller Sandhaufen, der keines dauerhaften Eindruck fähig ist; nur der Zusammenhang macht sie zu einem festen Marmor, an dem sich die Hand des Künstlers verewigen kann.“

Die Absichten eines Tonkünstlers merken“, sagt er schließlich am Ende seiner Betrachtung, „heißt ihm angucken, daß er sie erreicht hat. Sein Werk soll sein Können sein, dessen Deutung ebenso mühsam als schwankehaft ist. Was ein geübtes Ohr am geschwinden in ihm vernimmt, das und nichts anderes hat er sagen wollen, sein Lob wächst mit seiner Verständlichkeit; je leichter, je allgemeiner diese, desto verdienstlicher jenes!“

Diese Aussprüche des berühmten Kritikers und Dramaturgen entsprechen zwar nicht mehr durchaus den Anschauungen, die in der heutigen musikalischen Welt vertreten sind, sie beweisen uns aber zur Genüge, wie feinsinnig Lessing in musikalischen Dingen zu urteilen und an der besten Stelle als Dramaturg des Hamburger Nationaltheaters zu wirken verstanden hat.



## Ein lustiger Vogel.

Schicksale eines unverwundlichen Augenhals

von  
K. Reidgner.

„O du lieber Augustin!

„S Ged is hin, all's is hin, —

„O du lieber Augustin, alles is hin!“ —

Wer kennt es nicht, dieses tragi-komische Volkslied, das noch jetzt in aller Munde lebt? Nicht jeder aber dürfte wissen, woher es eigentlich stammt, und daß dieser „liebe Augustin“ wirklich einmal gelebt hat, und zwar in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts und in der ersten des vorigen, als der erste Volksänger der schönen Kaiserstadt an der schönen blauen Donau: Wien, und nebenbei als ein wahrer Till Eulenspiegel der Zweite.

Augustin Adagler war ein echtes Wiener Kind, dem es wahrlich nicht an der Wiese gesungen worden, daß er einst bis an sein Lebensende den schnurrigen Beruf eines unverwundlichen Bruder Niederlich treiben werde. Wer hätte es geglaubt, als der Guckl in einer ehrbaren, draven Bürgerfamilie Alt-Wiens zur Welt kam, daß der Apfel einst so weit vom Stamm fallen würde?

Anfangs schien auch alles gut zu gehen. Der junge Augustin Adagler wurde Schreiner, und zwar ein so tüchtiger, daß der talentvolle Geißel durch seine geistlichen Schmeichler bald Glück machte, und als er einst ein paar gar herrlich geschnittene Krüge (dem Krüge und Becher anzufertigen war — unglückliches Vorzeichen — schon damals seine Spezialität!) dem Herrn Hof-Kapellmeister, der wohl auch einem guten Trunk nicht abhold sein mochte, zum Präsent machte, da revanchierte sich dieser durch den Gegenbesuch, daß er ihm zu dem guten und einträglichen Posten eines Hof-rep. Palast-Schreiners verhalf.

Aber in dem lustigen Augustin steckte nun einmal nicht das Zeug zu einem guten und soliden Bürger und Familienvater!



„Wer nicht liebt Wein, Weib, Gesang,  
Bleibt ein Narr sein Lebtag!“

laute sein Wohlgeruch, und besonders war es die Liebe, die unbegrenzt zum Weine, welche die Hölle seines Schicksals spielte, indem sie seine ganze, hoffnungsvolle Zukunft vernichtete. War sie doch schon daran, daß der junge Hof-Schreiber, der in der kaiserlichen Hofburg freie Wohnung hatte, es einst sich befallen ließ, in den verlockenden Beistellern der Hofburg sich zu vertiefen, um dort nach Herzenslust sich toll und voll zu zechen. Zu seinem Rande ging er indes auch unvorsichtig mit seinem Kerzenlicht um, und entzündete dadurch eine Feuerbrunst, die so gefährlich um sich griff, daß sie einen Teil der Hofburg zerstörte.

Die Folge davon war die Armut des armen Augustin, der — plötzlich wieder nüchtern geworden — die allgemeine Verwirrung zum Entweichen aus Wien benutzte, um nicht in die fatale Kage zu geraten, als Brandstifter ergriffen und verurteilt zu werden.

Augustin Wagar, der Hebelthäter, wanderte nun jahrelang in der Fremde umher, und bildete sich ohne Zweifel dort weiter aus in seinem eigentlichen Beruf als lustiger Wandervogel, bis die Sehnsucht nach der schönen, blauen Donau und nach dem gemüthlichen Wien ihn wieder heimwärts trieben, wo zu seinem Glück niemand Zeit noch Lust hatte, sich um ihn und sein eifriges Vergehen zu kümmern; — war doch bald gleichzeitig mit ihm — anno 1670 — ein gar böser Gast dort eingekerkert, der durch seinen unheilvollen Einzug viel und großes Leid über die stolze Kaiserstadt brachte: der schwarze Tod, die schreckliche Pest! Und da der liebe Augustin da draußen in der Ferne keineswegs seinen großen, nüchternen Durst eingestrichelt hatte, so feierte er seine glückliche Winkung in der Vaterstadt selbstverständlich durch einen ganz regelrechten Rausch, der ihn so völlig aus allem Gleichgewicht brachte, daß er auf der Gasse umhief wie ein Sack.

Vergleichen Zustände aber konnten verhängnisvoll in dieser Zeit des Schreckens werden! Für ein Opfer der Pest gehalten, wurde er — ohne weitere Kontrolle, wie es damals üblich war in seinen Ehrenstagen — auf einen der unversicherten Leidenwagen geladen, und im nächsten Augenblick nach der großen Friedhof-Grube gebracht, welche das Grab für die an der fürchterlichen Seuche Verstorbenen bildete, und mit mörderischer Eile hineingeworfen. Dort — an jenem grauen Ort — erwachte er, nachdem er seinen tollstollen Rausch verschlafen hatte, und zwar ohne angeht zu sein, so merkwürdig und unvorhersehbar, wie auch klug mag!

Diese allerdings wunderbare Begebenheit verschaffte ihm, nachdem es ihm glücklich gelungen, aus der schauerhaftesten Schlafmurren heraus zu gelangen, nicht nur völlige Straffreiheit für die Zukunft, sondern auch die Bewilligung und eine Unterbrechung mit der damals wohl vollständigsten und bestmöglichen Persönlichkeit von ganz Wien: dem berühmten Abraham a Santa Clara, eigentlich Ulrich Wegeler, dem einflussreichen Kanzleirechner, Augustinensvater und wichtigen Schriftsteller, welchem die schlaftrübe Junge und die räthselhafte Errettung des Bruders Lustig so wohl gefielen, daß er ihm den Posten eines Bratenwebers in der Küche des Klosters verlieh.

Da lächelte nun abermals das Glück dem lieben Augustin, denn nun wäre ihm zum zweitenmale die angenehme Aussicht auf lebenslängliche, gute Versorgung eröffnet worden. Außerdem war der urberbe, geistvolle, vortreffliche und algerachtete Abraham a Santa Clara, von dessen originellen Schriften der Wigbold noch dazu ein großer Verehrer war, ganz der Mann dazu, um den lustigen Vogel zu verheben. Waren sie doch — trotz aller Verschiedenartigkeit der Persönlichkeiten, die, was Geist, Wig und Originalität betraf, eine gewisse geistige Verwandtschaft miteinander besaßen — beide dazu bestimmt, charakteristische Figuren für das alte Wien aus jener Zeit zu bilden, als Männer des Volkes und Volkslieder.

Der scharfe, praktische Blick des berühmten Augustines ließ ihn auch sicher nicht im Stich, als seine tiefe Menschenkenntnis in dem geistvollen Bruder Wiedrich den guten Kern entdeckte, aber er konnte natürlich nichts dagegen thun, daß der unverbesserliche Zugewog nun einmal das unruhige Wanderblut in sich hatte, das ihn in den frieblichen Hofmannern nicht dulde, sondern aus der stillen Stätte hinaus ins wild bewegte Menschenleben trieb, um dort seinen eigentlichen Beruf als erster Volksfänger zu erfüllen.

Ein Dubelsack herbei, und der liebe Augustin begann seine Musiker-Karriere, nachdem er einfach aus der Klosterküche durchgegangen war.

Mit seinem Dubelsack durchzog er nun als Musikant die Wirtschaften von Wien: anfangs bescheiden die Herbergen der Handwerker, ja sogar die Spe-

lunken der alten Kaiserstadt, bis er sich endlich zum Rang der höheren Verhäuser und steller aufschwang, um dort seine höchst originellen Menschen abzuhalten.

Nicht lange, und der politische Volksfänger, dessen Produktionen noch dazu etwas ganz Aunsel-nagelnetes, noch wie Tagewortens waren, da er ja diesen „Munizweg“ erst in Wien einführte, wurde nicht fast hören an den lustigen, volkstümlichen Schauern des lustigen Vogels, und Augustin Wagar wurde die populärste und beliebteste Persönlichkeit von Wien, und sozusagen ein „berühmter“ Mann, dessen Glückstern immer höher stieg, der aber ein genialer Taugenichts und lieberlicher Traubenbold war und blieb, wie zuvor, obwohl trotzdem sein Ruf als Dubelsack-Virtuose ihm die Stellung eines „ersten Sackpfeifers“ im Orchester des kaiserlichen Hofburg-Theaters verschaffte! —

So befand er sich also wieder auf dem Schan-platz seiner ersten Thaten, beziehungsweise Thaten, denn das alte Wien von jener Zeit war viel zu „gemüthlich“, und „der liebe Augustin“ viel zu beliebt und wohlgeleitet bei Hoch und Niedrig, als daß man sich noch nachträglich mit strafender Gerechtigkeit um die einklinken verjähren Taten seines Leichtsinnes gekümmert hätte, über welche noch dazu infolge der schrecklichen Pestzeit das Glas des Bergedens und Vergessens gewaschen war. — Man hätte nun wohl meinen sollen, daß der liebe Augustin fortan bis an seines Lebens Ende in Ruh und Frieden seine abwechselungs- und lorbeerbede, „Munizlerlaufbahn“ an der schönen blauen Donau ausgeübt hätte. — Aber nein! Das schmurrige Volkslied:

„O du lieber Augustin!  
‘s Geld is hin, all’s is hin!“ —

solte nun einmal das ganze Dasein des unverbesserlichen Gesellen illustriren, denn wieder machte sein Leichtsinns ihn in der Hofburg unzulässig, und trieb ihn in die Ferne, und wieder war’s der alte Wahrspruch: „Spiel nicht mit dem Feuer!“ — den er nicht beachtet hatte, denn — wie eben — so sollte ihm auch jetzt des Weines und des Lichtes Feuer sich verhängnisvoll erweisen.

Als Rädelstührer überall, wo es galt, lustige Streiche anzuführen, war der übermüthige Sackpfeifer des kaiserlichen Orchesters nie ein Spielverderber, wenn die Theater-Musiker, seine Kollegen, spät abends nach der Vorstellung noch eine Extra-Vorstellung zum besten gaben, indem sie noch zur Erholung gleich an Ort und Stelle, das heißt in den geblühten Räumlichkeiten, die zur Bühne gehörten, durch einen ausgiebigen, kräftigen Trunk sich nach des Tages Lust und Hitze häuteten. Da war denn der liebe Augustin! Wo recht in seinem Element, wie der Fisch im Wasser! Viel es doch nicht immer bei dem Genuße aus dem Becher nur allein, wenn das unruhige Komödiantenblut gebieterisch auszuheben wollte. Er mußte auch Komödie spielen, wofür er große Anlagen besaß, und war auf der Bühne und ganz aus dem Stegreif — tolles Zeug teils, genialer Witz, von ihm inspiriert, und in corpore mit Begierde und so allgemein, jubelndem Entzücken dargestellt. Das war eine Lust! — Wäre nun das böse Feuer nicht gewesen, als verhängnisvoller Feind für das ganze Leben des armen Augustin, dessen Herz sogar beständig in vollen Flammen stand.

Der lustige Bühnenleiter würdigte nämlich seine improvisierten Komödien mit allem Glanz in Szene zu legen; aus diesem Grunde entkamte einst in ihm bei einer derartigen Idee, die Wirkung noch effektvoller durch Feuerwerkverwendung zu machen. Dabei kam er mit seinen Licht-Effekten den Bühnen-Decorationen so nahe, und veranlaßte infolgedessen abermals eine große Feuerbrunst in der Hofburg.

Sein Gegenmittel war das alte: er machte sich schleunigst aus dem Staube.

Wenn er sich nun auch auf diese Art bereits zum zweitenmal der wohlverdienten Strafe durch die Flucht entziehen wollte, so wäre es trotzdem ein Irrthum, anzunehmen, der lustige Dubelsackpfeifer sei ein feiger Geißel gewesen. Im Gegenteil zeigte er hier und da Züge von Mut, die zuweilen sogar bis zur Tollkühnheit und Aufopferung gingen. Das hatte er z. B. anno 1683 bewiesen, als die Türken Wien mit 200.000 Mann belagerten, und er mit wahrer Todesverachtung mitten unter den kämpfenden Heeren umhertrieb, und Freund und Feind durch seine offenkundige Gleichgültigkeit und äquidistanten Künste im Erhalten setzte. — Um den Feind und dessen Bewegungen besser beobachten zu können, erkletterte er den 440 Fuß hohen Stephanssturm (eine Kunsthöhe), die gegenwärtig freilich bekanntlich fast zum Spott geworden

ist!) auf die Gefahr hin, sich aufzuspießen, oder von dessen Spitze, jämmerlich zerstückt, wieder unten ankommen. Hier und da passierte es ihm auch — denn er mußte überall dabei sein! — daß er von den Stadtmännern, wo er wie ein Geld mitsäufte, in seinem tollen Gier mitten unter die Feinde purzelte, um unter großem Jubelgeschrei seiner Landsleute mit der Gleichgültigkeit eines Zeitlängers inmitten der flammenden Türken auf deren eigenen Feiern wieder hoch zu klettern. Seine Vorliebe für solche halbschändlichen, tollkühnen Kunststücke bestimmte ihn auch einige Jahre später, als ein Streik auf die Spitze des Stephanssturms abgesetzt werden sollte, freiwillig — aus purer Liebhaberei an gefährlichen Klettereien — zu dieser Lustpartie sich anzubieten, und zwar um seinen höheren Lohn, als einen Giner Wein, nachdem niemand — aus Leute, deren Handwerk sie auf die Dächer trieb — nicht einmal für Tausende von Gulden Lust verpürten, ihr Leben oder ihre geliebten Glieder aus Spiel zu setzen. Trotzdem ging man nicht auf diese gewiß beschwerliche Forderung des lieben Augustin ein, denn so sehr man ihn auch als Volksfänger und Sackpfeifer schätzte und hochhielt, hegte man doch Bedenken dagegen, das heilige Streik auf die Spitze des Stephanssturms durch die Hand eines so notorischen Bruder Wiedrich und unverbesserlichen Traubenboldes ausführen zu lassen, und so es vor, diese feierliche Handlung gegen eine Belohnung von 10.000 Gulden einem fählichen, christlichen Dachbeder zu übertragen. Man mag hieraus ersehen, in welchem Ruf der liebe Augustin stand, andererseits aber auch, in welchem niedrigen Zustande damals noch Trunksucht und Gutmüthigkeit im Veralich zu heute standen!

Um nun zu der zweiten unvorhersehbaren Brandstiftung und Flucht unseres Gelben zurückzukehren, so währte diese zweite Abwesenheit von Wien nicht lange, denn einer seiner guten Charakterzüge trieb ihn schnell zurück, als er auf seiner kurzen Wanderingstafel erfuhr, daß man ihn schuldige im Verdacht habe. Er kam aber vom Wogen in die Troute, denn sein ungesetzter Gang zu Abenteuern und dummem Streichen brachte ihn sofort nach seiner Rückkehr, bevor man Zeit hatte, ihn für seine alten Hebelthaten zu bestrafen, in neue und noch schlimmere Fährlichkeiten. Als er nämlich durch die Straßen zog, geriet er zufällig vor das palastartige Haus des sogenannten Hof-Juden, des reichen Hof-Bankiers Eppenhaimer, und erdient gerade zu rechter Zeit auf dem Schanplatz, um an einer ausgiebigen Prünzlei zwischen der Dienerschaft des Bankiers und etlichen Handwerkern teilzunehmen, die sich schnell zum Volks-Anlauf entwickelt hatte.

Das war so etwas für den „lieben Augustin“ und dessen Weidmaderichtung! Beliebt war der Weidmensch nicht, weder bei ihm, noch bei den Wienern überhaupt — im Gegenteil! Es war also sehr natürlich, daß der Volksfänger wie das Volk sofort auf Seite der Handwerker sich stellte, und es schloß nur noch die unvorsichtigen Spottreder der Lokalen, um den sonst ganz harmlosen Dubelsackpfeifer in höchsten Zorn und Grimm zu bringen. Als Haupt-Rädelstührer führte er mit der Menge in das schöne, herrlich eingerichtete Haus des verhassten Weidmenschens, wo eine allgemeine Plünderung erfolgte.

Diesmal war es dem Taugenichts beinahe wirklich an Kopf und Stragen gegangen, hätte nicht sein Glückstern wiederum den Sieg davongetragen. Während man überall feierte — als des Haupt-Hebelthäters — habhaft zu werden suchte, während man ein paar der andern Anführer schon Tags darauf aufspürte, besand er sich ganz ruhig in einem Asyl, das niemand abute, in allerhöchster Nähe! Er hatte nämlich den Weg zum Weinsteller gefunden, und füllte sich dort so behaglich, daß er gar nicht daran dachte, so bald wieder zum Vorschein zu kommen, und sich dort einen Rausch antrauf, der drei volle Tage währte. Nach Ablauf dieser Zeit verschwand der ansehende Verschwendungswirth, das heißt, er griff aufs neu zum Wanderrabe und feierte Wien den Rücken, um als „fahrender Künstler“ mit seinem Dubelsack und seinen launigen Liedern durch ganz Oesterreich und Ungarn umher zu vagabundieren, denn Telegraphen und Steckbriefe gab es — glücklicherweise für ihn! — dazumal ja noch nicht, im Jahre des Weis 1700, das man eben schrieb.

So pilgerte der „liebe Augustin“ nun volle zwölf Jahre umher, wie ein rechter, echter Wandervogel, und befand sich gar nicht schlecht bei dieser Heimatlosigkeit, obwohl er hier und da wohl Sehnsucht nach dem lustigen, alten Wien verspüren mochte. Uebrigens — sein Glück ist so groß, es ist ein Glück dabei — wenigstens für die, die Frau Fortuna, des Glückes launische Göttin, lieb hat! — folglich geschah es auch, daß der lustige Taugenichts während seiner Verban-

unmühsam brannten in der Fremde ein hübsches, reiches Mädchen in Ungarn kennen lernte: die Christel Eimen, die ihm ihre Hand versprach und die Zusage gab, mit ihrer Mutter nach Wien zu kommen, wo man trotz und fröhlich Hochzeit halten wollte; denn der liebe Augustin konnte nun einmal von seinem lieben Wien nicht lassen, sondern vertraute seinem Glückstern, der ihn schließlich ja noch niemals dort im Stich gelassen, und so erwiderte eines schönen Tages Augustin Wagner plötzlich wiederum in der Vaterstadt, ohne daß man ihm ein Verbot that, — im Gegenteil wurden er und sein Dudelsack und seine launigen Complexe im Handumdrehen wieder die Lieblinge der Vorstadt-Wirtshäuser und mit Beifall überhäuft, wo sie sich bliesen ließen; — zog doch abermals die fürchterliche Pest zu jener Zeit in Wien ein, und zwar — wie es hieß — aus Ungarn eingeschleppt durch eine fremde Frau, die auf der Straße zusammengebrochen war, und sich in Krämpfen wand, ohne daß ein Finger sich zu ihrer Hilfe rührte, weil — blind vor Furcht und Grauen — alles bei diesem Schreckensanblick auf und davonlief, und die Kermesse unarmherzig ihrem Schicksal überließ. Nur der liebe Augustin fürchtete sich nicht, nachdem er ja bereits früher die Pestprobe so glücklich bestanden hatte. Er wollte die Fremde eben auf seine Arme laden, um sie seinen Krankenhaus zu tragen, als er — seine Schwiegermutter in spe in ihr erkannte. Sie starb im Hospital wirklich an der Seuche, er aber blieb am Leben und heiratete die Christel, mit deren Geld er ein blühendes Brantwein-Brennerei-Geschäft in Wien etablierte, denn das ungenügende Alt-Wien ließ nun einmal — jetzt wie immer — seinen Liebling ungeschoren! — Merkwürdig, aber wahr! — Zum drittenmale jedoch spielte das Feuer ihm einen verhängnisvollen Streich, indem es ihm diesmal seine Frau raubte; sie verbrannte bei lebendigem Leibe in der Brennerei, wo ihre Kleider durch einen Unlucksfall Feuer faßten. — Augustin Wagner wollte nun nichts mehr von dem Geschäft wissen, sondern gab es auf und lebte fortan als Privatier und Rentier; im übrigen jedoch widmete er sich nach wie vor der „Kunst“, das heißt seinem Dudelsack und seinen selbstgefundenen Liedern, als Stadtpfeifer und Volksführer ohne Entree, denn er gab als wohlhabender Mann in Zukunft seine Klänge nur noch gratis, als „Geler von Eidechse“, wie er in übermütigem Humor sich selbst zuweilen nannte, weil „Wagel“ auf alt österreichisch soviel als „Eidechse“ bedeutet.

Von Adel ist er aber deshalb nicht gewesen noch geworden, sondern ein edler, redter Thuntdiener von unverwechsellicher Lieberlichkeit geblieben, der, wie gesagt, Wein, Weiz und Gesang bis an sein spätes Lebensende liebte; er starb erst am 1. April 1790, im hohen Alter von 91 Jahren, als eine der volkstümlichsten, originellsten und wichtigsten Persönlichkeiten Alt-Wiens, — bis zuletzt sich selbst getreu als: unverwechsellicher Taugenichts und „lustiger Vogel“.



## Die Wagner-Küße.

Eine heitere und lehrreiche Geschichte aus dem Leben.

Von Ernst Pasqué.

(Schluß.)

Aldo Sandardt wohnte im ältesten Hause bei seiner Mutter. Diese, eine ältere, bequeme, doch dabei recht lebenslustige Frau, hatte das Erbgeschloß inne, wo sich auch die Büttens ihres Sohnes, ein trotz seiner jungen Jahre geliebter Rechtsanwalt, befanden. Die ganze große und schöne obere Etage war den jungen Leuten von der Mutter als Wohnnng angewiesen und auch bereits mit einer begebenen, dabei recht wohlthätigen Uebersicht ausgestattet worden. Hanna wurde von der Mutter mit einem vielgeliebten Lächeln begrüßt, dann bedeutet, einstweilen nur hinaufzugehen, wo sie Wdoff und verschiedene kostbare Ueberrachungen finden werde. In der Wagner-Entscheidung dämmerte bereits eine Ahnung von dem Vergnügen auf, das sie dort oben erwartete und all ihren jugendlichen Frohmuth mußte sie aufbieten, um ein unbedingtes Gefühl, das sich bereits bemerkbar machte, in die Frucht zu schlagen. In einer fast gleichen Stimmung, zwischen Lachen und Aerger em-

pfing Dr. Sandardt seine Braut schon auf dem Korridor und nach den zeitgemäßen Begrüßungen, die ziemlich lange dauerten, führte er sie in den Salon mit den Worten: „Aber nun nicht dich zusammen, liebste Hanna, und stelle mir nicht in Ohnmacht!“ Dabei hielt er ihre rechte Taille kräftig umfaßt für den Fall, daß ein derartiges Unglück dennoch, trotz rechtzeitiger Warnung, eintreten könnte.

Und es war nahe daran! Unter der Thürschwelle Fraulein Anna innehalten über das, was ihre Augen sahen; ihr ganzer Körper zuckte zusammen, ihr hübsches Gesichtchen wechselte die Farbe und die Lippen blieben sprachlos geöffnet. Da erkannte sich ihr glücklicher Bräutigam, sein Humor kehrte ihm wieder und in einer bekannten Melodie, die indessen nicht von Wagner war, sang er ihr zu: „Na, was sagst du denn dazu?“ — „Na, was sagst du denn dazu?“ —

Da löste sich auch die Eignenheit der jungen Braut, und ihrem teuren Wdoff um den Hals fallend, rief sie unter Weinen und Lachen: „Da steht es bei mir noch ganz anders aus! Du hast ihrer nur vier, aber bei mir stehen sechs in Reih und Glied, und alle aus einer Form!“

„Warte nur! was ich sonst noch habe, hast du nun und nimmermehr“, entgegnete Dr. Sandardt mit Pathos und küßte dabei ein Tuch, das einen wahrhaft riesigen Gegenstand barg, der sich hinter den vier eisenbeinigen Wagnerbüsten aufgestützt fand. Und was kam nun zum Vorschein? Ein Gipsabguss der stolischen Büste des Meisters, welche Professor zur Strafen für das Leipzig Stadttheater in Marmor ausgeführt hatte. „Mein Gesangsverein hat sie eigens anfertigen lassen und mir verehrt.“ — Ein Meisterwerk! Wie herrlich wird sie sich ausnehmen, wenn wir sie in unserem Musikzimmer über dem Piano anbringen — und deine sechs Büsten mit den vier von mir im Halskreise um den Mienstopf aufstellen! — Schade, daß es nur zehn — oder elf Stück sind! Noch eine Büste muß auf alle Fälle herbei, um das Duzend voll zu machen — und sollte ich selber sie kaufen müssen!“

„Um Gotteswillen, halt ein!“ rief Hanna mit tonischem Entsetzen. — „Doch ich kann ruhig sein, in der ganzen Stadt, in meinem Gesicht wirst du heute noch eine solche Büste finden: sie sind ausverkauft.“ — „Dann folge mir in unser Zukunftszimmer — doch wann denn jetzt erst recht mit Standhaftigkeit!“ — sagte Sandardt mit tragischem Ton und entsprechenden Gebärden, dann führte er sein Bräutchen in das Lebenszimmer. Vorzügliches ließ er Hanna auf das Sofa niederlegen — von wegen dem Umfallen, wie er meinte — und nun begann er seine Hochzeitsgeschenke der Reiche nach und mit der ersten Miene von der Welt unter den Decken, wo sie verborgen lagen, hervorzuholen, seiner Braut vorzuführen und pfeifend, teilweise sogar im Wagnerischen Meistatiststil, zu erläutern.

„Hier ein Samtbaret, Form Wagner in Bayreuth, als Hauskappchen, und damit die Füße nicht zu kurz kommen, das Haupt nicht zu beneiden brauchen: hier ein Paar herrliche Pantoffeln, die in Goldstickerei die Initialen — natürlich die des Meisters, links ein R., rechts ein W. zeigen. Wie sinnig! — O, es kommt noch besser und schöner! — Hier eine wundervolle Schlummerrolle, die in Bindungen à la Colonna papale den sinnigen Wahl- oder richtiger Warnungspruch — natürlich frei — sogar sehr frei nach Wagner, trägt:

„Nie sollst du mich befragen,  
Will ich der Ruhe pflegen!“

Nun hielt sich Hanna nicht mehr, in ein unbändiges Gelächter brach sie aus, und der Aerger, welcher sich darin mischen wollte, machte sich in den Worten: „Entsetzlich! wahrhaft ungeschmacklich! Lust!“ Sandardt aber fuhr in seiner ersten und doch so drollig wirkenden Weise also fort:

„Hier hast du einen Tempel von süßem Marzipan mit einer Wagnerstatue — damit wir den Meister vor Liebe sogar — aufreissen sollen! — Hier folgt das größte Meisterwerk, welches unser großer Meister inspirierte: eine Schwarzwälder Uhr in Form — der Villa Wagnfried in Bayreuth! An Stelle des Sgraffitobildes hat der Uhrkünstler das Zifferblatt angebracht. Doch horch nur! (Dabei rückte er an dem Zeiger), jede halbe Stunde spielt uns die Uhr Lohengrin und Elsas Bräutliche:

„Trennlich geistlich, ziehet dahin,  
Wo Euch der Segen der Liebe bewahrt!“

Und das singt uns die Wagnfrieduhr aus dem Schwarzwalde sogar alle halbe Stunden vor! während sie bei der ganzen — den Nachtwächter der

Meisterfinger losläßt, der uns sagt, was die Glock' geschlagen hat und zugleich den schönsten guten Rat gibt:

„Bewahrt Euch vor Gespenstern und Spuk,  
Daß kein böser Geist Eur' Seel' beruck!“

Ich übergebe die Wagnermedaillen in Silber, Bronze und Vitaminiemetal — lauter Kunstwerke! — die Photographien aller Art in Albums, Mappen und Mapfen, denn du wirst genug haben, wie ich hoffe.“

Und die arme Braut hatte mehr wie genug, sie meinte jetzt wirklich kühl vor sich hin.

Da legte Sandardt sich zu ihr, umfaßte ihre Schulter und zog sie sanft an seine Brust. Dann sagte er mit seiner natürlichen Stimme und diesmal tiefer:

„Haben wir dies alles nicht selbst verschuldet, mein liebes Kind? Unsere Berechnung für den wirklich großen und genialen Meister von Bayreuth war eine — übertriebene, in erster Linie dadurch, daß wir über ihn alle anderen großen Tonmeister unseres Vaterlandes so gut wie vergaßen. Das war Unrecht, eine Sünde, und jetzt haben wir unsere Strafe dafür erhalten, unter der unser bisheriger Lieblingstonmeister indirekt und noch mehr leiden muß, wie wir. Das haben wir zu süßen an unsern deutschen Tonheroen, an Wagner und an uns selbst. Fortan wollen wir Wagner hochhalten, wie er es vollst verdient, doch nicht allein ihn nur dienen, sondern auch in gleich beglückter Weise unsern Mozart, Beethoven und Weber, Gändel, Bach, Gluck und Haydn, und wie alle die glänzenden Sterne am Himmel unserer herrlichen musikalischen Kunst heißen. Wist du damit einverstanden, mein liebes Kind, bald mein herzliches teures Weibchen?“

Da fiel Hanna ihrem Bräutigam um den Hals, und während ihre letzten Thränen den schönen Augen entrieselten, hauchte sie ihm unter Küßchen zu: „O, wie recht hast du, liebster, besser Wdoff! So wollen wir es fortan halten und unter deiner Führung vereint ein neues Musikleben beginnen.“

„So ist's recht, Kinder!“ sprach da unerwartet die Stimme der Mutter, und „Bravo! Bravo!“ klang der Bass des Oberg's drein, die beide schon vor einer Weile in den Salon getreten und unbemerkt mit redtem Vergnügen dieser kleinen Selbsterkenntnisfeier gefolgt waren. „Ueberlegt euch den schönen Bibel-spruch ins Musikalische“, fuhr die Mutter fort, „der da lautet: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist!“ und ihr, wir alle werden wohl dabei fahren.“

„Oder ins Lateinische“, rief der Oberg, „und schreibt einfach über die Thüre eures Musikheiligthums: „Saum cuque!““

Beide waren lebend in dem Wohnzimmer erschienen. Die Mutter hielt ein gar zierlich in feines Rinnen und Spigen eingehülltes Stüß, das nichts anderes sein konnte als ein neues Hochzeitsschloß. „Es wurde daheim abgegeben von einer humoristischen Freundin und Gesinnungsgenossin“, also beantwortete der Oberg, mit dem ganzen Gesichte lachend, die fragenden Blicke seiner Tochter, — und ich beileide mich, die wunderbar schön gearbeiteten — Nippachen der Mama Sandardt zu übergeben, die sie aufgeben mag, bis deren Zeit gekommen sein wird.“

„Nur die Ueberschrift, oder das Motto dürft ihr erführen“, fuhr die Mutter gleich heiter fort, „welches dieser allerliebste weibliche Spakvogel und glühende Wagnerverehrerin ihrer sinnigen Gabe gegeben hat. Schaut her, es lautet treffend: — „Zukunftsmusik!““

Hanna errödete vorlegen, doch Dr. Sandardt lachte hell auf, und seine liebliche Braut kräftig umarmend, meinte er, daß er sich dieses Wagnercherzes noch weit mehr freue, als der Gesamtheit ihrer sonstigen Wagnergaben.

Da schlug die Schwarzwälder Wagnfried-Uhr die halbe Stunde und ihre Rudels-Glocken spielten das Bräutliche aus Lohengrin in einer so drolligen Weise, daß alle vier in ein überaus lustiges Lachen ausbrechen mußten. Sandardt umfaßte Hanna, der Oberg padte die aufreißende Mutter und im tänzelnden Marschschritt verließen sie das Appartement, welches von morgen Abend an das ihrige werden sollte, für das ganze Leben.

Glückliches — und glücklich geheiltes Paar!

So geschah und so war es vor sechs Monaten — und heute? —

Als Herr von Weibling das Stadttheater nach dem ersten Akt der Meisterfinger verließ, schritt er raschen Ganges und nicht wenig neugierig auf das,

was er nun vernehmen würde, der in einem anderen Stadtheile gelegenen Wohnung der jungen Geleutete entgegen. Daß er ihnen damals als einzige richtige Hochzeitsgabe eine Wagnerbüste geweiht hatte, darauf dachte er schon längst nicht mehr; daß zehn — zwanzig andere einen ähnlichen glücklichen Gedanken gehabt und in gleicher Form zur Ausführung gebracht hatten, davon konnte keine Ahnung in ihm aufwachen, da er am Tage vor der Hochzeit plötzlich, auf Befehl seines Chefs, eine Reise nach Berlin hatte antreten müssen, von der er erst gestern wieder zurückgekehrt war. Es mochte halb neun Uhr darüber sein, als er im Sandardtschen Hause, dessen obere Etage er hell erleuchtet fand, anlangte und von dem Diener nach oben gewiesen wurde. Schon auf der Treppe vernahm er ein eigentümliches Spiel von Saiteninstrumenten und auf dem Korridor mußte er staunend innehalten und horchen.

Was war das? Eine so zarte, einfache und liebliche Musik glaubte er noch nie gehört zu haben, und welche ein Gegenhalt! Soeben noch das gewaltige Tönegeviß des genialen modernen Meisters und hier eine sanfte Lydie, die Einfachheit selber und dennoch so ergreifend, daß es ihm ordentlich weich um das Herz wurde. Es war ihm, als fände er sich plötzlich in einer Jugend zurückversetzt, — so hatte die Mutter zu ihm als Kind gesungen, solche Weisen den Knaben auf dem Piano hören lassen! Jetzt war es wieder, als spielte er mit den Schwestern und deren Freundinnen auf den grünen Malenischen des Gartens! Die Augen des Mannes wurden feucht und er wagte nicht die Hand auf die Thürklinke zu legen, um einzutreten. Der Zauber dieser kindlich reinen, herzigen und so harmlos fröhlichen Musik des Vaters Jahn — den er, ohne ihn näher zu kennen, als abgethanen Kopf bezeichnet hatte! — übte eine Wirkung auf sein Gemüth, sein ganzes Sein aus, dem er sich willenlos und freudig hingab.

Erst als die letzten Töne verhallt waren, trat er ein, von der ganzen sehr zahlreichen Gesellschaft als wiedergekehrter Freund in herzlichster Weise begrüßt. „Schade! daß Sie die letzte Viere unseres Jahnabends nicht gehört haben,“ meinte die junge Hausfrau mit aufrichtigem Bedauern. — „Ich hörte das ganze Trio bis zur letzten Note mit Ohr und — mit meinem Herzen,“ entgegnete Herr von Weidling, sich keinen Zwang anlegend, zu verbergen, was in ihm vorgegangen war, — und schäme mich nicht, Ihnen zu gestehen, daß die einfache Musik einen ganz wunderbaren Eindruck auf mich ausgeübt hat: in meine sonstige Andeut, an die Seite meiner treuen Mutter, meiner kleinen Geschwister zauberte sie mich zurück.“

„So geht es uns allen!“ rief Frau Sandardt, „und ich freue mich für Sie, daß Ihnen eine solche Empfanglichkeit noch innewohnt.“

Nun wurde dem alten Freunde des Hauses mitgeteilt, daß jede Woche an gleichem festbestimmtem Tage und abwechselnd in einer anderen Familie ein Musikabend abgehalten werde, stets einem der großen Meister aller Zeiten, oder den Meistern eines Instruments geweiht, so den Klavierherren von Scarlatti, bis Piazzi und Rubinstein, den Geigerkünstlern, von Tartini bis auf die modernen Tonkünstler für diese Königin der Instrumente. Wie heute Jahn, hätten Handel und Bach, Gluck, Mozart, Beethoven und Weber ihre Abende, und ganze Aste von Glücklichen Opern kämen zu Gehör, sogar Lully und Rameau fehlten nicht, ebensowenig wie Spontini und Gounod. Alle bedeutenden und bedeutamen Meister, die für die Bühne, für Konzert und Kammer, wie für den Chorgesang geschrieben, würden in ihren Werken vorgeführt. Daß unter ihnen Richard Wagner nicht fehle, sondern als der genialste Tonmeister der Gegenwart einen Ehrenplatz inne habe, sei selbstverständlich.

Und schauen Sie um sich, „also schloß Frau Sandardt die von ihr und ihrem Gatten Herrn von Weidling gegebene Aufklärung, „der Kreis unserer Freunde, welche sich zu gleicher Ansicht bekehrten, ist bereits recht groß und wird von Woche zu Woche größer, so daß unsere Privatwohnungen bald nicht mehr für unsere Zweck ausreichen werden und wir gegenseitig sind, uns gemeinsam nach einem größeren Lokal umzusehen.“

„So sagen Sie mir doch um — Wagners Willen! Wer denn eigentlich diese Wunder an Ihnen und so vielen andern vollbracht hat, und wodurch die Besessung, wie Sie es bezeichnen, herbeigeführt worden ist?“

„Sie haben den Wunderthäter bereits genannt: durch Wagner selbst — doch nur indirekt,“ entgegnete die junge Frau lächelnd. „Und wodurch es herbeigeführt wurde, sollen Sie sogleich erfahren. Folgen Sie mit!“

Mit diesen Worten führte sie ihren Gast nach einem Nebenzimmer, Dr. Sandardt und ein Teil der Gesellschaft folgten, während ein Diener mit zwei Lampen ihnen voranritt. Auf der Schwelle angelangt, mußte der Dilettant vor Staunen innehalten, denn was er sah, war für ihn wahrhaft übermäßig. Da standen, hingen und lagen in friedlichem Verein die sämtlichen Holzzeitsagen! Die Wagnerbüsten, groß und klein, ihrer mehrere Duzend fanden sich so harmonisch als möglich auf Möbeln, Postamenten, Säulen und Wandbänken aufgestellt, und die sonst noch freien Wandflächen waren vollständig bedeckt mit den Photographien des Meisters und seines Sängers. Teppich, Kissen und Schlummerrolle zierten das Sofa und die Schwarzwalder Bahnrückuhr hatte eine bevorzugte Stelle über der mit Statuetten, Medaillen und ähnlichen kleinen Kunstwerten bedeckten Kommode erhalten — doch blieb sie stumm: ein zweitesmal war sie nicht aufgegangen worden. Es war ein wirkliches Wagnermuseum, doch unbedingt viel — viel zu reichhaltig für — eine Familie.

„Nun begreife ich alles!“ rief Herr von Weidling, mühsam ein Lachen unterdrückend, das hier die Namen des großen Toten hätte beleidigen müssen, und den seine Schuld an dieser Ungeheuerlichkeit traf: Nur diejenigen, welche ihm einstimmig, in übertriebener Weise geschuldt, hatten sie zu verantworten — und in diesem Augenblick auch schon gestanden.

„Und jetzt — zu Tische!“ rief Dr. Sandardt. „Dort wollen wir in reichlichem Nebenfaß unsern guten alten Vater Jahn, dem ja der heutige Abend gilt, hochleben lassen, doch auch mit gleich freudigem Herzen, mit voller Begeisterung den größten Meister der Jetztzeit: Richard Wagner. Ihn aber feiern wir am würdigsten, wenn wir unsere Huldigungen allen großen Tonmeistern darbringen, die ihm vorangegangen sind, ohne die er die Höhe nicht erreicht haben würde, auf die ihn seine Werke und das ihn bewundernde deutsche Volk gestellt.“

Diese kräftigen Worte drückten das Denken und Empfinden aller Mitglieder der kleinen musikalischen Gesellschaft aus, die hier versammelt waren. Wohl ihnen! — und allen, die gleichen Glaubens sind und danach handeln, sie huldigen am schönsten und würdigsten dem großen Meister von Bayreuth!

## Berliner Saison.

VI.

Berlin, im Februar.

Es war keine leichte Aufgabe, in der jüngsten Zeit alle wichtigen musikalischen Ereignisse mitzuzahlen. Als Referent konnte man in diesen Tagen die wörtliche Bedeutung des Ausdrucks „sich auf dem Laufenden halten“ recht gründlich kennen lernen; man kam tatsächlich aus dem Laufen gar nicht heraus. Wollte ich in meinen Berichten einigermaßen die Vollständigkeit accentuieren, so würde schon der bloße Katalog aller Konzerte und Premieren, die ich in dem letzten Zeitabschnitt auf meiner kombinierten Rundreisetur durch die Berliner Kunsttempel absolviert habe, den für mich verfügbaren Raum vollständig füllen.

Da gilt es denn, die Erinnerung auf das Hauptsächliche zu konzentrieren und aus dem Wichtigsten das Allerwichtigste heraus zu schälen. Beginnen wir mit dem berühmtesten Gaste, den die Hauptstadt in ihren Mauern beherbergte, mit Peter Tschai-kowsky, dem erklärten Oberhaupt der neu-russischen Komponistenschule. Lange Jahre hindurch durften wir ihn nur par distance in seinen symphonischen Werken bejubeln; jetzt endlich hat er es für angezeigt gehalten, die stark in die Bräde gegangene deutsch-russische Freundschaft durch sein persönliches Erscheinen, wenigstens auf dem neutralen Boden der Kunst, wieder zu beleben. Daß ihm dies bis zu einem gewissen Grade geglikt ist, steht außer Frage. Seltener habe ich einen so lebendigen Enthusiasmus vernommen, wie denjenigen, der sich in unserer Philharmonie auf das beiseitene Mäandern mit dem germanischen Gesichtstypus und dem russischen Herzen vereinigte. Die Vorträge, die er uns durch Orchester und Solisten mitzuteilen hatte, waren uns zum Teil nicht neu. Seit einem Jahrzehnt hallen unsere Säle von dem Sturm und Drang der moskowitzischen Heißsporne wider, und Tschai-kowsky speziell behauptet

einen festen Platz im Berliner Repertoire. Allein, es wirkte doch alles anders, mächtiger und sozusagen tendenzvoller, als der Verkünder des neu-russischen Musikesangelims selbst das Taktgepfer führte.

Peter Tschai-kowsky gehört neben Anton Rubinstein zu der geringen Zahl russischer Musiker, welche die Musik als ausschließliches Fach betreiben. Die meisten anderen der ihnen stammverwandten Meister, die Rimski-Korsakoff, Gai, Liadoff, Balakireff, Borodin, entsprechen nicht vollständig unserem akademischen Tonkünstlerbegriff. Wir finden unter ihnen Gelehrte, Poeten, Kritiker, welche ihr tonkünstlerisches Wirken nur als Ornament ihrer sonstigen Stellung betrachten. Dilettanten ihrer Zeiteinteilung nach, Stadtmänner nach ihren Leistungen gemessen, begeben sie sich fast ausnahmslos in dem Bestreben, der großen musikalischen Herdstraße auszuweichen und auf gefährlichen Nebenpfaden in die Geheimnisse des Kunstwaldes einzudringen. Daß sie dabei mit zahmen Mitteln nicht auskommen, dürfte allgemein bekannt sein; es ist die unheilvolle Methode des Viegers oder Fuchens, welche von ihnen angewendet wird und durchaus geeignet ist, dem Empfindungsheiliger Schreien zu entsprechen. Es fällt mir nicht ein, die Offenbarungen all dieser Feuertöpfe auf „off“, „eff“ und „sty“ als die allein leuchtendste Lehre zu preisen; ich achte sie lediglich als Verkörperungen eminent kraftvoller Seelen, die sich eine neue Musikwelt bauen möchten, und überdies auch gerade wir Deutschen, die wir mit den Verwegenheiten der Neu-Romaniker aufgewachsen sind, am ehesten in der Lage, den noch kühneren Experimenten der Russen ein anteilvolles Verständnis zuzuwenden.

Peter Tschai-kowsky kann als der Abgeklärteste dieser Freibergemeinschaft vom russischen Jankitsch bezeichnet werden. Sein Beherrschung des Formellen verleiht seinen Kompositionen ein Schwergewicht nach innen und schüßt sie in der Regel vor der Gefahr der Exzentrikität. In der Regel, aber nicht immer; auch in ihm sucht das Naturell der jung-russischen Geistespotenzen, und der Stürmer unterdrückt bisweilen den Deuter. Aber gerade hierin liegt der Reiz seiner Persönlichkeit und seiner Schöpfungen; er tritt mit den originalen Merkmalen seiner Rasse auf, und bietet demnach eine Fülle allgemein nützlicher und von keiner Aesthetik angustianer Speis. Mit der deutlichen Symphonie steht er keineswegs auf Kriegsfuß; ja dem emotionalen Standpunkt hätten wir beispielsweise bei seiner großen Suite mit der Fuge nur das eine zu bedauern, daß sie nicht von einem Deutschen komponiert worden ist.

Einem solchen Mann gegenüber verstand sich das höchste Maß der Gastfreundschaft ganz von selbst. Nicht so ausgemacht war das von vornherein bei jener Truppe, welche aus Frankreich kommend auf unserer Operettenbühne Walthalla Quartier genommen hat. Ein französisches Theater in Berlin, und noch dazu kurze Zeit, nachdem unter Lobengrin von der Pariser Strahlenstraße erdrollt worden ist! Das hatte die schönste Gelegenheit zu Repressalien gegeben, um so mehr, als die französischen Operettenkünstler in der Skizze des bel canto, also im Tremolieren, Jippen, Modern und Falschungen, recht Bedrückendes leisteten. Allein auch hier beherrschte sich die Güte-mütigkeit der Berliner als die überlegene Empfindung. Die Gäste fanden vermöge ihrer drolligen und pikanten Vortragweise eine glänzende Aufnahme, so daß sie in ihren nach der Heimat gerichteten Villetins von einem großen Siege der Franzosen über die Deutschen berichten konnten. Werden die Lorbeer der französischen Gesangsformate die Gesellschaft Boulanger, Terontide und Genossen schlafen lassen?

H. Moszkowski.

## Kunst und Künstler.

— Martin Röder in Berlin hat von der Royal Irish Academy in Dublin den Ruf als Professor der Gesangs-Ausbildungsklassen erhalten, und wird bemehlen in nächster Zeit Folge leisten. Mit diesem Posten ist zugleich der des Dirigenten der Choral-Union verbunden.

— In einem der letzten philharmonischen Konzerte zu Berlin wurde unter Hans v. Bülow's Leitung das neue Brahms'sche Doppelkonzert für Violine und Cello unter solistischer Mitwirkung der Herren Joachim und Hausmann aufgeführt. Mit vielen andern sprach auch Fräulein Joachim nach dem Konzert dem genialen Leiter ihr Entzücken über dies







er beschäftigt sogar, demnach zu heiraten.  
Und Sie wollen ihn geflohen sein lassen?  
E. S. in G. Nicht gereimt.  
**Koblenz. J. H.** Ihnen fehlt die Freude  
von der Körperwelt in die der Geistes: die  
Platonische.

**Berlin. M. H.** Dießmal nicht Geistes-  
welt, sondern.

**Berlin. H. S.** Sie sind, früher ein  
ganz anderer Mensch gewesen? Was Sie  
sagen! Dann hat mich nicht, daß Sie nicht  
früher mit Ihnen zu thun gehabt haben. Jetzt  
müssen wir danken.

**Nieder-Lössnitz. F. B.** Hammer,  
Königsstraße 1.

**Wien. E. K.** Kommt alles nach und nach.

**Löbgen. A. H.** Sie meinen doch die  
Selbstliebe, sentimentalisch-humorisches be-  
deutet? Wenn wir nicht irren, bei Ziffern-  
geräten in Berlin. Das kann Ihnen aber am besten  
eine Musikantenbande betonen, ad 2: Ma-  
trixen-Schule des Vortrags, ad 3: Gymn.  
„Schule der Schallhöhe“, bietet Ihnen alles  
was Sie brauchen.

**L. L. in L.** Wien IV, Karlsplatz 4.

**Tellow. P. S.** Daher gilt es nichts  
als Übung.

**Wittenberg. J. M.** Nichts! Was  
indem am meisten ärgert, ist das, daß wir  
während des Jahres sechs Seiten lang  
Zeichen und einmal haben konnten, — so ist  
uns unbegreiflich!

**Boston. P. C.** Wir können Ihnen fer-  
der nicht helfen, — in allen anderen hat die  
Not das Bitterste.

**Königsliche. K. L.** Da gibt es nur  
ein Mittel und zwar möglichst viel vom Blatt  
spielen, besonders melodische Stellen, 3 B.  
erweisen, op. 38 und 39, op. 130 und 131  
sind.

**Krefeld. M. S.** Aber Mann! — Ich  
haben Ihnen doch längst alles handeln aus-  
einandergelegt. Wenn der Redakteur der M.  
allein aus „Gedächtnis-Vorlesungen“ nicht in den  
Stimmen kommt, kann hat der liebe Herrgott  
nicht recht durch geführt.

**Düsseldorf. S. R.** Bild und Brief  
folgt, — erhebt sich wirklich in Arbeit.

**München. G. K.** Ich nun erlebte  
ad 2: Na weh, voransteht, daß Sie uns paffen.

**Hammer. C. F.** Sie meinen wohl  
„Ein großer Damenteller“ von Graben-  
mann? (Leipzig, Richter. Alton, 20 B., 6 M.,  
Stimmen 4 B. 35 Pf.) Ich fahre in einer  
derartigen Musikantenbande vorwärts.

**Berlin. J. E.** Wie Sie sehen, teilweise  
beim.

**Bistritz. Neuer Abonnent.** Op. 24  
und 25, nicht weit, aber doch nicht vollkommen  
genug für unser Blatt. Amerasia verdienen  
Sie Aufmerksamkeit zu weiteren Schritten.

**Königsberg. K. K.** Sie gehören  
auch nicht in den Orden der Mitter vom Geiste.  
— Ihre Streiche ist und total unverständlich.

**München. H. B.** Sie haben unser  
Art und Weise ganz richtig beurteilt. Wir geben  
nur unangelegte, ja oft vielleicht das Der-  
beistehende Briefkasten-Notizen, wenn die Zu-  
kunft am Verwendung in unserem Blatt am  
Manuskripten gehalt ist, die auch nicht die  
allergeringsten Kenntnisse des einfachen mus-  
ikalischen Satzes voraussetzt, — wir wissen kein  
anderes Mittel, was bei den wenigsten Kennt-  
nissen zu erwirken und die unverständliche Schreib-  
weise, die in der Gegenwart unangelegentlich  
bekanntlich bringen ja schwache Noten nicht  
durch Auffälligkeit.

**Wiesenberg. G. B.** Schaffen Sie  
sich das Werkchen an: „Anleitung zum Klavier-  
spielen“ (Leipzig, C. F. Schönbauer, 90 Pf.).  
In wenigen Seiten läßt sich keine Anleitung geben.

**Elberfeld. G. B.** Nichts wert.

**Prümm. K. L.** Ja, Sie haben ja so  
recht: Mit der Arbeit „deceptum“ man es  
schönke Zeit. Sie werden's weit bringen!

**Pest. H. M.** Dann haben Sie ja gar  
nicht notwendig sich angestrengt, denn der  
Glück hat, braucht keinen Aufwand.

**Luxemburg. C. K.** Oben Studium  
der Harmonik werden Sie ein etwas De-  
tentliches fertig bringen.

**Seifenhermsdorf. E. S.** Das Lieb  
hat sich sehr, bis zu viel Raum beanspruchend.  
Sie haben es aber in der weitestgehenden Aus-  
gabe „Königsbergische Musikanten“ (2 B.).

**Mannheim. H. G.** Daß es zu ein-  
maliger Ton ist, darauf können Sie ein ganzes  
Büchlein schreiben.

**Alexandria. E. M.** Das Mischen  
ist noch zu jugendlich für systematischen Ge-  
sangsunterricht, ad 2: Mit der genannten  
Summe reicht die Familie hier nicht aus, es  
würde mindestens das Doppelte nötig. Das  
Kind allein in einem Privathaus unterzu-  
bringen, ist sehr wohl möglich, — das Direkt-  
orium des betr. Konseruatoriums würde Ihnen  
vielleicht dazu behilflich sein.

**Danden. F. M.** Ihre eigene Ansicht  
ist die richtige. Es ist ja nicht maßgebend.

**Reussmarkt. F. T.** Zieher's Deutsche  
Sung- und Aufführung in Wien, ad 2:  
„Stille im Saale“ und „Nähe ist redlich“  
ad 3: Nicht brauchbar.

**Walsrode. R. D.** Sie thun am besten,

**Zitherschule v. Breit & Schöbel.**  
Von süddeutschen Zithernbau als  
best existierende empfohlen. Mit der  
goldenen Medaille ausgezeichnet.  
4. Aufl. Teil I Mk. 2, — Teil II Mk.  
1, — Zus. eleg. geb. Mk. 3, — Zu-  
bez. d. alle Buchhandl., sowie direkt  
von Verleger **Max Eichinger**, k. b.  
Hofbuchhandlung, **Ausbach**, Bayern.

Neu! Geünet für Neu!  
**Schul- und Selbstunterricht.**

Fortgeschrittene schnell u. sicher: beste Methode!  
Cellulosche von Hermann Heber, 2 B.  
Teil, gebunden. 1. 4 Mk.  
Klarnettschule v. R. Kietzer, 3 T. geb. 2.  
Kornettschule v. A. F. Bagant, 2 T. geb. 2.  
Grosse Klavierschule von Louis Köhler,  
op. 314. Letzt. Meisterwerk des  
berühmten Pädagogen, 3 T. geb. 2.  
Der kleine Rubinstein, für junge  
Pianist; 70 erste u. leitere, klass.  
u. popul. Stücke, 100 Seiten mit  
Fingersatz. Billige Ausg. geb. 2.  
do. Pracht-Ausgabe, gebunden 4.  
Flötenschule v. E. Köhler, 2 T. geb. 2.  
Flötenspiel, Fortschritt im  
von Ernesto Köhler, 3 Teile, ungeb. 2.  
Harmonikschule v. A. Michaelis,  
auch f. Organisten, 2 Teile, geb. 2.  
Mandolinschule v. E. Köhler, 1 T. geb. 2.  
Viollinschule v. A. F. Bagant, 3 T. geb. 2.  
Viollinspiel, Fortschritt im, von A.  
F. Bagant, 2 Teile, geb. 2. 1. 2.  
Zitherschule v. Alois Mayer, 1 T. geb. 2.  
Zum Selbstunterricht nach Noten- und  
Ziffernsystem. Von J. A. Sokoloff.  
1-reih. Harmonikschule, 1 Heft  
1-reih. Harmoniknoten, 6 Hefte 1.  
2-reih. Harmonikschule, 1 Heft  
2-reih. Harmoniknoten, 6 Hefte 1.  
Konzertschule, 2 Hefte 1.  
Konzertnoten, 2 Hefte 1.  
Katalog gratis und franko. Verlag von  
Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig  
Berlin, bei Zühlke & Zungor, Friedrichstr. 58  
Wien, bei Otto Mann, Mariahilferstr. 51, so  
wie durch jede Buch- u. Musikhandl.

2. Auflage.

**K. Goepfert,**

Op. 25 No. 1.

„Skizzen und Studien“

für Flöte und Klavier.

(Als vortreffliches Werk von Au-  
toritäten empfohlen.)

Preis 2.50 Mk.

Verlag von Hoene in Trier.

In d. meisten Musikal.-Handlgn. vorräthig.

**Couplets:** Das kommt vom Feld 1 M.,  
Stilvoll-schneidig 1 M.,  
Tante Dübbern 1 M., — Tambour-Major  
30 Pf., — Lang ist's her 50 Pf., — Adele  
30 Pf., — Der Koschere Jud' 75 Pf., — Raus  
in den 50 Pf. — Vier andere, höchst  
künstlerisch. — Ludwig Hoffmann, Hamburg.

**Lustiger Sang**

heitere und komische Männerchöre  
Partitur Mk. 1.50 no.  
Stimmen 4 B. 35 Pf. no.

Verlag von Gebrüder Hug  
in Leipzig.

**Lustiger Sang**

heitere und komische Männerchöre  
Partitur Mk. 1.50 no.  
Stimmen 4 B. 35 Pf. no.

Verlag von Gebrüder Hug  
in Leipzig.

**Lustiger Sang**

heitere und komische Männerchöre  
Partitur Mk. 1.50 no.  
Stimmen 4 B. 35 Pf. no.

Verlag von Gebrüder Hug  
in Leipzig.

**Lustiger Sang**

heitere und komische Männerchöre  
Partitur Mk. 1.50 no.  
Stimmen 4 B. 35 Pf. no.

Verlag von Gebrüder Hug  
in Leipzig.

**Lustiger Sang**

heitere und komische Männerchöre  
Partitur Mk. 1.50 no.  
Stimmen 4 B. 35 Pf. no.

Verlag von Gebrüder Hug  
in Leipzig.

**Lustiger Sang**

heitere und komische Männerchöre  
Partitur Mk. 1.50 no.  
Stimmen 4 B. 35 Pf. no.

Verlag von Gebrüder Hug  
in Leipzig.

**Lustiger Sang**

heitere und komische Männerchöre  
Partitur Mk. 1.50 no.  
Stimmen 4 B. 35 Pf. no.

Verlag von Gebrüder Hug  
in Leipzig.

**Lustiger Sang**

heitere und komische Männerchöre  
Partitur Mk. 1.50 no.  
Stimmen 4 B. 35 Pf. no.

Verlag von Gebrüder Hug  
in Leipzig.

**Lustiger Sang**

heitere und komische Männerchöre  
Partitur Mk. 1.50 no.  
Stimmen 4 B. 35 Pf. no.

Verlag von Gebrüder Hug  
in Leipzig.

**Lustiger Sang**

heitere und komische Männerchöre  
Partitur Mk. 1.50 no.  
Stimmen 4 B. 35 Pf. no.

Verlag von Gebrüder Hug  
in Leipzig.

**Lustiger Sang**

heitere und komische Männerchöre  
Partitur Mk. 1.50 no.  
Stimmen 4 B. 35 Pf. no.

Verlag von Gebrüder Hug  
in Leipzig.

**Lustiger Sang**

heitere und komische Männerchöre  
Partitur Mk. 1.50 no.  
Stimmen 4 B. 35 Pf. no.

Verlag von Gebrüder Hug  
in Leipzig.

**Lustiger Sang**

heitere und komische Männerchöre  
Partitur Mk. 1.50 no.  
Stimmen 4 B. 35 Pf. no.

Verlag von Gebrüder Hug  
in Leipzig.

**Lustiger Sang**

heitere und komische Männerchöre  
Partitur Mk. 1.50 no.  
Stimmen 4 B. 35 Pf. no.

Verlag von Gebrüder Hug  
in Leipzig.

**Lustiger Sang**

heitere und komische Männerchöre  
Partitur Mk. 1.50 no.  
Stimmen 4 B. 35 Pf. no.

Verlag von Gebrüder Hug  
in Leipzig.

**Lustiger Sang**

heitere und komische Männerchöre  
Partitur Mk. 1.50 no.  
Stimmen 4 B. 35 Pf. no.

Verlag von Gebrüder Hug  
in Leipzig.

**Lustiger Sang**

heitere und komische Männerchöre  
Partitur Mk. 1.50 no.  
Stimmen 4 B. 35 Pf. no.

Verlag von Gebrüder Hug  
in Leipzig.

**Lustiger Sang**

heitere und komische Männerchöre  
Partitur Mk. 1.50 no.  
Stimmen 4 B. 35 Pf. no.

Verlag von Gebrüder Hug  
in Leipzig.

**Lustiger Sang**

heitere und komische Männerchöre  
Partitur Mk. 1.50 no.  
Stimmen 4 B. 35 Pf. no.

Verlag von Gebrüder Hug  
in Leipzig.

**Lustiger Sang**

heitere und komische Männerchöre  
Partitur Mk. 1.50 no.  
Stimmen 4 B. 35 Pf. no.

Verlag von Gebrüder Hug  
in Leipzig.

**Lustiger Sang**

heitere und komische Männerchöre  
Partitur Mk. 1.50 no.  
Stimmen 4 B. 35 Pf. no.

Verlag von Gebrüder Hug  
in Leipzig.

Unter Goldschmied 38 **KOELN** 38 Unter Goldschmied.

**R. K. Hof- Piano-For- Fabrik**  
**Stylvolle Flügel und Pianinos.**  
**RUD. I. BACH SOHN**  
Neuerweg 40 **BARMEN** 40 Neuerweg.

**MUSIK** — Instrumente und Artikel aller Art in 15 pCt. billiger geworben.  
Violinen, Zithern, Saiten, Blasinstrumente, Trommeln, Harmoniken.  
— Spielzeugen, Musikwerke, Musikgeschenke aller Art.  
— Nur garantiert gute Waren. — Beste Bezugsquelle. — Ferner  
großes Musikalienlager, billige Preise. — Fracht gratis-franko.  
Instr.-Fabr. **ERNST CHALLIER** (Rudolphs Nachfolger) in GIESSEN.



**Das Harmonium,**  
welches heute einen ehren-  
vollen Platz in vielen mu-  
sikalischen Familien be-  
hauptet, ist in seiner  
vielfältigen Schulung und  
Verwendung, besonders im  
Zusammenspiel als Duo oder  
Trio mit Klavier oder Violine  
oder mit Violoncell u. s. w.  
gehört zu v. gehört zu v.  
den schönsten musikalischen  
Genüssen. Ein Artikel aus  
„Der deutschen Musikanten-  
Land und Meer“, Jahrg. 1897  
No. 17, der die Vorzüge des  
Harmoniums allgemein ver-  
ständlich erklärt, ist jedem  
Freunde dieses schönen In-  
strumentes zu empfehlen. Man  
verlange den Abdruck obigen  
Artikels gratis. Preislisten  
der berühmten deutschen Fabrik  
von Schiedmayer in Stuttgart  
versendet, ebenso gratis Ver-  
zeichnisse des Musikalien-Ver-  
lages (Harmonium, Violin,  
Klavier, Gesangs- und anderer  
Kompositionen), aus welchen  
Auswahlen und auf Wunsch  
gerne gemacht werden.

**Karl Simon,** Musikverlag, Harmonium- und Piano-  
Magazin, Berlin N.W., Markgrafstrasse 21.

**Karl Simon,** Musikverlag, Harmonium- und Piano-  
Magazin, Berlin N.W., Markgrafstrasse 21.

**Karl Simon,** Musikverlag, Harmonium- und Piano-  
Magazin, Berlin N.W., Markgrafstrasse 21.

**Karl Simon,** Musikverlag, Harmonium- und Piano-  
Magazin, Berlin N.W., Markgrafstrasse 21.

**Karl Simon,** Musikverlag, Harmonium- und Piano-  
Magazin, Berlin N.W., Markgrafstrasse 21.

**Karl Simon,** Musikverlag, Harmonium- und Piano-  
Magazin, Berlin N.W., Markgrafstrasse 21.

**Karl Simon,** Musikverlag, Harmonium- und Piano-  
Magazin, Berlin N.W., Markgrafstrasse 21.

**Karl Simon,** Musikverlag, Harmonium- und Piano-  
Magazin, Berlin N.W., Markgrafstrasse 21.

**Karl Simon,** Musikverlag, Harmonium- und Piano-  
Magazin, Berlin N.W., Markgrafstrasse 21.

**Karl Simon,** Musikverlag, Harmonium- und Piano-  
Magazin, Berlin N.W., Markgrafstrasse 21.

**Karl Simon,** Musikverlag, Harmonium- und Piano-  
Magazin, Berlin N.W., Markgrafstrasse 21.

**Karl Simon,** Musikverlag, Harmonium- und Piano-  
Magazin, Berlin N.W., Markgrafstrasse 21.

**Karl Simon,** Musikverlag, Harmonium- und Piano-  
Magazin, Berlin N.W., Markgrafstrasse 21.

**Karl Simon,** Musikverlag, Harmonium- und Piano-  
Magazin, Berlin N.W., Markgrafstrasse 21.

**Karl Simon,** Musikverlag, Harmonium- und Piano-  
Magazin, Berlin N.W., Markgrafstrasse 21.

**Karl Simon,** Musikverlag, Harmonium- und Piano-  
Magazin, Berlin N.W., Markgrafstrasse 21.

**Karl Simon,** Musikverlag, Harmonium- und Piano-  
Magazin, Berlin N.W., Markgrafstrasse 21.

**Karl Simon,** Musikverlag, Harmonium- und Piano-  
Magazin, Berlin N.W., Markgrafstrasse 21.

**Karl Simon,** Musikverlag, Harmonium- und Piano-  
Magazin, Berlin N.W., Markgrafstrasse 21.

**Karl Simon,** Musikverlag, Harmonium- und Piano-  
Magazin, Berlin N.W., Markgrafstrasse 21.

**Karl Simon,** Musikverlag, Harmonium- und Piano-  
Magazin, Berlin N.W., Markgrafstrasse 21.

**Karl Simon,** Musikverlag, Harmonium- und Piano-  
Magazin, Berlin N.W., Markgrafstrasse 21.

**Karl Simon,** Musikverlag, Harmonium- und Piano-  
Magazin, Berlin N.W., Markgrafstrasse 21.

**Karl Simon,** Musikverlag, Harmonium- und Piano-  
Magazin, Berlin N.W., Markgrafstrasse 21.

**Karl Simon,** Musikverlag, Harmonium- und Piano-  
Magazin, Berlin N.W., Markgrafstrasse 21.

**Karl Simon,** Musikverlag, Harmonium- und Piano-  
Magazin, Berlin N.W., Markgrafstrasse 21.

**Karl Simon,** Musikverlag, Harmonium- und Piano-  
Magazin, Berlin N.W., Markgrafstrasse 21.

**Karl Simon,** Musikverlag, Harmonium- und Piano-  
Magazin, Berlin N.W., Markgrafstrasse 21.

**Karl Simon,** Musikverlag, Harmonium- und Piano-  
Magazin, Berlin N.W., Markgrafstrasse 21.

**Karl Simon,** Musikverlag, Harmonium- und Piano-  
Magazin, Berlin N.W., Markgrafstrasse 21.

**Karl Simon,** Musikverlag, Harmonium- und Piano-  
Magazin, Berlin N.W., Markgrafstrasse 21.

**Karl Simon,** Musikverlag, Harmonium- und Piano-  
Magazin, Berlin N.W., Markgrafstrasse 21.

**Karl Simon,** Musikverlag, Harmonium- und Piano-  
Magazin, Berlin N.W., Markgrafstrasse 21.

**Karl Simon,** Musikverlag, Harmonium- und Piano-  
Magazin, Berlin N.W., Markgrafstrasse 21.

**Karl Simon,** Musikverlag, Harmonium- und Piano-  
Magazin, Berlin N.W., Markgrafstrasse 21.

**Karl Simon,** Musikverlag, Harmonium- und Piano-  
Magazin, Berlin N.W., Markgrafstrasse 21.

**Karl Simon,** Musikverlag, Harmonium- und Piano-  
Magazin, Berlin N.W., Markgrafstrasse 21.

**Karl Simon,** Musikverlag, Harmonium- und Piano-  
Magazin, Berlin N.W., Markgrafstrasse 21.

**Karl Simon,** Musikverlag, Harmonium- und Piano-  
Magazin, Berlin N.W., Markgrafstrasse 21.

**Karl Simon,** Musikverlag, Harmonium- und Piano-  
Magazin, Berlin N.W., Markgrafstrasse 21.

**Karl Simon,** Musikverlag, Harmonium- und Piano-  
Magazin, Berlin N.W., Markgrafstrasse 21.

**Karl Simon,** Musikverlag, Harmonium- und Piano-  
Magazin, Berlin N.W., Markgrafstrasse 21.

**Karl Simon,** Musikverlag, Harmonium- und Piano-  
Magazin, Berlin N.W., Markgrafstrasse 21.

**Karl Simon,** Musikverlag, Harmonium- und Piano-  
Magazin, Berlin N.W., Markgrafstrasse 21.

**Karl Simon,** Musikverlag, Harmonium- und Piano-  
Magazin, Berlin N.W., Markgrafstrasse 21.

**Karl Simon,** Musikverlag, Harmonium- und Piano-  
Magazin, Berlin N.W., Markgrafstrasse 21.

**Karl Simon,** Musikverlag, Harmonium- und Piano-  
Magazin, Berlin N.W., Markgrafstrasse 21.

**Karl Simon,** Musikverlag, Harmonium- und Piano-  
Magazin, Berlin N.W., Markgrafstrasse 21.

**Karl Simon,** Musikverlag, Harmonium- und Piano-  
Magazin, Berlin N.W., Markgrafstrasse 21.

**Karl Simon,** Musikverlag, Harmonium- und Piano-  
Magazin, Berlin N.W., Markgrafstrasse 21.

**Karl Simon,** Musikverlag, Harmonium- und Piano-  
Magazin, Berlin N.W., Markgrafstrasse 21.

**Karl Simon,** Musikverlag, Harmonium- und Piano-  
Magazin, Berlin N.W., Markgrafstrasse 21.

**Karl Simon,** Musikverlag, Harmonium- und Piano-  
Magazin, Berlin N.W., Markgrafstrasse 21.

**Karl Simon,** Musikverlag, Harmonium- und Piano-  
Magazin, Berlin N.W., Markgrafstrasse 21.

**Karl Simon,** Musikverlag, Harmonium- und Piano-  
Magazin, Berlin N.W., Markgrafstrasse 21.

**Karl Simon,** Musikverlag, Harmonium- und Piano-  
Magazin, Berlin N.W., Markgrafstrasse 21.

**Karl Simon,** Musikverlag, Harmonium- und Piano-  
Magazin, Berlin N.W., Markgrafstrasse 21.

**Karl Simon,** Musikverlag, Harmonium- und Piano-  
Magazin, Berlin N.W., Markgrafstrasse 21.

Neu! Sensationell. Neu





# Verlag von P. J. Tonger in Köln am Rhein.

## Bei Auswahl einer Klavierschule

Blind  
Kinderklavierschule  
Reiser  
Universalklavierschule

Blind ist in Betracht zu ziehen. Blind ist für jüngere und weniger talentierte Kinder sehr zu empfehlen. Die billige und reichhaltige 150 Seiten gross Notenformat umfassende Reisersche Schule wird von Fachmännern u. Musik-Zeitungen als „die beste Schule überhaupt“ bezeichnet.

## Klavier-Alben

à Bd. 1 Mk.

### Sehr leichte Salonalbums.

- D. Krug, Goldenes Musikbuch, 48 Übungen und Unterhaltungsstücke.
- E. Tschö, Volkslieder-Alben, 40 Volkslieder in leichtester Spielart.
- E. Breslau, 32 Klavier- und Singstücke, beide Hände im Umfang von 5 und 6 Tönen, 2 Hände.
- H. Necke, Schmetterlinge, 18 Tänze über beliebte Kinder-Volkslieder und Opern-melodien.
- Jac. Eljed, Taschenbibliothek Bd. I, 18 Volks- und Gesellschaftslieder.
- Fr. Spindler, Blumenkörbchen, 40 melodische Übungsstücke.
- B. Rosalla, Märchen, 6 Tänze.
- Jugend-Alben, 18 leichte Salonstücke.

### Leichte Salonalbums.

- H. Hofmann, Skizzen, 6 Klavierstücke.
- J. F. Kayser, Studentenpauern, enthält 27 Studentenlieder.
- Soldatenpauern, enthaltend 26 Soldaten- und Kriegslieder.
- C. — Volkspauern, enthaltend 29 Volkslieder.
- C. Behn, Aus der Jugendzeit, 6 Lieder in Tönen.
- Jac. Eljed, Taschenbibliothek Bd. II, 82 Volks- und Gesellschaftslieder.
- Leichte Salon-Alben, 12 beliebte Salonstücke.
- Transkriptionen-Alben, Bd. I, 12 Phantasien über beliebte Volkslieder. Bd. II, 12 der bekanntesten Lieder.
- Fr. Behr, Alpenklänge, 8 Phantasien über beliebte Alpen-Melodien.
- M. Oester, Matrosenlieder, 6 charakteristische Tongemälde.

### Mittlere Schwierigkeit.

- Familienfeste, 12 charakteristische Gelegenheits-Kompositionen.
- Frühlingsgrüsse, 12 auslesene Vortragsstücke.
- Rhein-Alben, 14 auslesene Salonstücke.
- Walzer-Alben, 10 neue Walzer.
- Monatsrosen, Bd. I, 12 beliebte charakterist. Salonstücke.
- Monatsrosen, Bd. II, 12 neue charakteristische Salonstücke.
- Lebensbilder, 12 charakter. Salonstücke.
- Gebirgsklänge, 12 neue Salonstücke.
- H. Kipper, Kaiser-Parade, 6 grosse Tongemälde in 6 Abteilungen.
- Kaiser-Serenade, 6 grosse Tongemälde in 5 Abteilungen.
- Kaiser-Alben, 6 patriotische Kompositionen.

**Liederstrauss.** 48 auslesene Lieder für 1 mittlere Stimme mit erleichterter Klavierbegleitung, 4 Hefte à 1 M. Zusammen in 1 Bände 3 M. Heft 1 und 2 je 12 Volkslieder. „3 Beliebte Lieder von Schubert, Weber, Beethoven und Curschmann.“ „4 Beliebte Lieder von Mendelssohn.“

## Loreley Männerchöre.

152 der beliebtesten Partitur-Ausgabe, bequemes Taschenformat. Eleg. broch. 2 Mk., in Leinw. geb. 2.75. „Hier reicht sich Pele an Pele.“ „Ein Händchen für Männergesangsvereine.“ „Gediegener Inhalt in würdiger Ausstattung.“ „Vom Guten nur das Beste.“ „Nur Perlen deutschen Sangs.“ „Eine unbertroffene Auswahl.“

## Troubadour gem. Chöre.

159 ausgewählte Partitur-Ausgabe, bequemes Taschenformat. Eleg. broch. 2 Mk., in Leinw. geb. 2.75. Ein Pendant zu dem Männerchorwerke Loreley, bietet diese Sammlung das gediegene Alte im Wechsel mit neuen originalen Kompositionen.



Band I—III je 14 Tänze enthaltend, erschienen wiederholt in neuen Auflagen und sind gleich Band IV. à Mk. 1.— zu beziehen.

## Sängers Lieblinge.

Sammlung beliebter Lieder mit Klavierbegleitung.

6 Bände je 12 Lieder enthaltend, à Mark 1.50.

- Band 1—4 für Sopran oder Tenor enthalten Lieder von Abt, Berens, Beyer, Diebels, Dietrich, Fuchs, Genée, Graben-Hoffmann, Gröschel, Gumbert, Häser, Heiser, Hiller, Hirschfeld, Hompesch, Keller, Knappe, Köcken, Liebe, Liszt, Marschner, Methfessel, Necke, Staudt, Starck und Weidt.
- Band 5, 12 Lieder für Bariton. 1. Franz Abt, Dort hinter jenem Fensterlein. 2. A. Dreger, Rheinlied. Drei Gruss ich dir breiter gründerlicher Ström. 3. F. Gumbert, Die Thräne. Macht man ins Leben kaum. 4. C. Haeser, Frühlingsgrüsse. Ich trinke dich. 5. K. Kreutzer, Warnung. Zieh nicht an den Rhein. 6. L. Liebe, Mein Heimatthal. Hoch vom Himmel drohen. 7. L. Liebe, Herr Meister und Frau Meisterin. 8. H. Marschner, Trennung. O du lieber Schatz. 9. H. Marschner, Kein Tröpflein mehr im Becher. 10. E. Methfessel, Walzerlied. Wenn Floten umklingen. 11. Paul Schumacher, Rheinlied. O du mein Verlangen. 12. H. Weidt, Wie schön bist du. Wie gerne dir zu Füssen.
- Band 6, 12 Lieder für Bass. 1. Jean Becker, Bier her! Mein Vater gar ein wacker Mann. 2. A. Dreger, Op. 33, Nr. 1. Wirtstüchlein. Frau Wirtin. 3. A. Dreger, Op. 33, Nr. 2. Die Wissenschaft beim Rebenass. Wie ich verthan den ganzen Tag. 4. A. Förster, Wunsch. Lass dich einen Riesenwunsch. 5. Carl Haeser, Op. 6, Nr. 2. Ins Herz hinein. Siehst du die Sternlein. 6. W. Heiser, Op. 145, Nr. 3. Unwandelbarkeit der Liebe. Siehe, der Frühlingswärt nicht lang. 7. Ludwig Liebe, Op. 52, Nr. 1. Auf Wiedersehen. Sonnenlicht, Sonnenschein. 8. L. Liebe, Op. 65, Nr. 4. In dem Winkel hinterm Ofen. 9. Franz Liszt, Du bist wie eine Blume. 10. Fr. Voss, Das Lied von Faust. Ein seltsames Ding. 11. H. Weidt, Op. 36. Wie schön bist du. Wie gerne dir zu Füssen. 12. F. W. Wolf, Op. 36. Ständchen. Steh auf.

## „Als Meisterwerk der Pädagogik“

empfehlen das „Litteraturblatt für Unterrichts-Statistik“ die Preis-Violinschule von H. Schröder (3 M.).

## Im Familienkreise

12 kleine und leichte Unterhaltungsstücke für Violine und Klavier

Von H. Hassner, Op. 27, 2 Bde. à 1 M. Band I. Romanze C dur — Scherzo C dur — Siciliano G dur — Ronde G dur — Romanze D dur — Scherzo D dur. Band II. Elegie E moll — Barcarolle G dur — Romanze F dur — Allegretto F dur — Melancolie A moll — Gondellied A dur. Reizende Stücke, als diese leichtspielbaren Hausarbeiten dürften kaum existieren.

## Tanz-Freuden.

16 leichte fortschreitend geordnete Tänze für 1 und 2 Violinen mit und ohne Klavierbegleitung.

- Von Horn. Necke, Op. 33. Für 1 Violine M. 1. Für 1 Viol. u. Klav. M. 2. 1. Schlegelocher-Walzer. 2. Namens-tag-Schottisch. 3. Schneesternen-Rheinländer. 4. Eifels-Galop. 5. Frühlingslied. Polka-Mazurka. 6. O schöner Rhein! Walzer. 7. Jockey-Polka. 8. Ferra-Rheinländer. 9. Liebeswalzer. Polka-Mazurka. 10. Immer dort. Galop. 11. Bücke dich. Schottisch. 12. Träume der Liebe. Walzer. 13. Künstlergrüsse. Quadrille (Contre). 14. Hühner-Polka. 15. Fisch. 16. Marsch. 16. Volkstanz. Quadrille à la cour (Lancers). „Abgesehen davon, dass es wenige Tanzsammlungen für Violine gibt, zeichnet sich dieses Werk durch frische Melodien, glückliche Klangwirkung und leichte Spielbarkeit aus.“

## Rob. Schumann

### Klavierkompositionen

mit Fingersatz, Vortragsbezeichnungen und instruktiven Erläuterungen versehen von Dr. O. Neitzel.

- 10 Bände à 1 Mark. I. Jugendalbum, 43 Klavierstücke. II. Kinderszenen, 13 leichte Stücke. Albumblätter, 20 Klavierstücke. III. Bunte Blätter, 13 Klavierstücke. IV. Nachtstücke, 9 Klavierstücke. Waldszenen, 9 Klavierstücke. V. 8 Phantasiestücke. Arabeske, Blumenstück. VI. Papillons, 5 Klavierstücke. Fasnachtsschwank, Phantasiestück. VII. Humoreske, Toccata. VIII. Davidsbündler, 18 Charakterstücke. Drei Romanzen. IX. Karneval, 21 Szenen mignones. X. Kreisleriana, 8 Phantasien. „Am splendiferesten von allen ist diese, Pianisten und Lehrern zu empfehlende Ausgabe. Dr. Spiro, Allg. Musikzeitung.“

## Einführung in die Klassiker.

Klavierstücke älterer Meister. Ausgewählt, mit Vortragszeichen und Fingersatz versehen von N. J. Hompesch.

### Eingeführt am Kölner Konservatorium.

- à Band Mark 1.— Bd. I. L. Berger, 6 leichte Klavierstücke aus Op. 39 und 40. Bd. II. Ferd. Ries, 12 leichte instruktive Klavierstücke aus Op. 121. Bd. III. F. Kuhlau, 5 Rondos aus Op. 41. Bd. IV. W. F. Bach, 10 leichte 2 stimmige Klavierstücke. Bd. V. W. F. Bach, schwerere Klavierstücke 1. Folge. Bd. VI. — do. do. 2. Folge.

IX. Jahrgang Nr. 6.

Stuttgart, 1888.



Vierteljährlich sechs, mit Künstler-Porträts etc. illustrierte Nummern und je einer Extrabeilage, bestehend in verschiedenen, für Hausmusik geeigneten Gesangs- u. Instrumental-Kompositionen, Musikalisches Fremdwörterbuch, Musiker-Lexikon, Illustrierte Musikgeschichte, Kaulbach-Stielers Stern-Enchiridion u. s. w.

Verlag von Carl Grüniger in Stuttgart  
(vormals P. J. Tonger in Köln).  
Inserate die vierteljährliche Honorarliste 75 Pfennig.  
Beilagen für je 1000 Expl. Mark 5.—  
Alleinige Ausnahme von Inseraten und Beilagen bei  
Rudolf Mosse Stuttgart, Leipzig, Berlin u. dessen Filialen.

Preis pro Quartal bei allen Postämtern in Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Luxemburg, sowie in sämtlichen Buch- und Musikalien-Handlungen 80 Pfg.; direkt von Stuttgart und bei den Postämtern des Weltpostvereins 1 Mk. 50 Pfg. Einzelne Nummern 25 Pfg.

Alle früheren Jahrgänge sind neu aufgelegt in eleg. brosch. Bänden zu 80 Pfg. bei Quartal, Einbanddecken à Mk. 1.—, Prachtdecken à Mk. 1.50 durch alle Buch- u. Musikalien-Handl. zu beziehen.

### Frühlings-Plauderei.

So ist also wieder ein neuer Frühling im Werden und bald malt er uns Bilder, eines schöner als das andere: malgrün bekunden dann die Saaten ihr Dasein; goldig schimmern die Raubspitzen der Birken und heben sich hellleuchtend ab von dem dunklen Nadelwald; in knospenden Büschen zwitschern die Vögel leise und lieblich, — alles lockt, grüßt und lacht, vorausgesetzt, daß die Natur, die große, schöne, freundliche, auf deren liebevolles Entgegenkommen der Mensch sonst mit voller Sicherheit rechnen durfte, sich nicht von der brutalen heimtückischen Seite zeigt und ihr Erbblühen spröde verweigert. Doch sehen wir dies nicht voraus, — die mütterlich sorgende wird ihren guten Namen wohl nicht aufs Spiel setzen wollen.

Aber wenn auch all die erwartete Kerneslust und Kernesfreude sich rechtzeitig einstellt, werden gewisse häusliche Signale den „Herren der Schöpfung“ vom vollen Genuß des jungen Kernes abziehen und auf mehr prosaische, kaum ausbleibliche Vorkommnisse hinführen: Vor manchen ahnungslosen Ehemann wird eines morgens die lieb-reizende Gattin treten, um ihn mit ihren bewingenden Schmeichelmworten zu überzeugen, daß sie für das allig herannahende Frühjahr absolut „nichts anzusetzen habe“, daß aber auch der Gut, den sie in einem gewissen Schaufenster gesehen und bewundert habe, ihr so vorzüglich zu Ge-



Clotilde Kierberg.

sicht stehen würde, daß sie ganz glücklich wäre, ihn zu besitzen. Ein aufmerksamer Gatte wird nun, — wenn auch mit fauerlichem Gesicht, in die Tasche greifen müssen, um die Differenz der Wünsche seiner Gattin und seiner Stimmung durch den melodischen Klang verschiedentlicher Goldstücke aufzulösen.

So bringt der Saisonwechsel eine geldkostende Veranlassung nach der anderen, — und trotz dieser und allen möglichen anderen Ausgaben spenden die Menschen auch noch Glaceehandschuhe, Armbündchen, Bettelarmbänder und verschiedene sonstige Colletten und andere Artikel für die afrikanische Jugend, welche sich die Menschenfresserei noch nicht einmal ganz abgewöhnt hat, — tragen ferner bei zu allen anderen möglichen und unmöglichen Zwecken und Anhalten, — ein Belegen, daß immer noch ein Plus übrig bleibt, das zur Erneuerung des Abonnements des II. Quartals der „Neuen Musikzeitung“ ausreichen wird.

Mit dem herannahenden Frühling ist aber auch bei uns ein Familien-Ereignis eingetreten, und wer wird es uns verargen, wenn wir die Freude über dasselbe nicht in unser Inneres vergraben, sondern alle Mitglieder der großen Familie, die sich Abonnenten unserer Zeitung nennen, zu Mitwirkern dieses Ereignisses machen? Vernehmen Sie denn geschätzte Freundinnen und Freunde, der

### 50 000. Abonnent

ist nun in das händsamliche Register der Vereinigung der Abonnenten unserer Zeitung

Abonnements-Bestellungen auf die „Neue Musik-Zeitung“ (80 Pfg. pro Quartal) werden jederzeit von allen Postämtern und Buch- oder Musikalien-Handlungen entgegengenommen und die bereits erschienenen Nummern des laufenden Quartals nachgeliefert.

eingetragen. In das G. führt der Befriedigung über diesen Erfolg des Strebens mischt sich das, des lebhaften Dankes für die Mitwirkung und Anhänglichkeit unserer Abonnenten, die nach wie vor anerkennen und sich für uns in Fremdenkreisen verwandt haben.

Gerne würden wir das frohe Ereignis durch den sonst üblichen Festkommers feiern und alle Abonnenten geziemend dazu einladen. Da dies jedoch nicht im Bereiche menschlicher Möglichkeit liegt, so bitten wir mit dem guten Willen vorlieb zu nehmen. In diesen unsern Feiern jedoch einigermaßen auszubilden, bieten wir ihnen in unserer Nummer 7 einen mit größtmöglicher künstlerischer Vollendung ausgeführten Holzschnitt: Ruhmeshalle deutscher Tonmeister zur Erinnerung an diese Festfeier, deren Veranlassung ein erneuter Beweis dafür ist, daß die Musik in der That die populärste aller Künste ist, und mit vollem Herzen können wir dem Hufe Richard Wagners bei: Gesegnet sei der Gott, der den Frühling und die Musik erstaut.

Musik ist in der That zum Freudenrufe der ganzen zivilisierten Welt geworden, — ihr Lorbeer grünt in Nord und Süd. Die Motive, die uns zu Euterpes Tempel führen und zu diesem Rufe drängen, sind die mannigfaltigen: jenseit ist es ästhetischer Drang; es ist aber auch das Bedürfnis, eine Unterhaltung zu suchen, die nach den ersten Berufsgeschäften auf angenehme, geisteswürdige Art zerstreut und durch den markthochstimmigen Klang der Töne zu neuem Elysium ermuntert und führt. Der Mensch hat aber auch das weitere Bedürfnis, sich von den mannigfaltigen Empfindungen beherrschen zu lassen. Nichts aber reicht diese in so verschärfte Art, als eben wieder die Musik, — sie schafft einen regen Wechsel in unserm geistigen Leben und das lieben wir launenhaften Menschen nun einmal.

Dieser Drang nach wechselnden Eindrücken ist also mit die Haupttriebfeder, daß diese jüngste aller Künste die Erde nach allen Richtungen durchdrungen und das Verlangen geweckt hat, mit allem, was in dieser welken und reichen Aufwelt vorgeht, vertraut zu sein und diesem, auch durch die neugierige Menschenatur begründeten Umstände verdankt auch die „Mene Musikzeitung“ ihre Existenz und Blüte.

Möge sie auch fernerhin bei unseren verehrten Lesern die dankbare Rolle der Gesellschafterin in Anspruch nehmen, wie erstemal süßer Töne rührt, Erfolg übernehmen und ihrer Aufgabe immer mehr gerecht werden, die Musik und ihr Wesen ins Volk zu tragen. Denn, wie sagt doch gleich Shakespeare?

„Der Mensch, der nicht Musik hat in sich selbst,  
Den nicht der Einklang süßer Töne rührt,  
Singt zu Verrat, zu Raub und Hinterlist.“

Und diesen gefährlichen, entwürdigenden Verdacht wollen wir doch wohl von uns ablenken! — Aber — wie gesagt — die Erneuerung des Abonnements für das II. Quartal nicht verzögern! Die Nachlieferung der infolge verspäteter Bestellung bereits erschienenen Nummern ist für die Abonnenten oft mit mancherlei Umständen verknüpft. Bezüglich unserer demnächstigen Gratis-Extra-Beilage, einer „Illustrierten Musikgeschichte“, verweisen wir unsere Leser auf den unserer heutigen Nummer beiliegenden Prospekt.



## Clotilde Kleeberg.

Geniale Pianistinnen erregen heutzutage keine solche Sensation mehr wie vor mehreren Jahrzehnten, als das Klavierpiel noch nicht so allgemein verbreitet war und noch nicht alle Welt so arg klumperte wie jetzt. Deshalb konnten Klaviervirtuosinnen wie z. B. Clara Schumann eine förmliche Revolution in der Gesellschaft durch ihr herrliches Spiel hervorufen. Man kannte diese Damen als wahrhaft glänzende Phänomene am Himmel der Kunst an. Wenn daher gegenwärtig eine Pianistin in den weitesten Kreisen Beachtung und Bewunderung findet, so muß derselben eine ganz außerordentliche Begabung zuerkannt werden. Eine solche junge Künstlerin ist Fräulein Clotilde Kleeberg, welche sich erst seit einiger Zeit in Deutschland hören läßt, die aber noch überall, wo

sie aufgetreten ist, Jubel über ihr entzückendes und seelenvolles Spiel hervorgewirkt und sich im Fluge die Herzen ihrer Zuhörer erobert hat.

Man kann behaupten, daß das junge, 21-jährige Mädchen eine echte begnadete Künstlerin auf dem Piano ist. Ihr Vortrag ist ausgezeichnet, vornehm, geistvoll und empfindungsreich, dabei immer gesund und ohne jegliche Anstrengung; ihre Rhythmik und Phrasierung ist glänzend. In der großen Virtuosität und der gründlichen musikalischen Bildung gefeilt sich ein hohes Gestaltungsvermögen und eine poetische Stimmung, die einen undefinierbaren Reiz ausübt und unwillkürlich dem Hörer sich mitteilt. Obgleich in Paris geboren, ist doch ihr Vater ein Deutscher — aus Mainz — auch ihr Spiel trägt durchaus den Charakter der deutschen Sinnigkeit, des keuschen Denkens und Empfindens an sich.

Clotilde Kleeberg, deren Bild unsere heutige Nummer ziert, wurde in Paris am 27. Juni 1866 geboren. Schon in früherer Jugend zeigte sie sehr viele musikalische Begabung. Die Anfangsgründe der Musik lernte sie unter der Leitung der Madame Macon in Paris. Bereits nach zwei Jahren fand diese gewisshafte Lehrerin, daß sie dem Kinde nichts mehr zu lehren hätte; sie empfahl es der ausgezeichneten Professorin Madame Emilie Reby, welche, nachdem sie das junge Talent geprüft, dem Vater gegenüber bemerkte: „Sie würden ein Verbrechen begehen, wenn Sie sie nicht ausbilden ließen!“ Nachdem Clotilde Kleeberg mehrere Jahre hindurch bei dieser Meisterin in der Klavierklasse des Pariser Konservatoriums studiert hatte, errang das damals 11-jährige junge Mädchen einstimmig die erste Medaille und wurde hierauf in die höhere Ausbildungsklasse der berühmten — im August 1887 — verstorbenen Professorin und intimen Freundin Anton Rubinszins, Madame Massart, versetzt. Nach einem weiteren einjährigen Studium bei der Genannten errang Clotilde Kleeberg in dem Alter von 12 Jahren den ersten Preis, und zwar wiederum einstimmig, dabei sei bemerkt, daß sie unter 35 Mitbewerberinnen siegte. Dieses Ereignis machte im Jahre 1878 in Paris begrifflicherweise großes Aufsehen, denn seit 30 Jahren war es nicht der Fall gewesen, daß ein so blühendes Mädchen solch hohe Ehren eingestrichen hätte. Noch im selben Jahre trat die kleine Pianistin in den weltbekannten, von dem verstorbenen Pasdeloup dirigierten „concerts populaires“ im Cirque d'hiver auf und spielte vor 4000 Zuhörern das C-moll-Konzert von Beethoven. Die Ovationen, welche dem jungen Talent zu teil wurden, werden allen denjenigen, welche diesen Konzerten bewohnten, noch lange im Gedächtnis bleiben.

Nachdem Clotilde Kleeberg noch fünfmal bei Pasdeloup und wiederholt in den berühmten Konzerten von Lamoureux und den noch namhafteren „concerts du conservatoire“ den bewußt, machte sie im Sommer 1883 ihre erste Konzertreise nach England, woselbst sie rasch der Liebhaberei des Publikums wurde. Sie mußte sowohl zur Herbst- wie zur Sommerzeit immer wieder nach England zurück, was ihre Lieblingsidee, vor dem deutschen Publikum zu erscheinen, immer in weitere Ferne rückte. In allen größeren öffentlichen Konzerten Londons wirkte sie mit; ich nenne hier nur die Sonabend-Konzerte im Kristall-Palast, die Montags- und Sonabend-Popular-Konzerte und die weltberühmten Konzerte der „Philharmonic Society“. In der Hauptstadt Englands war es auch, wo sie Hans Richter zufällig in einem Salon kennen lernte, und wurde derselbe von ihrem Talent derart begeistert, daß er sie „seance tenante“ für die „Philharmonica“ in Wien engagierte. Es war dies im März 1884, die einzige Reise, die Clotilde Kleeberg, außer England, damals unternehmen konnte.

Endlich konnte sie ihren Herzenswunsch verwirklichen. Sie schlug die verlockendsten Anträge aus, um in Deutschland zu konzertieren. Ihr Auftreten in Mainz, Frankfurt am Main, Kassel, Weim und Dresden wurde für die junge Künstlerin ein wahrer Triumph. Noch nie haben wir so allgemein anerkannte Kritiken der gesamten Presse über die musterhaften Leistungen der jungen Dame zu Gesicht bekommen. Alle priesen die hochbegabte, geniale Künstlerin. So schrieb z. B. Professor Gustav Engel, der bekannte Dozent an I. Konservatorium in Berlin, u. a. über sie: „In Schumanns Wundertastücken (opus 11) erschien Fräulein Kleeberg als eine Spielerin ersten Ranges, wie sie seit einer längeren Reihe von Jahren in Berlin nicht aufgetreten ist; mit ebenso lebhafter Empfindung wie klarem Verstand begabt, ebenso hervorragend im Technischen als im Geistigen, ebenso sicher in der Grundauffassung als in der fet-

teren Durchführung im einzelnen. Es ist möglich, daß sie ihre ungemein hervorragende Gestaltungsfähigkeit der Pariser Schule, in der sie groß geworden, verdankt. Der Kern ihres Wesens aber ist deutsch.“

Und Otto Reimann schließt sein Urteil mit folgenden Worten: „Am Schlusse des Konzertes durfte man sich geteilen, daß die jugendliche Künstlerin als musikalische Persönlichkeit genommen unter den klavier-spielenden Damen unserer Zeit etwa die Stellung einnimmt, welche Eugen d'Albert unter den jüngeren Pianisten sich in unwiderstehlichem Siegeslaufe errungen hat. „Ich kenne die Bessere nicht.““



## Schillers Beziehungen zur Musik und den Musikern seiner Zeit.

Von  
Alfred Bock.

Der Eöne Nacht, die aus den Saiten quillt,  
Du kennst sie wohl, du läßt sie mächtig aus.  
Was ahnungsvoll den tiefen Hufen füllt,  
Es spricht sich aus in meinen Tönen aus;  
Ein hoher Jender ruht um deine Sinnen,  
Erlebe ich meinen Strom von Harmonien,  
In süßer Wehmuth will das Herz zerrinnen,  
Und von den Lippen will die Seele fließen,  
Und seht ich meine Leiter an von Tönen,  
Ich trage dich hinauf zum höchsten Höhen.  
(Quabigung der Künste: Die Musik.)

Der gewaltige Dichtergenius, dessen Meisterwerke die baufähige Nachwelt mit staunender Bewunderung erfüllen, der, was er schuf, aus der Tiefe seiner großen Seele schöpfte, hat die Musik mit einer Leidenschaft geliebt, die ihn im Schmerze aufzurichten, in der Freude für das Höchste zu begeistern vermocht hat. In jungen Tagen war die Feuerkraft seiner ersten Verse der Musik geweiht, in der Vollkraft seines Schaffens hat er die Macht der Töne gefeiert, und zahlreiche, bedeutungsvolle Ausprüche in seinen Schriften geben ein bereichertes Zeugnis, wie tief der Scherz des Dichters in das Wesen der Tonkunst eingedrungen ist.

Die Militär-Akademie des künftigen Herzogs Karl von Württemberg, auf welcher Friedrich Schiller seine Ausbildung empfing, hatte unter ihren zahlreichen Fakultäten auch der Musik eine Heimstätte gewährt. Aus den Reihen der Zöglinge wurde ein vollkommenes Orchester organisiert, und der Herzog gab der jugendlichen Kapelle häufig Gelegenheit, vor einem fürstlichen Besuche oder einer glänzenden Festveranstaltung sich auszuzeichnen. In der Regel folgte auf den Vortrag eines Orchesterstückes eine dramatische Aufführung, bei welcher Schiller die Hauptrolle zugewiesen war.

Im Jahre 1780 verließ Schiller die Akademie, nachdem er seine Studien beendet, und bezog eine bescheidene Wohnung im Hause der verwitweten Frau Hauptmann Wischer zu Stuttgart. Diese geistvolle Frau besah nach dem Urteile der Zeitgenossen ein nicht ungewöhnliches musikalisches Talent; der jugendliche Dichter, welcher in fetter Rede zu ihr entbrannte, hat ihrem Klavierpiel in seinem Gedicht „Laura am Klavier“ ein schönes Denkmal gesetzt.

Um diese Zeit weilte in Stuttgart ein junger Musiker, Andreas Streicher (geboren 1761 daselbst), dessen Bekanntschaft Schiller bereits auf der Akademie gemacht hatte, die jungen Leute schlossen Freundschaft miteinander, und als der Regimentsmedikus Schiller 1782 entlassen war, nach Mannheim zu entziehen, war Streicher der edelmütige, aufopfernde Freund, welcher dem Flüchtling während der traurigsten Epoche seines Lebens mit Gut und Blut helfend zur Seite stand. Der junge Musiker war nicht weniger als bemittelt, um des Freundes willen sah er sich gezwungen, seinen Lieblingsplan, nach Hamburg zu gehen, aufzugeben, wo er unter Ph. Em. Bachs Leitung seine musikalischen Studien zu vollenden gedachte.

In seinem Fache „Schillers Flucht aus Stuttgart“ hat Andreas Streicher ein lebenswahrer Bild jener bewundernswürdigen Zeit entworfen. So schwer damals die Sorge auf dem Gemüt der Jünglinge lastete, die Freude an der Musik, die Begeisterung für alles Hohe und Edle befeuerte ihren Mut und half über manche schwere Stunde trübend hinweg.

In Eggersheim bei Worms, wo Schiller mit dem Freunde für einige Zeit seinen Aufenthalt gewählte hatte, war es Streicher gelungen, ein gutes Klavier zu erlangen. „Die langen Herbstabende“

berichtet er, wußte Schiller für sein Nachdenken auf eine Art zu benutzen, die demselben ebenso förderlich als für ihn angenehm war. Denn schon in Stuttgart ließ sich immer wahrnehmen, daß er durch Anhören trauriger oder lebhafter Musik außer sich selbst verlegt wurde, und daß es nichts weniger als viel Kunst erforderte, durch passendes Spiel auf dem Klavier alle Affekte in ihm aufzureizen. Nun mit einer Arbeit beschäftigt, welche das Gefühl auf die schmerzhafteste Art erschütterte, konnte ihm nichts ermunternd sein, als in seiner Wohnung das Mittel zu besitzen, das seine Begeisterung unterhalten oder das Zutreten von Gedanken erleichtern könne. Er richtete daher meistens schon bei dem Mittagstische mit der bescheidensten Vertraulichkeit die Frage an Streicher: Werden Sie nicht heute Abend wieder Klavier spielen? — Wenn nun die Dämmerung eintrat, wurde sein Wunsch erfüllt, währenddem er im Zimmer, das oft bloß durch das Mondlicht beleuchtet war, mehrere Stunden auf- und abging und nicht selten in unverständliche, begeisterte Laute ausbrach.

Die Freunde sollten sich bald für immer trennen, Schiller ging zunächst nach Bamberg auf das Gut der Frau von Wolzogen, die ihm ein freundliches Asyl bot, während Streicher über Mannheim und München nach Wien wanderte; dort wurde er als tüchtiger Klavierlehrer, als Gründer einer großen Pianofortefabrik und Förderer der Musik bis in das höchste Alter (er starb am 25. Mai 1833) von seinen Mitbürgern verehrt und geschätzt.

Jahre vergingen, der Name Friedrich Schiller war bereits in allen deutschen Gauen gekannt und gefeiert, die Verhältnisse des Dichters hatten sich freundlicher gestaltet. Auf einer Reise durch das schöne Thüringerland führte ihn sein Freund Wilhelm von Wolzogen in das Haus der Frau von Lengsfeld zu Rudolstadt, mit deren liebenswürdigen Töchtern Karoline und Charlotte sich bald ein lebhafter Verkehr entspann. So schreibt Schiller nach seinem ersten Besuch im Lengsfeldschen Hause an Körner: „Alles, was Lektüre und guter Ton einer glücklichen Geistesanlage und einem empfänglichen Herzen zuleiten kann, findet sich da in vollem Maße; außerdem auch viele musikalische Fertigkeit, die nicht den kleinsten Teil der Erholung ausmachen wird, den ich mit dort verpreche.“

Auch in der Geschichte seines Herzens war die Musik ihm Vermittlerin seiner heiligsten Gefühle, — kurze Zeit darauf führte der Hofrat und Professor Schiller in Jena Charlotte von Lengsfeld als sein Weib heim.

Im Anfang des Jahres 1802 kam Zelter, Goethes Freund (geboren 1758 zu Berlin), eigens nach Weimar, um Schiller, dessen „Tauscher“ er komponiert hatte, kennen zu lernen. Lieber diesen Besuch bei Schiller schrieb Zelter an Goethe: „Schiller war nicht längst in Dresden gewesen. Raumann hatte „Die Ideale“ in Musik gesetzt und sie dem Dichter durch seine Schillerin, eine Mademoiselle Schärer, vorlesen lassen. Das erste, wovon Schiller zu mir sprach, war die Komposition, über welche er ganz entrückt war; wie ein so gefeierter, berühmter Mann ein Gedicht so gearbeitet hätte, daß über sein Gellimper die Seele des Gedichtes zu setzen werde, und so ging's über alle Kompositionen her. Den Effekt solcher tröstlichen Allegebrauch ich nicht zu beschreiben, ich hatte Schillers und seine Gedichte (komponiert) im Saal mitgebracht und mit einem Schläge die Lust verloren, sie auszuwachen. Es war vor Tages: Schiller und ich sollten bei dir essen. Die Frau kam und sagte: Schiller, du mußt dich anziehen, es ist Zeit. So geht Schiller ins andere Zimmer und läßt mich allein. Ich setze mich ans Klavier, schlage einige Töne an und linge ganz lachend für mich den „Tauscher“. Gegen das Ende der Strophe geht die Thüre auf und Schiller tritt leise heran — nur halb erst angekommen: „So ist's recht, so muß es sein!“ —

Der Komponist Johann Gottlieb Raumann (geboren 1741 zu Walewitz), dessen Musik Schillers Mißfallen in so hohem Grade erregt hatte, stand zu jener Zeit auf der Höhe seines Ruhmes, seine Opern, Oratorien, Kantaten und Lieder waren in der musikalischen Welt sehr bekannt und beliebt. Indessen scheint ihm, nach Schillers feinsinnigem Urteil zu schließen, die Komposition der „Ideale“ nicht recht geglückt zu sein.

In seinen prosaischen Schriften hat uns Schiller vornehmlich zwei bedeutende Ansprüche über die Musik hinterlassen. In seiner kritischen Abhandlung über Matthissons Gedichte vergleicht er Landschaftsmalerie, Landschaftsbildung und Musik miteinander. „Zwar sind Empfindungen“, sagt er, „ihrem Inhalte nach, keiner Darstellung fähig; aber ihrer Form nach sind sie es allerdings, und es existiert wirklich eine allgemeine

beliebte und wirksame Kunst, die kein anderes Objekt hat, als eben diese Form der Empfindungen. Diese Kunst ist die Musik. — Nun besteht aber der ganze Effekt der Musik (als schönere und nicht bloß angenehmer Kunst) darin, die inneren Bewegungen des Gemüths durch analogische äußere zu begleiten und zu verständlichen. Da nun jene inneren Bewegungen (als menschliche Natur) nach strengen Gesetzen der Notwendigkeit vor sich gehen, so geht die Notwendigkeit und Bestimmtheit auch auf die äußeren Bewegungen, wodurch sie ausgebrochen werden, über; und auf diese Art wird es begreiflich, wie vermittelt jenes symbolischen Aktes der gemeinen Naturphänomene des Schalles und des Lichts von der ästhetischen Würde der Menschennatur partizipieren können. Bringt nun der Tonsetzer und der Landschaftsmaler in das Geheimnis jener Geleise ein, welche über die inneren Bewegungen des menschlichen Verzens wachen und fundiert er die Analogie, welche zwischen diesen Gemüthsbewegungen und gewissen äußeren Erscheinungen stattfindet, so wird er aus einem Bildner gemeiner Natur zum wahrhaften Seelenmaler. Er tritt aus dem Reich der Willkür in das Reich der Notwendigkeit ein und darf sich, wo nicht dem plastischen Künstler, der den äußeren Menschen, doch dem Dichter, der den inneren zu seinem Objekte macht, getroßt an die Seite stellen.“

Im 21. Brief „über die ästhetische Erziehung des Menschen“ spricht Schiller über die Wirkungen der Musik, der bildenden Kunst und der Poesie. „Die Musik“, heißt es gegen Ende dieses Briefes, „in ihrer höchsten Bedeutung muß Gehalt werden und mit der ruhigen Macht der Antike auf uns wirken; die bildende Kunst in ihrer höchsten Veredelung muß Musik werden und uns durch unmittelbare sinnliche Gegenwart rühren; die Poesie in ihrer vollkommensten Ausbildung muß uns, wie die Zukunft, mächtig fassen, zugleich aber wie die Plastik mit ruhiger Klarheit umgeben. Darin eben zeigt sich der vollkommene Stil in jeglicher Kunst, daß er die spezifischen Schranken derselben zu entfernen weiß, ohne doch ihre spezifischen Vorzüge mit aufzugeben, und durch eine weise Benützung ihrer Eigentümlichkeit ihr einen mehr allgemeinen Charakter erteilt.“

Noch einmal in der letzten Periode seines Schaffens, da Schiller fast unausgesetzt von qualvollen Leiden gequält wurde, sang seine Erinnerung für die Musik in dem schönen Liede „die Nacht des Gelanges“ volltönend aus, und nur die wahre Empfindung für die edle Kunst konnte ihn begreifen, als er sang:

„So rafft von jeder eiteln Würde,  
Wenn des Gelanges Ruf erschallt,  
Der Mensch sich auf zur Geisteswürde  
Und tritt in heilige Gewalt;  
Den hohen Werten ist er eigen,  
Ihm darf nichts Irdisches sich naht,  
Und jede andre Macht muß schwächen  
Und sein Verhängnis fällt ihn an:  
Es schweben jeden Kummers Falten,  
So lang des Liedes Zauber wallen.“



## Die Götterdämmerung.

Von Carl Stieler.

**E**s schwebt ein Adler mit breiten Fittigen durch den Äther des Welttraums. Sein Auge schaut noch einmal nach dem Lichtquell der Sonne, mit unausgähliger Sehnsucht, aber immer tiefer senkt er sich herab auf den gewaltigen Schwingen, durch Gewölke, durch finstere Wälder — bis in die tiefe dämmernde graue Felsen-schlucht. Dort läßt er sich nieder auf tauenblättrigen verwitterten Felsen. Es ist so dunkel und kalt; einsam saßt er die weltumwandelnden Flügel zusammen, nachdem er geherricht, nachdem er die Erde umkreist, nachdem sein Alter an Menschenaltern vorüberzog! — Er stirbt.

So flingt uns auch mit mächtigem Flügelrauschen das große Welt entgegen, mit dem der fähigste Genius unserer Zeit die fähigste seiner Schöpfungen gekrönt hat. Es ist nicht das Schicksal eines Menschen und nicht die Tragödie eines einzelnen, die wir schauen, sondern das Schicksal der Götter selbst und die Tragödie eines Weltalters ist es, die hier mit brechenden Adlerflügeln in die dämmernde Tiefe sinkt. Alles verschlingt die Zeit und ihre Zeit ist zu Ende.

Aber noch einmal zeigt sie uns ihr ganzes strahlendes Licht, es für ewig dunkelt in Walhall. Alles Schöne, was der schöpferische Geist der Germanen je erschaffen in seinem großen Merkenraume, alles Herrliche, was Helldunkel gethan und Frauen-schönheit erlitten, tritt uns hier vor die Seele. Noch einmal „sicht das Auge den Himmel offen“, es' seine Blüten für ewig schließen, es' seine Säulen zusammenstürzen!

„Die Götterdämmerung“ — das ist ein altes Wort, das schon aus dem grauen Nebel des Nordens emporsteht, damals als jene Götter noch herrschten im Herzen des Volkes, als die Menschen es nur zagend ahnten, daß auch ihnen einst ein Ende kommen sei. Das gewaltigste der Gesche, die Vergänglichkeits alles Seienden gewinnt hier künstlerische Gestalt und breitet seine unerbittliche Macht über Himmel, Erde und Abgrund. In der Tiefe bricht den Vorn das Schicksalslicht, in Walhall geht ein Todeshauch durch die Reihen der Götter und auf Erden ist die Stunde gekommen, wo Helldunkel und Liebeskraft erbarungslos dem Verhängnis erliegen. So naht der Nibelungen Not.

Wir sind am Rheine, in dem Zauberland uralten deutschen Gemüths, wo unter Wald und Nebel gleichsam die Wurzeln unseres Vaterlandes liegen. Dort steht die Halle der Gibichungen, in der König Gunther herrscht, dort hält der finstere Hagen Wacht, dort treibt ein schäumendes Schiff im Strome — und das Ruder des Schiffes führt Siegfried.

Eine Welt von Schönheit und Kraft, von tiefstem deutschen Volksgemüth blüht in diesem Namen, und wenn unter Volk sich je auf seine Jugend besinnt, dann ist der Name seiner Jugend — Siegfried!

Mit seiner Nibelungenzeit, mit jenem Unbewußtsein seines Römischen, wie es in allen Felsen der Mythe lebt, ist er zuerst hinausgesprochen in den Wald — so hat er Brünhilde gefunden und ward am Weibe zum Mann!

Im den gewaltigen Trachtentöter, schreckten die Flammen nicht; als unbefleglicher Held hat er die schlafende Walküre besiegt, und nun ist sie sein in schrankenloser Seligkeit. Ein Vollgefühl des Glückes, an dem sich Tausende von ihnen Menschenfindern hätten könnten, hebt durch diese Begegnung, Leib und Seele haben den Mut der ganzen Liebe, wie Sonnen-schein glänzt es aus seinen Augen, wie Feuerstein kommt es von ihren Wangen, der Odem glühender Flüsse drüht durch jedes Wort. Siegfried und Brünhilde — das ist das deutsche Heldenlied der Liebe!

Ihre Mägenzeit ist genossen, Siegfried, der Held, muß hinaus ins Leben zu neuen Thaten. Hand in Hand treten die beiden aus dem Steingemäuer — denn der Abschied ist schwer! Wer noch Wut in den Adern hat, den durchdringt es leise, wenn ihre Arme sich fest um den Nacken schlingen, der sich noch niemals gebeugt, wenn ihre Brust in Stolz und Demut wogt, wenn sie mit trauernder Färllichkeit dem Noth die Mähne streicht, das den Geliebten hinaussträgt ins Weltgewühl!

Er aber lächelt; er weiß, daß ihre Liebe ihm folgt, und daß ihn selber die Treue geleitet — in diesem Frohgefühl zieht er von hinnen, das Noth am Jügel führend und das Hifthorn an der Seite. Schmerzerfüllt schaut ein sehnendes Weib ihm nach. Siegfried lächelt, denn das weiß er nicht, daß er dem Verhängnis entgegenzieht, welches ihn auf ewig von Brünhilde scheidet. Im König Gunthers Halle trinkt er den Liebestrank, der seine Sinne mit Vergessen umnachtet, für König Gunther wirbt er das Weib, das einst sein Weib gewesen, Gunthers künftiger Lehnsmann zückt den Speer, der ihn morden soll.

Das sind grandiose Szenen, die das kleine erzählende Wort kaum antasten darf: der Augenblick, wo die beiden Männer Blutverbrüderchaft trinken, die Begegnung Siegfrieds mit Guntun, die Begegnung Brünhildens, ihr Wiedersehen am Hofe und dann jenes furchtbare Reiten um Sid und Meineid — Siegfried weiß immer was war, und nicht was sein wird.

So zieht er hinaus zur Jagd, zu seinem letzten Gange. Mühnungslos, kraftlos und mühsam. Noch einmal taucht ein Bild vor uns empor, das uns mit allem Zauber heiliger Waldnatur und walter Sage das Herz erschütterte: immer tiefer dringt er ins Dickicht, er kommt an die steilen Ufer des Rheins, da fangen ihm aus der Flut die Nibelentöchter warnend entgegen. Nachden grüßen sie die Sonne, lachend stehen sie den Helden an, daß er den unheilvollen Ring der Tiefe weitergebe — er weigert es, da künden sie ihm mit geheimnisvollem Wort das nahe Ende. Noch heute soll er sterben!



Als schon das Mondlicht durch die Balzweige funkt, tragen sie Siegfried auf grüner Bahre heim, Hagens Weib traf ihn — im Rücken. Durch die Gassen der Königsburg löst gellende Wehklage, auf ihrem Balkenrost sprengt Brünhilde in den Scheiterhaufen, der Siegfrieds Leiche umlobt, der Rhein schwillt, und am Himmel brennt gelsenige Glut.

Nun ist Walhalla, zu dem die Ähnen unseres Volks emporgeholt, längst zerbrochen; die Götter alle sind untergegangen im großen Weltenbrand, aber eine neue Welt ist aufgeblüht aus den Trümmern ihrer Vergangenheit.

Und wir sind ihre Erben — Erben, die das Heiligtum der Väter ehren. Walhalla ist zerbrochen, Wotan ist tot, und dennoch lebt er; denn in den großen Schöpfungen der Kunst, auf den Höhen der Menschheit, blüht sein Gedanke weiter, und selbst in den Tiefen des Volkes, wo man mit schlichem Sinn ins Leben horcht, ist der Vergangene noch nicht vergangen.

Wenn der Wind zieht über den Wäldern, wenn es braust in der nächtlichen Welterst, dann rufen die Kinder noch heute enger zusammen und der Bauer schaut träumend in die Glut seines Herdes.

Er kennt den stürmenden Klang, ob er am Meere wohnt oder an den Alpen — das ist die wilde Jagd, das ist Wotan, der Wanderer!



## Sänger und Flötenspieler.

Historische Erzählung

von

Bernhard Stabenow.

„Und nun, Mutter, sei's genug für heut!“ rief der biederer Schuhmachermesser Schlauwig aus, indem er den nummehr vollendeten Stiefel unter das Dreibein schob. „Es ist Sonnabend Abend, wo jeder vernünftige Handwerker sein Glas Bier trinken geht, und das will ich nun auch thun, du wirst hoffentlich nichts dagegen haben!“

„Was? was du willst!“ brummte die Frau, „ich darf ja doch kein Wort sagen. Die paar Groschen könnten indes besser angewendet werden; aber geh' nur, geh'!“ setzte sie schnell hinzu, als sie die Jorntwolle auf Meister Schlauwigs Stirn emporsteigen sah, „ich will dich ja nicht zurückhalten!“

„Ich mache meine Arbeit und mache sie so, daß jeder Mensch mit mir zufrieden ist,“ polterte der Meister, indem er den guten Mack anzog und eine Weife anzubute, „also kommt mir ein Glas Bier zu.“

Und damit verließ er das Zimmer und begab sich nach der an der nächsten Ecke belegenen Delikation, wo er mit Begaben seine Weife mit einem Glase Kümmerl verzehrte, dazu eine Partie Schachmännchen spielte und schließlich mit einigen Bekannten dazwischen in Streit geriet, daß er sich im heftigsten Wortwechsel heiser schrie und mit einem ziemlichen starken Affen zu Hause eintraf.

Frau Schlauwig, an dergleichen Extravaganzen längst gewöhnt, half ihm mit gewohnter Sanftmut ins Bett, und der arg mitgenommene Schuhmacher vertief in einen tiefen Schlaf, aus welchem er früh am Morgen mit einem gelinden Bruststich erwachte.

„Du wirst doch heute nicht in die Kirche gehen?“ fragte seine Frau, welche ihm den Kaffee vor das Bett brachte.

„Gerade werde ich das!“ rief Meister Schlauwig. „Den Quanz, den verdrehten Fiedelbläser, will ich ärgern, weil er mir das bishen Kunstschick entzogen hat und nun noch darauf ausgeht, mir zu schaden, indem er allen seinen Bekannten erzählt, ich mache schlechte Stiefel. Gerade gehe ich nach der Petrifirche und werde dem beschafften Manne mit meinem Gesange den Tag verderben, wie er gewöhnlich sagt.“

Und damit sprang Meister Schlauwig aus dem Bette, fuhr in die Kleider, zog die blanken Stiefel an und trat, ohne sich weiter an die Einwendungen seiner Gehälfte zu kehren, den Gang nach der Kirche an.

Ein Mundblick auf die bereits zahlreich versammelten Zuhörer ließ ihn auch den ihm verhassten Kammermusikus Quanz wahrnehmen, der einige Bänke vor ihm in geringer Entfernung von der Kanzel saß. Der berühmte Flötenspieler stand zu jener Zeit auf dem Gipfel der Gunst, welche Friedrich der Große

ihm, als seinem Lieblingsmusiker, zu teil werden ließ. Er bezog ein Jahresgehalt von 3000 Thalern, und das war noch gering gegen die ansehnlichen Summen, die er mit seinen Kompositionen erwarb. Zu seinen Gewohnheiten gehörte es, die Vormittagspredigten in der Petrifirche zu hören, und hier hatte er sich bereits sehr häufig über den biederer Schlauwig geärgert, welcher sein feines Kunstgefühl aufs gräßliche dadurch beleidigte, daß er beim Singen des Chorals die letzte Note über Gebühr ausstieß und mit seiner rauhen, höchst unmusikalischen Stimme nicht bloß die Orgel, sondern auch die ganze Gemeinde überdünnte.

Heute aber war es dem berühmten Flötisten, als müsse er sich die Ohren zuhalten. Schlauwig bot die ganze Kraft seiner Lungen auf, um Töne hervorzubringen, die an alles andere, nur nicht an eine menschliche Stimme erinnerten. Die Nachbarn zur Rechten und Linken schüttelten die Köpfe. Der Organist sandte unruhige Blicke in den Zuhörerraum. Quanz aber, als höchst gequält, schaute den mit der größten Seelenruhe weiter singenden Schuster wütend an, und als die Predigt zu Ende war, fasste er an der Thüre Posto, um den Blasegeist abzufassen und zur Rede zu stellen.

Es dauerte auch nicht lange, so schritt der ehrsame Meister, das Gesangbuch unter dem Arm, an dem Flötisten vorüber. Dieser hatte ihn kaum bemerkt, als er ihm in seiner gewohnten haktigen Weise nachsetzte, ihn heftig beim Arm fasste und ihm die Worte ins Ohr donnerte:

„Hören Sie, mein Lieber! auf ein Wort, wenn ich bitten darf!“

Ruhig drehte sich der Meister um, maß den erregten Musiker vom Kopf bis zu den Füßen und fragte:

„Was wollen Sie denn von mir?“

„Ich wollte Ihnen nur sagen, Verehrtester, daß eine Kirche keine Schusterwerkstätte ist, und daß Sie einen Unterschied zu machen hätten zwischen einem Choral und dem Tone, mit welchem Sie Ihre Stiefel ausfahren!“

„Sie haben mir gar nichts zu befehlen!“ sagte Meister Schlauwig und wußte seinen Weg fortsetzen.

„Was?“ rief der andere im heftigen Zorne, „ich hätte Ihnen nichts zu befehlen? Wissen Sie nicht, daß ich erster Kammermusikus Seiner Majestät des Königs von Preußen bin?“

„Und wenn Sie Seine Majestät selber wären,“ rief der erbitterte Schuster, „so würde ich es mir aufs ernstlichste verbitten, wollte Seine Majestät mich in meiner Andacht stören.“

„Mein guter Freund!“ versetzte Quanz trocken, „Sie sind ja gerade derjenige, welcher durch seinen Gesang die Andacht der ganzen Gemeinde stört.“

„So?“ versetzte Schlauwig gedehnt, „nun, das muß eine sonderbare Gemeinde sein, die sich von meiner Andacht in ihrer Andacht lösen läßt.“

Damit setzte er seinen Weg fort, und Quanz, welcher, im hohen Grade eigenfinnig und rechthaberisch, den Schuster gern zu seiner Ansicht bekehrt hätte, ging schweigend neben ihm her und dachte immerfort darüber nach, wie er seinem hartnäckigen Gegner beikommen sollte. Endlich entschloß er sich, es mit Güte zu versuchen:

„Hören Sie, lieber Meister!“ fing er demzufolge an, „Sie mögen es mit Ihrem Kunst recht gut meinen, aber ich kann Ihnen nicht verschweigen, daß Sie mein Kunstgefühl aufs gräßlichste verletzen. Unterlassen Sie es doch, Sie thun mir einen großen Gefallen, wenn Sie ganz und gar nicht mehr in die Petrifirche kommen, versehen Sie, lieber Meister? Einen großen Gefallen erzeigen Sie mir!“

„Derr! Sie sind wohl nicht geistes?“ schnaubte der Schuhmacher den erregten Künstler an, „wie? ich sollte nicht mehr in die Kirche gehen, nur darum, um Ihnen einen Gefallen zu thun, weil Sie meine Stimme nicht hören können? Geben Sie sich keine Mühe, — daraus wird nichts.“

„Ich weiß, daß Sie ein guter Arbeiter sind,“ fuhr Quanz fort, „und verpöndere Ihnen, daß in Zukunft niemand anders meine Schuhe machen soll, als Sie allein!“

„Das ist sehr schön gesagt,“ erwiderte Schlauwig, „wenn Sie aber glauben, daß ich meine Andacht gegen Ihre Kunstschick verfaulen werde, so irren Sie sehr. Lassen Sie Ihr Schuhwerk machen, von wem Sie wollen, ich setze keinen Streifen Papier als Maß dazu an.“

Warte, ich werde dir doch einen Strich durch die Rechnung machen, du Duckmäuser!“ murrte Quanz, als er sich von Schlauwig ängstlich entfernte und nun mit hastigen Schritten den Weg nach dem

Schlosse einschlug. „Du sollst den ersten Kammermusiker Seiner Majestät des Königs von Preußen kennen lernen, du Pechtopf! Will doch einmal sehen, was Seine Majestät zu einer solchen Verhöhnung des öffentlichen Gottesdienstes sagen wird.“

Er zog eine für die damalige Zeit sehr kunstvoll gearbeitete Uhr aus der Tasche und warf einen Blick darauf. „Es ist gerade Zeit,“ klickerte er vor sich hin, „der König erwartet mich zwar heute nicht, aber wenn er seine Musikstunde hat, bin ich immer willkommen, sogar dann, wenn wir etwas gepaukt sind.“

Mit diesen Worten begab er sich nach dem Schlosse, und bald stand er in dem Vorzimmer zu dem königlichen Kabinette und hörte Friedrich den Großen, auf der Stütze phantasierend, in seinem Zimmer auf- und abgehen, wie er gewöhnlich vormittags eine oder zwei Stunden zu thun pflegte.

„Wollen Sie die Güte haben, mich Seiner Majestät zu melden?“ wandte er sich an den diensthabenden Beamten.

Der Angeredete ging sogleich, um den erhaltenen Auftrag auszurichten, und während dieser Zeit lauichte Quanz mit Widen, aus denen eine gewisse Zufriedenheit leuchtete, auf die Phantasien des großen Königs. Dann nickte er ein paarmal mit dem Kopfe und murrte:

„Das Allegro geht brillant geendet. Offenbar ist der alte Herr heute besonders wohl gelaunt. Und einige gute Gedanken müssen ihm auch während seines Spielens gekommen sein. Das höre ich aus der Art und Weise seines Vortrages.“

„Können eintreten!“ sagte der Lakai kurz, indem er mit hochmütig wegwerfendem Blick an dem Günstling des Königs vorüberstrich, denn Quanz war wegen der Ausnahmestellung, welche der König ihm gestattete, unter den Beamten des Hofes nur in geringem Grade beliebt.

Friedrich der Große war bereits in voller Uniform, wie er gekleidet zu sein pflegte, wenn er den Vortrag seiner Mäte entgegen nahm. Der dreieckige Hut lag auf dem kleinen Marmortische, welcher neben dem Bulte stand, vor welchem der König zu musizieren pflegte. Mit einer gewissen Verleibung nahm der Kammermusikus wahr, daß eines der von ihm für den Monarchen komponierten Konzerte auf dem Bulte lag.

„Konnt' er herein, Quanz!“ redete Friedrich den an der Thür stehenden Musiker an, „er weiß ich, daß er mir immer willkommen ist! Braucht auch nicht zu glauben, daß ich ihm noch zürne wegen der letzten Affaire bei unserm Konzert, wo ich ihm den Schlüsseltriller zu lange ausstieß und er mir das übliche Bravo verweigerte, das ich, wie er ja wohl weiß, aus seinem Munde so gerne höre.“

„Majestät,“ nahm Quanz das Wort, der nach Art der meisten Günstlinge bei geeigneten Veranlassungen ein wenig schmalzte, in der irigen Meinung, sich dadurch größere Chancen zu sichern, dabei aber sehr wohl wußte, wie weit er gehen konnte, „Majestät sind sehr gütig, werden mir aber die Bemerkung gestatten, daß ich in musikalischen Dingen —“

„Ich weiß, was er sagen will, lieber Quanz!“ unterbrach Friedrich den Sprecher, mit der Hand winkend, „will auch weiter nichts hören! Aber ich muß ihm sagen, daß er in musikalischen Dingen ein Diffusor ist, der keine anderen Genies neben sich aufkommen lassen und keine Einsprüche anderer Meister gelten lassen will. Und ich kann in meinen Privat-Anmüßements den König auch nicht immer dahinten lassen. Sieht er? Darans entpringen unsere Konflikte. Nun aber male er nicht länger. Hat er wieder ein Konzert fertig?“

„Noch nicht, Majestät!“

„Hm! was hat er denn auf dem Herzen, Quanz? er kommt mir heute so absonderlich vor.“

„Ich bin von einem Unterthan Erurer Majestät in gräßlicher Weise inultirt worden,“ sagte der eigenfinnige Künstler. „Von einem untergeordneten, gewöhnlichen Menschen ohne alle Bedeutung bin ich in meinem Kunstgefühl, also in dem, was mir das Heiligste auf der Welt ist, gekränkt worden.“

„So? hm? wo und wie das?“ fragte Friedrich II. „Wer ist derjenige, welcher es gewagt hat, ihn zu inkommodieren?“

„Ein Schuster, Majestät! ein gewöhnlicher Schuster, der keine Idee von einer Note hat und sich dabei doch herausnimmt, in einem öffentlichen Gotteshause den Ton anzugeben, die ganze Gemeinde zu überschreien, überhaupt zu singen, wie es ihm beliebt, ohne die Orgel und die Stimmen der Chorsänger zu respektieren!“

„Hm,“ bemerkte der König trocken, „ich begreife, daß ihm das die Krone abgestoßen hat, Quanz! aber



dann ist er doch nur in seiner Andacht verkehrt worden, keineswegs aber in seinem Kunstgefühl."

"Andacht und Kunstgefühl sind bei mir eins!" rief der hartnäckige Hötenspieler, und mußte sich Euer Majestät bitten, mich gegen Störungen der erwähnten Art in Schutz zu nehmen. Ich gehe vorzugsweise der schönen Orgel und des wohlgeschulenen Sängerkors wegen in die Petrifirche und darf sowohl in meinem eigenen, als im Interesse der ganzen Gemeinde verlangen, daß dem Störenfried der Besuch des Gotteshauses allen Ernstes untersagt werde."

"Nun, erseiere er sich nicht, Quanz! wir wollen die Sache untersuchen lassen, und wenn es sich verhält, wie er sagt, so soll ihm sein Recht werden. Wie heißt denn der Wüterich?"

"Schlawig, Schuhmachermeister, Euer Majestät! wohnt, wenn ich nicht irre, Friedrichstraße Nr. 121 im Keller!"

"Gut, gut! nun aber genug von der Geschichte! Komm' er morgen um diese Zeit wieder hierher, dann soll er hören!"

Mit einem halb ungeduligen, halb gutmütigen Kopfschütteln verabschiedete Friedrich seinen Konzertmeister, um sich nunmehr den Geschäften der Regierung hinzugeben, während Quanz mit einem triumphierenden Lächeln auf den Gipfen seiner Wohnung entgegenkittete.

Meister Schlawig sah im hohen Grade verdrüsslich vor dem kleinen Werkstisch am Fenster und bearbeitete eine unschöne Stiefelsohle mit Hammer und Schlägel, die für den in ihm arbeitenden Groll entsprechenden Zeugnis ablegte. Seit einer Stunde schon plagte die wackere Genossin seines Dalens ihn mit Vorwürfen über die mit jedem Tage mehr sich herausstellenden Differenzen im Haushalt, und wie es ja nur an ihm liege, daß das Geschäft in Verfall gerate. Endlich mußten die Bemerkungen der unzufriedenen Gattin doch wohl eine solche Steigerung erreicht haben, die sich mit der Auffassung als Hausherr in seiner Weise vertrug. Er schloß plötzlich den noch keineswegs vollendeten Stiefel am Schaft und warf ihn mit den heftigen Worten der Frau vor die Füße:

"Wenn du so gut vertrießt, das Geschäft zu beurteilen, dann nimm es auch in die Hand und mach' es besser. Häsiereien und statischen kann jedes alte Weib, dazu braucht man keine Bürgers- und Meistersfrau zu sein. Ich thue meine Schulpflicht, und wenn der Segen fehlt und die Kunden ausbleiben, so liegt's an dir, die vor Dummheit nicht aus den Augen sehen kann und die nicht einmal weiß, einen Kunden, der sich ein Paar Schuhe machen lassen will, auf eine anständige Weise zu empfangen und zu begrüßen! So ist's, und nun bitte ich mir Ruhe aus!"

"Das läßt du!" rief die erbitterte Frau. "Ich habe tausendmal mehr Bildung als du, bin die Tochter des Steuerinnehmers Plasse aus Gietlin, und du bist aus der Familie eines Stallknechts! bist in deiner Jugend hinter dem Hindisch und den Schafen herumgelaufen und verbannt nur dem Sprichwort: 'dem Dummsten blüht das Glück,' daß du Bürger und Schuhmachermeister geworden bist!"

Das war dem geplagten Hausherrn denn doch zu arg. Einen Wulst auf die zusammenschredende Frau schandernd, sprang er auf, ergriff den Kniebrett, und war weiß, was geschehen wäre, wenn nicht plötzlich nach einem heftigen Klopfen die Thür sich geöffnet und ein großer, stattlicher Mann in der Uniform der königlichen Hausdiener sichtbar geworden wäre.

Mit offenem Munde starrten Mann und Weib die unerwartete Erscheinung an, und der Born des ersten Verstoßes sofort und machte einer gewissen Angestlichkeit Platz, als der Uniformierte mit einem vom Gefühl seiner Amtswürde diktierten Tone ausrief:

"Sind Sie der Schuhmachermeister Schlawig?"

"Ja, Was! der bin ich. Was wünschen Sie?"

"Sollen sofort aufs Schloß kommen. Majestät haben befohlen!"

"Ah! ich soll aufs Schloß kommen?" rief Schlawig mit einem pfiffigen Lächeln des Verständnisses. "Kann mir schon denken, warum! Der Quanz hat mir da einen Stein vor's Brett geschoben von wegen meines Singens in der Petrifirche. Nun, da kann mir etwas Gutes daraus erwachsen. Habe mich längst nach einer Gelegenheit gesehen, mit dem alten Fräulein zusammenzutreffen. Kenne ihn ganz gut, werde mit ihm schon fertig werden. Gleich mal den Sonntagbrod heraus, René! und den Hut dazu und biete dem Herrn einen Stuhl."

"Über sage mir nur, Mann! wie die jetzt vollständig verlobte Frau, was sollst du denn eigentlich auf dem Schloß?"

"Was ich auf dem Schloß soll, Alte? Mit dem berühmten Kammermusikus Quanz ein Duett singen. Weiter nichts! Nun, ich werde die Sache schon in würdiger Weise durchführen. Kommen Sie, Herr Haushofmeister! lassen wir Seine Majestät nicht warten!"

Und ohne ein Wort zu verlieren, verließen die beiden das Haus. Draußen hielt ein königlicher Wagen, in welchem der ehrsame Schuhmachermeister zur Verwunderung der Nachbarn mit der größten Ungeniertheit Platz nahm. Pfeilschnell rollte das Gefährt durch die Straßen und hielt nach wenigen Minuten vor demjenigen Portal, durch welches man in die von dem Könige bewohnten Gemächer gelangte.

Der große König saß in seinem Arbeitszimmer vor dem Schreibtische, eifrig beschäftigt, die wichtigsten der eingegangenen Briefe und Eingaben mit Handbemerkungen zu versehen, als man ihm die Ankunft des Schusters meldete. Er fuhr hoch eine kleine Weile fort zu arbeiten, gab dann die übrigen unerledigten Sachen dem anwesenden vortragenden Räte von L. und befahl dann seinem Kammerdiener, Quanz herbeizurufen, der bereits im Vorzimmer wartete.

"Er ist der Schuhmachermeister Schlawig?" fragte der König, indem er die gesammelte Figur des Meisters mit dem bekannten scharfen Aderbild ersah.

"Ja, Majestät! der bin ich!" verneigte der Ge-fragte treuherrig.

"Es ist eine Weiswerbe über ihn laut geworden," fuhr der König im strengen Tone fort, "daß er mit seinem miserablen Geiröle die Andacht einer ganzen Gemeinde störe, in der Petrifirche — er weiß wohl schon — nun? wie verhält sich die Sache?"

"Majestät!" antwortete der Meister, der sich schnell gefaßt hatte, "ich gehe nach der Petrifirche, um mich zu erbauen, und das geschieht einfach dadurch, daß ich mitsinge, wenn die Orgel ertönt und die ganze Gemeinde singt. Daß ich eine schlechte Stimme habe, wie der Herr Kapellmeister Quanz meint, ist nicht meine Schuld. Mag er mit Unterricht im Gesange geben, wenn ihm mein Singen nicht paßt. Aber den Mund halten und meine Andacht aufgeben brauche ich darum nicht und werde es auch nicht, wohl zu merken, Majestät! Ein jeder singt, wie's ihm ums Herz ist — das thut sogar der Vogel in der Luft!"

"Da hat er so Unrecht nicht," meinte der König, eine ziemlich bedeutende Quantität seiner beliebten Schnupstabsorte in die Nase führend, "was meint er dazu, Quanz?"

"Ich muß bei meinen Behauptungen stehen bleiben, Majestät! daß es unvermeidlich ist, mit einer Stimme, wie dieser Mensch da sie hören läßt, die Andacht einer aus mehr als tausend Seelen bestehenden Gemeinde zu stören. Glauben Sie, Majestät, denn, daß der liebe Gott ein Wohlgefallen an derartigen Gescheit hat? Mag er sich seiner andächtigen Gefühle entäußern, wo er will, nur nicht in einem öffentlichen Gotteshaufe!"

"Nun, nun, Quanz! übertreibe er die Sache nicht. Ich habe gesagt, in meinem Lande könne ein jeder nach seiner Façon feig werden, und das will ich auch für diesen Fall gesagt haben. Im übrigen werden wir hören, wie es mit der Stimme des Meisters da ausseht. Er kennt den Choral: 'Ein' feste Burg ist unser Gott?' wie?"

"Ja, Majestät! hab ihn oft gesungen!" erwiderte Schlawig.

"Gut, so singe er ihn jetzt!" befahl Friedrich. Der Schuster stellte sich in Postur, öffnete die Schleusen seiner Lungen und sang mit seiner fürchterlichen Stimme die bekannte Choralmelodie so kräftig heraus, daß die Fensterhebeln zitterten. Quanz hielt sich die Ohren zu und rannte verzweiflungsvoll im Zimmer auf und ab; aber der König lächelte wohlgefällig und nickte ein paarmal mit dem Kopfe, durch welchen Beweiss der biederer Sänger fortgesetzt zu einer wachsenden Kraftanstrengung begeistert wurde.

"Na, nun lag er's gut sein!" sagte der König dann. "Seine Stimme ist aller Wege gut genug, um den heiligen Petrus an der Himmelsthüre zu erschrecken und sich in den Himmel hinauszufügen, aber im Konzerte hätte er wenig Glück damit." Hier machte der König eine Pause, nahm eine entsprechende Priße und fuhr dann zu Quanz gewandt fort: "Ich kann ihm keinen andern Rat geben, lieber Quanz, als den, er bespreche die Petrifirche nicht mehr mit seinen Wüsten. Wir haben Gotteshäuser genug, in denen er seiner Andacht obliegen kann, und eine Kirche ist kein Konzertsaal, wo man Melodien zu hören kriegt, die den Sinnen zum Amüsement gereichen. Versteht er? und nun — zu unseren Konzerten!"

Er winkte mit der Rechten. Der Schuhmacher machte eine Wendung halb links, blieb aber stehen, als habe er noch etwas zu sagen.

"Was will er noch?" fragte Friedrich II.

"Majestät!" rief Schlawig, "ein armer Schuster, der von der Hand in den Mund lebt, hat nicht Zeit, den ganzen Vormittag einer musikalischen Grille zu opfern. Ein halber Tag gefeiert, macht mir einen erheblichen Ausfall in meinen Einnahmen, und ein Zimmer in einem königlichen Schlosse ist keine Schusterwerkstätte, in der man Geschäfte abschließen kann. Das ist's. Und wenn der Kammermusikus Quanz sich seine Stiefel bei mir machen lassen will, dann brauche ich ihm auch nichts vorzusagen."

"Aha!" rief der König in guter Laune, "ich merke, er will mir eine Lehre geben. Nun, nun — er soll nicht zu kurz kommen. Mache er seine Rechnung bei Heller und Pfennig, und wenn er mit den Händen so gut arbeitet, wie mit dem Munde, so soll er für uns liefern, und Quanz wird dafür sorgen, daß sämtliche Mitglieder meiner Kapelle sich die Schuhe bei ihm machen lassen. Nicht wahr, Quanz?"

"Wie Euer Majestät befehlen!"

"Majestät machen mich äußerst glücklich," nahm Schlawig das Wort, "ich darf also die beiden Deutschen aus Bronze und den Eisenlaubkränzen, das königliche Wappen zwischen ihnen, über meine Stellthür nageln lassen?"

"Vor' er, Meiner! so große Eile hat's jaust nicht!" rief Friedrich bedächtig. "Fertige er erit mit ein Paar Reithiefel zur Probe an, und dann wollen wir weiter sehen."

Er nickte verabschiedend mit dem Kopfe, und mit dem Gedanken, daß sein Glück für immer gemacht sei, begab sich Meister Schlawig nach Hause, wo er sogleich ans Werk ging und die Probhiefel so vortrefflich herstellte, daß ihm der Titel: "Königlicher Hofschuhmacher" in aller Form erteilt wurde. Auch erhielt er auf sein Ansuchen aus der königlichen Schatzkammer 500 Thaler zur Erweiterung seines Geschäftes ausgezahlt, und die brave Rene hatte hinfort nie mehr Ursache, über Stöckung im Geschäftsverkehr und allerlei Entbehrungen zu klagen.

Quanz hielt es für gut, die Petrifirche nicht mehr mit seinem Besuche zu beehren; aber er wurde auch in seinem Verkehr mit dem großen Könige vorsichtiger und zurückhaltender, wohl wissend, daß Friedrich II. ihn nur seiner musikalischen Fähigkeiten und Talente wegen schätzte, wie er gleichzeitig ein Feind aller Scherereien und Quäntelangen war.



## Denn Jinds Kolzhackertraum.

Von  
Emil Mario Vacano.

An hat schon viel über Künstlerehen geschrieben und gesprochen, und fast immer war das Fazit ein tragisches oder wenigstens kein erquickliches. Nun, eine Künstlerehe, an der man so recht von Herzen seine Freude haben konnte, war die des berühmten französischen Tenoristen Roger (des Roger, für den Meyerbeer seinen Propheten schrieb — wie es in der Theatersprache heißt — des Roger, der später mit einem künstlerischen Arme mimen mußte, des Roger, mit dem alle Erfolge der neueren französischen Oper aufs engste verbunden sind) mit seiner Frau Fanny. Fanny war aber auch ein reizendes Geschöpf — keine Schönheit, aber so anmutig, liebenswürdig, geistreich und angenehm, wie es nur eine Französin sein mag. Ihre Ehe war also auch mehr als ein Turteltaubenleben — sie war ein gegenseitiges vollkommenes, glanzvolles, liebevolles und heiteres Verständnis. Sie war sein "guter Kamerad", machte seine Häuslichkeit angenehm, gewann ihm viele Freunde, redete ihm Kränkungen aus, begleitete ihn auf allen seinen Reisen und Gastspielen, und war ihm im besten Sinne des Wortes sein alter ego. Sie lebten ihr Leben miteinander und nicht nebeneinander, und ein schönes, glanzvolles, erfolgreiches Leben war es für den gefeierten Sänger und für sein scharmantes Fräulein. Und je mehr die ganze Damenwelt für le beau Roger schwärmte, ihn vergötterte und ihm nachstellte, desto stolzer war Fanny auf ihn, und nichts belustigte sie so sehr, als die Liebesbriefe zu lesen, welche dudenweise an den "Stern der Oper" einlangten und aus welchen sie sich Papiloten machte.

Im Jahre 1848, dem Jahre, wo von Paris aus der ganze Kontinent revolutioniert wurde, fand es Roger wie so viele andere in Paris unbehaglich und ließ sich für eine Tour mit Jenny Lind engagieren. Er nahm also seine Waise, seine Fanny, und wanderte nach London, wo mit dem Impresario alles in Wichtigkeit gebracht wurde. Die Tour sollte einen Monat dauern und durch England, Schottland und Irland gehen. Waise, der berühmte Waise, war Kapellmeister; F. Lablache, der Sohn des „großen“ Lablache, sang die Vokalien; der Bariton war Belletti. Roger war ganz entzückt über die Aussicht, eine solche Kunstreise machen zu können an der Seite der ersten damals lebenden Sängerin, während es auf dem Festlande überall politische Kämpfe, Krieg und blutige Kämpfe gab.

— „Welch ein Glück!“ — sagte der Künstler ganz freudentzündet. „Ich werde Gelegenheit haben dieses seltsame Wesen zu studieren, welches Paris nie beisehen hat, aber deren Welttriumph — entstanden in Deutschland unter den Auspizien Meyerbeers, in England solche Dimensionen angenommen hat, daß man bei ihrer Ankunft in der einen Stadt mit allen Glocken läutet und in der anderen ihr ein Erzbischof entgegengeht und ihr eine Wohnung in seinem Palais einräumt! Und deren Herz so edel, deren Freigebigkeit wahrhaft königlich sein soll — sie gründet ganze Hospitäler und Asylen!“

— „Ja, es muß sehr interessant für dich sein!“ — lächelte seine Frau, „und sehr vorteilhaft für dein Memoire!“

Die Proben wurden abgehalten, Roger und die Lind nahmen alle ihre Einmündel in der „Somnambula“, der „Lucia“, den „Burianen“ und der „Regimentsmutter“ vor, aus denen das Repertoire der Tournee bestehen sollte.

— „Nun?“ — fragte Madame Roger nach diesen Proben ihren Gatten, während sie sein Tonioskostüm mit neuen Wandern verließ. — „Ein merkwürdiges Weib!“ — rief Roger, der sonst alles echt französisch, d. h. lustig, leichtsin, sogar etwas satirisch zu nehmen pflegte, mit leisem Ernst und mit einem Tone des Gefäßes, das ihm sonst fremd war. „Wie gewissenhaft ist sie in allen Details, wie genau und akkurat. Aber das gefällt mir eben. In ihren blauen Augen lobt die blaue Flamme des Genies; selbst ohne ihr Talent wäre sie ein Unikum in ihrer Art, ein Mädchen, welches eines Studiums wert wäre! — Da sie sich wahr und echt fühlt, ist sie voll Zuversicht und leistet Großes, da sie sich nicht um das Urteil der übrigen kümmert. Eine Mischung von Zurückhaltung und Umgebung, von Ehrlichkeit und Unstetigkeit, erinnert sie mich an manche ihrer Landsleute, die ich gekannt habe; sie hat in der Art, wie sie ihren Blick mit den langen blonden Wimpern verschleiert, etwas Mystisches und Geheimnisvolles, das so echt nordisch ist. Wenn man sie sieht, versteht man Schweben, dies Land der Legenden und der religiösen Schwärmer, mit seinen weiten, dunklen Forsten und seinen blauen Seen.“

— „Du wirst ja ganz poetisch!“ — lachte Fanny mit ihrem echt französischen, heiteren Lachen.

— „Das kommt daher, daß die Nähe dieses wunderbaren Mädchens selber wie Poesie berührt. Die größte Kraft der Lind liegt darin, daß sie an sich selber glaubt; sie besitzt hohe Selbstachtung und lebt wie eine Heilige; es ist, als ob sie sich für eine Abgesandte des Himmels hielte, welche das Glück der Völker durch die Religion der Kunst stiften soll. So bleibt sie denn kalt und ehrbar im Privatleben und erlaubt ihrem Herzen nicht, sich an den Flammen der Leidenschaft zu entzünden, mit denen sie uns auf der Bühne erschütterte.“

Fanny sah ihren blauen Gatten einen Augenblick fast ernst an. Dann aber lächelte sie und plauderte in ihrer echten Barrier Manier: „Und das ist ein Glück! Denn wo sollte das enden bei ihrer Begeisterung für sie?“

Die Reise wurde angetreten am 5. September. Man ging zuerst nach Birmingham an einem prächtigen, reinklaren Herbstabende. Es war nur ein Konzert da im Stadthaus. Roger sang die Romane Dom Sebastians, mit Lablache das erste Duett aus Tell und ein Adagio und machte Furore. Aber einen Orkan von Beifall entfesselte die Lind am Schluß mit ihren schweblichen Liedern. Roger glaubte verglichen zu haben. — „Wie breit und verblüffend ist ihre Stimmkraft in der Höhe!“ — murmelte er; „ohne zu forschen bis zum pianissimo zu stehen!“

Dann ging man nach Liverpool, logierte im Adel-

phyl-Hotel, machte ein kleines Landsknecht, und Lablache ersäufte die lustige Gesellschaft von der Dame, welche so mächtig war, daß sie nur bei zwei Gelegenheiten Brandt trank; an dem Tage, wo sie Schweinsbraten aß... und an den Tagen, wo sie keinen aß!

Jenny Lind logierte nicht in demselben Hotel wie die andern — sie that dies niemals auf der Reise. Es sah das ein bißchen hoffärtig aus, aber Roger fand es eigentlich lustvoll. Die Gesellschaft war dadurch ungenierter. Sie lebte sozusagen in sich verschlossen. Dann kam man nach Manchester und wohnte im Albion-Hotel, neben dem Gasthofe, wo die Malibran verblieben war. Abends war Lucia. Roger hatte brillanten Erfolg neben der Lind.

Nach der Vorstellung ging er zufällig mit Lablache allein nach Hause, da sie in der Garderobe aufgehalten worden waren.

— „Was hast du?“ — fragte Lablache, plötzlich stehend unter einer Laterne und Roger, mit dem er eingehängt ging, loslassend. „Du bist ja ganz außer dir — du zitterst!“ — „Und ja, in den Augen Thränen!“ — „Was hast du?“

Roger sagte mit bebender Stimme und wogender Brust: „Was ich habe, Mensch! Ich habe, daß ich in der Lind endlich die Partnerin gefunden habe, welche mich auf der Bühne versteht; sie belebt sich, ihre Hände drücken die meinigen mit aller Kraft, das Leben der künstlerischen Leidenschaft beherrscht sie; sie identifiziert sich mit ihrer Rolle auf ergreifende Weise und dennoch läßt sie sich nie so weit hinreißen, um nicht Meisterin ihrer Mittel zu bleiben! Sie ist das Weib, das in einem Künstler alles, alles weckt, was in ihm schlummert. Wie hoch erhebt Sinnen ein solches Wesen über das eigene Können! Was sind wir gegen sie? Wir haben gelernt, wir studieren, wir berechnen und sie ist das alles...!“

— „Roger! Mir scheint gar...“

— „Was?“

— „Du bist verliebt bist!“

— „Sage noch einmal ein so dummes Wort, so schlage ich dich nieder! Verliebt!... Ebenso gut könnte ich sagen, daß man in einen Engel verliebt ist, daß man in seine Muse verliebt ist! Ich liebe sie!“

— „Roger!“ — sagte plötzlich eine Frauenstimme neben ihm, leise, bebend.

Es rief ihn herum. „Fanny!“ — rief er betäubt.

— „Ich wurde von der Garderobiere zurückgehalten, die ich über ihr krankes Kind beruhigen mußte. Gut, daß ich dich einholte. Ich hätte allein nach Hause gehen müssen.“ — Man sprach wenig im weitergeben. Dabei sagte Fanny zu ihrem Manne, indem sie ihren Hut abnahm und auf den Tisch legte: „Roger — was habe ich hören müssen? Ich will nicht heucheln, als wäre mir's gleichgültig und ich will dir keine Szene machen...“ Aber sage mir, ist das wahr, was du Lablache sagtest?“

Er stand da, die Hand an seine Stirne gepreßt und seine Stimme war gedämpft. „Fanny, sei kein Kind.“

— „Du siehst, daß ich kein Kind bin, denn ich weine nicht und ich zante nicht. Du hast gesagt, daß du die Lind liebst!“

— „Fanny, mein geliebtes Weib! Du weißt, daß es eine Herzensliebe gibt und eine — Ecstasie.“

Sie zuckte mit den Achseln. „Ist das nicht dasselbe?“

— „Bei den gewöhnlichen Menschen wohl. Aber bei uns Künstlern, beim Sänger nicht. In ihm sind zwei Wesen. Und mein Bühnenwesen, das Wesen, das ich als Edgardo, als Tonio, als Raoul bin, hat in Lind die — Ergänzung gefunden. Ist das eine Liebe, auf welche eine Gattin eifersüchtig sein kann?“

— „Wenn ich mit ihr auf der Bühne bin, umweht mich der Hauch ihres Genies und weckt alles Große, Herrliche in mir, dessen ich fähig bin! — Von dem Augenblick an aber, wo ich die Bühne verlassen habe, wo ich in mein menschliches Leben zurücktrete, gibt es für mich unter allen Weibern der Welt, unter all denen, die mich mit ihrer Bewunderung umgeben, nur Eines: Das bist du. Du bist die Heimat, du bist mein Glück.“

— Er schwieg.

Sie sagte nichts.

— „Bist du noch eifersüchtig?“ — fragte er.

Sie legte ihre Hand in die seinige und schaute ihm klar ins Auge. „Nein,“ sagte sie einfach.

Die Reise ging weiter. Ueber New Castle nach Gbinburg, nach Derrid, überallhin. Dann nach Dublin. Und überall brachte Lind das kälteste und das fröhlichste Publikum in einen Rausch der Begeisterung. Die Rückreise nach England machte man auf dem

Schiffe „Bradsh“. Es war herrliches Wetter. Tausende von Personen waren am Ufer versammelt, um Jenny Lind zum letzten Male zu begrüßen und tiefen ihr begeisterten Zurufs nach. Zumby ließ auf offener See seine Kapelle spielen. Roger ergriff bei einem Walzer Jenny Lind um die Taille, andere bemächtigten sich anderer Damen und im hellsten Sonnenschein wirbelte bald ein lustiger Ball übers Meer, während das Schiff pfeilschnell dahinjagte. Während einer Pause befand sich Roger mit der Lind fast isoliert am Tribord, wohin sie plaudernd gegangen waren.

— „Wir werden nun bald scheiden,“ sagte er. „Und mir ist, als ob ich damit von dem besten Teile meiner Kunst scheide.“

Jenny Lind lächelte mit ihrem Lächeln, das wie frischer Moosduft anmutete. „Sie werden mit anderen Sängern singen, Monsieur Roger... Das wird der ganze Unterschied sein.“

— „Glauben Sie?“ — „Ich werde dann wieder allein sein mit mir auf der Bühne. Ich werde mein Bestes geben, aber das wird so wenig sein. Wenn ich mit Ihnen singe, erhalte ich von Ihnen die Inspiration, das Wahre. Das macht, weil Sie nicht singen, sondern jauchzen und schlingen mit Ihrer Stimme. Was muß in Ihrem Herzen leben, daß es so anfassend kann im Gesange und mit seinem Takte alles heraufst — den Mitwirkenden ebenso wie das Publikum.“

— „Vielleicht die Kunst.“

— „Nur die Kunst?“ — sagte er und schaute in ihre himmelblauen Augen und schüttelte das Haupt.

— „Vielleicht noch etwas,“ sagte sie flüchtig und blühte in die Unendlichkeit des Himmels hinein. „Ob Sie wohl erraten mögen, was das ist?“

— „Die Religion?“ — sagte er langsam.

Sie antwortete nicht. Sie ließ sich auf einem Schiffsstuhl nieder. Dann sagte sie: „Kommen Sie her, Roger und hören Sie mich an. Als halbes Kind, wenn meine anderen Freundinnen von ihren Liebsten sprachen, träumte ich oft, wie wohl mein Geliebter aussehe müßte — denn ich hatte nie einen gehabt. Und da dachte ich, ich könnte nur einen recht armen, gewöhnlichen Holzhauser lieben, wie sie im Walde gehen, mit nackten Füßen, berben, arbeitsarten Händen, die Holzbindel auf dem breiten Rücken schleppen, und den Wald, den Tannenwind liebend, das Vogelgezwitscher liebend, wie ich. Das war der Holzhausertraum meiner Jugend. Und als ich Sängerin wurde und alle Welt mich feierte und viele folge, hochgeborene Männer um mich warben, da verstand ich erst jene Kinderträume... ich wußte, daß es nur ein Mann sein konnte, der ein echter Künstler sei und der aus dem Herzen schaffe, wie ich. Das ist der Holzhausertraum meines Lebens.“

— „Und haben Sie denselben gefunden?“

— „Niemand. Und so ist es gekommen, daß ich all meine Liebe zuletzt dem Himmel gewidmet habe.“

In London gab die Gesellschaft ihre letzte Vorstellung, um sich dann wieder in alle Welt zu zerstreuen. Man gab die Somnambula. Im letzten Akte, während des Ritorrells zum Schluss, sagte Amira-Lind leise zu Elvino-Roger, wie sie an seiner Seite stand: — „Hören Sie meine Worte gut an, Roger, es sind die letzten Worten, welche Sie von mir auf dem Theater hören werden.“

Roger war erstarret. Sollte das wahr sein? Ihre Karriere sollte beendet sein! Im Zenith ihres Ruhmes entlagte sie dem Theater!... Er hatte nicht Zeit, eine Erklärung zu fordern... Sie sang... Das entzückte Publikum applaudierte, ohne zu ahnen, daß es sie verliert. Und wie die Weiße an ihn kommt, muß er mit glücklicher Miene singen, da er sie heiratet, und sein Herz that ihm so weh!

Warum wollte sie der Bühne entsagen? Ist sie es müde, Wohlthaten zu üben? Solange sie als Künstlerin wirkte, hatte sie ein Leben wie eine Heilige geführt. Man sprach von einem Märtyrertum, welcher ihr Strudel über die Ausübung ihres Berufes in den Kopf gesetzt habe. Wer weiß!

Lange danach erfuhr Roger, Jenny Lind habe sich mit dem Pianisten Otto Goldschmidt vermählt. — „Sie hat also doch einen echten Künstler gefunden!“ — dachte er. „Einen, dessen Leistungen nach Waldmoos duften und in dessen Seele der Himmel sich spiegelt. Und ihr alter Holzhausertraum ist in Erfüllung gegangen.“

# Das Lied der Gräfin Königsmark.

Von Ernst Montanus.

## I. Ein Retter in der Not.

Der helle Auf der Schwarzdrossel weckte einen Reiter, vor dem sie hastigen Fluges quer über den Waldweg flog, aus tiefen Sinnen und ließ ihn schier zusammenfahren.

„Ei, Reinhard,“ sagte er zu sich selber, während ein Schellenbrand den höflichen Frauen zu flotterem Weiterfahren mahnte, „du thust ja so erschrocken wie Laas Jüngsten, der wackere Panter, wenn er — wie gewöhnlich — seinen Einfluß verschlafen hat, und ein Rippelstoch des Raubhorns im Ohrstiller ihn wieder ins Bewußtsein zurückruft. Dieser doch der Weg, der gar kein Ende nimmt, konnte einen freilich in Schlummer versetzen, — ich wäre doch wohl besser auf der großen Landstraße geblieben, anstatt mich auf einen Nichtsweg einzulassen, der am Ende ein „Holzweg“ in optima forma ist!“

Der Reiter trug einen dunklen Rock, darunter eine Aermelweste, dann enge Hosenhosen und hohe Stiefel. Auf der braunen Perücke sah ein an drei Seiten aufgeschlappter Federhut, an der Seite trug der Herr einen Degen, und in einem Lederhaken vorn am Sattel saßen zwei Pistolen. Ein hinten aufgeschlagener Mantelflap enthielt wenigstens Gepäck. Die Füge des ansehnlichen etwa fünfundsiebzigjährigen Mannes war unregelmäßig, das Kinn entbehrte der energischen Zeichnung, und um das etwas sinnlichen Mund lag ein müder Zug. Aber die großen dunklen Augen gaben dem Gesichte etwas überaus Anziehendes, und auf der hohen schönen Stirn thronte der Genius. Er hieß Reinhard Keiser, und die Opfern, welche diesen Namen trugen, waren weit und breit berühmt.

Im Jahre 1694 war Keiser nach Hamburg gekommen, das seit 1678 in seinem Theater am Gänsemarkt die erste stehende deutsche Oper bräuh, und dort schrieb er dann eine Oper nach der anderen, die eine solche Fülle herrlicher musikalischer Gedanken, eine so unvergängliche Frische und zugleich eine so charakteristische Abweichung des Gemüthslebens boten, daß man ihren Schöpfer nicht mit Unrecht den Mozart jener Epoche genannt hat. Er war eine echte Künstlernatur, leichtfertig, der Schönheit huldigend, dem Lebensgenusse sich in seinen Musikstunden mit Vergnügen hingebend, dabei arglos und leicht sich dem Einbrüche des Augenblicks überlassend. Nur zu oft wurde seine Gutmütigkeit von Unwürdigem und Schmarobern mißbraucht, und das schnell erworbene Gold floß nach kurzer wieder aus seinen freigelegten Händen. Keiser hatte nichts von einem Geschäftsmann an sich, und so war es denn eine große Thorheit, daß er sich verleiten ließ, mit einem womöglich noch unpraktischeren Gelehrten namens Drückke die Bucht und Direction der Hamburger Oper zu übernehmen. 1707, im vierten Jahre ihrer Verwaltung, machten sie Bankrott: Drückke verschwand schlammig, und auch Keiser, gegen den die Geschäftigkeit zahlreicher Feinde und Neider nummehr bequem operieren konnte, mußte, nachdem von mehreren Gläubigern Verhaftungsbefehle gegen ihn erwirkt worden waren, bei Nacht und Nebel aus Hamburg entweichen. Er hatte sich seitdem etwa zwei Jahre lang in Weichenfels aufgehalten, und es mußte wohl ein wichtiger Grund sein, der ihn jetzt zu einer Reise veranlaßt hatte, welche ihn ankündend wieder jener Stadt zuführte, in der ihm doch Verhaftung und Schande drohte, wenn man ihn innerhalb des Reichsbildes desselben betraf.

Schwere Gedanken auch waren es gewesen, die ihn vorhin in so tiefes Nachdenken hatten versinken lassen, daß er darüber nicht mehr des Weges gedacht hatte, den er eingeschlagen, um eine bedeutende Krümmung der von Lüneburg nach der freien Reichs- und Hansestadt Hamburg führenden Heerstraße abzuschneiden.

Wiel begangen wurde dieser Waldweg, den zu beiden Seiten dichtes Unterholz einschloß, erstlich nicht, denn üppiger Graswuchs überwucherte ihn. Er diente wohl nur zu gewissen Zeiten für den Transport des in diesen südlich der Elbe sich ausbreitenden Forsten geschlagenen Holzes und wurde sonst wenig passiert. Trotzdem aber entdeckte das scharfe Auge Reinhard's frische Geleisspuren in dem Grase, und von Zeit zu Zeit meinte er auch in einiger Entfernung das knarrende Geräusch eines Fußwerkes zu vernehmen, — sehen konnte er freilich noch nichts von demselben, da die Straße, welche fast eine Stunde

lang beinahe schnurgerade durch die Waldensaumlein geführt hatte, etwas weiter vorwärts eine scharfe Biegung machte. Möglicherweise aus eben jener Richtung, in welcher das Wagengeräusch vernommen gewesen, der Hilferuf einer Frauensimme, und dieser Laut drängte sofort von dem Reiter die schlafende Haltung, welche er vorher gezeigt hatte. Ohne sich zu bestimmen, hieb er dem Pferde die Sporen ein, daß es in weiten Galoppstößen davonjagte. Als der Braune dann einige Augenblicke später an die Ecke des Weges bog, gewahrte Keiser eine Szene, wie sie dazumal in solchen abgelegenen Dörfern nur zu oft vorkam.

Man schrieb das Jahr 1709; im Norden, wo Russen und Schweden miteinander rangen, und im Süden, wo die Verbündeten gegen Ludwig XIV. in Waffen standen, wüthete die Kriegsunruhe, und überall war Unsicherheit und Unruhe. Auch hier oben im Gebiete der unteren Elbe tauchten größere und kleinere Trupps von sogenannten Marodebrüdern auf, denen sich allerlei sonstiges Gesindel anschloß, und die dann gemeinsam wegelagerten, wo sich nur eine günstige Gelegenheit zu bieten schien.

Eine solche aber hatten wohl einige von diesen Streolchen in der auf dem einsamen Waldwege dahin fahrenden Kutsche zu erblicken geglaubt, zumal ihre Anwesenheit nur zwei Damen, deren Bagage reiche Beute zu verheizen schien, und die, ihrer vornehmen Tracht nach zu schließen, gewiß auch Schmuckstücken und wohlgefüllte Börsen mit sich führten.

Der Anführer des Trupps, ein echter Marodebruder in der abgerissenen Uniform eines kaiserlichen Musketiers, war mit der Pistole in der Hand zuerst dem Wagen entgegengetreten und hatte den auf dem Pod sitzenden alten Kutscher gezwungen zu halten. Er hatte den vor Todesangst Zitternden hierauf absteigen lassen und stand nun mit der Schußwaffe im Anschlag neben ihm, während seine Genossen, verkommene Burtschen in Bauertracht, daran gingen, sich der Beute zu bemächtigen. Zwei hatten einen großen Koffer hinten vom Wagen genommen und erschrien, während der Dritte den Wagenschlag geöffnet hatte, um die Damen auszuplündern.

Von diesen, welche ihrem Reichen „à la mode“-Kostüme nach, wohl einem hamburgischen Patrizierhause angehört mochten, war die ältere augenscheinlich einer Schmachdane nahe, während ihre Begleiterin, ein schönes Mädchen von etwa vierundzwanzig Jahren, sich mutdolk vor die Matrone gebückt und zugleich mit heller Stimme den Hilferuf ausstieß. Der Wegelagerer brummte einen grimmigen Fluch und hob drohend ein großes Messer, das er hervorgezogen, als ein warnender Zuruf seiner Gefährten ihn veranlaßte, sich umzusehen. Der Anführer hatte zuerst den herausprengenden Reiter gewahrt und sofort „Rückzug!“ geboten, während er selbst sich bereit hielt, einen Schuß auf ihn abzugeben; die übrigen hatten keine Feuerwaffen.

Ebenfalls eine Pistole in der Rechten, war Reinhard Keiser jetzt bei dem Orte des Ueberfalls angelangt und sah die Situation überblickend senkte er sein Pferd nach der Seite, wo der eine Räuber die Fassung des Wagens bedrohte. „Zurück, Schurke!“ rief er, und seine ganze Haltung zeigte, daß Furcht ihm fremd sei. Als er aber neben der Kutsche das Volk mit fester Hand parierte und sein Blick auf das darin sitzende junge Mädchen fiel, da wich für einen Augenblick das Blut aus seinen Wangen. Doch nicht für sich bangte ihm, nur daß er diese holde Schönheit von brutaler Gewalt bedroht sah, ließ ihn zusammenfahren, während der Name „Anna!“ über seine Lippe hefte. Dann zielte er kaltblütig nach dem Kerl mit dem Messer, der sich auf den Ansturm stürzen wollte; der Schuß knallte, und der Räuber stürzte im Feuer zusammen. Fast gleichzeitig aber war auch der Anführer des Trupps dicht an Reinhard herangetreten und feuerte aus einer Entfernung von nur wenigen Schritten seine Pistole auf diesen ab. Die junge Dame schrie wie verzweifelt auf, aber der Schuß ging fehl, worauf der Marodeur mit einer wilden Verwünschung in das seitwärtige Gehölz sprang. Auch die beiden Gefellen, welche sich über den Koffer hergemacht, warteten nicht ab, bis Keiser sich gegen sie wandte, sondern waren schon verschwunden, als dieser vom Pferde sprang und nun zunächst an den Wagen trat, um sich zu überzeugen, ob die Damen unverletzt.

Mit einem wunderbar strahlenden Blicke streckte ihm Anna die Rechte entgegen, indem sie bewegte sagte: „Guck, laube uns der Herr selbst zu Hilfe! Ihr magtet Euer Leben, um uns zu retten — habt Dank, heißen Dank!“

Reinhard drückte einen Kuß auf ihre Hand und hielt wie in trunkenem Selbstvergessen eine Weile die

arten weißen Finger zwischen den seinen, als er aber fühlte, wie ihm dieselben dann ängstlich entzogen wurden, da sagte er erwidert und sich gewaltiam beherrschend, in kühnem Tone: „Die werthe Demoiselle weiß, daß mein Leben nicht sonderlich hoch mehr im Preise steht — übrigens that ich nur meine Pflicht und verdiene keinen Dank. — Wie geht es aber der gnädigen Tante?“

„Sie erholte sich bereits wieder,“ entgegnete die junge Dame, indem sie der Matrone ein Glässon mit stärkenden Kompositionen mit Jammen über das schreckliche Abenteuer und den erschrockenen Koffer vermenge. Ein Teil von dem Inhalt desselben, Damenkleider und sonstige Toilettesachen, war bereits herausgezerrt worden und lag über den Weg gestreut.

„Nicht alles wieder ein,“ sagte Reinhard zu dem Alten, dem er auch den Fingerring seines Pferdes zu halten gab, „ich will noch schnell im Gehölz nachschauen, ob dort noch etwas zu finden ist.“ Er sah, obgleich die Wegelagerer gewiß schon weit entfernt waren, vorwärtshin mit der zweiten Pistole aus dem Koffer, verteilte dann das Unterholz, welches den Weg einsaßte und suchte den Fortschritt der Strede weit ab. Er fand jedoch nichts und wollte gerade wieder zu dem Wagen zurückkehren, als er zu seinen Füßen im Moos ein reich mit Silber beschlagenes Buch liegen sah, welches einer der Räuber jedenfalls aus dem Koffer geholt und dann bei der eiligen Flucht dort hatte fallen lassen. Er hob es auf, steckte es in die Rocktasche, um den Fund den Damen zurückzugeben, und kehrte dann auf die Fahrstraße zurück, wo Christian seinen vergebliche Veruche machte, den Koffer wieder hinten auf den Wagen zu heben. Reinhard half ihm und trat hierauf an den Wagen, um die ältere Dame zu begrüßen, welche sich mittlerweile völlig erholt hatte und nun ihrem Retter in den warmsten Ausdrücken dankte.

Wie war die Gemahlin des Bürgermeisters Lucas v. Bohl, in dessen Hause Keiser während seines Hamburger Aufenthaltes viel verkehrte, da jener ein großer Dornenfremd war, dem die dortige Bühne sogar eine Bearbeitung der italienischen Oper „Cidus“, sowie den Text zu einem eigenen, die Befreiung Wiens von der Türkennot verhandelnden „Singpiel“ zu danken hatte. Ihre Nichte Anna war die Tochter des einem angesehenen Patriziergeschlechte entstammenden, wohlhabenden Ratismannanten Oldenburg und lebte, wie Keiser jetzt erfuhr, seit dem Tode ihres Vaters in dem kinderlosen Hause des Bürgermeisters. Die Bürgermeisterin hatte, wie Reinhard weiter berichtete, mit Anna eine Reise nach Lüneburg zu Verwandten gemacht und war jetzt in ihrem eigenen Wagen auf der Heimfahrt begriffen. Der alte Christian hatte gemeint, die große Krümmung der Landstraße durch den ihm bekannten Nichtsweg quer durch den Forst abschneiden zu können, wobei man — wie sie gezeigt — die gegenwärtige Unsicherheit so abgelegener Wege nicht gebührend berücksichtigt hatte.

Christian hatte inzwischen den Koffer wieder befestigt, und kurz darauf rollte der Wagen davon, während Reinhard auf der Seite der Frau Bürgermeisterin neben dem Schläge herrschte, sich lebhaft mit ihr unterhaltend. „Nun verzicht aber, Monsieur Keiser,“ meinte die alte Dame jetzt, „daß ich bisher immer nur von uns geredet habe, ohne mich nach Euren jetzigen Umständen teilnehmend zu erkundigen. Darf man aus Eurer Reise, die Euch zu unserer Rettung hierher geführt, schließen, daß Ihr nach Hamburg zurückkehrt, um der dortigen Schaubühne ihren Orpheus zurückzugeben?“

„Nicht doch, Madame,“ erwiderte Keiser in bitterem Tone, „den Orpheus würden die Trabantinnen Sr. Magnificenz alsbald in Bande schlagen, wollte er seine Lyra dort ertönen lassen. Ich darf hamburgisches Gebiet nicht betreten und kann Euch daher nicht bis dorthin geleiten.“

(Fortsetzung folgt.)

✱

## Kunst und Künstler.

— Die Verlobung von Emil Göde mit Frä. Donita vom Stadttheater in Köln ist schon wieder aufgehoben. Das war eine kurze Freude! Herr Göde soll bereits für unbefristete Zeit nach dem Süden abgereist und Frä. Donita entschlossen sein, ihre Entlassung aus dem Verbands des Kölner Theaters zu nehmen.

— Eine interessante Idee führten die Direktoren der Musikschule L. Ramann und J. Volkmann in Nürnberg aus. Das Programm ihres 3. größten Musikabends umfaßte nämlich einen „historischen Walzer-Enthusiasmus“, eingeleitet mit einem musikalisch-literarischen Überblick durch Frä. Ramann. Der Enthusiasmus, an dessen Ausföhrung sich neben den vorgeschrittenen Schülerinnen auch Frä. Volkmann und Frä. Breslauer beteiligten, umfaßte folgende Walzer: „Ed du lieber Augustin“ (1. Hälfte des 18. Jahrhunderts); Loh-Wienner (aus derselben Zeit); Martin B., Cosa-rara Walzer (1787); Mozart, W. A., Balli-Teleschi-Walzer (9); Beethoven, L. v., 12 deutsche Tänze (1795); Pauerwalzer (1810?); Schubert, Fr., Walzer (182?); Weber, C. M. v., Freischützwalzer (1817); Aufforderung zum Tanz (1816); Lanner, J. F. C., Alpenrosen (1832); Strauß, Joh., Das Leben ein Tanz (1832); Chopin, Fr., Walzer in As-dur op. 69/1, in Cis-moll op. 64/II und in E-moll; Raff, Joseph, Tanz-Capriccio op. 54; Kienzl, W., Neuer Walzer op. 15; Menner-Eberleben, Ein Walzer op. 13; Liszt, Fr., Soirées de Vienne nach Schubert (1851); Faust-Walzer von Gounod (1842); III Valse oubliée (1883) und Mephisto-Walzer (1858). Diese „Monographie“, wenn es erlaubt ist, das Wort für derartige Vorführung einer Kunstform zu übertragen — vom Walzerlied an bis zu den Epigen des Walzers als Kunstform — gab ein ebenso anziehendes als belehrendes Entwicklungsbild des heiter-gemüthlichen Dreiviertelalters.

— Herr Hofopernsänger Viktor in Braunschweig erhielt vom Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha das Ritterkreuz 2. Klasse des Sachsen-Ernestinischen Hausordens.

— Der Großherzog von Baden hat dem belgischen Tenoristen Herrn van Dyck den Jählinger Löwenorden verliehen.

— Zum Direktor der deutschen Oper in Rotterdam wurde für die nächste Saison der Bariton Herr von Bongardt, welcher sich dort großer Beliebtheit erfreut, gewählt.

— Aus New York wird berichtet, daß Frau Etelka Gerster daselbst ihr erstes Konzert mit glänzendem Erfolge gegeben hat. Wir entnehmen aus dieser Mitteilung die erfreuliche Thatsache, daß die Gerstede, die Künstlerin habe ihre Stimme eingebüßt, glücklicherweise unbegründet sind.

— In Gotha wurde am Hoftheater die Oper Sr. Hoheit des regierenden Herzogs Ernst II., „Cassiba“, aufgeführt und entzückte das volle Haus, wie man schreibt, durch die Fülle der reizendsten, originellsten Melodien, durch schöne Instrumentierung des ganzen Longemades und die prachtvollen Dekorationen. „Eine weichevolle Stimmung belebte Mitwirkende wie Zuhörer während der Vorstellung, welche der hohe Komponist selbst mit seiner Gegenwart auszeichnete.“

— Die Handlung der neuen Oper, welche, wie neulich mitgeteilt, Viktor E. Negler gegenwärtig komponiert, spielt zu Straßburg im Jahre 1676, zur Zeit des großen Freischießens, welches bekanntlich auch die Bürger auf ihrer von Johann Fischart besungenen Rheinfahrt besuchten. Dem Opernbuch zu Grunde gelegt ist eine alte Straßburger Erzählung von Karl Spinbler, „Wilmlein Wunderholz“. Aus ihr herüber genommen ist nur die Herzensangelegenheit der schönen Walpurgis und ihres Engelhard, welche, wie die übrige Handlung, vom Dichter des Opernbuches indessen völlig frei ausgearbeitet ist. Die beiden genannten Hauptpartien sind dem Sopran und dem Bariton zugebach.

— Ausglick mit dem Tenor Colli und dem Bariton Melopé debütierte in Crema in der „Lucia“ eine junge, vortreffliche Sägerin Signora Matilda Marcella (de Nogueira), eine Schülerin der Wiarot. Sie wurde im ganzen Verlaufe der Partie stürmisch applaudiert, aber nach dem mit seltener Bravour ausgeführten Ron-do moßten die Ovationen kein Ende nehmen und sie mußte wiederholt vor der Rampe erscheinen. In Matilda Marcella ist der Kunst ein viel-verheißender Stern aufgegangen. Sie kommt

aus einer der ältesten Adelsfamilien Portugals, und ist nicht nur schön, sondern eine wahre Künstlerin. Ihre Stimme ist brillant, sympathisch, ausgeglichen, umfangreich und volltönend, ihr Spiel voll Geist und Wärme, ihre Schlingelaufgakte außerordentlich. Und die Mailänder Journale erklären einstimmig, daß seit einem Vierteljahrhundert keine Sägerin einen solchen Enthusiasmus erregt hat, wie diese junge begnadete Künstlerin.

— In Paris starb am 23. v. M. der Violonist Jean Delphin Nard, ehemaliger Professor am Konservatorium, im Alter von 72 Jahren. Unter seinen Schülern ist besonders Sarasate zu nennen.

— Paul Kalisch, der aus dem Verbands des königlichen Opernhaus in Berlin ausgeschieden ist und sich nach Amerika begab, hat sich dort am 25. v. M. mit Lilly Lehmann vermählt. Die beiden unternehmen jetzt eine Konzertreise durch die Hauptstädte der Vereinigten Staaten.

— Richard Wagner ist aus Rouen verbannt. Als das dortige Wohlthätigkeitskomitee eine Vorstellung zu Gunsten der Armen geben wollte, in deren Programm der Marisch aus „Tannhäuser“ vorkam, ließ der Bürgermeister Lebon den Präsidenten des Komitees zu sich rufen, um ihn zu bedeuten, daß die Musik Wagners in Rouen nicht aufgeführt werden dürfe, und es müßte in der That der gedachte Marisch aus dem Programm gestrichen werden. Den Nachteil davon hat doch wohl nur Rouen!

## Wermischtes.

— Am 28. v. M. wurde in Warschau eine Musik-Ausstellung unter dem Protektorat des Grafen Plater und Grafen Krainkoff eröffnet, welche geeignet ist, die größte Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. — Es hat sich hochinteressantes Material angesammelt für alles, was nur in das Musikfach greift — vom 14. bis zum 19. Jahrhundert, und obwohl die Ausstellung nur eine national-polnische betrifft, so ist durch die weitgehende Beteiligung dieses seit jeder Musik liebenden Volkes — namentlich des hohen Adels — (der früheren polnischen Könige) — des polnischen Adels (für alle Varianten der Kirchenmusik und Orgeln) — die beregte Ausstellung für Musikforscher ein wahrer Schatz. — Man wird hierbei auch wohl stark daran erinnert, wie sehr italienische Künstler und Kunstwerke in Polen heimisch waren.

— In New York haben Kunstfreunde auf dem Grabe Leopold Damroschs ein sechs Fuß hohes

Marmordenkmal errichtet: eine stehende weibliche Figur mit einem Vorbeertranz auf dem Haupte und einem Lorbeerzweig in der Hand. Das Kunstwerk ist in Italien angefertigt worden.

— Die Theaterferien in München begannen für das Hoftheater am 18. Mai und enden am 13. Juni.

— Als jüngst Pauline Lucca ihr neues Heim in Wien einweichte und die dortigen Berühmtheiten der Diplomatie, der Kunst, der Wissenschaft und Literatur verammelt waren, war es einer der interessantesten Momente des Abends, als der berühmte Chirurg, Professor Billroth, sich an das Klavier setzte und seiner Tochter Lisa einige ungarische Volkslieder und zum Schluß ein reizendes Lied eigener Komposition begleitete. Die sensationelle Entdeckung, daß der große Gelehrte und Chirurg auch ein ausgezeichnet Pianist und gedankenvoller Komponist sei, begeisterte einen der Anwesenden zu folgendem Loblied auf Billroth:

So wie du die Vansette führst  
Mit fühner Weiterhand,  
Pinzette, Säge, wie noch sonst  
Dein Werkzeug sei genannt,  
So spielst du — welch ein Talent! —  
Sogar Klavier gewandt,  
Kurz, jedes Marierinstrument  
Bringst Feil in deiner Hand.

— Das berühmte Museum altertümlicher Instrumente der Musik des Herrn de Witt in Leipzig, welches einzig in seiner Art ist, wurde von der preussischen Regierung eingekauft.

— Die deutsche Oper in New York bleibt für die nächste Saison erhalten. So lautet die Entscheidung der Aktionäre des Metropolitan Opera House, von welchen in der nächsten Saison jeder für seine Loge 3200 Dollar anstatt der bisherigen 2500 Dollar wird bezahlen müssen. Die Schlussvorstellung der Oper für diese Saison brachte am 18. Februar Richard Wagners „Siegfried“. Die Oper errang einen glänzenden Erfolg, namentlich wurde Herrn Alwary, dem Darsteller des jungen Siegfried, eine wahrhaft begeisterte Jubelung dargebracht.

— Die städtische Konhalle in Düsseldorf soll nach dem preisgekrönten Entwurf von Schmitz und Deckers erweitert werden, die Kosten sind auf 700 000 M. veranschlagt.

— In Wien hat sich auf Anregung des Männergesangsvereins nimmehr das Zweigkomitee „zur Errichtung eines Denkmals für Heinrich Heine in Düsseldorf“ am 5. v. Mts. gebildet. Das Komitee gebekt 10–15 000 M. aufzubringen. An der Spitze desselben steht der Präsident des Männergesangsvereins, Ritter von Olschbaur, eine große Anzahl der ange-sehnesten Persönlichkeiten hat sich um ihn geschart.

## Litteratur.

Kirchner, Theod. Gedenkblätter (1848–1887). Hältt Musikstücke zur Erinnerung an die Einweihung des kgl. Konservatoriums in Leipzig. (Leipzig, J. Neitzsch-Biedermann, 10 M.)

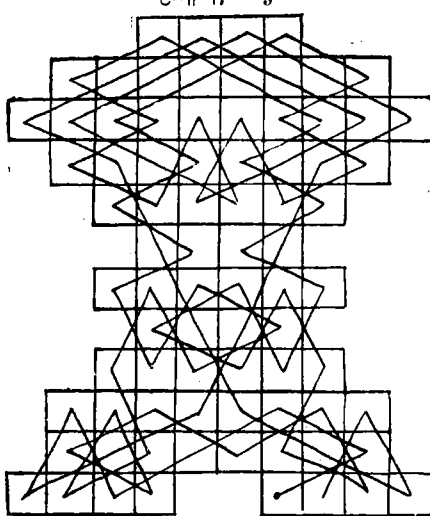
In dieser Heftgabe spricht sich wieder die ausgeprägte Individualität des feinsinnigen Komponisten aus. Die Ausnahme des einleitenden Marisches mit seinen energiegelassen Akkorden und Klängen, oft fast herben Modulationen, geht zumeist ein träumerisches, tragisches Sinnen durch diese charakteristischen Schöpfungen, welche durch ihren intensiven Stimmungsausdruck ein ergreifendes Lebensgefühl für die feinsten Seelen in allen Konservatorium, denen die einzelnen Stücke gewidmet sind, bildet.

Das prächtige Werk Kirchners gliedert sich in folgende Nummern, aus deren jeder, bei aller Individualität der Kompositionen, berechnung auch der Geist des damit geleiteten Konservatoriums spricht: Dem vorausgehenden Marisch (Poco maestoso in Desdur), gefolgt mit der Musik des alten und neuen Konservatoriums, schließen sich an: 2. Klarinettschiff (Lento melanolicco in Fis-moll) zur Erinnerung an Felix Mendelssohn, 3. Klarinettschiff (Allegro animato in Desdur) (an Felix Mendelssohn), 4. Klarinettschiff (Lento in B-moll) (an Robert Schumann), 5. Klarinettschiff (Lento in Desdur) (an Moriz Hauptmann), 6. Klarinettschiff (Un poco agitato in E-moll) (an Ferd. David), 7. Klarinettschiff (Vivace in D-moll) (Ignaz Moscheles), 8. Klarinettschiff (Allegro, Andante oppressivo in D-moll) (an G. F. Richter), 9. Klarinettschiff (Andante in Esdur) (an G. F. Richter), 10. Klarinettschiff (Con-modo in Desdur) (an G. F. Richter), 11. Klarinettschiff (Vivace in Fdur) (an G. F. Richter), 12. Klarinettschiff: Requiescat in pace (Zwergengeld in B-moll) am 24. Kirchners op. 13 „Nieder ohne Worte“.

Die Ausstattung des Werkes, dem hohen Protektor des Leipziger Konservatoriums, dem König von Sachsen gewidmet, ist des Inhaltes würdig; jedes der Musikstücke ist mit dem Bildnisse des damit geleiteten Künstlers und ehemaligen Lehrers des Leipziger Konservatoriums geziert.

Das Buchwerk ist allen Verehrern Kirchners, vorzugsweise aber auch denen angelegentlich empfohlen, welche zu obengenanntem Institut einmal in Beziehung stehen haben, oder noch stehen. Als Probe von Inhalt und Ausstattung ist mit Vernehmung der Verlagshandlung in unserer heutigen musikalischen Zeitsage eine Nummer reproduziert, wozu wir jedoch bemerken, daß wir aus technischen Gründen Schwarzdruck wählen mußten, während die Originale in welchem Buntdruck ausgeführt sind.

## Kösselsprung.



Auflösung des Rätsels in letzter Nummer:  
Cherubim — Cherubini.



**Götterdämmerung.**

(Siegfrieds Abschied von Brünhilde.)

Zeichnung von H. Kaulbach. Text siehe Seite 67.

Abonnements-Einstellungen auf die „Neue Musik-Zeitung“ (80 Hg. pro Quartal) werden jederzeit von allen Postanstalten und Buch- oder Musikalien-Handlungen entgegengenommen und die bereits erschienenen Nummern des laufenden Quartals nachgeliefert.



Anfragen ist die Abonnements-  
Anlage beizufügen. Anonyme Zuschriften  
werden nicht beantwortet.

**Nordhausen. S.** Nicht verwendbar.

Verlag von **A. Handenteufel** in  
Mannheim. Gegen Einsendung des  
Betrags in Briefmark. Frk. zu send.

== Bei Besetzung von Arbeitsstellen  
wolle man gef. angeben, auf welchen  
Instrumente reflektiert wird. ==

Vlg. v. Hans Licht, Leipzig.











— Auflage 51 000. —

Vierteljährlich sechs, mit Künstler-Porträts etc. illustrierte Nummern und je einer Extrablatt, bestehend in vorzüglichen, für Hausmusik geeigneten Gesangs- u. Instrumentalkompositionen, Musikalisches Fremdwörterbuch, Musiker-Lexikon, illustrierte Musikgeschichte, Kaulbach-Mästlers Opern-Album u. s. w.

Verlag Carl Grüninger, Stuttgart-Leipzig  
(vormals F. J. Longner in Köln).  
Inserate die Musikspalten: Nonpareille-Beile 75 Pfennig.  
Beilagen für je 1000 Zpfl. Carl Grüninger  
Kleinere Anzeigen des Anzeigens und Beilagen bei  
Rudolf Mosse Stuttgart, Leipzig, Berlin u. dessen Filialen.

Preis pro Quartal bei allen Postämtern in Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Luxemburg, sowie in sämtlichen Buch- und Musikalien-Handlungen 80 Pfg.; direct von Stuttgart und bei den Postämtern des Weltpostvereins 1 Mk. 50 Pfg. Einzelne Nummern 25 Pfg.

Alle früheren Jahrgänge sind neu aufgelegt in eleg. brosch. Bänden zu 80 Pfg. das Quartal, Einbandbrosch. à Mk. 1.—, Prachtbrosch. à Mk. 1.50 durch alle Buch- u. Musikalien-Handl. zu beziehen.

## Heinrich Föllner.

Der Name Heinrich Föllner, welcher schon seit mehreren Jahren bei allen Freunden des Chorgesangs in gutem Klange steht, ist erst seit der Zeit zu allgemeiner Verbreitung gekommen, als es bekannt wurde, daß Föllner das Wagnis unternommen hatte, den Goetheschen Text des Faust einem von ihm komponierten Musikdrama zu Grunde zu legen. Frei zu gestehen, begegnete dies Unternehmen, bevor auch nur eine Note der Musik bekannt geworden war, vielseitig der Aeußerung, wenn nicht der Verpöthung, und erst vor der Zeit fast einem Jahr im Klavierauszug erschienenen Musik und vor den Aufführungen der Oper — Verzeihung, des Musikdramas — haben Schreilange und Genossen die Segel streichen müssen. Die Redaktion unserer Zeitung hat wenigstens insofern ein reines Gewissen, als sie frühzeitig genug auf die Bedeutung dieser Schöpfung hingewiesen und sie rückhaltlos anerkannt hat (man vergleiche den Artikel „Eine neue Faustoper“ in Nr. 8 des vorigen Jahrganges).

Wenn wir uns damals nur auf die Faustmusik beschränkt haben, ohne weder der übrigen zahlreichen Werke des fruchtbaren Komponisten noch auch seiner Lebensschicksale zu gedenken, so steht es uns heute, wo die Lebensfähigkeit jener Musik durch ihre Aufführungen



in München und Köln erwiesen ist, wohl an, das Veräumte nachzuholen.

Auch Föllner macht keine Ausnahme von dem Naturgesetz, nach welchem eine bedeutende musikalische Anlage immer eine ererbte zu sein pflegt, welche durch günstige Umstände in der Umgebung, Erziehung und Entwicklung gefördert wird. Sein Vater ist der in den weitesten Kreisen bekannte Pfleger des Männergesangs Carl Friedrich Föllner, der sich durch seine Chorcompositionen, wie die Gründung der zahlreichen Föllnervereine einen noch heute hochangesehenen Namen gemacht hat und der im Jahre 1860 in Leipzig gestorben ist. So konnte der Vater nur die ersten Entwicklungsstufen seines Sohnes leiten; einen entscheidenden Einfluß auf die spätere Berufswahl desselben hat er auch während der Kindheitsjahre des Sohnes nie ausgeübt. Nach dem Tode des Vaters wurde Heinrich im Alter von acht Jahren von der Mutter dem Kantor und Gymnasialmusiklehrer Friedrich Schachtzschmidt in Waagen, seinem Heim übergeben, um unter dessen Pflege und in Gemeinschaft mit den Söhnen desselben den Gymnasialkursus durchzumachen und so die unentbehrliche Grundlage für ein „Profstudium“ zu legen. Daß weder Mutter noch Heim unter diesem die „freie Kunst“ der Musik verstanden, war kaum zu verwundern. Wer es zu etwas Bedeutendem in der Musik bringt, ist freilich wohl auf goldenen Rosen des Lebens

Abonnements-Bestellungen auf die „Neue Musik-Zeitung“ (80 Pfg. pro Quartal) werden jederzeit von allen Postanstalten und Buch- oder Musikalien-Handlungen entgegengenommen und die bereits erschienenen Nummern des laufenden Quartals nachgeliefert.

gebetet, — um wieviel schlimmer steht aber der mittelmäßig beanlagte Musiker, der auf kleine uneinträglichkeit beschränkt und auf Privatunterricht angewiesen ist, gegen den Beamten jedes Standes mit seiner sicheren Einnahme und seiner Aussicht auf Steigerung derselben da! Und wenn auch von jedem bedeutenden Musiker schon hervorragende Leistungen in den Kindheitsjahren nachgewiesen werden können, so stellen doch gerade die Wunderkinder unter den späteren Musikern zweiter bis fünfter Größe ein recht erhebliches Kontingent, und man kann die Vorzüge der Eltern und Vorfahren in jedem Fall nur gutheissen. Doch zurück von unserer freilich nicht unzeitgemässen Nebenbemerkung zum „Vennäler“ Heinrich. Daß trotz der Engherzigkeit, mit der er die lateinischen Wörter auf in andere Endungen, sowie den Infinitiv, Konjunktiv und den Partizip der griechischen Verbtwörter seinem Geiste einprägte, die musikalische Ader fräftig in ihm pulsierte, bewies die Komposition einer Puppenoper, „Die Neue des Verwunders“ betitelt, die er im zehnten Lebensjahre für die ihm befreundete junge Welt schrieb. Nur passierte ihm ein ähnliches Mißgeschick, wie dem dreizehnjährigen Trauerpildschneider Richard Wagner, wenn auch in anderer Richtung. Während dieser nämlich so viel Personen liess in den ersten Akten seines Stücks, gegen 42, sterben liess, daß er sich genötigt sah, sie nachher alle als Geister auftreten zu lassen, hatte der hoffnungsvolle Komponist zwar für Gesangspartien Sorge getragen, aber nicht für die erforderlichen Sänger, so daß er die meisten Stellen selber in einer und eigener Person singen mußte, womit er den griechischen Schauspielern, die bekanntlich in einem Stück immer zwei Rollen zu spielen pflegten, um mehrere Grade der Feigheit und Anseligkeit überlegen war. Nachdem er lange Zeit sich ganz der Wissenschaft gewidmet hatte, machte er in seinem 18. Lebensjahre ein ähnliches Experiment, freilich in gewählterem Stile, indem er zur silbernen Hochzeit der Eltern eines Freundes eine Operette „Der junge Oberförster“ vom Stapel liess. Diesmal waren die Partien reglementiert, so daß das Ganze schon einen relativ vernünftigen Eindruck hinterließ. Trotzdem betrachtete der junge Jöllner alles dies nur als nebenbei sächliche Spielereien, welche ihn keinen Augenblick seinem Hauptziel einer wissenschaftlichen Laufbahn entfremdeten. Indes bereitete dem angehenden Studenten bereits die Wahl einer Fakultät nichtsweniger als Schwierigkeit, wie dem Schüler in Goethes Faust. Er glaubte sogar eine Zeit lang in sich eine ganz besondere Befähigung für die Gottesgelehrtheit zu verspüren, wobei ihm das Beispiel eines Landgeistlichen, der mit seiner schönen Stimme Sonntags den Gottesdienst zu singen pflegte, ganz besonders verlockend und nachahmenswert erschien. Es versteht sich, daß er auch der Philosophie manch schönes Stündchen opferte, und daß er bei Kant begeistert Kantianer, bei Hegel frühlingender Hegelianer, bei Schopenhauer weltverachtender, in dem Nirwananebel träumender Bessener war. Dann hielt ihn lange Zeit die sich auf thatächlicher Grundlage aufbauende Philologie, endlich die Geschichte gefangen, bis das Schicksal seiner geistigen Interessen endlich am Gestade der Jurisprudenz strandete. Während er so als wahrer Faust von allen Fakultäten nahtete und bei seiner Befriedigung fand, löste ihn plötzlich wie ein Mergelgang ein sehr anerkennendes Urteil der Herren Heinecke und G. F. Richter in Leipzig über seine musikalische Befähigung in den Ohren. Dieses Lob, verbunden mit einer Selbstbescheinigung, welche die Abkündigung seiner Militärpflicht beförderte, reifte in ihm endlich den Entschluß, ins Leipziger Konservatorium einzutreten, wo er außer von den genannten noch von Jachobsohn, Paul, Kreisbinder und Benzels musikalische Unterweisung empfing. In den Hauptprüfungen wurden die Lieber, eine Overtüre zur „Brau von Messina“ sowie ein Symphoniesatz von ihm aufgeführt, und Jöllner konnte nach kaum dreißigjährigem Verweil im Jahre 1877 die Prüfung prämiert verlassen. Nach einem Jahr der Sammlung und der Ausdauer nach einem geeigneten Posten wurde er als Musikdirektor an die Dorpater Universität berufen. War er dadurch auch den Musikzentren ein wenig ferngerückt, so brachte doch der Umgang mit bedeutenden Männern der Wissenschaft, welche zum Teil auch vortreffliche musikalische Dilettanten waren, mannigfachen Gewinn und vielerlei Anregung. Außerdem hatte er Gelegenheit, durch Leitung von Chören und Konzerten mit Orchester sich als Dirigent auszubilden. Die praktischen Erfahrungen, welche er auf diese Weise sammelte, konnten seinen rasch entstehenden Kompositionen nur zum Vorteil dienen. Unter diesen seien als die bedeutendsten genannt: „Sonnenschlag“ (1879 vollendet, in Leipzig

1881 aufgeführt), „Das Fest der Rebenblüte“, „Jung Siegfried“, „Sommerfahrt“ und zahlreiche Lieder für eine Singstimme wie für Chor. Die dreistimmige Oper „Frlhjos“ wurde 1882 in einer Zeit zu Ende geführt, in welcher äußere Umstände garter Natur die Stimmung für die Komposition in besonders günstigem Maße wachriefen und erhellten. Aus dem Rückschlag heraus, welchen das Aufheben dieser glücklichen Lebenszeit erzeugte, entstand das Oratorium „Luther“ im Frühjahr 1883, welches in St. Petersburg, Riga und Dorpat, hier sogar viermal aufgeführt wurde.

Es war sehr natürlich, daß Herzenserlebnisse der angebundenen Art immer gebietender auf der Erwägung drängten, ob es wohl für einen jungen, in voller Entwicklung begriffenen Musiker von Vorteil sei, so lange im Ausland und in einer kleinen Stadt zu verweilen. Hierzu kam, daß Jöllner bereits 1882 die Komposition des Faust begonnen hatte und somit mit derselben im reinen war, um eine Aufführung auf einer deutschen Bühne ins Auge zu fassen, was natürlich von Dorpat aus sehr viel mühsamer zu bewerkstelligen schien, als von einer Stadt des deutschen Vaterlandes aus. So kehrte er 1885 der russischen Universitätsstadt ohne Groll, um viele Erfahrungen bereichert, künstlerisch wesentlich reifer, als er gekommen, den Rücken. Kaum in seinem Künstlerbüchsen in Dresden warm geworden, mußte er schon wieder sein Bündel schnüren, da ihm der Köhler Männergesangsverein die durch die Langes Wegung nach dem Haag erlöhnte Dirigentenstelle anbot und er sich nicht einen Augenblick beugte, diesen ehrenvollen Posten anzunehmen.

Die erste Komposition, mit der er sich dem Publikum der rheinischen Westprovinz vorstellte, war die dem Wiener Männergesangsverein gewidmete, aber von diesem bis jetzt noch nicht aufgeführte Kantate „Columbus“ für Männerchor, Soli und Orchester, welche gleich der Sonnenstadt bald zu einem beliebten Repertoirestück der deutschen Gesangsvereine wurde. Einen allseitigen, ungewöhnlichen Erfolg hatte auch die für den 90. Geburtstag des Kaisers Wilhelm komponierte Festhymne, welche von sämtlichen Köhler Männergesangsvereinen, etwa 1200 Sängern und einem Chor von 200 Knaben gesungen, im großen Gürzenichsaal eine besonders glanzvolle Aufführung erlebte.

Der Gedanke der Komposition des „Faust“ war zuerst durch ein hinterlassenes Manuskript seines Vaters in ihm angeregt worden. Der Chor „Christ ist entstanden“ und die Stelle „Rein, er gefällt mir nicht, der neue Bürgermeister“ sind ziemlich in der vorgedachten Fassung beibehalten worden. Es wäre ein Verstum zu glauben, daß nur reiflicher Voratz und ein ausführlich entworfener Plan das Werk veranlaßt hätten. In einem Augenblick weilschmerzlicher Stimmung entstand der Monolog; gelegentlich kamen nach und nach andere Szenen hinzu. Das Ganze wäre aber vielleicht ein Bruchstück geblieben, hätte nicht ein Meister, der schon so vielen Jüngern die Wege gebahnt, auch in Jöllner die Kraft und den Mut zur Vollendung eines abgeschlossenen Musikdramas aufs neue entflammt und seinen inzwischen durch allerlei Bedenken erzeugten Zweifeln endgültig ein Ende gemacht. Dieser Meister war Franz Liszt.

Als Jöllner im Sommer des Jahres 1885 mit dem zu zwei Dritteln denbeten Faust nach Deutschland kam, da trieb es ihn, über den Wert seines Unternehmens eine Autorität ersten Ranges zu befragen; Wagner war bereits gestorben, so pilgerte er nach Weimar in die Hofgärtnerei, in deren erstem Stockwerk sich bekanntlich Liszts beschriebene Wohnung befand. Professor Riedel, der bekannte Gesangsvereins-Direktor in Leipzig, hatte ihn freundschaftlich empfohlen und auf den Faust aufmerksam gemacht. Liszt, der sich von vornherein sehr fassfisch, sogar spöttisch verhielt, während Jöllner ihm vorstellte, immer aufmerksamer, ein sehr vernünftiges Befallsgebrumm tönte bei jeder besonders gelungenen Stelle in die Musik hinein. Nach dem ersten Akte ging er in seiner warmen Weise auf ihn zu, drückte ihm die Hand und sagte, mit dem greifen Haupte nickend: „Sie fliegen hoch wie ein Adler!“ Jöllner wagte den Flug bis ans Ende, und am 26. September 1886, an seines Vaters Todestage war das Werk, das dem Gedächtnisse desselben gewidmet ist, beendet.

Bald wurde die Musik im Klavierauszuge veröffentlicht und verschlehte nicht, allgemeine Beachtung und Bewunderung zu erregen. Das Köhler Stadttheater war gern erbödig, das Musikdrama, das später von Kapellmeister Hühlsdorfer vortrefflich vorbereitet und geleitet, allseitig mit größtem Respekt für den Komponisten erfüllt, aufzuführen. Vorher noch sicherte sich das Münchner Hoftheater das Recht

der ersten Aufführung. Ueber das Schicksal dieser, wie der Köhler Aufführung ist der geneigte Leser bereits unterrichtet. Jedenfalls hat Jöllners Talent im Faust einen Aufschwung genommen, den er in den vorangehenden Werken nicht ahnen ließ, und mit der höheren Aufgabe sind ihm in der That die Kräfte gewachsen.

Wir dürfen verraten, daß der Komponist, der einen soviel verheißenden Anfang in der dramatischen Komposition gemacht, dem Gedanken ernstlich nahe getreten ist, auch den zweiten Teil des Faust musikalisch zu bearbeiten. Es ist nicht zu leugnen, daß derselbe in vieler Hinsicht einen dankbareren, opernmäßigeren Vorwurf für die Komposition bietet, als der erste. Und so darf die musikalische Welt den ferneren Bethätigungen eines so entschienenen und bedeutenden Talents mit berechtigter Spannung entgegensehen.



## Jenny Lind-Goldschmidts Leben aus ihren Briefen.

Mitgeteilt von Emil Jonas.

Das Künstlerleben Jenny Linds ist in letzter Zeit natürlicherweise von allen möglichen Zeitungen und Zeitschriften geschildert worden. Einige kurze Daten, die vielleicht weniger bekannt sein dürften, will ich hier noch hinzufügen.

Ueber ihre Geburt erzählt man, daß ihre Mutter zur Zeit bereits ziemlich bei Jahren, ein wenig extravagant, aber, den Mittellassen jener Zeit entsprechend, verhältnismäßig geübt und jedenfalls sehr begabt war: sie war die Tochter eines aufstiegsreichen Bäckers in Stockholm, hatte eine recht gute Erziehung genossen und war mit einem Mann, namens Håberg, verheiratet, von dem es freilich apokryphisch heißt, daß er Hauptmann in der Garde gewesen sei. Sie wurde indes von diesem Manne geschieden, und knüpfte nunmehr eine Verbindung mit einem Handelsagenten Bind an, der ein guter Kopf und sehr musikalisch veranlagt, aber nicht künstlerisch geübt war. Die aus dieser Verbindung im Jahre 1820 geborene Tochter war Jenny.

Die nun kam als kleines Kind an das Theater. Der schwedische Dichter August Blanche erzählt, daß er — im Jahre 1830 eines abends im Theater, als „Das Polen-Grab“ gegeben wurde, einem etwa zehn-jährigen Mädchen im polnischen Kostüm begegnete, das aus einer der Garderoben hinabsteigte. Häßlich war sie durchaus nicht, sehr mager und jämmerlich blass, aber mit ein paar glänzenden Augen begabt. Blanche war schon von früher mit ihr bekannt und begrüßte sie nun.

„Gute abend habe ich meine erste Rolle!“ rief sie ihm heiter zu.

„Nun, dann gratuliere ich. Willst du einige Bonbons haben?“

„Danke schön; aber ein Butterbrot wäre mir lieber!“

„Bist du hungrig?“

„Ja, gräßlich.“

„Sie bestam ihr Butterbrot und verzehrte es mit Begierde.“

„Es ist übrigens eine jämmerlich kleine Rolle, in der ich heute abend aufträte.“ erklärte sie, „aber ich werde wohl später größere bekommen, und dann werden Sie sehen, was ich kann!“

Der Gesangslehrer des königlichen Theaters in Stockholm Graells war derjenige, der zuerst die Aufmerksamkeit auf ihre stimmliche Veranlagung richtete. Hierüber, sowie über ihre Grundzüge und ihre künstlerische Entwicklung, schrieb sie von Ems aus am 7. September 1835 folgenden interessanten Brief an die Redaktion des schwedischen biographischen Zeits: —

Derjenige, dem ich einzig und allein die Entdeckung meiner Begabung für den Gesang zu danken habe, war der Hofsekreter Graells, damals Gesangslehrer am königlichen Theater. Er sagte mir genau alles vorher, was in den späteren Jahren, mich betreffend, eintraf; und er war es auch, welcher, als Graf Nuse (der damalige Theaterdirektor) mich nicht einmal sehen und hören wollte, die ich damals ein

kleines häßliches, breitnasiges, schünes, linksches, ganzlich im Backstuhm zurückgebliebenes Mädchen war — äußerte:

„Gut! Wenn Sie, Herr Graf, sie nicht hören wollen, dann werde ich ihr unsonst Unterricht im Gesang geben, und ich verhoffe Sie, sie wird Sie eines Tages in Statten versehen, Herr Graf.“

Daraufhin hörte mich Graf Bute unverzüglich an, und hat dann meine Mutter, mir die Erlaubnis zu geben, mich als Theatergebin engagieren zu lassen. Graf Bute und Graefius sind daher diejenigen, denen ich für die Entdeckung meines Talents zu danken habe; daß andere Personen dazu beigetragen hätten, wüßte ich nicht.

Den größten Teil dessen, was ich mit meiner Kunst vermag, habe ich durch ungläubliche Arbeit und unter den wunderbarsten Schwierigkeiten mir selbst erworben, und von der Harlot-Garcia habe ich nur einige wenige allerdings wichtige künstlerische Winke gelernt. Gott hatte in solchem Grade meiner Seele die Gabe verliehen, das Nützliche bei meinen Studien selbst herauszufinden. Mein Ideal war heiss und ist noch heute so hoch, daß es keinen Erblichen gibt, der auch nur in der geringsten Weise meine Forderungen zu befriedigen vermöchte. Daher singe ich nach keiner Methode — nur nach der Naturmethode der Vögel, so gut ich es im Stande bin. Denn ihr Meister ist der Gesänge, welcher meinem Streben und Verlangen nach Wahrheit, Klarheit und Ausdruck entspricht.“

\* \* \*

Aus ihrer Amerika-Fahrt habe ich einige merkwürdige Beispiele der großartigen Lind-Schwärmerei gefunden.

Es wird erzählt, daß ein spekulativer Kopf ein Paar ihrer Handschuhe ergattert habe und dann Hüße auf dieselben verkaufte, und zwar einen Kuß auf die Außenseite für einen Dollar, und jeden Kuß auf die innere Seite für zwei Dollar.

Einen anderen Fall, der nicht des tragischen Ausganges ermangelte, wollen wir hier folgen lassen:

In einem versteckten Winkel des Catskill-Gebirges, nahe dem Strande des Hudsonflusses und nicht sehr entfernt von New York, lebt ein Mann, namens van Steenberg, der von allen in der Gegend wohl bekannt ist. Sein Vorname ist Tobias, aber, da er stets ein Paar ungeheuer große Stiefeln (Boots) trägt, welche niemals die Aufmerksamkeit der Leute auf sich zu ziehen versehen, heißt er seit langen Jahren ganz einfach allgemein „Boots“.

Es ist jetzt länger als dreißig Jahre her, daß Jenny Lind, die schwedische Nachtigall, mit dem Herzen des armen Boats davonzog, und der beste Teil seines Verstandes scheint denselben Weg genommen zu haben. Seit dieser Zeit haben seine romantische Geschichte sowohl, wie seine eigentümlichen Gewohnheiten und seine seltsame Lebensweise, ihn zum Gegenstand ebenso sehr der Neugierde, als des Mitleids gemacht, wohin er auch immer kommt.

In einem Alter von dreizehn bis vierzig Jahren besuchte er New York. Er war reichlich mit Geld versehen und liebte das Leben in dieser eigentümlichen Weltstadt.

Im September des Jahres 1850 hörte er zum erstenmale Jenny Lind singen und wurde davon so bezaubert, daß er in der Folge alle die einhundertfünfzig Konzerte besuchte, für welche Barnum die berühmte Sängerin engagiert hatte. An jedem Abend warf er ein kostbar schönes Bouquet auf die Bühne und verausgabte allein für Blumen weit über tausend Dollar.

Eines Abends, nachdem er Jenny Lind in Castlegarden gehört hatte und wie gewöhnlich am Ausgang stehen blieb, in der Hoffnung, einen Schimmer von ihr zu sehen, fühlte er eine leichte Hand seinen Arm berühren. Es war die vergitterte Sängerin selbst. Sie hatte den jungen Mann wiedererkannt, der Abend für Abend Blumen zu ihren Füßen warf. Sie überreichte ihm ihre Karte.

Ueber das, was nunmehr folgte, berichtet „Boots“ bei einer Gelegenheit folgendes selbst:

„Jenny Lind wohnte nahe Bowling Green, und ich zauberte natürlich nicht, ihr meinen Besuch zu machen. Sie empfing mich äußerst zuvorkommend, und ich fragte sie ohne Umstände, ob sie meine Frau werden wolle. Sie antwortete, daß sie sich die Sache überlegen werde. Jeden Tag kam ich in ihre Wohnung, und jede Nacht und nachmittags ich ihr Haus. Wachend oder schlafend hatte ich nur sie in meinen Gedanken und Träumen, denn mein Dasein war gänzlich in ihr aufgegangen. Schließlich als ich glaubte, an meinem Ziele zu stehen, kam eines Tages

von Europa ein Mann, namens Otto Goldschmidt. Dieser Mann schien eine vollkommen übernatürliche Macht über Jenny Lind zu besitzen, und es dauerte auch gar nicht lange, bis ich abgewiesen wurde. Das hehre Lächeln, womit sie mich bisher jeden Abend begrüßt hatte, der ich der Bühne so nahe als möglich bei ihrem Auftreten lauschte, verwandelte sich in einen riesigen furchtbaren Blick.“

Der arme „Boots“ schlief, als er dies erzählte, von Nahrung überwältigt zu werden. Thränen strömten an den weitergebräunten Wangen herab, und seine Gedanken schienen ganz in ein Chaos bitterer Erinnerungen sich zu verlieren.

Als „Boots“ noch die Hoffnung auf eine Verbindung mit der schwedischen Nachtigall nährte, verabschiedete er sich von Stockholm mit nicht geringen Kosten das Porträt Jenny Linds, das den vornehmsten Schmuck seines kleinen Heims im Catskill-Gebirge bildet. Uebrigens veranlaßte ihn seine Liebe zu großen Ausgaben, die sein kleines Vermögen überstiegen, und bald war seine Kasse so leer, wie sein Herz voll war. Da kam eines schönen Tages die Nachricht, daß Jenny Lind ihre Verheiratung mit Otto Goldschmidt in Boston gefeiert habe. Das war mehr, als „Boots“ mit Gleichmut zu ertragen vermochte, und nicht nur mit gebrochenem Herzen, sondern auch mit verwirrtem Gehirn kehrte er in seinen kleinen Gebirgswinkel zurück.

Vergebens suchte er dort in der Einsamkeit sich mit seinem Kose zu verbinden. Er hatte gehört, daß die Neuvermählten sich nach Charleston begeben würden, und er beschloß alsbald, ihnen zu folgen. Nachdem es ihm gelungen war, sich die notwendigen Reisemittel zu verschaffen, kaufte er sich in New York eine Ziehharmonika und ging an Bord desselben Dampfschiffes, wie Jenny Lind und ihr Gatte Goldschmidt. Ganze Stunden lang brachte er der Königin seines Herzens vor ihrer Kajüte Serenaden auf der Harmonika, bis schließlich der Kapitän dieser Fährdigung ein Ende machte, indem er die Harmonika konfiskierte und bis zur Landung in Verwahrung behielt. Aber kaum aus Land gekommen, folgte „Boots“ dem jungen Paare von Charleston nach Columbia, und von da nach New Orleans u. s. w. Wohin sie sich auch begaben, folgte er ihnen nunmehr und fuhr unablässig mit seinen Serenaden fort. Inletzt jedoch ermatteten die Kräfte seines Geistes und seines Körpers so sehr, daß er heimkehren mußte.

Das geschah im Jahre 1851. Seitdem wandert er wie gelag von Stadt zu Stadt, stets von Kinderscharen gefolgt, deren Liebling er ist. Aber seiner alten Liebe ist er treu geblieben, und die Erinnerung an Jenny Lind ist gleichsam der Lichtblick, an dessen Glanz seine sonst verwirrten Gedanken den rechten Weg finden.

\* \* \*

Im Jahre 1844 kam Jenny Lind nach Kopenhagen und trat im königlichen Theater auf. In ihren eifrigsten Bewunderern gehörte vornehmlich der Märchenbildner Hans Christian Andersen, welcher in dem Gesicht dieser Künstlerin ein ähnliches Lebensmärchen, wie das seinige, erblickte. Es entwickelte sich während ihres dortigen Aufenthaltes zwischen der Sängerin und dem Dichter ein ausgesprochenes freundschaftliches Verhältnis, dem Andersen in seiner kindlich naiven Weise sich voll und ganz hingab. Seine Verehrung für Jenny Lind tritt sowohl an vielen Stellen in dem von ihm selbst verfaßten Märchen seines Lebens,\* wie in den kürzlich erschienenen Briefen Andersen an den Großherzog von Sachsen-Weimar-Gißenach hervor. Andererseits werden und sogenannten guten Freunde in Dänemark legten diese reine Zuneigung des Dichters so aus, als sei sie von sinnlicher Liebe diktiert gewesen. Wäre dies der Fall gewesen, so würde sich der so leicht verlegte Dichter sicherlich von seinem Ideal zurückgezogen haben, aber wie gerade aus dem Märchen seines Lebens hervorgeht, bewahrte er diese seine geschwisterliche Liebe bis zu seinem Tode.

Wie rührend diese Geschwisterliebe von Jenny Lind aufgefakt wurde, dürfte aus den folgenden Briefen hervorgehen, die sowohl über ihre religiöse Auffassung des Lebens, wie über ihre ehelichen Verhältnisse Aufschluß geben.

Vorausgeschickt sei nur noch, daß ihr letztes Auftreten auf der Bühne in London im Jahre 1849 stattfand. Man hat religiöse Bedenken als Motiv für ihren so frühen Rücktritt von der Bühne angeführt, da sie bei voller Kraft der Stimme und der Gesundheit war. Sir Julius Benedict, der sie sehr

genau kannte — er begleitete sie auch einmal in Amerika — führt ein anderes Motiv dafür an. Sie hatte eigentlich nur fünf Overturen studiert, in welchen sie ungewöhnliches Glück machte. Sie legte in die dramatische Darstellung ihre ganze Seele und ein solch verzehrendes Feuer, daß sie es schwerlich für die Dauer auszuhalten vermocht hätte. Jedemfalls hatte sie durch ihre Leistungen die Forderungen so hoch gespannt, daß sie auf einen neuen Umschlag gefaßt sein mußte. Hierzu kamen übrigens noch andere persönliche Verhältnisse anderer Natur, darunter ihre tiefe Religiosität; denn wenn sie durch Gesang und Spiel den Menschen, Gottes Geschöpf, darstellen sollte, so faßte sie dies wie einen frommen Gottesdienst auf, und es erschien ihr schwieriger, diese Forderung durch dramatisches Auftreten zu befriedigen, während sie vermeinte, diese Aufgabe besser durch Konzertsingen lösen zu können, gleichviel, ob sie große pathetische Nummern, Oratorien und dergleichen vortrug, oder leichte, volkstümliche Weisen sang, worin die einfache, laute Natur am Klarsten an den Tag gelegt werde. Somit wirkte sie als Lehrerin und Vetterin der Musik, aber vor allem als Katin und Mutter, als die seine, in den besten und vornehmsten Kreisen hochangesehene Dame und als Wohlthäterin in großem Stil. Was sie an Regalen in England und Schweden verschien, durch Stiftungen und Privatwohlthätigkeiten gesendet hat, beläuft sich auf kolossale Summen.

Briefe von Jenny Lind-Goldschmidt an H. C. Andersen.

I.

Stockholm, den 19. März 1844.

Mein guter Freund und Bruder!

Herr Dornowille theilt mir in seinem letzten Briefe an mich mit, daß Sie „Tränen weinen“, weil ich so schwach bin. Das ist doch wohl nur ein Scherz, glaube ich; aber da ich in Bezug auf Sie ein böses Gewissen habe, beileibe ich mich, mit einigen Zeilen mich noch einmal in Erinnerung zu bringen, und bitte Sie als meinen Freund und Bruder, mir nicht böse zu sein, sondern mir bald einen Beweis zu geben, daß ich mein Recht auf Ihre Freundschaft und Ihr Wohlwollen nicht gänzlich verweigert habe!

Unausgesprochen vielen Dank für die schönen Erzählungen! Ich finde sie so göttlich schön, daß ich glaube, es ist das Beste und Herrliche, was jemals aus Ihrer Feder geflossen ist. Ich weiß nicht, welcher von den Erzählungen ich den Preis zuerkennen soll, aber — Gott weiß, ob nicht — Das häßliche Entlein! dennoch die schönste ist und bleibt. — Mein Gott, welche herrliche Gabe, seine hehren Gedanken in Worte kleiden und auf einem kleinen Stück Papier anderen Menschen so begreiflich machen zu können, was es heißen soll, daß das Gesteht gar oft im Verborgenen weilt, umhüllt von Glend und Lappen, bis die Verwandlung eintritt und im göttlichen Lichte seine wahre Gestalt sich zeigt! Dank, innigen Dank für so viel Nährendes und Lehrreiches! Jetzt sehe ich mich sehr nach der Stunde, in welcher ich Ihnen mündlich sagen kann, wie stolz ich auf Ihre Freundschaft bin, die mir zu Theil wurde, und in welcher es mir vergönnt sein wird, mit meinen Liebern weinen wenn auch unbedeutenden Dank auszudrücken. — Aber Sie werden gewiß besser als irgend Jemand sonst unter schwedischen Sprachgenossen auffassen: „Jeder Vogel singt nach seinem Schnabel.“

Fraulein Bremer schrieb ja wohl an Sie! — Sveas Reich hat jetzt Trauer.\* Friede über den Dahingekleideten! Glücklich ist man doch nur, wenn man wohl geboren ist. —

Jetzt ist unter Theater für eine Zeit von sieben bis acht Wochen geschlossen, und das ist durchaus nicht amüsan; aber wir üben wenigstens während der Zeit neue Sachen ein.

Wissen Sie, lieber Freund, ich habe es so heimlich bei mir: frohe, sonnenthelle Zimmer, eine Nachtigall und einen Reissig. Der letztere ist seiner berühmten Kameradin dennoch im Singen weit überlegen, denn während die erste zusammengekauert und schweigend auf ihrer Strophe sitzt, hüpfert der Reissig munter in seinem Bauer umher und sieht so freundlich und lustig aus, als ob er durchaus nicht neidisch, sondern nur dazu geschaffen wäre, seine schwächere Nachbarin zu ermuntern! — Dann singt er einen Gesang — so hoch — so tief — so lebenswürdig und klangvoll, daß ich mich neben ihn setze und in meinem Innern einen un hörbaren Lobgesang an Den anstimme,

\* Erschienen in zwei Bänden bei R. Schulz in Straßburg i. Elz.

\* Die Verfasserin meint die Sandströmerin am König Karl XIV. Johan (Bernadotte), der im Jahre 1844 starb.



welcher „so viel in dem Schwachen vermag“. Ach, es ist göttlich, sich zufrieden zu fühlen!

Mein guter, bester Freund, ich fühle mich in der That so glücklich! Es ist mir, als käme ich von einem kühnsten Meere in eine friedliche Bucht. Viele Klänge haben sich gelegt, viele Gedanken sind geklärt. Mancher Stern ist wieder erglänzt und — ich beuge meine Antae vor dem Throne der ewigen Gnade und rufe: „Gottes Bille geschehe in Allem!“  
Leben Sie wohl. Gott segne und beschütze Sie, das wünscht Ihre ergebene Schwester

Jenny.

Wenn Sie zufälliger Weise Herrn Schram\* bezeugen, so sagen Sie ihm, wie sehr es mich freut hat, daß er eine Stellung im Leben erlangte, mit der er sich zufrieden fühlt. Weiteres vermag er selbst zu sagen, was ich eigentlich meine.

In jedem Falle schreiben Sie mir bald, und denken Sie nicht, ich verlange zu viel; aber es ist so erfreulich, einen Brief von Ihnen zu erhalten und zu lesen!

(Weitere Briefe folgen.)



## Reminiszenzen.

Aus dem Polyzbuche eines alten Opernfreundes.

Es war vor vielen, vielen Jahren, daß an den Strahlenden von Graz das Debit einer jungen Sängerin vom Hoftheater in S. angeknüpft war. Und zwar sollte sie in „Don Juan“ als Donna Anna auftreten. In Oesterreich, dem damaligen Theaterlande par excellence, brachte man aber zu jener Zeit stets mehr als je Mißtrauen entgegen allem dem, was von kleinen deutschen Hoftheatern kam. Viele hatten zumeist nur mittelmäßige Kapellen, die Subvention fürs Theater war gering und fast alles war Protektionsache in diesen winzigen Residenzen: das Tochterlein der Erbprinzessin wurde als Primadonna applaudiert, weil die Erzherzogin So — und — So sie hatte ausbilden lassen, der Neffe des Hofkuchens wurde als Heldenspieler bewundert, weil die Frau Präsidentin seine Pate, oder der Herr Kommandant sein Protektor war.

So verhielt man sich auch gegen jene Donna Anna ablehnend — was kann auch aus Magareth gutes kommen? Das Fräulein erschien überdies gar nicht hübsch, hatte ein breites Gesicht, Haare von jenem faden blond, das auf der Bühne unmöglich ist, war ziemlich vieredig, schien (obwohl sie noch jung war) niemals jung gewesen zu sein, hatte eine scharfe, nicht sehr sympathische Stimme, und das Spiel endlich konnte man nicht mehr als ein „Landläugliches“ nennen. Trotzdem sich für diese Donna Anna kaum ein paar freundschaftliche Hände interessierten, trat sie doch immer und immer wieder auf, in allen möglichen Rollen, ja sie wurde dem Publikum förmlich aufgedrungen — hatte sie ja doch eine mächtige Beschützerin, ein Umstand, welcher die Gegenfrage zu einer neben-sächlichen machte — sie wollte nur singen. Nachdem sie indes eines Abends den Gemmy in Telf gesungen, so mißhandelt hatte, daß an seinem Aufkommen gezweifelt wurde, machte sie sich durchaus unmöglich und ging endlich ab, um wieder anderswo „durchzubringen“, bis sie endlich ganz verschwand, und man den Namen der „Delle. John“ vergaß in der raschlebigen Provinzialtheaterwelt.

Und als viele, viele Jahre nachher „Die zwölf Apostel“ und „Die Gelbesse“ in der Gartenlaube so ungewöhnlichen Erfolg hatten — wer hätte gedacht, daß diese Geschiedenen von dem ehemaligen Schweizer Knaben Gemmy geschrieben seien?

\* \* \*

Keine andere Oper ist so sehr das Opfer ihres Textes geworden, als die arme Euryanthe von Weber, die man gleich Anfangs in die Gemüthsart umgehört hatte. Diese wunderbare, märchenbühnige Musik, an deren Duft sich Richard Wagner fast betraufte, als er seinen Lohengrin schrieb, kommt noch heute, wo der Weberkultus gleichsam in Fleisch und Blut des Volkes eingedrungen ist, stets nur schädlichen in Opernrepertoire einer Opernbühne und empfindet sich bald wieder, denn das schöne Weib ist sich bewußt,

schlecht angezogen zu sein — die gute, alte Berliner Garderattenkönigin, die echte, halb zimperlich graziose, halb im Korporalbasch schnarrende Helmina von Chézy (welch bezeichnender Name! Helmina erinnert unwillkürlich an eine Guitare mit grünem Bande, das von n bezeichnet die „höhere Tochter“ und das Chézy ist so recht wie die Dornrose auf dem gepuderten Kopfe einer Kommerzienrätin aus dem Emigrantenviertel) hat da ein unersetzbar langweiliges Boem geliefert, das sich wie ein Bleischnupfen an Webers Goldfäden hängt.

Das Selbstsame dabei ist nur, daß aus demselben alten französischen Ritterroman, den Helmina benutzte, der Franzose Malbran das reizendste und dankbarste Textbuch der Welt schöpfte — da sieht man denn so recht wieder die Wahrheit des: „Si duo faciunt idem...“

Das alte Volksbuch heißt: „Histoire du chevalier Gérard de Nevers et d'Euryanthe“, und das Textbuch Malbrans heißt: „La Violette“, und ist von Garafa, vom lieben alten Garafa komponiert. Die Oper „Das Weichen“ machte in den Zwanzigerjahren die Runde über die meisten französischen Bühnen, oder wo französische Truppen in Deutschland gastierten, und auch im Deutschen gewann sie viele Freunde; die Musik ist einfach entzückend, und die Partie der Euryanthe eine der dankbarsten, die sich denken lassen — ebenso die heitere Philinen-Rolle der Eigennerin Marguerite. Das Sülzet besteht darin, daß ein böser Cometaire hinter einem blühenden Gebüsch ertastet, wie Dame Euryanthe an der Brust ein Weiden als Nattermal habe, und diese Kenntnis dann dazu mißbraucht, sich als den begünstigten Liebhaber des schönen Fräuleins zu gebärden, wodurch deren Bräutigam Gerard de Nevers in Verzweiflung und die arme Euryanthe in Schmach und Verachtung fällt, bis die lustige Eigennerin Marguerite, die im Bande mit Liebes-tränken, Liebern und Selben unerschrocken verrät, der falsche Rosenkranz habe die Weidenäste gleich ihr nur hinterm Rosenbusche ertastet, und darauf folgt nun Verführung, Glück und Rechtfertigung.

Es würde sich wahrhaftig lohnen, diese reizende französische Spieloper wieder hervorzuholen (anstatt mit den Massen und Paladissen und etwa gar Salomons Verurtheilung zu wollen), denn dieselbe besitzt einen solchen Schatz musikalischer Gedanken, daß sogar Nicolai in seinen letzten Jahren das bekannte Duet: „Wie freu ich mich, wie freu ich mich, wie treibt mich das Verlangen...!“ einer Reminiszenz an „Das Weichen“ verbanft.

\* \* \*

Bulwer war nicht der erste, welcher durch den Ausblick der Trümmerruine Pompeii auf den Gedanken gebracht wurde, die „letzten Tage“ dieser von so seltsam tragischen Geschehnissen heimgekehrten Stadt zum Gegenstande künstlerischer Behandlung zu machen. Sein Roman „The last days of Pompeii“ hatte bekanntlich in der gesamten Welt einen beispiellosen Erfolg, und derselbe bot nicht nur zahlreichen Malern den Vorwurf zu mehr oder minder bedeutenden Bildern, sondern besonders Tonkünstlern Stoff zu mehr oder minder bedeutenden Opern. So komponierte Pabst eine Oper gleichen Namens, welche in den ersten fünfziger Jahren mit Tichatschke, als Glaukus, in Dresden großen Erfolg hatte, und zwar eben durch die Meisterleistung des prächtigen dramatischen Tenors, der in seinem Griechenjüngling ein ergreifendes Bild bot. Von höherer Bedeutung und in Italien hochgeachtet ist die Oper „Zona“, welche Maestro Petrella aus demselben Romane schöpfte; besonders populär und an allen Meeresgestaden und unter allen Palazzofolienaden von sorglosen Nicht-thürern gelungen, ist das Brindisi des Glauco, das hinreichende Trinkschloß „Ebbro, non morto... etc.“ (an dem sich sogar Verdi für sein Brindisi in der Traviata begeisterte!). In früheren Jahren machte besonders der (später am Tode untergegangene) feurige Tenorist Patierno als Glauco Furore; die „Zona“ war eine Zeit lang eine schöne Leistung der Caruzzis-Bedogni, und als Nubia war an mancher Bühne die schöne Galimberti beliebt.

Nur den Musikliebhabern ist es aber heute noch bekannt, daß schon in lange vor Bulwer ein Boet das Schicksal der verfallenen Stadt zum Sülzet eines Opernbuches wählte, und daß sein geringerer als Pacini daraus eine brillante Oper machte, die in ganz Italien gelungen wurde. Die Handlung, viel nationaler und interessanter als der Engländer sie träumte, und die Musik des „L'ultimo giorno di Pompeii“ von Maestro G. Pacini steht bedeutend höher als die der Saffo von demselben

Meister, welche doch so lange für ein Bijou des italienischen Repertoires galt.

Und dergleichen modern im Staub der Bibliotheken, während alle Bühnen sich um die Kapellmeisteroperetten reihen, von denen eine nach der andern trotz des kostspieligsten Ausstattungswesens durchfällt. Aber freilich braucht man für diese Volksoper keine Sänger, sondern nur Komiker und — Trifots.

\* \* \*

Eine echte Sängerkunft ist die der de Reszkes. Seit der Zeit, wo die Familie Garcia eine ganz kleine Familienoper zu bilden vermochte auf ihrer Kunstreise durch Südamerika (Papa Manuel Garcia war der Tenor, Maria Malibran-Garcia die Primadonna, Madame Garcia die zweite Sängerin, der jüngere Garcia Bariton, und noch ein paar kleine weibliche und männliche Garcias die Vertrauten und Knappen) ist ein solcher Fall nicht vorgekommen. Vor vielen Jahren hörte ich den Namen zum erstenmale. Es war in Venedig, und man gab Gounods Faust mit großem Beifalle im Teatro Malibran. Als Gretchen debütierte eine ganz junge Signora de Reszke, als Valentino, ihr Bruder, ein ganz junger Signore de Reszke. Die beiden Deutschen waren noch halbe Kinder — beide hübsch, reizend, voll jugendfrische. Das Mädchen „biondissima“ (wie man es nannte) gleich einer netten Puppe, hatte die unschuldigen Augen von der Welt, das naivste Lächeln, eine nicht imponierende, aber taufrische Stimme, und jubelte die Schmeichelei und die Liebeskneipe nur so in die Höhe, wie eine Lerche, die sich trunken ist von Malenfreude. Die tragischen Momente sang sie so gut es eben ging. Ihr Bruder aber, so südensternig er auch noch ausah, berührte doch sogleich alle wie etwas Besonderes. Die Frauen waren im Nu verliebt in ihn, denn sein wunderhübsches rosiges Pagen Gesicht, sein goldweisses Attribut, seine jugendliche Gestalt waren schamant. Seine Stimme glanzschimmernd, reich, schneidend und männlich zugleich. Natürlich war ein solcher Hesperus alles, nur sein rauher Valentino — aber in dem goldigen reichen Tone vibrierte ein Herz.

Seit nun sind sowohl Eduard de Reszke, als Jean de Reszke der Stolz der großen Oper in Paris. Und wenn die Schmeichelei auch nicht den Welttruf ihrer Brüder erringen konnte, so nimmt sie immerhin das Andenken als eine sehr interessante Künstlergestalt in Anspruch; und hoffentlich schreien schon einige kleine de Reszkes, bis die Reihe an sie kommt, zu singen. (Wird fortgesetzt.)



## Rätsel-Sonett.

Ein deutscher Strom, beschränkt deutsche Gauen,  
Und doch der Wahnwitz fremder Räuberungen —  
Das ist mein erstes Wort, dem schon ertönen  
Manch Lieb von Männern, die ihn durften schauen.

Des Lebens Glück auf festem Grund zu bauen,  
Daß es die Not bescheiden kühn bezwingen,  
Gilt fälschlich meine zweite, die gebungen  
Nuch Möder schon, bereitend Furcht und Grauen.

Ob auch mein erstes sieht des zweiten Glänzen  
In seinem eignen Saft der grünen Reben  
Mein Ganzes ward gekrönt mit Ruhmeskränzen.

Es zieht sein Klang berausend durch die Herzen  
Und haucht dem Hörer ein ein neues Leben,  
Daß er darob vergißt des Daseins Schmerzen.

## Auflösung des Rätselsprungs in letzter Nummer: Der Tonkunst Götterkraft.

Eine Stimme suchte sich die Freude,  
Leicht geflügelt tänzt nun der Scherz,  
Laute ließ die Tonkunst hier dem Leide,  
Dort dem stummen, namenlosen Schmerz.

Und in lieblichen Akkorden klangen  
Hoffnung, Liebe, Sehnsucht und Verlangen  
Und veredelt ward die Leidenschaft  
Durch der Tonkunst laute Götterkraft.

Aus Hilde Polke, „Dichtergabe“.





## Drei Melodien.

— Skizzenblatt von Elise Polko. —

Nach meinem Gefühl gibt es kein Menschenleben ohne Musikbegleitung, mag es sich auf dem Thron oder in der Stille abspinnen, mag ihm eine lange oder kurze Dauer beschieden sein, mag man es ein arbeitsvolles buntes nennen oder ein schmetterlingsfrohes, sonniges — irgendwelche Töne, Klänge und Melodien, die gleichsam zu ihm gehören, umspielen es vom Anfang bis zum Ende.

Wie man mit dem Namen eines Edelsteins auch jeden Monat schmückt und jeden der Steine in Zusammenhang bringt mit den verschiedenen Geburtsstagen, so man bestimmten Blumen einen Platz anweist im Leben der einzelnen Menschen, und eine Verbindung nachzuweisen versucht, mit ihrem eigenen Sein und Wesen, so haben auch die Klänge in bestimmter Zusammenstellung, das Recht, in ihrer Weise mitzusprechen, wo es sich um das Gesamtbild eines Menschendaseins handelt. — Selten wohl bringt das betreffende Menschenkind selber sich all diese verschiedenen, geheimnisvollen Beziehungen zum Bewußtsein, erst wenn der Erdenwanderer aus der Welt der Erscheinungen verschwand, erkennen andere, die seine Pilgerfahrt mit liebevollem Blick verfolgten, welche Farben, welche Blumen, welche Klänge für ihn bedeutungsvoll geworden. — Auch meine ich, daß in jedem Menschenleben gleichsam eine musikalische Vorzeichnung nachzuweisen sein dürfte, in den verschiedenen Dur- und Molltonarten — wohl dem, dessen Dasein bis ans Ende aus dem frohen und lichtvollen Odar geht, wie bei dem jüngst Entschlafenen, dem wir alle nachtrauern und von dessen Leben und Sterben uns jetzt das Herz so voll: unser hochseliger Kaiser Wilhelm.

Wenn auch der greise Held der holden Kunst ferner stand, so verließ ihn doch sein feines Gehör bis in sein hohes Alter nicht. Ein höherer Offizier erzählte: Mein Sohn war im Jahre 1886 Kadett im Potsdamer Korps, und, bei seiner Lust und Liebe zur Musik, in die erste Gesangsklasse eingereiht. Ihre Majestät die Kaiserin muß wohl von den Leistungen der jugendlichen Sänger gehört haben, denn eines Tages im Herbst wurden dieselben nach Babelsberg befohlen. Als sie vor die hohe Frau geführt wurden, war auch der Kaiser zu-

gegen. Die Knaben sangen einige Nummern, von welchen eine derselben die Kaiserin zu Thränen rührte. Als sie genest hatten, trat der Kaiser hinzu, lobte auch seinerseits den Gesang und betonte hauptsächlich, wie rein und richtig intoniert worden sei. Er habe von je ein gutes Gehör gehabt und könne es wohl beurteilen, da er jeden falschen Ton heraushöre.

Während des gottgesegneten Erdenwallens des greisen Selben sind es drei Melodien vorzugsweise gewesen, welche die erste Musikbegleitung seines ersten Lebens darstellten. Und wenn auch noch anderer vollständender Akkord, mancher helle Feierklang hinein spielt in die bedeutungsvollen Tage und Stunden, die unserm Kaiser zu durchleben vergönnt waren, jene Dreizahl bleibt doch die entscheidende. —

In dem damals noch einsinkenden Kronprinzlichen Palais in Berlin, in jenem Zimmer der Königin Luise, wo noch heuligen Tages die alte Bibel liegt, über deren Blätter sich so oft ihr schönes, sorgenschweres Haupt geneigt, stand im Jahre 1797 eine einfache, grünverhangene Wiege, genau so wie in der Kinderstube jeder bürgerlichen glücklichen Mutter, und eine süße Frauenstimme sang einen Knaben in den Schlaf, genau wie jede echte und rechte Mutter ihr Kind in den Schlaf singt. Und die Melodie und die Worte die dort erklangen, waren von Wolfgang Amadeus Mozart:

„Schlafe mein Brinzchen es ruhn  
Schäfschen und Vögelschen nun — — —“

— Der Sage nach hat Mozart dies Lied\* einst für seinen Erstgeborenen komponiert, als Frau Constanze ihn mit dem schlafenden Kinde und einem Fläschchen Milch mütterleichenallein gelassen, um noch einige notwendige Wirtschaftseinkäufe zu machen. Da war ihr denn, wie es eben zu allen Zeiten und an allen Orten zu geschehen pflegt, eine Freundin in den Weg gelaufen und eine hatte die andere festgehalten, weil es so gar viel zu plaudern gab, daß man an den Flügeln der Minuten unmöglich denken konnte. Mittlerweile aber sah der junge Vater in Tobesängsten, mit heißen Schweißtropfen auf der Stirne neben der Wiege, denn der Junge schrie aus vollem Halse und kein Versuch ihn zu beruhigen half, obgleich der arme Wolfgang Amadeus das halbe Fläschchen Milch dabei verschüttete. —

Da rief er denn endlich in Verzweiflung seinem Kinde zu: „Still Duert! — ich schreib jetzt ein schönes Wiegenlied auf, für dich! Wenks! aber fortichreiß kriegst's nimmer! Horch nur!“ —

Und es erklang summend, allmählich zwischen dem Schreiben:

„Schlafe mein Brinzchen es ruhn  
Schäfschen und Vögelschen nun,

\* Siehe Musikbeilage.

Garten und Wiese versummt  
Auch nicht ein Biendchen mehr summt,  
Luna mit silbernem Schein  
Guckel zum Fenster herein,  
Schlafe mein Brinzchen, schlaf ein! — — —“

Und der kleine Schreier war eben ein echtes Musikantentum, denn es sah plötzlich mit großen Augen still ins Blaue hinein und stecte eines seiner Fäustchen erwartungsvoll in den Mund. —

Erst als die letzte Note geschrieben war, kletterten die kleinen Füße des „Lanzert“, der rofigen Frau und Mutter die starrenden Stiegen hinauf. —

„Komm, du kannst mir mein Lied quert fügen“, rief der Komponist ihr entgegen, damit wir wissen ob's dem Kuden auch gefällt, nachher bekommt du deine Schelle! Also, frisch vorwärts:

„Schlafe mein Brinzchen es ruhn  
Schäfschen und Vögelschen nun — — —“

Und sie sang, noch halb atemlos von dem raschen Gange sein Lied. — Da es vor dem kritischen Richter in der Wiege Gnade gefunden steht nirgends vermerkt, damals schwebte er dazu. —

Eben dies holde Wiegenlied, das seltener Weise erst vor einigen Wintern aus dem Staube der Vergessenheit in das helle Licht der Konzertsäle getragen wurde durch die Stimmen verschiedener Sängerinnen, ertönte einst, ach wie oft, an der Wiege unseres Kaisers. Nie hat der Sohn der schönen Königin diese schlichte Weise, diesen lieblichen Sang vergessen. —

Die königliche Mutter hat oft ihren Kindern vorgelesen, ernste und heitere Lieder von Mitter und Jumburg, von Himmel, Reichardt und Zelter, sowie alte Volksweisen, an ihrem Klavier sitzend, oder auch draußen im Freien, und das bedeutungsvollste außer jenem Wiegenliede war wohl das tiefste:

„Wer nie sein Brot mit Thränen aß — — —“

Es erklang von ihren Lippen damals in der Verbannung. Und wer weiß ob nicht auch ein Liedchen von diesen holden Lippen geschwebt an jenem Sommerstage in Königsberg, von dem der Kaiser selbst so gern erzählte, wo sie draußen bei Gelegenheit eines weiten Spaziergangs, sich auf einem Heideabhang niederlegte im freien Felde. — Da die beiden Knaben über Hunger und Durst klagten, so schickte die Königin sie zur Zerstreung fort mit der Weisung Kornblumen zu suchen. Die Ausbeute war denn auch so reich, daß die Königin Kränze daraus flocht und ihre Söhne damit schmückte. — Seitdem liebte der Kaiser Wilhelm diese blauen Blumen mehr als jede andere, sie erinnerten ihn an die Tage seiner Kindheit und — an die blauen Augen seiner über alles geliebten Mutter. —

Keinem Erdenwanderer aber, geht jemals die Stimme der Mutter verloren, die täglich zu ihm sprach und sang, — also auch dem heimgegangenen Kaiser nicht, der so innig an seinem irdischen Schutengel hing und das Andenken der Frühlingsklaffen so heilig hielt. —

Ich höre einst von einer längst verstorbenen, vornehmen alten Dame erzählen, daß der alte Zelter, als er im Jahre 1804 aus den besten Sängern seines Musik-Vereins die erste Liebertafel gebildet, mit seinen Männern auch dem Könige und der Königin Luise eine Sangesnovation bringen durfte.

Da waren denn auch die beiden ältesten Kinder anwesend. Zelter legte, am Schluß der Gesänge, seine Hand auf die Schulter Wilhelms, der ihm zunächst stand, und sich zu ihm herabneigend, fragte er ihn freundlich, wie ihm der Gesang gefallen.

„Sehr gut“, lautete die Antwort, „aber“ — hier zog eine leichte Note über das Kindergeflücht, „wenn die Mama singt, ist es doch noch schöner!“

Nach diesen Worten lief er mit ausgetretenen Armen zu der geliebten Mutter um sich an sie zu schmiegen. — Und wie oft und gern hat doch später der Kaiser zu allen Zeiten den Vorträgen der verschiedenen Männergesangsvereine die seitdem emporblühten, gelauscht, wenn sie vor ihm erklangen.

Die zweite unvergessliche Melodie aber, die das ganze Leben des Verklärten durchzieht mit herzerregender Gewalt, hat er zuerst in Königsberg vernommen, in schwärzter Zeit, an der Seite der tiefgebeugten Eltern. Es ist jene uralte, grobkartige Weise:

„Ein' feste Burg ist unser Gott,  
Ein' gute Wehr und Waffen — — —“

Sie verhallte nie wieder im Herzen und Sinn des Kaisers, glaubensfreudig und trotzig, im Frieden wie im Kriege blieb sie heilige Musikbegleitung

seines inneren wie äußeren Lebens. — wir glauben sie zu hören, wenn wir vom Kaiser Wilhelm lesen. — Der Musiker aber, dem es vorbehalten war, des deutschen Kaisers eigentliche Lieblingsmelodie zu erfinden, jener stille, fleißige Schüler des Meisters Spohr in Kassel, Carl Wilhelm aus Schmalkalden, hatte schon manches Lied in Musik gesetzt, ehe das eine „wie Donnerhall“ durch die deutschen Gauen zog und auch über jenen einsamen Hügel des Dichters Max Schmiedeburger, dessen Herz zuerst von einer „Wacht am Rhein“ geträumt.

Ein ganzes einiges Volk, das, wie sein großer Stanzler sagte, „Gott fürchtet, sonst niemand!“ sang sie ihm ja voll Begeisterung und Hingabe wieder und immer wieder, und singt sie bis auf den heutigen Tag mit gleichem Feuer. Es wird dies Lied ebenso seinem teuren Kaiser Friedrich III. singen, den Gott segnen möge, wenn er es zu hören begehrt.

Der historisch gewordene Gang von der Wacht am Rhein war und blieb bis ans Ende seiner Tage

Kaiser Wilhelms liebste Musikbegleitung. Welche Fülle von Gedanken und Erinnerungen rief sie wach! — Und diese drei Melodien untrüglich wohl auch sein Sterbelager. Mit dem Bewußtsein, daß sein Gott ihm eine „feste Burg“ gewesen, ging unter geliebter greiser Kaiser heim und in dem erhebenden Vertrauen zu seinem Volk, daß allezeit „fest und treu“ seine „Wacht am Rhein“ stehen werde. —

Als endlich das letzte Augenblick über den stillen Schläfer hingog — die erhabene Melodie des Vaters Bach:

„Wenn ich einmal soll scheiden,  
So scheide nicht von mir —“

da mischte sich in diesen feierlichen irdischen Abschiedsgruß schon für Ihn, die Sphärenmusik des Himmels. — In seinem Glanze trat sie dem Verklärten entgegen, die ihm einst das erste Wiegenlied gesungen, — sie, an deren Seite er jetzt in heiligem Frieden ruht:

Seine Mutter.



## Kaiser Wilhelm und Pauline Lucca.

**W**enn ein Leben so wundervoll ausgelebt hat, wie bei unserm teuren toten Kaiser, dann ist Trostlosigkeit eine Sünde. Man darf sich recht wohl der Lichtseiten dieses Lebens erinnern und in diesem Sinne macht eine Erinnerung an den Jähler Aufenthalt unseres Kaisers, wie sie G. Grans erzählt, einen liebenswürdigen Eindruck.

Es war 1881 in Jütl. In einem kleinen, aber reizend hoch oben am Salzburger Weg gelegenen Schweizerhäuschen saß unter der von weißem Wein umgebenen Veranda eine Dame in Gesellschaft dreier Herren. Die Dame war Pauline Lucca, die Herren Goldmark, Mierzwinski und der Geheimsekreter Hofrat Bork von Berlin, den ein Auftrag seines kaiserlichen Herrn voraus nach Jütl. gelandt hatte, und der hier zufällig seine kleine Freundin traf.

Die Stimmung war recht gedrückt. Pauline Lucca hatte im Jahre 1872 infolge eines erbitterten Streites mit Frau Mathilde Mallinger plötzlich ohne Urlaub bei Nacht Berlin verlassen und durch diesen genialen Streich waren ihr die Bühnen des Kartellverbandes, oben die Berliner, für immer verschlossen. Sie suchte und fand in England und Amerika Vorbeeren und klingende Entschädigung für das Verlorene, allein in ihrem Herzen lebte unvergessen die Erinnerung an Berlin. Verdrankte sie doch alles, was sie geworden, in erster Linie ihren „Berliner“, die sie vergittert und ihren Weltschmerz begründeten. Die Sehnsucht, den Schauplatz ihrer früheren Triumphe noch einmal wieder betreten zu dürfen, hatte sich bei ihr mit der Zeit krankhaft gesteigert. Sie wendete sich endlich nach Berlin an den Kaiser und an ihren früheren Chef, den General-Intendanten von Hülßen, und machte die rührendsten Bittgesuche. Aber nur von Herrn von Hülßen erhielt sie ein Antwortschreiben und dieses war kurz abweisend. Der Kaiser, dessen größter Liebling sie bekanntlich gewesen, war zu sehr Soldat, um eine Defektion, selbst von einer Dame, entschuldigbar zu finden, und so blieb ihr Berlin verschlossen.

Hofrat Bork hatte soeben bestätigt, daß der Kaiser schwerlich je geneigt sein dürfte, zu verzeihen, und daß jedes erneute Bittgesuch ohne Resultat bleiben würde. Pauline Lucca lief in Erregung hin und her und rief endlich: „Lieber Rat, sagens mir, was soll ich, was kann ich thun? Ich muß na Berlin, oder die Sehnsucht frisst mich Herz ab, es rächt mir zu Grund!“ dabei brach sie in leidenschaftlichen Schluchzen aus und sank in einen Sessel. Die verdohnte Künstlerin kam nur selten in die Lage, mit einer Bitte abgewiesen zu werden! — Eine lange Pause entstand, die endlich Hofrat Bork mit den Worten unterbrach: „Wie schade, gnädige Frau, daß Sie nicht in der Festvorstellung mitwirken, die, wie ich höre, übermorgen, zur Ankunft des Kaisers, im hiesigen Theater veranstaltet wird! — Ich bin überzeugt, wenn nach so vielen Jahren Kaiser Wilhelm die „kleine Lucca“ wieder auf der Bühne sehen würde und ihre Sirenenstimme hören, so bin ich der Meinung, sein gutes, edles Herz wäre nicht im Stande sich länger der Gnade zu verschließen, und — wir hätten gewonnenes Spiel.“

Freudig von diesem neuen, hoffnungsreichen Gedanken ergriffen, nahm die Lucca Hut, Sonnenschirm und Handschuhe und sagt: „Das wird halt gemacht um jeden Preis! — Kommen Mierzwinski, begleitens mit zum Hofenlohe! — Er muß die Sach arrangieren, was einschließen, gleichviel was! — Wenn ich nur vor mein'n lieben Kaiser Wilhelm spiel! — Mei bester Herr von Bork, den Gedanken hat Ihnen unter Herrgott eingeben, der wir's lohnen!“ Sie eilte, ihren Begleiter weit hinter sich lassend, flüchtig wie eine Gensse den Berg hinauf, dem „Hotel Kaiserin Elisabeth“ zu.

Kaiser Wilhelm war unter Jubel in Jütl. eingezogen und von dem österreichischen Kaiserpaar mit voller Herzlichkeit empfangen worden. Ein Gala-Dinner und eine Gala-Vorstellung im Theater waren die Ehren, welche dem hohen Gast bei seinem kurzen Besuch dargeboten wurden. Die Lucca hatte es bei dem Oberhofmeister, Prinzen Hohenlohe, veranlaßt, daß man eine Nummer im Programm ausfallen ließ und dafür „Das Versprechen hinterm Herd“ einschob.

Man war um so bereitwilliger auf ihren Wunsch eingegangen, als man wußte, daß Frau Lucca am preussischen Hofe einst der bevorzugte Liebling war und die Mitwirkung dieser Künstlerin der Vorstellung Glanz verlieh.

Es war ein prächtiger Anblick, den in dem kleinen, beschiedenen Lustentempel das festlich gekleidete Publikum darbot. An der Seite der Kaiserin, mit der er sich liebhaft unterhielt, saß Kaiser Wilhelm, den Ausdruck der Güte und des Wohlwollens in dem weitergebräunten Angesicht, über welches bereits acht Degenien vorübergegangen waren.

Die Almerin Randl wurde von Pauline Lucca mit einem so echten unverfälschten Dialekt und einer so naturalistischen Treue wiedergegeben, daß wohl niemand die „Valentine“ aus den „Eugenotten“ in ihr erkannt hätte. — Als sie frisch und fröhlich, einen Tragkorb mit Gras auf dem Rücken, die Sichel in der Hand und Holzschuhe an den Füßen, die Bühne betrat und mit heller Stimme sang:

„Ja auf da Alm da is a Freib,  
Da flacht ma aus nach aller Weit.“ ..

da applaudierte, gegen alles Zeremoniell, das Publikum seinem Liebling entgegen und unwillkürlich auch — Kaiser Wilhelm.

Pauline Lucca war entschlossen, heute mit allen Waffen ihres Talents auf das verschlossene Gnadenlohe einzudringen und bediente sich dazu verschiedener Extempores. So nahm sie aus ihrem Tragkorb Kornblumen und indem sie einen Strauß davon band, erzählte sie, immer im Dialekt, der deutsche Kaiser sei unten im Thal eingezogen und ihm wolle sie den „Wusch“ von seinen Lieblings-„Blacem“ bringen, damit er halt mit mehr böß sein, und ihr verzeihen möcht, denn sie habe sich einst „herb“ an ihm vergangen. Aber da nach Regen wieder die Sonne folgen müsse, so hoffe sie, daß auch der Sonnenglanz der Gnade für sie wieder leuchten werde! — Sie war bei den letzten Worten, wie zufällig, neben ihrem Korb auf die Knie gesunken und richtete die Augen bittend nach der Loge, wo der greise Kaiser saß, der vergebens seine Nahrung zu verbergen suchte. Es war nur ein Moment, nur den Eingeweihten verständlich, aber die Lucca hatte gefehlt!

Nach dem Theater erschien Geh. Hofrat Bork bei der Sängerin und erbat sich im Namen des Kaisers den „Kornblumenstrauch“. Der hohe Herr bedauerte, sie bei seiner kurzen Anwesenheit nicht empfangen zu können, hoffe aber zuversichtlich, sie recht bald in Berlin zu sehen.

Pauline Lucca standen die Thränen in den Augen; indem sie Bork dankend die Hand drückte, rief sie mit tiefer Rührung: „Gott segne Kaiser Wilhelm!“

Der 22. März 1882, der Geburtsstag des Kaisers, war diesmal mit einer fröhlichen Ueberraschung für die Weißenz verbunden. Pauline Lucca, der entlassene Liebling der Berliner, erschien nach einer zehnjährigen Abwesenheit wieder als „Garnen“ auf der Bühne des königlichen Opernhauses. Die bloße Ankündigung erregte Begeisterung von all den Laien, die zu ihren Verehrern zählten.

Welche Aufnahme Pauline Lucca an diesem Abend bereitet wurde, ist nicht zu beschreiben. Es war, als ob ein verlorenes Kind zu seiner Familie zurückkehrte. Nach dem ersten Zwischenakt stand auf der Bühne die Lucca im Gespräch mit dem Prinzen Georg von Preußen, der zu dem schönen Erfolg Glück wünschte.

Blötzlich entstand eine Bewegung; die Arbeiter verließen rasch die Bühne, aber stellten sich an den Rändern in solbathlicher Haltung auf, denn auf der kleinen Treppe, welche die Hofloge mit der Bühne verbindet, erschien in großer Uniform, unter Borantritt des Generalintendanten von Hülßen, Se. Majestät der Kaiser, von allen ehrfürchtigsvoll begrüßt.

„Nun, meine kleine Ausreiterin“, wandte er sich an die Lucca, „habe ich Wort gehalten? Aber es hat viel Mühe gekostet! Hülßen wollte durchaus nicht darauf eingehen. Was, Hülßen?“

„Majestät!“ entgegnete Hülßen achselzuckend, „die Vorchrift der Kartell —“

„Eh, schon gut!“ unterbrach ihn der Kaiser, „allen Sündern sei vergeben!“

Pauline Lucca rollten die Thränen über die Wangen — „Tropfen, so groß wie beim Platzregen!“ — wie sie später erzählte.

„Bann ich jetzt nicht reden kann, wie's halt sein soll“, Majestät, so ist's, weil ich vor lauter Freid ganz dämlich bin! Ich denn möglich? Ich wieder in Berlin, nach wieder mein' gold'gen kaiserlichen Herrn, der heit lust auskudt grad, wie vor zwanzig Jahr'n!“

„Na, na, keine Platterereien!“ lachte der Kaiser. „Die Strafe wird Ihnen Güssen erlassen. Sie sind schon genug dadurch getroffen, daß Sie, wie Ihnen der heutige Abend beweist, unsere und des gesamten Publikums Zuneigung und Liebe so lange haben entbehren müssen!“



## Kaiser Wilhelm und Friedrich Chopin.

Gedenkblatt von F. Berg.

Wie kommen denn der greise Siegesheld und der geniale Velle, der Romantiker auf dem Klavier, zusammen? fragt wohl mancher erkant beim Lesen dieser Ueberschrift.

Die Antwort aber lautet: der nun dahingegangene Kaiser und der berühmte Klavierpieler und Komponist schwärmten einst in ihrer Jugend für dieselbe holde Mädchenblüte, die ihnen das Ideal aller weiblichen Reize und Tugenden war.

Der damalige Prinz Wilhelm von Preußen mußte ihr aus Gründen der Staatsraison entfagen, weil sie keinem regierenden Fürstenhause angehörte, und der jugendliche Klaviervirtuose kam natürlich über die ehrsüchtigste Ablehnung gar nicht hinaus, denn „die Sterne stehen zu hoch“, aber es ist doch Thatfache, daß der zweite Sohn König Friedrich Wilhelm III. und der Sohn des Warigauer Justizvorsichters dieselbe erste Liebe gehabt haben. Gegenwärtig scheint uns wohl ein geeigneter Augenblick, um daran zu erinnern.

Es ist erst durch den dritten Band von Treitschkes „Deutscher Geschichte“ allgemein bekannt geworden, daß Prinz Wilhelm vor seiner Vermählung mit der Weimarschen Prinzessin Augusta eine sehr innige und tiefe Neigung zu der Prinzessin Elise Radziwill, der schönsten und holdsten unter den jungen Damen des Hofes, hegte, aber auf das Verlangen seines Vaters, den Herzenswunsch, sie als Gemahlin heimzuführen, aufgab.

Auch der Franzose Eduard Simon beipricht in seinem interessanten Werke „Kaiser Wilhelm und sein Reich“ diesen „Roman seiner Jugend“, um darauf nachzuweisen, wie das strenge Pflichtgefühl, das unseren großen Kaiser bis zu seinem letzten Hauche bezeit hat, auch schon in jungen Jahren sein unwandelbarer Beistern, die ihn vorzugsweise charakterisierende Tugend gewesen ist. Dort heißt es vom Prinzen Wilhelm: „Er liebte leidenschaftlich eine der reizendsten Damen des Hofes, die Prinzessin Elise Radziwill, einer berühmten und alten polnischen Familie entstammend, und er bot alles auf, um die Zustimmung des Königs, seines Vaters, zu dieser Heirat zu erlangen. Die größten Hindernisse fanden derselben entgegen, die Gesetze des königlichen Hauses erlaubten nur die Verbindungen der Prinzen mit Prinzessinnen von Geburt. Mächtige Freunde und Einflüsse bemüht sich, die Schwierigkeiten zu beseitigen oder zu umgehen. Bedeutende Rechtsgelehrte suchten nachzuweisen, daß die Familie Radziwill, von einer ehemaligen polnischen Dynastie abstammend, ebenbürtig von königlichem Blute sei, wie jene der Hohenzollern. Andere Juristen waren entgegengesetzter Ansicht. Man entdeckte hierauf ein anderes Auskunftsmitel, welches in der Adoption der Prinzessin Elise durch den Prinzen August, den Bruder des Königs Friedrich Wilhelm III., bestand, welcher unverheiratet war, aber die Krone fanden nicht, daß diese Adoption den Mangel königlicher Geburt bei der Prinzessin ersetzen könnte. Ein unvorhergesehener Zwischenfall machte alle diese Aufstrengungen scheitern.“

Der Prinz Karl, der jüngere Bruder des Prinzen Wilhelm, hatte sich in der Zwischenzeit (am 26. Mai 1827) mit einer der Töchter des Großherzogs von Sachsen-Weimar vermählt. Dieser, welcher die Absichten des Prinzen Wilhelm natürlich kannte, erklärte bei dieser Gelegenheit, daß in dem Falle, wenn der Prinz dieselben ausführen würde, der Hof von Weimar für die Prinzen, welche der Ehe des Prinzen Karl entsprehen würden, das Vorrrecht der Thronfolge vor den Kindern des Prinzen Wilhelm in Anspruch nehmen würde. Man hatte auf diese Weise die Aussicht auf Kämpfe und Streitigkeiten um die Thronfolge, welche eines Tages die Zukunft des königlichen Hauses in

Gefahr bringen konnten. Bei diesem Stand der Dinge griff der König ein, indem er an das Pflichtgefühl seines Sohnes appellierte. Prinz Wilhelm, durch das väterliche Sendfahnen, welches seinen schönen Traum zerstörte, nur zu sehr getroffen, ärgerte seinen Augenblick. Er unterwarf sich und heiratete bald danach die älteste Tochter des Großherzogs von Sachsen-Weimar.

Der Vater der Prinzessin Elise war Fürst Anton Radziwill, der als Verwalter des königlichen Hauses bald in seinem Palais in der Berliner Wilhelmstraße, das heute bekanntlich Fürst Bismarck innehat, oder in Posen wohnte, wo das Vertrauen des Königs ihm mit dem Statthalterposten beilegte hatte. Er liebte nicht nur die Musik leidenschaftlich, sondern war auch ein feiner Kenner und gebigener Komponist; er besaß eine angenehme Tenorstimme, spielte ausgezeichnet Cello, und seine Musik um ersten Teile von Goethes „Faust“, die eine Reihe von Jahren hindurch von der Berliner Singakademie alljährlich aufgeführt wurde, ist noch heute nicht vergessen.

Der Fürst gehörte zu den Gönnern des jugendlichen Klaviervirtuosen Friedrich Chopin (geb. am 1. März 1809), und läßt in seiner Biographie des Komponisten die Behauptung aufgestellt, daß er sogar die Kosten von dessen Erziehung bestritten habe, wogegen später namentlich Moriz Marschall in seinem bekannten Werke über Chopin protestiert hat.

Dagegen bemerkt Graf Rodzinski, ein Jugendfreund Chopins, der in dieser Angelegenheit wohl kompetent erscheint: „Die polnischen Biographen Chopins haben diese Annahme mit einer an Entzückung grenzenden Verhängnis der Ausbrüche zurückgewiesen. Ich sehe nicht ein, was ein solcher Beweis von Vertrauen auf die Zukunft Friedrichs für seine Würde Verlezendes gehabt haben könnte. Ohne Zweifel hätten die Mittel, über welche Nikolaus Chopin (sein Vater) damals verfügte, es ihm wohl erlaubt, selbst eine Verpflichtung zu übernehmen, die für das Herz eines Vaters immer lästig ist. Aber wenn man die Traditionen der altpolnischen Gastlichkeit und die einfache Art kennt, mit der man den Schatz und die Patronage der Großen annahm, so wird es einem leicht zu glauben, daß der Vorkursvorsitzer Chopin, Vater einer zahlreichen Familie, nicht die Anerblichungen eines mit der preussischen Königsfamilie verwandten Fürsten zurückwies, eines Fürsten, der zugleich ein Künstler und zartfühlend genug war, um seine Wohlthaten entsprechend einzufleiden und selbst nichts anderes darin zu erblicken, als eine Art bewundernswürdigen Tributes, der Kunst und dem Genie dargebracht. Ich möchte also wohl glauben, daß, wenn Friedrich auch von dem Fürsten keine Pension angenommen hat, er doch von ihm gewisse Geschenke erhielt, welche es ihm erleichterten, seinen künstlerischen Neigungen nachzugehen und später seine ersten Reisen ins Ausland zu unternehmen.“

Wie dem auch sein mag, jedenfalls hat Frcel, wie Chopin gewöhnlich gerufen wurde, viel bei dem Fürsten verkehrt, denn er später ja auch das (etwa in den Jahren 1827 bis 1829 komponierte) Trio Opus 8 gewidmet hat und schon als er noch ein Knabe war, ließ das Bildnis der Prinzessin Elise sein Herz höher klopfen.

Eines Tages fand er zufällig in einer Allee des Parkes von Willanow, der berühmten Residenz der Grafen Potocki, ein Medaillon mit dem Miniaturporträt eines wunderhohen Mädchens.

Mit seinem Freunde in der Hand eilte Fritz in den Salon des Schlosses, wo man bereits auf ihn wartete, um mit dem abendlichen Stanzerte zu beginnen, und rief in großer Erregung, auf die Züge der jungen Dame deutend:

„Wer ist dieser Engel?“

„Dieser Engel ist meine Tochter“, erwiderte Fürst Radziwill, der jenes Medaillon, welches er stets bei sich trug, verloren hatte, „die sehr wünscht, Sie kennen zu lernen.“ Dann fügte er ärtlich hinzu: „Sie ist auch mein Engel, und wir beide haben uns sehr lieb!“

Einige Jahre darauf lernte Friedrich die Prinzessin Elise kennen. Sie zählte damals zwanzig Jahre, während er zwar noch viel jünger, aber doch schon gleichsam ein Mann durch sein Genie war.

Sie musizierten allabendlich zusammen, und wenn Prinzessin Elise etwas aus der Hausmusik ihres Vaters vortrug, wenn sie mit ihrer silberhellen Stimme den „König von Thule“ sang, so läuschte Chopin voll Entzücken.

Wenn er dagegen ihr von seinen neuesten Kompositionen vortrat, beispielsweise das Nocturno in C moll, so verbandte sie seinen Blick von ihm und flüsterte mit Thränen in den Augen:

„Niemals habe ich so zu Herzen gehende Melodien vernommen!“

Drei Jahre später ruhte die Prinzessin bereits in der kühlen Gruft — in der Blüte der Jugend und Schönheit hatte der unerlöliche Tod sie dahingerafft, und Fürst Anton folgte ihr bald darauf. — Prinz Wilhelm war damals bereits mit der hohen Frau vermählt, die später an seiner Seite Königin und Kaiserin werden sollte und deren Hand die feingeh gefaßt, als der letzte Zeußer sich der Brant des greisen Herrschers entwand.

Prinzessin Elise wird uns als zu edel und großdeutend geschildert, als daß sie nicht die Motive, aus denen Prinz Wilhelm ihr entlagte, voll und ganz gewürdigt hätte.

Als Kardinal Mazzarini auf Beicht Annas von Oesterreich den jungen Ludwig XIV. von seiner schönen Nichte Maria Mancini, die er liebte und heiraten wollte, trennte und die junge Dame zur Abreise zwang, da sagte die Italienerin zu dem weinend dastehenden Könige beim Abschied voll Jörn und Bitterkeit: „Sie sind König, Sie weinen — und ich muß abreisen!“

Elisa Radziwill war keine Maria Mancini, sie grölte dem eben Prinzen Wilhelm nicht, aber es gab doch, als seine Vermählung feststand, eine kleine Verstimmlung zwischen ihm und dem Radziwills, mit denen er sich indessen auf ausbreidlichen Wunsch seiner Schwiegermama noch vor der Hochzeit förmlich ausöhnen mußte. So seien wir in den Dankwürdigkeiten des Generals Ludwig v. Nagener, dem militärischen Lehrmeister und vertrauten Freunde des späteren Kaisers, aus dessen Nachlaß leider die Briefe des Prinzen, welche sich auf sein Verhältnis zur Prinzessin Elise beziehen, noch nicht veröffentlicht worden sind.

Besüglich ihres Todes, der gleich dem ihres Vaters die Folge einer vernachlässigten Erkältung war, heißt es in einem späteren Briefe des Prinzen an den General nur: „Es war eine merkwürdige Fügung, daß dieses Unglück bei mir seinen Anfang nehmen mußte, nach einem kleinen Diner, wo wir alle sehr heiter gewesen waren.“

Hier dieser Bemerkung geht zur Genüge hervor, daß die frühere Spannung vollständig gewichen war und daß die Prinzessin dem nicht zürnte, der — wie sein Freund sich ausdrückt — „auch hierin den Weg der Pflicht zu gehen suchte.“ — mochte auch ihr Herz, das die schwermütigen Weisen des genialen Vaters so tief ergriffen hatte, im stillen noch an ihm hängen



## Die Häuber.

Von

Heinrich Salhofer

Mercedante tief in seiner Wohnung in Paris ganz rabiat hin und her. „Da soll der Skund komponieren!“ rief er. „Eine Opera seria schreiben für die Italiens! Wenn man kein Libretto hat!... Da habe ich nun meine ganze Mappe voll der zärtlichsten, lieblichsten Arien, Arioso, Terzettos, Duettos, Stretta, Andantinos, Ballabiles, und keinen Text dazu! — Ganz stola war ich darauf, daß mich die italienische Oper eiligt herbeirief, weil der arme Bellini gestorben war, um ihr für die Saison eine große Oper zu komponieren, und nun...! Momani läßt mich im Stiche, verprügelt mir ein Textbüchlein nachzufinden, hat sich jedochfalls in eine Choristin verliebt und faulstet, und ich sitze nun da... Meie Randskleinte in Paris, die nur seltsam und beläbte reimen können, habe ich zusammengetrommelt, zwei — nein, vier davon haben mir auch Ribretti geliefert, und du, Ungeheuer von einem Enigl, sagst zu jedem davon nein, nein, und nochmals nein!... Ich fenne auf der ganzen Welt kein Geschöpf, welches so böshast wäre, wie ein Paffist!“

Damit begann der arme Maestro abermals seinen Dauerlauf durch das Zimmer und schütt dabei auf einen fugehrunden Herrn, der lachte, daß ihn der tolleste Leib zitterte, die erschreckendsten Grimassen. Denn der fugehrunde Herr auf dem Sofa, mit den lustigen Augen, dem schönen, geistvollen, echt italienischen Gesichte und der tollfollen Gestalt, war

niemand anders als Lablache, der berühmte Lablache, der einzige Lablache, Lablache der Göttinger! — Er war damals noch in der Vollkraft seiner Mittel, auf dem Zenith seiner Berühmtheit, denn man schrieb das Jahr 1836. Dennoch sang derselbe schon nicht mehr den Figaro, sondern bereits den Bartholo, denn sein Körper ähnelte schon beinahe einem Fasse — freilich einem Fasse voll des feinsten Weines.

„Gewiß sagst du nicht!“ donnerte er lachend. „Aber was hattest du denn gegen die armen Textbücher?“ jammerte der Maestro.

„Nichts. Aber wenn du mir noch tausend dergleichen vorlegst, ich sage zu allen Nein!“ —

„Aber warum? Warum? Bistst du, den die Götter ausgemerzt hat, um mich zur Verzweiflung zu treiben? Du weißt recht wohl, daß du das Schicksal der Opern in der Hand hast bei diesen erwünschten Partnern, die einen Affen an die gefressen haben! In Rom kann man eine Oper ohne Lablache geben, in Neapel, in Triest, in Mailand, überall, und sie wird gefallen; aber in Paris, bei den Italienern? ... Du weißt nur zu wohl, daß ich dich nicht auslassen kann, nicht übergehen — und wenn die schöne Grisi, der schmelzende Rubini, der imposante Tamburini singen wie die Engel — wenn Lablache nicht mitsingt, ist die Oper verurteilt! Gegen den großen Luigi sind für die Pariser alle drei nichts!“ „Und das mit Recht! Denn ich wiege doppelt so viel als wie die drei schlanken Personen zusammen!“ — grüßte Luigi.

„Leider! Aber noch schwerer wiegt dein Trost!“ Du willst mich verderben! Ich soll eine Oper komponieren, und du verurteilst alle Libretti! Warum, in des Himmels Namen?“

Lablache lachte nicht mehr, sondern stieß einen tiefen Seufzer aus, der wie der Kanonendonner einer fernen Schlacht kollerte, und schlug sich an seine mächtige Brust: „Maestro, ich will dir ein Geheimnis anvertrauen“, sagte er dumpf. „Ich bin verliebt!“

„Was geht das mich an?“

„Ich bin aber in die Minetti verliebt!“

„In die hübsche kleine Sängerin, welche die Vertrauten der Primadonnen singt, die Kammermädchen der verschiedenen Prinzeßinnen und Dämonen und Rosinen? ... Ja, ha, ha — die niedliche Minetti und du bistes Gefäß! Ein herrliches Ensemble! Ja, ha, ha!“

„Zum Ausdruck mit deinem hölzernen Gelächter. Nebrigens“ — fuhr er wieder in sentimentale Töne fort — „du weißt ja, wie die Liebe ist, Maestro, man ruft sie nicht, und man kann sie ebenfalls nicht jagen, wenn sie einmal da ist. Ich träume von nichts als von diesem kleinen schwarzen Kobold mit seinen Perlenzähnen, und mit seinen ich weiß nicht was alles...“ „Aber freilich du verstehst das nicht, Maestro, du gehst kalt wie Gerstenzucker an den schärfsten Frauen vorüber, wenn dir eine Arie im Kopfe steht. Aber unferiens hat Blut in den Adern und nicht Noten. Sobald sie dreimal mit mir spazieren gegangen ist, ist's vielleicht vorüber wie ein Rheumatismus, aber jeßt bin ich ein Narr! Nun, und die hübsche kleine Vertraute sagte mir auf meine Frage, ob sie mich lieben könne: „Warum nicht? Begreifst du's, Mensch? Sie sagte: Warum nicht?“

„Nun, heißt das im Jargon einer Sängerin nicht soviel wie Ja?“

„Das glaubte ich auch!“ stöhnte der dicke Seladon. „Aber sie sagte bei: „Sie sind genial, Sie sind berühmt, Signor Lablache, Sie sind sogar noch immer schön, wenn man sie bei Nacht besieht, aber — Sie sind — zu dick!“ ... Wenn ich Sie nur einmal schlant, durchsichtig, abgemäht, mager sehen könnte — nur einen Augenblick, dann — stünde ich für nichts!“

„Nun, das wird sie wohl nie erleben.“ „Glaubst du, Mensch?“ — Nun, ich klagte meinen Schmerz unserem Landmann Jacopo Crescini...

„Dem Vitteraten?“

„Ja, dem sogenannten Poeten. Der lachte.“

„Das glaube ich. Ich hätte es auch getan.“ „Alo! Er lachte mich nicht aus, nein, er lächelte verheißend, und versprach mir ein Libretto...“

„Welches dich mager machen könnte?“

„In welchem ich mager erscheinen müßte! Ich soll da nämlich in einem Hungertum erscheinen. Und dieser Hintergrund müßte selbst einen Falstaff schlant erscheinen lassen!“

Mercadante setzte sich auf den Tisch und starrte mit den Beinen vor sich. „Eine blödsinnige Idee!“ freilich er. „Lablache in einem Hungertum, das zieht die Leute zu Tausenden ins Theater...“

„Und machst mich interessant, nicht wahr?“ atmete Lablache hoffnungsvoll. „Nun weißt du alles. Er hat das Libretto aus einem deutschen Ritterstücke genommen, und morgen will er dies fertig bringen. Begreifst du nun, weshalb ich alle übrigen Textbücher zerreiße? Du Maultier? Denke dir nur die halbdunkle Bühne, im Hintergrunde der Hungerturm. Hinter dem Gitter erscheine ich in einem dunklen Saal, man sieht nichts als mein Gesicht.“

„Das Publikum wird meinen, der Vollmond gehe auf...“

„Das Gesicht kann ich mir so mager schminken als ich will — kennst du nicht die Wirkung aschgrauer Schminke, blauer Mäuler um die Augen und eines laugen weißen Bartes, Bandale? Ich sage dir, das kleine Verhöhn mich mager zu sehen haben, ihre Bedingung ist erfüllt, sie muß ihr Wort halten, oder wenn nicht, dann — Rache! Rache! Fürchterliche Rache!“

„Meinetwegen, wenn ich nur das Textbuch zerreiße!“ rief Mercadante, sich die Hände reibend.

Und das Textbuch kam am nächsten Tage. Mercadante sperrte sich ein, schüttete sein Album aus, legte zu seinen fertigen Melodien die Worte, änderte, kürzte, zog in die Breite, schickte jedes Notenblatt noch tintennah zum Kopisten, bald war eine neue Oper fertig, die Stimmen wurden verteilt, die Partien eintubiert, die Proben so festlich begangen, daß nicht einmal eine Kostümprobe stattfand, und endlich atmeten die Direktion des théatre italien, Mercadante und — der dicke schmachthafte Seladon hochauf, denn die Bittel verkündeten an allen Straßen — „Schillers Räuber“, als Oper von Mercadante!

### I Briganti.

Dramma lirico di Jacopo Crescini, musica da maestro Mercadante.

Massimiliano, conte di Moor,	Sig. Lablache.
principe del regno.	Sig. Rubini.
Ermano, suoi figli.	Sig. Tamburini.
Corrado, Edelfreich.	Signa. Grisi.
Amelia, confidente di Amelia.	Signa. Minetti.
Bertrando, Solitario.	
Rollero.	
Briganti.	

Die Oper beginnt nach dem vermeintlichen Tode des alten Grafen von Moor. Corrado läßt alles zu seiner Vermählung mit Amelia bereiten. Langmußt, die Hofsitten als Gäste spazieren im Säulengange hin und her.

Corrado (bei weitem nicht die Kanaille Franz, sondern von Tamburini, dem hübschen, fettesten Sänger so prächtig als möglich herausgestreift) singt mit seinem weichen, entzückenden Bariton:

Perchè non posso a tutti  
Gli occhi celarmi...

Dann erscheint Amelia mit ihrer Vertrauten und klagt, daß sie gezwungen an den Altar trete, daß sie ahne, ihr Ermano lebe noch, und gesteht endlich ihrem Bräutigam, daß sie ihren Ermano noch immer liebe.

Er zeigt ihr den Schleier, den sie Ermano zum Abschiede gab, blutig und zerfetzt. Sie wird ohnmächtig.

Auf einem einsamen Gange durch den Park tritt ihr der Verlorene entgegen, jubelndes Liebesbucht, von Rubini und der Grisi hinreißend zärtlich gesungen. Da stürzt Corrado herbei und fordert den Bruder für den andern Morgen zum Zweikampf.

Im zweiten Akte der Wald mit dem Hungerturm. Die Räuber singen das „Ein freies Leben“ mit dem Texte: „Sol la vita del brigante è la vita di paoer!“

Während nun die Räuber sich zur Ruhe legen, erscheint ein Eremit und geht nach dem Turm, während Ermano ihn belauert. Jetzt ertönt die sonore Stimme des alten Moor im Turm:

„Oh! Quanto l'ore son lunghe se la conta il pianto!“

Sei tu?“

Nun stürzt Ermano vor und faßt den Eremiten, und der alte Moor erscheint am Gitter.

Ein Murren des Schauders und der Bewunderung durchläßt das Publikum. Man kennt die tragische Gewalt und Würde, welche Lablache in gewöhnliche erste Rollen zu legen wußte, und die G. B. seinen Heinrich VIII. in der Anna Bolena zu einem

erschütternden historischen Gemälde machten. Nun, dieser alte Moor, wie er am Gitter des Hungerturms erschien, ergriß alle Zuschauer: man sah eigentlich nur den Kopf, der Leib war, in einen dunklen Talar gehüllt, im Schatten halberborgen; aber dieses Antlitz! So bleich, totenblau, mit eingefallenen Augen, die Wangen eingesunken, die weichen Boden spärlich über die gerunzelten Züge hangend: das wahre Bild des Hungers, der Abgemährtheit, des Hinsiehens...

Niemandem fiel es ein, zu lachen. Und das war der feiste, fette, fugeleunde Lablache!...

Mit bebender Stimme klagt der Greis sein Geschick. Das ganze Publikum zerfloss in Thränen, und als der Turm erbrochen und der alte Moor im Triumph auf einer Tragbahre nach dem Schlosse gebracht wurde, da raste ein nie gehörter Beifallssturm durchs Haus, und man jubelte Lablachs Namen in allen Tonarten!...

„Bühnenhaft!“ murmelte der Maestro am Bulle, indem er sich zwei Thränen aus den Augen wuschte — „etwas so Gespenstisches und — Verhungerter wie diesen Serenmeister von einem Luigi, habe ich in meinem Leben noch nicht gesehen! Ich esse heute die doppelte Portion polle rote...!“

Am nächsten Morgen pochte es an die Thüre des fettesten Appartements, welches die hübsche Opern-Vertraute Signora Minetti in einer dritten Etage in der Nähe der Oper bewohnte — natürlich mit einer Theaterante.

Die Theaterante öffnete, der verliebte Lablache trat ein, und fand die kleine Minetti zum Ausgehen bereit, die die Handhabe zuknöpfend, hübscher, frischer und veredelter als je.

„Nun?“ Rötete Lablache im tiefsten Daß, so daß man es eher „fagotten“ nennen konnte.

Die Minetti sang grazios in seine Arme und lächelte: „Großer Luigi, du hast meine Aufgabe erfüllt, mein Herz gehört dir!... Ich habe dich schon erwartet — führe mich jetzt nur so rasch als möglich in ein Restaurant zum Dejeuner. Die Erinnerung an dieses Gespenst im Hungerturm macht mir Appetit...!“

Luigi ging mit der Kleinen triumphierend zum nächsten Restaurant. Dort blieben sie so lange, daß es Zeit zum Diner bei Bésar wurde, und nach dem Theater zog ihn die nette Heger zu Tortoni.

Nacht Lage später erschien Lablache bei Mercadante — er hatte merklich abgenommen, und sang erschöpft auf ein Sofa.

„Nun? Du machst ja ein siegreiches Gesicht eines Glücklichen. Und die Minetti?“

„Meine mir den Namen der schrecklichen Person nicht! Unter dem Vorwande, daß ihr meine Hungerleistung stets bräunend vor Augen sehe, schleppte sie mich 6 Tage lang von einem Restaurant, von einem Delikatessenhändler, von einem Traiteur zum andern. Ich hatte nicht einmal so viel Zeit, sie in den Zwischenpausen in die Baden zu kneipen; es ist „hinträubend“, welche Unmassen von Trüffelhühnern, Fasanen, Wildpret, Sorten und Gelees dieses kleine Ding in sich hineinbrachte, um nur ja dem Schicksale des Verhungerns zu entgehen. Natürlich wählte sie nur die teuersten Sachen und spülte sie mit Champertin und Sekt hinunter!... Ich habe zu künstlerisch vollendet gespielt! Und wie dieses Rennen von Speisehaus zu Speisehaus einen mitnimmt! Ich bin zu Tode gerädet, und meine Wölfe laßt nun an der Schwimmbucht. Vorgehten endlich raffte ich mich auf — und gab diesem bodenlosen Abgrunde in Sängerinnenform den Abschied, ohne auch nur Zeit gehabt zu haben, ihr ein einzigesmal zu sagen: „Io t'amo!“... Und Lablache schloß mit einer Stöhnfaden!“

Mercadante sah schon wieder an der Erde vor sich, hielt sich die Seiten und trampelte mit den Beinen. „Das hätte ich dir gleich sagen können, Luigi mio! Die kleine Minetti ist ja schon seit einem Monate meine — Verlobte. Wir halten's aber geheim. Ich verbot ihr natürlich strenge, ihr auch nur ein Küßchen auf die Fingerpitzen zu erlauben. „Sei ruhig!“ sagte mir die ruhrend treue Kleine. „Ich will dem dicken Molosse keine Zeit dazu lassen!“...“

Luigi glotzte ihn an, wollte sprechen, konnte aber nicht, suchte mit gestreckten Armen ganz bedentlich in der Luft, sprang in die Höhe und zur Thüre hinaus. — Mercadante war seit dieser Zeit für Lablache nicht mehr auf der Welt.

„Das Lied der Gräfin Königsmarkt“ von Ernst Montanus wird in nächster Nummer fortgesetzt.



## Das dritte Stadium, oder wie der Direktor um seine Primadonna kam.

Von Marie Knauff.

Unser guter Freund, der Leiter der Stadtbühne von K., befand sich seit einiger Zeit auf dem Gipfelpunkte direktorialer Glückseligkeit. Und nicht ohne Ursache! Hatte er doch in dem Bureau der bekannten Theateragentur für Opernangelegenheiten — das große Los gezogen, d. h. eine junge Bühnen-Novize, erste dramatische Sängerin, zum Engagement erworben, mit einer phänomenalen Stimme, die an Umfang und Schönheit nichts zu wünschen übrig ließ, wie die Fama berichtet. Für jeden Theaterdirektor ist aber die Primadonna das „Ausschlaggebende“ der Saison — der Erfolg — die Einnahme — das ganze Theatergeschäft hängt von ihr ab!

Beklagte Sängerin nun, welche sich außerdem, wie man uns erzählte, einer statlichen Figur und eines sehr interessanten Gesichtes erfreuen sollte, hatte ihre musikalische Ausbildung bei einem der ersten Musikmeister erhalten, sang und spielte vorzüglich und war bald, als die Opernvorstellungen begannen hatten, der Liebbling des Publikums — ein Greichen — eine Valentine — eine Gisa par excellence!

„Sie müssen einmal herüberkommen und meine Primadonna hören!“ mahnte der glückliche Direktor stets, wenn er beschäufte nach unserer von K. — leicht zu erreichenden Residenzstadt kam, „Sie hat eine Zukunft! Ich staune selbst, wie ich zu diesem Juwelen gekommen bin, bei meinem sonstigen Pech! (Direktoren klagen nämlich stets über Pech!) Zwei bis drei Jahre — und sie singt in Wien oder Berlin! Schade! es mangelt meiner jungen Sängerin zur Zeit nur noch eines: die Leidenschaft — das Temperamentvolle — man sollte ihr eine Palette ins Herz legen, die bei gewissen Gefangenseiten explodiert, etwas mehr Gefühlswärme wäre erwünscht, — sie ist ein wenig kalt! geht nicht so recht ins Zeug; mit einem Worte: sie befindet sich noch im ersten Stadium!“

„Was verstehen Sie unter dem ersten Stadium?“ fragte ihn der begierigen Bühnenweisen.

„In der künstlerischen Entwicklung unserer Sängerinnen unterscheiden wir zwei verschiedene Stadien,“ replizierte er. „Im ersten befinden sich die jungen Damen, welche — noch nie verliebt waren; z. B. meine Primadonna; man merkt daher auch ihr ein gewisses Manko im Vortrage an; bei der „Valentine“ kommt das pulsierende, dramatische Feuer, welches die Liebesgötze des vierten Aktes erbeißt, noch nicht so recht zur Geltung; auch mit der Darstellung der Margarete im letzten Teile operiert sie noch; wie gesagt: ein paar glühende Kohlen ins Herz!“

„Und was verstehen Sie unter dem zweiten Stadium, mein lieber Direktor?“ fragte ihn.

„In dieses —“ lautete seine Antwort — „advancieren die Sängerinnen, wenn sie erst ein zärtliches Interesse gefaßt haben — wenn sie, um mich poetisch auszudrücken, „im wunderschönen Monat Mai“ ihrer Gefühle angelangt sind, „wo alle Knospen sprangen,“ wie's im Liede heißt; sehr gut für die künstlerische Vollenbung der jungen Sängerinnen, wenn dann — auch in ihrem Herzen die Liebe aufgegangen! Eine jede spielt und singt in dieser Maßnahme viel hingehender, reißt daher auch das Publikum mehr mit sich fort! Ergo — meine Primadonna muß erst durch die Liebe erwärmt werden!“

Wir machten über den praktischen Herrn, der uns das alte schauspielerische Axiom aufstufte: nur ein Gefühl, das man selbst empfunden hat, kann man darstellen; vermochten aber nicht ihm so ganz Unrecht zu geben.

Nach mehreren Wochen führten Gespräche den Direktor wieder nach unserer Residenz, und begegnete ich ihm auf der Straße. „Ich hab's erreicht!“ rief er freudstrahlend ins Ansehen aus, „das zweite Stadium! nun besitzen wir eine Sängerin, comme il faut! Welches Feuer entwickelt sie jetzt! welche Leidenschaft! welche Innigkeit im Vortrage! die letzten Akte ihres Greichens — meisterhaft, meisterhaft! Kommen Sie doch herüber! Sie müssen mein Juwel kennen lernen!“

„Nun — und was oder wer hat diese Wandlung hervorgebracht? wer ist dieser Magnus?“ fragte ich lachend.

„Natürlich — ein Millionär!“ lautete die Antwort. „Sohn des reichen Kommerzienrates, ein schärmanter Mensch übrigens — tadelloser Cavalier — anständiger Charakter; er überschüttet sie mit Vorbeeren — hat sie bereits in seine Familie eingeführt. Zwei Seelen und ein Gedante, zwei Herzen und ein Schlag! was sagt ich ja, ja, die Liebe, die Liebe! ohne dieselbe keine Kunst! Welch ein Geist ist jetzt über das Mädel gekommen; auch sie hat Feuer gefangen, kein Zweifel! Die Stelle in der Partie der Valentine: Raoul, ich liebe dich! Kinder — das von ihr zu hören! 's ist kein theatralischer Mumpst! Mehr verlang' ich nicht, — nun bin ich zufrieden! Eine brillante Opernsaison steht uns bevor! Sie singt jetzt vollendet! Was das zweite Stadium!“ Mit diesen in freudiger Hast hervorgefahrenen Worten jagte unser Direktor wieder davon. Ich freute mich aufrichtig über seine guten Aussichten.

Bald darauf reiste ich nach Wien zu einem Familienbesuche, von welchem ich erst nach mehreren Monaten zurückkehrte. Auf der Heimreise berührte ich K., und beschloß, die uns so viel gerühmte Primadonna endlich durch eigenes Anschauen und Anhören kennen zu lernen. Als ich aber den glücklichen Direktor in seiner Villa traf, fand ich ihn nicht total geschlagenen Mann vor!

„Das Pech! das Pech! o weh! die Miere!“ tönte sein Klagegelaute!

„Nun? und Ihre Primadonna?“ fragte ich.

„Ja — da liegt eben der Huf im Pfeffer!“ meinte er.

„Was gibt's denn?“ interpellierte ich weiter. „Sie waren doch so glücklich mit ihr — aus dem ersten ins zweite Stadium gelangt?“

„Sie ist leider — ins dritte avanciert!“ lautete die Antwort.

„Wie so?“

„In den Ehestand! Verheiratet!“

„Mit dem Millionär natürlich!“

„Ja! hat der Bühne entflucht, bereits vor vier Monaten! es ist ganz unfinnig!“

„Nein — es ist ganz folgerichtig!“ entgegnete ich lachend, „wer einmal im zweiten Stadium ist — will doch auch ins dritte gelangen!“

„Der Teufel hole das dritte!“ rief er, „ein solches Greichen werde ich nie wieder bekommen! Hätte ich den Ausgang ahnen können —“ fügte er mit Emphase hinzu, „so hätte ich vorgezogen —“

„Dah Ihre Primadonna im ersten Stadium geblieben wäre!“ ergänzte ich; „tröstet Sie sich, lieber Direktor, auch so ist's zum Guten! Sie werden mit nächstem einen jungen Faust aus der Taufe heben! Vielleicht bekommt er als mütterliches Erbeil — eine schöne Tenorsstimme. Dann engagieren Sie später — den Sohn!“

„Das verwünschte — dritte Stadium!“ brummte er noch einmal und fraute sich hinter den Ohren, „das verwünschte dritte Stadium!“



## Kunst und Künstler.

— Zwischen dem k. k. Opernhaus in Berlin und dem Hamburger Stadttheater findet ein Kapellmeister-Austausch statt. Bekanntlich ist Herr Kapellmeister Sucher an Stelle des ausgeschiedenen Herrn Prof. Schröder als Hofkapellmeister an die Berliner Hofoper berufen worden; nunmehr ist auch zwischen Herrn Pollini und Herrn Prof. Schröder ein Vertrag abgeschlossen worden, durch welchen der scheidende Kapellmeister der Berliner Hofoper auf die Dauer von drei Jahren als Nachfolger von Sucher an das Hamburger Stadttheater verpflichtet worden ist. Frau Rosa Sucher in Hamburg ist nun ebenfalls für das Berliner Opernhaus verpflichtet worden.

— Händels Schöpferspiel. Weis und Salata, welches in England wiederholt gegeben wurde, ist von Kapellmeister Felix Motil mit großem Geschick und verständnisvoller Fügung auf einen einzigen Akt auf die Bühne des Karlsruher Hoftheaters gebracht. Troßdem der Text kaum ein dramatisches Moment bietet, reicht doch der künstlerische Gehalt und der eigentümliche Wohlklang der Musik hin, um wenigstens den kunstsinigsten, an einem musikalischen Kulturbilde sich erfreuenden Hörer zu fesseln.

— K. d. N. Wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir behaupten, daß unsere großen Göttergötter

Konzerte unter Franz Willners Leitung sowohl hinsichtlich der Programme als der glänzenden Ausführung in deutschen Ländern nicht übertragt werden. So war auch wieder das letzte derselben ein so bedeutendes, daß wir uns gebungen fühlen, einzelnes zu beleuchten. Schon der Eingang: Schuberts zwei Sätze der H. Moll-Symphonie gaben durch unachahmliche Ausführung dem Abend von vornherein eine Wärme, wie sie schöner nicht gedacht werden konnte. Wie in keinem andern Werke offenbart sich hier der großartige Genius dieses wunderbaren Meisters der Töne. Das tiefste Seelenleben wird uns in dieser Musik offen gelegt, und deshalb packt sie auch die Seelen der voll und ganz hingebenen Zuhörer mit unüberwindlicher Gewalt. Chöre von Mozart und Krug von prächtigem Wohlklang hielten die Stimmung fest. Der Solist des Abends, ein Künstler ersten Ranges: Florian Jaxl aus Straßburg, entließ die Töne von Weisfall. Mendelssohns Konzert, wie von Bach und Perpetuum mobile von F. v. Weber waren drei Leistungen jede in ihrer Art bewundernswürdig, ja geradezu vollendet. Der breite volle Ton kam besonders Bach zu statten. Auf der G-Saite gespielt, klang das herrliche Musikstück wie ein breiter Strom einer schwer und gewichtig dahin bewegenden Tonmasse. Die höchste Virtuosität lag in Webers Perpetuum — sie ist nicht zu überbieten. Der Künstler wird hier immer jubelnd begrüßt werden. — Eine Symphonie von A. d. e. — F. d. — anpruchlos, aber vielfach anmutig und sehr geschickt in der Form, hatte sehr freundliche Wirkung. Der Komponist dirigierte selbst und wurde reich geclit. Aber nun noch ein Werk, dessen zündende Gewalt sich vollstätt bewährt hat: Siegfrieds Rheinfahrt, diese Fülle von fast erdrückenden Harmonien, diese wichtigen Motive mit den schärfsten Rhythmen, diese kaum zu überbietenden Steigerungen, wie soll man die gigantische Musik beschreiben! Es führt auf den Hörer ein mit erschütternder Wirkung und raubt die Empfindlichkeit für jedes weitere Musikwerk, so überwältigend ist der Eindruck. Unwillkürlich fragt man sich: „Was soll nun noch kommen?“ Aber es gehört auch eine so unvergleichliche Ausführung dazu, wie sie hier geboten wurde — im Theater, wo es in der Regel so sehr genau nicht genommen werden kann, bekommt man kaum eine Ahnung von der Tiefe und dem gewaltigen Inhalt dieses wunderbaren Teiles. So weit über das in der That seltene Konzert. Das nächste bringt von Gröben Stavenhagen und Mikorey; das letzte die Missa solennis. Wahrlich ein Schluß der diesmaligen Winterkonzerte, welcher allem sein Siegel aufdrücken wird.

— Musikdirektor Kienig in Stuttgart, welcher sich seit einem Jahre als tüchtiger Operndirigent am Hoftheater bewährt hat, ist zum Hofkapellmeister ernannt worden.

— Auch das zweite Streichquartett in K. d. N., bestehend aus den Herren Louis. Holländer, Jos. Schwarz, Karl Körner und Louis Hegghel, hat nun gleich dem berühmten Gedächtnis, größere Kunstleistungen aufgenommen und nach Vorarbeiten aus London und Brüssel, wo dasselbe u. a. kürzlich konzertierte, große Erfolge erzielt. In Prince's Hall in London, wo „The Cologne Conservatoire String-Quartets“ mit einem Mozartschen Quartett und Sätzen von Mendelssohn und Boccherini auftraten ist, spendete das Publikum ihren gediegenen Leistungen besonders lang andauernden Beifall, und die Presse spricht die Hoffnung auf baldiges Wiedersehen aus. Infolge des Erfolges in Cerele artistique in Brüssel aber wurden bereits für nächste Saison weitere Konzerte in Brüssel, Antwerpen und Lüttich mit dem Künstlerquartett fest abgeschlossen.

— Verdis „Otello“ hat in der Hofoper in Wien bedeutenden Eindruck gemacht; das Publikum verfolgte die Szene mit großem Anteil und konnte sich besonders im 4. Akt einer tiefen Erregung nicht erwehren. Mancher möchte ihn in seinen musikalischen Erwartungen, zu denen der frühere Verdi berechtigte, getäuscht sehen und dessen einfaches unbefangene und unbefümmerte Sinnlichkeit der tendenzstrenge des Otello vorziehen, — gewiß aber wird man diesen mit lebhaftem Interesse, ja mit Bewunderung für den Mann hören, der im 73. Jahre, also in einem Alter, wo man — wie Hanslick sagt — höchstens noch schlechte Kirchengesänge schreibt, ein Beispiel solcher Geistes- und Geistesfrische gibt. Die Aufführung war ein wahres Muster künstlerischer Reproduktion, besonders drängte sich Herr Winkelmann in der Titelrolle durch seine hoch künstlerische Leistung aus dem Rahmen der übrigen Darsteller hervor.

(Fortsetzung auf Seite 88)









L. Neumann, Art. Stuttg.

## Ruhmeshalle deutscher Dondichter.

Sied uns gegrüßt ihr Meister mit strahlender Stirne,  
Die einst gesegnet der Gott, der uns die Leier verlieh!  
Schwingend das harte Plectrum, wie der Wägen mächtiges Räder,  
Stiegt ihr als Priester herab heil' aus der Seligen Höhen. —  
Kündend das heilige Lied vom Arquel der irdischen Sphäre,  
Waltend Händel und Bach pueßt aus dem Völkergelieb:  
Tief und mächtig pulsch mit der Kraft der bittlichen Fahrheit  
Wurde der erste uns schnell zum „Sancton“ im Reiche des Sanges.  
Bum Wäze jedoch, das in brandenden Augen erlöset,  
Wuchs der kräftigste Bach, bildend den Tropfen zum Strom.  
Tief gieb Hufe mir Kraft! Wie ehe Gluck ich, den Meister!  
Der ohne harmonisch Geisid verrißt hier das irdische Fort.  
Nicht bloß sinnlichen Reiz verlieh ihm Grako, die hehre,  
Was er erstrebt und gewiekt wurde zum leuchtenden Fort.  
Den Kern der Regel erprobt ewig die feste Bewährung,  
Geleß und Regel erschafft die regellos heitere Kunst.

Verderr wurde nun Gluck, er kannte als Geisler die Götter  
Mit seines Geistes Gewalt aufs Podium der tragischen Welt. —  
Immer noch kinst das Wort, das einst in allmächtiger Liebe  
Der Schöpfer ins Chaos gelandt, aus dem das All sich erhob:  
Werden sollte das „Licht“ und es ward beglückend den Menschen,  
Den der liebende Gott um zu beglücken ersand.  
Also schuf Haydn er dich, und leucht in dein Herze den Zauber,  
Was treulich der Sämann gestreut ging auf im segensreichen Jünger.  
Groß wie die herrliche Saat erwies nun die Ernte sich auch:  
Mozart, der himmlische Held, der Sante in Musikas Hallen,  
Stieg als der Gezeiten Genosß hehr aus dem Arquel des Seins.  
Mächtig sein „Hörspiel“ tief — im Paster und Feuer zu proben,  
Aus der Eichen Bereich einen Eichen hervor:  
Zu einmal symphonisch gewiekt in Affeours gewachsen „Ruinen“,  
Sprengt er die Fächer der Welt durch seines Geistes Nacht.

„Ironore“ gekauft, reuht er als göttliche Liebe  
Mächtig der Creue das „Recht“, das er am „Höberg“ empfing. —  
„Abelade“ umspann den Faden dem herrlichen Weber,  
Der selbst den „Eisen“ gewiekt den Schier der strahlenden Kunst.  
Doch auch als „Schüßer“ hat groß sich der treffliche Weber bewährt,  
Woß er hoch Kugeln so gut, daß sie ihr Ziel nie gefehlt.  
Mächtig erlöset der Schall und drang bis zum wehrlichen Wagner,  
Der je am Rade des Cent kunstvoll die Achse geknüpft.  
Und mit dem Donnergetöse aus den leuchtenden Mergelstein  
Gewiekt er den Becker so stark, daß Brühild vom Schlummer sich hebt.  
Und es erwanden mit ihr die Sagen des herrlichen Volkes,  
Das Germania gewiekt sich und dem Erdbird zum Trost.  
Dorum grüße ich Holz die Scharen der Meister und Jünger,  
Die aus den Hallen des Lichts sich als Geinen gefolgt.  
Gewiekt mein Volk nun auch mit dem Weigruß der Liebe die Tosen,  
Doch auch den Lebenden tren hieße die Palme des Ruhms.  
Aug. Reiser.

— **Opernfrüchte aus Köln.** Aus der Fülle von Konzerten und sonstigen klingenben Veranstaltungen möchte ich Ihnen vor Thoreschluss der Saison doch noch einiges mitteilen, zumal die musikalische Hochflut, in der wir uns jetzt befinden, der Anfang vom Ende ist. In der achten Aufführung der Koncertgesellschaft erschien Clotilde Kieberg, die so schnell berühmt gewordene Pianistin. Auch hier entzückte sie alles durch ihr unvergleichlich zartes Spiel. Frä. Kieberg's Kunst besteht in größter pianistischer Gewandtheit, weniger in Eigenartigkeit der Auffassung. Welcheiden läßt sie ihre Individualität vor dem Geiste der Tonbildung zurücktreten und verleiht sich mit einer Art jungfräulicher Scham in den Ideen- gang des Komponisten. Ihr geht es nicht wie den vielen modernen Klavierspielern, denen die eigenartige Beleuchtung und Nuancierung einiger Stellen alles ist und die über das Klavierthema fast das Spielen vergessen. Mit dem ganzen Aufgebot ihrer pianistischen Kräfte sucht sie dem Komponisten gerecht zu werden, und ihr musikalischer Schwur gipfelt in der Betonung „uns nichts zu verschweigen, nichts hinzuzufügen“. Wie sie denn das A-moll-Konzert, die herrliche Schumann'sche Schöpfung, die Note unter den Klavierkonzerten darbot, war hinreichend schön. Solch blickigen Aufschlag, solche Zartheit des Spiels, eine solche dem inneren Wesen der Komposition gemäße Wiedergabe ohne trübende, unklarende Hilfsmittel hat man wohl selten gehört. Und der vollendeten musikalischen Grazie gegenüber strebt die Kritik die Waffen und unterläßt es, Betrachtungen anzustellen, inwieweit ihre Kraft bei mehr Macht fordernden Aufgaben ausreichen wird. — Inmitten des Fackelzugtrubels ließ Walter Stolzinger seine herrlichen Gesänge erschallen, und daß man solche Reisen selbst zu dieser Zeit — es war Karnevals Sonntag — den Narren vorzieht, lehre das über und übergefüllte Haus. Die Anziehungskraft der Meistersinger, der kernigen echt deutschen Oper, that es indes nicht allein, es kam hinzu, daß Emil Götze zum erstenmale nach seiner Krankheit sich wieder in seiner Glanz- und Prachtvolle zeigte. Und da der geliebte Künstler sich wieder als Stimmgelös fühlte und verschwenderischer denn je seiner Stimme Brillanten verteilte, nahm die Aufführung den beifallsbestimmten Verlauf einer Vene- zianer- oder Festvorstellung. Drei Tage darauf sang Götz den Lohengrin, niemand ahnte, daß wieder eine Krankheit im Anzuge; Götz's Verlobung mit Frä. Donita wurde bekannt, der frühlichen Nacht folgte auf dem Fuße die betrübende von der bereits stattgefundenen Entlohnung und gleich mit dieser Werbung verband sich eine andere, durch welche Köln die traurige Gewissheit wurde, seinen Liebling wieder für lange, lange Zeit entbehren zu müssen. — Mit vielem Erfolg gastierte hier Frä. Lola Beeth von der Berliner Hofoper. Die Sängerin, eine herrliche schöne, üppige Erscheinung, ist reich an natürlichen Vorzügen. Mutter Natur muß bei besser Gebelaine gewesen sein, als sie ihren Liebling mit so vielem beglückte, denn auch des musikalischen Herzenswunsches, daß sich in einem schönen Körper eine schöne Stimme befände, hat sie gedacht. Eine Stimme von gestählter, üppiger Klangfarbe bei leichter Tongebung und besser Ausgeglichenheit, ein außerordentliches Darstellungsvermögen und ein nicht geringer Schatz an künstlerischem und echt weiblichem Gefühl verleihen den Darbietungen Frä. Beeth's eine starke, unmittelbare Wirkung. Die Künstlerin trat hier auf als Elsa, Marie in Meßner's Trompeter und Frau Gut in Nicolais ewig lustigen Weibern. Die letzte Rolle war die beste. Da konnte sich ihr ganzer Schatz an Frohsinn, Schelmerei und Schalkhaftigkeit zu voller Blüte entfalten und sich mit dem Reichtum an darsellerischen und gefanglichen Reizen zu einem entzückenden, lebensfrischen Wille vereinigen. — Auch hier hatte das Auftreten Nikita an ein ungewöhnliches Interesse erweckt und einem Konzerte des Männergesangsvereins, welches unter ihrer Mitwirkung stattfand, eine erhebliche Anziehungskraft verliehen. Auch hier fehlte es nicht an begeisterten Kundgebungen für die „See vom Niagara“ freilich auch nicht ganz an gegen- teiligen Aeußerungen und nüchternen Betrachtungen über den Wert der Darbietungen Nikita's. Der Zauber ihres Organs ist ein mächtiger. Die gloden- oder vielmehr glückseligsten Stimme, welche ohne jede trübende Beimischung erklingt, dieser eigene Klang, der den zarten Blütenstaub feiner Kindlichkeit noch nicht abgetreift hat, er übt einen außergewöhnlichen, großen Reiz aus, der sich aber nicht steigert, sondern allmählich verringert, da die erwärmende, den Reiz erhaltende Macht fehlt. Es macht eben alles noch zu sehr den Eindruck des Ungewöhnlichen, um nicht Abgerichtet zu sagen. Man wird unwillkürlich an das

erste Auftreten Teresa Tinas erinnert, mit der Nikita auch den Mangel an physischer Kraft gemein hat. Die gefangliche Gewandtheit ist schon jetzt eine hohe, von besonderer Wirkung namentlich ihr pianissimo, ein zarter, süßer Hauch wie von einer fernen Aeolis- harfe herübergetragen. Den größten Effekt erzielte sie denn auch durch ein Lied mit Echo, das sie mit fast geschlossenem Munde hervorbrachte. . . . Für die Zukunft der Sängerin fragt es sich nun: Wird das Organ an Volumen zunehmen und ihr Vortrag an musikalischem Empfinden? Denn die heutigen, von der Morgenfonne rosigem Schein erklärten Reize werden in nicht allzulanger Zeit aufhören, solche zu sein.

— Das Programm des großen Musikfestes, welches der Allgemeine Deutsche Musikverein am 10.—13. Mai in Dessau veranstaltet, wird, wie man uns von dort berichtet, zwei geistliche Aufführungen mit dem Niedersächsischen Verein aus Leipzig, zwei Kammermusik und zwei Orchesterkonzerte unter Hofkapellmeister Klughardt's Leitung umfassen. Eine Motettenaufführung am Vormittag des Himmelfahrtstages eröffnet das Fest mit a capella-Chören von alten Italienern und Bach's Kantate „Kommt, Jesu, kommt“, am Nachmittag gelangt die Missa solemnis von Beethoven zu Gehör. Verloren ist mit der Symphonie „Harold in Italien“, Franz Liszt mit der Faustsymphonie, dem A-dur-Klavierkonzert und Gesängen, Richard Wagner mit dem Kaisermarsch, Peter Cornelius mit der Ouvertüre zur Oper „Der Barbier von Bagdad“ vertreten. Von lebenden Tonbildnern sind Alb. Becker, Fr. Dräke, Klughardt, Joachim, Hans von Bronsart, Joh. Brahms, C. d'Albert und andere vertreten. Von Solisten haben die Sängerinnen Frau Müller-Mönneburger und Frau Moran- Othen, der Baritonist Herr Krebs, die Pianistin Frau Sophie Menter, der Pianist Herr Willy Kieberg, der Violonist Herr Arno Noll, der Bratschist Herr Hermann Ritter und die Viertonetgenossen Petri aus Leipzig und Seitz aus Dessau ihre Mitwirkung zugesagt.

— Am Theater an der Wien hat der verdienstliche „Mikado“ glänzenden Eingang gehalten. Der Auf- zug der heimischen Japanesen und Japanesinnen voll- zog sich mit einer Pracht und einem Brumle, wie er selbst in diesen anstaltungsgewohnten Hallen selten da war. Was England an original-japanesischer Herr- lichkeit vom Pantofoff bis zum Fächer bietet, und was Drill und Erziehung vermögen, hier scheint es erreicht. Im Amphitheater hörte man ein dreifaches Hoch von der Bühne her — eine feierliche Ovation für den Zauberer, der dieses Künstlerheer auf japa- nesischem Boden schreitet, lachen, singen und tanzen geleitet, für Jauner, der den „Mikado“ aus dem Weinbesitz der Engländer unverfehrt nach Wien ge- führt hat.

— In Berlin hat sich vor einem Jahre ein neuer Männergesangsverein gebildet, der berufen zu sein scheint, an die Spitze der dortigen Männerchöre zu treten. Es ist der Sängerbund des Lehr- vereins, der unter der Leitung des Gesangslehrers und Sängers Felix Schmidt steht. Dieser junge Verein gab am 27. Februar im Saale der königl. Hochschule für Musik sein erstes außerordentliches Konzert vor geladenen Hörern, unter denen sich Kultusminister v. Gögler, Baron von Kessel und Haupt- mann Graf v. Moltke befanden. Ohne auf das Programm näher einzugehen, möge betont sein, daß die Leistungen des Chores, wenn man das kurze Be- stehen in Betracht zieht, ganz ausgezeichnet waren. Unterstützt wurde das Konzert in trefflicher Weise durch die Gattin des Dirigenten, Frau Schmidt- Köhne, sowie durch die Herren Oskar Raif und G. Schuster.

## Mermischtes.

— Kürzlich feierten wir J. v. Eichendorff, oder vielmehr wir feierten ihn der Umstände halber nicht, da taucht ein weiteres Dichterjubiläum auf. Friedrich Rückert wurde am 16. Mai 1788 in Schweinfurt geboren. Dort wird nun zum 100. Ge- burtstage ein großes Aldert-Fest vorbereitet und man gibt sich der Hoffnung hin, daß die ganze Nation sich für das Fest interessiert.

— In Passy ist am 29. Februar das rumä- nische Nationaltheater niedergebrannt.

— Das Rathener Denkmal in Bittau soll am 16. August d. J. feierlich enthüllt werden.

— Der Giesener Musikverein, dessen gegen- wärtiger Dirigent der k. Musikdirektor Witte ist,

beginnt am 4. und 5. d. Mts., mit zwei Konzerten, das fünfzigjährige Jubiläum seines Bestehens.

— Die unlängst verstorbene Frau Jenny Lind hat, wie dies bei dem von der berühmten Künstlerin bei Lebzeiten bewiesenen hohen Wohlthätigkeitsfinn kaum anders zu erwarten stand, große Legate zu Wohlthätigkeitszwecken vermacht.

Im Frühjahr soll die Ausgrabung der Ueberreste von Gluck, Mozart, Beethoven und Schubert stattfinden und die Beisegung derselben in Ehrengräbern auf dem Zentral-Friedhofe erfolgen. Diese Gelegenheit will sich die Anthropologische Gesellschaft in Wien nicht entgehen lassen, um eingehende anatomische Untersuchungen an den Schädeln dieser großen Männer vornehmen zu lassen. Sie hofft aus diesen Untersuchungen belangreiche Beiträge für die anthropologische Schädellehre, besonders für die schon lange in Angriff genommene Frage zu gewinnen, wie weit die Gehirngröße an sich mit hervorragenden Leistungen der Menschen auf geistigem Gebiete zu- sammenhänge. Die Gesellschaft hat auch beschlossen, sofort die nötigen Schritte einzuleiten, um die behör- liche Bewilligung zur Vornahme dieser wissenschaft- lichen Untersuchung bei der Ausgrabung zu erwirken. Gleichzeitig wurde ein Ausschuss, bestehend aus den Universitäts-Professoren Hofrat Dr. Th. Meynert, Dr. C. Tolbt, Dr. K. Knabrat, sowie Ober- stabsarzt Dr. Weißbach mit der Vornahme der Untersuchung betraut.

— Die Schutzfrist für geistiges Eigentum (also auch der musikalischen Kompositionen) beträgt in Frankreich fünfzig Jahre, während in Deutschland die Werke eines Schriftstellers oder Komponisten bereits dreißig Jahre nach seinem Tode dem Nachdruck ver- fallen. Dreißig Jahre schätzen außerdem Oesterreich- Ungarn, Portugal, Schweiz, Dänemark, vierzig Jahre Italien und die Türkei, fünfzig Jahre außer Frank- reich noch Rußland, Schweden und Norwegen. Das Gesetz schließt in Spanien bis achtzig Jahre nach dem Tode vor Nachdruck, während in Mexiko der Ver- fasser und seine Erben ein niemals verfallendes Eigen- tumrecht besitzen. Es ist also in Deutschland das geistige Eigentum am schlechtesten gestellt.

— Das diesjährige Wundest der „Vereinigen Norddeutschen Liedertafeln“ findet in Hildesheim statt.

— Am 14. Februar vollzog sich in Genua eine merkwürdige Zeremonie: In Gegenwart des k. Kom- missärs, Herrn Pavese, des Bürgermeisters dieser Stadt, schritt man zur Eröffnung des Schrankes, in welchem die Straburians-Violone aufbewahrt wird, auf welcher Paganini seine Erfolge erzielte, eines der vollkommensten Modelle des berühmten Cremonener Geigenbauers. Herr Sibori, der be- kannte Geiger und Schüler Paganini's, spielte einige Stücke auf dem Wunderinstrument, um zu konstatieren, daß sich dasselbe in gutem Stande befinde, worauf dasselbe wieder unter die Glasglocke gebracht wurde, unter welcher es den Blicken der Kenner und Neu- gierigen sichtbar bleibt.

— Man schreibt der „N. F. P.“ aus New York. Am 28. November beginnt die nächste Saison der deutschen Oper. Ob diese Saison die letzte sein wird? Die Opposition gegen die deutsche Oper unter den amerikanischen Aktionären des Metropolitan-Opera- hauses ist nämlich noch keineswegs zum Schweigen gebracht. Nicht den Anstrengungen des verstorbenen Dr. Leopold Damrosch verdankt die New Yorker deutsche Oper ihr Entstehen dem Umstande, daß bei der ersten italienischen Opernsaison im Metropolitan ein Defizit von 90 000 Dollar gemacht wurde. Man versuchte es mit der deutschen Oper auf Anraten von Dr. Damrosch. In der That verringerte sich das Defizit auf 40 000 Dollar pro Saison. Aber auch das ist noch zu viel. An Gewinn ist natürlich nicht zu denken, aber eine weitere Verringerung des Defizits ist erforderlich, soll die Opposition gegen die deutsche Oper nicht schließlich triumphieren. Es ist dem Direktor Stanton seitens der deutschen Presse empfohlen worden, für eine Erweiterung des Repertoires zu sorgen, weil die amerikanischen Opponenten hauptsächlich deshalb gegen die deutsche Oper wüthen, weil dieselbe eigentlich nur eine Wagner-Oper ist. Ferner ist eine Verlängerung der Saison und eine Ermäßigung der hohen Eintrittspreise vorgeschlagen worden. Beides könnte nur von finanziellem Vorteil sein. Es bleibt abzuwarten, inwieweit Herr Direktor Stanton, dem nach Schluß der Saison eine Anerkennungs-Adresse der hervorragenden Deutschen New Yorks zuging, die Vorschläge der deutschen Presse be- rücksichtigen wird.

der Redaktion.

**P. Böttger, Stuttgart.**

einige oder alle Strophen mit verschiedenen, ihrem wörtlichen Inhalte entsprechenden Melodien versehen sind.

**C. B. in M.** Ihre Arbeit ist gar nicht zu übersehen, aber für unser Blatt ist sie immerhin noch nicht recht genau.

**Karnevalschwärmer.** Nun mit kleiner Veränderung angenommen.

**Grundschott. E. M.** Ja wohl, das ist auch gleich der Anfang. Doch ist die hübsche, goldene Zeit.

**Rudolstadt. - th.** In solchen Angelegenheiten raten wir nicht, — es reißt selten ein gutes Relatant.

**Oakland. E. V. A.** Der Polka ist so alt, daß wir den Urheber vergessen haben, — wir meinen aber, er sei von Roblenberger.

**Rawitzsch No. 2384.** Recht hübsch, aber die musikalische Bearbeitung läßt viel zu wünschen übrig. Ein tüchtiger Musiker, z. B. Semmelmüller, hätte in der Bearbeitung, z. B. des Siegers, konnte Ihnen da an die Hand geben.

**Ellenbogen. C. S.** Ebenfalls neue Stimmung, die aber kurz oder lang überall Platz greift. ad 2: Müßelre von 2 Köpfer (Kleypa, Breitkopf & Härtel).

**Halle. H. B.** Müßelre angenehm.

**Berlin. H. S.** Bericht folgt im Aufzuge. ad 2: Das gefandte Müßel ist so alt.

**Nürnberg. F. M.** Damit können wir uns leider nicht befassen, wir hoffen so nicht mit unserer Zeit auszukommen.

**G. S. in F.** So viel wir wissen: ja, jedenfalls können Sie solche durch 8. T. in der Reine erhalten. ad 2: Trio für Klavier, Violon und Violon, Knaus, Op. 37, 45 und 56 (Leipzig, Schönewald).

**Oberrhein. J. N.** Brandt: Prof. Clement-Dreyer-Schule. 2 Teile & 3 Mt. 30. (Leipzig, C. F. W. Beyer.)

**Vevey. T. R.** Landläufige Konzertberichte und Programme bringen wir nicht, sonst werden wir von allen Seiten damit überflutet.

**Breslau. F. S.** Nein, wir haben keine Vermutung darüber, es ist in letzter Zeit wieder Ähnliches erschienen.

**Hamburg. L. C.** Wenn Dank für Ihre Bemerkung. Das Manuscript ist uns indes für unser Blatt etwas bedeutend, besonders Nr. 2.

**S. A. G. in F.** Das dürfte an der wichtigsten Temperatur liegen; viele Alternativen ist auch nicht eben förderlich. Oder sollte es auf harter Berührung der betr. Organe zurückzuführen sein. Per distance läßt sich dies nicht mit Sicherheit beurteilen.

**München. J. W.** Unsere Meinung? Sie ist nicht unbedingt gut.

**St. Petersburg. Florentin.** Sie sind der Komposition nach jedenfalls Organist und haben es ziemlich weit gebracht, so daß wir der bedauerlichen Zufälligkeit gerne entgegenstellen.

**W. L. in H.** Den Stücken läßt sich nichts nachsagen, als daß sie zu hartem, zu gewöhnlich sind.

**Hamburg. O. G.** Wie zu einer gewissen Stufe werden Sie es bei einigen Fliegeln bringen. Besonders Sie es mit der Universal-Klavierschule von Meier (Köln, Zenger), — was Sie in verschiedenen Abschnitten können, werden Sie selbst finden. ad 2: Ja wohl, — Blütenhülle von Weimarschule (Köln, Zenger).

**Bautzen. L. S.** Da will das die wieder hüßig sein als die Genuß: das ist ein Dom. — 7. Alfred mit Heiner 9.

**Mitau (Russland). E. L.** Ebenfalls original, und obwohl kaum kompromittiert ist der Refrain in Ihrem Rechte, der wir Ihnen übrigens etwas bekannt anmutet, — wir können uns nur nicht erinnern, woher.

Ja, natürlich, werden, frey und frei, — was die, — doch mir zum Glück.

**Worms. J. S.** Was ist denn in dem Liede von Ihnen? Schöner hat jedenfalls viel mehr teil daran, denn es ist „Gipfelstübchen“ wie aus dem Gedichte geschritten. Auf Sie passen die Worte Gedichtes vortrefflich: „Wir alle leben vom Vergangenen und gehen am Vergangenen zu Grunde.“

**Menden. F. K.** Danke für das Vertrauen, doch fehlt es gegenwärtig an viel Zeit.

**Wittstock. E. W.** Das kann eine edle Geige nicht sein, denn Stradivarius hat ihn 1737 und der Instrument trägt die Jahreszahl 1702. Wie eine edle Geige ausfallen soll, läßt sich an dieser Stelle nicht beschreiben. ad 2: P. J. Zenger in Köln.

**Frankfurt. J. W.** Der wollte Ihre Frage beantworten. Das ist ein einfach unangenehm. ad 2: Stimmener ist die fehlende Nummer der Ihren Tagesquelle, — oder fassen Sie wenigstens das Wort.

**Cleve. A. F.** Haben wir bereits in einem früheren Jahrgang gebracht. Wenn Dank!

**Schwelm. G. H.** Der Trauermarsch F-moll ist eine Vertheilung untergeordnete Komposition. Der eigentliche Komposit ist J. S. Bach, gefolgt 1855 in Göttingen.

**Essen. H. B.** Die uns gefandte Summe läßt sich schon vor 50 Jahren die goldene Hochzeit feiern.

**Leipzig. J. K.** Ja harmlos.

## Neu: „Die beiden Schwestern“

Prachtv. Familienalbum im Bild u. Lied. Schönes Geschenk f. Mädel. aller Alterskl. 851-2 u. 3. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58. 59. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94. 95. 96. 97. 98. 99. 100. 101. 102. 103. 104. 105. 106. 107. 108. 109. 110. 111. 112. 113. 114. 115. 116. 117. 118. 119. 120. 121. 122. 123. 124. 125. 126. 127. 128. 129. 130. 131. 132. 133. 134. 135. 136. 137. 138. 139. 140. 141. 142. 143. 144. 145. 146. 147. 148. 149. 150. 151. 152. 153. 154. 155. 156. 157. 158. 159. 160. 161. 162. 163. 164. 165. 166. 167. 168. 169. 170. 171. 172. 173. 174. 175. 176. 177. 178. 179. 180. 181. 182. 183. 184. 185. 186. 187. 188. 189. 190. 191. 192. 193. 194. 195. 196. 197. 198. 199. 200. 201. 202. 203. 204. 205. 206. 207. 208. 209. 210. 211. 212. 213. 214. 215. 216. 217. 218. 219. 220. 221. 222. 223. 224. 225. 226. 227. 228. 229. 230. 231. 232. 233. 234. 235. 236. 237. 238. 239. 240. 241. 242. 243. 244. 245. 246. 247. 248. 249. 250. 251. 252. 253. 254. 255. 256. 257. 258. 259. 260. 261. 262. 263. 264. 265. 266. 267. 268. 269. 270. 271. 272. 273. 274. 275. 276. 277. 278. 279. 280. 281. 282. 283. 284. 285. 286. 287. 288. 289. 290. 291. 292. 293. 294. 295. 296. 297. 298. 299. 300. 301. 302. 303. 304. 305. 306. 307. 308. 309. 310. 311. 312. 313. 314. 315. 316. 317. 318. 319. 320. 321. 322. 323. 324. 325. 326. 327. 328. 329. 330. 331. 332. 333. 334. 335. 336. 337. 338. 339. 340. 341. 342. 343. 344. 345. 346. 347. 348. 349. 350. 351. 352. 353. 354. 355. 356. 357. 358. 359. 360. 361. 362. 363. 364. 365. 366. 367. 368. 369. 370. 371. 372. 373. 374. 375. 376. 377. 378. 379. 380. 381. 382. 383. 384. 385. 386. 387. 388. 389. 390. 391. 392. 393. 394. 395. 396. 397. 398. 399. 400. 401. 402. 403. 404. 405. 406. 407. 408. 409. 410. 411. 412. 413. 414. 415. 416. 417. 418. 419. 420. 421. 422. 423. 424. 425. 426. 427. 428. 429. 430. 431. 432. 433. 434. 435. 436. 437. 438. 439. 440. 441. 442. 443. 444. 445. 446. 447. 448. 449. 450. 451. 452. 453. 454. 455. 456. 457. 458. 459. 460. 461. 462. 463. 464. 465. 466. 467. 468. 469. 470. 471. 472. 473. 474. 475. 476. 477. 478. 479. 480. 481. 482. 483. 484. 485. 486. 487. 488. 489. 490. 491. 492. 493. 494. 495. 496. 497. 498. 499. 500. 501. 502. 503. 504. 505. 506. 507. 508. 509. 510. 511. 512. 513. 514. 515. 516. 517. 518. 519. 520. 521. 522. 523. 524. 525. 526. 527. 528. 529. 530. 531. 532. 533. 534. 535. 536. 537. 538. 539. 540. 541. 542. 543. 544. 545. 546. 547. 548. 549. 550. 551. 552. 553. 554. 555. 556. 557. 558. 559. 560. 561. 562. 563. 564. 565. 566. 567. 568. 569. 570. 571. 572. 573. 574. 575. 576. 577. 578. 579. 580. 581. 582. 583. 584. 585. 586. 587. 588. 589. 590. 591. 592. 593. 594. 595. 596. 597. 598. 599. 600. 601. 602. 603. 604. 605. 606. 607. 608. 609. 610. 611. 612. 613. 614. 615. 616. 617. 618. 619. 620. 621. 622. 623. 624. 625. 626. 627. 628. 629. 630. 631. 632. 633. 634. 635. 636. 637. 638. 639. 640. 641. 642. 643. 644. 645. 646. 647. 648. 649. 650. 651. 652. 653. 654. 655. 656. 657. 658. 659. 660. 661. 662. 663. 664. 665. 666. 667. 668. 669. 670. 671. 672. 673. 674. 675. 676. 677. 678. 679. 680. 681. 682. 683. 684. 685. 686. 687. 688. 689. 690. 691. 692. 693. 694. 695. 696. 697. 698. 699. 700. 701. 702. 703. 704. 705. 706. 707. 708. 709. 710. 711. 712. 713. 714. 715. 716. 717. 718. 719. 720. 721. 722. 723. 724. 725. 726. 727. 728. 729. 730. 731. 732. 733. 734. 735. 736. 737. 738. 739. 740. 741. 742. 743. 744. 745. 746. 747. 748. 749. 750. 751. 752. 753. 754. 755. 756. 757. 758. 759. 760. 761. 762. 763. 764. 765. 766. 767. 768. 769. 770. 771. 772. 773. 774. 775. 776. 777. 778. 779. 780. 781. 782. 783. 784. 785. 786. 787. 788. 789. 790. 791. 792. 793. 794. 795. 796. 797. 798. 799. 800. 801. 802. 803. 804. 805. 806. 807. 808. 809. 810. 811. 812. 813. 814. 815. 816. 817. 818. 819. 820. 821. 822. 823. 824. 825. 826. 827. 828. 829. 830. 831. 832. 833. 834. 835. 836. 837. 838. 839. 840. 841. 842. 843. 844. 845. 846. 847. 848. 849. 850. 851. 852. 853. 854. 855. 856. 857. 858. 859. 860. 861. 862. 863. 864. 865. 866. 867. 868. 869. 870. 871. 872. 873. 874. 875. 876. 877. 878. 879. 880. 881. 882. 883. 884. 885. 886. 887. 888. 889. 890. 891. 892. 893. 894. 895. 896. 897. 898. 899. 900. 901. 902. 903. 904. 905. 906. 907. 908. 909. 910. 911. 912. 913. 914. 915. 916. 917. 918. 919. 920. 921. 922. 923. 924. 925. 926. 927. 928. 929. 930. 931. 932. 933. 934. 935. 936. 937. 938. 939. 940. 941. 942. 943. 944. 945. 946. 947. 948. 949. 950. 951. 952. 953. 954. 955. 956. 957. 958. 959. 960. 961. 962. 963. 964. 965. 966. 967. 968. 969. 970. 971. 972. 973. 974. 975. 976. 977. 978. 979. 980. 981. 982. 983. 984. 985. 986. 987. 988. 989. 990. 991. 992. 993. 994. 995. 996. 997. 998. 999. 1000.

## Ein Singspiel

für Frauenchor:

Bertha

oder

Das Rosenfest.

Für weiblichen Chor und Soli mit Klavierbegleitung und Benutzung Franz Schubert'scher Motive von

Herrn. Kipper Opus 84.

Preis: Klavierausz. 2 Mk. Chorst. 80 Pf. Solost. 70 Pf. bis 1 Mk. Text- und Regiebuch 2 Pf. Das Werk wird auf Wunsch zur Ansicht versandt

Prager & Meier, Bremen.

Im Familienkreise

150

sehr beliebte Tänze f. Klavier zweihändig.

Walzer — Polka — Rheinländer etc. 1. Band 1: 60 Tänze enthaltend nur 1,50

Band 2: 60 Tänze enthaltend nur 1,50

Band 3: 60 Tänze enthaltend nur 1,50

(Gesamt 12 von Herrn. Kipper.)

Sehr melodisch, leicht spielbar und

mit der großen Reichhaltigkeit der

Worte, die sich ganz der Natur und

der Empfindung, welche wir der Sammlung

geben können.

Freudliche Schulung.

(Gegen Einzahlung des Betrages (auch in Raten) bereit.)

Hermann Lau,

Musikalienhandlung, Danzig.

Das oben erwähnte

neue Preisverzeichnis, sehr billiger

„Ankündiger“ befindet sich auf Ver-

langen gratis und franco.

Musik-litter. Monatsbericht

über alle erscheinenden Musikalien etc.

Ausgabe für das Publikum.

Preis pro Jahrgang 1 Mk.

Verlag von Friedrich Hofmeister in Leipzig.

Ersparnis!!!

Die richtige u. billige Grundriss. Hochbuch u.

Gebäudepläne für den Kaufmanns- und

Handelsgewerbe (mit Textbeilage).

Verlag von Th. Knaus, Leipzig.

Musikal. Hausfreund.

Richter für angewählte Salonmusik.

Monatlich 2 Nummern (mit Textbeilage).

Preis pro Quartal 1 Mk.

Probenummern gratis und franco.

Leipzig. C. A. Kochs Verlag.

Preis-Klavierschule.

10. Aufl. 2. Aufl. 1898. 1899.

Verlag von Th. Knaus, Leipzig.

Goldenes Melodienbuch.

10. Aufl. 2. Aufl. 1898. 1899.

Verlag von Th. Knaus, Leipzig.

Preis-Klavierschule.

10. Aufl. 2. Aufl. 1898. 1899.

Verlag von Th. Knaus, Leipzig.

Preis-Klavierschule.

10. Aufl. 2. Aufl. 1898. 1899.

Verlag von Th. Knaus, Leipzig.

Preis-Klavierschule.

10. Aufl. 2. Aufl. 1898. 1899.

Verlag von Th. Knaus, Leipzig.

Preis-Klavierschule.

10. Aufl. 2. Aufl. 1898. 1899.

Verlag von Th. Knaus, Leipzig.

Preis-Klavierschule.

10. Aufl. 2. Aufl. 1898. 1899.

Verlag von Th. Knaus, Leipzig.

Preis-Klavierschule.

10. Aufl. 2. Aufl. 1898. 1899.

Verlag von Th. Knaus, Leipzig.

Preis-Klavierschule.

10. Aufl. 2. Aufl. 1898. 1899.

Verlag von Th. Knaus, Leipzig.

Preis-Klavierschule.

10. Aufl. 2. Aufl. 1898. 1899.

# Rud. Ibach Sohn,

Königl. Preussische Hofpianofortefabrik,

Barmen, Gegründet 1794. Köln,

Neuerweg 40. Unter Goldschmied 38.

Urteile von Künstlern.

Sehr geehrter Herr Ibach! Nicht unterlassen möchte ich, Ihnen mit

wenig Worten für Ihren vortrefflichen Flügel zu danken. Wie sehr er sich durch edle Klangfülle auszeichnet, haben Sie ja in Probe und Konzert genug von anderen gehört: so kann ich denn nur bezeugen, dass die Spielart eine ganz vorzügliche ist — es war eine Lust, ihn mit dem Orchester rivalisieren zu lassen!

Hochachtungsvoll ergebenst

J. Brahms.

Meister Liszt hat vorgestern in der zweiten Matinee bei uns seinen

Rakoczy-Marsch auf Ihrem Flügel gespielt und sich überaus anerkennend über die Solidität des Instruments, ganz besonders aber über die Klangschönheit des selben ausgesprochen.

Sondershausen, 8. Juli 1879.

Max Erdmannsdorfer, f. Hof-Kapellmeister.

In Weimar spielte ich in Gegenwart von F. Liszt einen Ihrer Flügel, und geriet es mir zum besonderen Vergnügen, Ihnen, geehrter Herr Ibach, mitteilen zu können, dass das Instrument durch seinen edlen vollen Ton, seinen klaren, hellen Klang, die Mechanik, wie auch die dem auch Meister Liszt sich in jeder Weise lobend über den Flügel aussprach.

München, 2. Sept. 1884.

Arthur Friedheim.

Das Piano, welches Herr Rud. Ibach Sohn auf dem hiesigen Konservatorium aufgestellt hat, gehört zu den besten Instrumenten dieser Gattung; kräftiger und dabei weicher Ton, angenehmer, weder zu leicht noch zu schwer Anschlag, gefälliges Aussehen machen dasselbe und diejenigen, welche ihn gleichen, höchst empfehlenswert — um so mehr, als die innere Konstruktion eine große Dauerhaftigkeit voraussetzt lässt.

Konservatorium der Musik in Köln 1879.

Dr. Ferd. Hiller, Direktor des Konservatoriums,

Franz Weber, kgl. Musikdirektor. Isolir Seiss, M. Bernheim, Hüllo,

A. J. Hompech, Professoren am Kölner Konservatorium.

Der mir zu meinem Jubiläum vom Singverein gesendete wunder-

schöne Flügel aus Ihrer Fabrik erweist sich mir mit jedem Tage

**F. C. in D.** Alle die Manuscripte, welche das Manuscripte (gleichviel in welchen Zambes-Postmarken) beigelegt ist, werden zurückgefordert. **Wien.** C. M. Das Buch heißt „Der Befehl“ und ist op. 78 von Gade, Berlin von J. Kuhn in Offenbach. **Friedberg.** T. Das ist nur ein leichtfertiger Druckfehler; in der Ausgabe Breitkopf & S. sind vier Vorgezeichnete und zwar hat das ganze einleitende Quart — erst mit Beginn der Rie Kette, wenn ebenfalls richtig, drei V. 38 39 40 in mehreren Ausgaben egal, dann haben die betreffenden Betreger einfach gedanklos nachgedruckt. **Köln.** H. So, so war nur eine Stimme, daß Sie kräftig gefangen haben! Wer war denn die eine Stimme?

**Berlin.** G. S. Warten Sie doch diese paar Wochen noch ab, bis die erste Lieferung der „Musik“-Gefährte — mit Nr. 8 fäher — erscheint, dann sehen Sie ja selbst, was daran ist. ad 2: Nehmen Sie mal Adhler richtig durch, dann fragen Sie wieder an. — „A wird dann auch wieder Rat werden; — icheden kann es ja immerhin nicht. Sie scheinen übrigens einen beneidenden Humor zu haben!

**Beste Quelle von Musikalien, Büchern musik. Inhalts.**  
**Ebersehe Hof-Musik.-Hdlg.**  
Stuttg. (geg. 1795).  
Saiten, Metronome, mech. Musikwerke etc.  
Schnellste Lieferung.

**3-4 junge Damen,**  
die irgend ein Musikinstrument mehr od. weniger handhaben und die Lust hätten, einer Damen-Kapelle beizutreten.  
**Louis Orschin,**  
107 Boulevard Anspach, Brüssel.

**Gesunde Luft!**

Ob sie gesund ist im Zimmer u. wie man sie event. verbessern kann? Ob sie gestattet, ohne Gefahr für die Gesundheit, ins Freie zu gehen? Diese Fragen beantwortet das Patent-Zimmer-Hyrometer mit dem Patent-Fenster-Polymer von **Wih. Lambrecht,** Göttingen. Preis in einfachster Ausst. 15 u. 25 Mark. Anmerkungen und literarische Beschreibung zu diesem.

Soeben erschienen  
**Neues Repertoirell**  
**Hoho! Du stolzes Mädel!**

von **S. Scholtz.**  
Ausg. Hoch — Tief Pr. 30 Pf.  
Dresdner Nachrichten schreiben: Ein so harmloses, leicht sangbares und melodisches Lied, welches namentlich Konzertsängern zu empfehlen ist, um etwas Abwechslung in das gewöhnlich monotone sentimentale und melancholische Programm zu bringen.  
Gegen Einsendung in Briefmarken franko Zusendung.

**Verlag Theobald Dietrich,**  
Dresden, Frauenstrasse.

**Violinen,**  
unübert. Meisterwerke der heutigen Geigenbaukunst, ebenso Zithern u. alle anderen Instrumente empf. unter officieller Garantie **Glasel & Herwig** in Markneukirchen i. S. Preisliste gratis u. franko.

**Billigstes und vortrefflichstes Journal für Kinder:**  
**Musikalische Jugendpost,**  
reich illustriert  
pro Quartal (6 Nummern mit zahlreichen Gratisbeilagen) 1 Mk.

Die „Musikalische Jugendpost“ enthält: biographische Artikel, erst- und weitere Erzählungen, anschauliche und belehrende Aufsätze, Märchen, Unterhaltungsspiele, Gedichte, Rätsel, Musikbeilagen, leichte melodische Klavierstücke, Lieder, Kompositionen für Violine etc.

Probestumm gratis u. franko.

**Verlag Carl Gröninger, Stuttgart.**

**Sensations - Walzer**

**„Am Zierbrunnen“**  
von **Reinhold Franke,** op. 4.  
Preis für Pianoforte 4.50, für Orchester 4.50. Der Walzer wurde aus Anlass des in Götting errichteten Monumentalbrunnens komponiert und trägt auf seinem Titelblatt die kunstvolle Abbildung desselben. Die Musik ist ebenso melodisch, wie im höchsten Grade packend. Zu beziehen durch **Fr. Fiedler, Götting** oder jeder Musikalienhandlung.

Soeben erschien in meinem Verlage und ist Repertoirell des hiesigen königl. Schauspielhauses, der Militär-Kapellen u. aller Vereine:  
**„Son Remo-Beilchen.“**  
Lied für eine Mittelstimme. Text von Dr. Otto Franz Gieseler, komponiert von **Graben-Hoffmann.** Das Lied ist textlich wie musikalisch von ergreifender Wirkung. Dankschreiben sandten bis jetzt Kaiser Wilhelm, Kronprinz, Prinz Wilhelm, Prinz Leopold und Königin von England.  
Preis 30 Pf. gegen Einsendung des Betrages in Marken.  
**Hugo Ehrlich,**  
Musikalienhandlung und Completeortiment, Potsdam, 21 Nauenerstr. 21, Potsdam.

**Die musikal. Wundermappe.**  
12 eleg. neue Klavieralben m. 235 d. schönsten Tänze, Märsche, Salonsätze, Liedersätze, Opernarien, Pot. etc. in eleg. Notenmappe. Preis 6 Mk. **Leipzig, Richard Noske.**

**Die anerkt. beste Klavier-Schule der Jetztzeit ist die „Oberhofsche.“**  
Preis 8 Mark.  
**Verlag von Hönes in Trier.**  
In d. meisten Musikal.-Handlg. vorrätig.

**„Wir kennen keine bessere, lustigerend u. lusterhaltendere, ja Lust und Fleiß steigendere Schule.“**  
Signale f. d. musikal. Welt, Leipzig.  
**Steinkrüger Verlag, Hannover.**  
90 Edm. Klavierschule, 65. Aufl., 4 Mk.

**Edmund Paulus**  
Musik-Instrumenten-Fabrik  
Markneukirchen i. Sachsen.  
Preislisten auf Wunsch frei.

**Harmoniums**  
(Cottage-Organ)  
mit und ohne Pedal  
für Haus von 30 Mark  
an, für Kirchen, Kapellen,  
Schulen und Vereine mit  
Pedal von 220 Mark  
empfehl. **Ratzkes Orgelfabrik,**  
Neisse in Schlesien.  
Illustrierte Preisliste gratis.

**Neu konstruierte Tonfeder**  
**Gitarren**  
4, 10 und 12saitig mit vorz. starkem Ton u. leicht. Spielweise, sowie Gitarren-Metall-Saiten eigener Erfindung g, h, e 80 Pf. empfiehlt **O. Schick,**  
Leipzig, Hohestr. 52.  
Spezialität für Gitarren-Bau.

In unserm Verlag ist soeben eine zweite Ausgabe von **Wih. Bergers** sehr beliebt gewordenen Liedern **Elslein v. Caub**  
op. 23 Nr. 7 für tiefere Stimme.  
Bergsch mit seinem Waldeszauber, op. 24 Nr. 1 für höhere Stimme 4 Mk. 1. — erschienen und durch alle Musikalienhandlungen, wie auch direkt von uns zu beziehen.  
**Praeger & Meier, Bremen.**

**Rheinwein.**  
Gegen Einsendung von 30 Pf. versende mit Fass ab Hier 60 Liter selbstgebranntes gutes und Weisswein, für dessen Neigabeinheit ich garantiere.  
**Friedrich Lederhos, Ober-Ingelheim a. Rh.**

**Schlaf-Notlichte,**  
ausserordentlich hell, 1895, 2 mal prism. „Jahrbuch“ mit Med. 1892  
Nürnberg, für volkum. Aus-  
führung d. „Jahrbuch“ in jeder  
Bausch. „Gib. Medaille“ Amsterdam 1893 u. s. w.

**Gerhard Adam, WESEL**  
empfehl. kreuzsaitige Flügel und Pianinos zu billigen Preisen gegen bar oder monatliche Raten. Grösse Auswahl. Garantie 5 Jahre.

**Frankolieferung**

**Das Harmonium,**  
welches heute einen ehrenvollen Platz in vielen musikalischen Familien behauptet, ist in seiner Schönheit und Vielseitigkeit leider noch nicht genug gewürdigt. Die Art seiner Verwendung, besonders im Zusammen spiel als Duo oder Trio mit Klavier oder Violine oder mit Violoncell u. s. w. gehört zu den schönsten musikalischen Genüssen. Ein Artikel aus „Feber Land und Meer“, Jahrg. 1887 No. 17, der die Vorzüge des Harmoniums allgemein verständlich erklärt, ist jedem Freunde dieses schönen Instruments zu empfehlen. **Man verlange den Abdruck obigen Artikels gratis** von der unterzeichneten Firma, die auch die illustrierten Harmonium- und Pianofortepreislisten der berühmten deutschen Fabrik von **Mehldienke** in Stuttgart versendet, ebenso gratis **Versendungen des Musikalien-Verlags** (Harmonium, Violin, Klavier, Gesangs- und anderer Kompositionen), aus welchen **Auswahlen** auf Wunsch gerne gemacht werden.  
**Karl Simon,** Musikverlag, Harmonium- und Pianof.-Magazin, Berlin N.W., Markgrafstrasse 21.  
Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

**Mozart**  
Ein Künstlerleben. Ein kulturhistorischer Roman von **Heribert Rau.** 5. Aufl. 3 Bde. Preis Mk. 8. — Eleg. gebd. Mk. 10. —  
**Verlag von Theod. Thomas in Leipzig.**

**Beethoven**  
Ein Künstlerleben. Ein kulturhistorischer biographisch geschildert von **Heribert Rau.** 3. Aufl. 2 Bde. Preis Mk. 8. — Eleg. gebd. Mk. 7.50.  
**Verlag von Theod. Thomas in Leipzig.**

**Musik-Instrumente**  
Symphonien, Spleißes & in Schweizerwerke, jedoch mit auswechselbaren Metall-Noten-Büchlein, auch für Kinder zum Drehen. Drehscheiben, Armonien, Harmonien, Managen, Phonien, sämtlich mit auswechselbaren Notenbüchlein. Die Repertoire umfassen Tausende der elegantesten Tänze, Märsche, Choräle etc.  
**H. Peters & Co., Leipzig.**  
Preislisten und Notenverzeichnisse gratis und franko.

**Bleichsucht, Blutarmut, Appetitlosigkeit**  
verschwinden rasch durch eine Tasse mit dem echten  
**EISEN-COGNAC GOLLIE**

Derselbe wird seit 15 Jahren mit glänzendem Erfolge gegen Bleichsucht, Appetitlosigkeit, Blutarmut, Magenkrämpfe, Müdigkeit, schwere Verdauung, Schwächezustände angewandt und ist das beste Stärkungsmittel und Wiederherstellungsmittel, welches während jeder Jahreszeit genommen werden kann. Leicht verdaulich und die Zähne nicht angreifend.  
Bismarck im Jahr 1886-1887  
mit 4 goldenen und silbernen Medaillen und 4 Ehren diplomen.  
In Flaszen zu 500 Gramm A. 3. — und Literflaszen A. 5.50, Emballage und Zoll frei.  
**Zentral-Depot: Apothete Gollie, Wurten, Schweiz.**

**Italienische Violinen und Cello**  
der alten klassischen Meister.  
Instrumente ersten Ranges für Konzerte, Ariston, Melphon, Herophon, Managon, Phonien, sämtlich mit auswechselbaren Notenbüchlein. Die Repertoire umfassen Tausende der elegantesten Tänze, Märsche, Choräle etc.  
**H. Peters & Co., Leipzig.**  
Preislisten und Notenverzeichnisse gratis und franko.

**Volksausgabe Breitkopf & Härtel**  
gut ausgestattet, korrekt und billig.  
Neue Bände:  
**Czernys**  
**Studienwerke. Pianoforte.**  
Herausgegeben u. sorgfältig bezeichnet von **Anton Krause.**  
Klavierunterricht für Anfänger. (100 Erhöhen.) M. 1. —  
100 Übungssätze. Op. 139. Komplet M. 1.50 oder in 4 Heften zu je 50 Pf.  
Schule der Gellingsität. 40 Etüden. Op. 299. Komplet M. 1.50 oder in 4 Heften zu je 50 Pf.  
Vorbereitung Fingerfertigkeit. Op. 336. M. 1. —  
Die Kunst der Fingerfertigkeit. 60 Etüden. Op. 740. Komplet M. 3. — oder in 6 Heften zu je 75 Pf.

**Violinen, Violoncelli, Zithern,**  
sowie alle Blas- u. anderen Instrum.  
bezieht man am vorteilhaftesten von **C. G. Schuster** Jan. 25/96.  
**Erbscher-Str.**  
Markneukirchen, Sachs.  
Illustr. Kataloge gratis u. franko.

**Streifen-Notlichte,**  
ausserordentlich hell, 1895, 2 mal prism. „Jahrbuch“ mit Med. 1892  
Nürnberg, für volkum. Aus-  
führung d. „Jahrbuch“ in jeder  
Bausch. „Gib. Medaille“ Amsterdam 1893 u. s. w.

**Gerhard Adam, WESEL**  
empfehl. kreuzsaitige Flügel und Pianinos zu billigen Preisen gegen bar oder monatliche Raten. Grösse Auswahl. Garantie 5 Jahre.

**Frankolieferung**

**Das Harmonium,**  
welches heute einen ehrenvollen Platz in vielen musikalischen Familien behauptet, ist in seiner Schönheit und Vielseitigkeit leider noch nicht genug gewürdigt. Die Art seiner Verwendung, besonders im Zusammen spiel als Duo oder Trio mit Klavier oder Violine oder mit Violoncell u. s. w. gehört zu den schönsten musikalischen Genüssen. Ein Artikel aus „Feber Land und Meer“, Jahrg. 1887 No. 17, der die Vorzüge des Harmoniums allgemein verständlich erklärt, ist jedem Freunde dieses schönen Instruments zu empfehlen. **Man verlange den Abdruck obigen Artikels gratis** von der unterzeichneten Firma, die auch die illustrierten Harmonium- und Pianofortepreislisten der berühmten deutschen Fabrik von **Mehldienke** in Stuttgart versendet, ebenso gratis **Versendungen des Musikalien-Verlags** (Harmonium, Violin, Klavier, Gesangs- und anderer Kompositionen), aus welchen **Auswahlen** auf Wunsch gerne gemacht werden.  
**Karl Simon,** Musikverlag, Harmonium- und Pianof.-Magazin, Berlin N.W., Markgrafstrasse 21.  
Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

**Mozart**  
Ein Künstlerleben. Ein kulturhistorischer Roman von **Heribert Rau.** 5. Aufl. 3 Bde. Preis Mk. 8. — Eleg. gebd. Mk. 10. —  
**Verlag von Theod. Thomas in Leipzig.**

**Beethoven**  
Ein Künstlerleben. Ein kulturhistorischer biographisch geschildert von **Heribert Rau.** 3. Aufl. 2 Bde. Preis Mk. 8. — Eleg. gebd. Mk. 7.50.  
**Verlag von Theod. Thomas in Leipzig.**

**Musik-Instrumente**  
Symphonien, Spleißes & in Schweizerwerke, jedoch mit auswechselbaren Metall-Noten-Büchlein, auch für Kinder zum Drehen. Drehscheiben, Armonien, Harmonien, Managen, Phonien, sämtlich mit auswechselbaren Notenbüchlein. Die Repertoire umfassen Tausende der elegantesten Tänze, Märsche, Choräle etc.  
**H. Peters & Co., Leipzig.**  
Preislisten und Notenverzeichnisse gratis und franko.

**Bleichsucht, Blutarmut, Appetitlosigkeit**  
verschwinden rasch durch eine Tasse mit dem echten  
**EISEN-COGNAC GOLLIE**

Derselbe wird seit 15 Jahren mit glänzendem Erfolge gegen Bleichsucht, Appetitlosigkeit, Blutarmut, Magenkrämpfe, Müdigkeit, schwere Verdauung, Schwächezustände angewandt und ist das beste Stärkungsmittel und Wiederherstellungsmittel, welches während jeder Jahreszeit genommen werden kann. Leicht verdaulich und die Zähne nicht angreifend.  
Bismarck im Jahr 1886-1887  
mit 4 goldenen und silbernen Medaillen und 4 Ehren diplomen.  
In Flaszen zu 500 Gramm A. 3. — und Literflaszen A. 5.50, Emballage und Zoll frei.  
**Zentral-Depot: Apothete Gollie, Wurten, Schweiz.**

**Italienische Violinen und Cello**  
der alten klassischen Meister.  
Instrumente ersten Ranges für Konzerte, Ariston, Melphon, Herophon, Managon, Phonien, sämtlich mit auswechselbaren Notenbüchlein. Die Repertoire umfassen Tausende der elegantesten Tänze, Märsche, Choräle etc.  
**H. Peters & Co., Leipzig.**  
Preislisten und Notenverzeichnisse gratis und franko.

**Volksausgabe Breitkopf & Härtel**  
gut ausgestattet, korrekt und billig.  
Neue Bände:  
**Czernys**  
**Studienwerke. Pianoforte.**  
Herausgegeben u. sorgfältig bezeichnet von **Anton Krause.**  
Klavierunterricht für Anfänger. (100 Erhöhen.) M. 1. —  
100 Übungssätze. Op. 139. Komplet M. 1.50 oder in 4 Heften zu je 50 Pf.  
Schule der Gellingsität. 40 Etüden. Op. 299. Komplet M. 1.50 oder in 4 Heften zu je 50 Pf.  
Vorbereitung Fingerfertigkeit. Op. 336. M. 1. —  
Die Kunst der Fingerfertigkeit. 60 Etüden. Op. 740. Komplet M. 3. — oder in 6 Heften zu je 75 Pf.

**Violinen, Violoncelli, Zithern,**  
sowie alle Blas- u. anderen Instrum.  
bezieht man am vorteilhaftesten von **C. G. Schuster** Jan. 25/96.  
**Erbscher-Str.**  
Markneukirchen, Sachs.  
Illustr. Kataloge gratis u. franko.

**Streifen-Notlichte,**  
ausserordentlich hell, 1895, 2 mal prism. „Jahrbuch“ mit Med. 1892  
Nürnberg, für volkum. Aus-  
führung d. „Jahrbuch“ in jeder  
Bausch. „Gib. Medaille“ Amsterdam 1893 u. s. w.

**Gerhard Adam, WESEL**  
empfehl. kreuzsaitige Flügel und Pianinos zu billigen Preisen gegen bar oder monatliche Raten. Grösse Auswahl. Garantie 5 Jahre.

**Frankolieferung**

**Das Harmonium,**  
welches heute einen ehrenvollen Platz in vielen musikalischen Familien behauptet, ist in seiner Schönheit und Vielseitigkeit leider noch nicht genug gewürdigt. Die Art seiner Verwendung, besonders im Zusammen spiel als Duo oder Trio mit Klavier oder Violine oder mit Violoncell u. s. w. gehört zu den schönsten musikalischen Genüssen. Ein Artikel aus „Feber Land und Meer“, Jahrg. 1887 No. 17, der die Vorzüge des Harmoniums allgemein verständlich erklärt, ist jedem Freunde dieses schönen Instruments zu empfehlen. **Man verlange den Abdruck obigen Artikels gratis** von der unterzeichneten Firma, die auch die illustrierten Harmonium- und Pianofortepreislisten der berühmten deutschen Fabrik von **Mehldienke** in Stuttgart versendet, ebenso gratis **Versendungen des Musikalien-Verlags** (Harmonium, Violin, Klavier, Gesangs- und anderer Kompositionen), aus welchen **Auswahlen** auf Wunsch gerne gemacht werden.  
**Karl Simon,** Musikverlag, Harmonium- und Pianof.-Magazin, Berlin N.W., Markgrafstrasse 21.  
Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

**Mozart**  
Ein Künstlerleben. Ein kulturhistorischer Roman von **Heribert Rau.** 5. Aufl. 3 Bde. Preis Mk. 8. — Eleg. gebd. Mk. 10. —  
**Verlag von Theod. Thomas in Leipzig.**

**Beethoven**  
Ein Künstlerleben. Ein kulturhistorischer biographisch geschildert von **Heribert Rau.** 3. Aufl. 2 Bde. Preis Mk. 8. — Eleg. gebd. Mk. 7.50.  
**Verlag von Theod. Thomas in Leipzig.**

**Musik-Instrumente**  
Symphonien, Spleißes & in Schweizerwerke, jedoch mit auswechselbaren Metall-Noten-Büchlein, auch für Kinder zum Drehen. Drehscheiben, Armonien, Harmonien, Managen, Phonien, sämtlich mit auswechselbaren Notenbüchlein. Die Repertoire umfassen Tausende der elegantesten Tänze, Märsche, Choräle etc.  
**H. Peters & Co., Leipzig.**  
Preislisten und Notenverzeichnisse gratis und franko.

**Bleichsucht, Blutarmut, Appetitlosigkeit**  
verschwinden rasch durch eine Tasse mit dem echten  
**EISEN-COGNAC GOLLIE**

Derselbe wird seit 15 Jahren mit glänzendem Erfolge gegen Bleichsucht, Appetitlosigkeit, Blutarmut, Magenkrämpfe, Müdigkeit, schwere Verdauung, Schwächezustände angewandt und ist das beste Stärkungsmittel und Wiederherstellungsmittel, welches während jeder Jahreszeit genommen werden kann. Leicht verdaulich und die Zähne nicht angreifend.  
Bismarck im Jahr 1886-1887  
mit 4 goldenen und silbernen Medaillen und 4 Ehren diplomen.  
In Flaszen zu 500 Gramm A. 3. — und Literflaszen A. 5.50, Emballage und Zoll frei.  
**Zentral-Depot: Apothete Gollie, Wurten, Schweiz.**

**Italienische Violinen und Cello**  
der alten klassischen Meister.  
Instrumente ersten Ranges für Konzerte, Ariston, Melphon, Herophon, Managon, Phonien, sämtlich mit auswechselbaren Notenbüchlein. Die Repertoire umfassen Tausende der elegantesten Tänze, Märsche, Choräle etc.  
**H. Peters & Co., Leipzig.**  
Preislisten und Notenverzeichnisse gratis und franko.

**Volksausgabe Breitkopf & Härtel**  
gut ausgestattet, korrekt und billig.  
Neue Bände:  
**Czernys**  
**Studienwerke. Pianoforte.**  
Herausgegeben u. sorgfältig bezeichnet von **Anton Krause.**  
Klavierunterricht für Anfänger. (100 Erhöhen.) M. 1. —  
100 Übungssätze. Op. 139. Komplet M. 1.50 oder in 4 Heften zu je 50 Pf.  
Schule der Gellingsität. 40 Etüden. Op. 299. Komplet M. 1.50 oder in 4 Heften zu je 50 Pf.  
Vorbereitung Fingerfertigkeit. Op. 336. M. 1. —  
Die Kunst der Fingerfertigkeit. 60 Etüden. Op. 740. Komplet M. 3. — oder in 6 Heften zu je 75 Pf.

**Violinen, Violoncelli, Zithern,**  
sowie alle Blas- u. anderen Instrum.  
bezieht man am vorteilhaftesten von **C. G. Schuster** Jan. 25/96.  
**Erbscher-Str.**  
Markneukirchen, Sachs.  
Illustr. Kataloge gratis u. franko.

**Streifen-Notlichte,**  
ausserordentlich hell, 1895, 2 mal prism. „Jahrbuch“ mit Med. 1892  
Nürnberg, für volkum. Aus-  
führung d. „Jahrbuch“ in jeder  
Bausch. „Gib. Medaille“ Amsterdam 1893 u. s. w.

**Gerhard Adam, WESEL**  
empfehl. kreuzsaitige Flügel und Pianinos zu billigen Preisen gegen bar oder monatliche Raten. Grösse Auswahl. Garantie 5 Jahre.

**Frankolieferung**

**Das Harmonium,**  
welches heute einen ehrenvollen Platz in vielen musikalischen Familien behauptet, ist in seiner Schönheit und Vielseitigkeit leider noch nicht genug gewürdigt. Die Art seiner Verwendung, besonders im Zusammen spiel als Duo oder Trio mit Klavier oder Violine oder mit Violoncell u. s. w. gehört zu den schönsten musikalischen Genüssen. Ein Artikel aus „Feber Land und Meer“, Jahrg. 1887 No. 17, der die Vorzüge des Harmoniums allgemein verständlich erklärt, ist jedem Freunde dieses schönen Instruments zu empfehlen. **Man verlange den Abdruck obigen Artikels gratis** von der unterzeichneten Firma, die auch die illustrierten Harmonium- und Pianofortepreislisten der berühmten deutschen Fabrik von **Mehldienke** in Stuttgart versendet, ebenso gratis **Versendungen des Musikalien-Verlags** (Harmonium, Violin, Klavier, Gesangs- und anderer Kompositionen), aus welchen **Auswahlen** auf Wunsch gerne gemacht werden.  
**Karl Simon,** Musikverlag, Harmonium- und Pianof.-Magazin, Berlin N.W., Markgrafstrasse 21.  
Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

**Mozart**  
Ein Künstlerleben. Ein kulturhistorischer Roman von **Heribert Rau.** 5. Aufl. 3 Bde. Preis Mk. 8. — Eleg. gebd. Mk. 10. —  
**Verlag von Theod. Thomas in Leipzig.**

**Beethoven**  
Ein Künstlerleben. Ein kulturhistorischer biographisch geschildert von **Heribert Rau.** 3. Aufl. 2 Bde. Preis Mk. 8. — Eleg. gebd. Mk. 7.50.  
**Verlag von Theod. Thomas in Leipzig.**

**Musik-Instrumente**  
Symphonien, Spleißes & in Schweizerwerke, jedoch mit auswechselbaren Metall-Noten-Büchlein, auch für Kinder zum Drehen. Drehscheiben, Armonien, Harmonien, Managen, Phonien, sämtlich mit auswechselbaren Notenbüchlein. Die Repertoire umfassen Tausende der elegantesten Tänze, Märsche, Choräle etc.  
**H. Peters & Co., Leipzig.**  
Preislisten und Notenverzeichnisse gratis und franko.

**Bleichsucht, Blutarmut, Appetitlosigkeit**  
verschwinden rasch durch eine Tasse mit dem echten  
**EISEN-COGNAC GOLLIE**

Derselbe wird seit 15 Jahren mit glänzendem Erfolge gegen Bleichsucht, Appetitlosigkeit, Blutarmut, Magenkrämpfe, Müdigkeit, schwere Verdauung, Schwächezustände angewandt und ist das beste Stärkungsmittel und Wiederherstellungsmittel, welches während jeder Jahreszeit genommen werden kann. Leicht verdaulich und die Zähne nicht angreifend.  
Bismarck im Jahr 1886-1887  
mit 4 goldenen und silbernen Medaillen und 4 Ehren diplomen.  
In Flaszen zu 500 Gramm A. 3. — und Literflaszen A. 5.50, Emballage und Zoll frei.  
**Zentral-Depot: Apothete Gollie, Wurten, Schweiz.**

**Italienische Violinen und Cello**  
der alten klassischen Meister.  
Instrumente ersten Ranges für Konzerte, Ariston, Melphon, Herophon, Managon, Phonien, sämtlich mit auswechselbaren Notenbüchlein. Die Repertoire umfassen Tausende der elegantesten Tänze, Märsche, Choräle etc.  
**H. Peters & Co., Leipzig.**  
Preislisten und Notenverzeichnisse gratis und franko.

**Volksausgabe Breitkopf & Härtel**  
gut ausgestattet, korrekt und billig.  
Neue Bände:  
**Czernys**  
**Studienwerke. Pianoforte.**  
Herausgegeben u. sorgfältig bezeichnet von **Anton Krause.**  
Klavierunterricht für Anfänger. (100 Erhöhen.) M. 1. —  
100 Übungssätze. Op. 139. Komplet M. 1.50 oder in 4 Heften zu je 50 Pf.  
Schule der Gellingsität. 40 Etüden. Op. 299. Komplet M. 1.50 oder in 4 Heften zu je 50 Pf.  
Vorbereitung Fingerfertigkeit. Op. 336. M. 1. —  
Die Kunst der Fingerfertigkeit. 60 Etüden. Op. 740. Komplet M. 3. — oder in 6 Heften zu je 75 Pf.

**Violinen, Violoncelli, Zithern,**  
sowie alle Blas- u. anderen Instrum.  
bezieht man am vorteilhaftesten von **C. G. Schuster** Jan. 25/96.  
**Erbscher-Str.**  
Markneukirchen, Sachs.  
Illustr. Kataloge gratis u. franko.

**Streifen-Notlichte,**  
ausserordentlich hell, 1895, 2 mal prism. „Jahrbuch“ mit Med. 1892  
Nürnberg, für volkum. Aus-  
führung d. „Jahrbuch“ in jeder  
Bausch. „Gib. Medaille“ Amsterdam 1893 u. s. w.

**Gerhard Adam, WESEL**  
empfehl. kreuzsaitige Flügel und Pianinos zu billigen Preisen gegen bar oder monatliche Raten. Grösse Auswahl. Garantie 5 Jahre.

**Frankolieferung**

**Das Harmonium,**  
welches heute einen ehrenvollen Platz in vielen musikalischen Familien behauptet, ist in seiner Schönheit und Vielseitigkeit leider noch nicht genug gewürdigt. Die Art seiner Verwendung, besonders im Zusammen spiel als Duo oder Trio mit Klavier oder Violine oder mit Violoncell u. s. w. gehört zu den schönsten musikalischen Genüssen. Ein Artikel aus „Feber Land und Meer“, Jahrg. 1887 No. 17, der die Vorzüge des Harmoniums allgemein verständlich erklärt, ist jedem Freunde dieses schönen Instruments zu empfehlen. **Man verlange den Abdruck obigen Artikels gratis** von der unterzeichneten Firma, die auch die illustrierten Harmonium- und Pianofortepreislisten der berühmten deutschen Fabrik von **Mehldienke** in Stuttgart versendet, ebenso gratis **Versendungen des Musikalien-Verlags** (Harmonium, Violin, Klavier, Gesangs- und anderer Kompositionen), aus welchen **Auswahlen** auf Wunsch gerne gemacht werden.  
**Karl Simon,** Musikverlag, Harmonium- und Pianof.-Magazin, Berlin N.W., Markgrafstrasse 21.  
Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

**Mozart**  
Ein Künstlerleben. Ein kulturhistorischer Roman von **Heribert Rau.** 5. Aufl. 3 Bde. Preis Mk. 8. — Eleg. gebd. Mk. 10. —  
**Verlag von Theod. Thomas in Leipzig.**

**Beethoven**  
Ein Künstlerleben. Ein kulturhistorischer biographisch geschildert von **Heribert Rau.** 3. Aufl. 2 Bde. Preis Mk. 8. — Eleg. gebd. Mk. 7.50.  
**Verlag von Theod. Thomas in Leipzig.**

**Musik-Instrumente**  
Symphonien, Spleißes & in Schweizerwerke, jedoch mit auswechselbaren Metall-Noten-Büchlein, auch für Kinder zum Drehen. Drehscheiben, Armonien, Harmonien, Managen, Phonien, sämtlich mit auswechselbaren Notenbüchlein. Die Repertoire umfassen Tausende der elegantesten Tänze, Märsche, Choräle etc.  
**H. Peters & Co., Leipzig.**  
Preislisten und Notenverzeichnisse gratis und franko.

**Bleichsucht, Blutarmut, Appetitlosigkeit**  
verschwinden rasch durch eine Tasse mit dem echten  
**EISEN-COGNAC GOLLIE**

Derselbe wird seit 15 Jahren mit glänzendem Erfolge gegen Bleichsucht, Appetitlosigkeit, Blutarmut, Magenkrämpfe, Müdigkeit, schwere Verdauung, Schwächezustände angewandt und ist das beste Stärkungsmittel und Wiederherstellungsmittel, welches während jeder Jahreszeit genommen werden kann. Leicht verdaulich und die Zähne nicht angreifend.  
Bismarck im Jahr 1886-1887  
mit 4 goldenen und silbernen Medaillen und 4 Ehren diplomen.  
In Flaszen zu 500 Gramm A. 3. — und Literflaszen A. 5.50, Emballage und Zoll frei.  
**Zentral-Depot: Apothete Gollie, Wurten, Schweiz.**

**Italienische Violinen und Cello**  
der alten klassischen Meister.  
Instrumente ersten Ranges für Konzerte, Ariston, Melphon, Herophon, Managon, Phonien, sämtlich mit auswechselbaren Notenbüchlein. Die Repertoire umfassen Tausende der elegantesten Tänze, Märsche, Choräle etc.  
**H. Peters & Co., Leipzig.**  
Preislisten und Notenverzeichnisse gratis und franko.

**Volksausgabe Breitkopf & Härtel**  
gut ausgestattet, korrekt und billig.  
Neue Bände:  
**Czernys**  
**Studienwerke. Pianoforte.**  
Herausgegeben u. sorgfältig bezeichnet von **Anton Krause.**  
Klavierunterricht für Anfänger. (100 Erhöhen.) M. 1. —  
100 Übungssätze. Op. 139. Komplet M. 1.50 oder in 4 Heften zu je 50 Pf.  
Schule der Gellingsität. 40 Etüden. Op. 299. Komplet M. 1.50 oder in 4 Heften zu je 50 Pf.  
Vorbereitung Fingerfertigkeit. Op. 336. M. 1. —  
Die Kunst der Fingerfertigkeit. 60 Etüden. Op. 740. Komplet M. 3. — oder in 6 Heften zu je 75 Pf.

**Violinen, Violoncelli, Zithern,**  
sowie alle Blas- u. anderen Instrum.  
bezieht man am vorteilhaftesten von **C. G. Schuster** Jan. 25/96.  
**Erbscher-Str.**  
Markneukirchen, Sachs.  
Illustr. Kataloge gratis u. franko.

**Streifen-Notlichte,**  
ausserordentlich hell, 1895, 2 mal prism. „Jahrbuch“ mit Med. 1892  
Nürnberg, für volkum. Aus-  
führung d. „Jahrbuch“ in jeder  
Bausch. „Gib. Medaille“ Amsterdam 1893 u. s. w.

**Gerhard Adam, WESEL**  
empfehl. kreuzsaitige Flügel und Pianinos zu billigen Preisen gegen bar oder monatliche Raten. Grösse Auswahl. Garantie 5 Jahre.

**Frankolieferung**



**P. Pabst,**  
Musikalien-Handlung Leipzig,  
versendet Verzeichnisse über sein  
großes Musikalien-Lager gratis  
und franko.

**Métromome (Mälzl)**  
Anerkannt bestes Fabrikat.  
Ohne Uhrwerk. Mahag. M. 5,-  
H. Qual. u. Uhrw. 11,-  
mit Glücke mehr 11,-  
Versendung nur gegen vorh.  
Einsend. od. Nachn. d. Betr.  
**A. Mustroph, Berlin SW.**  
Friedrichstr. 37A  
Uhr- und Metromomfabrikant.

Mehrere gute alte  
**Konzert-Geigen**  
im besten Stand, darunter eine gute  
Höfische, sind preiswert zu verkaufen.  
Näheres brieflich.  
**C. Leimbach, Bessersode bei Hönnebach,**  
Kr. Rothenburg, Rgb. Kassel.

**Bratsche**  
altes Instrum. Nachlass, Taxe 80 Mk. zu  
verkaufen. **Breslau, Ring 6, A. Blüth.**

**F. Chr. Adler, Geigenmacher**  
Frankfurt am Main.  
Prämiiert auf allen bis jetzt beschickten  
Ausstellungen, empfiehlt sein Atelier für  
Kunstgeigenbau und Reparaturen unter  
Grossen sachverständiger Ausführung.  
Großes Lager ital. und anderer Musik-  
instrumente, Violon, Kontrabass und  
deutsche Violon-Cello-Saiten. Spezialität:  
Quinterein hergestellte Violon-Saiten.  
Zeugnisse von den ersten Künstlern  
für beste Ausführung stehen zur Seite.

**Wihl. Ed. Voigt jr.**  
Markneukirchen i. S.  
Gebrüder 1888.  
Musik-Instrumenten-  
und Saiten-Fabrik.  
Direkt-Verband  
ausgezeichnete Hand.  
Anerkennungsvorzug  
u. billigste Bezugs-  
quelle. Illustrierte  
Preisverzeichnisse  
gratis und franko.

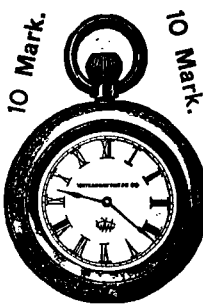
**F. Kreyer, Krefeld**  
empfiehlt Violon, Zithern, Bandoneons,  
Harmonikas, deutschen u. ital. Saiten etc.  
Preislisten franko. NB. Gute alte Meister-  
Violon stets vorrätig.

Siebenmal prämiert in ersten Preisen.  
**Violinen**  
sowie allen Sorten Streich-Instrumente,  
unübertroffen in Ton u. Güte.  
von 4-300 Mk. Stimm- u. Violon zum  
Studieren (Patent). Zithern in allen  
Formen, 16-300 Mk. (Gitarren 6-50 Mk.)  
Bogen u. Etuis. Alle Holz- u. Blech-  
blasen Instrumente. Reparatur aller  
v. Ruf. Empfehlung v. Wilhelm  
Sassat, Sauret, Singer, Leonard  
etc. Absolute Garantie. Wiederver-  
käufer Rabatt. Ausfuhr. Preisliste gratis  
und franko.

**Gebrüder Wolff,**  
Musikinstrumenten-Fabrik,  
Kreuznach.

Eine Anzahl Werke für  
**Klavier-Kammermusik**  
verkauft **R. Wolf, Naumburg a. S.**  
Luggerstrasse 4.

**Violinen**  
**Zithern**  
u. alle anderen Arten v.  
Streich-Instrumenten,  
sowie viele alte  
beachtliche u. italienische  
Meistergeigen,  
Cello etc. für  
Zitleranten u. Kinder  
liefern unter den  
tänlichsten Bedingungen  
auch gegen monatliche  
**Raten**  
ohne Preisverhöhung.  
Garantie.  
Unmittelbar gefastet.  
Preislisten gratis.  
**Hamma & Co.**  
Saiten-Instrumenten-Fabrik  
Stuttgart, Engenstr. 4.



Die  
**Waterbury-Remontoir-  
Taschenuhr.**

**2 Jahre Garantie.**

Genau gehend, zuverlässig, dauerhaftes Ge-  
häuse aus veredeltem Neusilber. Anfertigung  
vermittelt automatischen Maschinen. Diese ameri-  
kanische Uhr ist die einzige wirklich billige Uhr.  
Die einfache und dabei doch äusserst vollkommene  
Konstruktion derselben ist der Grund, dass Re-  
paraturen selten vorkommen, wenn solche aber  
erforderlich sind, kosten sie nur ca. den fünften  
Teil von Reparaturen an andern Uhren.  
Zu beziehen durch die bekannten Verkaufsstel-  
len, sowie vom Generalvertreter für Deutschland  
**Aug. Ehrhardt, Köln a. Rh., in Berlin**  
von Aug. Ehrhardt Detail-Verkaufsstellen: Pas-  
sage 5, Königsstrasse 4, Rosenthalerstrasse 54.

Die Mutter ist es,



deren forschendes Auge zuerst  
die Angaben von Unwohlsein  
bei den Kindern entdeckt und  
welche gleich darauf in einer frühen  
Erkennung vorzubeugen. Sie weiß dar-  
über auch am besten den Wert von Haus-  
mitteln zu schätzen, welche namentlich  
gegen Erkältungskrankheiten mit Er-  
folg angewendet werden. Darum ist  
bei taufen und über tausend Haus-  
frauen der Mutter-Pain-Expectorator das  
beliebteste und meist angewendete Haus-  
mittel. Bei praktischer Einsicht hat jeder  
Sach-erfahren, daß der Pain-Expectorator in  
bezug auf schnelle und sichere Wirkung  
bei Erkältungskrankheiten von keinem  
anderen Mittel erreicht, gelindebenn  
übertrifft wird. Einige wenige Ein-  
zelheiten genügen, um sich die hel-  
fenden räsonnablen Schmerzen bezeugen  
zu lassen. Wir empfehlen daher allen  
Hausfrauen, welche dieses altbewährte  
Hausmittel noch nicht kennen sollten,  
einen Versuch damit zu machen, welche  
nützliche Wirkung ihrer Kinder Gesundheit  
ausfallen. Der rechte Pain-Expectorator  
ist der Marke „Mutter“ ist in den meisten  
Apotheken zum Preise von 50 Pfg. und  
1 Mk. vorrätig. Auf Wunsch überfen-  
den wir einen Bericht über die erzielten  
Erfolge gratis und franko. Man nehme keine Nachahmung.

**F. A. Richter & Cie.,** Rudolfsplatz (Zähringen), Wien, Ditten (Schweiz), Rotterdam,  
London E.C., 1 Railway-Place, Fenchurch-Street und New York, 310 Broadway.



„Le Progrès“  
**Spitzenversandgeschäft**  
in Calais (Frankreich), sendet auf Verlangen franko reichhalt. Musterkarte der  
schönsten und neuesten **Spitzen und Tüllen** für Konfekt. - Modes - Lingerie  
- **Volants guipures - Vol. Chantilly - Wollspitzen - Fichus** und  
Echarpes. Der Progrès bietet alle Vorteile  
**direkten Einkaufes in der Fabrik.**  
Bitte den gewünschten Artikel genau zu bezeichnen.

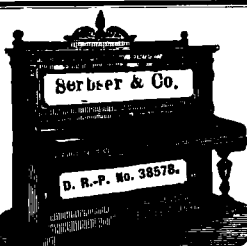


**PEDAL-INSTRUMENT**  
(für Orgel-Erhebungen)  
patentiert, selbständig klingend, zu jeder Art von Klavier-Instrumenten ver-  
wendbar, von Fach-Autoritäten für Musik-Institute, Lehrerbildungs-Anstalten  
sowie zum Selbst-Studium bestens empfohlen, fertigen  
**J. A. Pfeiffer & Co.,** Pianoortefabrikanten, Stuttgart.  
NB. Zeichnung, Beschreibung und Zeugnisse gratis und franko.

**20 Pf. Jede Nr. Musik** alische Universal-  
Bibliothek! 400  
Nrn.  
Klass. u. mod. Musik, 2- u. 4-td., Lieder, Arien etc. Nur beliebte Piecen. Vorz. Stich  
u. Druck, stark. Papier. Verzeichn. grat. u. fr. v. Felix Siegel, Leipzig, Dörrienstr. 1.

von **Zimmermann'sche** bei Chemnitz, in der ersten Lage  
**Naturheilanstalt** am Rande des Erzgebirges. An-  
wendung der physikalisch-  
diätetischen Heilmethode.  
Ausserordentliche Erfolge  
bei Magen-, Lungen-, Herz-, Nerven-, Unterleibs-, Frauenkrankh., Fettleibh., Gicht, Zucker-  
krankh., u. s. w. Sommer u. Winter. Dr. med. Dr. phil. Pro-  
f. spec. mit Beschreibung der Methode gratis durch die Direction, sowie durch die  
Filialen der Firma Rudolf Mosse.

**Englische Tüll-Gardinen**  
direkt ab Fabrik: **Filz & Kohl, Auerbach i. Sachs.**  
Kollektion frei an jedermann. - Abgabe jeden beliebigen Masses.  
Besorgung von echten Teppichen, echten Bezügen, Decken  
aus der in unserer Nähe befindlichen Fabrik.  
Antwerpen 1885 mit dem höchsten Preise ausgezeichnet.



Wir ersuchen jedermann, sich illu-  
strierte Beschreibung unserer epoche-  
machenden Patentanordnung vorlesen  
kommen zu lassen.  
**Serber & Co.,** - Pianoortefabrik,  
Leipzig.

Das beste u. billigste  
Harmonium der Welt.  
Ein Schmuck für  
jedes Zimmer.  
Solidität, Schönheit,  
Wohltun.  
franko.  
Köln,  
Unter Gold-  
schmidt Nr. 38.  
Barmen,  
40 Neuerweg 40.  
**Rudolf Bach,**  
Orgel- u. Harmonium-Magazin.

Wein, 20. 60 Pfg., Glücke 65,  
Wein, 85 75.  
Unter eine Reihe bei groß. Scherz bei, empföhl.  
Man best. 25 Lit. od. 5 l. - Fr. - Unst. gegen  
Nachn. Frh. Bauberg, Komberg a. Rh.

**Schönstes Geschenk.**



**M. Peiser,** Kunstblumen- u. Wafar-  
bouteillfabrik Halle a. S.  
Neueste Brillen über Wafaribouteille und  
fünftägige Rangen für Zimmerbefeuchtung  
erleichte gratis und franko.

Lieferanten: Sr. Maj. d. K. v. Russl.,  
Sr. Maj. Gr. Sultan T. Sr. Maj. Kg.  
der Niederl., Sr. K. Hoh. d. Grossh. v. Oldbg.  
sowie vieler kais. u. königl. Prinzen etc.

**Cäsar und Minka,**  
Zahna, Provinz Sachsen.  
„Eaehendenlehterle.“  
Fretel. in Deutsch. u. Frans. Spr. fro. grat.

Ein Wort an Alle,  
die Französisch, Englisch, Italienisch,  
Spanisch, Deutsch, Russisch, Polnisch  
sprechen lernen wollen.  
Gratis und franko zu beziehen durch die  
Rosenthal'sche Erziehungs- u. Leipzig.

**Gelegenheitskauf.**  
Zwei gute alte Konzertgeigen sind  
für den billigen Preis von 400,- 60-  
fort zu verkaufen.  
Zu erfragen Dookhorn, Briesg, Schlesien.

**Prof. O. Höser.**  
Briefl. Musik-Unterr. - Institut.  
Genf, Boulevard des Philosophes No. 15.  
Neue Anmeldungen für Harmonie, Kom-  
position u. Kontrapunkt vom 1. April ab.

**Prof. Dr. W. Volkmars**  
berühmte Orgel-Kompositionen.  
Verlag von A. Maier in Fulda.  
Probheft gratis.

**Ein Klavier-Institut**  
mit einer jährlichen Netto-Einnahme von  
über 2000 Mk. ist sofort zu verkaufen.  
Offerten werden unter V. L. 428 an Hessa-  
stein & Vogler, Berlin SW. erbeten.

**Musiklehrer-Gesuch.**  
Ein musikal. gebild. Mann, welchem d.  
Leit. eines deutschen Streich-Orchesters  
geg. ein jährl. Honorar von ca. 400 Mk.  
übertr. werden könnte, findet, weil d.  
Gelegenh. geb. ist, sehr lohnend. Privat-  
unterr. i. d. Musik z. geb., entsprechend.  
Ausk. u. Ref. u. s. w. werden u. Z 3277 an  
Heinrichs, Halle, erbeten.

**Heirats-Offerte.**

E. Beamt. u. Offiz. d. Beurlaubt., 30er.,  
v. ang. Aenus, stattl. Erwerb. v. gut. Fam.,  
suchte e. gebild. häusl. Ges. Lebensgefährt.  
Gut. u. keine Waise, die sich nach einem  
traut. Familienheim sehnt? Brief u. Phot.  
u. d. 2693 an Rudolf Mosse, Frankfurt a. M. erh.

In d. Fam. d. Dr. Henke, Fallers-  
leben, finden J. Damen Erhol., auch Ed.  
d. Haush. bei billiger Pension fr. Aufn.  
Guten Wohn- u. Garten, Gelegen-  
heit z. Ausb. in d. Gesangsschule des  
Konzertsängers Hr. Ahl, für Oper und  
Konzert. 300 k p. a. Den Schülern  
wird Geleg. gegeben in d. Schulkonzerten,  
u. d. Konz. Reize in d. grösseren Auf-  
führungen des v. Hr. Ahl geleiteten ge-  
mischten Chores aufzutreten.

**Violin-Solist**  
langjähriger Schüler Prof. Dr. Joachim,  
früher Konzertsolist eines der hervor-  
ragendsten Orchester Deutschlands, ge-  
genwärtig Lehrer eines Konservatoriums,  
sucht passendes Engagement.  
Geff. Off. unter C. 6814 an Rudolf  
Mosse, Köln.

**Nach St. Petersburg**  
wird ein großes Konzertorchester ein-  
gut komponiert.  
**I. Trompeter**  
unter sehr guten Bedingungen gesucht.  
Saison 1. (13. Mai bis 1. Sept.)  
Nur ausgezeichnete Bläser wollen sich  
wenden an Kapellmeister R. Engel,  
Ekaterinen-Kanal No. 107, Gut. No. 6  
St. Petersburg.

**Für Taube.**  
Eine Person, welche durch ein einfaches  
Mittel von 22-jähriger Taubheit u. Ohren-  
geräuschen geheilt wurde, ist bereit, eine  
Beschreibung desselben in deutscher  
Sprache allen Ansuchern gratis zu über-  
senden. Adr.: Nikolaus, 4, rue Drouot, Paris.

**Unverantwortlich**  
ist es, dass immer noch Damen Hutmädel  
oder Stecknadeln ohne H. F. Neumanns  
(Aachen) Patent-Sicherheitsnadeln tragen.  
Zu haben in jeder Kurzwaren-Handlung.





— Auflage 51 000. —

Vierteljährlich sechs, mit Künstler-Porträts etc. illustrierte Nummern und je einer Extrabeilage, bestehend in verschiedenen, für Hausmusik geeigneten Gesangs- u. Instrumental-Kompositionen, Musiktheatrischen Fremdwörterbuch, Musiker-Lexikon, illustrierte Musikgeschichte, Kaulbach-Blickern, Opern-Cyklus u. s. w.

Verlag Carl Grüniger, Stuttgart-Leipzig  
(vormals B. A. Tonner in Köln).  
Inserate die halbjährliche Honorarliste Seite 75 Pfennig.  
Beilagen für je 1000 Expl. Mark 5.—  
Alleinige Annahme von Inseraten und Beilagen bei  
Rudolf Mosse Stuttgart, Leipzig, Berlin u. dessen Filialen.

Preis pro Quartal bei allen Postämtern in Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Luxemburg, sowie in sämtlichen Buch- und Musikalien-Handlungen 80 Pf.; direct von Stuttgart und bei den Postämtern des Weltpostvereins 1 Mk. 50 Pfg. Einzelne Nummern 25 Pfg.

Alle früheren Jahrgänge sind neu aufgelegt in eleg. brosch. Bänden zu 80 Pfg. das Quartal, Einbanddecken a Mf. 1.—, Prachdecken a Mf. 1.50 durch alle Buch- u. Musikalien-Handl. zu beziehen.

## Jenny Lind-Goldschmidts Leben aus ihren Briefen.

Hilfsheft von Emil Jonas.

(Schluß).

### II.

Berlin, den 19. Februar 1845.

Beste Freund und Bruder!

Vielen Dank für unser letztes Zusammensein! Es war sehr interessant. Meinen Sie nicht, wie ich, daß wir niemals bessere und angenehmere Tage zusammen verlebt haben?

Herzlichen Dank für Ihren schönen, herrlichen Brief! Ich weinte beim Durchlesen desselben meine bitteren Thränen. Vielen Dank dafür! — Ja, ja! Deutschland ist ein herrliches Land! Ich sehne mich in der That nicht nach einem besseren — mit Ausnahme des allerbesten, des letzten. Ach, wie ich über Ihre kleine Erzählung von der Großherzogin und dem Schornsteinfegerjungen gewundert habe! Ich finde sie so schön! Ich bin übrigens von ihr, wie von dem Großherzog und seiner Gemahlin sehr eingenommen.\*

Beste Andersen! Wenn Sie an unseren hohen Freund schreiben, dann sagen Sie ihm, wenn Sie Gelegenheit finden, von mir zu sprechen, daß ich, so lange ich lebe, die Erinnerung an die wenigen Tage, welche ich in Weimar verbracht, bewahren werde, und daß ich ans Gewissen versichern kann, daß ich einen solchen Seelenfrieden, eine solche innige Freude noch an keinem Orte gefunden habe, und dennoch bin ich überall gut aufgenommen worden. Ich liebe diese hohen Personen, und wie Sie sagen — nicht wegen der Reine — nicht wegen der Tugenden, welche sie tragen, sondern wegen des echten Herzens, in der Seele. — Ich bin ganz begeistert, wenn ich an diese Menschen denke! Gottes Segen über sie und ihre Nachkommen!

Ich habe meine Freunde Anemans von Altona

hier gehabt; gestern sind sie wieder abgereist. Ich möchte wissen, wann wir das nächste Mal uns wieder begegnen! Ich gehe jetzt bestimmt nach Wien. Gehen Sie nicht dorthin, Andersen? Sie reisen wohl direct nach Italien? Wissen Sie, Andersen — Ihren Freund Beauclerc\* schätze ich sehr hoch, und habe ich wirklich große Freundschaft für ihn gefaßt. Grüßen Sie ihn aus vollem Herzen von mir, wenn Sie an ihn schreiben. Und nun leben Sie wohl! Ich muß bald ins Theater und im „Feldlager“ auftreten. Gott beschütze Sie! Verzeihen Sie mich, Ihre Schwester nicht. Bis zum Schluss des März bleibe ich hier, dann treffen mich die Briefe in Wien, von Mitte April bis Mitte Mai. Schreiben Sie entweder „Poste restante“ oder durch die Adresse des Directors Polony (Theater-director).

Gottes Segen begleite Sie, dann haben Sie genug. Ich verbleibe Ihnen eine gute Schwester.  
Jenny.

### III.

Lung-Arno Nuovo.

Florenz, den 23. November 1871.

Mein geachteter Freund und lieber Bruder!

Es war sehr liebenswürdig von Ihnen, mir zu schreiben, und aus meinem langen Schweigen dürfen Sie nicht den Schluss ziehen, daß Ihre Briefe nicht willkommen wären. Nein! Sie wissen wohl, daß ich stets Ihre Freundschaft hochgeschätzt habe, und dieses Gefühl ist in meine Seele um so tiefer verwachsen, je länger das Leben mit seinen Stürmen und dem Wechsel von Freuden und Sorgen mich auf den Wogen des Welttosans geschauelt hat. Und unendlich oft tritt Kopenhagen vor meine Erinnerung, denn die kurze Zeit, welche ich dort verweilt, war dennoch eben so reich an Interesse als an Kunst, und das Theater, wie es damals in Kopenhagen bestand, hatte wirklich etwas Idealistisches — und mit unserem liebenswürdigen, genialen G. G. Andersen war ein poetischer Schimmer über das Ganze verbreitet. — Ja — viele Jahre sind zur Ewigkeit dahingeflossen, und ein ganzes Leben liegt hinter uns, mein lieber Freund und Bruder! Gottes Gnade hat uns Beide doch

wunderbar begleitet, und Ihre Lebensbahn war, wie die meine, eine fortlaufende Kette poetischer Freuden, und Sie wie ich dürfen in aller Wahrheit sagen, daß die Gegenwart Ihre großen Gaben richtig erfaßt und tief geschätzt hat, und daß Ihr findliches Gemüth Ihnen treue Freunde erwirbt, wohin Sie auch Ihre Schritte lenken. Nicht wahr? Und welche Leiden die Kunst uns bringen mag — so ist dennoch ein solches Resultat weit überwiegend an Freude und Befriedigung! Sie dürfen erkannte sein, uns in Florenz zu finden. Ich bin noch niemals früher in Italien gewesen. Das feuchte Klima in England kann ich während des Winters sehr schwer ertragen, und in Folge dessen sind wir während mehrerer Winter in dem herrlichen Como gewesen. Jetzt war es mir sehr darum zu thun, eine Tageschule\* für meine Jenny zu finden, die jetzt fast fünfzehn Jahre alt ist, und da wählten wir Florenz, wo Schulen aller Art leicht zu finden sind. Sie kennen Florenz wahrscheinlich sehr wohl, und brauche ich Ihnen deshalb die Gemälde und Skulpturen, welche sich hier in dieser Schatzkammer der Kunst befinden, nicht einzeln zu beschreiben. Welche Raphael's und Titian's! Welche Kirchen! — Wir bleiben hier den ganzen Winter über. Während der Monate Juli, August und September machten wir eine sehr interessante Reise in Baiern, und begaben uns dann zu dem berühmten Passionsspiel in Oberammergau. Ueber dasselbe wäre viel zu sagen. Die einfachen Bauern spielten mit einer Annuität und Wahrheit, welche in der That einzig ist. Aber ich bleibe bei der Meinung, daß die heiligsten Ecken, die ich auf Erden zugetragen haben, niemals von Menschenkindern dargestellt werden dürften, denn ein Stillsitzen immer, das heilige Abendmahl, die Kreuzigung, die Auferstehung und die Himmelfahrt zu spielen! Wie gut auch die Bauern dies Alles in ihrer Einfachheit und ungekünstelten Weise ausführen, so sind sie doch außer Stande, es zu vermeiden, daß nicht Manches an Theater und gemalte Kulissen erinnert.

Soll ich Ihnen nun etwas über mein Leben berichten? Mein ältester Sohn (Ihre Bekanntschaft von Wien) ist jetzt ein großer, vollkommen erwachsener Mann. Er ist im letzten August achtzehn Jahre geworden. Er bereitet sich jetzt für Oxford vor, hat

\* Die Verfasserin meint hier den großherzoglichen Hof in Weimar, wo sie hochgeehrt und sehr geschätzt wurde.

\* Rammerberg von Beauclerc de Marconay, späterer Geheimrat und Hofmarschall in Weimar, bei welchem Andersen zu wohnen pflegte.

\* Damit scheint eine Schule ohne Pension bezeichnet zu sein.

Bugby, wo er in der Public-School war, verlassen und wird jetzt in Devonshire in England bei einem private tutor für die Universität vorbereitet. Walter hat viel Kunstsin und ist mir in manden Dingen sehr ähnlich; er hat von seinen Lehrern, Gott sei Dank, bisher die besten Zeugnisse erhalten. Jenny ist goldhagari. (Ich meine dieses Gold, wie man es auf manchen Wäldern altitalienischer Meister sieht.) Sie ist sehr musikalisch, spielt mit Ausdruck, welcher jedoch ganz aus ihr selbst kommt; sie bekommt wahrscheinlich eine große Stimme; jetzt ist sie in dem schwierigsten Alter, wo die Mädchen weder Fisch noch Vogel sind, trägt aber viel in sich, wodurch sie gewiß nicht leicht zu regieren ist. Aber sie ist begabt; verräth sie Talent, so werde ich sie gern ordentlich singen lehren. Mein jüngster Sohn Ernst wird nun bald elf Jahre alt, er ist ein lebenswüthiges Kind, voll von Muth und Hingebung, und ist in mancher Hinsicht seinem Vater sehr ähnlich. Er geht hier (Ernst meine ich) in eine vortreffliche Tageschule, und die übrige Zeit habe ich ihn also bei mir, was mir großen Trost gewährt. Mein Mann ist fortwährend thätig und bleibt stets derselbe feinfühlsame Mann, der er immer war; er lebt nur für mich und die Kinder und seine herrliche Musik. Er spielt die klassische Musik so schön! Ich befinde mich jetzt viel besser, wie damals, als ich vor dem Publikum stand. Meine Nerven waren gänzlich zerrüttet, und die Kopfschmerzen drohten alle meine Lebenskraft zu zerstören; das Gedächtniß war mehrere Jahre hindurch fast ganz geschwunden. Aber jetzt ist es weit besser, und meine unendliche Elastizität hat mich durch das finstere Thal unversehrt geleitet. Ja, ich gab mich meiner Kunst viel zu sehr hin, sie kostete mir fast das Leben; aber mit Freunden wäre ich für diese meine erste und letzte, tiefste und reinste Liebe gestorben! Nichts ist reiner, als die Kunst, wenn sie uns zu Ihm emporzieht, der sie uns verleiht. Und so hat Gott Schritt für Schritt mich auf der Jakobstreppe hinaufgeführt — bis mein Erleber klar vor meinen Augen stand und mich verheihen lehrte, was halb er kam, die Welt mit dem Opfer seines Blutes zu erlösen. — Ich singe noch mit großer Leichtigkeit, und meine Stimme war während der letzten Jahre viel besser, als sie es vor zwanzig Jahren war. Daher habe ich noch das Glück, im Kreise meiner Freunde durch meinen Gesang, dem sie noch immer lauschen, Freude zu verbreiten, und das ist eine große Genußnahme für mich. — Ich kann wohl begreifen, daß Sie, lieber Andersen, in Wahrheit Besatz und Friederike Bremer\* vermischen. Ich kann nicht mehr nach Stockholm gehen. Alle meine alten Freunde sind gestorben, die neue spätere Zeit kennt mich nicht; daher bin ich in meiner Vaterstadt eine Fremde geworden, und neue Freunde können die alten nicht ersetzen. Aber — ich habe viele edele, liebe Freunde in England, und Gott hat mir reichlich wiedergegeben, was er mir nahm. Aber Geier — Wendelssohn — Atterbom — Friederike Bremer u. s. w. — können niemals ersetzt werden!

Wie gern möchte ich Ihr letztes Buch lesen (ich bitte auf dänisch). Jetzt wissen Sie meine Adresse. Meine Kinder haben in Ihren „Märchen und Geschichten“ gelebt. Herzlichen Dank für Ihre Photographie; ich finde sehr viel Ähnlichkeit mit dem Bilde, wie es in meiner Erinnerung liegt.

Jetzt zum Schluß will ich es versuchen, Ihnen für alle Ihre Güte gegen Säng zu danken. Er scheint all das Wohlwollen, welches er in Kopenhagen gewonnen hat, zu verstehen und zu schätzen; aber ich vermag es kaum zu sagen, welche Befriedigung es für mich war, dem jungen Manne so gebührend zu sehen, und Professor Gade's Generosität gegen ihn läßt sich nicht wieder vergessen. Es freut mich, daß Sie glauben, er besitze wahres Talent.

Aber — nun ist es wirklich an der Zeit, daß ich Ihnen die Hand zum Lebewohl reiche! Gott sei mit Ihnen! Es war eine Freude für mich, Ihren lebenswüthigen Brief zu empfangen. Dank, Dank! Grüßen Sie herzlich Bourmowilles, und seien Sie überzeugt von der Hingebung, mit welcher ich stets an Sie denke — und mit der ich verbleibe Ihre aufrichtige Freundin Jenny Lind-Goldschmidt.

## IV.

Wimbledon Parc.

London, den 11. Decemher 1872.

Mein geehrter Freund!

Es ist schon längst meine Absicht gewesen, Ihnen zu schreiben und für den freundlichen Gruß durch

\* Der als Dichter und Geschichtsschreiber bekannte Fredrick B. von Weston starb zu Stockholm am 17./18. October 1868, und Friederike Bremer starb ebenfalls am 21. Decemher 1868.

„Glückspeyer“ zu danken; aber ein jeder Tag trägt die Erfüllung so vieler Pflichten in sich — daß es nicht immer leicht ist, an seinem Schreibtisch ruhig zu verweilen, seine Gedanken zu sammeln und mit einem alten, treuen Freunde zu plaudern. Ich bin auch vom Ende Juli bis zum November krank gewesen. — Die Sonne hatte im vorigen Sommer eine eigenenthümliche Kraft in ihren Strahlen — und ich bekam den Sonnenstich, der meine Lebenszeit zu bedrohen schien. Aber niemals habe ich früher eine so lichte Zeit verbracht, als während dieser Sonnenkrankheit. Der Uebergang schien mir so leicht, so schön, so licht — das Heim, das wahre, ersuchte, stand so himmlisch vor meinen Blicken — alles Irdische, alle Angst, alle Schmerzen, alle unerträglichen Leiden einer empfindsamen Seele waren so ganz und gar zur Ruhe gegangen. Die Seele war in einer so stillen, inneren Harmonie mit ihrem Schöpfer, daß ich nur die eine Sehnsucht kannte: zu ihm zu gelangen! Aber Gott hatte es in seiner Gnade anders bestimmt, und ich erwachte wieder zum Leben mit all seinen kleinen Sorgen, seiner Feilschaft, und die häuslichen Beschäftigungen waren freilich eine Freude für mein noch dem Licht und Frieden des Himmels sich sehndes Herz. Die Auferstehung meines Erlebers, seine Siegesfahne bereitete ja den Weg für alle seine gläubigen Kinder — und obgleich ich im Innern meines Herzens befenne, eine große Sünderin zu sein — so ist dennoch die Gnade Gottes in Christo größer, und die Worte: „Ich lasse nicht vom Herrn, wenn er mich nicht segnet!“ ertönten fortwährend in den Ohren meiner Seele! Ja — mein lieber, edeler Freund Andersen mit dem reinen Kindergemüth, so ist es, so wird es — als Kinder müssen wir in den Himmel kommen — das fühlte ich so lebhaft während meiner Krankheit. Kein Talent, keine sogenannten Tugenden, kein Ruhm oder Genie hilft uns, nur Kindesgebete öffnen die Thür.

Ich wollte dieses Jahr nicht zu Ende gehen lassen, ohne Ihnen diese Zeilen gesandt zu haben. Mögen sie Sie bei guter Gesundheit antreffen — oder was besser ist — in einer solchen Gemüthsstimmung, daß Sie ausrufen können: „Dein Wille geschehe!“ — Können wir diese drei Worte in aller Aufrichtigkeit aussprechen, dann bedeutet es wenig, ob wir Freunde oder Sorgen haben. Sie haben viel Freunde, viele Anerkennung gehabt — viele Freunde auf Ihrer Lebenswanderung gefunden — so auch ich! Wir haben Beide dem Herrn so unendlich viel zu danken, und die Erde ist auch so schön! Ich vermag niemals den Einorind zu vergessen, den Wendelssohn's Tod auf mich gemacht hat. Seit diesem Verlust bin ich in meinem inneren Leben nie mehr dieselbe wie früher geworden. Alles, was ich als Künstlerin tief fühlte; Alles, was ich als Mensch rein und warm als Ideal umfaßt hatte; Alles, was die himmelgeborne Musik meiner Seele zuströmte, Alles fand einen Wiederhall in ihm — und die reine, uneigennütige Freundschaft und Geschwisterliebe, die wir für einander hegten, lebt noch in dieser Stunde so lebhaft in meiner Erinnerung, wie wenn sie ganz neu wäre! Dieses lebhafteste Gefühl bezeugt am besten, daß es eine Auferstehung, daß es ein seliges, unauflösliches Leben nach diesem giebt, und „jene himmlischen Gestalten“ — sie fragen nichts nach Mann und Weib! Der treue Freund, den ich an meiner Seite habe, hat viel von Wendelssohn, ist ebenfalls eine tiefe, musikalische Natur und versteht es auch, Trost „an der Quelle alles Lebens“ zu schöpfen, und herrlich ist es, mit seinem Namen alle Punkte, welche mit der Keckharke unseres Herzens in Verbindung stehen, freimüthig berühren zu können.

Ja, mein geehrter Freund — Poesie — Kunst — Musik — drei herrliche Offenbarungen des Göttlichen! Glücklich sind wir, die wir es gewagt haben, uns dem Throne des Höchsten durch die Pforten der wahren Kunst und wahren Poesie zu nähern. Mögen diese gottgebornen Gaben Ihrem lieblichen Gemüth Freude und Frieden bringen, wenn der Herr mit Ernst kommt und an Ihre Thür klopft. Das Leben ist für Niemanden von uns sicher, wir können jede Minute abgerufen werden — das erwir ich, die ich geschlagen wurde eben in dem Augenblicke, als ich mich am stärksten fühlte. — Deshalb kann ich es nicht unterlassen, zu allen denen, welche ich aufrichtig liebe, davon zu sprechen, und Sie, lieber Andersen, haben stets einen Platz in meiner Erinnerung und in meinem Herzen befohlen, und Sie sind Einer von denen, welche von der Vorsetzung auf meinen Lebenspfad gesandt worden sind, um poetische Blumen darauf zu streuen, deren Duft nicht vergeht, und dessen liebevolles Kindesgemüth eine Freundschaft erwedte, die kein Meer, kein Rand zu trennen vermochte! Noch einmal Dank

für den gräßlichen, warm gebachten „Glückspeyer“. Aber — vergessen Sie nicht, daß es noch ein höheres Ziel als die Kunst giebt, und daß der getreueste Erleber unter Gemüth ungetheilt verlangt — und daß wir Alles — Mann, Kinder, Freunde, Geschwister, Eltern, ja die Kunst — in Ihm lieben müssen, und daß die wunderbare Laufbahn, die ich zurdegeleitet habe — die wunderbaren Worte, die ich überall von meinen Mitmenschen hörte, aus einer klaren Quelle entspringen waren — aus meiner unablässigen Bitte, das, was ich meinen Mitmenschen gab, möge für die Ewigkeit fortdauern, und die Spenderin der Gabe, die Kunst, nicht das schaffende Geschöpf möge gepriesen werden! Und Er, dem auch die Kunst ihr Dasein verdankt, erhöhte meine heißen, unaufhörlichen Gebete.

So fühlen Sie es auch, das weiß ich! — Und jetzt leben Sie wohl! Der Friede des Herrn sei mit meinem lieben Freunde. Wenig Freunde werden Ihnen so ernst geschrieben haben, aber wenig Freunde haben einen so tiefen Wunsch, Ihnen einen Beweis wahrer christlicher Geschwisterliebe zu geben, wie ich, Ihre innig ergebene Freundin Jenny Lind-Goldschmidt.



## Die Primadonnen und ihre Männer.

Von

Dr. Adolph Kohut.

Als die größte deutsche Sängerin des vorigen Jahrhunderts, Elisabeth Schmeling, trotz aller Abmahnungen Friedrichs des Großen und aller ihrer Freunde und Verehrer den unheimlichen und unschönen Violoncellisten Marra heiratete, schrieb der bis über die Ohren in die schöne Primadonna verliebte Kanonikus Olm in dem Dichter Jacobi: „Die Schmeling heiratet, und, o ihr Götter, sie heiratet nicht meinen Jacobi, nein! Amor leitet die Brautgelenke und Irrende in einen Wuth, aus dem wüthtest Dänen hervorschlallt, und in dessen Schatten ein Faun, halb trunken und von allen Grazien und Mufen geflohen, rohe Gefänge stammelt. Unsere Schmeling heiratet einen Trunkenbold. Als ich diese Nachricht erhielt, ging ich vor Apoll's Büste und meinte, meinte glühende Thränen und bat den Gott im Namen der Charitinnen, ihrer liebsten Priesterin diese Sünde zu verzeihen.“

Man möchte in der That meinen vor der Büste Apoll's und aller Grazien und Mufen, wenn man in der Theatergeschichte die merkwürdige Wahrnehmung macht, daß so manche Sänginnen, welche durch den Zauber ihrer Persönlichkeit und ihres Gesanges eine Welt zu ihren Füßen sehen, um deren Gunst und Hand die edelsten und vornehmsten Männer buhlen, sich an unwürdige Gatten wegwerfen, welche die Perlen nicht zu schätzen wußten und die durch ihr unwürdiges und rohes Gebaren das Leben ihrer Frauen in der Ehe zu einer wahren Hölle gestalteten. Man sollte doch denken, daß ausgezeichnete, mit allem Liebreiz ausgestattete Frauen zu einem Lebensbunde sich gleichfalls ausgezeichnete Männer auswählen, aber dies ist nur selten der Fall. Im Gegentheil! Es gab so manche Sänginnen von Berühmtheit, welche oft den Rohesten, ja sogar den Verworfensten seines Geschlechtes sich zum Gemahl auswählte. Wir stehen hier eben vor einem psychologischen Räthsel, das noch immer der Lösung harret. Viele suchten die Erklärung dieses Geheimnisses in dem Egoismus, welchen eine Frau fühlt, ihre eigene Natur so erhaben gestellt zu sehen, daß sie des Bundes mit dem geistig ebenbürtigen Manne nicht bedarf. Viel wahrscheinlicher ist die Annahme A. von Sternbergs, daß die Frau es nicht ertragen kann und will, überall zu liegen und das daher neben den Krönungsfeiten des Geistes auch die Heigelungen des Herzens wüthig duldet. Es ist dies die Nemesis, welche neben der geistigen Größe steht, sowie die Selbstsucht, welche als eine ebenso gefährliche Feindin der männlichen Größe zur Begleiterin gegeben ist.

Ich brauche in der Gegenwart — ohne die Schuldfrage ertönen zu wollen — nur an die unglückliche Ehe der Patti mit dem Marquis de Caug, an die Verbindung der Lucca mit dem Freiherrn von Rhaden, an die Vermählung der — doch will ich diese nachliegenden Beispiele, wie verlockend sie

auch sein mögen, aus leicht begreiflichen Gründen nicht vermehren und näher erörtern, sondern nur in die Vergangenheit zurückgreifen, um zu beweisen, daß oft die geistreichsten und größten Sängerninnen im Hause sehr unglücklich waren — „das Schicksal im Hause“ zeigte sich hier in seiner traurigsten Gestalt.

Was zunächst die bereits erwähnte Ehe der Elisabeth Schmechling mit dem Violoncellisten Mara betrifft, so gestaltete sich diese Verbindung durch die Schuld des letzteren zu einer namenlos unglücklichen. Vergebens versuchte sie die Streitigkeiten zu schlichten und ausbrechende Kämpfe gefahrlos abzuleiten — vergebens! ihr Mann war in der That ein Krakeeler, Trunkenbold und Wüstling. Die Szenen, die sich hier zutrugen, waren rührend und zeugten von dem feinen weiblichen Takte der unglücklichen Frau. In tiefer Mitternacht, noch bettet mit dem schwerstoffenen, gleichbleibenden Keisrock, wie sie aus den königlichen Räumen kam, hob sie mit Hilfe des Kutschers, dessen Verschwiegenheit sie erkaufte, den bestimmungslosen Mara vom Boden und trug ihn die ziemlich hohe Treppe mit großer Anstrengung hinauf, bis in ihre Gemächer, wo sie ihn auf ein Sofa niederlegte. Alles dies in verschwiegener Stille, damit niemand das Martyrium ihrer Ehe gewahre. Mara hegte sie gegen den König, die Sänger und das Publikum auf und verschwendete ihm Spiel und im Trunk das von seiner Frau ererbte Geld. O Geheimnis des weiblichen Herzens, der Liebe der Frau! Trotz alledem hing Elisabeth an ihrem Mann mit größter Treue und Aufopferung. Jahrgedichte lang ertrug sie alle seine Mißhandlungen. Er trank, er verschwendete, er spielte, er ward ihr untreu, und erst als sie vollends von ihm zu Grunde gerichtet werden sollte, entschloß sie sich mit schwerem Herzen, sich von ihm zu trennen. Eine Frau, welche wie die Mara in London, in 14 Tagen 15000 Thaler einnimmt, ist ein zu kostbares Besitztum, als daß Mara sie so leichten Kaufes hätte freigeben wollen. Auf Veranlassung einer hochgestellten Dame mußten sich die Gerichte einmischen, und die Trennung kam zustande, allerdings mit einem nicht geringen Geldopfer seitens der Frau, die einen Teil ihres Einkommens dem Manne als lebenslängliche Rente verschreiben mußte, allein dies war gering zu nennen gegen die Qualen und den Kummer, auch selbst gegen die finanziellen Verluste, die sie bisher hatte erdulden müssen. Mara zog mit seinem Violoncell in die weite Welt und ist gestorben und verdorben.

Eine eigentümliche Erscheinung ist, daß Agnese Schöbe, die einst so berühmte Sängerin, ihre Hand dem in der That persönlich hervorragenden Menschen, dem Verfasser des „Leben Jesu“ gereicht hatte, und doch war diese Ehe mit David Friedrich Strauß eine so unglückliche, daß sie schließlich gerichtlich geschieden werden mußte. Alle, die den stillen und ruhigen Mann kannten, berichten, daß er alles aufbot, um seine Frau glücklich zu machen. Leider besetzte Agnese Schöbe die Dämon der Eifersucht in einem so hohen Grade, daß das Zusammenleben des Paares schwer, ja unerträglich wurde. Die Leiden, der ob dieser Trennung erkrankten Seele beugten Strauß tief nieder und verblühten die letzten Jahre seines Lebens. Erschütternd tritt das Unglück des Mannes in dem Gedicht „Nach Hause“ zu Tage. Dort heißt es z. B. u. a.:

Doch wer, mit jungen, frischem Leib,  
Ertrug's so lang, allein zu weilen?  
So nehm' ich mir ein schönes Weib,  
Des Lebens Lust und Lust zu teilen.

Sie war mit gut, ich war es ihr,  
Und doch — o graufames Verhängnis!  
Im kranken Bette machte sie mir  
Das Haus zum traurigsten Gefängnis.

In Freiheit hab' ich mich gesetzt,  
Zur Keuschheit bin ich nicht geboren,  
Doch hab' ich mit dem Weibe jetzt  
Heimat und Haus zugleich verloren...

Wiederholt klagt er in seinen Gedichten seine Herzensqual und seine Herzenspein. Seine Seelenstimme malen trefflich die nachstehenden Verse:

Eine Eheband zu knüpfen, rede du  
Nimmer zu;  
Da oft, wenn zwei sich hochbeglückt vereinen,  
Engel weinen.

Doch wollen Gatten wieder trennen sich,  
Da widerspricht!  
Denn wo ein Bund sich löst, da ohne Zweifel  
Rachen die Teufel...

Henriette Sontag sollte schwer dafür büßen, daß sie einen Grafen Rossi heiratete. Der kürzlich verstorbene Oberst Carlos von Gager, der Henriette Sontag in Mexiko kennen lernte, wie sie von Ort zu Ort zog, um wieder zu einem Vermögen zu kommen, nachdem ihr Mann ihr alles durchgebracht hat, erzählt in seinen Erinnerungen, daß die Künstlerin sich tief unglücklich gefühlt habe. Durch die sinnlosen Ausgaben des Grafen Rossi, der sich dem Spiele ergeben, sei auch ihr eigenes Vermögen zum großen Teile verloren gegangen. Sie weinte und schluchzte fortwährend. Die im Jahre 1829 geschlossene Heirat zwischen Henriette Sontag und Graf Rossi war eine Heirat aus Liebe. Der junge und schöne sardinische Legationssekretär Rossi hegte den eifrigen Wunsch, seine Frau glücklich zu machen, aber 1849 mußte die Frau Gräfin, nachdem sie sich ein Jahr nach ihrer Verheiratung von der Bühne zurückgezogen, die die Welt bedeutenden Bretter wieder betreten, denn sie war durch ihren Mann ruinirt. Ueber die Todesursache der unglücklichen Primadonna, die am 17. Juni 1854 ihre schönen Augen für immer schloß, ist man noch immer nicht ganz im gewissen. Offiziell soll sie an der Cholera gestorben sein, andere behaupten, sie habe sich vergiftet.

Die große, unvergleichliche Schröder-Devrient, die schöne, angebetete Frau, hatte nicht minder Unglück in der Ehe. Sie war zuerst mit Karl Devrient, dem ältesten der 3 Brüder, verheiratet. 1823 war die Hochzeit, aber schon nach 5 Jahren mußte eine Scheidung eintreten, und schon innerhalb dieses kurzen Zeitraums glückte die Ehe einer Götze. Die Spannung zwischen dem Künstlerpaar dauerte auch nach der Scheidung fort. Da der Schröder-Devrient, als dem schuldigen Teil, durch richterliche Entscheidung das Recht auf ihre Kinder entzogen worden war, weigerte sich Karl Devrient, ihr dieselben auch nur besuchsweise zu überlassen. Die ohnehin sehr leidenschaftliche Primadonna geriet darüber in solche Erregung, daß u. a. eine Probe zur Oper „Anna Bolena“ ganz gestört wurde und der damalige Operndirektor Mercacchi ernste Vorstellungen bei der Generaldirektion in Dresden um Abstellung dieser, den Gesundheitszustand der ersten Sängerin des Theaters gefährdenden Verhältnisse erhob. Hieraus ergab sich eine ganz theatrale casse célèbre. Herr v. Lüttichau schrieb nämlich, wie Robert Pröhl in seiner Geschichte des Hoftheaters in Dresden erzählt, an den Sachwalter Karl Devrients und empfahl diesem ein Kompromiß, welches für beide Teile annehmbar erschien. Karl Devrient sollte der Mutter alle Sonntage ihre Kinder auf ein paar Stunden ins Haus senden und diese sich in einer nie nicht kompromittierenden Form verpflichten, innerhalb dieser Zeit niemals andere Besuche zu empfangen. Devrient ging darauf nicht ein, forderte vielmehr ungenügend seine Entlassung und den Schein für das Bahnbüreau, „damit er in 2 Tagen abreisen könne“. Diese Entlassung wurde ihm auch gewährt... Trotz der schlimmen Erfahrungen, welche die Schröder-Devrient in der Ehe gesammelt, heiratete sie einige Jahre darauf einen Herrn Döring, der eines schönen Tages mit ihrem ganzen Vermögen, ihren Juwelen z. B. bürgerlich. Er ist in einer dritten Ehe mit einem böhmisches Edelmann, Herrn v. Voß, fand sie endlich jenes Glück in der Ehe und der Häuslichkeit, nach welchem sie sich so lange vergebens gesehnt hatte...

Ich könnte noch so manche Fälle von unglücklichen Ehen gefeierter Primadonnen erzählen, aber schon hieraus wird man ersehen, daß Luther Recht hat, wenn er sagt: „Die Ehe ist das größte Wunder der Welt.“ Glücklicherweise, welche durch dieses Wunder sich beseligt fühlen, doppelt zu beklagen sind aber die Philomelen, welche daran — glauben müssen!



## Das Lied der Gräfin Königsmark.

Von Ernst Montanus.

(Fortsetzung.)

„Zahelich, mein Freund, es hat uns tief geschmerzt, daß des Glückes Ungunst Euch so hart betraf. Es wird Sache Eurer Freunde sein, nach Kräften dafür zu wirken, daß Eure Rückkehr sobald wie möglich erfolgen kann. Mein Gatte, der Euch jetzt für Eure mutvolle That noch ganz besonders verpflichtet ist, wird nichts unversucht lassen, um alle Hindernisse zu beseitigen, und

Eure zahlreichen Gönner in Hamburg werden ihm dabei helfen.“

„Freunde — Gönner? Leere Worte, sie sind nur zu haben, solange die Sonne scheint, zieht aber ein Wetter auf, so verfliehet sie sich. Ich habe genug erfahren, was es heißt, auf Andere zu hoffen. Ich war ihnen alles, solange meine Börse gefüllt war, — als Fortuna mir aber den Rücken wandte, da wollte sich niemand erinnern, jemals Reinhard Keisers Freund gewesen zu sein.“

In Annas Augen traten bei diesen bitteren Worten Thränen, und sie wandte ihr blaßes Gesicht nach der Seite, um sie zu verbergen, ihre Begleiterin aber sagte ernst: „Ihr seid verbittert und niedergedrückt, das läßt Euch elende Schmarozker mit wahren Freunden verwechseln, deren Ihr noch viele in Hamburg habt, wo man einen Komponisten von Euren Genie gebührend zu schätzen weiß. Ich werde Euch beweisen, Monsieur Keiser, daß Ihr den Hamburgern mit solchen Worten Unrecht thut. Und dann — laßt es Euch von einer alten Frau immerhin sagen — ganz ohne eigenes Verschulden hat Euch das Mißgeschick nicht heimgesucht, also tragt es geduldig ein Weibchen und zieht eine Lehre daraus.“

„Ich weiß es, Madame, und ich hübe schwer für alle meine Sünden, glaubt es mir!“ erwiderte der Komponist mit einem schwermütigen Lächeln, indem er einen schnellen Blick zu der jungen Dame hinüberwarf.

Mittlerweile hatte der Wagen die große verkehrte Landstraße wieder erreicht, und als nach einiger Zeit ein stattliches Wohnhaus, das einen goldenen Anker im Schilde führte, sichtbar wurde, erklärte Keiser Galt machen zu müssen, um eine Nachricht, die ihm dort hingeliefert werde, zu erwarten.

Die Bürgermeisterin wiederholte ihm nochmals ihren herzlichsten Dank und die Versicherung, daß ihr Gatte alles anstehen werde, um eine baldige Rückkehr Keisers nach Hamburg zu ermöglichen. Außerlich küßte und gemeinte war sein Abschied von der schönen Anna Oldenburg, jedoch schied der Anker, den er abermals auf ihre kleine Hand drückte, wobei ein seltsam trauriger Blick aus ihren Augen ihm traf.

Dann sollte der Wagen weiter.

„Was mag er hier wollen?“ fragte die Bürgermeisterin nach einer Weile.

„Er geht nach Hamburg,“ meinte Anna nieder geschlagen.

„Wie, das sollte er wagen, ehe die Haftbefehle zurückgenommen?“

„Ganz sicher, die Sirene läßt ihn nicht aus ihrem Netz!“

Die schöne Conrädine? — ei, die hat ja jetzt ihren politischen Gatten, der sie heiraten will.“

„Um so größer wird ihr Triumph sein, wenn der verdammteste frühere Anbeter jenseit dem Festig streitig zu machen sucht. Sie läßt ihn nicht los, und er ist zu schwach, die Ketten zu brechen, welche ihn gefesselt halten!“

## II. Im goldenen Anker.

Noch lange stand Reinhard Keiser in dem hinter dem allgemeinen Gastzimmer gelegenen Gemach, in das ihn der Wirt zum goldenen Anker respektvoll geleitet hatte, am Fenster und schaute dem Wagen nach, welcher ihm die wieder entführte, die er oft im Stillen seinen guten Engel genannt.

Annas Vater, der einer reichen Kaufmannsfamilie angehörte, war in seiner Jugend selbst auch zum Kaufmann bestimmt worden, hatte sich aber, des Widerstrebens der Seinigen ungeachtet, der Tonkunst gewidmet und, nachdem er Italien und Frankreich bereist, als Musikant in seiner Vaterstadt niedergelassen. Er war dort eine höchst angenehme Persönlichkeit geworden, und hatte sich mit einer Schmeieler des späteren Bürgermeisters v. Postel vermaßt, die er aber frühzeitig durch den Tod verlor. Oldenburg fand Trost für diesen Verlust in dem lieblich erblühenden Töchterchen, das bald eine gar prächtige Stimme verrieth, eine Naturgabe, welche der Vater mit größter Gewissenhaftigkeit zu pflegen und auszubilden sich bemühte.

Mit der Zeit galt es für ein Ereignis, wenn die schöne Demoiselle Oldenburg in einem Konzert oder einer Kirchenaufführung mitwirkte, es fehlte auch nicht an Versuchen, die junge Dame für die Hamburger Bühne zu gewinnen, was sie aber in Uebereinstimmung mit ihrem Vater stets entschieden ablehnte.

Es war natürlich, daß Reinhard Keiser, der gefeierter Tonkünstler, der in der ersten Gesellschaft der reichen Handelsstadt verkehrte, die begabte Sängerin ebenfalls kennen lernte, und noch natürlicher, daß er

sich ebenso von ihrer schönen und vorzüglich geschulten Stimme wie von ihrer edel mädchenhaft lieblichen Erscheinung angesprochen. Die blaunägelige Anna sang mit Vorliebe Kompositionen Keisers und wußte dieselben mit ebenbürtiger Gefühl und charakteristischer Färbung, wie mit völliger Beherrschung aller technischen Schwierigkeiten vorzutragen. Beide mußten häufig zusammen, denn auch Reinhard war ein guter Sänger und ein Meister auf dem Clavier. Da es nun eine alte Erfahrung ist, daß die holde Musik die Herzen höher schlagen läßt und empfänglicher macht, so konnte man sich kaum wundern, daß die Harmonie der Stimmen Beide sich auch ganz allmählich und ihnen selber kaum bemerkt auf ihre Herzen übertrug. Die dem jungen Paare Näherstehenden zweifelten kaum noch daran, daß es bald eine Verlobung zu feiern geben werde, als plötzlich eine scharfe Wendung in dem Verhältnis eintrat, wie wenn der Frost in einer Maienacht gramlos die Blütenpracht zerstört.

Am Jahre 1700 kam eine Sängerin aus das Hamburger Theater, die von dem Publikum ähnlich gefeiert wurde, wie später Paulina Daise oder Gertrud Mara, die aber auch nach allen Berichten jener Zeit eine wahrhaft phänomenale Erscheinung gewesen sein muß. Demoiselle Contradi — gewöhnlich die schöne Contrabine genannt — verband mit einem überaus feinen und einer alle Männer hinreichenden Liebesherrlichkeit ein Organ, das mit gleicher Stärke vom tiefen a bis zum hohen d reichte, sowie ein vorzügliches Spiel. Sie gab sich gern für die illegitime Tochter eines italienischen Fürsten aus, obgleich Wohltunerrichte verifizierten, ihr Vater sei ein Dresdner Barbier; überhaupt verstand sie die Kunst, von sich reden zu machen, in vollendeter Weise und wurde bald von dem Hamburger Theater-Publikum geradezu vergöttert.

Meister dank für die gefeierte Primadonna eigens die großen Sopranpartien einer ganzen Reihe von Opern, in welchen sie Triumphe feierte, die natürlich dem Komponisten auch zu gute kamen; er studierte ihr jene Rollen außerdem persönlich ein, da sie in musikalischer Beziehung nicht gar viel gelernt hatte, so daß ihr alles Note für Note eingeprägt werden mußte.

So kam Reinhard in häufigen und intimen Verkehr mit ihr, und dabei fing die bezaubernde Erscheinung der glänzenden Theaterprinzessin allmählich an, das beiderseitige Bild Annas in den Hintergrund zu drängen. Die schöne Contrabine schien eine wahrhaft dämonische Lust dabei zu empfinden, den genialen Komponisten ganz in ihre Fesseln zu schlagen, obwohl sie es zu anderen Zeiten wieder darauf anzulegen suchte, ihn zurückzuführen und eifersüchtig zu machen. Vielleicht gefahd dies aber auch nur, um seine Leidenschaft immer noch mehr zu erhitzen, und letzteres gelang ihr in der That. Bald war Meister völlig in ihrem Vann, wenn er es sich selbst nicht nicht eingefleht mochte, und ihm eine innere Stimme oft genug rief, daß er wahres Glück und wahre Liebe nur bei der so schamlich verrathenen Anna finden könne.

Diese Erfahrung natürlich gar bald, wie es zwischen Reinhard und der schönen Contrabine stand, aber sie duldet schweigend, war ja auch noch kein bindendes Wort zwischen jenem und ihr gesprochen worden. Sie vermied es, mit ihm zusammenzutreffen, zumal wenn auch die Contradi zugegen war. Einmal hatte sie aber doch in einem der von dem kaiserlichen Gesandten Grafen v. Gdagh veranstalteten glänzenden Konzerte, in dem auch die Primadonna auftrat, mitgewirkt, gleichsam um zu zeigen, daß sie kühl genug sei, sich mit der Rivalin auf dem neutralen Boden der Kunst offen zu messen. Allgemein erregte diese Weisheit Aufsehen, und auch zahlreiche auswärtige Kunstliebhaber, unter denen Fürsten und Prinzen waren, hatten sich zu dem Konzert eingefunden.

Beide Sängerrinnen trugen Kompositionen Keisers vor und beide erzielten einen glänzenden Erfolg, ohne daß eine die andere besieg hätte. Wenn die Contradi etwas an Glanz der Stimme und virtuose-hafter Schlierfertigkeit in der großen Arie aus Keisers „Blasche“ voraus gehabt hätte, so bewies Anna dagegen in dem Vortrage eines Liedes „Süßes Leben in dem Herzen“, dessen Verse von der schönen Gräfin Aurora v. Königsmarkt herrührten, eine solche Tiefe der Auffassung und zu Herzen gehende Zuneigung, daß sie unbedingt als gleichberechtigte Künstlerin neben der „Diva“ anerkannt werden mußte.

An diese Konzerte, welche Keiser abwechselnd mit seinem Freunde Mattheson dirigierte, schloß sich stets eine festliche Bewirtung in dem Palais des Grafen. Anna hatte sich am Schlusse der Musikaufführung

mit ihrem Vater entfernen wollen, konnte dann aber auf die dringenden Bitten des Gastgebers nicht wohl umhin, doch daszubleiben, und mußte nun bei der Tafel gewarten, wie Meister, der sich ihr nur einmal flüchtig und verlegen genähert, die schöne Contrabine anmachte. Diese aber schien seiner kaum zu achten, sondern warf mit trivialer Metastere ihre Rede nach einem anwesenden italienischen Prinze aus. Es war dem jungen Mädchen furchtbar peinlich, dieses herzlose Spiel mit ansehen zu müssen und die charakterlose Schwäche des noch immer geliebten Mannes so vor Augen zu haben. Als die Tafel aufgehoben war, und ein zwangloser Verkehr unter den Gästen begann, suchte sie sich, um ihre hervorquellenden Thränen ungleich trocken zu können, in ein kühles Weile dort gehen, als sie nebenan Stimmen vernahm, in denen sie alsbald die Meinards und der Contradi erkannte. Günstigen konnte sie nicht mehr und so mußte sie denn gedulden eine leidenschaftliche Szene zwischen den Beiden ansehen, in der Reinhard der ihn qualenden Gierstuch Ausdruck gab, während die Sängerin zuerst ein niedliches Spiel mit ihm trieb, das schließlich, als jener immer dringender wurde, in verlegenden Schöln umschlug.

In offenem Hirt trennten sie sich endlich, und Anna wartete wie vernichtet am dem Gemach, in welches sie wider ihren Willen gezwungen worden.

Von wilder Gint versetzt, hatte Meister inzwischen häufig einige bläuliche schweren spanischen Weines getrunken. In ihm tobte es; das also war der Lohn für sein Werben, — freilich der verdiente Lohn, mußte er sich selbst sagen, für seine Untreue Anna gegenüber.

„O Anna,“ rief es in ihm, „hätte ich doch nie dein holdes Bild mir durch die zauberischen Künste dieses Weibes verdunkeln lassen, — ich fühle es ja stets, daß du mein guter Engel seiest. Doch noch ist es nicht zu spät, reiß zu ihr zurückzukehren. Sie ist gut und edel und wird dem, dessen Lied sie vorhin so hinreichend gesungen, vergeben!“

Eine Weile spähte er vergebens nach ihr umher, da aber entsetzte er sie, wie sie gerade ihren Vater aufsuchen wollte, um diesen zu bitten, sie heimzuleiten. Ohne auf ihr verstocktes Ansinnen zu achten, eilte Reinhard auf sie zu und redete, was ihm der Augenblick einfiel. Mit glühenden Augen, feierlich geäugelten Wangen sprach er von seiner Liebe zu ihr, erinnerte sie an die früher gemeinsam verlebten Stunden und ward in leidenschaftlichen Worten um ihr Herz und ihre Hand.

Ein Gefühl des Ecks durchschauerte die reine Jungfrau. Nicht schämten und verächtlich schaute sie bei seiner Rede zu Boden, wie sonst Mädchen bei einer Werbung zu thun pflegen; sie sah ihm frei ins Gesicht, aber ihr Blick war der eines zu Tode getroffenen Mehes, der selbst der rauhesten Weidmann nicht wieder vergibt. Ohne daß er es in seiner Erregung merkte, hatte sie Reinhard inzwischen in den Salon geführt, in welchem er mit der Contradi gesprochen.

„Seht, dort sah ich vorhin,“ sagte sie, bleich und mit zitternder Stimme auf des Nebengemachs deutend, „und mußte, ehe ich mich zurückziehen konnte, Euer Gespräch mit der Theaterprinzessin anhören. Weil sie Euch zum Varran hält, scheine ich Euch jetzt gut genug. Das ist schamlos, und ich muß Euch jetzt verabschieden, wie ich Euch bisher demüthigte. Nun aber laßt mich, denn ich keine Euch nicht mehr!“

Damit war sie stolz von dannen geschritten.

Reinhard Meister mußte jetzt wieder an jenen Abend denken und an das, was ihm gefolgt war.

Sein guter Stern schien seitdem von ihm gewichen. Er hatte sich in ein tolles Leben gestürzt, über das ganz Hamburg sich auflüßte. Ein Wind der schönen Contrabine machte ihn wieder zu ihrem Sklaven, und mit verschwenderischer Großmut überhäufte er sie mit Geschenken. Er selbst spielte ganz den Cavalier, ging in verbrämten Kleidern umher und klebte seine Bedienten in „Aurora-Libree“. Um mehr Geld zu verdienen, ließ er sich verleiten, mit Drüfide das ganze Theater zu übernehmen und lebte dann noch verschwenderischer, — bis das Ende kam und er von dannen fliehen mußte.

Die schöne Contrabine hatte ihm zwar Treue geschworen, es aber doch unter allerlei Vorwänden abgesehen, ihm nach Weiskens, wo ebenfalls eine berühmte Opernbühne war, zu folgen. Auf sein drückendes Drängen hatten ihn auch seine Freunde Mattheson und Meinide in Hamburg mitgeteilt, daß sich die Primadonna engstirnig wenig um seine Abwesenheit gränne, sondern in Cass und Brans weiter lebe. Später war dann ein polnischer Graf Gruczewski nach Hamburg gekommen, hatte sich herbei-

lich in die bezaubernde Sirene verliebt und wollte sie heiraten. Diese Nachricht hatte Meister anker sich gebracht. Wenn er auch die Unwürdigkeit der Contradi längst ein sah, so war doch der Zauber noch nicht gebrochen, mit dem sie ihn gefesselt hielt; er glaubte sterben zu müssen, wenn er länger in der Ferne weile, hoffte wohl auch, bei einem Wiedersehen das Herz der Sängerin rühren zu können, und so hatte er sich denn aufgemacht, um trotz der ihm drohenden Verheißung nach Hamburg zu eilen. Jene beiden Freunde hatte er brüchlich von seinem Entschluß in Kenntnis gesetzt und sie gebeten, ihm bis zu dem „geliebten Vater“ entgegenzukommen, um dort weiter mit ihm zu beraten.

Da hatte ihn nun das unvermutete Wiedersehen Annas gar mächtig erregt. Wie rein und keuch war das ganze Wesen dieses holden Mädchens, wie sehr verlor die Contradi bei einem Vergleich mit diesem Engel! Es reute ihn sein toller Entschluß, die gefällige Primadonna wieder aufzusuchen — und doch — und doch fühlte er, wie es ihn mit dämonischer Gewalt zu ihr hinzog. War Anna ja doch für immer ihm verloren!

Er trat vom Fenster weg und indem er sich niederlegte, fühlte er erst, daß er noch immer das im Walde gefundene Buch bei sich trug, das er vergessen, zurückzugeben. Neugierig zog er es hervor, um es näher zu betrachten. Es waren die Gedichte Paul Flemmings, und das Buch gehörte Anna, wie der Name auf dem Titelblatt fund that. Mit einem eigentümlichen Gefühl durchblättere Reinhard die Seiten, auf denen der Blick des holden Mädchens sicherlich oft ruhte, da sie das Buch sogar auf der Meise mit sich genommen. Da fiel ihm ein darin stekendes loses Blatt in die Hände, in dem er mit grenzenlosen Erstaunen das von ihm komponierte Lied erkannte, welches Anna an jenem verhängnisvollen Montagabend gesungen hatte. Er hatte es früher ihr verehrt, und wehmütig ruhten seine Blicke auf den Versen, welche die schöne Gräfin Königsmarkt, die häufig bei ihrer Schwester, der Gräfin Löwenhaupt in Hamburg weilte und zu den wärmsten Verehrerinnen des Komponisten gehörte, gedichtet hatte:

Süßes Leben in dem Herzen,  
Halt du mir wohl leid gemacht?  
Ich bekenne, daß die Schmerzen  
Nur für Freuden sind gemacht:  
Müssen gleich viel Thränen fließen,  
Halt' ich keine Stunde frei,  
Nicht es doch nur Lust genießen,  
Und die Liebe lacht dabei!

An manchen Stellen war die von Keisers Hand geschriebene Komposition vermischt. Waren Thränen aus Annas Augen darauf gefallen? Die Brust Reinhard's hob sich mächtig, — alte, mit Gewalt zurückgehaltene Gefühle drangen auf ihn ein. Wenn Anna dieses Blatt so heilig hielt, dann konnte sie den, der es geschrieben, nimmermehr verachten, dann regte sich doch noch in ihrem Herzen ein lautes Gefühl für den Komponisten.

(Fortsetzung folgt)

## Nur ein Aushank.

Eine Liebesgeschichte aus dem Leben Johann Strauß.

Von Moritz Band.

Es war ein herrlicher Frühjahrs Morgen des Jahres 1825. Goldig schien die Sonne auf die leuchtend dem Glanze erhellende Kaiserstadt an der schönen blauen Donau und freudiges Leben herrschte überall. Die taufrische Morgenluft lockte viele Tausende in die erquicklichen Waldwege des Wiener Praters, der in allen seinen Teilen voll Leben und Bewegung war. Alt und jung erging sich in den endlosen Laubgängen der Haupt-Allee und freute sich seines Lebens und der schönen Zeit.

Zu der Menge promenierte auch zwei junge Männer, die häufig von den Vorübergehenden begrüßt und öfter noch eprischvoll bewundert wurden. Der eine war von sehr eleganter, kleiner Gestalt, hatte ein liebenswürdig heiteres Gesicht, das von einem festen

schwarzen Schnurbärthchen geziert war und sprach lebhaft mit seinem Begleiter, einem interessanten Blondkopf, der ein Weniges größer und stichtlich auch älter war. Die beiden Freunde schritten Arm in Arm in dem Parke dahin und erwarbten die zahlreich an sie gerichteten Grüße mit ruhiger Freundlichkeit. Ihr Gespräch drehte sich um Musik und Künstler, so daß man leicht daraus schließen konnte, daß auch die beiden dem Reiche der Töne angehörten.

Es waren Johann Strauß und Joseph Lanner, die sich hier ergüßten und die im Glanze ihrer Popularität von alt und jung gefeiert wurden. Strauß und Lanner, die Vierzogen des vormärzlichen Wiens, waren damals die erstlärten Lieblinge der Wiener Gesellschaft und ihre Konzerte bildeten den Sammelplatz des lebhaftesten Volkes. Lanner war schon früher als Komponist berühmt und hatte in Johann Strauß ein musikalischs Talent entdeckt, das er seinem beliebten Schüler als Waispunkt einreichte und der in der That den Meister würdig unterstüzte und ersetzte. Strauß entwickelte hier sein Talent und stieg von Tag zu Tag in der Gunst des begeisterten Publikums, das dem schönen, jugendlichen Meister der Violine jubelnden Beifall schenkte. Als Strauß dann später, dem Beispiele Lanners folgend, zu komponieren begann und den erkannten Wienern die ersten seiner unvergänglich schönen Weisen bot, da gab es des Jubels kein Ende mehr und Strauß stand bald über Lanner als musikalischer Vorkämpfer Wiens.

Die jungen Freunde mähten ihren raitalen Gang. „Du bist also alles Grünes verliebt“, fragte Lanner ungläubigen Tones.

„Genau ermt, als ausichtslos — der gewaltige Abstand zwischen ihr und mir ist nicht zu überbrücken. Dagegen liebe ich sie wahr und innig, vom tiefsten Grund meiner Seele.“

„Ja, ja, ihre gewiß adels- und standesstolzen Eltern werden wohl kaum ihre Einwilligung geben, daß ihre Tochter, eine stolze Gräfin Hardenberg, einem Bürgerlichen die Hand reicht. Und sie selbst?“

„Sie ist mir gut, dessen bin ich fast sicher; sie erwidert jeden Blick, den ich auf sie werfe, so innig und freudig, daß ich nicht zweifeln kann, sie liebe mich!“

Strauß hatte dies in glühendem Eifer gesprochen und blickte mit siegessicherer Zuversicht seinen Freund an. „Nun, dann denke ich“, sagte Lanner hinzu, „wäre es an der Zeit, dich ihr zu erklären. Will sie, dann ist das Größte an der Sache geschehen und du kannst ruhiger vor die hochgeborenen Eltern hintreten.“

„Du hast recht, Pepi, ich werde mich ihr erklären und das noch heute. Fröhlich gewagt ist halb gewonnen. Heute Mittag gebe ich der Komtesse wieder Veltion.“

„Die Gelegenheit ist günstig, also fröhlich drauf los!“

Malch schritten sie dem Ausgange des Paters zu und in kurzer Zeit waren sie in Strauß' Wohnung angelangt und berraten dessen reichlich ausgestattetes Zimmer. Dasselbe machte trotz seiner echt künstlerischen Anordnung einen recht freundlichen Eindruck und die zerstreuten Notenblätter, Geigenkasten und anderes paßten so recht zu der Natur des sorglosen und berreren Musiklers, der hier wohnte. Strauß schritt zu einem Schranke und holte aus demselben das schönste Fiedelstück seines Heims — seine Geige und eine flache feurigen Ungarwein, die er beide vor Lanner aufpflanzte.

„Da, Pepi, trink und spiel was recht Lustiges, damit ich in die rechte Stimmung komme; es ist nichts mit dem Trauungsein. Wenn man schon verliebt ist, so soll es recht in Lustigkeit sein, der stummer kommt schon von selbst.“

Lanner schenkte sich ein Glas voll, trank Strauß ein Proßt zu und griff dann zur Violine. Malch fuhr der Bogen über die Saiten hin, einige Takte Introduction, um seine Gedanken zu sammeln, und seelenvolle Klänge entrollten dem Bogen unter des Meisters Hand. Klange Schleicht und Schwärmerische Elegie, die des Klugenden liebendes Herz malen wollten, rangen sich von den Saiten; um aber auch frische Hoffnung in des Freundes Brust zu pflanzen, gingen die Klänge in den leichtschwingenden Ton eines flotten Strauß'schen Walzers über.

Tränen im Auge stand Strauß seinem Freunde gegenüber; das Herz schwellte sich ihm vor Wehmut und Glückseligkeit.

„Du bist doch ein Teufelskerl, Pepi, wie glücklich muß dich deine Kunst machen!“

„Nicht anders, als dich die deinnige“, erwiderte Lanner, „du brauchst dich gar nicht zu zieren, du weißt ja, daß du es besser machst, als ich.“

„Der was“, scherzte Strauß und griff, als wollte er die Worte Lanners gleich auf die Probe stellen, nach der Violine. Einen Augenblick lang besaß er

sich, dann sah er den Bogen kräftiger und begann Lanners gemüthlichen und flotten „Schönbrunner Walzer“ zu spielen. Jetzt war die Reihe der Nührung an Lanner und freudig bewegt sank er Strauß in die Arme.

„Bruder!“ es war das einzige Wort, das sich dem überrollenden Herzen der beiden stürmter entrang und lange blieben sie in inniger Umarmung umschlungen.

Es war fast Mittag, als sie sich trennten. Lanner ging seiner feine liegenden Wohnung zu, während Strauß in tadellos eleganter Toilette sich auf den Weg in das Palais Hardenberg machte. In kurzer Zeit war er dort angelangt und berrat einen luxuriös ausgestatteten Salon, der wie geschaffen war zu einem Voudoir für Frau Musik. Von den Wänden herab grüßten die prächtigen Bilder hervorragender Musiker, die Götter schmückten einige Kisten und Statuen und ein prächtiger Mägel stand zwischen den imposanten Feuerstätten, welche von kostbaren Gobelins eingerahmt waren.

Strauß ließ sich auf einen weichen Kautentil nieder und gab sich innend seinen Gedanken hin. Das große Wagnis, vor dem er stand, erfüllte ihn ganz und gar.

Aus seinen Träumereien wachte ihn das Öffnen einer Thüre und ein bezauberndes Nächen auf den Lippen eine Komtesse Sophie ihrem Klavierlehrer entgegen. Er lächelte ihr innig die Hand und schob ihr galant einen Kautentil zu. Die schöne junge Gräfin ließ sich auf demselben nieder und warf einen berräudenden Blick auf ihren schönen Gesellschaftler.

Strauß schob alles Blut in die Wangen, doch zwang er sich zur Fassung und fragte leichtsin nach dem Befinden der Komtesse.

„Ich befinde mich ganz prächtig, ich werde der ganzen Welt nicht ihr Glück.“

„Das wäre bei Ihnen Komtesse, die über die Meise aller Grazien, über Glück und Reichthum verfügt, nicht anders denkbar“, bemerkte Strauß.

„Der Herr von Strauß hat heute wieder einmal ein Komplimentbuch gelesen“, warf die Gräfin hin, indem sie sich erhob und ihrem Klavierspieler zuwinkte.

„Komtesse, sollte die Sprache meines Herzens jenen hölzernen Phrasen gleichen?“

„Nun, ich nehme es Ihnen auch gar nicht übel, übrigens wollen wir jetzt an unsere Veltion gehen.“ Damit schlug sie ein Notenstück auf.

Strauß schritt lüchlich erregt dem Klavierspieler zu und ließ sich auf dem Stuhle neben ihr nieder. Fieberhaft waltete sein Blut und Gräfin Sophie, die seinen Zustand bemerken mochte, weidete sich mit stichtlichem Wohlgefallen an seinem Zerkampfe, den Strauß nicht zu unterbrücken vermochte.

„Komtesse“, begann er zägend und spielte verlegen an seiner Uhrkette, „versuchen wir, aber ich kann — ich will heute nicht an die Veltion denken.“

„So, das wäre was Neues? Was denn gedenken Sie vorzunehmen, Herr von Strauß?“

„Gräfin Sophie“, stotterte er, „Ihr Herz, Ihr Auge, Ihr Wesen hat mich bezaubert.“

„So, also gefalle ich Ihnen? Nun das ist mir nichts Neues; man sagt mir, ich gefalle aller Welt und das ist mein jugendlicher Klaviermeister doch auch mit eingeschlossen.“

„Strauß war von dem ungewohnten, fast verlegenden Tone überrascht.“

„Ich glaubte nach ihrem Entgegenkommen hoffen zu dürfen, Komtesse.“

„Hoffen? Worauf denn?“ Damit lachte sie laut auf.

„Gräfin Sophie, Ihr Herz strakt Ihre Worte Lügen. Ich bete Sie an und ...“

„Sie gefallen mir ja auch, — aber heute kommen Sie mir doch etwas komisch vor. Ich glaube gar, Sie haben Schrüllen!“

Berechtigt fuhr Strauß in die Höhe und richtete sich hoch auf.

„Komtesse, ich habe ein Herz das liebt und fühlt, aber als Spielzeug für Komtesseklauen ist es zu gut! Ich liebe Sie und war thöridt genug, zu glauben, daß Ihre Worte, Ihre Wile ebenso ernst sein, wie meine Gefühle.“

„Ihre Gefühle? Pah, Sie sind ja doch nur ein Musikant! Gefühle! das ist komisch, zu komisch, um es ernst zu nehmen.“

„Glauben Sie?“ sagte Strauß nun stolzen Tones, „freilich ist es wahr, ich bin nur ein Musikant, aber Sie sind ja auch nur eine Gräfin! Die Musik wird leben, so lange es eine Menschheit gibt, ob Ihr Stammbaum auch so lange grünt, bezweifle ich. Leben Sie wohl! Lachen Sie und spotten Sie über den thöridten Liebhaber, der nur ein Musikant ist, aber gedenken Sie des Namens Strauß, er soll Ihnen noch oftmals in den stolzen Ehren klingen!“

Hastig stürzte er zum Gemache hinaus, über die Treppe auf die Straße und floß seinem Heim zu. Gräfin Sophie war immerhin etwas erregt durch die Entwidlung des Vorganges und blieb nachdenklich am Klavierspieler. — Eine Musikbände zog vor dem Palais vorüber, der Hofburg zu. Sie spielte eine Strauß'sche Komposition und berraten Gräfin Sophie den Klängen, die ihr jetzt zum erstenmale den Namen Strauß in Erinnerung brachten. — Strauß selbst tröstete sich mit echt wienerischer Leichtgläubigkeit bald über die ersten klammerlichen Eindrücke, welche das Ereignis zurückgelassen, hinweg; der Abend fand ihn wieder an der Spitze seines Trädelers und nach wenigen Wochen gehörte die ganze Sache nur mehr der Erinnerung an, um so mehr der schöne Geiger von allen Wienerinnen abgöttisch umschwärmt und verehrt wurde. Strauß fand seine Lebenslust und Freude wieder und bald hatte ein glücklicher Ehebund seinem jugendlichen einen eritreulichen Abichluß gegeben.

Jahre waren dahingegangen. Die einst in so jugendlicher Schönheit erblickende Gräfin Sophie, die einzige Erbin eines überreichen Geschlechtes, hatte seltsamer Weise noch keine Gelegenheit gefunden, einen Ehebund zu schließen. Ihr Stolz und die Gerechtigkeit auf ihre blendende Erziehung hatte ziemlich hoch hinaus wollen und es hatte ein Nächst oder Ferner sein müssen, den sie für wert erachtet hätte, mit ihrer Hand und ihrem Vermögen beglückt zu werden. Die Jahre brachten aber dennoch etwas mit sich — die Verzagtheit; ihre Neige begannen mehr und mehr zu erblanzen und wenn sie auch immer noch eine stolze Erziehung war und blieb, so gemachte sie immerhin an die voll aufgebuhnte Nofe, deren Entblätter in naher Aussicht stand. Sie verheißte es sich nicht, daß es an der Zeit sei, ihre hochgepannten Forderungen zu mößigen und bald sprach ganz Wien über ihre berräudende Vermählung mit einem Grafen von Zapfen, der zwar weder jung noch schön, weder reich noch gebildet, aber doch immer noch ein Graf war. Sophie brandite also immerhin nicht unter ihren gesellschaftlichen Rang zu treten. Des Grafen Jugend und großes Vermögen war bereits verhebt und er betraktete die Partie einzig als ein Mittel zur Herstellung seiner zerstückelten Finanzen — kurz, es war eine Monstrenhe in des Wortes schlimmster Bedeutung. Gräfin Sophie wußte dies ebentag als ihr Bräutigam, doch verachtete beide sich über die Sache hinwegzusetzen. Freig besprachen sie eines Tages die Vorbereitungen zur Hochzeitsfeier, die Pracht, welche entfaltet werden sollte.

„Und auf dem Falle“, unterbrach der Graf eine Pause, „lassen wir uns die Kapelle vom Strauß aufspielen.“

Sophie erröthet und fuhr auf. „Von Strauß? ... Warum gerade diese?“

„Er ist doch der geachtteste und vornehmste unserer Musiker und dann — er widmet der Valkönigin stets einen hübschen Walzer oder ...“

„Mir nicht!“

„Nun nicht, liebe Sophie, warum das?“

Und Sophie erzählte dem Grafen die Liebesgeschichte des jungen Musiklehrers mit lachendem, doch hin und wieder zuckendem Munde.

„Sa, ha“, lachte auch er auf, „deito besser, nun soll der tolle Musikant erst recht spielen.“

„Der stolze Künstler wird es nicht thun.“

„Glauben Sie“, lachte der Graf, „für Geld thut so ein Mensch alles und ich wette hundert gegen eins, er komponiert Ihnen zu Ehren noch einen reizenden Tanz.“

„Nun, so versuchen Sie Ihr Glück, lieber Graf! — doch ich zweifele an dem Erfolgs.“

Mit einem gnädigen Handhug war der Graf entlassen und dieser eilte in die Wohnung Johann Strauß', der den ihm als Bräutigam der Gräfin Sophie wohlbekannten Abgesandten ziemlich kalt empfing.

„Herr von Strauß“, begann dieser in herablassendem Tone, „ich brauche Sie für einen Hochzeitsball —“

„Wachre sehr, Herr Graf, ich bin aber jetzt zu sehr in Anspruch genommen; ich habe keinen Abend frei!“

„Sie müssen spielen!“

„Ich kann nicht!“

„Um jeden Preis!“

„Weiß ich mir Lebensnache!“

„Der Name zweideutig nicht! Es handelt sich um die Hochzeit der Gräfin Hardenberg!“

Strauß erbleichte.

Die Komtesse hat den besondern Wunsch ausgesprochen, bei dem Feste Sie mit Ihrer Kapelle zu haben und ich würde es mich viel kosten lassen, wenn Sie ihr einen schönen Tanz widmen würden.“



Der Graf blühte lächelnd auf Strauß, der sich inzwischen wieder gefaßt hatte.

„Gut, ich werde spielen und der Gräfin auch einen Walzer komponieren, aber ich verlange — tausend Gulden, die ich indes den Armen Wiens gebe!“

„Tausend Gulden! hm, das ist viel Geld!“

„Für eine Gräfin Hardenberg nicht zu viel. Uebrigens, ich habe Sie nicht eingeladen, also —“

Der Graf schüttelte nachdenklich den Kopf.

„Tausend Gulden, es ist viel, aber Sie sollen es haben. Der Walzer dazu wird aber auch recht schön, nicht wahr?“

„So gut ich es vermag. Die „Sophtänze“ — so will ich sie nennen — sollen jedermann den Namen Strauß ins Gedächtnis rufen, Herr Graf, — jedermann!“

Der Graf verstand die Auspielung, ging jedoch leicht darüber hinweg. Nach kurzer Zeit und Stunde vereinbart und der Graf verließ — ein stehender Triumphator — Strauß' Wohnung. Dieser blühte ihm grüßend nach.

„Wartet nur,“ rief er prophetisch aus, „der Name Strauß soll euch in den Ohren klingen. — Ich will euch ein paar Walzer machen, an denen ihr euch daran zu Tode tanzen könnt.“

Nach floß Note auf Note aus seiner Feder und die leichte Art seines Schaffens ließ schon nach wenig Stunden eine prächtige Reihe Walzermotive entstehen, die er mit stichlichem Behagen auf seinem Klavier spielte. — Der Künstler hatte den Menschen bezwungen. „Das sollen sie sein, die „Sophtänze“; Gräfin Hardenberg, dein Name soll nur durch die Vergessenheit entrissen werden! Na, „nur ein Musikant,“ wie mir das heute so stolz in die Ohren klingt, ja, nur ein Musikant, aber einer, dem sein Klavier mit Freunden die Hand drückt, einer, den alle Welt liebt und schätzt.“

In fabelhafter Pracht erglänzte das stolze Palais Hardenberg an dem Ehrenlage der Komtess Sophie. Die Säle waren von den Gästen, die lärmend und rauschend sich bewegten, gefüllt. Der große Familienaal im ersten Stockwerk bildete den Mittelpunkt der Festlichkeiten. An der Rückwand war eine Giraffe für die Strauß'sche Kapelle, welche um 9 Uhr mit ihren Vorträgen den Festball einleiteten sollte. An der Spitze stand bleich das Antlitz Johann Strauß, dessen außer Ruhe nicht den harten Kampf erkennen ließ, der in seinem Herzen neu aufgelodert war. Es kam ihm sehr schwer an, der Gräfin, die ihn einst so tief beleidigt und gedemüthigt, gegenüber zu stehen, allein dem war nun einmal nicht mehr auszuweichen.

Die Paare Luftwandelten im Saale, Sophie am Arme ihres Gemahls, der stets ironisch lächelnd vor Strauß vorüberschritt. Die junge Frau war übermüthig lustig und sprach eifrig dem Schaumwein zu, den die Diener servierten. Die Kapelle intonierte den ersten Walzer und bald wiegen sich die Paare in zierlichem Tange, allen voran Gräfin Sophie mit ihrem Gemahl, der nur mühsam mitstehen konnte.

„Gente, nur heute, lieber Genz, müßt du mit mir tanzen, so viel ich verlange, — ich bin fast ausgefallen heiter.“

Zu jeder Pause trank die erhabte Gräfin einige Gläser Schaumwein, um sich gleich darauf wieder in den Trübel des Tanges zu stürzen. Der arme Graf folgte wie ein Opferlamm dieser ersten Laune seiner jungen Gattin und tanzte immer mit fort, so gut er es eben vermochte. Auf einmal ging eine besondere Bewegung durch den Saal. Ein Lächeln an dem Blase des Dirigenten verkündete die bevorstehende Widmung „Sophtänze“. Alles lautete atemlos und Gräfin Sophie verlangte die Erscheinung Strauß mit den Blicken. Die ersten Takte der Introduktion waren verhaucht. Ein Murren der Befriedigung ging durch den Saal.

Gräfin Sophie faßte ihren schon widerstandslos Genahm und die Kapelle begann den ersten Walzer.

Rebhaft drehte sich alles im Kreise nach der prickelnden Melodie dieses flotten Tanges und Gräfin Sophie raste Entsetzen erregend im Saale umher. „Walzer, mehr Walzer!“ rief sie mit fast erschütternder Stimme — ihre Tanztast hatte sich fast bis zum Paroxysmus gesteigert, „Walzer!“ Der zweite Walzer begann. Wie das wogte und wallte im Saale! Die Paare, nur mit sich selbst beschäftigt, flogen auf und nieder — da, — ein greller Schrei, ein dumpfer Fall, — und alles fürzte zur Giraffe, vor welcher Gräfin Sophie zusammengebrochen war. Strauß sprang zuerst hinzu und stützte ihr Haupt, dessen Wangen in fohlem Glanze erstarrt waren. Ein gepreßter Schrei entrang sich dem Munde Sophiens, ein unverständ-

liches Murren und sie war tot — ein Herzschlag hatte sie getödtet.

Lärm und Schreden erfüllte den Saal, der so jah in einen Ort des Jammers verwandelt worden war; Graf Spillen sich sich in sein Gemach führen, während Strauß, vor Aufregung bebend, den Dienern half, den Leichnam in das Schlafgemach der Komtess zu bringen. Die starrte brach auf und als der letzte einer verließ Strauß die Stätte seines ersten Liebesglücks und Liebesleids.

Die ergreifende Liebesgeschichte des Wiener Liebings wurde bekannt und lebte in dem Munde der Wiener fort, und jene reizenden Tänze, unter deren Klängen Gräfin Sophie ihr junges Leben ausgehaucht, erhielten den Namen „Totenwalzer des Vater Strauß“. Als solche sind sie heute noch im Volksmunde bekannt und beliebt und darum haben wir diese Geschichte aufgezeichnet, als eine der ergreifendsten Episoden aus dem Liebes- und Künstlerleben eines Vagabunden, der zwar „nur ein Musikant“, aber als solcher König war — Walzerkönig.



## Die Rache der Pompadour.

Historische Episode von B. Schlegel.

Jeanne Antoinette Poisson war so gnädig gewesen, aus den Händen des zu ihren Füßen schmachtenden Königs den Titel „Marquise von Pompadour“ anzunehmen und Ludwig XV. schien entzückt über diese Guld, der ganze dienstfertige Hof mit ihm, denn man schrieb das Jahr 1748, in welchem diese Frau einem Sterne erster Größe gleich, aufgezogen war am Himmel des französischen Königtums. Jedermann wetteiferte mit dem Könige, die Launen und Wünsche der Allmächtigen zu erraten, natürlich blieben auch die Künste nicht zurück, vor allem die Musik, welche die reizende Marquise besonders liebte. Demoiselle Remy, der Stern der Oper, machte hierin eine Ausnahme, sei es, daß sie mit Leid auf die schnellen Siege der Marquise blickte, oder daß sie ihre Gütlichkeit beleidigt fühlte, denn sie war begabter schön, so daß sie einen Hof von Anbetern stets in ihrem Salon sah, unter denen der Vikonte Decages und der Marquis von Bouffleure, Kavaliere ersten Ranges, besonders hervorragten.

Aber alle diese ergebenen Herren zusammen schienen der Sängerin Remy, die durch ihre unübertreffliche Stimme ganz Paris bewauchte, den einzigen Ludwig nicht zu ersetzen, und sie gefiel sich darin, eine Art Opposition gegen die Marquise zu organisieren, die ihr ein Dorn im Auge war. Unter diesen Umständen kam der Abend heran, an welchem der König die Dame seines Herzens durch ein Konzert von besonderer Gediegenheit überraschen wollte, natürlich mußte dabei der allgemein gerühmte Name der Sängerin Remy obenanstehen, und wer nur immer im stande war, Zutritt bei Hof zu erlangen, suchte diesen musikalischen Genuß ja nicht zu verjäumen.

Soweit war wohl alles vortrefflich, aber Demoiselle Remy hatte ein eigenes Köpfchen, wohl schön und lieblich, doch nicht minder reich an Launen und Kapriolen.

In den Vormittagsstunden des bewußten Konzerttages versammelten sich, wie immer, in dem Salon der Sängerin die Pariser Lions, um ihre Huldigung ihr darzubringen, ihr Entzücken über Remys letzte Leistung in Versen und Prosa auszudrücken und dafür einen gnädigen Blick, wenn nicht mehr zu erhalten. Natürlich kam man heute auch auf das bevorstehende Hofkonzert zu sprechen, und jeder der Anwesenden wußte interessante Details zu erzählen, die er gehört haben wollte.

„Es wird einzig,“ äußerte der Marquis von Bouffleure, „der König hofft die Marquise zu entzücken! Wenn nur kein Hindernis dazwischen kommt, ich möchte wenigstens um keinen Preis die Person sein, welche den Glanz des Festes trübt. Der König wäre empört und außer sich, noch mehr aber wäre Frau von Pompadour zu fürchten.“

„Zu fürchten? Rächerlich!“ warf die Sängerin hin, gereizt durch das Gerücht, welches man der Marquise beilegte.

„Friedeln Sie nicht, Muse des Gesanges,“ entgegnete Vikonte Decages feierlich parodierend, „nicht

um die Schätze Indiens möchte ich den Zorn der Allmächtigen heraufbeschwören.“

„Und ich wage ihn ohne Zögern,“ erwiderte durch den Widerstand aufgeregt die schöne Remy, „und zum Beweis dessen werde ich heute nicht singen, selbst ohne mich bei Hof durch eine Silbe entschuldigen zu lassen.“ Dabei warf sie sich in den Soutien zurück, während alle Anwesenden ihre Lieberatschungen über ihren Zweifel über diese Kühnheit laut werden ließen, aber die Sängerin blieb bei ihrem Versprechen, schon aus gereiztem Stolz. Man hat und beschwor sie, doch umsonst! die Herren empfahlen sich, um als Gäste des Konzerts Toilette zu machen, und die schöne Oppositionshelbin erneuerte ihren Schwur, — sie werden heute nicht singen.

Ein Meer des Lichts erhellte die Säle des königlichen Palais, in welchem der Adel des Reiches in gold- und erdfeststrotzenden Gewändern wogte, und das Zeichen zum Beginne des Konzerts wurde gegeben.

Die Introduktion war vorüber. Das Orchester hatte sich selbst überlassen, die Zuhörer bezogen ihren Weisfall. Nur der Konzertmeister stand unruhig im Vorlaale, tief ab und zu, sah nach der Treppe oder horchte auf das Geräusch der Wagen, denn die dritte Nummer des Konzerts war eine Arie der unvergleichlichen Remy, welche noch nicht erschienen war. Eine lange Pause folgte, die Arie sollte beginnen, die Marquise wurde ungeduldig, der König äußerte sein Mißfallen über dieses Zögern, da trat der Konzertmeister ein und meldete, die Sängerin sei erkrankt. Das Konzert war gestört, die Krone schloß, der Abend war verloren, Frau von Pompadour blieb verstört, des Königs Stimm umwölkte sich und somit durfte der ganze Hof keine Freude mehr äußern, — kurz, Demoiselle Remy lachte ins Häuschen.

Man hatte den Kammerdiener des Königs in ihre Wohnung gerufen, der atemlos bei ihr eintrat. Zu seinem Schrecken fand er die Sängerin, die in reizendem Negligee auf dem Sofa lag, für sich die anmutigsten Lieber trübend, und als er trübend vor Gile die Demoiselle erinnerte, an den Hof zum Konzert eilen zu wollen, erwiderte sie ihm lächelnd: „Mein Vetter, ich singe ein ander Mal, ich habe heute das Konzert ganz vergessen, und jetzt ist es zu spät.“ Damit wandte sie ihm den Rücken zu, während sie fortfuhr, mit glöcklicher Stimme weiter zu trillern.

Der Konzertmeister hatte nicht den Mut, die volle Wahrheit dem Könige logisch zu entdecken, aber dienstfertige Jungen hinterbrachten es der Marquise von Pompadour, und diese war nicht der Art, um Beleidigungen zu vergeben. Inbald vergingen Wochen. Demoiselle Remy sagte wie früher auf dem musikalischen Thron, das pikante Intermezzo erhöhte ihr Ansehen, vermehrte ihren Anhang und erzeugte manche Satire auf die Marquise, bis die Neugierde allmählich in den Hintergrund gedrängt wurde durch neue Ereignisse in der vornehmen Welt. Ja, man bewunderte die Allmacht der Sängerin, als eines Abends ein größerer Streik von Verehrern der Kunst bei derselben veranlaßt war, und ihr Diener eintrat, einen Brief überreichend, der eben vom König und der Marquise für sie übersendet worden war. Demoiselle Remy traute anfangs ihren Augen nicht, erbrach höflich das Siegel, durchzog eilig die Zeilen und hielt sie dann mit triumphierendem Lächeln dem Marquis von Bouffleure hin, indem sie selbstzufrieden ausrief: „Herr Marquis lesen Sie diese Zeilen und lernen Sie daraus, daß man vor niemand zu zittern hat, wenn man Remy heißt.“

Der Marquis und mit ihm ein großer Kreis von Gästen las die bewußten Zeilen, welche eine höchst freundliche Einladung der Marquise für die Sängerin enthielt, sie möchte am nächsten Tage die Tafel des Hofes teilen, ja man bebauerte sogar die Indisposition, welche sie gebildet hatte, das letzte Hofkonzert zu verheerlichen. — So mancher Hoffähige war nach Hause gerollt und hoffte für sich eine gleiche Einladung zu finden, aber kein einziger Pariser, noch mehr, nicht eine Pariserin konnte sich dieser Kunst erfreuen, was der Sängerin ein Herz von Neidern erzeugte, denn offenbar genoß sie die Kunst, in den engen Kreis eines Familienbündnisses gezogen zu werden.

Der erste Mittag kam heran. Tief gleich der eilige Wind die Schneefäden durch die Lüfte, so standen doch Hunderte von Personen auf der Straße, um den Triumph der Sängerin mit eigenen Augen zu sehen oder die beneideten Teilnehmer dieser geheim gehaltenen Tafel zu erblicken. Die siegestrunkenen Remy, reizender als je gefeiert, stieg in den Wagen des Marquis von Bouffleure, der sich nicht wenig darauf einbildete, daß die allmächtige Schönheit seine Dienerschaft und seine Equi-

page zu benutzen geruhte in dem Moment, wo man sogar von einem neuen Gesitne an Ludwigs Seite fahelte, das in der Person der Geladenen die Marquisse in den Hintergrund zu drängen bestimmt schien. Der möchte die Gerüchte alle aufzeichnen, welche kursierten! Noch weniger möglich wäre es, den feinen Zug selbstzufriedenen Lächelns zu schildern, welcher um die Lippen der Marquisse von Pompadour spielte, als man ihr all diesen Pomp schilderte, mit dem man diese Tafel auszuschnüden beliebte.

Demoiselle Lemaure fuhr in ihrer glänzenden Equipage rasend durch die Straßen, zitternd vor Kälte, denn sie wagte nicht, ihre unnachahmliche Toilette durch einen schweren Mantel zu drücken und erreichte, nach einem warmen Salon sich lehnd, endlich das Portal des bezeichneten Palais. Der Portier öffnete mit tiefer Verbeugung den Schlag, auf jeder Stufe der Marmortreppe begrüßten sie zwei Diener in großer Vivree, an welchen die Sängerin leicht wie eine Fée vorbeist. Die Flügelthüren des Speisesaales sprangen auf, sie tritt lächelnd ein — aber sie sieht sich allein im Gemach und nicht ein Fünkchen Feuer lit im Kamin zu entdecken. Es ver-rinnen fünf, zehn Minuten, eine Viertelstunde, die Sängerin friert trotz der Kissen des Sofas, in die sie sich birgt, sie bleibt allein, so oft sie auch nach dem Fenster späht. Kein Wagen hält am Portal und doch wagt sie sich noch immer nicht, zu klingeln, ja sie zürnt sich selbst, denn sonst gewohnt, eine Stunde später zu kommen als ihre Pflicht war, hatte heute die Freude des Triumphes sie düstlich sein lassen. Dies allein war es jetzt, womit sie sich zu trösten versuchte.

Aber die Viertelstunde war zur Hälfte geworden. Lemaure ist noch immer allein; die Kälte schüttelt sie so heftig, daß sie nicht mehr zu klingeln zögert und — der Kammerdiener tritt ein, um ihr zu melden: die Marquisse habe die Einladung ganz vergessen, die Demoiselle werden schon ein andermal zum Speisen geladen werden, denn für heute sei es schon zu spät. Damit öffnete der Sprechende dienstfertig die Thüre des Saales, indem er mit tiefer Reverenz hinzulegte: „Ich wünsche wohl geistig zu haben!“

Die Sängerin bedte vor Wut und Scham, stand einige Zeit sprachlos da, dann wandte sie der Treppe zu, auf deren einzelnen Stufen abermals die Bedienten standen, welche sich ehrfürchtigsoß verneigten, sprachen: „Wünschen wohl geistig zu haben!“ Ja, als die halb bewußtlose Sängerin in die Kissen des Wagens sank, rief noch der Portier, den Gut tief abgehend, dem Wagen nach: „Wohl geistig zu haben!“

Der Stern Lemaures sank schnell. Der Marquis von Bouffieres wechselte noch am selben Tage die Vivree seiner Dienerschaft und verkaufte den Wagen, den die Sängerin benutzt hatte, die jetzt das Ziel des Spottes war. Am 10. Ludwig des XV. erregte diese also improvisierte Episode aber eine grenzenlose Heiterkeit, — man fand des Lachens kein Ende.



## Berliner Saison.

VII.

Berlin, im April.

### Die Philharmoniker.

In wenigen Tagen werden wir die erste Wilow-Saison abgeschlossen haben. Diese Serie von Abonnementsabenden hat das feste Gerüst unseres gemeinsamen Konzertlebens gebildet, in ihr hat sich die Glüte der Solisten, die Blüte neuzeitlicher Komposition und der höchste Glanz orchesterlicher Ausführung vereinigt. Und zum erstenmale ist, worauf wir besonders Gewicht legen, der Beweis geführt worden, daß sich ein weitestgehend angelegtes Orchesterunternehmen in Berlin aufrecht erhalten läßt, ohne von der Krippe behördlicher Subventionierung zehren zu müssen.

Ist denn das Legitime so wunderbar? Haben nicht viele Provinzialstädte vor Berlin ihre festgelegten Orchesterzellen besessen, die ihre Daseinskräfte leblich aus der Teilnahme des Publikums zogen? In der That, wenn wir uns freuen, daß wir es so herrlich weit gebracht, so sollten wir uns dabei beständig erinnern, daß keine größere Stadt der Konzentration ihrer Musikkräfte einen so hartnäckigen Widerstand

entgegengesetzt hat, wie gerade Berlin. Bis zur Begründung der Philharmonischen Kapelle regierte bei uns der Zufall souverän, und ihm gefiel sich in den meisten Fällen der Schändelbrand als unholdeste Gefahr. Der Gedanke, daß ein bedeutendes Orchester im Mittelpunkt des Musiklebens stehen müßte, lebte wohl in den Köpfen einiger weitblickenden Dirigenten und Unternehmern, allein die Zersplitterung unseres tonkünstlerischen Treibens in Duzende von Gesangs- und Quartettvereinen, die Konkurrenz der täglichen Philharmonischen Konzerte mit billigem Entree und der sogenannten Verlobungskonzerte im Bilschen Konzerthaus vereitelten immer wieder die Bildung eines starken Organismus mit einheitlicher Leitung. Gäste kamen und Gäste gingen; zu hunderten strömten sie über die Treppe der Singakademie und der andern Konzert-säle; keiner nahm von dem Programm seines Vorgängers Notiz, keiner kümmerte sich um die Absichten seines Nachfolgers. Die bedeutendsten Kompositionen konnten geschrieben werden, wir belamen sie nicht zu hören; die schlechtesten konnten einen dankbaren Truf für den Büttelsofen enthalten, und wir mühten sie in einer Saison ein dufendmal über uns ergehen lassen. Die klassischen Kompositionen waren wohl in den Händen der Berliner Kammermusikler gut aufgehoben; allein die königlichen Symphonie-Soireen im Opernhaus versammelten nur einen winzigen Bruchteil der musiklebenden Bevölkerung, eine exklusive zöphige Gesellschaft, welche mit allem Eifer darüber wachte, daß kein reformatorischer Windstoß über ihre Puderperücke fegte. Das Groß der modernen Kompositionen, insonderheit die Instrumentalkonzerte mit Orchester waren der diskretionären Gewalt untergeordneter Orchester, in der Regel der selbst dem feig entlaufenen „Berliner Symphonie-Kapelle“ aberantwortet, welche mit ihrem Gedudel un-gedächte Meisterwerke in Grund und Boden blies und fiedelte. Und bei alledem ließ es sich Berlin gefallen, „la capitale de la musique“ genannt zu werden; viel-leicht wegen der Kapitale-Gebäude, die es auf sein musikalisches Konto gehäuft hatte.

Erst die Philharmonische Kapelle, welche dem-nächst mit dem Zeugnis der Reife und Selbständigkeit aus der Saison entlassen werden wird, hat es zuwege gebracht, die Hauptstädter für das Kunstideal sinnig ent-worfener Programme und maßvoller Ausführungen zu interessieren. Man kann wohl behaupten, daß sich das Gehör der Berliner über dem Wirken der Phil-harmoniker um mehrere Grade verfeinert hat; Konzert-begleitungen, wie sie ehemals an der Tagesordnung waren, würden heute entweder verläßt, oder durch den Protest der Hörerschaft zum Schweigen gebracht werden. Glücklicherweise kommen derartige Mistrositäten, welche an das symphonische Gewinsel vergangener Tage erinnern, nur noch ganz ausnahmsweise vor und dann nur an Stätten, in welche des Kritikers Faust nicht dringt.

Es dürfte in musikalischen Kreisen vielfach be-kannt sein, daß sich die Philharmonische Kapelle ihre gebietende Stellung nur unter schweren Gefahren er-ritten hat. Nicht gegen den Geschmack des gebildeten Publikums hatte sie anzukämpfen, aber gegen materielle Hindernisse, die sich überall einfanden, wo die große zähe Masse durch neue Impulse in Bewegung ver-letzt werden soll. Mehr als einmal hat das Dama-stesschwert der Auflösung über den Häuptern der Philharmoniker geschwebt. Selbst aus einer Auf-lösung hervorgegangen, nämlich aus den abgeprengten Mitgliedern der Bilschen Kapelle gebildet, verrichtete die Kapelle ihre ersten Heldenthaten unter Willner, der damals in Dresden residierte und zu den Proben wie Aufführungen regelmäßig nach Berlin kam. Trotz des durchschlagenden künstlerischen Erfolges machte sich der Ruf nach Staatshilfe vernehmbar, und es schien, als ob das Institut in eine ge-wisse Abhängigkeit von der Akademie geraten würde. Es folgte die Aera Joachim-Rindorff, die Zeit der geteilten Direktion, in welcher die einheitliche Leitung verloren ging, wogegen sich ein weites Feld für Rivalitäten, Parteistellungen und Kompromisse eröffnete. Schließlich zerfiel die opfermütige Ge-sellschaft, unter deren Patronat das Orchester längere Zeit musizierte hatte. Aber die Philharmonie selbst war nicht mehr umzubringen; in Hans von Bülow fand sie den kräftigen Halt, in seinem Taktstoch einen unter allen Umständen wirksamen Magneten. Der verfloßene Winter war den Konzertveranstaltungen aus mehr als einem Grunde nicht gerade günstig; die Kapelle hat ihn nicht nur siegreich überstanden, sondern in ihm auch ein finanzielles Fundament für die Zukunft erobert. Ein Franz List dürfte freilich auf die Frage nach seinen Resultaten antworten: „ich habe Mühe gemacht und keine Geschäfte;“ den Lazarus

solcher Denkart kann sich eine kopfstarke Truppe nicht erlauben. So lange das Schicksal des Defizits nicht vermindert war, haften uns die wunderbaren Leistungen nicht über die Befürchtungen für die Zu-kunft hinweg; jenes kassenarithmetische Ergebnis bürgt uns aber dafür, daß die Gefahr eines Mißfalls in die alte Musikmiserie endgültig überwunden ist.

R. Moschowski.



## Kunst und Künstler.

— In Wiesbaden ist am 8. März der Opern-sänger und Regisseur Jaksch, der über 40 Jahre eine Stütze der dortigen Oper war, 81 Jahre alt ge-storben.

— Frau Braundt-Schäfer, eine der popu-lären Wiener Sängerinnen und Schauspielerinnen, ist am 8. März in Jglaun gestorben. Sie war bis Ende 1886 am Theater an der Wien engagiert.

— Frau Charlotte Frohn-Annas, die Gattin des Direktors des Berliner Hoftheaters, starb nach zehnjährigem Krankenlager an den Folgen einer schweren Blutvergiftung, die sich nach einer gering-fügigen Verletzung am Fingernagel einge-stellt hatte. Die Verstorbene war eine als tragische Heldin geschätzte Schauspielerin, besonders im fran-zösischen Salonballet. In den letzten Jahren er-wies sie sich auch als geistvolle Darstellerin der Frauengestalten Jbüens.

— In Gisleben kam eine neue Komposition für Soli, Chor und Orchester: Jungfrau Sie-glünde von Dr. Hans Nischke, zur Aufführung, welche geeignet ist, die Aufmerksamkeit solcher Kon-zertdirektoren auf sich zu lenken, die gute und wir-kungsvolle Novitäten anstreben. Das natürlich ge-haltene, überaus reizend und anmutig gefärbte Werk zeigt den Stil Gades, untermischt mit Anzen der neudeutschen Schule, ist einerseits voll sinniger Poesie, aber auch voll fernerer geistiger Männlichkeit. Glän-gender Erfolg ist dem schönen Werke bei guter Auf-führung immer sicher.

Bei Maria Dido, Oper in 3 Akten von O. Neigel. Der vor länger als einem Decennium Weimars klassischen Boden betreten, um unter Franz Kitzes Regie sich im Klavierpiel zu vervollkommen, ist jetzt wieder in die ihm wert gebliebene Stätte zurück-gekehrt, um einen Beweis seines musikalischen Schafens darzubieten. Herr Dr. Otto Neigel, welcher seine Ausbildung durch Studia in Berlin erhalten, 1873 bis 1875 bei Kitz verweilt, 1878—1881 am Kon-servatorium zu Stralsburg, sodann bis 1885 am kaiser-lichen Konservatorium zu Moskau, darauf am Kon-servatorium in Köln wirkte, um im Sommer 1887 an Stelle Aug. Reifers als Musikreferent der Kö-niglichen Zeitung einzutreten, begann die Komposition seiner Oper Dido bereits zur Zeit seines Aufenthaltes in Moskau. Während die Bemühungen der früheren Dido-komponenten meistens daran gescheitert sind, daß sie sich allzulehr an Vergils Aeneide angeschlossen, hat Neigel den Stoff dramatischer gestaltet und den selbst verfaßten Text, der musikalischen Sagsbildung ent-sprechend, abgerundet.

Seit langer Zeit hat hier eine Oper nicht solchen Erfolg gehabt, wie die von Otto Neigel aus Köln ge-dichtete und komponierte Oper „Dido“. Es will gewiß viel sagen, wenn ein Stoff, welcher der altertümlichen Epoche der Trojaner angehört, ein so vermehntes, mit Unrecht als nachlässig ausgegebenes Publikum wie das weimarische, bis zum letzten Moment in Aufmerksamkeit zu erhalten vermag. Das ist aber der „Dido“ gelungen, besonders im zweiten und dritten Schlußakt, nach welchem der Komponist mit den Ver- tretern der Hauptrollen je zweimal den Beifall des Publikums persönlich in Empfang nehmen durfte.

Ein wenig düster gehalten, dabei sehr eigenartig, mitunter fremdartig wirkt der erste Akt, in welchem wir den hübschen Marsch und den hellgelben Schuß als fesslend hervorheben wollen. Dagegen nimmt der bis zu höchster Steigerung aufgebauete zweite Akt mit dem Liebesbucht am Schluß einen mächtigen, packenden Aufschwung. Schon das erste Duett zwi-schen Aeneas und Dido nach einem sehr frühen Jagdchor wurde lebhaft applaudiert. Am Schluß brach sich eine begeisterte Stimmung Bahn. Der dritte Akt ist zarter, aber dramatisch tief empfunden und mit großem Geschick angelegt. Die vortrefflich gelangene Aufstimmung, in welcher Dido des Aeneas



der Redaktion.

zeichnet sich durch Löslichkeit, feines Aroma und unvergleichlich schönen Geschmack aus. Proben versendet **P. W. Gaetke, Hamburg.**





## Seufzerling und Schmachtenberg.

Urkommische  
Quodlibet-Serenade  
für zwei Singstimmen mit Klavier.  
Komponiert von  
**Herrmann Kipper,**  
Op. 69. Preis Mk. 1.50.

Diese **urkommische Duett** mit  
Benutzung beliebiger Volks- und Opern-  
Melodien wird bei jeder Aufführung da-  
kapo verlangt.  
Verlag von P. J. Tonger in Köln.

**Kornett à Piston,**  
Trompeten u. alle Sorten Messing-Instr.  
nach eig. verbess. Konstr. empfiehlt Rob.  
Barth, Stuttgart. NB. Garantie für reinste  
Stimmung, Leichtblässigkeit, saubere,  
solide Arbeit. Preisakurant gratis.

**Violinen,**  
unübert. Meisterwerke  
der heutigen Geigenbau-  
kunst, ebenso Gütern u. alle  
anderen Instrumente empfehl.  
unter absoluter Garantie.  
**Glaessel & Herwig**  
in Markneukirchen i. S.  
Preisliste gratis u. franco.

**A. Brücken Hammig & Co.**  
Markneukirchen.  
Instrumentenfabrik.  
Vorzügliche Bezugsquelle aller Musik-  
instrumente und Saiten.  
Reparaturen solid und billig.  
Preislisten franko.

**G**rossartiges Lager von R. gu-  
tartigen, Standarten, Wand-  
uhren, Weckern, Taschen-  
uhren etc. Nur solideste  
Fabrikate h. 2jähr. Garantie.  
Versand geg. Bareinsch. od.  
Nachtr. v. 20 Mk. an portofr.  
Illustr. Preisverz. grat. u. fr.  
**E. Naumann, Uhren-  
fabrik, Leipzig, Zingst 6.**

## CACAO-VERO.

entöltet, leicht löslicher  
Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfeh-  
len wir einen in Wohlgeschmack, hoher  
Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und  
der Möglichkeit schneller Zubereit-  
ung (ein Aufguss kochendes Wassers  
genügt) wirklich das feinste Getränk un-  
serer Zeit.  
Preis per 1/2 1/2 1/2 Pf. — Pfd.-Dose  
550 300 150 75 Pfennige.

## HARTWIG & VOGEL Dresden

## Bereins- und Fußbänder

In jeder gewünschten Farbenstellung  
(wach- und selbstleuchtend) Hütchen, Ar-  
b. cm breit per Meter 50 Pf. = 65 Cts  
liefert prompt  
**Willh. Bachmann, Bandfabrikant,  
Wädenswil (Schweiz).**

**GEHOFFEN, DRESDEN.**  
FABRIK FÜR ZWEI UND DREIRÄDER

**Beste und  
billigste  
Bezugsquelle,  
gleichzeitig  
auch für Erzeug-  
nisse anderer  
deutscher und eng-  
lischer Fabriken  
ersten Ranges.**

**ILLUSTRIRTE KATALOGE  
GRATIS UND FRANCO**

## Rheinwein.

Gegen Einsendung von **M. 30** versende  
mit Fass ab hier 50 Liter selbstkalkuliert  
guten und **Weisswein**, für dessen  
abgelagerten absolute  
Naturreinheit ich garantiere.  
**Friedrich Lederhos, Ober-Ingolheim a. Rh.**

**Glas- und Glühlampen.**  
unübertroffen seit 1808, o. mal  
prim. Jarent, alt. Med. 1807  
Nürnberg, für vollkomm. Aus-  
führung d. Fabrikate in jeder  
Beleucht. 8 Stk. Medaille am  
Pariser 1848 u. s. w.  
Vor Nachahm. wird gewarnt.



**Bleichsucht, Blutarmut,  
Appetitlosigkeit**

verschwinden rasch durch eine Kur mit dem echten

**EISEN-COGNAC GOLLIEZ**

Derselbe wird seit 15 Jahren mit glänzendem Erfolge gegen Bleich-  
sucht, Appetitlosigkeit, Blutarmut, Magenkrämpfe, Müdigkeit, schwere  
Verdauung, Schwächezustände angewandt und ist das beste Stärkungs-  
und Wiederherstellungsmittel, welches während jeder Jahreszeit ge-  
nommen werden kann. Leicht verdaulich und die Zähne nicht angreifend.  
Prämiert im Jahr 1886—1887

mit 4 goldenen und silbernen Medaillen und 4 Ehrendiplomen.  
In Flaschen zu 500 Gramm M. 3.— und Literflaschen M. 5.50,  
Einschlag und Zoll frei.

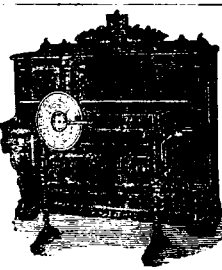
Zentral-Depot: **Apothete Golliez, Murtten, Schweiz.**



## Klavier-Automaten nicht

### Klavier-Spieler

von vorzüglicher Konstruktion und elegantester  
Ausstattung in schwarz poliert und nussbraun  
furniert. Der Automat wird an ein Klavier  
herangesetzt und mit seinem vorderen Teile auf  
die Schallrinne desselben befestigt. Alsdann  
steckt man die betreffende Notenscheibe auf die  
dazu gehörigen 5 Stifte, schlägt den Hebel 6  
darüber und dreht an der Kurbel. Der Auto-  
mat spielt alsdann das auf der Notenscheibe  
befindliche Stück. Für Gesellschaften, Kasinos,  
kleinere Tanz- u. Gesellschaften unentbehrlich.  
Unser Automat gestattet ferner die Benutzung  
des Pedales beim Klavier. Zu beziehen durch  
alle Pianoforte- u. Musikinstrumentenhandlungen.  
Wiederverkäufer erhalten hohen Rabatt.  
Fabrik Leipzig, Kerkirastr. 10. Paul Ehrlich & Co.  
zu Gohlis bei Leipzig.  
Alleinige Fabrikant d. Klavier-Automaten.



Durch alle Buch- und Musikalien-Handlungen  
zu beziehen:

## Eleg. Einbanddecken à Mk. 1.—

sowie

## Prachtdecken à Mk. 1.50

(rot, grün oder braun)

letztere mit nebenstehender Pressung (Schwarz und Golddruck)

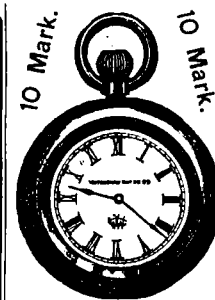
zum Jahrgang 1887 der

## Neuen Musik-Zeitung.

Die Jahrgänge 1880—1887 der Neuen  
Musik-Zeitung liegen in neuen Auflagen vor  
und sind eleg. geb. à Mk. 6.— sowie in  
broschierten Quartalbänden à 80 Pfg.  
durch jede Buch- und Musikalienhandlung  
zu beziehen.

Verlag von Carl Grüniger, Stuttgart.

Bei Bezug der kompl. Jahrgänge werden selbstverständlich  
die betreffenden Bogen des Conversations-Lexikon der Tonkunst,  
des Musiker-Lexikon, des Musikal. Fremdwörterbuchs sowie alle  
anderen Musik- etc. Beilagen gratis mitgeliefert.

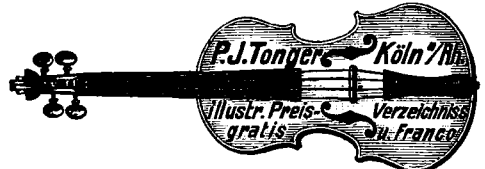


## Die Waterbury-Remontoir- Taschenuhr.

2 Jahre Garantie.

Genau gehend, zuverlässig, dauerhaftes Ge-  
häuse aus vernickeltem Neusilber. Anfertigung  
vermittelt automatischer Maschinen. Diese ameri-  
kanische Uhr ist die einzige wirklich billige Uhr.  
Die einfache und dabei doch ausserordentlich vollkommene  
Konstruktion derselben ist der Grund, dass Re-  
paraturen selten vorkommen, wenn solche aber  
erforderlich sind, kosten sie nur ca. den fünften  
Teil von Reparaturen an andern Uhren.

Zu beziehen durch die bekannten Verkaufsstel-  
len, sowie vom Generalvertreter für Deutschland  
**Aug. Ehrhardt, Köln a. Rh., in Berlin**  
von Aug. Ehrhardt's Detail-Verkaufsstellen: Pas-  
sage 6, Rosenthalerstrasse 64.



## Für musikalische Kreise

siehe als **sehr geeignete und willkommene Geschenke**  
bestens empfohlen:

Jahrgang 1887 der „Neuen Musikzeitung“  
**Elegant gebunden 6 Mk.**

Jahrgang 1887 der „Musikalischen Jugendpost“  
**Elegant gebunden 6 Mk.**

Jede Buch- oder Musikalienhandlung ist in der Lage,  
schnellstens zu liefern. — Inhaltsverzeichnisse gratis und  
franko direkt vom

Verlag Carl Grüniger, Stuttgart.

\* Auch die Jahrgänge 1880—1886 sind wieder sämtlich in Prachteinbänden  
(à 6 Mk.) oder in broschürten Quartalbänden (à 80 Pf. zu beziehen).

## Dr. Lahmanns Sanatorium

auf „Weisser Hirsch“  
bei Dresden.

(Naturheilanstalt)

In reizender Lage.

Anwendung der physik.-diätet. Heilfaktoren. Für Nerven-, Lungen-, Herz-,  
Magen-, Unterleibs-, Frauenkrankheiten, Fettsucht, Gicht, Zuckerkrankheit,  
konst. Leiden etc.  
Sommer- u. Winterkuren. — Prospekt mit Beschreibung der Methode etc. gratis.  
**Dr. Lahmann** hält Montags, Mittwochs und Freitags nachm.  
3—4 Uhr in Dresden, Ferdinandstr. 19, 1, (in der Nähe des  
böhmischen Bahnhofs) Sprechstunden.





— Auflage 51 000. —

Vierteljährlich sechs, mit Künstler-Porträts etc. illustrierte Nummern und je einer Extrabeilage, bestehend in verschiedenen, für Hausmusik geeigneten Gesangs- und Instrumental-Kompositionen, Musik-Texten, illustrierte Musikgeschichte u. s. w.

Verlag Carl Grüniger, Stuttgart-Leipzig  
(vormals P. A. Zenger in Köln).  
Inserate die fünfjährige Monatspreis-Liste 75 Pfennig.  
Beilagen für je 1000 Expl. Mark 5.—  
Kleinste Annahme von Inseraten und Beilagen bei  
Rudolf Mosse Stuttgart, Leipzig, Berlin u. dessen Filialen.

Preis pro Quartal bei allen Postämtern in Deutschland, Österreich-Ungarn und Luxemburg, sowie in sämtlichen Buch- und Musikalien-Handlungen 60 Pfg.; direct von Stuttgart und bei den Postämtern des Weltpostvereins 1 Mk. 50 Pfg. Einzelne Nummern 25 Pfg.

Alle früheren Jahrgänge sind neu aufgelegt in eleg. brosch. Bänden zu 80 Pfg. das Quartal, Einbandbänden à Mf. 1.—, Brochbüchern à Mf. 1.50 durch alle Buch- u. Musikalien-Handl. zu beziehen.

## Vollher von der Fagelweide.

Eine Erzählung aus dem dreizehnten Jahrhundert

von

Franz Siking.

I.

Auf festem Grunde, umkränzt von den Alpengrüßen des westlichen Tirols, umrauscht von sprudelnden Quellen, und umschwirrt von der klüchtigen Gemme und dem spähenden Kar, lag Hochstein, die uralte Feste, gleich einem Wundsturm im Wolkengezelt. Die Kunst der Steinmetzen hatte in den mächtigen Fassaden, Granitpfeilern, Säulengängen und Türmen dieses Baues die ehrwürdige Schönheit des gotischen Stiles entwickelt, und die Glasmaler hatten die Fenster, Galerien und Erker in Hallen der Andacht gewandelt, denn aus einem jeden ihrer farbenprächtigen Fenster tauchten die Gestalten einer heiligen Vorseit empor. Vor den getäfelten Wänden des Herrenbaus erhoben sich die hohen Standbilder edler Männer und höflicher Frauen, aber kein Meisterwerk der Gotik dieses Schlosses erreichte an Vollendung die lebendige Gruppe, welche auf buntgebacktem Gestein unter der gewaltigen Linde des Burghofs Platz genommen: Es war ein Greis mit langen Silberlocken, dem die Wellenlinien des vollen Bartes bis zum Gürtel reichten, und eine Jungfrau, die der Nichte gleich, welche im Bräutchen den Talsman ewiger Schönheit trug. In diesen beiden schied der Winter und der Feiher verkörpert, die rosige Jugend, die sich hoffnungsvoll an das ernste, majestätische Alter schmiegt.

„Tochter,“ sprach der greise Abt, „auf Winkflügeln ziehen Tag und Jahre hin, dem kurzen Lenz folgt der Sommer, der allzu schnell den frostigen Herbst verkündet. Drum soll man freien, wenn die Knospen treiben: die holde Maizeit soll kein Weib veräumen. Du aber wohnst noch in des Vaters Hallen, halt manchen wackern Recken abgewiesen und Pflicht ist's nun, daß ich dich frage, was ich Nibhard, dem Grafen von dem Wetterbüchel endlich künden soll, der lang und heiß um deine Guld sich müht?“

„Sag ihm, daß wir — Nibhard und ich — uns gleichen, wie die gute und die böse Zeit. Sag ihm, daß wir uns ähneln wie Frost der Hitze, Salz dem Honig, und wie das Gift dem lindenden Balsam gleicht: daran müßt er erkennen, daß es nicht wohlgehan erscheine, zu vereinen, was ewiglich getrennt sei durch die Weisheit Gottes.“

Der Alte lächelte und sagte: „Du unterscheidest scharf, jedoch nicht ungerecht, ich kann dich nicht um deine Meinung labeln.“

„Hab Dank,“ sprach sie und schmeigte schnell die schlanken Arme um den Hals des Greises, „hab Dank, daß du nicht wie mein strenger Onkel mich dem verhassten Mann vermählen möchtest.“

„Gewiß nicht dem verhassten, doch auch nicht diesem, den du erwähltest. Was schüttelst du das Haupt? Meinst du, der alte Thantmar wäre taub und blind? Meinst du, er sah die himmelblaue Schärpe nicht, die stehend du betaut mit deinen Zähren?“

„Ach, lieber Vater —“

„Auf deinem Antlit, merk ich, jagt eine jähe Wöte jetzt die Blässe: es geht dir nah, daß ich der Wachtgall Tirols das Thor zu deinem Herzen wehren möchte. Sie lang sich ein.“

„Ich leug' es nicht. Ja ich bekenne frei, daß ich die Schärpe stiehe, die der Treue heilig Sinnbild trägt, und darf ich ihm den Eid der Braut nicht halten, dann weiß ich eine Felle schmal und klein und einen Altar bei den Karmelitern.“

„Ebita,“ rief der Alte und wach entsezt zurück und starrte auf die Waden seiner Tochter, deren Goldflut sie der Klosterkerker süß zum Opfer bringen wollte, dann war ihm, als ob sein guter Engel warrend raune:

„Soll der hoffnungsvolle Liebling deiner seligen Gattin weinen um des Lebens Rosenzeit? Soll sie um die erschlagenen Knospen und verwelkten Blätter ihres Glückes klagen?“

Und ergriffen von dem Gedanken, legte er die Hand auf ihres Kindes Haupt und fragte:

„Man hielt dich fern bis jetzt von Hof und Welt, wie fandest du, was du nicht finden solltest?“

„Mein Gedulke war entflohen, Vater, und ich zog dem geliebten Vogel nach, kaum aber stieg ich wieder von der Burg, als ich bemerkte, daß der Falke sich im Walde setzte, wo ein Greis plötzlich ihn um-

freiste.“ Zu diesem Augenblick sprach jemand hinter mir:

„Das ist das alte Lied vom schönen Raube, der Starke dürstet nach dem Blut des Schwachen, viel köunt geistlich,“ war nicht dem Liebet auch ein Pfeil geschwitten.“ Den Worten war zugleich die That gefolgt: der Redner hatte gut gesagt und gut geschossen, er traf das Hebel mitten in das Herz; der Greis sank, sein Falke war gerettet. Nun reichte ich dem wackern Schützen dankbar meine Hand, und als ich's that, da strich ein Windhauch durch das Saitenspiel, das er gleich einem Schild und Hort am roten Bande trug. „Mein Genius naht,“ sprach er bewegt, und sah mir in die Augen, als hätte er mich lange schon gekannt. Da aber, lieber Vater, war mir zu Mute, als ob es blühe, und als ob ein Wetterstrahl aus heiterem Himmel mich verlange. Ich stand auf einmal wie gebannt und fühlte, daß man auch mir den Pfeil fürs Herz geschwitten.“

„Das fürcht auch ich und, liebes Kind —“ der Alte sprach nicht weiter und hielt lachend inne, denn süße Töne drangen durch die Lüfte und eine edle Männerstimme sang:

\* „Der Wandervogel zieht durchs Waldes Thor,  
Des Himmels Odem küßt den Blumenkor.  
Auf Rosen und Lianen sprüht der Tau,  
Die Alpe badet sich im Wolkenblau.  
Beglückt erscheint die leuchtende Natur,  
Der Jammer wohnt im Menschenherzen nur.  
Ein Kerker war dem Erdensohn das Leben,  
Wir ihm die Macht der Liebe nicht gegeben.“

Jetzt sprang Ebita auf und rief: „s ist Walther! Er sucht dein väterliches Angeicht.“

„Ich will nicht hoffen —“

„Vater! Mein, du darfst ihm deinen Kuss nicht entziehen. Ach, schenke die Donnerwolke von der Stürne, nicht zürnen sollst du. Bedenke, kurz sind unser Lebens Sommer, und Neie ist der Rest der raschen That.“

Kaum hatte sie es gesprochen, als ein schlanker Abtling mit Flammenaugen und langen, braunen Locken vor Graf Thantmar trat.

„Herr,“ sprach er, „gestattet mir vor Euch das

\* Siting.

stnie zu beugen, vor Euch, dem eine Königin das Leben dankt, die mich in tiefe Verzweiflung gestürzt.  
„Wenn diese Königin Editha ist, war ihre Huld wohl größer als die Not, von der Ihr sprecht, mein lieber Vetter von der Vogelweide. Ja, allgungnädig ist sie Euch gewesen, und tadelt müßte ich die Tochter um die Huld, entsprang nicht dieselbe ihrem Kinde glauben, der alle Dinge nimmt, wie man sie schilbert, und von der Falschheit dieser Welt nichts weiß.“

„Vielebter Graf, ich will nicht hoffen, daß Ihr nicht an die Wahrheit meiner Seele glaubt. Ich bin der Schurke nicht, der Namen fröhnt und der die Neigung seines Herzens mit den Kleibern wechselt. Bei meiner Eingerebtheit und bei dem Grabe des Erleiders, seit ich Editha sah, verlor der Himmel seine heitere Pracht, sein Sternemantel den bemantelten Glanz, weil ich mit thränenströmenden Augen aufwärts schaute ins blaue Wolkenhaus der Ewigkeit. Item ist das Wort, doch die Empfindung reich, die Zeit nur ist der Prügeln für die Liebe. Mir löst kein Stachel des Lebens mehr die Flamme aus, die einmal nur Frau Minne selbst entzündet. Gönnt mir die Pracht: ich flechte ihr den Kranz, der nie verweltet! Gönnt mir das Heil, das mir das größte scheint.“

„Erbarmen, Vater,“ sprach jetzt auch der Tochter Stimme, „Erbarmen, willst du nicht mein Glück verhängen.“

Also bestürmt entgegnete der Alte:  
„Ihr nehmt sehr leicht, Herr Walthar, was von allem, was mich je bewegte, mir als das schwerste scheint. Ihr freit mit Malenblumen um die Edelstein. Das heißt: ihr freit mit Worten, halt mit ritterlichen Thaten. Verdienen muß der Mann, was er erwählt. Nun werdet Ihr mir sagen, daß Ihr manches Liebesgeheimnis, was von unierem Volkes Lippen als ein ehrend Echo wiederklingt. Ich fordere nun von Euch, daß Ihr nach Euren Liebern handelt. Ist's wahr, daß Ihr am Hohenstaufen hängt, ist's wahr, daß Ihr den Gegenkönig haßt, und als ein Glück ein großes und geehrt, deutsches Reich betrachtet, so schlagt Euch für den Enkel Barbarossas in die Schranken. Der junge Friedrich zieht zum Böhmersee, mein Vetter hindert mich, ihn zu geleiten; habt Ihr den Mut, die Wege ihm zu bahnen und Euch zum Schild zu machen für sein gutes Recht, dann habt Ihr meine Achtung wohl verdient. So lange aber wehr ich Euch mit Strenge den Zutritt zu der Beste meiner Väter, wie zu Editha, meiner einzigen Tochter.“

„Vielebter Herr und Vater,“ sprach der Singer, „Ihr legt mir Thaten auf, die mir als Pflicht erscheinen. Fürwahr, wollt Ihr die Treue meines Verzeins proben, so fordert härten Dienst, Editha zu verzeihen.“

„Du malst dir,“ sprach die Jungfrau, „die Gefahr im Dienste Friedrichs kleiner, als sie ist. Wie du die Geier fällst, das weiß ich wohl; daß du ein Löwe bist, das fühle ich, jedoch es gibt auch Drachen, die feuerfressend selbst den Wälschling niederzwingen, das bedenk.“

„Ja, es gibt Drachen,“ — versetzte Walthar, ihr forschend in das Antlitz blickend — Drachen, die nach den Herzen streben, die wir minnen. Wer sagt mir, Liebste, wer mir deins entführt?“

„Ist's das nur, was dir Sorge schafft? Dann lauscht du ohne Not dem Haupt zur Nähe beiten: Auf heb ich meine Hand und schwöre, daß es nur einen Freier gibt, der Thaumars Tochter dir entführen kann, und dieser Freier ist der künftige Tod.“

Antwortslos zog der Singer sie ans Herz, dann warf er sich noch einmal vor dem Burgherrn nieder und schloß: „Segnet mich; ich ziehe nun zum angestammten Kaiser und kehre siegreich oder nie zurück!“

Editha weinte, und der Vater legte tief bewegt die Rechte auf das Haupt des deutschen der Singer seines Volkes.

## II.

Der Sturm durchbrauste den blauen, wallenden Böhmersee und wandelte seine funkelnde Wasserfläche in eine düstere glitzerfüllte Flut, in deren Tiefe es zu fochen schien und auf deren Spiegel schwarze Schatten schwebten. Der Himmel hing wie ein Grabtuch über den brodelnden Wegen und verhielte mit seinem düstern Schleier den vierfach blühenden Ländersatz, der das Schwäbische Meer umrahmt. Wie auf einen Janderschlag bargen sich die roten Kluppen des Bavaragebirges und die schimmernden Alpentronen Gelbens in ihre düstern Nebelfalten: sie schanden vor leuchtende Wälder eines felsigen Trammes und auf der dunklen zischenden Wasserde zogen die von Mäusen umfressenen Schiffe ächzend dahin. Ihre Segel und Masten fahle der Sturm mit unbarmherziger Gewalt und so oft ihm ein Zerstörungswerk gelang,

sahen die Windgeister zu rufen: „Alles Irdische ist vergänglich und nur das Göttliche währt ewiglich.“

Doch nicht nur im Reich des Wälfers, nein, auch auf dem Lande vor hohe Not. Hier zeigte sich der Kriegsdämon vor den Thoren der Städte und bewachte Scharen aus allen Gauen des Reiches durchwachte die Küstenstriche am Untersee. Doch als sie zogen die Küstenstriche aus dem Herz und sie durchwachte die Gemarkung von Konstanz erreichten, da wurde der Bevölkerung bange ums Herz und sie durchwachte die gotischen Straßen ihrer guten alten Stadt, wie die Kinder der Sage, die nicht wußten, nach welchem Schachte des Jauerberges sie sich wenden sollten und in welchen Gewölben das verheißene Gold oder das giftige Gewürm der dunkeln Erdgeister lag. In diesem trübsamen Augenblick erschien ein Mann auf dem hohen Balkone des Rathauses. Seine edle Erscheinung im weisshimmernden Helmshelm, auf dem ein Falke leuchtend sich erhob, das Saitenspiel, auf das er leicht sich stützte und auf dessen Klang des Sanges Königin, die Nachtigall, als goldenes Wildwerk strahlte, schenken dem Volk, dem staunenden, nicht unbekannt zu sein; denn von den Lippen manches Jünglings, wie auch manches Greises rang sich der Ausruf los: „Herr Walthar ist es von der Vogelweide!“

„Ihr Männer,“ sprach der Singer jetzt zum Volke, „Ihr wärdet Söhne meines Vaterlandes, euch hat Vät Ulrich diesen Morgen angeflüßigt, daß Barbarossas Enkel, der jugendliche Friedrich II. der Gemartung nahe. Ja, der schöne König von Apulien, der von Palermo kommend, ohne Lebensherrschaft und ohne Lebensnachricht, auf nichts gestützt als auf sein gutes Recht, der Alken dräuende Meeresfelsen überschritten, wird als Wälfers erscheinen vor den Thoren eurer guten Stadt. Ihr schwankt gleich Halmen, die der Wind bewegt, ob ihr dem Sprößling eures alten Herrn den Zutritt weigert, oder ob ihr euch der Obmacht des vierten Otto, den ihr euren Kaiser nennt, gleich seinen Höfendienern unterwerfen sollt. Euch schreiet das Meer des letzten, das die Gesetze schon im nahen Ueberlingen aufgeschlagen. Ich aber sage euch, seid mutig, wie die alten Weisen waren und pflanzt das Recht als euer Banner auf, denn dieses ist der Talisman des Lebens. Wer ihn verliert, hat Gott und Heil verloren, drum seid getreu dem angestammten Herrn. Der Wälfers liebt euch künden: daß er die Wälfers eurer Bräunen in Weite vermandeln und daß er ein neues Städterrecht euch zuerkennen wolle, durch das die Wälfers des alten Wälfers (Konstanz) den Wälfers gleichgehalten werden sollten für und für, so sie nur treu zum Reiche stehen würden. Ich aber sage euch: das Reich ist er, und von der Treue, die er im Reiche führt, weiß er kaum mehr als dieser, der ihn zu euren Kaiser salbte. Was er versprochen, hat er nie gehalten, was er geschworen, hat sich nie bewährt. In seinem blöden Glauben war er die einzige Sonne auf dem Throne, doch nicht, um einen Erbtreis zu erwärmen, nein, um sein Ich im eigenen Glanz zu sonnen. Nie verteilte er des Glückes Güter an Gehörliche: das Nehmen war ihm seliger als das Geben, den Weisen haßte er und hörte stets den Thoren, den Genius hat er nie in seiner Wälfers gebildet. Das Krächzen eines Raben war ihm lieber als Gesang und das ganze, große Volk galt ihm als Spielwerk seiner freveln Laune.“

Er nennt den Enkel Barbarossas nur „das Kind Apulien“, ich aber nenne Kaiser Otto einen „blinden Wälfers“, der für den Priester sorgt, statt für des Reiches Wohlfahrt. Wir sind mit Friedrich I. ins Gedicht gegangen, weil er Mailand schloß; das Gemüt der Söhne des alten Teut ertrug die Gruel der lombardischen Meerfahrt seines Fürsten nicht. Ich aber sage: der Hohenstaufen war das Werkzeug der strafenden Gerechtigkeit und als solches zwang er dieses Volk zur Unterwerfung, dessen Göttern Germanien ehehem zum Schmel ihrer Herrschaft machten. Und nun frag ich euch, sind wir den Angehenden Barbarossas gar nichts schuldig? Hat er uns uns verdient, daß wir ungerne seinen Stamm verlassen und dem Ueberläufer gleich um seinen Feind uns scharen? Wie, oder wäre der Alne Ottos, Heinrich der Löwe, ihm ein Freund gewesen? Strebte er nicht mit weissem Trobe die Macht der Lebensfürsten zu erweitern? War er nicht dadurch ein Feind des Bürgerthums, wie war er nicht dadurch ein Feind des freien Verrentums zu der vielföhrige Hyder des alten freien Verrentums er legen trachtete? Des Kaisers Majestät ließ er erbarmungslos im Staube liegen, dem deutschen Heere lief er keine Hülfe, ein schmachtvoll Vorbild allen Reichsverrättern, wurde so der Wälf zum Wälf unterer Ehre. Wälf ist zum Lohn für diese Großthat ihm den hoffnungsvollen Enkel Barbarossas opfern?“

„Nein,“ rief das Volk, „wir wollen sühnen und wir wollen rächen, was er dem Hohenstaufen angethan.“

Es lebe der ritterliche Sprößling des alten Wälfers! Es lebe Friedrich, unser angestammter Kaiser!“

Raum hatten sie es freilich verstanden, als der schöne König von Apulien an ihre Thore pochte. Man nahm das für ein gutes Omen, für eine Weisung, daß ihn eine Friedensnorme führte, weil er dem Wälfers hant zuvorgekommen, und jubelnd wurde ihm in Konstanz entgegen. Mit Treue scharte sich das Volk nun um den Herrscher, der erst achtzehn Lenze zählte und gab ihm im Triumph das Geleite zu dem Rathaus. Dort sprach der Hohenstaufen zu den Bürgern mit einer Weisheit, die selbst die Weisesten erstauern machte, und bald hieß es in allen Ländern, die dem Böhmersee umrahnten, ein zweiter Salomo sei in dem Enkel Barbarossas auferstanden, und ohne Schwerdtreich gewann der zweite Friedrich auf die Weite den schönen Sünden des großen deutschen Reiches seiner Väter.

Walthar aber sang mit glühenden Wangen und mit pochendem Herzen:

\*Der Wälfers zog zu spät zum See,  
Was ist er nicht früher gekommen?  
Als er sich erhob von des Lagers Schnee,  
Da war ihm das Reich schon genommen.

Nun möchte er's teilen in Süd und Nord,  
Die wüsten Gauen zerpalten.  
Nicht ruht er den Krieg und den greulichen Mord,  
Die Leiter zum Thron ihm zu halten.

Wenn aber der Zwiespalt gleich uns verbrannt  
Am römischen Feuer die Finger,  
Der hütet mit Speeren im Vaterland  
Die Einheit als stärksten Zwinger.

(Zukun folgt.)



## Musikmode und Modemusk.

Ein Intermezzo von Prof. K. Ehrlich.

Die Frage: Warum ist die Musik die verbreitetste Kunst, die jetzt alle andern in den Hintergrund drängt, beschäftigt die Gemüter schon seit bald zwanzig Jahren. Viele Antworten sind gegeben worden; sie haben die Frage nicht gelöst, nur neue hervorgerufen. Die idealistische Philosophie weist nach, daß Musik als „Kunst des Gemütes“ den Menschen am tiefsten, in seiner idealsten Innerlichkeit erfasst; die formalistisch-realistische Schule und ihre Anhänger behaupten, daß die Varietät der Formen in der tonlichen Bewegung alle Bewegungen in der lebenden Welt am stärksten symbolisire; die physiologische spricht vom intensiven Verweizen; die Schopenhauerische Schule von der „Welt als Wille“; „des Willens“, dessen Objektivation die Ideen sind. Es gibt auch „Kultur-Historiker“, welche die Erklärung vorbringen, daß die Musik zuerst die aristokratisch-religiöse, dann die bürgerlich-liberale Kunst gewesen, jetzt die demokratisch-sozialistische sei. Wollte man noch alle die verschiedenen Abstufungen der Kommentatoren hier anführen, so käme ein großes Buch zustande. — Die Erklärungen widersprechen einander, aber die Thatfache bleibt dieselbe: die Musik ist jetzt die Hauptkunst, es herrscht die Musikmode.

Nun ist allerdings die sonderbare Erscheinung zu befestigen, daß in der Mode mehrere ganz verschiedenartige Richtungen herrschen, die sich gegenseitig aufs entschiedenste bekämpfen, und deren Anhänger und Bekenner jeder für sich den alleinigen wahren Kunstglauben in Anspruch nimmt.

Doch auf beiden Seiten manche wahrhaft überlegene, manche vom festen Glauben Durchdrungene stehen, werden wir niemals bestreiten; und nicht ihnen gelten unsere Betrachtungen, nur den der Mode folgenden, den von Gesellschafts- und Parteirücksichten Geleiteten. Wir wollen gar nicht scharf satirisch vorgehen, vielmehr versuchen, der Frage eine humoristische Seite abzugewinnen.

Der Entstehung und Verlauf der Moden genau beobachtet, der wird bemerken, wie oft das Aller-Gegensätzliche die eifrigsten Bewunderer und Nachahmer

finbet, und daß dabei der Keisel den Topf schwarz nennt. Der „freie“ Mann, der auf die „geheimgehaltenen“ Robeherren“ müdebig herabieht, wird sich in seiner Männerwürde beleidigt fühlen, wenn man den übermäßig großen Rauten Raut, in welchen er vor dem Spiegel die romantischen Einträge anbringt, farnisch findet. Die reiche kleine Pantierfrau, die sich über die stark entblöhten Schultern der Hofdame aufhält, wünscht sehnlich, daß man den hohen venezianischen Stragen ihres Kleides schön findet, hinter welchem ihr kurzer Hals nicht dem Kopfe sich gar sonderbar anseht. Der Mode-Wagnerianer ist entzückt, wenn man nicht jede unwermittelte unnotierte Dissonanzfolge des Meisters als neue Offenbarung, nicht jedes Sprach-Experiment als eine Bereicherung, wo nicht als eine heilsame Umgestaltung der Sprache betrachtet. Dem Mode-Klassizisten dagegen ist jeder ein Keger, der nicht vor Wagner drei Kreuze schlägt und jeden Joppe des liebenswürdigen Großpapa Haydn als unwürdige Melodie verehrt. Dann erstreckt sich eine Gemeinde, die „ethische“, die aber auch das „Praktische“ ganz gut versteht, die Kunstfeindschaft zur Schau trägt, und sich vornehm mißbilligend abwendet, wenn Einer Pragmas als hochbegabten und edlen Komponisten ehrt, oder gegenüber seinen Nachahmern sich an das Wort Mirza Schaffns erinnert: „Zur Geistes- und Willens-Umgebung paßt nichts besser als Augenverbrechung“, und manchmal die bescheidenen Fragen aufwirft, ob nicht in der Kunst das Können erste Bedingung, ob denn Temperamentlosigkeit wirklich eine Tugend sei, und ob denn jemals aus der Gesinnung ein Kunstwerk hervorgegangen ist?

So sehen wir denn neuromantische, altromantische und rein klassische Musikmode, jede mit der ihr entsprechenden Modemodus; und fast auf jeder Seite das intoleranteste Festhalten gerade am wenigsten Festen. Wie steht's nun mit dem wahren Kunstsinne, mit dem gebildeten, geläuterten Geschmacke, von dem wenigstens sagt, daß er nicht einseitig ist, sich über alle Schönheiten verbreitet, und von keiner mehr Entzünften verlangt, als für sie bereiten vermag? Der ist gar selten, eigentlich seltener als zur Zeit, als noch viel weniger über Musik philosophiert wurde und nur die Kunst und ihre Gesetze, nicht die Weltanschauung in ihr oder deren psychologisch-psychologische Bedeutung als Hauptsache galt. Kant sagt in seiner Anthropologie: es ist besser ein Narr in der Mode, als gegen die Mode zu sein. Der große Weise deutet auch an, wie der richtig denkende Mensch verstehen wird, das Unansehbare sich anzuzeigen, ohne in die Exzentricitäten zu verfallen. Diese Wendung läßt sich auf die Musikmode ganz gut anwenden. Theoretisch erscheint es uns, gegen diese oder jene Richtung vertrocknen zu eifern, und nur eine als die wahrhaft wahre gelten zu lassen, die kleinen Komponist-Pfister aus aller Zeit zu erheben, die nach Haydn und Mozarts Muster ihren Joppe gedreht haben, oder die jungen Geniale zu preisen, die in ungekammerten Haaren die geistige Simonskraft zu befeuchten wägen; ebenso theoretisch erscheint es nun, in der matten künstlerischen That die gute Gesinnung zu loben. Der wahre Kunstfreund, der auch das Kunstleben zu erfassen vermag, wird nicht der Narr in der Mode, noch weniger gegen die Mode sein wollen, sondern überall das Herausfinden, was den Gesetzen der Kunst und ihrer Schönheit entspricht; so wird er seinen geistigen Anzug zusammenstellen, weder einseitig, noch buntschneidig, aber im richtig gebildeten Geschmacke.

Wir haben unsere Bemerkungen „Intermezzo“ überschrieben, bedürfen also keine besonderen Entschuldigung, wenn wir nur andeutend verfahren und unsere Gedanken nicht weitläufig ausführen. Wer uns verstehen will, wird durch eigenes Nachdenken auf das Richtige kommen, und wenn unsere Ansicht nicht anseht, dem wird sie nicht gefälliger erscheinen, wenn sie noch zehn Druckseiten mehr füllt.



## Im Künstlerleben.

In dem „Zuge des Todes“, den wir jüngst an unsern Lesern vorüberführten, gewahrten wir auch eine Erscheinung, welche trotz der wenigen Momente, welche wir ihr schenken durften, unsere Blicke vorzugsweise fesselte, — nicht zum wenigsten mag auch das vornehmste Merkmal, welches die interessante Künstlergestalt umgab, dazu mitgewirkt haben: Hofkapell-

meister Gulomny war es, welcher unsere Blicke in solcher Weise auf sich zog, derjenige Künstler, welcher seiner Zeit ein höchst bemerkenswertes Glied in der Reihe bedeutender Geiger bildete und über dessen Laufbahn uns einige nähere Mitteilungen geboten erscheinen. Gulomny, über dessen Künstlerlichkeit sich selbst Nob. Schumann höchst anerkennend ausgesprochen, war bewundert als Künstler, hoch geachtet als Charakter und allbeliebt durch die herrlichen Eigenschaften eines reichen Herzens und Gemüths. Trotz vielfacher Anzügen von Seiten seiner Freunde ist er niemals zu bewegen gewesen, über sich selbst etwas der Öffentlichkeit zu übergeben, in übergroßer Bescheidenheit selbst den Schein einer Klameide zu scheuen. Verdone Louis Gulomny wurde am 22. Juni 1821 zu Bernan in Rußland geboren, wo selbst sein Vater Carl Gulomny Gouvernements-Sekretär war. Schon als zartes Kind zeigte der Knabe eine außerordentliche musikalische Begabung, die im Hause des Vaters die reichste Nahrung fand. Auf seinem Stuhle saß das kaum dreijährige Kind den Tönen der klassischen Streichquartette, die im Vaterhause ausgeführt wurden und erhielt zum Geburtstage 1824 eine kleine Violine zum Geschenk, auf der alsbald der Unterricht begann. Der kleine Gulomny machte erstaunliche Fortschritte und spielte in einem Weihnachtskonzerte, welches der Vater alljährlich für arme Kinder veranstaltete, 1826, also noch nicht 6 Jahre alt, den ersten Satz aus dem 6. Violinkonzert von Beethoven vollkommen rein, gewandt und sicher.

1828 ließ Vailloy in Paris von Thibault eine Dreiviertelgröße von wunderbar schönem Ton für den jungen Künstler anfertigen und 1829 trat der Vater mit dem Wunderknaben eine Reise ins Innere von Rußland an, Konzerte gebend und zugleich auf den sorgfältigsten Unterricht bedacht nehmend. Nach der Lehrmethode des Vaters sollte der Sohn nur vorübergehend an Musikern sich bilden, den Schwerpunkt legte er auf Selbstentwicklung und Selbständigkeit. Diese Konzerte durch Rußland glich einem Triumphzuge. Gleich zu Beginn derselben trat er zweimal im großen kaiserlichen Theater in Moskau auf und zwar, wie die kaiserliche Intendantin in einem schriftlichen Zeugnisse sich ausdrückte, „mit glänzenden Erfolge.“ 1831–32 war er in Petersburg und erntete rauschenden Beifall in zehn Konzerten, übte sich nebenher im Quartettspiel und erhielt Unterricht in Gesang- und Kompositionslehre von dem General-Musikdirektor Gabos, einem Italiener, der sich des kleinen Gulomny mit besonderer Vorliebe annahm. Nach einem Konzerte, welches der kleine Künstler im Schlosse vor dem Thronfolger Alexander Nikolajewitsch (nachmaligem Kaiser Alexander II.) spielte, wurde ihm eine Aufstellung bei der ersten Geige der kaiserlichen Hofkapelle angetragen, ein Ansehen, ebenso ehrenvoll wie von materieller Bedeutung, indem damit nach zehnjähriger Dienstzeit eine Pension von 600 Thalern verbunden war. Das Engagement wurde indeß abgelehnt und die Reise durch Rußland fortgesetzt. So finden wir ihn 1834–35 in Sibirien, in Tobolsk und den Uralskäten, bei den Kosaken und Kirgisen, überall mit Ehren und Auszeichnungen überhäuft. Die Großartigkeit der Kaufhausberge und die Eigenart seiner stolzen Bewohner, der Tschirkesen, eine abenteuerliche gefährvolle Fahrt über das Asowsche Meer — dieses alles blieb nicht ohne Einfluß auf sein empfängliches Gemüth, und die erhaltenen Eindrücke übertrugen sich auf sein charakteristisches Geigenpiel. 1837 trat er in Odessa mit dem 1. Violinkonzert von Lipinski auf, gab rasch nacheinander 8 Konzerte in überfüllten Sälen und spielte mit dem Großfürsten Nikolajewitsch, einem Musikenthusiasten und ausgezeichneten Cellospieler und dessen Freunden täglich Quartette und Quintette. Im Spätkommer desselben Jahres nahm der Statthalter von Odessa und Vessatzen, Fürst Woronoff, den jungen Künstler mit auf sein Schloß an der Südlische Taurien, wo sich eben die fräuliche Kaiserin Alexandra Feodorowna (Schwester unseres Kaisers Wilhelm) zu ihrer Erholung aufhielt. Beim Thee und mit einer Handarbeit beschäftigt, lauschte die hohe Frau dem tiefempfundnen Spiele. 1839 kehrte der nunmehr erwachsene Künstler nach Petersburg zurück, hier von neuem alles entzündend durch die großartigen Töne, welche er seiner Guarneri zu entlocken verstand. Er trat daselbst in lebhaftem Verkehr mit Menzies, Serwals, Swoff, Thalberg und anderen bedeutenden Größen. In Rußland waren 285 Konzerte absolviert, als Gulomny von dort über Königsberg nach Berlin ging, wo Spontini sich für ihn begeisterte. In Hannover interessierte sich H. Marschner sehr für ihn und veranlaßte ihn 1841 nach Leipzig zu gehen, wo er von Wendelssohn und Fierz. Davids mit vieler Freude aufgenommen wurde.

Legterer widmete ihm seine Phantasie „Lob der Tränen“ und stellte ihm in einer Abendgesellschaft einen Knaben vor mit den Worten: „Dieser Knabe wird später von sich reden machen.“ Der prophetische Ausbruch ging in Erfüllung; denn der Knabe war Joseph Joachim.

Auf seinen Streifzügen durch Hannover und dessen Nachbarschaft berührte er 1842 auch Bückeburg, wo ihn der junge Erbprinz Adolph Georg hörte und ihn seinem Vater, dem künftigen und regierenden Kaiserlichen Georg empfahl. Dieses führte zu einem ehrenvollen Engagement für die sommerlichen Drauer-Konzerte, bei welchem unsern Künstler Zeit und Mühe verblieb, auch fernherhin größere Musikreisen zu unternehmen. So besuchte er in den Jahren 1843–46 alljährlich die größten Städte Hollands, überall so enthusiastisch aufgenommen, wie später in Hofkonzerten in Stopenhagen, Mecklenburg-Strelitz, Stuttgart, Dresden, Weimar, Hannover, London u. a. Hier hatte ihn einmal die Königin Viktoria für ein Ehren des Kaisers Nikolaus veranlaßtes Konzert engagiert, wo der Regent der „Times“, Gulomny „The star of the evening“ nennt. — Dieses Lob hatte ihm der Vortrag der Generalbass-Variationen von Lisinski erzielt, worüber Lipinski in einem Briefe an Gulomny 1849 wörtlich schreibt: „— da ich Sie vor allen, die ich meine Kompositionen gehört habe vorgetragen, als den würdigen anerkenne, der mit gehöriger Energie und Kraft in den Geist derselben hineingelangt. Mögen Sie überall diese Anerkennung finden, auf welche Sie durch Ihre persönliche Liebenswürdigkeit und ganz vorzügliches eminentes Talent den gerechtesten Anspruch machen können und belohnen, da in der Jetztzeit wo die echten Künstler wie Sie immer nur eine seltene Erscheinung sind.“

Auch Schweden und Norwegen wurden mit demselben großartigen Erfolge beehrt und in Stockholm erkannte ihn die königliche musikalische Akademie zum „Grenatist.“

In Mecklenburg-Strelitz, dessen Großherzog ihn zum „Professor der Musik“ ernannte, lernte er seine Gattin kennen, mit welcher ihn ein ungetrübtes Glück bis an sein Lebensende vereinte. Seit 1853 hatte er sich dauernd in Bückeburg niedergelassen, erhielt von dem regierenden Fürsten 1866 den Titel „Hofkapellmeister und Professor der Musik“ und übernahm die Leitung der fürstlichen Hofkapelle, die er durch sein eminentes Dirigententalent auf eine bedeutende künstlerische Höhe erhob. Zu den von ihm veranstalteten Symphoniekonzerten suchte er stets das Schönste und Beste zu Gehör zu bringen. Zu den Oratorien wie Hofkonzerten wurden außer den bedeutendsten Künstlern Hannovers auch viele der sonstigen Kunststheren herangezogen, auch bot Gulomny des öfteren Gelegenheit, den herrlichen Tönen, welche er in so genialer Weise seiner Guarneri in Solis, Duos, Quartetts u. s. w. zu entlocken verstand, zu lauschen und eine jede dieser Aufführungen legte, abgesehen von Gulomny's persönlichen Leistungen als Geigenkünstler, ein glänzendes Zeugnis ab von der künstlerischen Bedeutung und dem edlen Streben des in jeder Beziehung vortheilhaften Mannes. Gulomny, welcher die so seltene Gabe besaß, sein gottbegnadetes Talent in so liebenswürdiger Weise zur Anregung seiner Schüler zu bringen, war ein Förderer vieler junger musikalischer Talente.

In den letzten Jahren wurde Gulomny von einem periodisch auftretenden Leiden der Athmungsorgane heimgesucht, das am 10. Oktober 1887 durch hinzugetretene Diphtheritis nach nur achtzigem Krankenlager ihn unerwartet dahinkraute.

Mit ihm ist nicht allein ein edler und wahrer Künstler, sondern auch ein edler Mensch von wohlwollender Gesinnung und gütigstem Herzen für seine Mitmenschen dahingegangen, tief betrauert von seiner Gattin, seiner Tochter und seinen vielen Verehrern und Freunden.



## Widerlegung von musikhistorischen Annahrheiten.

Wie auf allen Gebieten des menschlichen Wissens, so gibt es auch in der Musikgeschichte neben der verbürgten Wahrheit zahlreiche Unwahrheiten, darin Thatsache und Aussage einander widersprechen. Unwahre Angaben (z. B. falsche Daten in den Lebensbeschreibungen der Tonkünstler) entstehen teils aus



Vertrauen, werden aus Unkenntnis weiter verbreitet und sind zu versehen, denn, ihren ist menschenlich und es irrt der Mensch, solange er strebt. Teils aber werden Unwahrheiten mit Vorbedacht und böser Absicht — und sei es nur um schändlichen Gelderwerbes willen — erfunden und weiter verbreitet; sie heißen dann bekanntlich Lügen und sind als unmoralisch zu erachten und, soweit sie gar die Rechte des Eigentums anderer verletzen, strafbar.

Jeder nach Licht und Wahrheit strebende Mensch hat nun das Recht und sogar die Pflicht: gegen alles Unwahre, möge es harmlos erscheinen oder absichtlich und zum Nachteil der Wissenschaft erfundene Lüge sein, Stellung zu nehmen, bedeutende Unwahrheiten schonungslos aufzudecken, um sie zu beseitigen.

Solches Verdrängen von Irrtümern und Unwahrheiten im politischen und gesellschaftlichen Leben geschieht täglich durch Zeitungen, in Gebieten der Literatur- und Kunstgeschichte ist es des öftern geschehen und auch die sehr junge Fachwissenschaft der Musikgeschichte hat es sich angelegen sein lassen, Unwahrheit auf diesem Felde zu entfernen.

Immer aber wird das Gelayte nur zu bald vergessen und der Irrtum, trotzdem er längst aufgedeckt worden, immer wiederholt; Unachtsamkeit und Gleichgültigkeit in musikhistorischen Dingen ist wirklich auffallend. Musikgeschichte, weil sie keine Fertigkeit fördert und kein Brot bringt, gilt überhaupt den meisten Musikern als eine ganz überflüssige Sache und den vielen musiktreibenden Dilettanten höchstens als Nachschicht.

Ich habe mir darum vorgenommen, hier eine Anzahl von musikhistorischen Unwahrheiten und weitverbreiteten Irrtümern zur Sprache zu bringen und sie richtig zu stellen. Dieses vielgelesene Blatt halte ich für das rechte Organ für diesen Zweck.

Manches von dem Vorgebrachten ist nicht erst von mir zuerst entdekt und berichtigt, sondern von andern schon ausführlich in Zeitungen und Büchern besprochen; gleichwohl dürfte es für die musiktreibende Jugend und manche staunenswerte nicht überflüssig erscheinen: eine Reihe solcher Unwahrheiten zusammengefaßt und kurz abgefaßt vor sich zu haben.

Treten wir also herzu an solche unwahre Nachrichten, um sie in das rechte Licht zu stellen und den Irrtum in sein Nichts zerfallen zu lassen.

Die berühmte Kirchen-Arie von A. Stradella, welche in Deutschland zwischen 1845–51 mit folgenden Anfängen gedruckt erschien:



ist nicht von Stradella komponiert, wie wir unten mit Gründen darlegen wollen, nachdem wir erst einen Blick auf Stradellas Leben und Schaffen gethan haben. Alessandro Stradella ist aus der Pistoischen Oper gleichen Namens zur Genüge bekannt. Geboren wurde er um 1645 zu Neapel, bildete sich dann zum Sänger und wurde zugleich als Komponist berühmt. Mit Beifall wurden seine Kantaten, wie auch zwei Dramen („Johannes der Täufer“ 1676 und „Susanne“, letzteres mit der Zusage vom 16. April 1681) angenommen, ebenso seine für Genua komponierte Oper „La forza del amor paterno“. Als ruhmbelebender Sänger und Komponist bekam er 1681 den Auftrag, für Venedig eine Oper zu komponieren. Dorthin gekommen, machte er die Bekanntschaft mit der Geliebten eines venezianischen Adels und entfloß mit ihr vor der Aufführung seines Werkes. Der getrännte Liebhaber ruhete nicht eher, bis Stradella durch gebundene Weiberhand getötet war.

Nachdem der Sänger-Komponist in Rom einem ersten Mordversuche (wie Potosios Oper wahrheitsgetreu ihn schildert) glücklich entgangen und bei einem zweiten in Turin lebensgefährlich verwundet worden war, wurde er endlich aus Eifersucht 1681 zu Genua ermordet.

Mehr als diese Liebesgeschichte mit tödlichem Ausgang ist aus seinem Leben nicht bekannt. Sie wird zuerst erzählt von einem zeitgenössischen Franzosen Bourdelot († 1685) in dessen „Histoire de la musique et de ses effets“, erst durch dessen Neffen (1715) zum Druck gegeben. Ebenso erzählen zwei neuere Biographien: A. Catalani (Della opera di A. Stradellanti nell' archivio musicale della R. Biblioteca Palatina di Modena 1866) und P. Richard (Alessandro Stradella. Paris 1866).

Nachforschungen haben ergeben, daß jene berühmte Kirchenarie unter Stradellas Kompositionen nicht vorkommt, welche teils handschriftlich, teils gedruckt sich in den Bibliotheken zu Venedig, Bologna, Neapel, Paris, London, Erford und im Privatbesitz befinden. Dazu haben alle Kenner von alten und besonders von Stradellas Musik, voran der italienische Musikgelehrte A. Catalani, sowie die Musikhistoriker Dr. B. Ambros, Reichenow u. a. erklärt und mußten beim Anhören dieser Arie erklären: daß sie weder den Stil noch die Form wahrer Stradella-Musik zeigt, sondern ein modernes Produkt von einem tüchtigen Musiker des 19. Jahrhunderts ist, das unter Stradellas Namen herausgegeben wurde. Sie mag vor 1850 in Deutschland oder Frankreich mit italienischem Text entstanden sein. Kurz nach 1850 taucht sie in Deutschland mit deutscher Uebersetzung auf, wurde zuerst durch Schlesinger in Berlin herausgegeben, dann mehrfach und mit anderem Texte gedruckt bei Pöte & Bodt in Berlin, Heinrichshofen in Magdeburg, bis wir ihr zuletzt in Peters' Ariens-Album begegneten.

Sie wurde in verschiedener Bearbeitung für Gesang, mit Klavier, mit Orchesterbegleitung, auch ohne Text transkribiert.

So geschah es in Deutschland und auch in Italien, wie Musikalienkataloge nachweisen. Leider druckt man bekanntlich den Musikalien keine Jahreszahl bei und so sind wir darüber zweifelhaft, ob sie in Deutschland oder Italien zuerst erschienen. Wenn uns aber nicht alles täuscht, so tritt sie in Italien später als in Berlin.

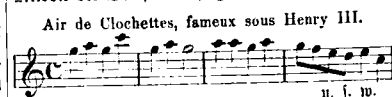
Der wahre Autor ist trotz allen Suchens noch bis heute nicht festgestellt. Was man vermutete, daß sie von Scarlatti oder Pergolesi sei, ist durch nichts zu erwiesen. Nach einer Notiz der Zeitschrift „Ueber Land und Meer“ (1881, Nr. 44) soll sie von Louis Niedermeyer komponiert sein; aber dort ist nicht angegeben, wo das Original zuerst vorkommt: ob sie als Solologien einzeln erschien, oder in der von Niedermeyer komponierten Oper „Stradella“ steht, die zuerst 1837 in der großen Oper zu Paris gegeben wurde. Die Angabe, daß Niedermeyer ihr Komponist sei, hat manches Wahrscheinliche für sich. Dieser französische Kirchenkomponist, von deutschen Eltern 1802 zu Lyon bei Genf geboren, hat Messen, Motetten, Vokalen, Hymnen (für eine Singstimme) geschrieben, auch mehrere Opern, und war seinerzeit eine von ihm komponierte Romanze „Le lae“ sehr beliebt. Nachdem seine Verdienste, durch italienische und französische Opern Erfolg zu erringen, fehlgeschlagen, wendete er sich zuletzt ganz der Kirchenmusik zu, wirkte lehrreich durch das von ihm gegründete Kirchenmusikinstitut zu Paris und starb dort 1861. Eine Anfrage an Monsieur Lefevre, den jetzigen Direktor der Ecole Niedermeyer, der der Schwiegersohn Niedermeyers ist, könnte vielleicht Gewißheit über die bis jetzt nicht genügend aufgehellte Sache bringen.

Eine zweite Stradella-Arie wurde vor 1851 in die Welt gesetzt, weil das Gedicht mit der ersten gut ging. Deswegen kam man aber dem unanständigen Verfahren bald auf die Spur. „Was soll man sagen.“ — schreibt Ambros in seiner Musikgeschichte (III, Eml. S. 8) — „wenn ein berühmter deutscher Musikverleger die Arie des Paris aus Glucks Oper „Paride ed Elena“ (davon die Partitur in Wien längst gedruckt vorlag) aus G-moll nach D-moll transponiert und mit deutscher Uebersetzung Vater in Simmelshöhne (!) als Wert Stradellas publiziert.“ — Jeder Leser hat wohl die rechte Antwort auf der Lippe. Auch dieses Nachwort hat eine Zeitlang als Stradella den Weg in Kongresshale und Kirchen (!) gefunden. Hier folgen beide Melodien in ihrem Anfange zum Vergleich:



„Air Louis XIII.“ heißt eine Gavotte von Gounod, die 1868 für Klavier und für Orchester (von Gungl bearbeitet) erschien und beispiellose Verbreitung fand, weil das Ganze geschmackvoll gemacht und angenehm zu hören ist. Zu ihrem ersten Teile beizuge-

hen ein altes Thema, das aber viel älter ist, als der Titel beizagt und schon hundert Jahre vor dem dreizehnten Ludwig (regierte 1610–1648) bekannt war: es ist nämlich die Gluck-Arie, die schon unter Heinrich III. (regierte 1574 bis 1589) beliebt war. Sie steht in einer Bearbeitung für 5 Streichinstrumente bei La Borde, Essai sur la musique ancienne et moderne. Paris 1780. I 189. Dort hat die Melodie der Oberstimme folgendes Aussehen:



Das Tempo war lustig (gay), wie die Ueberschrift sagt.

Ueber den Ursprung bemerkt La Borde wie folgt: „Cet air est tiré la fête donnée par Beaujoyeux au Mariage du Duc de Joyeuse et de Mlle Vaudecourt.“ Damit sind wir auf die wahre Quelle hingewiesen, wissen aber noch nicht, wer der Komponist war und wann dieses Fest dem Liebste des Königs zu Ehren vom Schönspieler (Beaujoyeux war der Name für Balthazarini, dem berühmten Violoncellisten, Balletmeister und Kammerdiener der Königin) arrangiert wurde.

Aus der Operngeschichte Frankreichs wissen wir: daß zu jenem Hochzeitsfeste 1581 ein großes Ballett aufgeführt wurde, das auf Befehl des Königs Heinrich III. 1582 gedruckt erschien mit folgendem Titel: „Ballot comique de la Reine, fait aux noces de Mr. le Duc de Joyeuse et de Mlle de Vaudecourt, rempli de divers devises, mascarades, chansons de musique et autres gentillesces.“ Aus dem Buche selbst erfahren wir, daß Balthazarini bloß der Ballettarrengieur und die Musik dazu von den 8 Kammermusikern Beauville und Salmon komponiert war.

Die vollständige Ballettmusik ist wieder in Partitur gedruckt in Delbeves' Sammlung, die kurz vor 1870 in Paris erschien: Transcriptions et relations d'oeuvres anciennes célèbres depuis Balthazarini. Dort finden wir im Ballet comique de la Reine (1581) die Gluck-Arie zuerst und damit die thematische Grundlage zu Air Louis XIII.

Der Schlußsatz: Walzer von Franz Schubert, unter dessen deutschen Tänzen op. 97 Nr. 2 erschienen:



galt lange Zeit als Komposition Beethovens und wurde mehrmals mit dessen 1816 komponiertem Schmerzens- und Hoffnungs-Walzer zusammengeedruckt. „Webers letzter Gedanke“ wurde lange Zeit ein vom Dresdener Hofkapellmeister C. S. Reißiger komponierter Walzer benannt und wird noch bis heute unter diesem Titel viel verlangt, obgleich der wirkliche Komponist seine Autorschaft gerichtlich hat anerkennen lassen und in Musikzeitschriften der Irrtum seltener besprochen worden ist. Mit der Ueberschrift „Schmerz- u. Hoffnungs-Walzer“ war nämlich Reißigers Komposition schon 1824 in Peters' Verlag zu Leipzig als „Douce Valse brillante“ op. 26 Nr. 5 gedruckt. Da erschien 1727, kurz nach C. M. v. Webers Tod, in Paris derselbe Walzer als „La dernière pensée“ de C. M. v. Weber. — Hier ist der Anfang beider Walzer:



Die von Johannes Brahms veröffentlichten „Nationalen Tänze“ sind nicht seine Originalkompositionen, sondern nur harmonische Bearbeitungen wirklicher Nationalmelodien, die Brahms gedruckt vorfand und von denen die Komponisten bekannt sind. Darüber ist des öftern schon in Zeitungen geschrieben worden.

Der ungarische Violinvirtuos Remenyi macht im New Yorker Herald 1878 zuerst diese Thatsache bekannt und bezeugt: daß diese Tänze vorher in Pest gedruckt erschienen waren, und behauptet sogar, daß Brahms auch die Harmonik der Originale beibehalten habe. Zum Vergleich hat Remenyi die Originaldrucke zur Verfügung gestellt.

Darauf erschienen 1879 im Verlage von Hermann Grell zu Berlin die berühmten „Ungarischen Tänze“, vierhändig von Franz Liszt bearbeitet. Im Vorwort dazu lesen wir folgende Erklärung: „Es dürfte im Ausland nur wenig bekannt sein, daß die nachstehenden beliebten Ungarischen Tänze, welche im Johannes Brahms'schen Arrangement die Kunde durch die Welt machen, nicht nur Nationalmelodien (sind), sondern auch ihre Komponisten besitzen, von denen sogar noch einige leben. Ich betrachte es daher für einen Akt der Gerechtigkeit gegen meine Landsleute, wenn ich eine selbständige Bearbeitung ihrer Kompositionen veröffentliche, zugleich ihren Autornamen, sowie die Titel der betreffenden Tänze namhaft mache. Franz Liszt.“

„Ungarisch-ländisches Volksliedchen“ ist der Titel eines ganz netten, lieblichen Ständchens, das H. Kremer um 1880 für Männerstimmen bearbeitet und herausgegeben hat. Die metrische Text-Übersetzung der Anfangstrophe lautet:

„Komm, o komm, holdes Ständchen,  
Horch, schon schlägt unter Ständchen!  
Komm, o komm in den Hain herab!  
Sieh, der Mond lugt durch die Bäume,  
Schüttle ab die süßen Träume,  
Komm, o komm in den Hain herab!“

So oft ich das Ständchen singen hörte, fand ich in der Fassung der Melodie doch etwas sehr Modernes, und die Textworte sind in freier Uebersetzung der Musik angepaßt. Gehört habe ich, daß Herr Kremer das Original auf einem Weinbrandt-Gemälde oder Kupferstich (?) gefunden habe.

Glaubhaft für Kenner alter Musik würde die Sache, wenn Herr Kremer sich belassen wollte, irgendwo das Original der Melodie zu veröffentlichen.

Die gläubige Musikwelt hat man ferner mit einer „berühmten Romanesca“ aus dem 16. Jahrhundert mythifiziert. Es ist ein französisches Ständchen, das für Violino von Alard, später für Cello von F. A. Krumpholtz (1840), Servais und zuletzt 1865 von F. Gröschmacher herausgegeben wurde, immer freilich mit dem Titel: La Romanesca Faneux Air de la fin du 16me siècle. Der Anfang lautet:

Moderato.



u. f. w.

Der Titel ist entschieden falsch, da die Romanesca gleich mit der Gagliarda war und also  $\frac{3}{4}$  oder  $\frac{1}{2}$  Takt hatte. Mit mehr Recht darf sich diese hübsche französische Komposition eine Gavotte nennen. Ferner ist die Entstehungszeit gewiß nicht das 16., sondern erst das 17. oder 18. Jahrhundert, denn die Beweglichkeit der Melodie, ihre Ziernoten und Modulation weisen entschieden auf spätere Zeit. Die wahre Quelle der Grundmelodie, die man mit modernem Weinwerk schmückt, ist nicht bekannt.

Eine gegenwärtig viel gespielte Gavotte aus der Zeit der Maria Stuart von Morley ist so aufwendig modern fabrikt, daß schon jeder halbwegs funktionale Konfektionsrat gegen deren Echtheit Verbach schöpfen muß. Denn in genannter Komposition macht sich der überhörschwellige Nonenafford bis zum Uebermaß breit. Wer nun aber weiß: daß von Musikern jener Zeit noch nicht einmal ein Septinenafford gekannt und gebraucht worden ist, geschweige denn der gepreßte große Nonenafford in Gebrauch war, hat genug des Beweises, daß hier Fälschung vorliegt. Wir haben es hier offenbar mit einem sehr modernen Produkt zu thun, dem man — weil das Publikum es sich gefallen läßt — einen auffallenden Namen und hohes Alter beigelegt hat.

Aus den vorgebrachten Fällen ersieht man: wie gar leicht es ist, das große Publikum mit falschen Titeln und Zeitangaben zu täuschen. Die musikalische Welt hat nun einmal eine Liebhaberei für historische Musik und diese ist ja bald herzustellen.

Die historische Musik fabriziert wird, davon kann ich ein Beispiel erzählen: „Einem verstorbenen Musik-

verleger offerierte im Jahre 1877 ein Berliner Komponist den Hochtanzmarsch zur Vermählung der Marie Medici mit Henry IV. von Frankreich, am 6. Oktober 1600 gespielt.“ Ich habe den unterzeichneten Nevers flüchtig gesehen, mit welchem der lachende Verleger sich gegen Nachdruck wehren wollte. Wegen Todesfall ist glücklicherweise das lächerliche Epos nicht gedruckt worden und somit der Schwindel unterblieben.

Damit will ich hier heute schließen. Sollte manches von dem hier Berührten diesem oder jenem nicht gefallen, so wäre es mir leid. Es wird freilich schwer, über gewisse Thatsachen und Erfahrungen ohne Zorn und Gefühlsheit (sine ira, sine studio) zu schreiben. „Wer die Wahrheit sagt, den schlägt man mit dem Fiedelbogen vor den Kopf.“ Doch ein Musikhistoriker kennt seine Parteirücksichten: „Wahrheit über alles!“ F. M. B.



## Das Lied der Gräfin Königsmark.

Von Ernst Montanus.

(Fortsetzung.)

An einer Seitenwand des Gemaches stand ein kleines Glasidol, \* er hob den Deckel auf, und alsbald erscholl die Weise des „Süßes Weiden in dem Herzen“ auf dem Instrument, dessen Tasten noch nie eine solche Weidenschaft berührt hatte. In immer kunstvolleren Bearbeitungen variierte Keiser die Melodie, alles um sich her vergebend, bis plötzlich die Thür aufgerissen wurde und mit fröhlichem Gruße zwei Männer eintraten, welche wenige Minuten früher, zu Pferde von Hamburg kommend, vor dem „goldenen Anter“ eingetroffen waren.

Es waren Johann Matheson und Johann Adam Meisner. Der erstere, bis vor kurzem noch Heldentenor der Hamburger Oper, spielte in dem dortigen Musikleben als Komponist, Dirigent und Theoretiker eine hervorragende Rolle; er erschien wie immer mit peinlicher Sorgfalt gekleidet, welche den ihm von Keiser in humoristischer Laune verliehenen Beinamen „die weiße Stravatte“ durchaus rechtfertigte. Er machte ganz den Eindruck eines Hofmannes oder Diplomaten, wie er denn auch seit einigen Jahren von seinem Gönner, dem englischen Gesandten J. v. Wich, auf den Posten eines Geheimsekretärs der großbritannischen Gesandtschaft des niederländischen Reiches zu Hamburg erhoben worden war.

Den direkten Gegenatz zu ihm bildete der bide joviale Meisner, Organist an der Katharinenkirche zu Hamburg, der Keiser gleich um den Hals fiel und abküßte.

Die Freunde legten sich um den Tisch, auf den der Wirt inzwischen nach Reinhardts Weisung einen Jambö und einige Flaschen edlen Rüdesheimer gestellt hatte. Die Römer stiegen zusammen, dann mußte Keiser zunächst von seinen Erlebnissen aus neuester Zeit berichten und erwähnte dabei auch des heutigen Reiseabenteuers.

„Vortrefflich!“ meinte Matheson bedächtig, „dann wird Lukas v. Vostel gern alles thun, Euch eine halbige Rückkehr nach Hamburg zu ermöglichen. Vorherhand muß ich Euch als sorglicher Freund dringend abraten, dorthin zu gehen!“

Auch Meisner pflichtete dem bei, aber der geniale Tonbildner schüttelte den Kopf. „Sagt mir zuvor frei heraus: wie steht es mit Conrabine?“

„Sie ist die Verlobte des Grafen Gruczewski“, versicherte Matheson, der als erklärter Bräutigam mit ihr verlobt und sie noch im Laufe des Sommers heimführen wollte. Was wollt Ihr also noch bei ihr?“

Reinhold hatte die Lippen zusammengepreßt, dann entgegnete er mit Festigkeit: „Mit eigenen Augen will und muß ich mich von der Treulosigkeit jenes Weibes überzeugen, das mich so lange ungarnt gehalten hat. Dann erst werde ich mich wirklich frei fühlen von den Fesseln, die sie mir angelegt. Widerstrebt mir also nicht länger, Freunde, sondern rathet mir lieber, wie ich meinen Plan durchführen kann, ohne dabei den Fälschern in die Hände zu fallen.“

\* Eine der ältesten Formen unseres heutigen Klaviers; Clavichord und Clavicembel hießen sich nebeneinander, bis zu Ende des vorigen und im Anfang unseres Jahrhunderts das Hammerklavier beide vorranginge.

„Nun gut,“ erklärte Matheson jetzt, „wenn Ihr also Euren Willen durchsetzen wollt, so dürfen wir Euch unsere Hilfe nicht verweigern. Ich hatte es mir wohl gedacht, daß Ihr nicht zurückzukehren sein würdet, und bringe daher einen von der englischen Gesandtschaft ausgestellten Paß für den Kaufmann William Thornton aus Liverpool mit, habe in meinem Mantelfaß auch einen falschen Paß, Schminke und was sonst alles nötig ist, um mit Hilfe meiner alten Theaterkünstler Euch möglichst unsentimentlich zu machen. Das soll gelingen, ehe Ihr mit uns aufbrecht, um selbstredend bei mir Quartier zu nehmen. Möge im übrigen Euer Vorhaben zum Guten ausfallen!“

### III. Die schöne Conrabine.

Zeit Keisers Weggang war Joh. H. Saurbren, eine durchaus profanische Natur, aber ein guter Geschäftsmann, Direktor der Hamburger Opernbühne und hatte zuerst treffliche Geschäfte gemacht. Allmählich aber wurde das Publikum der flachen Opern eines Graupners, Grünewalds und Anderer, von denen keine auch nur annähernd den Erfolg der Keiser'schen Schöpfungen erzielte, müde, und es erhoben sich zahlreiche Stimmen, welche die Rückkehr jenes Tonbildners wünschten, den seine Freunde und Keiser dann freilich um so eifriger zu verlästern suchten.

Man hatte Graupners „Tido, Königin von Karthago“ gegeben, worin die Conrabi die Titelrolle sang. Nach beendeter Vorstellung begleitete Graf Gruczewski die Primadonna, wie immer, zu ihrer Portierkammer und begab sich dann in ihre am Seimweg gelegene Wohnung, wo sie die ganze, fürstlich eingerichtete erste Etage eines Hauses umschauete, um mit ihr zu Nacht zu speisen.

Sobald trat die Sängerin, nachdem sie sich umgesehen, in reicher Toilette, welche alle ihre Reize zur vollkommensten Geltung gelangen ließ, in den hellereuchteten Salon.

„Nun, mein Freund,“ sagte die Conrabine, mit holdem Lächeln dem Grafen die Hand dienend, die dieser zärtlich küßte, „wie wartet Ihr mit meiner Leistung zufrieden?“

„Ihr seid eine Königin,“ gab der Cavalier galsant zur Antwort, „wie sie schöner und majestätischer nie einen Thron geziert hat. Der Jubel des Publikums hat Euch ja genugsam bewiesen, wie souverän Ihr alle Herzen beherrsicht.“

„Nun ja,“ meinte die Sängerin etwas verdrossen, „es ist freilich leicht, das Parterre zu rühren, aber die Vögel bleiben neuerdings bei den Graupnerschen Opern leer, das stört mich und macht mich besorgt!“

„Es ist schlimm genug,“ entgegnete der Graf fast heftig, „daß Euch dergleichen überhaupt kümmern darf. Sieh doch meinen Thier nach, Geliebte,“ fuhr er mit leidenschaftlich vibrierender Stimme fort, „und entsetze schon jetzt diesem Wüthentreiben, dieser nichtigen Welt des Scheines, um mir zum Altar zu folgen. Ich mag es nicht länger mehr ansehen, wie die Augen von Hunderten blickend auf Dir ruhen, wie Du Dein holdes Lächeln, Deine süße Stimme an sie verschwendest, ihnen preisgibst, was nur mir gehören sollte!“

Er hatte seinen Arm um die üppige Gestalt der Sängerin gelegt und sie dicht an sich gezogen; wie berauscht fühlte er sich, als sie jetzt hingehend an seinem Herzen ruhte, und ihre schwarzen, ein magisches Feuer ausstrahlenden Augen tief in die seinen schauten. Sie schlang ihren vollen Arm um seinen Hals und bog sein Haupt etwas tiefer, indem sie ihm zärtlich küßte:

„Sei nicht so ungeduldig, Stanislaus, nur noch ein Weichen lag mir mein Künstlerleben, nur einige Monate noch, wie wir es ja ausgemacht hatten, dann folge ich Dir, um fortan nur Dir zu leben!“

In diesem Momente flog die Thüre auf und über die Schwelle trat eine Mannesgestalt, ohne daß der zur Seite gestohlene Diener und die scheltende Jofe es verhindern konnten. Die Conrabine fuhr aus dem Arm des Grafen empor und stieß einen Schrei aus, als sie Reinhard erkannte, den falschen Paß abnehmend, ruhig einige Schritte näher trat und dann mit eifrig kalter Miene sagte: „Verzeiht mein hörendes Eintreten, geschädigte Demoselle, — ich wußte nicht, daß mein Paß hier bereits besetzt sei.“

Graf Gruczewski wollte wütend den Degen ziehen, doch halbig trat die Primadonna zwischen ihn und den Komponisten.

„Ihr seid ein ehrloser Lügner,“ rief sie, „ich habe stets über Euer langweiliges Schmachtan nur gelacht und Euch nie ein Recht gegeben, irgendwelche Ansprache an mich zu erheben.“

„Ihr werdet mir Rede stehen, Monsieur,“ eiferte

der Graf, „mit dem Regen in der Hand will ich Euch zwingen, meiner Braut Abbitte zu thun!“

„Ist gar nicht nötig, Herr Graf,“ entgegnete Reinhard mit derselben düsteren Miene. „Ist die Dame Eure Braut, so habe ich hier nichts mehr zu suchen, und es wäre ungallant, sie an frühere Schwüre zu mahnen.“

Übermals wollte der Graf auf ihn losstürzen, doch der Blick des Müllers traf ihn so drohend und ernst, daß er seinen Voratz nicht ausführte.

„Nacht mich ruhig von hier scheiden!“ mahnte Keiser, „was ich sehen wollte, habe ich mit eigenen Augen wahrgenommen, — es hat mich geheilt von jahrelanger Krankheit, und dafür danke ich Euch, Mademoiselle Conradi.“

Tamit wandte er sich und schritt ruhig durch das Vorzimmer und dann die ins Erdgeschoß führende Treppe hinab, als ihm unten häufig der Blick des Hauses, ein wackerer Schreinermeister, den Keiser saum vom Aischen kannte, entgegenkam und ihn aus dem Hausflur in einen nach dem Hofe führenden Gang zog, indem er dem Betroffenen zurannte: „Trauen Sie den Trabanten des Bürgermeistersamtes, Monsieur Keiser, — einer Eurer Feinde muß Euch dennunziert haben, denn es ist auf Euch abgesehen, wie ich untermert belauschte. Sie wollen Euch verhaften, sobald Ihr aus dem Hause tretet, das soll aber nicht geschehen, soweit ich es verhindern kann. Ich bringe Euch in meinen Hof, aus dem ein Thürchen in eine Seitengasse führt, durch die Ihr leicht entkommen könnt.“

„Ich danke Euch, Meister,“ verbeugte Keiser, warm seine Hand drückend, „und folge Eurem Rats!“ Einen Augenblick war ihm wohl der Gedanke gekommen, sich gutwillig den Händlern auszuliefern, — aber nein, hier vor der Thür des freistehenden Hauses wollte er nicht verhaftet werden, diesen Triumph sollte sie nicht haben. Keine öfnete der Meister die Thür, und Reinhard schlüpfte in die dunkle Seitengasse, mit hastigen Schritten enteilend. Einer der Trabanten mußte aber doch Argwohn geschöpft haben; er lief bis zur Ecke des Hauses, erblickte dort trotz der Dunkelheit in der Gasse die Gestalt des Flüchtenden und begann mit seinen Kameraden nun eilends ihm nachzugehen.

Reinhard war inzwischen bereits in eine andere Straße eingebogen und eilte, ohne sich lange orientieren zu können, längs der Häuser mit ihren übereinander vorhangingen Stockwerken dahin. Er vernahm in der Ferne die Schritte der Verfolger und hatte wenig Aussicht, ihnen zu entkommen, wenn sich ihm nicht bald ein Ayl bot, in das er schlüpfen konnte, was freilich durch die damalig überall noch höchst mangelhafte Straßenbeleuchtung erleichtert wurde. Eben stürzte er wieder leuchtend um eine Ecke, als seinem Laufe urplötzlich ein Ziel gefehlt wurde. Vor einem Hause hielt eine Portschleife, und daneben stand auf dem Bürgersteige ein Trabant des Bürgermeistersamtes mit seiner Helmbarbe. Unfähig, seine Bewegung rechtzeitig zu hemmen, prallte Reinhard gegen den Diener des Geheges an, dessen Felleger ihn auf den Fersen waren. Gleichzeitg wurde die Thür jenes Hauses geöffnet, ein heller Lichtschein fiel auf die Straße, und eine Reinhard gar wohl bekannte Stimme rief: „Seht Ihr schon da, Sievers?“

Es war Anna, die jedenfalls nachsehen wollte, ob die Sänfte, welche sie und ihre Tante aus einer Abendgesellschaft nach Hause bringen sollte, schon da sei. Schon hatte auch sie Reinhard in dem leuchtenden Manne erkannt, um den der so unvermutet angefallene Trabant seinen Arm geschlagen hatte, und trat hastig an ihn heran.

„Mein Gott, — seid Ihr es, Reinhard, was ist's mit Euch?“

„Sie verstopfen mich, um mich zu verhaften,“ stöhnte dieser.

„Nimmermehr,“ gab jene mit wunderbarer Gutschoffenheit zur Antwort und, mit eigener Hand die Thür der Portschleife öffnend, fügte sie hinzu: „Steigt rasch ein und laßt alles Weitere meine Sorge sein.“ Wie willenlos gehorchte Reinhard, die Thür wurde hinter ihm geschlossen, und er hörte nur noch, wie Anna zu dem bärtigen Trabanten sagte: „Bringt den Herrn nach Hause und sagt der Geheige, daß sie ihn in das Fremdenzimmer führe, bis wir kommen. Dann laßt ihn schnell zurück, — aber Schweigen! Sievers, verstopft Euch mir, und ihr Anderen auch?“

Ein treuherriges: „Jawohl, jawohl!“ bewies, daß die schöne Nichte des Bürgermeisters wohl noch ganz andere Dinge von dem Untergebenen ihres Onkels und den beiden Sänfenträgern hätte verlangen können, da sie ihrer Güte und Freundschaft wegen allgemein beliebt war.

Die Sänfte setzte sich in Bewegung und wenige Augenblicke darauf schon stürzten die vier Trabanten atemlos an der ihnen wohlbestannten Portschleife der Frau Bürgermeisterin vorüber, während Sievers, den das getrennte Oberhaupt der Stadt der abendlichen Unruhe in den Straßen wegen stets mitzuschiden pflegte, schmunzelnd hinter denselben herschritt, ohne jene darüber aufzuklären, wie fruchtlos ihre Heßgagd sei. Ebenso ließen er und die beiden Sänfenträger sich, als sie nach einiger Zeit wieder vor dem Hause angelangt waren, von dem sie die Bürgermeisterin und deren Nichte hatten abholen sollen, ganz geduldig von der ersten wegen ihres verspäteten Kommens ausschellen.

Reinhard war indessen vor dem Hause des Bürgermeisters unbehelligt aufgestiegen und von der erstanten Magd Geheige, der Siemens Annas Wohnung ausgerichtet, in ein stattdes Fremdenzimmer geführt worden. Sie hatte eine Lampe auf den Tisch gestellt und beschäftigte sich dann damit, das anstossende Schlafgemach herzurichten. Der stonponist schritt raslos auf und nieder, noch kaum recht wissend, ob er eigentlich wache oder träume, so seltsam aufregend war alles, was er erlebt.

(Schluß folgt.)



## Sin Taugenichts.

Von Neumann-Strela.

Der junge Mann hieß Fritz, und dieser Fritz war ein — Taugenichts.

„Ein Generaltaugenichts!“ rief der Vater und schritt in der Stube auf und ab. „Fritz, hab' ich recht oder unrecht?“

Die Mutter seufzte tief und sagte leise: „Weißt du, Mann, wir hab' schon immer so was gesucht. Ja freilich, der Fritz hat die Maurerei erlernt, und Geselle ist er auch gewesen, aber daß er niemals mit rechter Lust dabei war, das haben wir doch immer gewußt. Die Musik —“

„Musik! Narrenspöken!“ fiel er ein und legte die geballte Hand auf den Tisch. „Ich will keinen Musikanten, will einen rechtschaffenen Maurermeister zum Sohn haben, und damit basta! Das Handwerk geht über alles; der Handwerker ist ein freier Mann, weil er überall gebraucht wird. Verstanden? Und nun paß auf, nun werde ich kurzen Prozeß machen. Der Junge will ein Musikant, das heißt ein Taugenichts werden, aber so wahr ich Lebendich Zeller heiße, in vier Wochen ist er Maurermeister und bekommt mein Haus und nimmt sich eine Frau, und damit basta! Verstanden? Und wenn er in diesen vier Wochen ein einzigesmal auf seiner Geige tragt, so zerfchlage ich diese Geige in hunderttausend Stücke. Ich bin der Vater, ich habe zu befehlen; und jetzt gib mir meinen braunen Rock, ich muß ein bißchen an die Luft gehen.“

Die Familie Zeller wohnte in Berlin, Münststraße Nr. 1. Vater Zeller, der bereits sein Jubiläum als Maurermeister gefeiert, war ein Mann, der sich sehen lassen konnte; sein Haus war groß, er besaß einen prächtigen Garten vor dem Schönhäuser Thore und zwei Ziegelfestungen hinter Potsdam.

Am Morgen nach seiner Unterredung zwischen den Eltern, welche die Mutter in ihrer Herzenangst dem Sohne sofort mitgeteilt hatte, schlich der vierundzwanzigjährige Fritz, die Barbüchle in der Tasche und die Geige unter dem Arm, auf den Zehen die Treppe hinab. Unten, vor der Schlafstube der Eltern, blieb er stehen und drückte die Hand auf das stürmende Herz. Vor seinen Augen ward es finster, er schwankte; dann aber sagte er sich und schritt zum Hause hinaus.

Der Sonne entgegen! Ihre Strahlen senkten Hoffnung in sein Herz. Ja, nun hinaus in die Welt und ein Mann, ein tüchtiger Mann werden, und dann wieder heim zum Vater und ihm sagen: „Ich bin meinem Genius gefolgt, und was ich geworden, das ward ich durch eigene Kraft!“

Er und ein Maurer! Seit seiner Kindheit Tagen hatte die Musik seine ganze Seele erfüllt. Als er noch ein Knabe war, baute er sich im Garten eine Orgel aus Latzen und Bretterwerk, und hatte er sich nicht das Geld zusammengebetzelt, um im Opernhaus

die Werke Grauns, Gitters und Mendas zu hören? Dann aber kamen die schweren Tage. Er mußte Zeichen und Geometrie erlernen und auf das Gerüst steigen und mauern: Der erste Bau, an dem er arbeitete, war das königliche Adettenhaus, aber wie oft warf er die Kelle hin und schlüpfte hinunter zu seinen neuen Freunden, den Sautboisten des Adettenhofs, mit denen er so lange musizierte, bis Herr Lamms, der Lechherr, mit dem spanischen Nobre intervenierte. Drei Jahre zogen ihn so vorüber. Als er dann, zum Gesellen geiprochen, in die Fremde wandern und sich „ganz leise“ auf die Musik legen wollte, da rief ihm der Vater sein diktatorisches Halt zu.

Wohin nun? Gleichviel, den Wollen nach. Raslos wanderte er die Straße immer weiter entlang, bis Tag auf Tag vergangen, bis mit einmal eine langgestreckte Stadt sich erhob — Halberstadt.

Wie es nun so gekommen, daß unser Fritz gleich nach seiner Ankunft in Halberstadt die Bekanntschaft Valentin Wendels, des Kunstpfiebers machte, das läßt sich nicht sagen. Gernig, die beiden fanden sich und schloßen Freundschaft.

Herr Valentin, ein leidenschaftlicher Triospfeler, war glücklich, daß er den dritten Mann gefunden. Hatte er doch bisher nur Duette mit seinem Vurschen spielen können; und ein Duet, pflegte er zu sagen, ist wie der Mond, ein Trio dagegen wie die Sonne. In seiner ersten Freude versicherte er Fritz, daß er bei ihm bleiben könnte, so lange er nur wollte; er teile zwar sein enges Stübchen schon mit seinem Vurschen, allein für einen Musikanten fände sich immer Platz.

Wie freudig schlug unser Fritz in die dargebotene Hand! Musik Tag und Nacht, nichts als Musik — das war ihm der Himmel schon auf Erden. Ueberrings wohnte der Kunstpfießer dem Himmel wirklich näher, als andere Menschen, nämlich hoch oben im Turm der Domkirche, dicht unter der großen Glode. Einundzwanzig Treppen kletterten sie hinauf.

„Was soll das Horn da an der Thür?“ fragte Fritz, als er eingetreten war.

„Das will ich Euch sagen,“ erwiderte Wendel, der bereits in seinen Noten wühlte. Mein Vursche muß alle Stunden aus der Ecke hier in das Horn stoßen, das hat der Bürgermeister so befohlen. — Was meint Ihr, fangen wir mit Wolf oder Graun, mit Reinberger oder Duang an?“

„Mit Meister Graun,“ rief Fritz. Die Noten aufgeschlagen, die Instrumente gestimmt, Herr Valentin hob den Bogen: mit einem Akkord begann der erste Satz.

„Bräutwill!“ rief der Dirigent, als die Introduction beendet war. „Aber jetzt das Adagio.“

„Ach, dieses herrliche Adagio!“

Fritz legte die Geige unter den Arm. Er hatte zwanzig Takte Pause. „Eins, zwei, drei, vier,“ zählte er leise.

In diesem Augenblicke schlug die Uhr.

„Jetzt muß ich blasen,“ rief der Vursche und wollte auf der E-Saite abbrechen.

Herrn Valentin besiel ein Jähzorn. „Spiel doch erst deinen Lauf zu Ende — eine stehende Dissonanz bringt mich um!“

Da winkte Fritz. „Spiel ruhig weiter, ich werde blasen, ich habe zwanzig Takte Pause. Sieben, acht —“ und er nahm das Horn vom Nagel und sprang hinaus.

„Rechte Ecke,“ rief Valentin ihm nach. „Neun, zehn —.“ Jetzt stand Fritz vor der Ecke und setzte das Horn an den Mund. „Elf, zwölf —“ zählte er und blies und blies. — Seine Gedanken waren bei dem herrlichen Adagio. — „Fünfzehn, sechzehn . . .“ Und weiter zählend, blies er wieder, er wußte nicht, wie oft, wußte kaum, daß er blies . . .

„Achtzehn, neunzehn —“

Da plötzlich legten sich vier Arme um seinen Nacken. „Mein Gott!“ schrie der Kunstpfießer, „wo ist das Feuer?“

„Wo brennt es?“ schrie der Vursche. Fritz machte große Augen. „Feuer? — Ich weiß von keinem Feuer.“

„Kein — Feuer?“ stammelte Valentin, „und Ihr macht Feuerlärm?“

„Meister,“ rief der Vursche, „hört Ihr's? Auf Sankt Niklas fangen sie schon an zu läuten, und jetzt auch auf dem Rathaus. Wenn's doch irgendwo brennen wollte!“

„Ja, wenn, wenn —!“ Herr Valentin rang die Hände und stürzte auf und ab. „Wir sind verloren! Seht doch nur auf die Straße. Die Leute laufen schon zusammen, um das Feuer zu sehen. Dann wird man heraufkommen und fragen, wo es brennt? Der Bürgermeister, die Ratsherren — o, es brennt nirgend, nirgend! Man hat die ganze Stadt zum

besten gehalten! O, o! Ich verliere mein Amt, und der Dürst! O, mein Gott, mein Gott! ... Der Dürst war vor der Erde geblieben. Plötzlich fuhr er zurück und schrie: „Meister, da kommen sie schon!“

Herr Valentin lehnte an der Mauer, zitterte wie im Fieber und wimmerte: „Dah ich es nicht gelagte! O, der Abend sieht uns alle im Stodhaus!“

„Ins Stodhaus — ich?“ rief Fritz, und seiner Hand entfiel das Horn. Und vor seinem Auge versank der Turm, Herr Valentin und der Dürst, und da sah er das Stodhaus und sich in einer künftigen Zelle und in Ketten. Und er sah den Vater und die Mutter, wie sie die Hände rangen, und er hörte, wie sie weinten über den — Verbrecher. Nein, das nicht, das nicht!

Er stürzte in die Stube und riß die Geige an sich. Zu spät! Denn näher und näher kamen die schweren Tritte, und jetzt, jetzt erschien das rosigende, leuchtende Gesicht des Wüßte, und geringe, drohende Stimmen riefen hinter ihm her nach dem Wüßte, der ganz Galberhaft um den Nachmittagschlaf betrog.

Unsern Fritz wurde es schwarz vor den Augen. Wie einen Tanten führte man ihn die Treppe hinauf. Alles drehte sich um ihn, sein Herz schien still zu stehen, immer größer wurde um ihn der Rärm. Dennoch aber drangen zwei Stimmen an sein Ohr und wie Messer in sein Herz, die Stimmen des Vaters und der Mutter: wir haben keinen Sohn mehr!

Und weiter? Wie lange dem Kunstseiler und seinem Freunde ein freies Quartier im Stodhaus eingeräumt worden, und ob jener je wieder auf den Turm gekommen ist, darüber schweigt die Geschichte. Das aber ist in ihren Wäldern aufgeschrieben, daß Fritz, nachdem er die Freiheit wieder erlangt, abermals zum Wanderfahne griff. Seine Wälderschaft schmolz, es kamen Krankheit, Kummer und Sorgen, und immer härter wurde der Kampf um das Brot, immer schwächer die Hoffnung ...

Weiter! In der Wohnstube sah Herr Leberecht Zeller bei seiner Frau. Die Pfeife schmeckte ihm nicht, er stützte den Kopf, er war alt geworden vor der Zeit. Die Frau hatte das Nähnagel in der Hand, kaum aber wußte sie, daß sie nähte, und jeder Stich in die Leinwand war ihr wie ein Stich in das Herz.

Da plötzlich kam ein Brief. Des Alten Hände zitterten, als er ihn erbrach, und die Mutter schrie auf, als er einen Blick auf die Schrift warf. „Ein geliebter Vater,“ so begann der Brief.

Weiter! Die ganze Wälderschaft war in Aufregung, denn der Fritz kam zurück, er kam heute. Und in dem Hause Nr. 1 herrschte ein Jubel wie zum Christfest. „Mutter,“ rief der Alte und legte den Kopf an ihre Brust, „nun haben wir unsern Jungen wieder. Wir wollen alles, alles vergessen, und was er werden will, das soll er werden, denn ich will Frieden haben und Freude um jeden Preis!“

Wer wußte es nicht, daß aus dem „Taugenichts“ etwas Rechtes und Echtes geworden! Solange die heilige Musik geht und gepflegt wird, wird man auch Carl Friedrich Zeller, den Begründer der Männerchor-Vereine und Schöpfer bedeutender Werke, den Freund Goethes und den Lehrer Felix Mendelssohn-Bartholdys in Ehren halten.



## Berliner Saison.

### VIII.

Berlin, im April.

#### Eine neue Oper.

Noch vor kurzem hätten es unsere Habitués ein wenig für eine Unmöglichkeit erklärt, daß sich das Berliner Opernhaus einer wirklichen und wahrhaftigen Novität annehmen würde. Man hatte sich an die gleichmäßige Abwandlung des alten Repertoires dermaßen gewöhnt, daß man eine Durchbrechung desselben kaum noch in Betracht zog. Und nun ist das Unwahrscheinliche dennoch wahr geworden: unter dem Regime Gogge ist eine neue Oper aus der Taufe gehoben worden; sehen wir uns den Tausling ein wenig an!

Das Werk „Turandot“ des Berliner Dichters Theobald Reichenow ist eine Oper von herrlicher Färbung. Inwieweit dem dramatischen Märchen von Carlo Gozzi nahe verwandt, weicht der Reichenows Text doch in mehreren Hauptpunkten so erheblich vom Original ab, daß man beinahe von

einer dichterischen Neuschöpfung reden kann. Das tragikomische Stück Gozzis, welches eine Verschmelzung morgenländischer Romantik mit der venezianischen Commedia dell'arte enthält, ist durch die Bearbeitung, richtiger gesagt Ueberlegung Schillers allen Deutschen bekannt geworden. Wir dürfen daher wohl voraussagen, daß jeder unserer Leser in seiner frühen Jugend die chinesische Prinzessin Turandot kennen und — verabschieden gelernt hat. Sie ist ein ganz uraltes Weib: jedem ihrer Freier stellt sie drei Rätsel; löst er sie nicht, so wandert er anstatt in das Loch der Ehe in ein besseres Jenseits, und zwar auf dem kürzesten Weg. Auf den Jinnen der Mauern Belings hängen in langen Reihen die grimmenden Schädel der Verblenden, welche sich auf die blutigen Rätsel der Kaiserstochter eingelassen haben.

Eine solche Figur wäre für die moderne Opernbühne undenkbar gewesen. Die Zeiten der schrankenlosen Fabelwillkür sind vorüber, und heutzutage dürfte es keinem Librettisten mehr gelingen, eine Heldin erst durch den Stiefel des Expositions als Mörderin zu kennzeichnen und hinterher sympathisch zu gestalten. Ohne die Sympathie der Hörer aber vermag eine Turandot in einem gelungenen Liebesmärchen auf der Bühne nicht zu leben. Reichenow hat dies sehr wohl eingesehen und mit einigen kühnen Griffen sowohl dem Gozzi, wie auch seinem klassischen Uebersetzer das Konzept gründlich verändert. Die neue Turandot tritt mit reinen Händen an die Kampfe, allerdings auch mit einem grauenhaften Vorkat, den sie indes beruht, sobald der erste Rätsellöser und Heiratskandidat in Sicht kommt.

Dieser letztere, der geistreiche Prinz Kalaf, hat sich gleichfalls einer durchgreifenden Seelenreform unterziehen müssen. Im italienischen Vorbild hat der Scharfmann Kalafs dessen männliche Energie rein ausgeht; in der Oper treten beide Eigenschaften als gleichwertige Faktoren nebeneinander auf. Ja, in dramatischer Hinsicht erweist sich der starke Charakter, den der Librettist seinem Helden angedrückt hat, als der wichtigere Teil in dessen geistigem Inventarium. Daß die große Rätsel-Szene mit der Lösung der Aufgaben endigt, wird schon zu Gozzis Zeiten seinen Zuschauer sonderlich überrascht haben. Derartige Gedankenprobleme mögen noch so innerlich konstruiert sein, sie bleiben im Grunde doch Wortspielereien, aus denen sich ein dramatischer Effekt nicht herauszulesen läßt. Wenn aber der Prinz in der Oper, kaum daß er sich Meister der Situation fühlt, den Speiß umkehrt und sich selbst als Preis für ein vierles Rätsel aussetzt, so stellt sich die Wirkung in voller Stärke ein. Unwillingst richtet sich an der Stelle, wo wir nur einen Gedankenrechner vermuteten, ein Held vor uns auf, und aus der orientalischen Puppenkomödie entwickelt sich ein bedeutsamer Konflikt.

Mit diesen Andeutungen haben wir die hervorsteckende Tugend der neuen Oper bezeichnet. Theobald Reichenow hat sich nicht mit der Fabrikarbeit jener Buchverfasser begnügt, welche alte Stoffe recht und schlecht für die Opernleinde einfädeln, sondern er hat den Uebergang eines dramatischen Modells durch neue und erprobliche Motive bereichert. Mit Lob soll ferner der hübschen Ausgestaltung der zahlreichen humoristischen Nebenfiguren gedacht werden. In musikalischer Hinsicht ist der Autor freilich unseren Ansprüchen an eine komische Oper ehlerer Gattung mancherlei schuldig geblieben. Viele Nummern der Partitur verraten eine leicht und sicher formende Hand, allein wir vermüssen die hohe Himmelsgabe der freien Inspiration, welche sich durch seinen Geist und seine Routine erheben läßt. Als erfahrener und gewandter Musiker versteht es Reichenow, jeden Vers mit ansprechender Melodie zu umkleiden, und das um so sicherer, als die meisten dieser Verse wahrscheinlich mit einem korrespondierenden Notenbild in seinem Kopfe entstanden sind. Gaben wir somit nirgendwo ein Mißverhältnis zwischen Wort und Tonausdruck festzustellen, so können wir uns doch nicht der Ansicht verschließen, daß die nämlichen Worte und Szenen eines erfindungsreicheren Verfahrens bedurft hätten, um Elemente einer vornehmen Oper zu werden. Das Niveau, welches der Komponist wohl selbst zu bewahren entschlossen war, verläßt sich an vielen Stellen wider Willen des Autors; der Stil der Operette wird nicht nur getreift, sondern auf längere Strecken festgehalten. Willst du gerade der letztere Umstand dem Werk das Fortkommen erleichtern, wenn auch nicht hier, so doch an manchen Provinzopern. Der äußere Erfolg entschied übrigens durchaus zu gunsten der Novität; über die Nachhaltigkeit des Erfolges sollen keine prognostischen Weisheiten, sondern die Ereignisse entscheiden. **A. Moszkowski.**

## Kunst und Künstler.

Das endgültige Programm für das an den Pfingsttagen, den 20., 21. und 22. Mai in Aachen stattfindende Niederrheinische Musikfest ist nun erschienen. Dasselbe findet unter Leitung des Hofkapellmeisters Hans Richter aus Wien und des Musikdirektors Eberhard Schwickerath von Aachen und unter Mitwirkung folgender Künstler und Künstlerinnen statt: Frau Fanny Moraw-Eiden, großherzoglich oldenburgische Kammerfräulein aus Leipzig (Soprano), Fräulein Hermine Spies, Kammerfräulein aus Wiesbaden (Alt), den Herren Max Mikorey, königl. Hofopernsänger aus München (Tenor), Carl Herron, Opernsänger aus Leipzig (Bass), Professor Dr. Joseph Joachim, Direktor der königl. Hochschule in Berlin (Violine), Professor Robert Hausmann aus Berlin (Violoncello). — Programm: Erster Tag, Sonntag den 20. Mai: Ouvertüre „Der Weisse des Hauses“ von Beethoven. „Der Weissag“, Oratorium von G. F. Handel. Zweiter Tag, Montag den 21. Mai: Ouvertüre zu „Gurvanthe“ von W. M. Weber. Kantate „Gottes Zeit ist die allerbeste Zeit“ von J. Seb. Bach. Ouvertüre zu „Genoveva“ von R. Schumann. Psalm „114“ von F. Mendelssohn. Schlussszene aus „Die Götterdämmerung“ von R. Wagner. Symphonie Nr. IX von Beethoven. Dritter Tag, Dienstag den 22. Mai: „Les Preludes“, symphonische Dichtung von Franz Liszt. Doppelkonzert für Violine und Violoncello, mit Orchesterbegleitung von J. Brahms. Solovorträge: „Schön-Elfen“ von Max Bruch. Ouvertüre zu „Benvenuto Cellini“ von G. H. Verdi. Solovorträge: Kaisermarsch von R. Wagner. — Ein Platz für die drei konzertierten Stimmen sollte 21. Mai. Plätze für Einzelkonzerte können nicht gezeichnet werden. Auswärtige wollen ihre Aufträge auf Plätze unter Bezeichnung des Betrages an H. B. Quadflieg (Theaterplatz 7) richten. Die zuerst gezeichneten 600 Plätze werden verlost.

II. Schwäbisches Musikfest in Stuttgart. Als man vor drei Jahren das erste Musikfest hier plante, dachte wohl niemand, daß dasselbe soviel Anklang und rege Teilnahme finden werde, daß man in wenigen Jahren ein zweites abhalten könne, oder gar, daß diese Feste — wie es den Wünschen hat — eine bleibende Erscheinung in unserem Musikleben bilden werden. Bei diesem zweiten Musikfeste, das — wie wir bereits mitteilten — Mitte Juni stattfindet, wird die königl. Hofkapelle den Stamm des durch weitere hiesige und auswärtige Kräfte so verstärkten Orchesters bilden. Der Chor rekrutiert sich aus dem königl. Singchor, dem Verein für klassische Kirchenmusik, dem Neuen Sängerverein und dem Schubertverein in Cannstatt. Feldirigent ist Hofkapellmeister Dr. Klengel, für das Oratorium Professor Dr. Faust. An Solisten haben wir zu erwarten: Professor Joachim, d'Albert, den Cellisten Klengel aus Leipzig, Hermine Spies, Frau Schmidt-Möhne aus Berlin, den Tenoristen Mikorey aus München und von Wilde jun. aus Leipzig. Das erste Konzert bringt Josina von Handel, die beiden andern als Hauptnummern Paradies und Peri, Toccata von Bach-Eiser, Troica und Garab — ein kleineres Chorwerk — von Krug-Baldie, einem hiesigen tüchtigen Komponisten. Dr. Brahms wird als Gast erwartet, da im Programm auch sein Doppelkonzert für Cello und Violine figurirt.

Das Programm für das diesjährige Musikfest in Birmingham ist veröffentlicht worden. Dasselbe umfaßt vier neue Werke, nämlich ein Oratorium „Judith“ von Dr. Herbert Barry; ein Choralwerk von Dr. Madenjie; eine Kantate von Dr. Bridge, dem Organisten der Westminsterabtei, beittelt „Kallirhoe“, und einen Psalm von Franz. Sir Arthur Sullivan wird sein Oratorium „Die goldene Legende“ selber dirigieren. Zum Generaldirigenten ist Hans Richter bestellt.

Die königliche Akademie der Künste zu Berlin hat Professor Fr. Gernsheim in Rotterdam zu ihrem ordentlichen Mitgliede gewählt.

In Leipzig ist der hochgeschätzte Sänger und Gesangslehrer Franz Göde gestorben.

Der badische Hofopernsänger Joseph Schöffler, lange Jahre als Tenorist beim Mannheimer Publikum äußerst beliebt, ist vor kurzem gestorben. Derselbe war ein geborner Wonnener und trieb in seiner Jugend das Rufenhandwerk.

Die Oper in Karlsruhe hat mit der Worführung von Verlioz „Beatrice und Benedict“ einen Akt künstlerischer Pietät vollzogen. Die an in-

teressanten Zügen reiche Oper ist bisher nur vereinzelt zur Aufführung gelangt; in Baden-Baden erlebte sie ihre Erstaufführung, Weimar brachte sie ebenfalls, doch damals ohne Erfolg. Nun wurde hier das Werk einer musikalisch-bildnerischen Revision unterzogen und durch Einführung von Recitationen denselben eine mehr geistvollere Gestalt verliehen.

— Mailand. Die von dem Männerchor Zürich im Verein mit dem Stala-Orchester in Mailand gegebenen Wohlthätigkeitskonzerte haben glänzenden Erfolg gehabt. Das Publikum war von dem prächtigen Zusammenwirken, sowie von der vollkommenen Fusion der Stimmen und der reinen Intonation geradezu verblüfft, denn bis jetzt hat man einen solchen Chorgeklang in Mailand nicht zu hören bekommen und mit Italienern ließe sich dergleichen überhaupt nicht erreichen, weil sie weder die erforderliche Geduld und Ausdauer besitzen, noch der unerlässlichen Disziplin sich fügen könnten. Es ist deshalb begreiflich, daß die trefflichen Leistungen des Chores zu stimmungsvollen Vorstellungen veranlaßten. Die beiden Programme enthielten meist deutsche Lieder, außerdem zwei Bruchstücke aus der Gounod'schen Messe für Männerchor und zwei von dem Dirigenten des Chors — Mittenhofer — für denselben bearbeitete italienische Volkslieder. Mittenhofer signierte auf dem Programm mit drei weiteren Nummern, von denen wir als besonders gelungen die Komposition von Schöffels „Möbelfeier“ erwähnen. Sehr interessant waren die Chöre „Zotenwolf“, Text von Widmann, Musik von Hegar, und „Daw Trglawohn“, Text von Wörnsen, Musik von Grig. Das Orchester unterstützte die vorderen Sänger mit acht Nummern und erzielte ebenfalls reichlichen Beifall; am besten gefielen die einleitende Symphonie zu Alfieri's Trauerspiel „Cain“ von Vazini, dem Direktor des hiesigen Konservatoriums, und das Präludium zu Bruch's „Korelei“. Faccio, dem Dirigenten des Stalaorchesters, wurde von dem Männerchor Zürich ein Lorbeerzweig gewidmet, Herrn Mittenhofer ein solcher von Faccio und mehrere andere vom Schweizerverein etc. Am letzten Abend fanden sich die Sänger mit ihren Freunden zu einem Abschiedstrunk im Teatro Castelli zusammen.

— Das jüngste Wohlthätigkeitskonzert, welches der Lieberkranz Heildronn veranstaltete, erhielt eine erhöhte Bedeutung durch die Mitwirkung von Prof. Gust. Reuten aus Köln dem Lehrer des hiesigen Vereinsdirigenten (Najenberg). Nicht allein als Geiger schmeichelte er sich in die Gunst des Publikums ein, sondern vorzugsweise in seiner Eigenschaft als Komponist, als welcher er sich besonders in einem neuen Männerchor mit Solo und Orchester: „Gesang der Jünglinge“, auf seiner Höhe zeigte. Das Konzert überhaupt, in welchem neben dem Chor die Damen Najenberger-Roth (Gesang) und Emma Majer (Mavier), sowie das Wälschle Militärs-Orchester mitwirkten, zählte zu den gelungensten, die seit vielen Jahren hier gehört wurden.

## Bermischtes.

— Der Malieranzug von Richard Wagner's Oper „Die Feen“, deren erste Aufführung bekanntlich für diesen Sommer am Hoftheater in München vorbereitet wird, erscheint demnächst im Verlage der Hofmusikalienhandlung von H. Ferd. Hofel in Mannheim.

— Wie wir schon früher mitzuteilen in der Lage waren, finden die diesjährigen Bühnenfestspiele in Bayreuth in der Zeit vom 22. Juli bis 19. August in der Weise statt, daß an allen dazwischen liegenden Sonntagen und Mittwochen „Parsifal“, an allen Montagen und Donnerstagen die „Meistersinger von Nürnberg“ zur Aufführung gelangen.

Die Hauptpartien beider Werke werden, wie wir vernahmen, wie folgt besetzt sein: Parsifal: Kundry, die Damen Materna (Wien), Matten (Dresden), Sucher (Hamburg); Parsifal, die Herren Gudschus (Dresden), Winkelmann (Wien), als weiterer Vertreter ist Herr von Dyl (Antwerpen) in Aussicht genommen; Amfortas, die Herren Reichmann (Wien), Scheidemantel (Dresden); Gurnemanz, die Herren Wiegand (Hamburg), Wilmkeiser (Hannover); Klingsor, die Herren Bland (Karlsruhe), Scheidemantel (Dresden). Meistersinger: Hans Sachs, die Herren Reichmann (Wien), Gura (München), Bland (Karlsruhe) für Herrn Gura würde im Falle der Unabkömmlichkeit in München Herr Scheidemantel eintreten; Pogner, die Herren Wiegand (Hamburg), Wilmkeiser (Hannover); Eva, die Damen Matten

(Dresden), Sucher (Hamburg), Bettaque (Bremen); Walther Stolzing, die Vertreter des „Parsifal“; Magdalene, Frau Stauffig (Berlin); Wodmeier, die Herren Friedrichs (Bremen), Milner (Karlsruhe); David, die Herren Schröder (Wien), Hofmüller (Darmstadt); Rothner, die Herren Bland (Karlsruhe), Heitstadt (Halle).

— Das für dieses Jahr in Hildesheim geplante Sängerkunstfest der „Vereinigten norddeutschen Liedertafeln“, dessen wir in unserer Nr. 7 gedenkten, ist neuerdings auf das Jahr 1889 verschoben worden.

— In Köln hat die Stadtverordnetenversammlung die Errichtung eines städtischen Orchesters genehmigt, welches im Stadttheater, in den Konzerten der Konzert-Gesellschaften, sowie bei öffentlichen Festen der Stadt den Dienst zu versehen hat; auch soll das Orchester während der Sommermonate sog. Sommer- und Volkskonzerte geben. Der Etat des Orchesters weist bei 41 Mitgliedern und 12 Aspiranten eine Ausgabe von 87,090 Mk. auf, dagegen Einnahmen vom Theater 51,320 Mk., von der Konzertgesellschaft 10,200 Mk., aus den mutmaßlichen Erträgen der Sommerkonzerte 16,000 Mk. und an unvorhergesehenen Einnahmen 1000 Mk., so daß die Stadt 8570 Mk. jährlich, und zwar vorläufig auf 5 Jahre, zuzuschießen hat. Später erhöht sich der Zuschuß auf 12,000 Mk.

— Auf dem in der Nähe von Paris gelegenen Landgute des Herrn Lamoureux soll, ganz nach Wagner'scher Art, ein Festspielhaus erbaut werden. In dem Theater, mit dessen Bau nun in diesem Jahre begonnen werden soll, will man im Laufe der Zeit sämtliche Wagner'sche Bühnenwerke zur Aufführung bringen; die Eröffnungsvorstellung soll nach den vorläufig gefaßten Plänen „Lohengrin“ bilden. Die einzelnen Vorstellungen dürften vor geplanten Einnahmen gesichert sein, da das Theater, welches selbstverständlich unter der Oberleitung des Herrn Lamoureux steht, einen durchaus privaten Charakter tragen wird. Einige reiche französische Wagner-Verehrer bringen die notwendigen Mittel auf. Das Haus selbst wird Raum für 800 Besucher enthalten. Die letzten müssen natürlich ihr Eintrittsgeld erlegen, können jedoch nur durch Einladung oder Subskription an den Vorstellungen teilnehmen.

## Vor und Nach.

— Der unvergeßliche Schauspieler und Volksdichter Johann Nestroy, „der Wiener Aristophanes“, wie er auch genannt wird, gestirbt einst in Preßburg an mehreren Abenden. Der Direktor des dortigen Theaters, der auf die Requisition wenig verwenden konnte, da ihm die nötigen Mittel dazu fehlten, war auch an einem dieser Abende des Nestroyschen Gastspiels in einem Stübchen beiseite. In einer Szene des 2. Aktes mußte der Direktor dem Wiener Künstler eine Gasse reichen. Nestroy griff ungeschickt nach ihr, und ließ sie mit heftigem Gepolter auf den Boden fallen — sie war aus Holz. Ein furchtbares Gelächter durchbrauste den Saal; Nestroy aber, in seinem unwürdevollen Sarkasmus und Humor ergriff schnell die Situation und sagte zu dem höchlich betroffenen Direktor: „So, mein Vetter, was soll's denn das Klaffen von der Seiten?“ Anschauernd Beifall flüchtete diesem mit der größten Ruhe gesprochenen Extempore.

— Militarismus im Feenreiche. Ein neues Feenstück hatte bei der ersten Aufführung die sentimentalischen Herzen weiblich gerührt. Schon war das schändliche Kaiser nach Gebühr bestraft, die edle Tugend sollte nun in der Schlusszene (Apotheose) lebendig belohnt werden. Doch mit des Geistes Mächten —! Alle Augen richteten sich auf die junge reizende Fee, welche apothetisch lächelnd, in weißelndem, buntglänzendem Gewande auf strahlendem Throne emporstieg. Mächtig lacht das ganze Publikum hell auf. Wunderbar! — Die schöne, zum Himmel emporblühende Fee ahnte nicht, was so verächtlich ihrisch zu ihren Füßen lag: eine Nixe, ein Sabel und ein Paar Handschuhe von einem — Offizier. Ganz verlegen senkte sich der Vorhang und erlöste die militärröthliche Fee vom Schreden — aber nicht von der Gelbtraute. Ihre Schwärmer für zweierlei Tugend soll seitdem merktlich abgekühlt worden sein.

H. G. Anton Rubinstein nahm 1844 seinen Aufenthalt im nordischen Athen, wo Felix Mendelssohn sich ganz besonders für ihn interessierte; der Verkehr mit diesem Meister schuf ihm viele schöne

Stunden, deren angenehme Erinnerung noch jetzt in dem Künstler fortlebt. Mendelssohn's Zuneigung zeigte sich bei den verschiedensten Anlässen, so auch gelegentlich der ersten Aufführung seiner „Athalie“ am Hofe, wo im königlichen Schlosse sämtliche Zuhörer geladene Gäste, Eintrittskarten also nicht erforderlich waren. Die Tagd nach Einlassbillets war arg, namentlich seitens der zahlreichen Freunde Mendelssohn's, der mit hundert Freisarten nicht ausgerichtet haben würde, aber nur zwei zu vergeben hatte — denn der Raum in einem königlichen Gasttheater ist beschränkt. Wie sehr muß nun Mendelssohn den damals fünfzehnjährigen Rubinstein geliebt haben, daß er ihm eine der beiden Karten gab und ihn an der Hand in den glänzend beleuchteten Saal führte! Dieser Anlaß erregte Aufsehen und Anton hätte bei den Berlinern mit einem genialen Werke schwerlich so viel Interesse erweckt, wie es ihm durch diese Auszeichnung Mendelssohn's zu teil ward.

## Litteratur.

**Czeray's Studien- und Unterichtswerke.** Bearbeitet von dem Professor Emil Breslau (Berlin) und Anton Dore (Wien) (Berlin, R. Simroth), erschienen in neuer, sorgsam revidierter Ausgabe, progressiv geordnet, mit teilweise neuem Fingerring und mit Erläuterungen und praktischen Anweisungen zum Selbststudium versehen. Prof. Dore bearbeitete die Schule der Geometrie — die täglichen Übungen — die Schule der linken Hand — Kunst der Geometrie — und 121 achttägige Übungen. Um die Herausgabe einer Anzahl weniger bekannter, aber sehr wichtiger Studienwerke hat sich Prof. E. Breslau verdient gemacht. Es sind: Schule des Vierecks — 24 Studien für die linke Hand auf 718 — 20 leichte Prälabien auf 601 — 22 sehr leichte Prälabien auf 694 — tägliche Fingerringe — 80 leichte und fortgeschrittene Anfängersätze auf 817 — der erste Abstraktenunterricht (100 Erläuterungen). Die Ausgabe Breslau-Dore zeichnet sich besonders aus durch eine Reihe lehrreicher Bemerkungen über Vortrag, Ausdehnung der Begriffe, sowie durch nützliche Hinweise über die Art des Studiums der Werke. Die genannten Werke, sowie die schöne Ausstattung und der billige Preis sichern der neuen Ausgabe die weiteste Verbreitung.

## Diagonal-Bahnenrätsel.

8	11	14	9	6	8	11	14	10
17	7	3	14	6	1	8	8	6
16	7	16	6	14	8	7	16	6
8	7	16	6	14	9	3	1	14
6	16	12	13	14	6	8	10	11
3	16	6	1	14	9	7	8	10
16	8	6	1	15	5	3	6	12
3	16	6	1	14	4	6	1	14
3	12	2	11	6	14	1	6	14

Werden die hier eingetragenen Zahlen durch die entsprechenden Buchstaben ersetzt, so nennen die wahren Reihen:

1. eine dänische Insel,
2. einen französischen Dichter,
3. einen deutschen Staatsmann der Gegenwart,
4. eine deutsche Oper,
5. eine Frauengestalt aus der ältesten deutschen Geschichte,
6. eine deutsche Oper,
7. einen deutschen Schlachtenmaler,
8. ein begeisterndes Getränk,
9. ein europäisches Königreich.

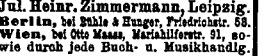
Ist alles gefunden, so wiederholen die beiden durch dickere Umrahmung bezeichneten Diagonalen, und zwar die eine von oben nach unten, die andere von unten nach oben, die in der vierten und fünften wahren Reihe genannten Opern.

C. L.

Anlösung des Rätsels in letzter Nummer:

Händel — Händel.







## Neben jeder Violine Schule zu gebrauchen:

# Musikalische Erholungen für junge Violinspieler. Blumenlese für junge Violinspieler.

Progressiv geordnete Übungs- und Unterhaltungsstücke, mit Benutzung beliebter Volks- und Kinderlieder, Opern und Tanzmelodien

bearbeitet von

**Jakob Blied.**

Op. 33.

Preis jedes Bandes für 1 oder 2 Violinen M. 1.50, mit Klavierbegleitung M. 3.—

### Bd. I, 100 sehr leichte Stücke.

Band I enthält außer den Anfangsgründen und Übungsstücken folgende Lieder, Tänze u. a. Nr. 9. Schlaf, Kindlein schlaf. 10. Schlaf, mein Kind, schlaf ein. 18. Gott in der Höhe sei Ehr allein. 21. Der Mond, der scheint, das Kindlein weint. 24. Wer weiß, wie nahe mir mein Ende. 25. Es spielt ein Mädchen im blumigen Aue. 26. Zum Reigen herbei. 28. Nun ade du mein lieb Heimatland. 29. Alle Vögel sind schon da. 35. A, a, der Winter ist schon da. 36. Hopp, hopp, Pferdchen lauf Galopp. 37. Summ, summ, summ, Wieschen summ herum. 38. Alles neu macht der Mai. 39. Der Winter ist kommen. 40. Wenn die Schule geschlossen. 43. Wer hat die schönsten Schäfchen. 44. Der Knack und der Esel. 45. Lieb

immer Treu und Redlichkeit. 46. Weist du, wie viel Sterne stehen. 47. Das Schiff streicht durch die Wellen. 48. O Straßburg, o Straßburg, du wunderliche Stadt. 49. Ich hatt einen Kameraden. 50. Morgenrot. 51. Polka. 52. Walzer. 55. Wer sitzt auf unserer Mauer? farinam. 56. Schier dreißig Jahre bist du alt. 57. Einen goldenen Wanderstab. 58. Verkrängt mit Laub. 59. Willkommen, o seliger Abend. 60. Der Freischütz, von Weber. Ouvertüre. 62. Walzer. 63. Polka. 68. O Tannenbaum. 69. So leb denn wohl, du süßes Haus. 70. Ein Jäger aus Kurpfalz. 71. Mit dem Pfeil, dem Bogen. 72. Steh ich in kühler Winternacht. 73. Walldorf auf grüner Heide. 74. Freut euch des Lebens. 76. Mozart, Menuett aus Don Juan. 77. Der Freischütz, von Weber: Zeise, leise, fromme

Weise. 78. Der Freischütz, von Weber: Wir wenden dir den Jungferntanz. 79. Winter: Das unterbrochene Opferfest. 81. Mazurka. 82. Galopp. 83. Heil dir im Siegerkranz. 86. Dehnbauer-Märchen: So leben wir. 87. Auf, auf, ihr Brüder und seid stark. Auf, auf, ihr Knaben, eilt herbei. 88. Ein Herz, das sich mit Sorgen quälte. 90. Bald fällt von diesen Zweigen. 93. Das Laub fällt von den Bäumen. 94. Muß ich denn. 95. Die Jäuber, köte, von Mozart: Ein Mädchen oder Weibchen. 96. Der Freischütz, von Weber: Was gleich wohl auf Erden. 97. Die Stumme von Portici, von Aubert: O schilt, wie herrlich herrscht der Morcan. 98. Joseph im Gypsen, von Mehul: Ich war ein Jüngling noch an Jahren. 99. Polka. 100. Die Schönbanner, Walzer von Lanner.

### Bd. II, 40 beliebte leichte Stücke.

Band II enthält: Nr. 101. Andantino. 102. Moderato. 103. Rondo. 104. Die Tochter des Negiments, von Donizetti. 105. Tell, von Rossini, Tyrolische. 106. Die Jäuberflotte, von Mozart: Der Vogelzanger bin ich ja. 107. Martha, von Flotow, Rege Mose. 109. Martha, von Flotow: Jägerin, schlau im Sinn. 110. Rheinfeil-Galopp. 111. Pierre-Mazurka. 112. Die Schwimmer, Walzer v. Lanner. 113. Marien-Polka. 116. Mit hunderttausend Stimmen ruft, hurrah! 117. Preisend

mit viel schönen Reben. 118. Wahlsant, Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd. 119. Andantino. 121. Wie war so schön doch Wald und Feld. 122. Allegro. 124. O sanetissima. 125. Im schönsten Feiertagsrunde. 126. Herz, mein Herz, warum so traurig. 127. Andante cantabile. 128. Die Tochter des Negiments, von Donizetti: Marciale. 129. Die lustigen Weiber von Windsor, von Nicolai: Ouvertüre. 130. Die weiße Dame von Boieldieu: Welche Lust Soldat zu sein. 131. Johann von Paris,

von Boieldieu: Welche Lust gewährt das Meinen. 132. Die Stumme von Portici, von Aubert: Schummerarie. 133. March aus Norma, von Bellini. 134. Georgen-Walzer. 135. Oberon, von Weber: Tacum frohlich. 136. Norma, von Bellini. 137. Oberon, von Weber: Arabien, mein Heimatland. 138. Die Jäuberflotte, von Mozart: Bei Männern, welche Liebe fühlen. 139. Cäcilien-Mazurka. 140. Alexander-Marsch, von L. v. Beethoven.

### Bd. III, 18 leichte ausgewählte Kompositionen.

Band III enthält: Nr. 141. Symphonie-Pastorale aus Meßias von Händel. 142. Er weidet seine Herde. 143. La chasse. 144. Schier dreißig Jahre bist du alt. 145. Jetzt gang i an Brinnee. 146. Weber, Auforderung zum Tanz. 147. Fra

Diavolo, von Aubert: Erblüht auf Felsenhöhen. 148. Tancréd, von Rossini: Gavotte. 149. Der Kalif von Bagdad, von Boieldieu: Ouvertüre. 150. Guter Mond du gehst so stille. 151. Polka. 152. Walzer. 153. Fagaro, von Mozart: Dort ver-

gibt leises Flüstern. 154. Don Juan, von Mozart: Reich mir die Hand, mein Leben. 155. Wenn's Malstüßel weht. 156. Von meiner Heimat muß ich scheiden. 157. Hund, Symphonie mit dem Paukenfisch. 158. Lanner, Marien-Walzer.

### Bd. IV, 14 größere Vortragsstücke in erleichterter Bearbeitung.

Band IV enthält: Nr. 159. Mozart, Rondo. 160. Mozart, Entführung aus dem Serail, Ouvertüre. 161. Haydn, Menuett aus der 3. Symphonie. 162. J. Lanner, Chopin's Jopfer. 163. F. Mendels-

Diavolo, von Aubert: Erblüht auf Felsenhöhen. 148. Tancréd, von Rossini: Gavotte. 149. Der Kalif von Bagdad, von Boieldieu: Ouvertüre. 150. Guter Mond du gehst so stille. 151. Polka. 152. Walzer. 153. Fagaro, von Mozart: Dort ver-

gibt leises Flüstern. 154. Don Juan, von Mozart: Reich mir die Hand, mein Leben. 155. Wenn's Malstüßel weht. 156. Von meiner Heimat muß ich scheiden. 157. Hund, Symphonie mit dem Paukenfisch. 158. Lanner, Marien-Walzer.

Das Werk empfiehlt sich dem Kenner als zweckmäßig geordnet und mag Lehrer und Lernenden recht sehr empfohlen sein.

Mit besonderer Freude wurde gewährt und geordnet, die Begleitung zeigt von Geschmack und so wird dem Lehrer und der Familie eine Auswahl geboten, welche von ähnlichen Werken den Vorzug hat, daß sie nur wirklich Gebiegenes, dem jugendlichen Gemüte Verstandliches bringt.

Es ist immer ein Verdienst zu nennen, wenn man dem jungen Violinspieler die Übungen auf seinem schwer zu erlernenden Instrumente so leicht und so angenehm wie möglich macht. Der Komponist dieser „Erholungen“ scheint seine jungen Schüler gut zu kennen, daß er stets das Nöthige zu treffen weiß, um sie unmerklich zu einer gewissen Fertigkeit im Spielen leichter Sätze zu führen. Gregoriusblatt (Radgen).

Die vorstehende Sammlung des auf dem Gebiete der musikalischen Unterrichtswerke bereits rühmlichst bekannten Verfassers darf Lehrern und Eltern als sehr nützlich und angelegentlich empfohlen werden. Das Werk dürfte namentlich in Familien, wo mehrere Kinder Musik treiben, sich von Nutzen erweisen. Müttern, welchen die musikalische Ausbildung ihrer jungen Violinspieler am Herzen liegt, dürfte die Sammlung erwünscht sein, da sie selbst mit leichter Mühe die gut gefasste und sehr spielbare Begleitung übernehmen können.

Es ist das Angenehme mit dem Nützlichen verbunden, weshalb dieses Werk als eine wertvolle Ergänzung zu jeder Violine Schule zu gebrauchen ist.

Nach genauer Durchsicht der „Musikalischen Erholungen“ wird man inne, daß dieselben ein ganz vortrefflich angelegtes, instruktives Werk für junge Violinspieler sind. Neue deutsche Schulzeitung (Berlin).

Verlag von P. J. Tonger, Köln am Rhein.

Eine Sammlung von Volksliedern, Opernmelodien, Variationen, Phantasien u. a. Stücken in instruktiver Folge bearbeitet von

**Herm. Schröder**

(Verfasser der Preis-Violinschule).

Vd. I. Erste Lage in den Tonarten bis zu 2 Kreuzen und bis zu 2 Beu als Vorzeichnung.  
Vd. II. Erste Lage in den Tonarten bis zu 5 Kreuzen und bis zu 5 Beu als Vorzeichnung.  
Vd. III. Mit Anwendung der dritten und zweiten Lage.

### Preis à Band:

Ausgabe für 1 Violine 1 M. Ausgabe für 1 Violine u. Klav. 2 M.  
" " 2 Violinen 2 " " " 2 Violinen " " 3 "

### Inhalt des I. Bandes.

Nr. 1. Choral: Gott des Himmels. 2. Nacht und Still. 3. Die Abendglocke schallt. 4. Der Mond ist aufgegangen. 5. Vögel will ich dir. 6. Abend wird es. 7. M. A. 8. Western Abend ging ich. 9. Schlaf, Kindlein schlaf. 10. Ich ein Knab ein Möselein stehn. 11. Die Sterne sind erblüht. 12. Es ist ein Schatz gefallen. 13. Die dunklen Schatten. 14. Winter ade. 15. Knack, knack ruft. 16. Hopp, hopp, hopp. 17. An der Saale. 18. Knack, du hast die Gans. 19. Lang, lang, ist's her. 20. Wald gras ich am Heide. 21. Im Margau hat zwei Lieb. 22. Du, du liegst mir. 23. Was kommt dort von der Höhe. 24. Aveline aus „Aigaro“. 25. Melodie aus „Lucrezia“. 26. Du weicht nicht wie lieblich du bist. 27. Der Zänger sah als kühl der Abend. 28. Wähe, liebes Weiden. 29. Chor aus „Wasserschmied“. 30. Ich schiffel um a Rinde. 31. Aus ihrem Schlaf. 32. O Tannenbaum. 33. Wohl an die Zeit. 34. Lieb aus „Lindene“. 35. Chor a. b. „Weissen Dame“. 36. Nun ade du mein Heimatland. 37. Freut euch. 38. Ich war Jüngling. 39. Bin aus und ganga. 40. Chor aus „Jubas“.

Macabäus. 41. Auch ich war ein Nübling. 42. Entlemb aus „Freischütz“. 43. Melodie aus „Aigaro“. 44. Auf den Bergen. 45. Schönbanner-Walzer. 46. Sertett aus „Lucrezia“. 47. Leise raucht. 48. Einmal bin ich nicht. 49. Kamm, sein Weiden. 50. Wenn sich zwei Herzen. 51. Sonst spielt ich mit dir. 52. Steh mir auf, du Lustiger. 53. Wie aus „Minaldo“. 54. Naß mich mit Thränen. 55. Schön glänzt die goldene Sonne. 56. Freudenoll und lieblich. 57. Das Ringlein. 58. Du herrig's schön's Trindel. 59. Der Vogelzanger. 60. Reich mir die Hand. 61. Lied aus „Waldschütz“. 62. A. V. D. 62. Der Knab hat seinen Freudenknack. 63. Manche Thräne aus meinen Augen. 64. Lustig leben die Soldaten. 65. Mendelssohn, Thema des D-moll-Trio. 66. Viel schöne Gaben. 67. Weit in der Ferne. 68. J. Vaterbach hab. 69. Es wohnt am Seegebade. 70. Es war einst König. 71. War einst ein junger Springinsfeld. 72. Phantasie über „Mädelchen“. 73. Bei armen, armen Mädchen. 74. Brautlied aus „Jah und Zimmermann“. 75. Jah und Zimmermann: Heil sei dem Tag.

### Inhalt des II. Bandes.

Nr. 1. Weber, Wir wenden dir den Jungferntanz. 2. Chopin, von Mozart: Reich mir die Hand, mein Leben. 155. Wenn's Malstüßel weht. 156. Von meiner Heimat muß ich scheiden. 157. Hund, Symphonie mit dem Paukenfisch. 158. Lanner, Marien-Walzer.

Kennst du das Land. 18. Strauß, J. (Walter), Deutsche Lust, Walzer. 19. Mendelssohn, Lied ohne Worte. 20. Im tiefen Keller sich die Bier. 21. Und ob die Wolke sich verflücht. 22. Klein ich will's nicht länger leiden. 23. Schröder, H. Rondo über das Volkslied „Mosele, Goldberglüh“. 24. Schubert, Fr., Menuett aus op. 78. 25. Volkslied: Wir der Fiddel auf dem Naden. 26. Boieldieu, Seht jenes Schloß. 27. Schröder, H. Phantasie über: Fahrenwacht. 28. Diabelli, A., Rondo aus op. 33. 29. Schröder, H., Variationen über „Den sieben langen Tag“. 30. Schröder, H., Phantasie über Schubert's Müllerlied.

### Inhalt des III. Bandes.

Nr. 1. Nobin Adair. 2. Ariette: Kommt ein schäner Burg gegangen. 3. Beethoven, Bagatelle. 4. Schubert, Fr., Moment musicale. 5. Beethoven, L. v., Rondo. 6. Schubert, Fr., Militärmarsch. 7. Beethoven, L. v., Menuett aus dem Sertett op. 20. 8. Strauß, J. (Walter), Naber's-Marsch. 9. Mendelssohn, Wiegenlied aus den „Liedern ohne Worte“. 10. Streuer, G., „Ein Schiß bin ich“ a. b. Oper: Das Nachtlager von Granada. 11.

Auber, Schummerlied aus: Die Stumme von Portici. 12. Schröder, H., Variationen über „O Sanctissima“. 13. Gluck, Chr. v., Ouvertüre zu Zephigen in Aulis. 14. Mozart, W. A., Türkisches Rondo aus der A-dur-Sonate. 15. Schröder, H., Phantasie über „Wenn die Schälben Feinmüßig zieht“. 16. Haydn, J., Menuett u. Scherzando. 17. Händel, G., Grob-schmied-Variationen. 18. Schröder, H., Phantasie über H. Mädel'sch's Aufschies Lied „Die Nachtigall“.

Diese vortrefflichen Stücken vom Verfasser der weltberühmten Preis-Violinschule bearbeitet, und neben jeder Schule zu gebrauchen. Dieselben geben Taktfertigkeit und Routine, liegen für Bogen und Finger bequem, sind überaus leicht und Spielmanier bildend und unterhaltend. Von großem Werte find die „progressiven Erläuterungen“, die sozusagen die Vorrede vertreten.

**ROM** Beste Bezugsquelle für echt römische Saiten aller Instrumente. Versand franko nach allen Ländern. — Fabrikpreise. — Preisverantw. franko. E. Tollert, Rom, Ripetta 57.

**A. E. Fischer,**  
Bremen, Katharinenstr. 30/31.

**Musik-Instrumentenfabrik**  
und **Saitenspinnerei**  
(gegründet 1864)  
empfiehlt von schönem, altem Holze gearbeitete

**Violinen,** 5 Jahre  
**Violas,** Garantie.  
**Violoncelli,** Garantie.

**Zithern, Flöten,**  
**Klarinetten, Oboen.**

**Trompeten,**  
**Trompeten, Kornett**  
**a Pistons, Waldhörner,**  
**Posaunen etc. etc.**

Sämtliche Musikinstrumente sind vom besten Material angefertigt und sehr sorgfältig abgestimmt; ich liefere dieselben sowohl in der alten hohen, als auch in der neuen tiefen Stimmung. Meine selbstverfertigten Instrumente finden nicht allein in Deutschland, sondern auch im Auslande (Russland, Schweden, Dänemark, England, Amerika etc.) wegen ihrer Güte und verhältnismäßig billigen Preise

große Anerkennung, und bin ich im Besitze von hunderten lobender Zeugnisse etc.  
Preisverantw. gratis und franko.  
Alle vorerwähnten Reparaturen werden schnell und billigst ausgeführt.



Wir ersuchen jedermann, sich illustrierte Beschreibung unserer epochemachenden Patentstimmvorrichtung kommen zu lassen.  
**Serbser & Co. — Pianofortefabrik,**  
Leipzig.

Das beste u. billigste Harmonium der Welt.

Ein Schmuck für jeden Zimmer.

Solidität, Schönheit, Wohlklang.

franko.

Nationalmusik-Vertrieb.

Köln.

Untere Goldschmied Nr. 38.

Barmen.

40 Neuerweg 40.

Rudolf Ibach,

Orgel- u. Harmonium-Magazin.

**Kornett à Piston,**

Trompeten u. alle Sorten Messing-Instr. nach eig. verbes. Konstr. empfiehlt Rob. Barth, Stuttgart. NB. Garantie für reinste Stimmung, Leichtblasigkeit, saubere, solide Arbeit. Preisverantw. gratis.

**Violinen,**

unübertroffene Meisterwerke der heutigen Geigenbaukunst, ebenso Zithern u. alle anderen Instrumente empfehle unter absoluter Garantie **Glasel & Herwig** in Markneukirchen i. S. Preisliste gratis u. franko.

**Gesucht**

eine gebrauchte Böhmische. Gef. Offerten u. Preisang. sub Chiff. A. 323 an **Rudolf Mosse, Zürich.** (M. 221.)

Unter Goldschmied 38 **KOELN** 38 Unter Goldschmied.

**RUD. BACH SOHN**  
Pianoforte-Fabrik  
Stylvolle Flügel und Pianinos.  
Neuerweg 40 **BARMEN** 40 Neuerweg.

Wallensee. **Weesen. Schweiz.**

**Hotel und Pension Speer** (ob dem Bahnhof).  
Klimatischer Luftkurort, Uebergangsstation. Beliebter Aufenthaltsort für Erholungsbedürftige und Rekonvaleszenten. Mannigfaltiges Exkursionsgebiet. Fröhliche Aussicht auf den Wallensee und das Hochgebirge. Pension Fr. 5.— bis 7.—  
Zivile Passantenpreise. Prospekte gratis und franko.  
Rob. Wyss, Besitzer.

**von Zimmermann'sche Naturheilkunst**  
bei Chemnitz, in reizender Lage am Fusse des Erzgebirges, Anwendung der physikalisch-dietetischen Heilmethode. Ausserordentliche Erfolge bei Magen-, Lungen-, Herz-, Nerven-, Unterleibs-, Frauenkrankh., Fettleber, Gicht, Zuckerkrankh., u. s. w. Sommer u. Winterkuren. Leitender Arzt: Dr. med. Böhm. Prospekte mit Beschreibung der Methode gratis durch die Direktion, sowie durch die Filialen der Firma Rudolf Mosse. Aerzte, welche das epochemachende Naturheilverfahren kennen lernen wollen, können als **Volontäre Aufnahme** finden.

Verlag von **F. & C. Neufahrt** in Leipzig.

**Koschat's Männerchöre.** Taschen-Ausgabe.

24 der beliebtesten Chöre aus Op. 1 bis 31.  
Partitur mit Portrait. Geb. A. 1.50 n. Jedes der 4 Stimmenhefte nur 50 &

**Lieder-Perlen** aus der deutschen Sängerkasse

von **Franz Abt.**  
Auswahl von Compositionen für vierstimmigen Männerchor.  
In 2 Hefen. Taschenformat.  
Partitur à A. 1.50 netto. Jede Stimme zu jedem Heft 50 & netto.  
„Ein wahres Schatzkästlein prächtiger Männerchöre, darunter solche von bedeutendem künstlerischen Werte.“  
Illustr. Wiener Extrablatt.

**Lustige Männerchöre.** Taschenformat.

Heft I bis III.  
Partitur à A. 1.50 netto. Jede Stimme zu jedem Heft 50 & netto.  
„Eine ebenso glücklich getroffene als brauchbare Auswahl von lustigen guten Stücken älterer und neuerer Meister für lustige Gesangsübungen.“  
Hamburg. Nachrichten.

Durch alle Buch- und Musikalienhandlungen zu beziehen:

**Trauermarsch**

auf den Tod

**Kaiser Wilhelm I.**

Für Klavier, komponiert von Hermann Kipper.

„Ein tieferer Marsch mit ergreifendem Trio.“

Preis 1 Mark.

Verlag von **P. J. Tonger** in Köln a. Rhein.

**ASBECK OSTHAUS, EICKEN & CO.**

**HAGEN Westph.**

**PATENT-TIEGELGUSSTAHLDRAHN**

Specialität Garantie

**KLAVIERSAITEN**

Für Kinder genügt

1-1/2, für Erwachsene 1-1/2.

**Tan-Confiture.**

In Schacht à 80 Pf., auch einzeln

nur in Apotheken.

Apotheker

**C. Kanold,**

Nachf.

**Götha.**

Apoth. Kanold's

**Tamar Indien**

Aerzt. warm empfohl., unschädlich, rein

pflanzl., sicher u. schmerzlos wirkende

**Confiture laxative**

Von angenehmem erfrisch. Geschmack,

ohne jede abführl. Nebenwirkung.

Allein echt.

Appetitföhr. — Wirksam.

Billigstes und vortrefflichstes

Journal für Kinder:

**Musikalische Jugendpost,**

reich illustriert

pro Quartal (6 Nummern mit zahl-

reichen Gratisbeilagen) 1 Mk.

Probennummern gratis u. franko.

Verlag Carl Gröninger, Stuttgart.

Durch alle Buch- und Musikalien-Hand-

lungen zu beziehen.

**Die Violintechnik**

von

**C. Courvoisier.**

Preis M. 2.

Ein unentbehrlicher Leitfaden für jeden

Violinpieler, speziell für Tonbildung und

Bogenführung.

Verlag von **P. J. Tonger, Köln.**

Für jede Musikschule sehr empfehlenswert:

**Taschenbüchlein der gebräuchlichsten**

**Musikalischen Kunstausdrücke**

von

**Franz Litterscheid.**

Gebunden 30 Pf.

Verlag von Carl Gröninger, Stuttgart.

**J. A. Hietel, Leipzig,**

Kap. Hoflieferant

Anteile bester renommierter

**Fahnen-**

**Manufactur.**

Nur Handarbeit.

**G. E. HÖFGEN, DRESDEN-N.**

**PATENT KINDER- UND KRANKEN-**

**WAGEN-FABRIK.**

**Patent-**

**Kinderwagen**

mit und ohne

Gummibekleidung,

das Vortrefflich-

ste für gesunde

wie kranke

Kinder.

Preis von

12-150 Mk.

**Kranken-Fahrräder**

monstrer und bewähr-

tester Constructionen

in allen Größen, ge-

polstert wie unge-

polstert mit und ohne

Gummibekleidung.

Preis 75-350 M.

**Elserne**

**Netzbettstellen**

für Kinder bis zu 12 Jahren.

Ausserordentl. pract.

Einbanddecken à No. 1.

Frachtdecken à No. 1.50

zu allen Jahrgängen der

„Neuen Musik-Zeitung“

komplette Jahrgänge à M. 3.20, sowie

einzelne Quartale à 80 Pf. sind durch alle

Buch- u. Musikalienhandl. zu beziehen.

Carl Gröninger, Stuttgart.

**Harmonium-Musikalien.**

Spezialität.

Auswahlensend. bereitwilligst. Katalog

mit den neuesten, empfehlenswerthe-

Ercheinungen (M. event. in Marken ein-

zussend. E. Simon, Weissen, Musi-

kalien- und Harmonium-Magazin, Lager

der berühmten Harmoniumfabrik von

Schiedmayer, Stuttgart. Illustr. Preisliste

gratis und franko. Teilzahlung gestattet.

**Pianoforte auf Kommission gesucht. R. H.**

**100. Rudolf Mosse, Magdeburg.**

**Heberall** das ideale Gattungsre-

spezialität. Briefe zu erlernen. Neue Schrift

„Kunst der Schrift“ 4.000 postrest. M. 1.

E. geb., aber noch gut erhalt. Flügel

für Gesangvergn. zu empf.) ist zu ver-

kaufen. Material in Eisenach.

Ein tüchtiger Bad erdelt die Gelegenheit.

Best! Gleich habe

früher. Oben habe

ein wasserf. Bad. In-

terlich die Jahre.

Speisekarte gratis.

C. W. Berlin, W. 14.

Zeitung Nr. 331.

Francophonie. Monatshefte.

**Reins- und Sulfänder**

in jeder gewünschten Farbentstellung

wünscht und schweissicht. — Hütband,

1 cm breit per Meter 50 Pf. — 65 Cts.

liefert prompt

W. Bachmann, Bandfabrikant,

Wädenswil (Schweiz).

**Glasfadenlichter,**

unübertroffen seit 1894, 6 mal

premiert, darunter 1894, Med. 1892

Nürnberg für vollkommene Aus-

führung d. Fabrikate in jeder

Grösse. „Bilder-Magazin“

Ausstellung 1894 u. s. w.

Vor Nachsch. sorgfältig.

**Eiche**

**HARTWIG & VOGEL**

**CACAO**

**DRESDEN**

Nach Angabe und unter Controlle von DR. SCHWEISSNER

erkenntlich.

**Heilung des Stotterns,**

des Schreibkrampfes, des Zitterns der

hände und ähnl. Leiden innerhalb 14 Ta-

gen unter Garantie. Aut. Atteste.

**J. Wolff,**

Köln, Hohenstaufenstr. 31.

Eine junge Dame, die gründl. Klavier-

u. Gesangsunterricht erhalten kann,

wünscht dementsprechend Stellung, an-

zusehst in einem Institut. Nähere Ausk.

erteilt Herr Musikalienhändler Dörfl in

Karlsruhe (Baden).

**G. E. HÖFGEN, DRESDEN-N.**

**FABRIK FÜR ZWEL UND DREIADLER**

Beste und

billigste

Bezugsquelle,

gleichzeitig

auch für Erzeu-

nisse anderer

deutscher und eng-

lischer Fabriken

ersten Ranges...

**ILLUSTRIRTE KATALOGE**

**GRATIS UND FRANCO**

Die praktischsten

**Lehr- und Nachschlagebücher**

für Musikstudien.

**Katechismus der Harmonielehre**

von Prof. Louis Köhler. Brosch. Mk. 1.—,

geb. Mk. 1.50.

**Konversations-Lexikon der Tonkunst**

von H. Mühl. Brosch. M. 5.—, geb. M. 6.

Probekosten gratis und franko.

Verlag von Carl Gröninger, Stuttgart.

IX. Jahrgang Nr. 10.

Stuttgart, 1888.



# Neue Musik-Zeitung.

— Auflage 51 000. —

Wöchentlich sechs, mit Künstler-Porträts etc. illustrierte Nummern und je einer Extrablatt, bestehend in verschiedenen, für Hausmusik geeigneten Gesangs- und Instrumental-Kompositionen, Musiker-Notizen, illustrierte Musikgeschichte u. s. w.

Verlag Carl Gröninger, Stuttgart-Leipzig  
(vormals F. A. Bongers in Leipzig).  
Inserate die halbjährliche Honorarliste Seite 75 flennig.  
Belagen für je 1000 Exp. Mark 5.—  
Kleinste Annahme von Inseraten und Belagen bei  
Rudolf Mosse Stuttgart, Leipzig, Berlin u. dessen Filialen.

Preis pro Quartal bei allen Postämtern in Deutschland, Österreich-Ungarn und Luxemburg, sowie in sämtlichen Buch- und Musikalien-Handlungen 80 Pfg.; direkt von Stuttgart und bei den Postämtern des Weltpostvereins 1 Mk. 50 Pfg. Einzelne Nummern 25 Pfg.

Alle früheren Jahrgänge sind neu aufgelegt in eleg. brosch. Bänden zu 80 Pfg. das Quartal, Einbanddecken à M. 1.—, Prachtdecken à M. 1.50 durch alle Buch- u. Musikalien-Handl. zu beziehen.

## Johann Nepomuk Hummel.

Ein musikalisches Charakterbild  
von  
Moritz Band.

A 9

Stilllich der begnadete Künstler, an dessen Wiege die Mäusen als Gebärter gestanden und dessen Jugend von den schützenden Flügeln des Genius umrauscht wurden, dem also schon vom ersten Beginne an die künstlerische Laufbahn von seinem Geschicke vorgezeichnet wurde. An unseren Meistern sehen wir, daß es zumeist nicht allein genügt, zum Künstler geboren zu sein, sondern daß man dazu auch erzogen werden muß. Ein solches Glück, in einem Maße, wie es selbst Götter hätte neidisch machen können, wurde Johann Nepomuk Hummel, dem vortrefflichen Meister, zu teil, dem es vergdunt war, an dem Wendepunkte zweier Jahrhunderte eine neue Epoche seiner Kunst, einen niegeahnten Triumph des Pianofortespiels zu schaffen. Als das 18. Jahrhundert zur Reize gehend die Blütezeit der klassischen Musik erleben ließ und der reiche Schatz von Melodien gebieterisch nach Kräften verlangte, die ihn in die Welt zu tragen berufen waren, waren es die Virtuosen, in deren Hand das ganze Leben der musikalischen Welt gelegt war, und darin lag das Geheimnis jener Erfolge von denen unsere



Väter noch heute mit der Glut heiligster Verehrung sprechen und die zu fassen, unsere nuchterne Zeit kaum mehr fähig ist. In seiner großen Zeit — am 14. November 1778 — war es, als Johann Nepomuk Hummel zu Breßburg in Ungarn das Licht der Welt erblickte. Sein erster Schritt ins Leben war — zum Klaviere und die goldene Zeit, die andere Kinder in der Schulkube zubringen, war bei ihm der Musik gewidmet, die den ersten und größten Eindruck auf sein kindliches Gemüt machte. Sein Vater war es, der ihn der Musik in die Arme legte und die Mutter, deren liebevolles Gemüt ihn in seinem halb unbewußten Streben befestigte und förderte. Kaum 7 Jahre jähnte das Knaben, als sein Ruf bereits über das Reichthum seiner Vaterstadt hinausgebrungen war und als bald darauf sein Vater einem Rufe folgte leitend nach Wien übersiedelte, war seinem Talente die Bahn in die Musikwelt gebahnt. Wien war damals mehr als je der Mittelpunkt alles musikalischen Lebens, das in Mozart seinen höchsten Genius besaß und dieser war es auch, der auf Hummels Entwicklung den entscheidenden Einfluß ausübte. Trotz aller Abneigung gegen systematischen Unterricht, die Mozart hegte, ließ er sich bestimmen, den kleinen Virtuosen in sein Haus zu nehmen und widmete ihm daseibst eine Fürsorge, die den Keim zu Hummels Größe erweckte und die sein bester Geleithrief in die Welt war. Hummel war noch zu kindlich, um die ganze Größe

Abonnements-Bestellungen auf die „Neue Musik-Zeitung“ (80 Pfg. pro Quartal) werden jederzeit von allen Postanstalten und Buch- oder Musikalien-Handlungen entgegengenommen und die bereits erschienenen Nummern des laufenden Quartals nachgeliefert.



seines Meisters erkennen zu können, aber sein empfängliches Gemüt mochte ihm sagen, daß er an der Seite dieses Genius nur ein Ziel haben müsse — „plus ultra“, „immer weiter“, welches Wort Mozart ihm zum Lehrsatz gemacht. Ueber zwei Jahre blieb Hummel bei seinem Meister und 1788 begann er an der Seite seines Vaters seine Reise in die Welt, die dem jungen Schüler eines Mozarts mit Spannung entgegen sah. Bisher war Hummel nur ein vollendeter Virtuoso, dessen blühende Technik Bewunderung erregte und der in ganz Deutschland, Holland, England unbeschreibliche Triumphe erlebte. Als Wunderkind war er ausgezogen, als gereifter Künstler kehrte er zurück, an Leib und Seele gestärkt und voll jenes heiligen Dranges, der das echte Genie beherrscht. 1795 begann er bei Albrechtsberger Komposition zu lernen und erwarb sich bei diesem die vollkommenste Gewandtheit im Kontrapunkt. Die Annuit und den formvollendeten Ausdruck seiner musikalischen Empfindung erwarb er sich jedoch nur in seinem Umgang mit Salieri, dem einflussreichen kaiserlichen Hofkapellmeister, während er seine Vertiefung und den Gedankenreichtum in erster Linie des großen Haydn warmer Anteilnahme verdankte. Dieser war es auch, unter dessen Augen Hummels erste Kompositionen entstanden, in dessen Sonate in Es (op. 13, Haydn gewidmet) auch merklich die Einwirkung des großen Meisters zu erkennen ist. Dieses Werk, sowie eine anmutige Phantasie (op. 18), Sonaten in F und C, und ein melodienarmes Konzert in C bilden die markantesten Hauptstücke seiner ersten schöpferischen Tätigkeit. Im Jahre 1807 wurde er Kapellmeister des ersten Wägenas Wiens, des Fürsten Nikolaus Esterházy, um welche Stelle zugleich Kalkbrenner, damals auf der Höhe seines Ruhmes stehend, konkurrierte. Der Fürst ließ beide Künstler zu einem Probeispiel vor einer ausserordentlichen Gesellschaft. Siegesgewis trat Kalkbrenner an das Piano und spielte eine Sonate aus eigener Feder. Der Beifall war riesig, und fast bebend näherte der junge Hummel dem Klaviere, von dem er kaum aufblicken wagte. Er spielte mit Befangenheit gleichfalls eine eigene Komposition und als er schließlich den Blick zu heben wagte, sah er, wie Kalkbrenner eigentümlich lächelnd mit dem Haupte den Takt begleitete. Dies machte Hummel Mut und Feuer und seine Finger entlockten den Tönen nun willkürliche Zauberklänge, denen ein stürmischer Beifall folgte. Kalkbrenner unarmte neidlos den jungen Virtuosen und empfahl selbst dem Fürsten, ihn zu seinem Kapellmeister zu machen. Hummel war überglücklich und drang darauf, daß das Los zwischen ihnen entschieden möge. Der Fürst willigte ein und Hummel fiel der glückbringende Fettel zu, der ihn zum fürstlichen Musikdirektor in glänzender dotierter Stellung machte. Des Fürsten Vorliebe für Streichmusik veranlaßte ihn eine Messe in B zu schreiben, deren großer Erfolg ihn zu weiterer Tätigkeit auf diesem Gebiete ermunterte. Auch einige Duettirten und dramatische Musik schuf Hummel in jenen Jahren, die jedoch so ziemlich verschollen sind. 1811 trat er aus dem fürstlichen Dienste und wurde — Klavierlehrer, in welcher Eigenschaft er den ersten Rang in Wien einnahm und die glänzendsten Erfolge erzielte. In seiner Unabhängigkeit begann auch sein Kompositionstalent seinen eigentlichen, selbständigen Entwicklungsgang. Zu jener Zeit entstanden die beliebte Bella Capriciosa und das große Nondo in A, welche einen Wendepunkt in Hummels Kompositionsart und den Uebergang zu seiner blühenden Technik bilden, die lange Zeit die Grundlage der ganzen Klaviermusik blieben. Er gab nunmehr seine Konzerte mehr, sondern widmete sich ausschließlich dem Unterricht und der Komposition. Sein wachsender Ruhm schaffte ihm einen Ruf nach Stuttgart, wo er als Kapellmeister, aber auch wieder als Virtuoso in die Öffentlichkeit trat. Hier entstand nun das berühmte A moll-Konzert, das mit dem Nondo op. 56 sein Lieblingsstück wurde, mit dem er allortenden enthusiastischen Beifall erregte. Ein neuer Zweig seines eigenartigen Talentes war es, der hier in der beachtlichen Ruhe seiner künstlerischen Tätigkeit zur Entwicklung reifte, mit welchem er den Vorrang über alle früheren und späteren Virtuosen erreichte und siegreich behauptete — die Improvisation oder die freie Phantasie. Ein Freund, dem das Glück zu teil geworden, in Hummels Nähe seinen geistreichen Inspirationen lauschen zu dürfen, schrieb darüber: „In den Dämmerstunden sah er da und ließ seine Phantasie ausströmen, verarbeitete teils eigene Gedanken in den mannigfaltigsten Charakteren, teils bestimmte Themen in freien oder gebundenen und fugierten Formen, suchte dieselben in allerlei Gestalten und Wendungen darzustellen und durch interessante harmonische Kombination zu verweben, und

bildete diese Kunst zu einer Fertigkeit und Sicherheit aus, welche von keinem zweiten Virtuosen seiner Zeit erreicht worden ist.“

Das war die Glanzzeit Hummels als Virtuoso und als bald darauf sein zauberlich schönes Sextett erschien, kannte der Beifall der musikalischen Welt seine Grenzen. Die feinsinnige Großherzogin Maria Paulowna berief ihn als Hofkapellmeister nach Weimar und in seiner dortigen unabhängigen Stellung schuf er jene stattliche Reihe von Werken, die seinen Namen groß machten. So die Sonate (op. 81), das Konzert in A (op. 85), in H, ein Quintett in Es (op. 87), die Sonate in As (op. 92), ein Nondo in B (op. 99) und vieles andere. Im Jahre 1822 machte er im Gefolge der Großherzogin eine Reise nach Rußland, die sich zu einem wahren Triumphzuge für ihn und seine hohe Gönnerin gestaltete. In Moskau war es auch, wo damals der berühmte Fied lebte, und wo Hummel auf eigenartige Weise die Bekanntschaft seines großen Kollegen machte.

Eines Morgens ging Hummel in seiner einfachen Art und Weise in Kleidung und Haltung zu Fied, der in einem kleinen Mietquartier wohnte. Er fand den Künstler im Schlaftrude mit der Pfeife im Munde, wie er einem Schüler Unterricht gab. „Ich wünsche zu Herrn Fied zu kommen“, sagte Hummel. — „Der bin ich“, entgegnete Fied; „was steht Ihnen zu Diensten?“ — „Ihre angenehme Bekanntschaft zu machen. Ich bin ein Liebhaber der Musik — aber ich sehe, daß Sie beschäftigt sind; lassen Sie sich nicht stören, ich kann warten.“ Fied ließ ihn ohne Umstände sich niederzulassen, und fragte bloß, ob ihn der Rauch nicht inkommodierte. „Keineswegs“, erwiderte Hummel, „ich rauche auch.“ Die Gegenwart eines Fremden verschätzte den anwesenden Zögling, der sich bald empfahl. Während der Zeit beobachtete aber Fied seinen Besuch sorgfältiger, und fand dessen Neukeres sonderbar, fast auffallend. Die Unterhaltung begann: „Was treiben Sie denn in Moskau?“ Hummel antwortete, daß er eigentlich in Handelsgeschäften gekommen sei, als großer Musikfreund aber von den ausgezeichneten Talenten des Herrn Fied vernommen habe, und daher die Stadt nicht habe verlassen wollen, ohne ihn gehört zu haben. Fied setzte sich also ans Pianoforte, um seinem Gast die Bekanntschaft zu gewähren. Obgleich er seinen Zuhörer für einen Laien hielt, so improvisierte er doch eine seiner Kapricen, die er stets so hinreichend auszuführen wußte. Hummel dankte ihm sehr für seine Gefälligkeit und versicherte, daß er noch nie das Piano mit solcher Fertigkeit und Präzision habe spielen hören. Fied entgegnete nun feinerseits mit höflichem Tone: „Da Sie Liebhaber der Musik sind, müssen Sie mir auch etwas vorspielen.“ Hummel machte einige Umstände, sagte, daß er bloß dann und wann die Orgel in seiner Vaterstadt gespielt habe, und nach Fied es nicht wagen könne, sich ans Piano zu setzen. „Das ist ganz einerlei! Ein Musikliebhaber weiß immer etwas auszuwenig.“ Und dabei lächelte Fied schon ganz heimlich über das, was er zu hören bekommen werde. So gleich aber begann nun Hummel, ohne weiteres Präliminium dasselbe Motiv, das Fied ihm vorgespielt hatte, und variierte es auf eine so kräftige und raumausfüllende Art mit der gewisvollsten aller Improvisationen, daß Fied einen Augenblick lang verstört blieb. Nicht lange aber wußte es, so ließ er seine Pfeife fallen, trocknete sich die Augen, nahm Hummel von hinten beim Kopfe, küßte ihn herb ab und rief voll Ehrfurcht: „Sie sind Hummel! Nur Hummel kann in der ganzen Welt so improvisieren.“ Hummel hatte alle Mühe, sich aus den Händen seines Bewunderers zu befreien, um sich in dessen Arme zu werfen. So machten diese beiden seltenen Menschen Bekanntschaft miteinander.

Das Jahr 1825 sah Hummel in Paris, wo er zum Ritter der Ehrenlegion gemacht wurde, eine Ehre, die nur noch von seinen persönlichen Vorzügen übertraffen wurde. 1826 konzertierte er in Belgien und den Niederlanden und 1827 war er wieder in Wien, wo er sein schönes Konzert in Es (op. 113) veröffentlichte. So wanderte er immer schaffend und reicherem Kreise und quer durch Europa und schloßte mit vollen Sägen den herausragenden Ruhm seines Talentes; erst 1830 hielt es ihn längere Zeit in London fest, wo er sich der deutschen Oper widmete und vieles Neue schuf, so ein neues Sextett, ein großes Nondo und eine Phantasie, „Derons Zauberkorn“, welche die bekannte Technik des Meisters in vollster Schönheit nachwies, aber schon eine merkwürdige Abnahme der Erfindung zeigten. In Weimar schuf er seine berühmte Klavierschule und eine stattliche Reihe von Etüden, und rief jene Hofkapellkonzerte ins Leben, welche durch die ersten Auf-

führungen von Hummels Kompositionen europäischen Ruf erlangten. Auch arbeitete er hier ein Jugendwerk, die Oper „Mathilde“, um, ohne damit irgend einen Erfolg zu erzielen. Auch einige Messen, Graduale und Offertorien fielen in die Zeit seiner Wirksamkeit zu Weimar, von welchen namentlich jene in D (op. 111) zu den schönsten ihrer Art gezählt werden muß.

Kranklichkeit begann den fleißigen Meister bald zu behindern, doch sein eifriger Fleiß ließ ihn anfangs darüber hinweggehen. Einige Vადereien trügten den im besten Mannesalter stehenden Hummel, doch immer tiefer griff ihn Herzeiden, um ihn im Herbst 1837 auf das Krankenlager zu werfen, von dem ihn am 17. Oktober der Tod erlöste. Ein Klagegusch ging durch die ganze musikalische Welt — Meister Hummel hatte zu frühzeitig ausgerufen! Die Wiener Schule hatte einen ihrer größten Meister verloren und wahrhaft erbebend war die Teilnahme, die seine zweite Vaterstadt bei dem Trauerrande für Hummel am 27. November 1837 zum Ausdruck brachte. Ueber seine Eigenart als Künstler ist unerforschlich viel zu sagen; Schönheit der Formen, warm empfundene, zu Herzen gehende Melodien und eine überaus reiche harmonische Gedankenfülle, sie bilden die äußeren Merkmale seines künstlerischen Seins. Mehr noch als Virtuoso zeigte er die Eigenschaften seines Talentes. Bei aller Lebenskraft des Spiels bewahrte er stets eine ruhige Klarheit, sein Ton war rund, seine Fassung vernehmlich. In seinen Phantasien war, wie gesagt, der Künstler am hinreißendsten und hierin lag das Geheimnis seines Erfolges, den ein Zeitgenosse in den begeisterten Worten zeichnete: „In Konzerten begann er dieselben gewöhnlich mit einem brillanten Gedanken, den er kontrastistisch ausführte, bis die strengen Formen ebnete nach einem Thema, das er in verschiedener Weise darstellte, selten eigentlich variierte, ihm dann ein zweites oder auch mehrere zugefügte und diese dann vermischte, verband, plötzlich aus Passagen hervortreten oder durchdringen ließ, immer präsent und überreichend. Größer aber war er noch, wenn er im Kreise Eingeweihter, oder wo es galt, die Tiefe seiner Kunst zu zeigen, phantasierte. Dann entfaltete er einen Reichtum von Formen und harmonischen Kombinationen, ja kam in solch einen Schwung, daß man oft bebauern mußte, wie viel der Gedanke auf dem langen bürren Wege aus dem Kopfe aufs Papier von seiner ursprünglichen Wärme verliert.“ Seine Arbeit ging langsam von Hand, dagegen war seine Notenschrift äußerst sauber und schön. Als Dirigent war er überaus hingebend und exact; er studierte mit jedem Orchestermitglied dessen Part, so daß unter seiner Leitung das Orchester sich immer sicher wußte. Seine immerwährende Sozialität und Güterlichkeit machten ihn zum liebenswürdigsten Gesellschafter, zumal er mit seiner Kunst sehr freigebig war und, wo immer es verlangt wurde, sich an den Fingern setzte und seine Zuhörer entzückte. Viele unglückliche Familien sind durch seine großmütige Hilfe dem Elend entrissen worden, ohne daß dabei jemals sein Name hätte genannt werden dürfen. Erst nach seinem Tode fand seine Gattin in einem geheimen Fach seines Schreibtisches die Dankbriefe, die den verschiedensten Fiedern entkamen. Wie es desseingachtet gerade Hummel begegnen konnte, für geizig zu gelten, ersahene unbegreiflich, wenn man nicht wüßte, daß er kleine Eigenheiten besaß, die leicht mißverstanden werden konnten. Ein Beispiel dafür hat Franz Ed. Genast in seinen unter dem Titel „Aus dem Tagebuch eines alten Schauspielers“ erschienenen Lebenserinnerungen erzählt. Genast, der sich einmal gleichzeitig mit Hummel zur Kur in Karlsbad aufhielt, war bei einem gemeinschaftlichen Auszug zum Reifensarshall erkannt worden, der alles zu ordnen und zu zählen hatte. Als dann Hummel den auf ihn entfallenden Teil der Kosten bezahlte, hatte er einen Strenger herauszubekommen, der aber nicht sofort vorhanden war. Genast wollte ihm deshalb denselben schuldig bleiben. „Aber“, rief Hummel, „lassens wechseln; so was wird bald vergessen und dann ist es mer brum.“ Kurz, Genast mußte wirklich wechseln lassen, um ihm seinen Strenger zu geben. Und derselbe Hummel gab wenige Tage darauf ohne Besinnen fünfzehn Thaler, als Genast ihm die Not einer armen Webersfamilie klagte! — Mit den Berlegern geriet Hummel oft hart zusammen. Ein Bekannter und reicher Berleger in Leipzig gab ihm einmal ein glänzendes Abendessen. Hummel hatte gerade seine große „Klavierschule“ vollendet und verlangte dafür 11 000 Thaler Honorar, die der Berleger nicht zahlen wollte. Bei Tisch gingen die Verhandlungen über dieselben Gegenstand hin und her, und da Hummel mit größter Ruhe auf dem geforderten Preise beharrte,

schrie endlich der Verleger in vollem Zorne: Ihr Komponisten seid alle verrückt geworden! Ihr wißt gar nicht mehr, was ihr von den armen Verlegern verlangen sollt.“ Das brachte nun auch Himmel aus seinem Gleichmuth, und er erwiderte: „Ja, ihr verfluchten Kerle von Verlegern, wie könntet ihr denn solche Soupers geben, wenn wir armen Komponisten nicht wären!“ Die ganze Gesellschaft brach in ein schallendes Gelächter aus, in welches der Betroffene selbst, nachdem er sich einigermaßen von seiner Verblüffung erholt hatte, herzlich mit einstimmt.

Ueber all diese kleinliche Charakterzüge ragt jedoch der hochhervorstechende, schöpferische Geist des großen Virtuosen und Komponisten empor und lebt sein Gedächtniß in den Herzen der Mitwelt, die an ihm eines ihrer erlauchtesten Talente, in dem Herzen der Nachwelt, die eines ihrer erhabensten Vorbilder an ihm beisehen. Einem dankbaren Vaterland Preßburg hat ihm 1887 ein Denkmal aus der Weidener Hand Viktor Tilgner's gewidmet, das uns den funkennden Kopf des Meisters zeigt, wie er träumerisch die Genien zu seinen Füßen anlächelt, gleichwie diese ihm in seiner Wiege zugelächelt haben mochten. ....



## Walthar von der Vogelweide.

Eine Erzählung aus dem dreizehnten Jahrhundert

von

Franz Silling.

(Schluß)

### III.

Auf den Tiroler Alpen kammten Freudenfeuer, und die Hirnen glänzten, als hätten ihre Feen den Sternenschnud, den strahlenden, uns Haupt genunden, und Hosen auf den ewigen Schnee gestreut. Auf hohen Bergen wolkten die alten Siegesbanner mit den Wappen von Mülken und Hohenhausen. Am herrlichsten jedoch hatte der alte Burgwart Hading die Welle von Trient geschmückt, in welcher Kaiser Rothart oft gestanden. In seiner Remonte fand man Weisland an die Wand gemalt, das sich dem deutschen Bären beugte, und darunter standen die Worte:

Was wir am deutschen Herd erlitten  
War in die Eichen eingeschitten,  
Nun endlich rächten die Germanen  
Am Römerrich die großen Ahnen.

Doch nicht minder siegestroch als die Inzassen von Trient war das Hirtenvolk vom Brennerpaß: mit Cymbeln und Schalmeien zog es durch die Lande. Den Zügelreigen tanzte man im Jüßerthale, da gab es Fest auf Fest, und laubbekränzte „Buben“ führten schmunde Dieren unter Blumenkronen. Fröhlich zog auf seinem schwarzen Leibroß, ganz in Stahl gekleidet, ein edler Singer ins Bereich der Berge, und als des Hochsteins majestätische Minne emporstieg aus dem lüppigen Waldesfranze, da griff der Regen in sein Seitenspiel und sang, daß rings die Nachtigallen lauschten:

\*Der hat des Schicksals Berg erklommen,  
Dem that sich auf des Glückes Thor,  
Der ist der Sonne nah gekommen,  
Dem sich die Tren zur Braut erklo.

Was uns die Erde hat gegeben,  
Kann über Nacht ein Sturm verwohn,  
Kein Erbteil folgt ins ewige Leben,  
Als nur die Liebe, die wir sahn.

Drum schwebt Frau Minne nah und ferne  
Als Bote Gottes durch die Welt,  
Ein Zeichen ist's, daß selbst die Sterne  
Die Hand der Liebe nur erhält.

So singend zog der Ritter in die Burg, vor welcher friedlich zahme Ahe graften. Belügt trat er durch die hohen Hallen, in welchen Thaumars Hochsitz sich erhob. Den Erster suchte er, in dem die Liebste oft die Laute spielte und singend ihn ins Thal hinab begrüßte. Da lag die Laute noch und dicht daneben blühte der goldne Faden, den sie jüngst ge-

sponnen, wo aber war sie selbst? Er fand sie endlich unterm Lindenbäume, der Stätte ihrer süßen Kindertäume: doch nicht wie sonst lag fröhlich sie ins Weite, nein, schluchzend lag sie, nicht des Freundes Nähe ahnend, mit verblühtem Mutliß auf der Erde.

„Editha“, rief er, „Liebling meiner Seele, ist das die Siegesreide deines Herzens?“

„Walthar“ — klang es nun von ihren Lippen, als sähe sie den Engel der Erlösung — „ach endlich, endlich nahlst du der Verlassenen.“

„Herz, mit den Wollen und den Binden war ich gern gezogen und geflogen, doch träge sind die besten Hoffe, und mit dem Sturme um die Wette jagen die Gedanken nur des Lebenden. Sie weiten stets bei dir, bei meinem Sterne, der thräuentrüb mir in die Augen schaut. Sprich, was verbunkelt mir dein selig Licht, was trauert er am Siegesfest der Freude?“

„O lächelst du den Zweispalt meiner Seele, und ahnest du die fürchterliche Wahl!“

„Du weinst und weinst? O Himmel, was geschah?“

„Fröhlich zog ich mit dem Vater von der Burg hernieder, um mit dem Wolf das Siegesfest zu feiern. Wie freute ich Graf Thaummar, wie sah er majestätisch auf dem Halben und trug den Kriegsschnud seiner goldnen Jugend, und wie strahlte dieier Helm, den er am Grabe des Erlösers trug, auf seinem schönen, weißgelockten Haupte. Hoch die Standarte schwingend, die ihm die Saragenen einst entreißen wollten, und die er siegreich seinem Meer bewahrte, sagte er bewegt zu diesem Mann: „So lang ich lebe grüße ich in dir die Ehre Deutschlands und der Hohenhausen!“

„Schweig, Hochverräter an dem Welfenhanse“, rief es jetzt aus unserer nächsten Nähe, und ein Ritter mit geschlossenem Visier hielt plötzlich den muntern Halben meines Vaters auf. „Was soll das?“ fragte dieser zornig, „wer du auch seist, der Sohn der guten Sitte bist du nicht, denn deine Achtung hast du vor dem Alter.“

Darauf entgegnete der andere hämisch: „Das Kind bedarf des Mundworts, wie das Alter, das kindlich werdend einen Führer braucht. Drum halt ich Euch am Leisest Gurer Thorheit fest, bis Ihr auf meiner Welle zu Versland gekommen.“ „Schurke“, rief Graf Thaummar und griff zum Schwerte. Kaum aber hatte er es halb gezogen, als sieben Männer aus dem Dickicht stürzten, die ihn jählings von dem Pferde rissen, während dieser, der dem Troß gebot, mit rauher Stimme zu dem schwer bedrohten Vater sagte: „In Kaiser Lotos Namen nehm ich Euch gefangen.“ In dämmen führten nun die wilden Knechte den edeln Greis, ich aber raufte mir das Haar in grauem Weh und rief die Gottheit an. „Nüßig, Täubchen“, sprach zu mir des Troßes Führer, der zurückgeblieben, „noch geht's dem Alten nicht an Hals und Kragen, und faulisch ist der größte, wie der kleinste, was hast du mir zu bieten?“

„Der Mutter Erbteil“, sprach ich schnell gefaßt. Er aber schüttelte das Haupt und sagte:

„Heute steht mir nicht mein Sinn nach kaltem Golde, das ich vom Krämer an dem Wege mir erbeute.“

Da legte ich ihm meinen Schnud zu Füßen, samt allen Perlen, die mein Pflichtwort zierten. Er aber sagte lächelnd: „Süße Maid, die Sultansperle, die ich suchte, bist du selbst. Was trittst du schon zurück? Warb ich doch längst um deine weiße Hand. Du aber wolltest Nidhard nicht erlösen und suchtest Nüßung auf der Vogelweide.“

„Nidhard“, rief ich entsetzt, „Ihr also seid der schändliche Feind am Wege? Ich muß gestehen, Ihr rächt Euch hart und schwer.“

„Vergeht nicht, daß vom Wetterbühl ich flamme, der hochgelegen mit dem Sturm Bekanntschaft machte, von dem ich wiederum das Raten lernte. In Weibeshand jedoch werd ich zu Wachs. Wie Ihr mich formt, ersehe ich Euch in Zukunft. Sprich, willst du meine hohe Herrin werden, so bist du meines Gaues Königin, willst du es aber nicht, so büßt dein Vater dein frohsig Klein mit seinem Leben.“

„Und du, Editha“, fragte Walthar bebend, „nur die Gefahr erprobt die Macht der Liebe, was thatest du?“

„Ich erbat, auf deine Heimkehr hoffend, Bedenkzeit von dem Schredlichen, jedoch die Frist geht heute schon zu Ende, und — schick uns Gott — das Horn des Turmwards sagt mir: daß die Stunde naht, in der mir Wetterbühl den Jelter sendet, um mich abzuholen! Ach Walthar, ich will den Vater lösen und dann sterben, eh' Nidhard mich zum Brautgemach geleitet.“

In Walthers dunkeln Augen schimmte es feucht, er sank erschüttert vor Editha nieder und rief:

„Mit Herzblut löst nur wer Frau Minne kennt, Gott lohne dir den hohen Mut der Liebe!“

Auf dem Wetterbühl war reges Leben: im Feinschnud prangten seine stolzen Hallen, der Burghof war mit Blumen reich bekränzt, und die mächtigen Pfeiler und Gewölbe des Wachsraums waren mit Schilden und mit Laubgewinden schon geziert; die goldne Ornamentik der Kapelle strahlte im bunten Kerkenschnimmer und im Mittersaale waren Banner- und Wappenspyramiden aufgerichtet, die von dem farbig-rieselsteppich bis zu der Sternenkuppel seiner Decke reichten. So hatte Nidhard hochzeitlich sein Haus bestellt, als ihm die Gerölbe vom Hochstein die frohe Kunde brachten, daß Editha sich zum Brautgang nach dem Wetterbühl entschlossen habe.

Weit jonneller nahte sie als er gehofft, gefolgt von einem Zug von Reissigen aus Thaumars Mann. Ihr zur Seite ritt ein kindlich artiger Page, der ihr fast zum Verwechseln ähnlich sah. Das war ihr Bruder, der bei dem Pfalzgraf von bei Rhein in Lehen stand. Der schöne Knabe sah mit Trauer auf die Schwester, die ihn zu trösten schien. Weilig eilte Nidhard ihr entgegen, begrüßte sie als Mägin der Liebe und führte die züchtige Maid, die tief bekränzt kaum anzublicken wagte, unter Sang und Klang zum Gastlich in dem hohen Mittersaale. Dort reichte er der Tochter Thaumars den Gostirant mit den Worten: „Dir Herrin biet ich in der Christusküche\* das heilige Blut der treuen Liebe dar.“

Sie aber stich den dargereichten Becher um und sagte:

„So wahr ich stets der Gottheit Minne trant, werd ich mit dir nicht trinken, bis du die Meintat an dem Vater sübstest.“

Natürlich wurde Thaumars Kerk schnell geöffnet, doch der Greis, der seine Tochter seinem Reigen mißgönnte, und ihr den schweren Gram, den er nimmer um sie erlitt, verbergen wollte, enteilte, den Gastsaal meidend, zu seiner trauten Welle in Tirol. „Editha“, sagte nun Graf Wetterbühl, „ich sübste meine Schuld an deinem Vater. Frei ist er wie der Vogel in der Luft, drum leg auch mir nicht länger Fesseln an. Die Schleierhüllen, die dein Antlig bergen, entferne endlich vor dem Bräutigam, denn nach dem Brautfluch steht sich meine Seele.“

Sie aber sprach zu ihm:

„So wahr du nicht geüßtest die Schmach des Vaters, werd ich nicht süßen, wie einst Judas sühte. Wie sünt der Flor von meinem Angesicht, so du die weiten nicht zum Nahlstichs bietest, die Thaummar dort im Turmgsölbe trug.“

Auf einen Wink des Burgherrn legte man der Braut die Fesseln in den Schoß. Kaum aber war's geschehen, als sie das züchtige Antlig hoch erheben rief: „Heil diesem Meiden, der von Ma-Thor die Kade lernte! Wie er im Brautgewand ins Haus der Meien schlich, um seinen Donnerhammer wieder heimzuholen, so schlich auch ich zur Stätte unserer Uebel. Frei wurde nun der Vater durch meine List, doch blühtige Jähren fielen auf die Kette, die er trug. Ich hebe sie auf zum Himmel samt dem Flor, der mein Gesicht verhüllend dir verberg, daß nicht Editha, sondern ihr Erwahlter, der Sinner Walthar von der Vogelweide, dir einen Brautgang gönnte.“ — Jauchst du, und wilst die Reissigen herbei? Getrost, auch mein Gesolge steht im Burghof, wie du weis, doch ich verzichte auf der Mannen Hilfe. Dir aber, Schurke, der sich des Jammers edler Frauen freut, Mörder, der des Krämers Schreden stets gewelen, Verräter, der auf schwache Greise lauert, Freveler, dem der sübige Reid am Herzen frist, und endlich Störder aller Minnefreuden, der an dem Tisch des Welfen nichts erlernte, als wie man schandet auf das Gut des Nächsten — dir muß ich künden: daß die Erde nicht Raum mehr für uns beide bietet, und also fordere ich dich hiermit zur ernten Tost!“

Das Antlig hoch gerüdt und die Lippen blutig von dem Biß desorns, griff Nidhard rasend zu den Waffen seiner Väter. Walthar aber streifte schnell die weibliche Gewandung von der herrlichen Gestalt, die ganz in seinen Stahl gekleidet war, der sich geschmeidig wie ein seidenes Netz an seine Glieder schmiegte.

Nun wurde von den Gegnern mancher tüchtige Gang gewagt und, nach Art des alten Sarnot, nicht mit dem Gabilot, sondern mit dem Schwert gefritten. Doch obwohl der Kämpfe von dem Wetterbühl gedachte, „den Spielmann“ bei dem ersten Anlauf schon hinab zu zwingen in den Staub der Erde, gelang es

\* Lacrymae Christi — die beste Weingattung, am Fuße des Vesuvus wachsend.

bieser Hand, die öfter schon das Saitenspiel gehalten als die Waffe, dem wilden Midhard hohe Not zu schaffen. Das Recht — das immer Sieger bleiben sollte — es schaltete Walthers Arm, und mit der Gewalt des Kriegsgottes streckte er den Feind zu Boden, der mit dem Tode ringend auf zum Himmel blickte, an den er nie geglaubt so lang er lebte.

Als es geschah, da sank der zarte Page, welcher nicht Edithas Bruder, sondern Thantmars Tochter war, dem Singer in die Arme und sagte mit tief bewegter Stimme: „Gepriesen sei die Allmacht, die die Hoffart fällte und über dich das Schild der Gnade hielt. Gepriesen sei dein Mut, mit dem du Thantmars blutige Fährten rächtest: die Fessel, die einst seiner Freiheit drohte, wird ihn mit magischen Banden an dich knüpfen und stolz begrüßt er dich als seinen Sohn.“

„Wohl mir,“ sprach Walthar, heiß die Braut umschlingend, „dass ich des Vaters Segen mir verdiente, so sind wir sicher, dass ein Engel uns geleitet und dass der Treue Mitten nie verweisen, der Minne Sonne nie ersterben wird.“

In solcher Stimmung zogen sie befestigt zu dem Hochstein und schlossen dort ein Bündnis für das Leben, das hinfür kein Midhard störte.



## Die erste Tannhäuser-Aufführung in Dresden.

Von Aug. Isthmpe.

Nach den Erfolgen der ersten Aufführungen des „Rienzi“ und „Fliegenden Holländers“ am Dresdener Hoftheater, wovon freilich der letztere Wertes sehr geteilt war, läßt sich die außergewöhnliche Spannung wohl erklären, in welche das Dresdener Publikum geriet, als die erste Aufführung des „Tannhäuser“ in Sicht war. Freund und Feind waren thätig, Propaganda für und wider den reich berüht gewordenen Komponisten zu machen, um so mehr, als verlautete, in der neuen großen Oper sei eine ganz neue Bahn beschritten, welche die alte Form der Oper ganz zerbrechen sollte. In ganz Dresden sprach man wenige Tage vor der Aufführung von nichts, als der phantastischen und romantischen Welt, die Wagner in diesen Werken entkiffte, Venusberg, Sängerkrieg, Pilgerfahrt nach Rom etc. Das alles schlug mächtig ein und so war es kein Wunder, dass das große Opernhaus am ersten Abend dicht gedrängt voll war, alle Welt in unglücklicher Erwartung der Dinge, die da kommen sollten.

Es war am 19. Oktober 1845. Die Notizen aus dem Tagebuche Frau Maria von Webers, welcher mit seiner Mutter, der Witwe K. W. von Webers, der Aufführung beiwohnte, geben gültigsten Bescheid über den so ereignisvollen Abend. Wir fassen sie zusammenzufassen, den Aufzeichnungen folgend:

Die bestwillingste, lebendigste Phantasie der Epigonen kann keine Vorstellung davon gewinnen, in welchem Maße das Werk dessen ersten Hörern, als ein Gemisch von Großem, Erhabenen, Schönerem mit Bizarrrem, künstlerisch geradezu Unmöglichem, ja Trivialen und beinahe Väterlichem erschien. Mächtig gepakt waren alle, aber die Ergreifendheit durchsetzte die ganze Stala der menschlichen Empfindungswelt, von der begierigsten Entzückung, die in äußerster Minorität war, bis zum grimmigsten künstlerisch sittlichen Jörn und Spott hinab. Nie, vor wie nachher, wurde im ganzen Wesen eines großen Auditoriums eine künstlerische Einwirkung so durchgreifend ausgedrückt gesehen, als die, welche sich im Publikum der ersten Tannhäuser-Vorstellung nach dem Vorüberstreifen der Duvettüre spiegelte. Starres Staunen, höchste nervöse Erregung, ängstliches Zucken, laute Erwartung, Spannung, Verwunderung — selten hier und da aufsteigendes Verschreien und Entzücken — lag auf allen Gesichtern. Frauen brachen in Thränen nervöser Erschütterung aus, — von allen aber löste sich ein mächtiger Druck nach dem Schluss, als sei etwas in seiner Neuheit und Größe Unheimliches, Unbequemes und Drückendes, jedenfalls aber Mächtiges, vorübergegangen. — Webers Witwe, welche der Vorstellung mit gespannter Aufmerksamkeit gefolgt war, hatte zwar zuweilen staunend und verwundert den Kopf geschüttelt, aber

nur beim Sängerkrieg die leise Aeußerung gethan: „Das hätte der Vater anders gemacht.“ Sie erhob sich am Schluss und sagte, alle die Kontroversen hörend, bloß: „Ja, ja gerade so hat man in Wien nach der ersten Aufführung des „Don Juan“ auch gesprochen; laß uns auf die Bühne gehen, ich muß Wagner die Hand drücken.“ Oben in dem nur halb erleuchteten Raum, in dem alle Erscheinungen des Venusbergs und Wartburgkampfs in Gestalt dunkelbunter Kulisfen, Hintergründe und Kostümen der Dekorationen herumgingen, stand Wagner blak, sich den Schweiß abtrocknend, in einem Kreise von Freunden und Künstlern, die sehr gemischte Empfindung bewegte. Als Wagner Webers Witwe sah, eilte er bewegt auf sie zu, reichte ihr die Hände und fragte laut: „Nun?“ Aber ehe diese antworten konnte oder wollte, schoß die Schröder-Devrient, welche die Partie der Venus hatte, und nach der Schlagercheinung des Venusbergs beschäftigt gewesen war, in halbbohemem prächtigen Blondhaar aus der Garderobe heraus, packte sie in ihrer leidenschaftlichen Weise am Arm und rief: „Nicht wahr, Weberschen, . . . Musik hat er gemacht, aber ein großer Mann wird er doch.“ — So verlief der erste Tannhäuser-Abend. Laut und wild debattierend, wälzte sich die Schar in die Straßen Dresdens. Bis tief in die Nacht mag wohl viel gesprochen worden sein. Was wir heute, da Tannhäuser Gemeingut des ganzen Volkes geworden ist, und als eine der am meisten beachteten und am wichtigsten angefochtenen Oper Wagners gilt, nicht mehr begreifen: die meisten fanden, daß die Regeln der Kunst darin überschritten seien, und keine Schönheit und keine Melodie sich fände. Wem fallen hier nicht die Weiserfänger und ihr Sprecher Beckmesser ein! „Von Melodie auch keine Spur!“ Und heute? Die verbitterten Gegner Wagners, wenn sie von „Tristan“ oder „Nibelungen“ reden, — der „Tannhäuser“ ist für sie alle eine wirkliche, wahrhaft prächtige Oper, die anzuzweifeln keiner sich vermischt, er sei nun wer er wolle. Der Kampf in den Straßen Dresdens gleich nach der Aufführung hatte sich in unzählige Klöße und Zeitungen fortgepflanzt, und viele Jahre mussten vergehen, bis mit dem Verständnis auch die große Größe des Werkes Unzähligen erschlossen wurde. Die Melodien und Schönheiten, die man früher nicht finden konnte, überreich offenbarten sie sich, und was einst abtief, entzückt jetzt immer neu.



Adelina Patti.  
Einst und Jetzt.

Ein alter Freund und Meister Bitterlich, schreibt mir aus Paris folgende Zeilen, welche so recht die Art und Weise der Künstlerin charakterisieren:

Adelina Patti, das „Weltwunder“, kommt nächstens wieder hierher. Schade, daß sie ihr väterliches Erbgut, ihre angeborene musikalische Begabung, dessen bezaubernde Reize wohl niemand verneinen kann, so selten in den Dienst der edlen Kunst zu stellen sich bemüht. Die Patti, welche geboren ist durch ihr Auftreten dem Publikum zu imponieren, zeigt sich dabei mehr und mehr gleichgültig, selbst widersprechend, namentlich dann, wenn es sich darum handelt, einem geschaffenen Werke — das zu seinem erfolgreichen Gelingen von dem Zauberkreide der größten Gesangs-künstlerin nur berührt zu werden brauchte — dauernden Wert zu verleihen. Es fällt mir bei diesem Gedanken immer wieder der Name Verlioz ein. Wir hätten so sehr gewünscht, daß Patti unter seiner Leitung in dem von ihm geschaffenen Meisterstücke: „Beaucoup de bruit pour rien“ die Rolle der Watrig übernehmen hätte.

Auch bei ihrem nächsten Auftreten allhier in der Opéra comique, einem Wohltätigkeitskonzerte zu Gunsten des französischen Hospitals in London, dessen Einnahmen man auf 25 000 bis 30 000 Fr. schätzt, bietet ihr Programm nichts Neues, nichts speziell Interessantes. Aller Reiz wird sich auf die Künstlerin selbst konzentrieren. Sie wird eine oder zwei Arien, einen oder zwei Walzer, Duetten etc. etc. erklingen lassen, um alsdann mit Blumen überhäuft und mit Beifallsbezeugungen bedrückt, recht bald wieder nach England auf ihren traulichen Ruhezug zurückzukehren. Selbst ihrem, vor kurzem so viel Begeisterung aufgenommenen Projekt, sich dem Pariser Publikum in der Rolle als Laïs zu repräsentieren, scheint sie

untreu zu werden. Es sind kaum 18 Monate her, als sie bei ihrem letzten Auftreten allhier folgende Zeilen schrieb:

„— Jetzt habe ich noch eine andere Sorge, — einen Wunsch, welchen ich noch erfüllt sehen wollte, und ich muß meiner Laune Genugthuung verschaffen. Ich brenne vor Verlangen hier in Paris Laïs ins Leben zu rufen. Diese Oper hat mich berart hingekriegt, daß ich auf meine alten Freunde des italienischen Repertoirs eifrigst bin. Gleichzeitig gedenke ich Frankreich, meinem zweiten Vaterlande, das mich zur Künstlerin gemacht, damit eine Ehrenschuld abzutragen.“

Sie erinnern sich noch, mein lieber Freund, der Mitwirkung der Adelina Patti in den italienischen Vorstellungen an der Großen Oper im Juli 1885, bei welchen sie für den Abend 14 000 Fr. erhielt und der Konzerte im Opern-Theater im Monat Februar 1886.

Mehrere instrumentale Werke, welche den Kavatinen der bevorzugten Diva durchaus nicht nachstanden, hatten nicht mehr das Glück angehört zu werden. Die Herren Gounod, Massenet, Godard mühten sich, wie ihre Kompositionen von Anfang bis zum Schluss Gelegenheit zu geräuschvoller Unterhaltung boten, selbst Frau Roger — Nicolas, eine der ersten Pianistinnen von Paris, ist nicht mehr angehört worden.

Mit wenig Veränderung werden sich nächstesmal dieselben Thatsachen wieder abspielen. Die Künstlerin ist wie es scheint keinesfalls zu weiteren Anstrengungen geneigt, und scheint vor allem nur mehr die Ruhe und Befriedigung ihres selbstgewählten Privatlebens zu suchen.

In diesem Ruhezustand hat Frau Adelina Patti einen äußerst ergebenen Freund, der zwar nicht ihre schöne Stimme besitzt, aber ihren Liebesgesängen jedesmal getreue Antwort gibt. Wir geben die Zeilen, welche die Gesangs-künstlerin — die schon alle Völker zu ihren Füßen stehen — ihrem kleinen Liebsten, dem sie so große Zuneigung schenkt und der ihr auf seine eigene Weise applaudiert, geweiht hat, wörtlich wieder: „Ich bin jetzt sehr glücklich und dieses Glück, würde vollständig sein, wenn ich nicht, meinem guten, lieben Freund, welcher mich doch so sehr liebt, branten, in meinem Schloß Gragh-i-Nos gelassen hätte.“

Wenn Sie doch nur einmal hören könnten, „welch endlose, reizende Gespräche wir zusammen führen, auf englisch, französisch, italienisch! Er singt — weniger schön als ich, ich darf das schon sagen, ohne unbedenken zu sein. O, er hat einen so schönen Namen! Er heißt Kou-ki und ist mein allerliebster —“ Papagei.“

Sie sehen, Frau Patti schreibt ebenso schön, als sie singen kann. Diejenigen, die aus Mangel an 100 Franken sie zu hören nicht in der Lage sind, können im traulichen Fremdenkreise viele Prosa kosten, während sie gegenwärtig in Spanien vielleicht vor 2000 Menschen ihre halsbrechenden Passagen singt

## Rätsel.

E. P. Ich bin ein Klang, der aus der Seele bringt,  
Um den Muß dann ihre Töne schlingt;

Bist ein Gedanke, hellem Geist entkamm,  
Um den der Feuerstrom der Rede flamm.

Auflösung des Diagonal-Bahnen-Rätsels  
in letzter Nummer:

L	A	N	G	E	L	A	N	D
C	O	R	N	E	I	L	L	E
H	O	M	E	N	L	O	H	E
L	O	H	E	N	G	R	I	N
T	H	U	S	N	E	L	D	A
R	H	E	I	N	G	O	L	D
B	L	E	I	B	T	R	E	U
R	H	E	I	N	W	E	I	N
R	U	M	A	E	N	I	E	N

## Dr. Hochs Konservatorium in Frankfurt a. M.

Am 29. v. M. wurde das neue Haus eingeweiht, welches das Dr. Hochs Konservatorium in Frankfurt a. M. für seine erweiterten Raumbedürfnisse hat herstellen lassen. Der Bezug eines neuen Hauses ist immer ein bedeutendes Ereignis. — bildet doch das Haus die Grundlage bürgerlichen Zusammenlebens, die Vorbedingung der Kultur und Sittlichkeit, und je höher diese stehen, um so größere Ansprüche stellt man an dessen Schönheit, Zweckmäßigkeit und Einrichtung. Erregt schon der Bau eines Privathauses unser Interesse, so verdoppelt sich unsere Teilnahme, wenn es sich — wie in unserem Falle — um die Errichtung und Beschaffung einer Werkstätte schöngestaltiger Thätigkeit handelt und es verlohnt sich wohl, einen kurzen Rückblick auf die Geschichte und Geschichte einer Anstalt zu werfen, welche in der Lage ist, einen solchen Prachtbau ausführen zu können.

Dr. Hochs Konservatorium führt seinen Namen von dem vereinigten Stifter der Anstalt Dr. jur. F. R. F. Hoch und wurde am 19. September 1878, anfangs in den Räumen des Saalhofes, eröffnet. Zum Direktor wurde Joseph Hoff berufen. Die bisherige Weiterentwicklung der Anstalt erlitt durch dessen allzufrühen Tod (25. Juni 1882) eine empfindliche Störung. Bis zur Wiederbesetzung der Stelle durch Prof. Dr. Bernh. Scholz, aus Breslau kommend (1. April 1883), waren die dem Lehrerkollegium angehörigen Prof. A. C. Hermann und Dr. G. Weith mit Wahrnehmung der Direktorialgeschäfte betraut. Unter Prof. Scholz hat sich die Anstalt sehr erweitert, besonders ist die Organisation der Orchesterklasse, die Einrichtung des Seminars zur Aus-

vortrefflich. Die weitere innere Einteilung des Neubaus ist in allen Details für die Zwecke der Anstalt berechnet; er enthält 15 abgetheilte Lehrräume, die nötigen Aufenthaltszimmer für Schüler und Schülerinnen, Lehrzimmer, Bibliothek, Räume für Verwaltung und Direktion, Hausmeisterwohnung, einen kleinen Saal für Orchester- und Chorübungen, sowie einen circa 450 Personen fassenden Saal für Konzertaufführungen und ist mit den neuesten Beleuchtungs-, Heizungs- und Ventilationseinrichtungen versehen. Die mit Reliefstatuen (Gesang, Instrumentalmusik, Schauspielfantastik und Wissenschaft) geschmückte Fassade, das Vestibül und der große Saal, in welchem letzterem demnächst eine von Walder in Ludwigsburg erbaute Orgel aufgestellt wird, haben eine, einer Heimstätte der Kunst würdige Ausstattung. Nebenbei sei bemerkt, daß das Dr. Hochs Konservatorium gegenwärtig eine Gesamtfrequenz von 266 Schülern aufweist und daß das Lehrerkollegium zur Zeit 26 Mitglieder zählt.

Die Größung und feierliche Einweihung des neuen Anstaltsgebäudes, dessen Neufertig unsere Illustration vergegenwärtigt, hat also nun stattgefunden.

haben wir gerade ihrem Auftreten entgegengefehen! Lebte ja doch heute im Bereiche der deutschen Kunst kaum eine Künstlerin, vor der wir uns so tief verneigen, wie vor ihr; sie war und ist wohl die musikalischste unter allen Pianistinnen, geistig den Klavierspieler am nächsten verwandt, sie blickt auf die längste und ruhmreiche Laufbahn zurück und trägt den Namen des großen Robert, dessen Liebe ihr Haupt noch heute mit Glorienzweigen umgibt. Diese Verehrung für Frau Schumann begründet sich auch heute noch durch ihre geistdurchwirkten Kunstleistungen, deren Genuß wir nun leider entbehren mußten. Neu war uns der nun folgende Schubert'sche Chor für Frauenstimmen, der 23. Psalm, in der Instrumentation von Marc-König. Die Komposition an sich ist wohl eine der besten Klängen des melodienreichen Meisters aus dessen reichster Schaffensperiode, und reichhaltig so recht den Ausdruck Schumanns, welcher Schubert den „weiblichen Beethoven“ nannte. Die Wirkung war auch wundervoll, zumal von der Chorflasse so fröhlich und prächtig getragen und mit einer Orchesterbearbeitung, welcher durchaus die Feinfühligkeit des Bearbeiters aufgeprägt ist. Die

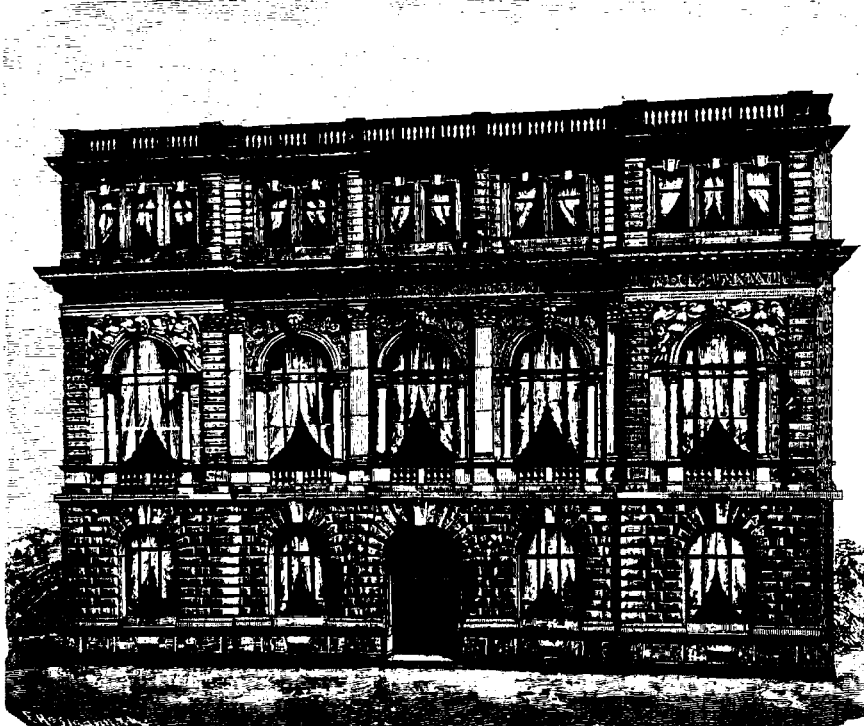
Schlussummer des Festprogramms, die Duvertüre „Ein feste Burg“, war jedenfalls eine rechte und echte Kundgebung für den früheren Direktor des Konservatoriums, dem komponistischen dieses Kunst- und wirkungsvollen Orchesterwerkes: Joachim Hoff. Das begleitende und selbstthätige Orchester, welches die in den Klaviersinstrumenten durch Mitglieder der Theaterkapelle verstärkte Orchesterklasse der Anstalt bildete, nimmt hohen Ansehens in Anspruch; an solche Leistungen dürfen für die Zukunft die höchsten Erwartungen geknüpft werden.

Der Nachfeier folgenden Tages, bestehend in einer Kammermusik-Aufführung, vermochten wir nicht mehr beizuwohnen, — eine ältere Pflicht mahnte uns zur Abreise. Das

Programm war vielversprechend und enthielt: Das Klavierquartett F moll von Brahms, Variationen für 2 Klaviere von Zwan Knorr, drei Marienlieder für Frauenchor von Bernh. Scholz, das Streichquintett C dur von Schubert und drei von Dr. F. Krill gesungene Lieder. Weitere Mitwirkende waren die Herren Wassermaun, Gohmann, Engesser, Herrmann, Knauf, Bal. Müller, Marc-König und Uzielli. —

So hat also nun das neue Anstaltsgebäude eine erhebende, würdige Einweihung erfahren. Möge der schöne Bau ein Tempel der Kunst sein und bleiben. Ist ja doch die Kunst eine Art Religion, die eines solchen Tempels bedarf, eine Religion, in welcher alle Wesenheiten sich vereinigen und die höchste Empfindung der vom Endlichen zum Unendlichen bewegten Seele zum Ausdruck kommt. Das Wunder des Lebens, der Friede des Kinderauges, das Frührot und das Abendlicht der Liebe, der Bogen, den menschliche Not zu Trost und himmlischer Hoffnung spannt, — das alles ruht in der klingen den flüchtigen Welt der Töne, und dieser Welt würdige Apostel zuzuführen, das möge der Anstalt, ihrem tüchtigen Direktor Bernh. Scholz und dem Lehrerkollegium, das so vortreffliche Namen zählt, nach wie vor gelingen.

R.



Die Haupt-Festfeier fand am Sonntag den 29. v. M. statt. Bethovens Duvertüre „Zur Weihe des Hauses“ eröffnete dieselbe; dieser folgte eine Ansprache des Vorsitzenden der Administration, Herrn Senator Dr. von Munz, der hauptsächlich die Entwicklung der Anstalt betonte, welche Ausführung in den von uns eingangs erwähnten Hauptmomenten und besonders in der hochehrenden Erwähnung des Begründers der Anstalt, sowie des verstorbenen ersten Direktors Joachim Hoff, des derzeitigen künstlerischen Leiters Prof. Dr. Scholz und des vorzüglichen Lehrerkollegiums gipfelte. Bedner schloß mit dem Wunsche, daß die Anstalt, welche eine deutsche Hochschule für alle Zweige der Tonkunst sein wolle, der Stadt zur Zierde und Ehre gereichen, daß aber auch ihr Wert und ihre Bedeutung immer mehr anerkannt werden möge und ließ seine Ansprache in einem begeistert aufgenommenen Hoch auf Kaiser Friedrich, dem Förderer und Schützer deutscher Kunst und Wissenschaft, ausklingen. — Frau Dr. Clara Schumann, welcher die Ausführung der demnächsten Nummer des Festprogramms — A moll-Konzert von Rob. Schumann — zufallen sollte, war leider durch plötzlich eingetretenes rheumatisches Unwohlsein abgehalten, der Feier beizuwohnen und mit welcher Spannung

## Das Lied der Gräfin Königsmark.

Von Ernst Montanus.

(Schluß.)

Eine halbe Stunde vielleicht war ihm so dahin geschwunden, als die Thür sich öffnete, und die mächtige Figur des Bürgermeisters eintrat. Lukas v. Wohlfel begrüßte den von ihm hochgeschätzten Tonkünstler mit derbem Handschlag. „Seid mir willkommen, Monsieur Keiser“, rief er, „leid herzlich willkommen in Hamburg, das Ihr mir jetzt nicht wieder verlassen sollt. Da hat die Anna ein trefflich Stück vollbracht, wie sie Euch unter mein Dach gerettet.“ Und er brach in ein lustiges Lachen aus.

Reinhard wollte Entschuldigungen vorbringen, aber der Bürgermeister ließ ihn gar nicht zu Worte kommen. „Still, weiter Freund, der Dame Justitia wird so mannde Nase gebohrt, also wollen wir es damit für heute nicht zu genau nehmen, und morgen werde ich selbst mit anderen, Euch wohlwollenden Persönlichkeiten hiesiger Stadt beraten, wie wir Eure Angelegenheiten am schnellsten ordnen können. Das bin ich Euch zum mindesten schuldig als Dank für Euer beherztes Eingreifen, als die Mäuler meine Frau und mich bedrohten. Die Damen lassen sich für heute Abend entschuldigen.“ fuhr er fort, während Gesinde wieder erschien und Wein und Gläser auf den Tisch setzte. „Ihr müßt also mit mir vortreten. Und nun, lieber Freund, mach'st's Euch mit mir bequem, dann aber schenkt mir Euer Vertrauen und laßt mich beim Becher Weins wissen, was Euch heute Abend begegnet ist, damit ich morgen mein Vorgehen danach einrichten kann.“

Keiser dankte in gerühmten Worten für das Wohlwollen des würdigen Herrn und berichtete dann rückhaltlos sein Eingreifen bei der Conrädin, indem er hinzufügte, es sei ihm Bedürfnis gewesen, sich persönlich von der Unwürdigkeit der Sängerin zu überzeugen, um sich von dem Vorne, in dem sie ihn früher gehalten, völlig zu befreien.

„Ist das nun gelungen?“ forschte der Bürgermeister.

„Ja, und für alle Zeit!“ erklärte Reinhard offen und frei.

„Nun, das ist mir lieb, für Euch, wie für die Anna“, meinte der alte Herr.

Der Komposition ertönte. „Ich darf leider nicht hoffen“, sagte er mit gepreßter Stimme, „daß die Demoselle sonderlichen Anteil daran nehmen wird, — ich habe sie einst —“

„Es was“, schmunzelte der Alte, „was die Anna heut Abend für Euch gethan, das thut sie nicht für Einen, der ihr gleichgültig, das glaubt mir.“

„So hat sie es gethan, um mir keinen Dank mehr für meinen Beistand gegen die Wegelagerer schuldig zu sein“, beharrte Reinhard.

„Nun, es wird sich ja zeigen, wer Recht hat. Jetzt seht mir aber einmal ganz genau Eure bisherigen Verpflichtungen auseinander, auf daß ich meinen Operationsplan entwerfen kann.“

Dies geschah, beide Männer berieten dann noch lange und angelegentlich, und als der Bürgermeister sich endlich von seinem Gaste verabschiedete, sagte er, diesem freundlich auf die Schulter klopfend:

„Es ist alles geordnet, müßt Ihr natürlich der Gatt meines Hauses bleiben, damit Ihr nicht etwa meinen Trabanten doch noch in die Hände fällt. Hoffentlich wird mir's schnell gelingen, alle Verwicklungen befriedigend zu lösen und unserm Operntheater seinen Orpheus dauernd zurückzugewinnen!“

### IV. Gurydice.

Für die Hamburger Kunstfreunde gab es in den nächsten Tagen eine Menge von Neuigkeiten. Man erfuhr — natürlich unter den selbstsamten Ausstellungen und Liebertreibungen — Reinhard Keisers heimliche Mädfelz und sein Eingreifen bei der Conrädin, sowie seine geplante Verheiratung, der er sich auf ganz unerklärliche Weise zu entziehen geseht. Noch wichtiger aber war die unzweifelhaft feststehende Tatsache, daß es dem Bürgermeister v. Wohlfel im Verein mit den Gefandten v. Wich, v. Wedderfopp, dem Grafen v. Dernaß und von Gönnern Keisers aus dem Hamburger Patriziat gelungen war, einen Ausgleich zwischen dem Komponisten und seinen Gläubigern zu Stande zu bringen. Die Verhaftsbefehle gegen ihn wurden zurückgezogen, und er durfte sich offen und frei seinen Freunden zeigen.

Mochten auch einzelne Reider und Intriganten noch immer gegen ihn agitieren, so ging doch die all-

gemeine Stimmung dahin, daß es gut sei, einen so genialen Tonsetzer dem Hamburger Theater wieder gewonnen zu sehen. Auch hatte sich der Theaterdirektor Saurbrey als praktischer Mann bereits bereit, mit Keiser, der mehrere vollendete Partituren aus seinem Weigenfischer Erbl mitgebracht, in Verbindung zu treten und diese Werke für seine Bühne zu erwerben.

Von diesen Opern wurde „Die bis in und nach dem Tode unerhörte Treue des Orpheus“, die Umarbeitung eines früher in zwei Teilen erschienenen Werkes von Keiser, zur sofortigen Einstudierung und schleunigsten Aufführung bestimmt; später sollten dann die ganz neuen Opern „Helena“, „Heliades und Olympia“ und „Tessiderus“ folgen.

Wertwüdigerweise konnte sich Keiser augenscheinlich dieser doch so überaus günstigen Wendung seines Geschicks nicht recht freuen und ging meist in trüben Sinnen verloren einher.

Bei Frau v. Wohlfel und Anna war er gleich am anderen Morgen nach der Unterbrechung mit dem Gatten der ersten erschienen und von der Bürgermeisterin ungemein herzlich als Gast ihres Hauses begrüßt worden. Anna freilich bewahrte eine kühle Zurückhaltung, als er ihr bewegt für ihren edelmütigen Beistand dankte, als ob sie diesen wirklich nur geleistet habe, um der Tante schuld gegen ihn quitt zu sein. Nur als er ihr das von ihm geschundene Buch, welches er noch immer bei sich trug, mit einigen erklärenden Worten wiedergab, ertönte sie heftig, als ahne sie, daß sein Blick das darin verborgene Notenblatt gesehen. Dann aber hatte sie das Gespräch gewandt auf andere Gegenstände geleitet und sich auch nach seinen neuesten Kompositionen erkundigt. Als sie von seiner neuen Bearbeitung des „Orpheus“ vernahm, bezeugte sie Verlangen, die Abwicklungen von dem früheren, ihr genau bekannten Werke kennen zu lernen und bat sich die Partitur aus. Alles dies aber geschah in einer so gefassten Weise und mit einer so spröden, jeden Annäherungsversuch von vornherein ablehnenden Haltung, daß Reinhard Keiser wohl denken durfte, es werde ihm doch nie gelingen, ihre Verzeihung zu erhalten.

Hätte er freilich sehen können, wie eifrig Anna die ihr überhandte Partitur studierte, wie sie eigenhändig die von ihm hinzugeschriebenen Stücke, welche namentlich die Rolle der Gurydice betrafen, abschrieb und gar nicht müde wurde, dieselben zu singen, dann wäre der melancholische Komponist doch vielleicht anderer Ansicht geworden.

Die Gurydice sollte bei der Aufführung natürlich die schöne Conrädin singen, und man sah allgemein diesem Abend mit größter Spannung entgegen. Keiser wollte und konnte nach der jüngsten Wendung der Dinge diese Partie der Sängerin nicht, wie früher, selbst einstudieren, was daher Freund Mattheson für ihn übernahm.

Der Tag der Aufführung kam heran. Das Werk war mit aller Sorgfalt einstudiert worden und verhielt dem kunstliebenden Publikum einen lange nicht mehr dagewesenen Genuß, es war daher nicht zu verwundern, daß die Kasse schon am frühen Morgen um Villet's fast gestürzt wurde.

Draußen lebten die Zettelträger schon die großen Plakate an, welche zu der abendlichen Vorstellung einluden, als der wohlbeleibte Organist Meindke ganz verstört zu Reinhard Keiser ins Zimmer polterte.

„Herzensfreund“, schloß er, „ich bringe leider eine schlechte Nachricht! Denkt nur, die Conrädin ist verschwunden, ist unspöglisch mit ihrem Grafen auf und davongegangen!“ Jetzt kam auch bereits der Theaterdirektor ganz verzweifelt herangestürzt und beklagte die böse Poth.

In der That war die schöne Sängerin ganz unvermutet in aller Frühe mit ihrem Verlobten nach London unter Segel gegangen, und so plötzlich war dieser Entschluß gefaßt worden, daß sie nur ihre Schmuckstücke und die wertvollsten übrigen Gegenstände ihres Besizes verpackt und mitgenommen hatte, während sie ihren Hauswirt gebeten, ihr alles andere später nachzusenden. Sie hatte auch in der That nicht etwa einen vorher ausgedachten Plan, um Keiser in Verlegenheit zu bringen und so schädigen, zur Aufführung gebracht, wie es allgemein beim Nachbarwerden ihres Verschwindens in der Stadt hieß, sondern war durch die Reichenhaftigkeit des Grafen zu diesem Schritte gezwungen worden.

Graf Gruzenstiff hatte, gleich nachdem sie die Partie der Gurydice übernommen, sich darüber beliebt gezeigt, daß sie nach dem neulichen Vorfall sich noch überhaupt dazu hergeben wolle, in einer Keiserschen Oper aufzutreten. Nach der Generalprobe hatte er ihr dann in einer überaus leidenschaftlichen

Szene erklärt, er werde das Verhältnis lösen, wenn sie nicht einwilligte, sofort mit ihm Hamburg zu verlassen, wofür er bereits alle Vorbereitungen getroffen. Da war denn die schöne Conrädin, welche doch nicht darauf verzichten mochte, Frau Gräfin zu werden, auf das Verlangen ihres Bräutigams eingegangen, — daß sie dadurch gleichzeitig Keiser einen bösen Streich spielte, war ihr jedenfalls noch besonders angenehm.

Für diesen war ihr plötzliches Entweichen allerdings ein schwerer Schlag, denn so schnell einen Erlass für die Primadonna zu finden, war unmöglich. Ihre Stollgegninnen, eine Schöber, eine Wilmüller, waren ganz tüchtige Kräfte, aber doch nicht entfernt im Stande, eine derartige Partie zu bewältigen, abgesehen von der Unmöglichkeit, ihnen die Gurydice bis zum Abend überhaupt einzustudieren. Wurde die Vorstellung aber abgesagt, so ward das Publikum zweifellos sehr ungehalten, und die Stimmung konnte leicht wieder eine für Keiser ungünstige werden. Saurbrey für sein Teil bejammerte natürlich in erster Linie die ihm entgehende reiche Einnahme, — indes was half's, man mochte hin und her überlegen, wie man wollte, — der „Orpheus“ konnte heute Abend nicht gegeben werden!

Da trat Mattheson ein. „Was habt Ihr beschlossen, Keiser?“ rief er.

„Was anders, als die Aufführung absetzen zu lassen“, entgegnete dieser kühn. „Ich werde am besten thun, meine Oper zurückzugeben und Hamburg wieder zu verlassen. Mein Glückstern ist erloschen!“

„Oho, das wäre?“ lachte der Freund in betremendlich übermütiger Stimmung. „Der „Orpheus“ wird heute Abend gegeben, denn ich bringe eine Gurydice zur Stelle, bei der niemand die schöne Conrädin vermissen soll.“

„Ach Freund, laß die Scherze, mir ist nicht danach zu Mute“, murmelte Keiser.

„Ich rede im vollen Ernst, — mein Wort zum Pande!“ beharrte Mattheson, weigerte sich aber hartnäckig, weitere Auskunft zu erteilen, da ihm solches unmöglich sei. So überzeugend aber war sein ganzes Benehmen, daß ihm Reinhard und der Theaterdirektor verbrachten, die Oper nicht absetzen zu lassen und alles weitere ruhig zu erwarten.

Seitdem das Theater am Gärtnermarkt im Jahre 1678 mit dem biblischen Singpiel „Der erschaffene, gefallene und aufgerichtete Mensch“ eröffnet worden, hatte sich in demselben wohl kaum je eine so zahlreiche und gespannte Zuhörerschaft eingefunden, wie am heutigen Abend. Kopf an Kopf drängte man sich im Parterre, die Logen waren ohne Ausnahme dicht besetzt, und oben auf dem Paradies herrschte ein fast lebensgefährliches Gewimmel. Mit Eifer wurde überall hin und her debattiert, und es lag etwas wie Gemütsstimmung in der Luft. Allerlei Gerüchte durchschwirrten die Stadt; die Freunde Keisers boten alles auf, um zu seinen Gunsten zu wirken, spürten dadurch aber auch seine Feinde zu desto lebhafteren Agitationen an. Die Oper war nicht abbestellt worden, wie man zuerst allgemein vermutet — wer sollte denn aber die Gurydice singen? Wagte man es, dem Publikum eine untergeordnete Sängerin in dieser Rolle vorzuführen, dann stand ein ungeheurer Theaterstandal in Aussicht — woher aber sollten andererseits Komponist und Direktor so schnell eine würdige Stellvertreterin bekommen? Jedenfalls stand Keisers Stellung in Hamburg an diesem Abend auf dem Spiel.

Die Entscheidung nahte: schon saßen alle Orchestermitglieder an ihren Plätzen, und jetzt trat auch Keiser zwar blaß, aber doch in fester, würdiger Haltung ein, um seinen Platz am Flügel einzunehmen. Unter anderen Umständen würde ihn das Publikum, vor dem er zum erstenmale wieder erschien, sicherlich warm begrüßt haben, heute aber blieb alles still, man harrete in fieberhafter Spannung der weiteren Entwicklung.

Da klopfte Keiser und dirigierte dann mit fester Hand seine Overtüre; hierauf raufte der Vorhang empor, die prächtige Dekoration zeigte eine annuitende Landschaft, und ein Chor von Schächerinnen erschien, um zu Lust und Gesang aufzufordern, da es gelte, die Vermählung des Orpheus und der Gurydice zu feiern. Die Nummer ging völlig wirkungslos vorüber, wußte man doch, daß jetzt Gurydice auftreten mußte.

Keiser hatte für diese erste Szene eine große Arie komponiert, allein wie jetzt das Ritornell beginnen sollte, übermannte ihn doch die Erregung. Er sank auf seinen Sitz zurück, die Augen starr auf die Bühne richtend, während plötzlich an seiner Seite Freund Mattheson erschien und ganz gelassen statt seiner dirigierte. Das Publikum war zu gespannt,



um von diesem kleinen Zwischenfalle etwas zu gewahren und es bemerke auch nichts davon, als Reiter im nächsten Augenblick wieder heftig emporfuhr. Das war ja gar nicht die Arie, sondern eine ganz andere Melodie — das mußte ja die tollste Verwirrung geben! Matthäus aber brückte den sichersten Erregten ganz kaltblütig auf seinen Sessel nieder, nur durch einen triumphierenden Blick nach der Bühne deutend, wo eben jetzt — Anna Oldenburg im Kostüme der Gurydice aus den Kulissen trat!

So anmutig war ihre Erscheinung, so hinreißend wirkte der keusche Zauber, der von diesem holden Mädchenantlitze strahlte, daß das Publikum in lauten Jubel ausbrach, die Gurydicefrage in diefer, freilich völlig unerwarteten Weise gelöst zu sehen.

Kaum war es still geworden, als Anna das ihr einst von Reiter gewidmete Lied der Gräfin Königsmark, welches sie zur Antrittsnummer gewählte, begann. Hatte sie die Weise des „Eihs Leiden in dem Herzen“ schon damals, als sie mit der Contradi weiterfing wollte, mit Innigkeit und Tiefe gelungen, so pulsierte heute noch eine verhaltene Erregung in dem Gesänge, welche diesen als eine Offenbarung des reinsten und innigsten Liebesgefühles erscheinen ließ. Der Beifall nach Beendigung des Liedes machte das Haus förmlich erbeben, man stampfte wie toll mit den Füßen, was in Hamburg die beliebteste Arie des Aptauses war, und immer von neuem ängstete sich das Entzücken der Hörer in stürmischer Weise.

Reinhard Reiter aber hatte sein Antlitz in den Händen verborgen: der Wechsel von der quälendsten Unsicherheit zu diesem seligen Glückseligkeit, welches jetzt in ihm erwacht, war zu jäh gewesen! Jetzt durfte er ja nicht mehr zweifeln, daß Anna ihn noch immer liebe, da sie um seinetwillen die Bühne bestiegen hatte, was sie früher stets verweigert, und das hatte sie ihm auch wohl durch die Einlage jenes Liedes sagen wollen!

Auch für Reiter war der Abend glänzend geworden. Als die Sängerin nummehr die kolorierte Arie folgen ließ und darin zeigte, daß sie auch an Keckheit und Entschlossenheit nicht nachließ, da galt der Triumph, der sie feierte, auch dem Stompfsten, der jetzt wieder den Taktstock ergreifen hatte und leuchtenden Blickes hinausschaute zu seinem „guten Engel“. Er ahnte schon, was ihm Matthäus nun bei geeigneten Momenten in abgerissenen Sätzen zuflüsterte, daß nämlich von Anna selbst der Vorschlag ausgegangen war, sie wolle, um die Vorstellung zu ermöglichen, die Rolle der Gurydice übernehmen, welche sie — ohne zu ahnen, für welchen Zweck — so sorgsam einkubiert hatte, daß sie dieselbe ohne Probe singen zu können glaubte. Sie war dann auch auf die Idee gekommen, vor der großen Arie des 1. Aktes das Lied der Gräfin Königsmark einzulegen, mit dem sie früher solchen Beifall geerntet, und Matthäus hatte danach die nötigen Abmachungen mit den Orchestermitgliedern getroffen, ohne den Schleier des Geheimnisses zu lüften.

Alles ging jetzt vortrefflich; der Orpheus sang der Tenorist Dreier, den das Publikum nicht minder beifällig aufnahm, kurz es war ein Erfolg, wie er selten in den Annalen des Theaters bezeichnet ist.

Nach dem ersten Akte brach der Jubel von neuem los, Reinhard aber wartete nicht das Verräuschen des Beifalles ab, sondern eilte stürmisch hinter die Kulissen.

Vor der Garderobe der Primadonna erwartete ihn die würdige Bürgermeisterin, der er tiefbewegt die Hand küßte. „Nun, haltet Euch nur bei mir nicht auf, Reinhard“, sagte sie lächelnd, „denn erwartet Euch eine Jüngere. Tretet ein, ich will Euch bei dem, was Ihr vorzubringen habt, nicht fähen!“

Als nach einer Weile dann die treffliche Dame mit ihrem Gatten und Matthäus ebenfalls in das Gemach trat, um zu mahnen, daß man an den zweiten Akt denken müsse, da hatten sie ein glückseliges Brautpaar zu begrüßen, und während auf der Bühne Orpheus und Gurydice noch im finsternen Gades weilten, lief bereits die erstaunliche Kunde durch das Haus, daß Anna-Gurydice den wirklich von ihr erforschten Orpheus inzwischen bereits zu den seligen Geistes Elusium — dem einzig würdigen Aufenthaltsort für Neuverlobte — emporgeleitet habe.

Anna Oldenburg ist nur an jenem einzigen Abende auf dem Hamburger Theater aufgetreten, es gelang der Direktion aber, rasch ein andere Sängerin aus Hannover zu gewinnen, welche an Stelle der Contradi trat und bald beliebt wurde.

Reinhard Reiter führte die Geliebte kurz darauf zum Altar; schon vorher war aus London die Nachricht gekommen, daß die schöne Contradine Gräfin Grunewitz geworden sei und der künstlerischen Karriere endgültig entsagt habe.

Reiters Laufbahn dagegen war noch eine lange und ehrenvolle; er blieb mit seiner holden Gattin dauernd in Hamburg und schuf noch zahlreiche Opern zu seinem Ruhme und zu dem der Hamburger Opernbühne, sein liebstes Werk aber blieb ihm wie seiner treuen Hausfrau für alle Zeit: Das Lied der Gräfin Königsmark!



## Die Straßensängerin

von  
Sacher-Masoch.

Der alte Passamati war Schullehrer in Hort, ein ungarischer Schullehrer alten Schlages, mit einem verwitterten Körpergesicht und einem großen, schwarzen Schnauzhaar. Lesen und Schreiben, und die vier Rechnungsarten waren für ihn der Höhepunkt der Bildung. Dafür war er Meister im Tarockspiel, auch pflegte er seinen Acker und seinen Garten so gut wie irgend ein intelligenter Bauer.

Seine Tochter Gelsa, ein großes, schlankes Mädchen mit dunklen Augen und prächtigem, schwarzem Haar, zeigte früh musikalische Anlagen. Der Dorfkaplan unterrichtete sie im Piano und Gesang, soweit seine Kenntnisse reichten, und führte sie eines Tages zu der Baronin Fan, welche sie einige Vieder singen ließ und ihr dann das Geld zur Reise nach Wien gab, wo Gelsa ihre Stimme bei einem berühmten Meister ausbilden wollte. Der alte Graf Pathanyi fügte hundert Gulden hinzu, für ihren Aufenthalt in der ersten Zeit.

Das war nicht viel, aber das mutige, ungarische Mädchen, von dem Wandertrieb fortgerissen, den den Leuten des Ostens eigen ist, machte sich dennoch auf den Weg, und als sie erst in Wien war, sah sie den heroischen Entschluß lieber gleich nach Paris zu gehen.

Sie kam hier mit ihrem wenigen Gepäc und einigen Gulden an. Mit vieler Mühe erhielt sie eine Stube in einem Maison meuble und begann nun vor allem Arbeit zu suchen.

Aber das war nicht so leicht, um so mehr, als sie fast gar kein Französisch, nur etwas Deutsch und ungarisch sprach. Jede ehrliche Arbeit wäre ihr willkommen gewesen; sie bot sich als Verkäuferin an, man fand jedoch ihre Toilette zu dürftig, sie bat um Beschäftigung als Wäherin, als Wäscherin, sie war endlich bereit, einen Dienst als Magd anzunehmen, aber alle ihre Bemühungen scheiterten. Eines Tages setzte man sie auf die Straße. Sie hatte kein Obdach, aber auch nichts zu essen. Würde und hungrig wanderte sie durch die Straßen, ohne Ziel; sie erwartete Hilfe, aber sie wagte nicht von wem. Sie hoffte auf irgend eine überirdische Macht, aber es wurde Abend, und noch immer kam keine Rettung.

Erstschöpf, in dummer Verzweiflung sank sie auf eine Bank und starrte in das glänzende Gewühl der Menschen und Wagen, die vorüberzogen. Es war Winter und die feuchte Pariser Luft machte sich fühlbarer, als der Frost der Karpathengegend. Das arme Mädchen fror und lebte in seinem dünnen Schawl und konnte den Blick nicht von dem gegenüberliegenden, eleganten Café abwenden, in dem der Mokka mit dem Thee und dem heißen Grog um die Wette dampfte.

In ihrem Glend fühlte sie eine Art Empörung, einen wilden Haß gegen alle diese Menschen, die heiter auf den breiten Trottoirs dahinschlurften, gegen diese hübschen, geistreichen Frauen, welche, in große kostbare Pelze eingewickelt, mit üppigen Fellen zugebedeckt, in ihren offenen Wagen dahinrollten, gegen diese jungen Herren, die an den Fenstern der Restaurants zu sehen waren, ihr rundes Glas im Auge. Die reichen Anstalten mit ihren Juwelen, ihren Blumen, ihren Pasteten und Weinflaschen regten sie fieberhaft auf. Sie glaubte mit einemmale die Apostel der Armut, welche den Krieg gegen die Reichen predigen, zu verstehen, und sie erinnerte sich plötzlich mit einer Art Wollust der Ruinen der Tuilerien, der Trümmer

am Seineufer, die sie gesehen, der schauerlichen Brandstätten der Kommune.

So war Gelsa also allein in den schimmernden Regen, allein, verlassen unter menschlichen Fragen, stehenden Augen, Seide, Samt, goldgeschliffenen, türkischen Stoffen, Pelzwerk und Edelsteinen, blauen Blumen, Journalen, die auf Stangen ausgeboten wurden, Männern, die dies und jenes feilschten, Blumenmädchen, Soldaten, Dienstmädchen und Charlatanen, welche heiser schreien ihre Wunder anpriesen.

Sie konnte kaum mehr gehen und mühsam schleppte sie sich in eine nahe offene Hausflur und ließ sich in dem halbdunklen Hof auf einem Steine nieder.

Es währte nicht lange, da weckte sie ein Geigen-ton aus ihrer Lethargie, sie richtete den Kopf auf und sah einen kleinen Knaben von höchstens zehn Jahren, der mitten im Hofe stand und seine Geige stimmte. Sein braunes Gesicht, sein Feuerzorn mahnte sie an die Ruksa, und legt als er zu spielen begann, weckten die ersten Töne schon ein liebes unverschämtes Bild in ihr. Sie sah die waldbekränzte Berge in der Ferne blauen, sie sah die weite, glänzende Fläche vor sich, mit gelben Aehren bedeckt, die weinmühsamen Hügel, die Strohbücher, die Viehbrunnen, die frühliche Garbe der Heimat. Sie presste die Hände an das Gesicht, und begann laut zu schluchzen.

Der kleine Geiger unterbrach sein Spiel mit einer gellen Zirkonanz, legte ihr die Hand auf die Schulter und fragte sie in gutem Französisch, ob sie unglücklich sei und ob er ihr helfen könne.

Gelsa trocknete ihre Thränen. „Der Gzardas hat mich bewegt“, sprach sie. „Ich bin eine Ungarin.“ „Eine Ungarin?“ rief der Knabe freudig aus, „ich bin auch ein Ungar.“

„Bist du?“ — Gelsa sah ihn an und lächelte. „Und wie kamst du hierher.“

Der Zigeuner suchte die Achseln. „Wir sind durch die Welt gewandert, meine Mutter und ich, und endlich sind wir hierher gekommen. Ich spiele auf den Straßen und verdiene so viel, daß wir leben können.“

„Ach! könnte ich daselbst leben.“

„Du bist arm.“

„Ich habe heute noch nichts gegessen.“

„Nimm mit mir“, erwiderte der junge Zigeuner, „meine Mutter ist gut, du sollst bei uns bleiben.“ Er zog Gelsa mit sich fort.

Diese wußte nicht recht wie ihr geschah, aber sie folgte ihm, sie fühlte sich von einer rätselhaften Macht getrieben, es war die Mutterprache, der melodische Gruß aus der Heimat, durch welche der kleine Geiger ihr Vertrauen gewonnen hatte.

Nachdem sie durch eine große Reihe von Straßen gegangen waren, kamen sie in ein düsteres Viertel voll enger Gäßchen und dunkler Winkel, und traten hier in ein Haus, das den besten Eindruck nicht machte. Der Knabe führte Gelsa an der Hand die steile Treppe empor und klopfte im fünften Stockwerk an eine Thüre. Eine junge hübsche Frau öffnete und sah Gelsa erstaunt an. Diese entschuldigte sich. Der kleine Geiger fiel ihr jedoch ins Wort und sprach: „Eine Ungarin, Mutter, die arm ist und glücklich, gleich ihr vor allem zu essen, sie hat Sk. er.“

Nachdem Gelsa etwas Suppe, Brot und Wein genossen hatte, erzählte sie den beiden ihre Schicksale und sofort rief der Knabe: „Du kommst morgen? Das ist herrlich! Du wirst zusammen mit mir dein Brot verdienen, ich werde dich auf der Geige begleiten.“

„Aber ich kann nur einige ungarische Volkslieder.“

„Mehr brauchst du nicht“, erwiderte der Knabe, „wenn ich französische Weisen spielen würde, bekäme ich lange nicht so viel Zweisoldstücke, als mit meinen ungarischen Tönen. Laß mich nur machen, du sollst reich werden in Paris.“

Gelsa lächelte, sie wollte sich keinen neuen Illusionen hingeben, aber sie begann doch wieder zu hoffen. Die Zigeunerin trat ihr ein Stübchen ab und lud sie ein, an ihrem Tische zu essen. Damit war wenigstens das Glend zu Ende. Nachdem Gelsa sich etwas erholt hatte, besprachen alle zusammen das Köstlich, das sie tragen sollte, und als sie einig waren, kaufte die Ungarin was dazu nötig war, und machte sich an die Arbeit. Jedes liebte Gelsa und der kleine Geiger zusammen die wenigen Volkslieder ein, welche sie kannte.

„Du hast eine herrliche Stimme“, rief der Knabe immer wieder aus, „mit einem solchen Schatz in der Kehle braucht man nicht zu verzweifeln.“

Endlich konnten die beiden eines Morgens zusammen ausziehen. Der Knabe trug jetzt, gleich dem Zigeuner seiner Heimat, schwarze Bundschuhe, weite Beinkleider von Leinwand mit roten Franzen, ein rot gefärbtes Hemd, eine offene Weste von hellblauem

Tuch mit Metallknöpfen und einen Gipsstut mit Plauenfedern und Blumen aufgenäht.

Stella ging in der Tracht eines Bauernmädchens aus der Gegend von Grad. Sie trug schwarze Wollensüßel, einen kurzen dunklen Rock mit reichen Falten, eine weiße Schürze, ein rotes Mieder, über demselben einen kurzen Pelz, der nur bis zu den Hüften reichte und dessen reichgezierter Saum mit schwarzem Kammschell besetzt war. Die schwarzen Haare in zwei große Zöpfe geflochten, fielen frei auf den Rücken herab und waren an den Enden mit roten Atlasbändern geschnitten.

In dieser bizarren Tracht schlüpfte die schöne Stella, von dem kleinen Geiger gefolgt, durch die Menschenwogen der Boulevards. In jedem Hofe machten sie Halt und gaben ihr fremdartiges Konzert. Sobald Stellas Stimme erkundete, zeigten sich an allen Fenstern verwundernde Köpfe, und die Jugend sammelte sich um sie und den Anwalt, um sie in der Nähe zu bewundern.

Stella sang ungarische Volkslieder, und der Knabe begleitete sie mit Gefühl und Verständnis auf der Geige. Wenn von ihrer tiefen, schönen Stimme getragen das herrliche Lied erklang:

„Halál so halálon telejen,“

dann tauchten vor ihrem geistigen Auge die Ufer des Mattensees auf, von den sonnigen Wellen bespült und jenseits des blauen Wassers die grünen, weinbefruchteten Äpfel, an deren Abhang die flachen, weißen Häuser der Dörfer und Städte emporglitten, an den Dächern mahndend.

Da sie geendet, begann der kleine Zigeuner einen Csárdas zu spielen und Stella tanzte, indem sie das Tamburin schwang und schlug. Wenn der Knabe zulagte seinen Hut abnahm und Stella mit einer graziösen Bewegung ihr Tamburin emporhielt, so floßen nicht nur Sonnenstrahlen, sondern gewichtige Silbermünzen in Papier gewickelt herab, und manchen Tag brachte das originelle Paar zwanzig Franken und mehr nach Hause.

Einmal, als die beiden Zigeuner, wie man sie nannte, abends den schönen Park Mouton passierten, und ihre Musik an den Mann brachten, sah auf einer Bank ein junger Mann auf einen Stuhl gestützt, das bleiche, interessierte Gesicht wie von Mondesglanz verflärt. Als er die Stimme Stellas vernahm, erhob er räumend den Kopf und rief sie zu sich her. Sie jedoch erricht auf eine davon, aber der Fremde erhob sich und rief den kleinen Geiger in ungarischer Sprache an.

„Ist das Mädchen deine Schwester?“ fragte er. „Nein,“ antwortete der Knabe, „aber eine Landsmännin.“

„Wo wohnt sie?“  
„Bei meiner Mutter.“  
„Mann ich sie sprechen?“  
„Wenn Sie gute Absichten haben, gewiß,“ erwiderte der Zigeuner, „Stella ist christlicher Leute Kind.“

Der Fremde notierte sich die Adresse und kam schon den folgenden Abend. Er bat Stella, ihm etwas zu singen, und nachdem er sie gehört, erklärte er, daß sie eine große Zukunft habe und bei sich an ihre Stimme auszubilden. Es war ein junger, ungarischer Komponist, Sándor Bemesei, wohlhabend und unabhängig. Er lenkte ihr ein Piano und kam jeden Abend, um sie zu unterrichten. Stella machte in kürzester Zeit die wunderbaren Fortschritte.

Es war ein stiller, schüchternes Benehmen zwischen ihnen, ein Verhältnis, das beiden Teilen wohlthat, ein volles Glück, ohne Unruhe, ohne Qual.

Eines Abends brachte Bemesei seiner Schülerin ein kostbares Armband. Sie zögerte es anzunehmen. „O! Nehmen Sie doch,“ bat er mit einem schmerzlichen Lächeln, „Sie dürfen es. Ich achte Sie, Stella, ich verehere Sie ebenso sehr, als ich Sie liebe. Wenn ich Ihnen nicht meine Hand anbiete, so ist es nur, weil meine Tage gezählt sind. Ich bin dem Tode geweiht, während vor Ihnen das Leben liegt, lachend und verheißungsvoll.“

Stella erblöhte und preßte die Hand auf das Herz. Bemesei nahm sanft ihren Arm und legte den Schmund auf den Scheitel.

„Wenn ich nicht mehr bin,“ murmelte er, „gehört Ihnen doch alles, was ich besitze.“

„O! sprechen Sie nicht vom Tode,“ schrie Stella auf.

Er zuckte die Achseln, setzte sich an das Piano und spielte eine seiner schweremütigen ungarischen Rhapsodien.

So kam der Frühling heran. Eines Morgens erschien bestürzt der Diener des Komponisten und

melbete, daß sein Herr in der Nacht einen Pluturz gehabt habe. Sofort eilte Stella von dem Geiger und dessen Mutter begleitet zu Bemesei und verließ ihn nicht mehr. Sie pflegte ihn Tag und Nacht, bis er eines Abends in ihren Armen starb.

Bemesei hatte Stella zu seiner Erbin eingesetzt. Es war nicht gerade sehr viel, was er ihr hinterließ, aber es genügte, um ihre Zukunft zu sichern. Sie war nur von dem einen Gedanken besetzt, eine Künstlerin, eine Bühnensängerin zu werden. Sie glaubte dem Leben, der Liebe, nichts mehr schuldig zu sein. Sie setzte alle Kraft daran, um rasch alle Hindernisse zu überwinden und schon im nächsten Winter konnte sie auf einer großen Bühne Italiens debütieren.

Heute ist Stella eine berühmte Sängerin. Sie kommt fast jedes Jahr im Frühjahr nach Paris, um ihren jungen Freund, den kleinen Geiger, zu besuchen, der auf ihre Kosten im Konservatorium ausgebildet wird, und mit ihm zusammen einen Kranz auf dem Grabe Bemeseis niederzulegen.

Den vollen Namen der Künstlerin zu nennen, wer hielte dies für nötig? — jeder Musikfreund kennt ihn.

## Kunst und Künstler.

Die komische Oper „Die Mädchen von Schilda“, Text von Lunger, Musik von Alban Zerkow, ist am 1. Oktober im Hoftheater erstmals zur Aufführung gelangt. Das reizende Werk, dessen charakteristisch-melodischer Musik ein geschickt das Schildbürgerium parodierender Text zur Seite steht, fand die warmste Aufnahme. Die anwesenden Verfasser wurden nach jedem Akte mit den Darstellern gerufen.

Aus Paris wird der baldigste Erfolg des Komponisten Théophile Semet gemeldet. Semet schrieb mehrere Opern und komponierte auch zu Ende der vierziger Jahre eine der ersten Opern in moderner Weise — eine Form, die bis dahin ganz unbekannt gewesen war. Das Werk hieß „La petite Fadolette“ und hatte George Sand zur Textdichterin. In den sechziger Jahren arbeitete der Komponist die Operette um, machte daraus eine dreiaktige komische Oper und ließ sie im Théâtre Lyrique aufzuführen. Semet erreichte ein Alter von 62 Jahren.

Das neue deutsche Landestheater in Prag vermittelte die Bekanntschaft mit August Klinghardt's neuer Oper, „Die Hochzeit des Mönchs“, oder, wie sie hier auf Anordnung des Intendanten genannt werden mußte: „Mörser.“ Das Werk fand eine freundliche Aufnahme, einen dauernden Gewinn bedeutet die Oper aber für unser Repertoire nicht. Die Musik hat keinen bestimmten Charakter, es mangelt ihr die Originalität, wenn man auch andererseits nicht gerade Mängel an bekannte Melodien herausfindet. Das gesamte Werk und insbesondere die schönen Chöre, sowie die wirkungsvollen Steigerungen der einzelnen Aktschlüsse zeigen uns jedoch nicht nur den tüchtigen, sondern auch den bünnengewandten Musiker. Der Stoff des Librettos, welcher G. F. Meyers Novelle „Die Hochzeit des Mönchs“ entnommen wurde, eignet sich zu einem Opernwerke nicht besonders und gab also der Musik keinen dankbaren Hintergrund. Die Aufführung liegt ebenfalls zu wünschen übrig, da einzelne Darsteller durch ostentativ zur Schau getragene Lust zu erkennen gaben, daß ihnen an einem Erfolge nichts liege, ein Umstand, der energischen Tadel verdient.

Ferdinand Gumbert in Berlin, der bekannte und beliebte Liebesmeister, feierte am 22. v. Mts. seinen 70. Geburtstag.

Berlin hat nun endlich — 19 Jahre nach der ersten Münchener, 12 Jahre nach der Varenthaler Aufführung — das „Meinungsloß“ als „Novität“ gebracht. Entgegen dem Sprichwort, „was lange währt, wird endlich gut“, war die Aufführung kaum mittelmäßig. Die Tempel waren häufig vergriffen, kaum ein Thema sauber und richtig deklariert und mehrmals drohten Katastrophen über den Gang der Aufführung hereinzubrechen, die meist nur durch die Intelligenz der Kapellisten verhütet wurden. Und trotz alledem war das zahlreich anwesende Publikum begeistert und rief alle Mitwirkenden, vom Botan bis zum Aufzügler vor die Lampe. Ob die Wagnerfreunde nicht — tatsächlich richtiger gehandelt hätten, eine derartige Gesamtleistung einmütig und kräftig abzulernen? Man ist heute über die Bedeutung Wagners hinlänglich einig — eine solche Kundgebung hätte

wohl kaum irgendwelche Mißbeurteilungen veranlassen können.

Der bisherige königl. preuß. Konzertmeister Rich. Zahla in Hannover wurde von dem Fürsten von Schaumburg-Lippe zum Hofkapellmeister ernannt und hat seine neue Stellung bereits angetreten.

Hofopendirektor Jahn in Wien wurde vom Kaiser von Österreich mit dem Orden der eisernen Krone dekoriert.

Ad. Jensen hat eine Oper „Turandot“ hinterlassen, deren Klavierauszug bei C. A. Steinm in Dresden erschienen ist.

Henri Herzold, der in Berlin lebende Violinvirtuose, ist vom Herzog von Sachsen-Altenburg zum Kammervirtuosen ernannt worden.

Der Herzog von Anhalt hat der großherzoglich-oldenburgischen Kammerfängerin Frau Morand-Olden, bei deren Gastspiel als „Ortrud“ im Lohengrin, den Orden für Kunst und Wissenschaft verliehen.

Im Theater an der Wien ist mit hervorragendem, bis zum Schluß andauerndem Erfolge, das Frühjahrsfest eines jungen Komponisten gegeben worden: „Die Pagenstreiche“. Operette (nach Stoffe von Hugo Wittmann) von Karl Weinberger. In dem geschickt und bühnenwirksam gearbeiteten Werke hat der Komponist eine Musik geschrieben, deren Charakter der frischer Lebenswürdigkeit ist. Sie zeigt einen selbständigen Zug, ist frisch, fein, gefällig, geistreich und mit einer Sorgfalt instrumentiert, welche echte Vergnügen offenbart. Die Pagenstreiche sind in eine Fülle von hübschen Melodien getaucht. Lieder, Walzer, Märche, Soli, Duette, Seretten und wirksame Ensembles plaudern für ihren Autor. Ein Serzett der Bereiter, der Himmelbommet-Märch und ein Couplet: „s ist höchste Zeit, daß das was g'schieht,“ gefallen besonders. Man hat mit Recht den Komponisten wieder und wieder gerufen.

Dem Stadtkantor Kette in Leipzig ist in Anerkennung seiner Verdienste für Musik der Kronenorden IV. Klasse verliehen worden.

## Vermisches.

Kaiser Friedrich hat das bisher als Kronprinz geführte Direktorat über den Straßburger Männergesangs-Verein beibehalten.

Ein häßliches Defizit hat das Braunschweiger Hoftheater. Einem Ausgabe-Etat von 556 000 M. stehen Einnahmen von nur 221 000 M. gegenüber, so daß der Prinz-Regent einen Zuschuß von 335 000 M. jährlich zu leisten hat.

Infolge des von Mitgliedern des Straßburger Männergesangsvereins am 15. Febr. d. J. erlassenen Preisausschreibens für die beste Dichtung zu einer bestimmten Marschkomposition hatten sich zu der Preisbewerbung 78 Personen gemeldet. Von 28 eingesandten Dichtungen wurde der erste Preis der Nr. 7 mit dem Merkworte: „Mutterprache, Mutterland, Wie so wonnevoll, so frucht!“ erteilt, dessen Verfasser Herr Theodor Koppé, Lehrer zu Chlan in Schlesien ist, während den zweiten Preis die Dichtung Nr. 16 mit dem Merkworte: „Heller Klang, froher Sang,“ Verfasser Herr Ludwig Lohaus, Rechnungsrat in Groß-Wichterfelde bei Berlin, erhielt. Die mit dem ersten Preise gekrönte Dichtung erscheint sofort im Druck und ist zum Preise von M. 1.50 mit Klavierbegleitung von Herrn Kallherer A. Streng, Deutsche Straße Nr. 3, Straßburg (Els.), zu beziehen.

Das neue deutsche Buchhändlerhaus in Leipzig, in welchem bekanntlich auch der Musikalienhandel vermittelt wird, ist nunmehr eingeweiht worden. Angleich begann dort die Hauptversammlung des Börsenvereins der deutschen Buchhändler. Die Versammlung wählte nahezu einstimmig zu Vorstehern: Baron-Berlin und Bergsträßer-Darmstadt, zu Schriftführern Müller-Grote-Berlin und Berlitz-Zittau, zu Schatzmeistern Seemann-Leipzig und von Hale-Leipzig. Die Festversammlung im neuen Hause nahm einen glänzenden Verlauf. Der König von Sachsen war anwesend. Kroner-Zittau, der seit seiner ersten Vorleser, hielt die Festrede. Die Stadt Leipzig ernannte denselben zu ihrem Ehrenbürger.

Die Enthüllung des Märchner-Denkmals in Zittau, der Geburtsstadt des Komponisten der Opern „Templer und Jüdin“, „Haus Feitling“, „Bammer“ u. s. w., soll dem Vernehmen nach am 16. August, dem Geburtstage Märchners, stattfinden.



Durch alle Buch- und Musikalien-Handlungen  
zu beziehen:

## Eleg. Einbanddecken à Mk. 1.—

oder

## Prachtdecken à Mk. 1.50

(rot, grün oder braun)

letztere mit nebenstehender Pressung (Schwarz- und Golddruck)

zum Jahrgang 1887 der

## Neuen Musik-Zeitung.

Die Jahrgänge 1880—1887 der Neuen  
Musik-Zeitung liegen in neuen Auflagen vor  
und sind eleg. geb. à Mk. 6.— sowie in  
brochirten Quartalbänden à 80 Pfg.  
durch jede Buch- und Musikalienhandlung  
zu beziehen.

Verlag von Carl Grüniger, Stuttgart.

Bei Bezug der kompl. Jahrgänge werden selbstverständlich  
die betreffenden Bogen des Konversations-Lexikon der Tonkunst,  
des Musiker-Lexikon, des Musikal. Fremdwörterbuchs sowie alle  
anderen Musik- etc. Beilagen gratis mitgeliefert.



### Klavier-Automaten nicht Klavier-Spieler

von vorzüglichster Konstruktion und elegantester  
Ausstattung in schwarz poliert und nussbraun  
furniert. Der Automat wird an ein Klavier  
herangestellt und mit seinem vorderen Teile auf  
die Schloßleiste desselben befestigt. Alsdann  
steckt man die betreffende Notenscheibe auf die  
dazu gehörigen 5 Stifte, schlägt den Hebel b  
darüber und dreht an der Kurbel. Der Auto-  
mat spielt alsdann das auf der Notenscheibe  
bedruckte Stück. Für Gesellschaften, Kasinos,  
kleinere Tanz-Gesellschaften unentbehrlich.  
Unser Automat gestattet ferner die Benutzung  
des Pedales beim Klavier. Zu beziehen durch  
alle Pianoforte- u. Musikinstrumentenhandlungen.  
Wiederverkäufer erhalten hohen Rabatt.  
Fabrik Leipziger Musikwerke vorm. Paul Ehrlich & Co.  
zu Gohlis bei Leipzig.

Alleinige Fabrikant d. Klavier-Automaten.

Waren-Versand-Geschäft, v. Schmitz,  
Linden-Sollingen. Nur la. Ware! Feinste  
Referenzen! Illustrierte Kataloge gratis  
und franko.  
Bei Bestellung von Preislisten  
wolle man gef. angeben, auf welche  
Instrumente reflektiert wird.

## Musik-



### Englische Tüll-Gardinen

direkt ab Fabrik: Pils & Kohl, Auerbach i. Sachs.  
Kollektion frei an jedermann. — Abgabe jeden beliebigen Masses.  
Besorgung von echten Teppichen, echten Bezügen, Decken  
aus der in unserer Nähe befindlichen Fabrik.  
Antwerpen 1885 mit dem höchsten Preise ausgezeichnet.

Unter Goldschmied 38 **KOELN** 38 Unter Goldschmied.

**RUD. IBACH SOHN**  
Pianoforte-Fabrik  
Stylvolle Flügel und Pianinos.  
Neuerweg 40 **BARMEN** 40 Neuerweg.



## Garantie-Seidenstoffe

der Seidenwarenfabrik von: von Elten & Keussen, Crefeld

Fabrikmarke. direkt aus der Fabrik, also aus erster Hand, zu beziehen.  
In beliebigem Meter-Mass zu Fabrikpreisen:  
Garantirt solide schwarze Seidenstoffe, weiße und crème Seidenstoffe,  
schwarze und weiße karierte und gestreifte Seidenstoffe, Rohseidenstoffe  
für Wäsche, schwarze Sammet und Peluche etc. etc.  
Gegründet 1873. Man schreibe wegen Zusendung der reichh. Musterkollektion.



Die praktischsten

## Lehr- und Nachschlagebücher

für Musiktreibende.

— Katechismus der Harmonielehre —

von Prof. Louis Köhler. Brosch. Mk. 1.—, geb. Mk. 1.60.

Konversations-Lexikon der Tonkunst

von Rob. Müscl. Brosch. Mk. 5.—, geb. Mk. 6.

Probebogen gratis und franko.

Verlag von Carl Grüniger, Stuttgart.



Neu! Geeignet für Neu!  
**Schul- und Selbstunterricht.**  
Fortschritte schnell u. sicher; beste Methodik!  
Cellochule von Hermann Heber. Mk. 1.—  
Lein, 2 Teile, gebunden. Mk. 2.—  
Klarinettschule v. R. Kietzer, 3 T. geb. Mk. 2.—  
Korsettchule v. A. F. Bagatz, 3 T. geb. Mk. 2.—  
Grosso Klavierschule von Louis Köhler.  
op. 314. Letzt. Meisterwerk des  
berühmten Pädagogen 3 T. geb. Mk. 2.—  
Der kleine Rubinstein, für junge  
Pianist. 70 ersten u. letzten Klänge.  
1. mod. Stücke, 100 Seiten mit  
Fingersatz. Billige Ausg. geb. 2.—  
do. Pracht-Ausgabe, gebunden. 4.—  
Flügelchule v. E. Köhler, 4 T. geb. Mk. 2.—  
Flügelchule, Fortschritt im.  
Ernesto Köhler, 3 Teile, ungeb. Mk. 2.—  
Harmoniums Schule v. A. Michaelis,  
auch f. Organisten, 2 Teile, geb. Mk. 2.—  
Harmonielehre v. F. Dräseke, f. geb. 3.—  
Musiklehre v. A. Michaelis, f. geb. 2.—  
Mandolinenschule v. E. Köhler, 1 T. geb. 2.—  
Sänger-ABC, praktische Männer-  
gesangsschule v. Ed. Noessler, gh. — 50  
Sängerkompass v. do. desgl., nebst  
58 Männerchören u. 33 bel. Texten, gh. 1.—  
Violinschule v. A. F. Bagatz, 3 T. geb. Mk. 2.—  
Violinspiel, Fortschritt im, von A.  
F. Bagatz, 2 Teile, geh. Mk. 1.50  
Zitherschule v. Alois Mayer, 1 T. geb. 2.—  
Zum Selbstunterricht nach Noten- und  
Ziffernsystem. Von J. A. Sokoloff.  
1-reih. Harmonikaschule, 1 Hefte Mk. 1.—  
2-reih. Harmonikanoten, 6 Hefte f. 1.—  
2-reih. Harmoniknoten, 2 Hefte f. 1.—  
Konzertinaschule, 1 Hefte f. 1.—  
Konzertinasnoten, 2 Hefte f. 1.50  
Katalog gratis und franko. Verlag von  
Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.  
Berlin, bei Biele & Banger, Friedrichstr. 55.  
Wien, bei Otto Mann, Musikalienh., 1. so-  
wie durch jede Buch- u. Musikhandl.

„Wir kennen keine  
bessere, lusterregende, n. lusterhaltendere,  
ja Lust und Fleiß steigendere Schule.“  
„Die Kunst der Musik ist die Kunst der  
Steigerung.“  
Steingraber Verlag, Leipzig.  
\*) G. Damm, Klavierschule, 55. Aufl., 4 Mk.



Offt komm ich hin und wieder.  
Für eine Singstimme mit Klavier  
komponiert von Eug. Humperdink.

Mk. 1.—

Ein reizendes, Herrn  
**Emil Götze**  
gewidmetes Lied.  
Verlag von P. J. Tonger in Köln.

**G. & A. Klemm,**  
Rich. Schuster  
Musikinstrumenten u. Saiten-Fabrik.

— Gegründet 1817. —  
Markneukirchen (Sachsen).  
Beste und billigste Bassgeigen, die Violinen,  
Celli, Bässe, Zithern, Blasinstrumente aller  
Art, Saiten etc. Preiskur. grat. u. franko.  
Beste Besaugsquelle für echt  
römische Saiten aller Instru-  
mente. Versandt franko nach  
alien Ländern. — Fabrikpreise.  
Preis-Kurant franko.  
E. Tollert, Rom, Ripetta 57.

## Guter Rat ist Goldes wert!

Die Wahrheit dieser Worte  
lernt man besonders in Krankeits-  
fällen am besten. Ein solches  
Büchlein enthält die wichtigsten  
Anweisungen für die Behandlung der  
Krankeiten. — In demselben  
findet man eine Anzahl der besten und  
bewährtesten Hausmittel, welche  
besonders in den ersten Stadien der  
Krankheit sehr nützlich sind.  
Dieses Büchlein ist ein wertvolles  
Mittel, um die Gesundheit zu erhalten,  
und ist in jeder Familie zu haben.  
Preis 1 Mark. — In jeder Buchhandlung  
zu haben.



Durch jede Buch- oder  
Musikalien-Handlung zu be-  
ziehen:

**Konversations-  
Lexikon**  
der Tonkunst

von  
**Rob. Müsio.**  
Brosch. 5 Mk.  
Elegant gebunden 6 Mk.  
(Prachtdecke mit neben-  
stehend. Pressung in Schwarz  
und Golddruck.)  
Verlag Carl Grüninger, Stuttgart





# Musikalische Jugendpost

Illustrirte Jugendzeitung.

Inhalt des I. Quartals 1888.

Preis des ganzen Bandes

1 Mark.

Aus dem Leben bekannter Künstler.

Freudlich der Probe und seine Feste.

Die Wette und deren Folgen. Eine Episode aus Beethovens Jugend, von L. Erbach.

Die drei Tugenden. Aus dem Leben Marie Gräfin, von Eugen Zimlen.

Ein Künstler und sein Freund. Zur Erinnerung an Clara Schumann von E. Schumann.

Erzählungen und Humoresken.

Die Macht der Musik, von C. Braun.

Die heiligen drei Könige, von J. B.

Der große und der kleine Fisch.

Nach Fug und Recht.

Das Stammen. Schwan in einem Akt von H. Nicolai.

Auch ein Mozart-Bericht, von J. B.

Die Wiederholung, von E. Weber.

Die drei Wälder, von C. Schach.

Der musikalische Zirkel, Eine Episode aus meiner Kindheit von H. W.

In der Silberhochzeit von C. Schach.

Die erste Frühlingsblume, von E. Polke.

Das Geheimnis der Rosenmühle. Ein Märchen von Schiller, mit Illustration.

Beliebte Aufzüge.

Musikalische Vogel-Erinnerungen. Von H. Tiedel.

Reich einmal der „Köln Fingerring“. Von Clara Schumann-Möller.

Einführung in die Oper, in Erzählungen und belehrenden Unterhaltungen. Von Ernst Baedeker.

— XIII. Martha, oder der Markt zu Richmond.

— XIV. Die Tugenden.

Etwas vom Gedächtnis beim Leben von A. Schach.

Gebichte.

Wohlthun zum Neujahr. Mit Illustration.

Unterstützung Bräutigams und Gatten bei Klavierübungen J. H. an ihre lieben Schwestern in A.

Fahrend Volk mit Illustration von Schiller.

— Schiller.

Schiller's Gedächtnis Tod von H. Schach.

Spiele.

Das Weitspiel von A. H.

Das Schachspiel mit Illustrationen.

Der Regelspieler.

Muffelnde Tiere.

Gratis-Beilagen.

„Deutsche Kammer“, biographische Erzählungen und Charakteristiken von J. Schach.

„Die letzte Note“, J. Schach's Biographie (Einlage in der Oper „Martha“).

„H. Schach“, Ein Bekehrungsroman, Thelma, H. Schach's „Mädchen im Grünen“.

„H. Schach“, „Die Kinder tanzen“, Walter.

Abdrucke: „Die Kinder tanzen“, Walter.

Abdrucke: „Die Kinder tanzen“, Walter.

Abdrucke: „Die Kinder tanzen“, Walter.

Abdrucke: „Die Kinder tanzen“, Walter.

Abdrucke: „Die Kinder tanzen“, Walter.

Abdrucke: „Die Kinder tanzen“, Walter.

Abdrucke: „Die Kinder tanzen“, Walter.

Abdrucke: „Die Kinder tanzen“, Walter.

**Das beste u. billigste Harmonium der Welt.**

Ein Schrank für 1000 Zimmer.

Solidität, Schönheit, Wohlklang.

franko.

Köln, Unter Goldschmidt Nr. 39.

Harmen, 40 Neuerweg 40.

**Amerik. Esley Cottage Orgeln.**

Rudolf Ibach,

Orgel- u. Harmonium-Magazin.

**A. Brücken Hammig & Co.**

Markenkirchen.

Instrumentenfabrik.

Vorzügliche Bezugsquelle aller Musik-Instrumente und Saiten.

Reparaturen solid und billig.

Preislisten franko.

**Serbs & Co.**

D. R.-P. No. 38578.

Wir ersuchen Jedermann, sich illustrierte Beschreibung unserer epochemachenden Pianos mit Vorrichtung kommen zu lassen.

Serbs & Co. — Pianofortefabrik, Leipzig.

**Harmonium,**

wie neu, a Register, für 250 M. Näheres auf M. 704 durch Rudolf Mosse, Braunsau.

**Amati-Viola,**

garantiert echt und gut erhalten, zu verkaufen bei

Carl Schmitz, Aachen, Bergstrasse 37.

Eine gut erhaltene, Spielfähige, etwa 10 Stück Spielende, Offerten mit Preisangeben erbitte Louis Strasse, 10, Hagen, Hagenstrasse.

**Einbanddecken à M. 1.—**

**Prachtdecken à M. 1.50**

zu allen Jahrgängen der „Neuen Musik-Zeitung“

komplette Jahrgänge à M. 3.25, sowie einzelne Quartale à 80 Pf. sind durch alle Buch- u. Musikalienhandl. zu beziehen.

Carl Grüninger, Stuttgart.

**Volksliederbuch**

356 der beliebtesten Volks-, Studenten-, Jäger- u. Gesellschafts-Lieder in Leinw. geb. 50 Pf.

Verlag von F. J. Tonger in Köln.

**CACAO-VERO.**

entölt, leicht löslicher Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir unseren Schokoladekuchen, der die Möglichkeit schneller Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergibt sogleich das fertige Getränk) auszeichnet.

Preis per 1/2 1/2 1/2 1/2 = Pf.-Dose

850 500 150 75 Pfennige.

**HARTWIG & VOGEL**

Dresden

**Musikschule**

wegen Veränderung für 4000 Mk. zu verk. Offert. unt. L. M. 936 an Rudolf Mosse, Berlin, S., Prinzenstr. 41 erb.

**G. E. HÖFFEN, DRESDEN-N.**

PATENT KINDER- UND KRANKEN-WAGEN-FABRIK.

**Patent-Kinderwagen**

mit und ohne Gummireifen, das Vorzüglichste für gesunde wie kranke Kinder.

Preis von 12—120 Mk.

neuester und bewährtester Constructionen in allen Größen, gepulvert wie ungepulvert mit und ohne Gummireifenbildung.

Preis v. 36—360 M.

**Kranke-Fahrstühle**

neuester und bewährtester Constructionen in allen Größen, gepulvert wie ungepulvert mit und ohne Gummireifenbildung.

Preis v. 36—360 M.

**Netztische**

für Kinder bis zu 12 Jahren. Ausserordentl. pract. und elegant in verschiedenen Größen. Sicherste Lagerstätte, besonders für kleinere Kinder.

Preis v. 12—60 Mk.

Reich ausgestattete illustrierte Kataloge gratis und franco.

PATENT KINDER- UND KRANKEN-WAGEN-FABRIK

G. E. HÖFFEN, DRESDEN-N.

**von Zimmermann'sche Naturheilkunst**

bei Chemnitz. In reizender Lage am Fusse des Erzgebirges. Anwendung der physikalisch-diätetischen Heilmethode. Ausserordentliche Erfolge bei Magen-, Lungen-, Herz-, Nerven-, Unterleibs-, Frauenkrankh., Fettleibh., Gicht, Zuckerkrankh. u. s. w. Sommer- u. Winterkuren. Leitender Arzt: Dr. med. Böhm. Prospekte mit Beschreibung der Methode gratis durch die Direktion, sowie durch die Filialen der Firma Rudolf Mosse. Aerzte, welche das epochemachende Naturheilverfahren kennen lernen wollen, können als Volontäre Aufnahme finden.

**Rudolf Mosse**

**Insertaten-Fächler**

einer grossen Zahl hervorragender Insertaten-Organen u. d. nachstehender Blätter:

**Gartenlaube**

**Ueber Land und Meer**

**Kladderadatsch**

**Fliegende Blätter**

**Der Bazar**

**Illustrirte Welt**

**Zur Guten Stunde**

**Neue Musik-Zeitung**

**Wiener Mode**

**Kunst für Alle**

**Illustr. Jagdzeitung**

**Aerisches Vereinsblatt**

**Allg. Med. Centralzeitung**

**Deutsche Medicinische Wochenschrift**

**Medicinalische Wochenschrift, München**

**Int. Klinische Rundschau**

**Annoucen**

**Annahme**

für alle Zeitungen und Zeitschriften zu den vortheilhaftesten Bedingungen

**Tamar Indien**

Aerzt. warm empf. (unschädl., rein pflanzl., sicher u. schmerzlos wirkend)

**Constip. laxative**

von angenehmem erfrisch. Geschmack, ohne jede nachtheil. Nebenwirkung.

Altes Reich.

Appetit. — Wirkung.

**Bereins- und Sutfänder**

in jeder gewünschten Farbenstellung (wachs- und schweisest) — Hufbänder, 1 cm breit per Meter 50 Pf. — 65 Cts. liefert prompt.

W. Bachmann, Bandfabrikant, Wädenswil (Schweiz).

**Heilung des Stotterns,**

les Schreibkrampfes, des Zitterns der Hände und ähnl. Leiden innerhalb 14 Tagen unter Garantie. Amst. Alteste.

**J. Wolff,**

Köln, Hohenstaufenring 31.

**1 Flügel von Blüthner**

inff. Nussb.-Gehäuse, gradseitig, 4 mal engl. Mechanik, 7 Oktaven, mit Eisenrahmen (practisch voll). Ton für 450 Mk. zu verk. Leipzig, Reichstr. 11 II.

Ein Flügel der Schallhülle.

Wohlthun zum Neujahr.

Reich ausgestattete illustrierte Kataloge gratis und franco.

PATENT KINDER- UND KRANKEN-WAGEN-FABRIK

G. E. HÖFFEN, DRESDEN-N.

**Berliner Tageblatt**

**Tagliche Rundschau**

**Deutsches Monatsblatt**

**Wochenblatt für Bankunde**

**Architekten, Rundschau**

**Schweiz. Bauzeitung**

**Bayerische Gewerbeszeitung**

**Gewerbeblatt, Stuttgart**

**Deutscher Radfahrer-Bund**

**Mithraszeitung über Landwirthschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft**

**Zeitschrift des Landwirthschaftl. Vereins in Bayern**

**Landwirthschaftl. Zeitschrift für Elsass-Lothringen**

**Journal des Debats**

**L'Independence belge**

**Annoucen**

**Annahme**

für alle Zeitungen und Zeitschriften zu den vortheilhaftesten Bedingungen

**Tamar Indien**

Aerzt. warm empf. (unschädl., rein pflanzl., sicher u. schmerzlos wirkend)

**Constip. laxative**

von angenehmem erfrisch. Geschmack, ohne jede nachtheil. Nebenwirkung.

Altes Reich.

Appetit. — Wirkung.

**Sichere Hilfe!**

Hühneraugen, Salben- u. Hornhaut-Lösungen, empfehle ich „Bleichen“ (weißberühmte Hühneraugen). Dasselbe beseitigt das Uebel für immer, schmerzlos u. innerhalb 3 Tagen. Zu haben in Dosen à Mk. 1.50 bei Heinrich Selzer, Braunsau, Tannengasse. Für die Wirkung wird garantiert.

**Lungenschwindsucht**

ist in den ersten Stadien nach heutigen Erfahrungen fast

**unbedingt heilbar,**

wenn zur rechten Zeit das richtige Mittel angewandt wird. Abtödtet wegen der Vorzüglichkeit ihrer Resultate ist die

**Gebirgsheilstätte für Lungenkranke**

**Reiboldsgrün i. Sachsen.**

**Prospekte durch die Verwaltung**

**Kalender für Lungenkranke** Verlag von E. Piesse, Braunsau, durch jede Buchhandlung.

Mein Ideal, mein Lebensziel: Ach! auch ich, der kein Wiedersehen ich vergehe u. Sehnsucht n. ein. Blickes, d. schönst. Augenpaar, d. mir ein. Einblick d. d. best. Herz gew. — Wo endl. wieder ich, wo Klarheit gegenst. mein. stillen, fortwäh. Sehnsucht wiedersehen?

**Zu vermieten eine gesunde angenehme Familienwohnung, gross. Etage mit schönem schattigen Garten auf dem Lande, Station der Lehn- u. Berlin-Bahn, Preis 400 Mk. pro Jahr. Am Wunsch eines noch weiteren Räume für Pensionäre hinzugefügt werden. Auskunft erteilt Generalm. Pilsacke in Berlin N., Artilleriestr. 8.**

Geb. J. Mädch. werden in einem Musik-Institut gratis zu Klavierlehr. ausgeb. Pens. sehr billig. Off. Fr. E. postlagernd Mainz.

**Heberall** das (schöne) Gitarrenspiel, briefl. zu erlernen. Neue Methode für Anfänger u. Geübte. 6.402 postlagernd, Wien I.

**Rheinwein.**

Gegen Einsendung von M. 80 versende mit Fasten hier 1 Liter selbstgepressten guten und Weisswein, absolute Naturreinheit ich garantiere.

**Friedrich Lederbach, Ober-Ingénieur i. H.**

**Friedrich Chopin.**

Thematische Verzeichnisse der im Druck erschienenen Kompositionen. Neue umgearbeitete u. vervollständigte Ausgabe mit beige. Chopin-Bild. 6 M.

**Leipzig. Breitkopf & Härtel.**

**San-Remo-Heilgen.**

Lied für Mittelstimme von Otto Franz Gensichen, komponiert von Graben-Hoffmann. Preis 10 Pf. (franz. Ausgabe, der neue Text separat à 10 Pf.)

**Potsdam. Hugo Ehrlich,**

Musikalien-Kunsthandlung und Complet-sortiment.

**Inhalt Nr. 9 der Musikalischen Jugendpost.**

**Preis pro Quartal 1 Mk.**

**„Einführung in die Oper“, in Erzählungen und belehrenden Unterhaltungen. Von Ernst Baedeker. XIV. „Der Trompeter von Säckingen.“ Eine romantisch-fantastische Oper in drei Akten und einem Vorspiel, von Viktor Neffler. (Mit Otto Nicolais romantisch-fantastische Oper „Die lustigen Weiber von Windsor.“) (Mit Illustration.)**

**„Ein großer Dichter und ein großer Kinderfreund.“ Zur Erinnerung an Friedrich Müllert, geboren den 16. Mai 1788. Von L. Erbach.**

**„Waise“ von H. August. (Mit Illustration.)**

**„Der Musikant und der Riese.“ Ein Märchen von Phil. Sel.**

**„Du bist lieblich.“ Erzählung aus Spöhrs Jugendleben von Claire Gerhardt. (Schluß.)**

**Briefkasten. — Räthel. — Anzeigen.**

**Musikbeilage:**

R. Richards, „Reines Lied.“ Klavierstück.

G. Morley, „Aus dem Alpen.“ für Klavier zu 4 Händen.

A. Rügge, „Fingern.“ Lied für 1 Singstimme und Klavier.

IX. Jahrgang Nr. 11.

Stuttgart, 1888.



Vierteljährlich sechs, mit Künstler-Porträts etc. illustrierte Nummern und je einer Extrabeilage, bestehend in verschiedenen, für Hausmusik geeigneten Gesangs- und Instrumental-Kompositionen, Musiker-Texten, illustrierte Musikgeschichte u. s. w.

Verlag Carl Grüninger, Stuttgart-Leipzig  
(vormals J. Neumann, Neudamm in Berlin)  
Inserate die fünfgehaltene Nonpareille-Größe 75 Pfennig.  
Beilagen für je 1000 Expl. Blatt 5.—  
Alleinige Ausnahme von Inseraten und Beilagen bei  
Rudolf Mosse Stuttgart, Leipzig, Berlin u. dessen Filialen.

Preis pro Quartal bei allen Postämtern in Deutschland,  
Österreich-Ungarn und Luxemburg, sowie in sämtlichen  
Buch- und Musikalien-Handlungen 80 Pfg.; direkt von  
Stuttgart und bei den Postämtern des Weltpostvereins  
1 Mk. 50 Pfg. Einzelne Nummern 25 Pfg.

Alle früheren Jahrgänge sind neu aufgelegt in eleg. brosch. Bänden zu 80 Pfg. das Quartal, Einbanddecken à M. 1.—, Prachtbänden à M. 1.50 durch alle Buch- u. Musikalien-Handl. zu beziehen.

Mit Nr. 12 schließt das zweite Quartal der *Neuen Musik-Zeitung*. Die löbl. Postabonnenten werden freundlichst ersucht, das Abonnement

auf das dritte Quartal

vor Erscheinen von Nr. 13 zu erneuern, da später von den kaiserlichen Postämtern die bereits erschienenen Nummern nur auf besondere Bestellung und nur gegen Erlegung von 10 Pfg. nachgeliefert werden.

Stuttgart/Leipzig, im Mai 1888.

Die Expedition der *Neuen Musik-Zeitung*.

**Amalie Sebald**

die Geliebte zweier Komponisten,  
von  
**H. Ragg.**

**I**n Sommer des Jahres 1811 schien es, als sollten sich die Auserwählten deutschen Geistes Rendezvous geben in dem romantisch gelegenen böhmischen Badeort Teplitz. Nicht ohne Grund schrieb Rachel Lewin, die mit ihrem Gergensfreund und späteren Gatten Barnhagen von Enke, damals Lieutenant in österreichischen Diensten, einige Wochen daselbst zubringen gedachte, unterm 28. Jan. 1811 an den ihr geistesverwandten Alexander von der Marwitz in Friebersdorf: „Jetzt bin ich überzeugt, ist Teplitz, was Sie bedürfen, ein ländlich schönes Thal, und eine solche Lebensart mit der jetzt möglichen belebtesten Gesellschaft. Sie finden Goethe, Geng, den Herzog (von Weimar), Adam Müller, also Sprecher. Eine Menge umgänglicher Bekannter von meinem Hege. Mich, als Salz und Quil aller dieser Dinge, als Bequemlichkeitsrath. Leben Sie doch dort, wie Sie nur wollen. — Es

wird himmlisch in Teplitz sein; wir sehen eine Unmenge von Menschen; behandeln, bereben, belachen, studiren sie.“ — Goethe und Geng blieben zwar aus, indem sich der erstere auf eine Kur in Karlsbad beschränkte, der letztere Wien nicht verlassen konnte. Dagegen ragten neben den bereits Genannten aus der Masse von Besuchern hervor: der joviale, trotz seines hohen Alters noch frische und lebensfrohe Fürst von Saxe, der fast jeden Sommer einige Monate bei seinem Tochtermann Johann Nepomuk von Clary, dem vornehmsten Grundbesitzer in Teplitz, und Mittelpunkt der dortigen Geselligkeit zu verweilen pflegte; Prinz August Ferdinand von Bruchsen, der Bruder des bei Saalfeld gebliebenen Prinzen Louis Ferdinand; die Familie des preussischen Staatsministers Graf von der Goltz, dessen Gattin geb. von Schach durch Wiß und organisatorisches Talent besonders anregend wirkte, der österreichische Feldmarschall Herzog Ferdinand von Württemberg, der Erbprinz Georges von Medlenburg-Strelitz mit seiner anmutsvollen Schwester der Prinzessin von Solms und lebenswürdigen Nichte Theresie von Thurn und Taxis; die Fürstin Alfred von Windischgrätz, von Kinsky und Alois von Liechtenstein, letzterer „ein vollkommenes Bild deutschen Ritterthums“, dann die gräflich Buccich'sche Familie, die welgwandte Gräfin von Waldburg-Truchseß vormals Oberhofmeisterin am westfälischen Hofe zu Kassel, die nicht mehr junge aber noch immer schöne und geistigprübende Frau von Crayen-Reveau, der Philosoph Fichte, der Meister der klassischen Sprachen Hr. Aug. Wolff, die Gräfin Elise von der Rede mit ihrem unzertrennlichen Begleiter, dem Dichter Tiege, die neapolitanische Gartenvirtuosin Caroline Longhi, der begabte aber sonderlingshafte Kapellmeister Himmel und andere mehr. Auf diesen Schauplatz, dessen buntes Getriebe Barnhagen von Enke in seinen Denkwürdigkeiten annützig geschildert hat, trat Mitte Sommers auch der Tonkünstler Ludwig van Beethoven. Nachdem er den ursprünglich gehegten Plan, für seine angegriffene Gesundheit, namentlich heftige und langandauernde Kopfschmerzen in Italien Heilung zu suchen, aufgegeben, hatte ihm sein damaliger Arzt Walsatt die Bäder von Teplitz empfohlen und geraten, wenigstens 2 Monate dort zu verweilen. Beethoven hoffte zuerst, sein alter Freund Graf Franz von Brunsow werde sein Kurgesellschaftler sein. Als sich die Aussicht zerbrach,

nahm er als Begleiter den jungen Franz von Oliva mit, den er 1809 als Angestellten des Hauses Offenheimer & Herz zu Wien kennen gelernt und dessen ebenso lebenswürdig-bescheidene wie dienstfertige Natur sein vollstes Vertrauen gewonnen hatte. blieb doch Oliva nach des Komponisten vollständigem Bruch mit seinem Bruder Karl Jahre lang sein treuer Berater und Geschäftsführer und stand bis 1820 d. h. bis zu seinem Abgang von Wien nach Ausland mit ihm in freundschaftlichen Beziehungen.

Die Abreise Beethovens und seines Gefährten aus der Kaiserstadt erfolgte mutmaßlich noch in der zweiten Hälfte Juli; denn anfangs August befanden sich die Männer bereits an ihrem Bestimmungsort. Daß unser Künstler jene aristokratischen Gesellschaftskreise, auf die wir oben hinwiesen, eher mied, denn aufsuchte, versteht sich bei seiner Abneigung gegen alles Konventionelle, gegen jeden äußern Zwang von selbst. Ja anfangs scheint er sich von menschlichem Verkehr fast völlig zurückgezogen und dafür um so emsiger seiner Naturwärmerie, seinem Hang zu einsamer Schweifen durch Wald und Fluß getrieben zu haben. Wenigstens sagt Barnhagen, man hätte des Meisters Unwesenheit lange gewußt, ehe ihn jemand gesehen. Seine Hartthörigkeit machte ihn menschlichen und seine Eigenheiten, die sich in der Absonderung nur immer kräftiger ausbildeten, erschwerten und führten bald wieder den wenigen Umgang, auf den ihn der Zufall etwa stoßen ließ.“ In den von solchem Zufall Begünstigten gehörte gerade Barnhagens Freundin Rachel. Beethoven hatte sie wiederholt in dem von herrlichen Bäumen beschatteten Salzhaggen, seinem Lieblingsaufenthaltsort, getroffen. Der Ausdruck ihres Gesichtes zog ihn an und nachdem Oliva die gegenseitige Vorstellung vermittelt, zögerte der Künstler nicht, dem Wunsch der feinfühligsten Frau zu willfahren und ihr eine Reihe neuer Kompositionen vorzuspielen. Noch enger gestalteten sich Beethovens Beziehungen zu der Gräfin von der Rede und Tiege, welcher letzterer als leidenschaftlicher Franzosenhasser auch in politischer Hinsicht mit unserm Künstler übereinstimmte. Was Beethoven aber in noch höherem Maß an die beiden fesselte, war eine junge Berliner, die sich ihnen angeschlossen hatte und deren Liebreiz unseren Meister beim ersten Begegnen ins Herz trat. War doch dies Herz von jeher besonders empfänglich für den Zauber weiblicher Anmut und

Abonnements-Bestellungen auf die „Neue Musik-Zeitung“ (80 Pfg. pro Quartal) werden jederzeit von allen Postanstalten und Buch- oder Musikalien-Handlungen entgegengenommen und die bereits erschienenen Nummern des laufenden Quartals nachgeliefert.

eben jetzt von allen Banden frei, also doppelt geneigt, einer neuen lieblichen Regung nachzugeben. In Wien stand Beethoven nach Weglers Bericht immer in Liebes-Verhältnissen und hatte mitunter Eroberungen gemacht, die manchem Aonios no nicht unmöglich, so doch schwer geworden wären. „Bemerken will ich noch,“ fügt Wegler bei, „daß so viel mir bekannt geworden, jede seiner Geliebten höheren Ranges war.“ Und damit übereinstimmend erzählt sein Schüler und Freund Ferd. Ries: „Beethoven sah Frauenszimmer sehr gerne, besonders schöne jugendliche Gesichter, und gewöhnlich, wenn wir an einem etwas reizenden Mädchen vorbeigingen, drehte er sich um, sah es mit seinem Blicke nochmals scharf an und lachte oder grinst, wenn er sich von mir bemerkt fand. Er war sehr häufig verliebt, aber meistens nur auf kurze Dauer. Da ich ihn einmal mit der Eroberung einer schönen Dame neckte, gestand er mir, die habe ihn am stärksten und längsten gequält — nämlich volle sieben Monate.“ Dabei darf übrigens an frivole Liebslei nicht gedacht und jenes Wort von dem steten Wechsel seiner Neigungen keineswegs buchstäblich genommen werden. Denn von Jugend auf besaß unser Künstler ein stark ausgeprägtes, so strenges sittliches Gefühl, das ihn mitten in den leichtfertigen Wiener Treiben von allen Ausschweifungen bewahrte, und mehrere Liebesverhältnisse schritten beinahe nie in sein Leben ein. Am Jahre 1810 hatte sich — wir gebrauchen den Ausdruck seines Jugendfreundes Stephan von Breuning — „Beethovens Heiratsprojekt zerfallen.“ Die Dame, um die er ein halbes Jahrzehnt lang geworben und die ihm auch ihre Neigung geschenkt — höchst wahrscheinlich hieß ihr Name Theresie von Brunswick — hatte nach langem Schwanken, sei es auf das Andringen ihrer vornehmen Verwandtschaft, sei es aus eigenem Antrieb dem bereits alternenden, immer schwerhöriger und unfähiger gewordenen Mann erklärt, sie könne nicht die Seine werden.

Während der Schwermüdigkeit sich noch vergeblich abmühte, den Schicksalschlag zu verwinden, trat ihm Frühjahr 1810 Bettina Brentano entgegen, deren Genie und Grazie wesentlich dazu beitrugen, seine Gedanken auf andere Bahnen zu lenken. Von Liebe zu der reizenden Sylphide konnte nicht die Rede sein, da Bettina bereits die Braut Adm von Arnims war und ihre Vermählung vor der Thüre stand. Wohl aber nützte der Anmutzauber dieses einzigartigen Weibes dem Künstler Herz und Sinn erfrischen und seine Neigung zu weiblichem Verkehr steigern. Was Wunder, daß Beethoven unter solchen Umständen von der Fülle befruchteter Reize, wie sie Amalie Sebald in sich vereinigte, im Innersten ergriffen und unwiderstehlich angezogen wurde! Was wir von den persönlichen Verhältnissen des Mädchens wissen, beschränkt sich leider auf ein Minimum. Nach Mitgabe der Teplitzer Freudenbriefe war sie die Tochter eines in Berlin domizilirenden preussischen Justizkommissärs. Gleich ihrer Schwester Auguste geistig und körperlich wohlgebildet, aber von noch anziehenderen Gesichtszügen denn jene, besaß sie überdies eine begaunend schöne Singstimme und wurde daher von Jelter, dem Leiter der Berliner Singakademie, in die sie 1804 eintrat, wiederholt als Solistin verwendet. Das musikalische Talent scheint sie von ihrer Mutter geerbt zu haben; denn in dem Namensverzeichnis der Personen, welche während der ersten 50 Jahre dem genannten Institut angehörten, finden wir neben dem ibrigen und dem Namen ihrer Schwester auch denjenigen der „Frau Sebald, geb. Schwabe, Alt 1791“ aufgeführt. Wann die Liebliche Beethoven zuerst begegnete, davon ist ebenso wenig überliefert, wie von ihren ferneren Zusammenkünften in Teplitz. Doch muß der Verkehr unseres Tonbilders mit den neuen Freunden rasch ein intimer geworden sein; denn die Briefe, welche Beethoven im September und Oktober 1811 von Teplitz nach Wien aus an Tiebge und Elise von der Nede richtete, sind im Ton rückhaltloser Vertraulichkeit abgefaßt. „Du kommst mir mit dem Bundeswort Du, mein Tiebge, entgegen, — heißt es unten 11. Demoutant — „so sehr, so kurz unsere Zusammenkunft war, so fanden wir uns bald aus und nichts war ja mehr fremd unter uns.“ Am 8. August hatte er in Amaliens Stammbuch geschrieben:

„Ludwig van Beethoven,  
Den Sie, wenn Sie auch wollten,  
Nicht mehr vergessen sollten.“

Und am Schluß des citirten Briefes an Tiebge lesen wir die charakteristischen Worte: „Nun leben Sie so wohl als es nur immer die arme Menschlichkeit fann, der Gräfin einen recht zärtlichen und doch ehrfurchtsvollen Händedruck, der Amalie einen recht feurigen Kuß, wenn uns Niemand sieht, und wir zwei un-

armen uns wie Männer, die sich lieben und ehren dürfen; ich erwarte wenigstens ein Wort ohne Zurückhaltung, und dafür bin ich ein Mann.

Beethoven.“

Daß unser Künstler nicht bloß körperlich gekräftigt, sondern auch im Innersten erquickt von Teplitz nach Wien zurückkehrte, das geht aus den Briefen der nächsten Zeit, namentlich zahlreichen Bittens an den Grafen Nikolaus Jeneßthal von Domanowicz hervor, die von köstlichem Humor durchblutet sind; es erhellt aber auch aus der freudigen Schaffenslust, welche nach langer Pause über ihn gekommen war. Wie sein Skizzenbuch darthut, beendete er bis zum Dezember 1811 die bekanntlich für die Eröffnung des Kester Theaters bestimmte Musik zu König Stephan und zu den Ruinen von Athen, schrieb das Lied „An die Geliebte“ (Text von Schall) nieder und skizzierte überdies die Violinsonate op. 96, sowie den ersten und vierten Satz seiner achten Symphonie, wohl des heitersten, sonnigen Orchesterwerkes, das in die spätere Periode seines Lebens fällt.

Hatte eine eigenartige Schicksalsfügung den Meister gerade nachdem er von Frauenliebe bitteres Weh erfahren, mit einer der Lieblichsten ihres Geschlechtes zusammengeführt, so wollte es der Zufall, daß er im folgenden Jahre 1812 die hohe Fee zum zweitenmal treffen und ihr Weib noch tiefer ins Herz schließen sollte. Auch diesmal bildete den Schauplatz des Ereignisses der Badeort Teplitz, wo sich im Sommer 1812 nicht bloß wiederum eine Menge geistig hervorragender Menschen — wir nennen Goethe, Adm von Arnim, Clemens Brentano, Savigny, den Freiherrn von Münch-Bellinghaußen, — sondern auch eine ganze Anzahl fürsüßlicher Personen oder Vertreter von solchen einfanden. Bereits hatte die Arme des Großen Korben den Nymphen überfritten, um ihren verhängnisvollen Zug ins Innere Anklunds anzutreten und nach fruchtlosen Kämpfen auf den nordischen Schneefeldern unterzugehen. Eine Ahnung dieser gewaltigen Schicksalswendung lag in der Luft. Zu Teplitz wollten die Nachhaber ihre Gedanken austauschen über die mutmaßlichen Folgen des russischen Feldzugs und ein gemeinsames Handeln zur Befreiung ihrer Staaten von dem immer unerträglicher gewordenen napoleonischen Joch. So bewachten sich diesmal unter den Bäumen des Teplitzer Schlossparks, scheinbar um sich zu erholen, in Wahrheit aber mit tiefgehenden Gedanken und Plänen beschäftigt, Kaiser Franz von Oesterreich mit Gemahlin, Maria Luise die Kaiserin von Frankreich, der Herzog von Sachsen-Weimar, der König von Sachsen, Fürst Wittgenstein, der preussische Minister Wilhelm von Humboldt, der Prinz von Kurland und viele andere.

Beethoven, dessen Gesundheitszustand sich wieder verschlechtert hatte, reiste dies Jahr schon Ende Juni nach Teplitz ab, hielt sich unterwegs kurze Zeit zu Prag auf und gelangte in den ersten Tagen des Juli an seinen Bestimmungsort, wo er in der Gasse Nr. 62 Logis bezog. Das liebe Mädchen, an das er unterwegs oft genug gedacht haben mag, war zur Zeit nicht anwesend und ebensovienig traf er die Baronin von der Nede und Tiebge, welche ihre Teplitzer Kur 1812 bereits Mitte April angetreten und längst beendet hatten. Dagegen durfte Beethovens Bekanntheit mit dem Dichter des Egnont, und seiner öfter erwähnte gemeinsame Spaziergang, auf welchem den beiden Großen die österreichische Kaiserin mit ihrem Hofstaat begegnete, Goethe sich ehrfurchtsvoll bei Seite stellte, Beethoven dagegen, ohne den Hut abzuziehen, mitten durchging — in diese Tage zu verlegen sein. Wenn Goethe in einem an Jelter gerichteten Brief vom 2. Sept. 1812 bemerkt, Beethovens Talent habe ihn in Erstaunen gelacht, doch sei er leider „eine ganz ungebändigte Persönlichkeit“, so erklärt sich dies mit Rücksicht auf Vorgänge wie den erwähnten leicht genug. — Beethoven verweilte übrigens vorläufig nur bis anfangs August in Teplitz, um sich dann ärztlicher Verordnung gemäß nach Karlsbad und Frangensbrunn zu begeben. Am ersten Ort konzertierte er den 6. August mit dem Geiger Volledro zu Gunsten der Abgebrannten von Baden bei Wien, wo am 26. Juli 117 Häuser eingeschmiedet wurden, und kehrte erst Ende des Monats nach Teplitz zurück. So verfehlte er auch Warnhagen von Gise, dessen diesjähriger Teplitzer Besuch gerade in die Zeit seiner Abwesenheit fiel. Um so mehr mußte es den Künstler beglücken, daß er bei seiner Rückkunft Amalie Sebald wieder fand, welche nach der Fremdenliste des Sommers 1812 am 9. August mit ihrer Mutter und deren Schwester Mad. Sommer in Teplitz eingetroffen war. Durch glücklichen Zufall sind uns 8 Briefe oder besser gesagt Bittens erhalten, die Beethoven während dieser

Herbsttage an Amalie Sebald gerichtet hat und die den Charakter ihrer erneuerten Bekanntschaft näher beleuchten. Die Originale befinden sich in einer Bibliothek zu New York, wurden von Dr. Jul. Friedländer kopiert und durch Otto Jahn, den bekannten Mozartbiographen, zuerst in dem Grenzboten veröffentlicht. Ueberrasschend und wahrhaft rührend ist die Zartheit, der innigen schlichtherzigen Ton, der diese Blätter kennzeichnet, während der Briefstil unseres Komponisten sonst an Nachlässigkeit und Dreibei nichts zu wünschens übrig läßt.

Der körperliche Zustand, in welchem Beethoven nach Teplitz zurückkam, war ein sehr leidender. Er hatte sich seit seiner Abfahrt von Wien eher verschlimmert und nöthigte ihn, Tage lang das Bett zu hüten. „Thyranne ich!“ lanten die ersten vom 16. Sept. 1812 datirten Zeilen an Amalie, „Ihr Thyranne! Nur Mißdeutung kann sie dies sagen lassen, wie wenn eben dieses lüthelbche eine Liebererkrankung mit mir andeutete! Nicht Tadel bewegen; es wäre eher Kitzel für Sie — ich befand mich seit gestern schon nicht ganz wohl, seit diesem Morgen äußerte sich stärker; etwas Unverdauliches für mich ist die Ursache davon, und die reizbare Natur in mir ergriff eben das schlechte als das gute, wie es scheint; wenden Sie dies jedoch nicht auf meine moralische Natur an, die Leute sagen nichts, es sind nur Leute; sie sehen sich meistens in Kindern nur selbst, und das ist eben nichts; fort damit, das gute Schöne braucht keine Leute. Es ist ohne alle andere Beihilfe da, und das scheint denn doch der Grund unseres Zusammenstehens zu sein. — Leben Sie wohl, liebe Amalie; scheint mir der Mond heute Abend heiterer als den Tag durch die Sonne, so sehen Sie den kleinsten kleinsten aller Menschen bei sich

Ihr Freund Beethoven.“

(Schluß folgt.)



## Friedrich Rückert.\*

Ein Gedenkblatt von I. Erbach.

Das Jubelfest eines Dichters, der zu den Lieblingen seiner Nation gehört, dessen lyrische Dichtungen schon durch die Melodie und den Rhythmus der Sprache zur Nachdichtung in Tönen auffordern und so oft unsere ersten Tonbilder zu herrlichen, musikalischen Schöpfungen angeregt haben, darf in diesen Blättern nicht übergangen werden.

Hundert Jahre waren es am 16. Mai, daß in dem idyllisch gelegenen Schweinfurt Rückert als Sohn eines Advokaten geboren wurde, der einige Jahre darauf als Rentamann nach Oberlauringen, einem am Fuße des Hahnbirges maulerisch sich hinziehenden Dorfe, übersiedelte. Hier, im gelegenen Franken, inmitten einer üppig reizenden Landschaft verlebte der Knabe seine erste Jugendzeit, und im freien Umherstreifen in Wald und Flur entwickelten sich jene poetischen Reime in seiner empfänglichen Seele, deren Urrund die Liebe zur Natur bildete, welche später in unendlicher Fülle sein Herz besingen sollte. Sagt er doch selbst:

„Zwölf Jahre war ich alt, da hatt' ich ohne Fleiß  
Fast alles und noch mehr gelernt, als ich nun weiß.“

Der ehrwürdige katholische Pfarrer in dem nahen Großbardorf war es, der den Knaben zuerst mit den vaterländischen und antiken Dichtern bekannt machte:

„Wart er den ersten Funken  
Vielleicht mir ins Gemüth?“ —

Hatte Friedrich bisher nur während des Winters einigen Unterricht genossen, so schickte ihn sein Vater im Jahre 1800 auf das Gymnasium in Schweinfurt, nach dessen Absolvierung er zunächst die Rechte in Würzburg studierte, um sich dann in Heidelberg ganz sprachlichen und philologischen Studien zuzuwenden. Schon in diesen Zeiten waren viele seiner Jugendlieder entstanden.

Raum hatte sich Rückert als Privatdozent in

\* Quellen: Friedrich Rückert, G. Heyer, S. Geig.

Jena niedergelassen, als der Ausbruch der Befreiungskriege die akademischen Hörsäle entleerte und die Jugend in den Kampf rief. Nur die Bitten und Beschwörungen seiner Eltern, seine damals höchst angeregte Gesundheit zu schonen, konnten ihn zurückhalten. Dafür aber kämpfte er um so wirkamer mit seinen „geharnischten Sonetten“, die unwiderstehlich in zündenden Worten zur Erhebung wider den Unterdrücker aufbelebten und begeisterten, und den jungen Dichter als ebenbürtigen Genossen Körners, Arnolds und Schenkenborfs darstellten.

In diesen Jahren entstanden neben diesen patriotischen Dichtungen auch noch die unter dem Titel: „Jugendlieder“ herausgegebenen Gesänge.

Im Jahre 1816 berief die Cottasche Verlagsbuchhandlung in Stuttgart Rüdert, um daselbst mit Haug zusammen das „Morgenblatt“ zu redigieren. Hier veröffentlichte der Dichter den „Kranz der Zeit“, einen Cyclus patriotischer Gesänge, in welchen die Helden der Befreiungskriege geehrt und dem Schen nach Deutschlands Einheit Ausdruck gegeben wird. Dann aber wendet er sich ganz und voll wieder der Lyrik zu:

„Und nur von Liebe will ich singen,  
Die dieser Erde öden Raum,  
Wo nicht ein Paradies laun bringen,  
Doch eines Paradieses Traum.“

Dem Zuge seines Herzens folgend, zog Rüdert im Jahre 1817 über die Alpen nach Italien, um hier ein ganzes Jahr hindurch in vollen Zügen das Leben des Südens zu genießen und unvergessliche Eindrücke auf die Dichtertiefe wirken zu lassen. In Rom knüpfte er fortwährende Beziehungen mit dem künftigen Kronprinzen Ludwig von Bayern an, sowie mit Platen, Kunze, Niebuhr, Cornelius und Schorr, von welchen allen er als Dichter wie als Mensch geschätzt und geliebt wurde.

Doch die Sehnsucht nach der Heimat ergreift ihn mächtig:

„Wie die Blumen aus dem Tau  
Sich zur Sonne wenden,  
Wuß ich nach der Heimat Gau  
Schrankenblide senden.“

Er nimmt Abschied von Italien und kehrt über Wien, wo ihn Hammer-Burgstall für die orientalischen Sprachen lebhaft einnimmt, als gereifter Mann in die bairische Heimat zurück.

Wir haben uns ihn in dieser Zeit als eine redenshafte Gestalt vorzustellen, das ebelsgebildete Haupt umwölkt von langen schwarzen Locken:

Diese Locken, die vor allen  
Meiner Liebsten so gefallen,  
Daß sie sprach: so laß sie wallen!“ —

Die Aukertorene seines Herzens, die er also sprechen ließ, war die ihm an Herz und Geist ebenbürtige, reizende Luise Fischer, Tochter des Archivrats Fischer in Koburg, mit welcher er den sein Leben unauflöslich beglückenden Bund am 26. Dezember 1821 schloß.

Seinem Liebeswerben verdanken wir den „Liebesfrühling“, dieses edelste Kleinod deutscher Liebeslyrik, in welchem in Hunderten von Liedern Braut und Bräutigam die wunderbarste Zwiagesprache miteinander halten. „Du meine Seele, du mein Herz!“, „Was soll ich dir für Namen geben?“, „Endlich hab ich das errungen!“, „Tausendmal für dich zu sterben!“ u. s. w.

Im Jahre 1826 erhielt Rüdert die Professur der orientalischen Sprachen an der Universität Erlangen, um die fünfzehn Jahre, welche er in dieser Stellung verlebte, darf man als die fruchtbarsten seines ganzen Lebens bezeichnen. Zwar im Anfang klagt er, daß ihm die Muse der Dichtkunst treulos geworden:

„Aufgegangen war die Harpe,  
Unbeholden für treue Pflicht,  
Im gelehrten Hausbedarfe  
Dacht ich ihrer weiter nicht —“

balb aber erscheint die Himmelstochter wieder und der Dichter begrüßt sie:

„Willkommen und willkommen mir,  
Willkommen mir aufs neue;  
Nun laß ich fürder nicht von dir,  
Und du, du schwörst mir Treue!“

Nur desto gewaltiger rauscht der Strom der Poesie, nachdem er kurze Zeit zurückgehemmt gewesen, und frohlockend ruft der Dichter aus:

„Mehr als Blumen im Gefilde sprechen  
Lieder täglich unter meiner Feder.“

Außer unzähligen deutschen Liedern entstanden hier als Früchte orientalischer Sprach- und Literaturstudien, die „Makamen des Hariri“, „Nal und Damsanti“, eine Epikope aus dem hindostanischen Heldenepos: „Mahabharata“, in welcher die Frauentreue verherrlicht wird, ferner „Nasim und Subrah“ aus dem Königsbuche des persischen Dichters Ferdusi, und endlich Rüderts Hauptwerk: „die Weisheit des Brahmanen“, eine Sammlung von Lehrgedichten, welche in den verschiedensten, immer vollendeten Formen tiefinnige Lehren der Weisheit, Gottesliebe und Tugend, goldene Früchte in silbernen Schalen, darbietet.

Alle diese Werke sind nicht bloße Uebersetzungen, sondern meisterhafte Nachdichtungen:

„Ein Palmenblatt, vom Sturm verweht,  
Ward hergeführt von Schiffen,  
Und seinen heiligen Schriftzug, leht,  
Ihn lernte ich entziffern.“

Hier hat Rüdert die ganze Fülle und die Entwicklungsfähigkeit der deutschen Sprache ins hellste Licht gestellt, indem er sie zugleich durch eine große Menge neuer Wortbildungen und sprachlicher Wendungen bereicherte.

Eine durchgreifende Veränderung in des Dichters Leben brachte das Jahr 1841, in welchem ihn König Friedrich Wilhelm IV. als Professor der orientalischen Sprachen, mit dem Titel Geheimrat und mit einem Gehalt von dreitausend Thalern, an die Universität Berlin berief.

Mit Nichts auf seine anwachsende Familie glaubte Rüdert den ehrenvollen Ruf nicht ablehnen zu sollen und verließ, so schwer es ihm auch wurde, das kleine, stille Erlangen mit dem großen, geräuschvollen Berlin.

Hier ist er niemals recht heimisch geworden und hätte es wohl gar nicht erhalten, wenn er nicht die Erlaubnis erhalten, die Sommermonate auf seiner ererbten ländlichen Besitzung in Weis bei Koburg zu verleben, wohin er sich stets mit dem Gefühl großer Erleichterung begab:

„Aus der staubigen Residenz  
In den laubigen frischen Lenz,  
Aus dem tosenden Gassenlärm  
In den tosenden, stillen Mai.“

Das an stille Beschaulichkeit gewöhnte Dichtergemüth vermochte sich an das großstädtische Treiben und an die großstädtische Gesellschaft nicht zu gewöhnen, so freundlich man ihn auch in Berlin von allen Seiten entgegenkam. Er blieb eine einsame, angestaunte, unbegriffene Erscheinung. Außer zu einzelnen Spaziergängen verließ er selten seine Wohnung, in welcher er sogar seine Vorlesungen abhielt.

Nur mit einem Gange in Berlin machte Rüdert eine Ausnahme, mit dem des Geheimen Obertribunalsrats von Winterfeld, dessen hohe Bedeutung als Kenner und Schriftsteller auf dem Gebiete der christlichen Tonkunst und Geschichte der Kirchenmusik bekannt ist, und dessen Studien und erfolgreichen Forschungen in Rom und in den italienischen Klöstern die deutsche kirchliche Musik die wertvollste Bereicherung an Kompositionen alter, bis dahin fast unbekannter Meister verdankt. Um diese Schätze dem Verständnis und der Kenntnis gebildeter Hörer zu erschließen, studierte er selbst mit tüchtigen Künstlern und Dilettanten Werke von Pergolesi, Prätorius, Geard, Bach, Händel ein und führte sie in weit vollendeter Weise den Freunden vor, welche allmählich das Dienstags abends hierzu in seinem gastlichen Hause sich versammelten. Dabei pflegte fast niemals Rüdert zu fehlen, der, wenn auch seine musikalische Natur im gewöhnlichen Sinne dieses Wortes, doch ein feines Empfinden und Verständnis für das Volks- und Kirchenlied und für den Choral besaß, als einer aus dem Gemüth heraus tonangebenden Poesie. Diese ersten, wohlwollen Klänge schienen ihm die echte und wahre Musik zu sein. Sein Lieblingsinstrument war die Orgel, deren Spiel er beim sonntäglichen Besuche des Gottesdienstes stets mit großer Aufmerksamkeit lauschte. Auch gut vorzutragende, einfache Lieder mit Klavierbegleitung liebte Rüdert sehr, wogegen ihn das Virtuositentum als solches mehr abstieß, als anzog. Im allgemeinen war er der Ansicht, die auch wohl die richtige ist, daß der Dichter von dem Komponisten meistens mehr oder weniger zu leiden habe und ihm gegenüber in eine untergeordnete Stellung sinke.

In Berlin kaufte Rüdert eine Anzahl von Dramen, wie „Saul und David“, „Herodes der Große“, „Kaiser Heinrich IV.“, „Christof Columbus“, welche, weniger

für die Bühne bestimmt, einzelne Hefen in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit in besonders lebendiger Form darstellen sollten.

Dem politischen Leben wenig mehr angethan, veranlaßten Rüdert die Vorgänge des Jahres 1848 sich pensionieren zu lassen und sich ganz in die seinem innersten Bedürfnis entsprechende beschauliche Stille und Einsamkeit seines Zustulums in Neues zurückziehen, die nur durch die Besuche von Verwandten und altbewährten Koburger Freunden, wie Freiherr von Wangenheim und Baron Stodmar, jeweilig unterbrochen wurde.

Die Freude an seinem Landfig:

„Neuer Siz im alten Koburg,  
Mir im Herbst ein neuer Lenz,  
Meine kleine Freudenfroburg,  
Ehrenburg und Residenz!“ —

sowie das Leben in und mit der Natur und beschauliches Studieren und Schaffen erfüllten und veredelten den Lebensabend des Dichters, der zurückschauend wehmüthig klagt:

„Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit  
Klingt ein Lied mir immerdar;  
Ach, wie liegt so weit, ach, wie liegt so weit,  
Was mein einst war!“ —

Nachdem Rüdert noch den Schmerz erlebt, die treue Gefährtin seines Lebens zu verlieren, schied er selbst am 31. Januar 1866 nicht ungern aus dem Leben:

„Denn aufzubrechen, scheint es Zeit geworden  
Von hier; wohin? ich frage nicht; ich höre  
Gerufen mich von höheren Afforden.“

Im Gedächtnis seiner Nation aber wird der Dichter als einer der Geistes ewig fortleben.



## Bemerkungen.

### Der gute Sänger!

Zu gute Sänger! Kann denn etwas überhaup zu gut gesungen werden? Man sollte meinen, Sänger könnten nie zu gut sein für den Augen des betrachtenden Maestro — und wer immer eine Oper komponiert hat wird sagen: „Auf die Interpretation kommt wenigstens die Hälfte des Erfolgs an, und „man“ kann nie zu gut vorgetragen werden.“

Und doch — und doch hat auch diese Sache zwei Seiten, und der Musikhistoriker, welcher seine Erfahrungen gesammelt und seine Beobachtungen gemacht hat, wird vielleicht mit der verblüffenden und scheinbar paradoxen These hervortreten und erklären: für manchen Maestro war es ein Unglück, daß ihm stets geniale Interpreten zur Disposition standen — sein Ruhm wurde dadurch auf eine unverhältnismäßige Höhe gebracht, die überstehenden Siege, welche seine Künstler ihm erröchten, verschoben seine Selbstkenntnis, und — von dem Augenblicke an, wo ihm nur mehr mittelmäßige Interpreten zur Disposition standen, waren plötzlich seine Erfolge wie abgehackt. — Opern, welche bisher die Munde um die Welt gemacht hatten, erschienen dem Publikum plötzlich hohl und armdig, und der lorbeerbekrönte unterbliche Maestro sah sich plötzlich, noch in der Vollkraft seines Wirkens vernachlässigt, mißachtet, vergessen. Und tiefe Entmutigung, Verbitterung, manchmal sogar die geistige Nacht der Verzweiflung wurden sein Loos.

Nicht immer freilich ging die Sache so tragisch aus, und es ist vielmehr eine lustige Geschichte, welche sich an das Furore der Oper knüpft, von der ich hier plaudern will.

Mercabante ist heute ein fast vergessener Komponist, d. h. vergessen von den Dilettanten, Opernbesuchern, Sängern und vor allem von den Direktoren und Intendanten, welche einen Kritiker gar kurios mühen würden, der ihnen den Vorfall machen wollte, „wieber einmal eine oder die andere Oper des alten Mercabante dem Repertoire einzuverleihen. — „Mercabante!“ würde der Impresario, Intendant oder artistische Direktor höhnertiefend und verächtlich sagen, „Mensch, sind Sie bei Trost? Spielen wir denn in der Arche Noah?“

Aber es war eine Zeit, und sie ist noch nicht allzulange her, da hatte der Name Mercadante einen prächtigen Klang in den Ohren aller Opernliebhaber, die Künstler verdrängen bei seiner Nennung die Augen und lächelten süß und stöhnten: „oh, maestro divino!“ Das für himmlisch dankbare Rollen er schreibt! — und selbst die Musikkenner lästerten achtungsvoll den Gut und sagten: „Ein hochbegabter Mann, tüchtiger Musiker, tiefer Denker, erster Ringer!“ Begnügt sich nicht mit dem Einvernehmen singelnder, ehrengeleiteter Meistern wie Rossini oder Donizetti, oder mit dem süßlichen Vanto Bellini, sondern seine Musik ist voll Charakteristik und Gedankentiefe — jede seiner Personen hat ihre bestimmte, feste, individuelle Physiognomie — seine Musik ist mehr deutsch als italienisch! — So sprachen die Kenner, und ihr Urteil ist bis heute ziemlich dasselbe geblieben.

Es war im Jahre 1839, in Mailand. Dem Ruhme des Maestro, welcher beim „Giuramento“ schon zu den großartigsten Dimensionen angewachsen war, fehlte nur noch ein letzter Sonnenstrahl, ein letzter Himmelsflug, daß seine Wüste sich in voller, unvergleichlicher Pracht entfalte. Und in dieser Stagnation der Mailänder Scala war ihm die schönste Gelegenheit dazu geboten. Alle in diesem Kameval aufgeführten Opern hatten Giusto gemacht — zuletzt auch die von Schoblereder, auf welche der Direktor seine letzte Hoffnung gesetzt hatte, und die nur an zwei Abenden gegeben werden konnte, trotz der glänzenden Ausstattung, welche man darauf verwendet hatte.

Der Direktor kaufte sich die Haare, rang die Hände, und schaute in den tiefsten Chorden: „Ich bin verloren!“ — Aber gleich darauf sprang er mit der Glanzität des echten Italiens (Italiener und Meinen sind von derselben Naturanlage) wieder auf die Beine und rief: „Mein! Noch einen Versuch will ich machen, und erst wenn dieser mißlingt, haue ich die Welt in Trümmer!“

Und er ging zu Maestro Mercadante, der damals der Scala gegenüber unter den Arkaden wohnte, und sagte zu ihm: „Göttlicher Sänger des Schwures“, erhebe dich!

„Wohin denn? Ich stehe ja ohnedies!“ — sagte Mercadante, welcher eben in der Stellung des Fußstüßers in einer Badewanne stand.

„Wohin du dich erheben sollst!“ sagte der Direktor begeistert: „In die Wolken!“

„Ich sehe schon, Sie wollen eine neue Oper haben!“

„Erraten! Und zwar binnen vierzehn Tagen, sonst geht die Stagione zu Ende.“

„In vierzehn Tagen?“

„Züherer! Die Musik, bedachte, es ist das zweimal so viel, als der Herr gebraucht hat, um die Welt zu schaffen!“

„Ich bin aber nur Mercadante!“

„Hier bringe ich schon das Turtuch.“

„Das wird sicher ein rechter Schand sein.“

„Greife nicht, Gladiator, es ist von Jossi, bearbeitet teils nach einem Mome Cooper's, teils nach der „Renciarierin“ von Anicet-Bourgeois und Alexander Dumas, in welcher Mademoiselle allabendlich ganz Paris zu Thränen rührt, und heilt: „Il Bravo.“

Und dann... ein Vibretto ist ja bei uns in Italien Nebenbuhler. Es ist das Gerüst, das zur Aufführung eines Palastes dient. Ist der Palast prächtig und steht imponierend da, so kümmert sich niemand darum, wie das Gerüst aussieht, das zum Baue diente.

Wenn du willst, Gladiator, muß die Oper gefallen, denn ich will diesmal sicher gehen, und stelle die größten Sänger Italiens zur Verfügung, sie sind mir schon gesichert; und zwar: die Schoblereder, die ohnedies da ist, ferner aber Donizetti...“

„Donizetti!“ rief der Maestro, einen Fuß in die Höhe hebend...

„Castellan, und... die Tabolini!“

„Die Tabolini!“ rief der Komponist, sprang mit beiden Füßen aus dem Kibel, daß der unglückliche Direktor von einem Wasserstrahl überflutet wurde, fiel diesem um den Hals, riß das Vibretto an sich, eilte an sein Klavier, setzte sich an dasselbe und begann sogleich die große Arie mit Chor im ersten Akte zu komponieren.

Vierzehn Tage später war die Oper fertig, — eine der schönsten, wohl eigentlich die schönste Mercadante's, originell durch den Umstand, daß die beiden männlichen Hauptrollen für Tenore geschrieben waren — der Komponist richtete sich nach dem vorhandenen Künstlermateriale. Der „Bravo“ ist ganz und gar keine italienische Musik, sondern vielmehr deutsch vertieft und charakterisierend, nicht bloß eine nach Melodien jagende Arbeit; eine tüchtige Komposition, herrlich instrumentiert, voll Effekt, ergreifend und großartig,

eine Oper, die viel zu früh kam, eine Arbeit, welche oft gehört und studiert sein wollte. Es sind daraus vor allem zu nennen: eine Arie der Tabolini mit Harfenbegleitung oben am Balkon, die unten leise vom Chor akkompagniert wird, ein Duett zwischen zwei Tenorsimmen, ein Duett zwischen zwei Sopransimmen, und das wunderbarste, schönste, ergreifendste Vokalquartett am Schluß der Oper: etwas Zarteres und dabei zugleich so dramatisch Wirkungsvolles läßt sich nicht denken. Es besteht nur aus wenigen Takten, ist aber für sich allein eine ganze Oper wert. Von dem elektrischen Schlage, den es auf das Publikum hervorbrachte, kann man sich keine Idee machen — es begeisterte, es rührte, alles war aufgelöst in Tränen des Entzückens.\*

Von dem Jubel, den diese Oper an der Scala erregte, kann man sich einen Begriff machen, welcher in Italien war und das dortige Publikum kennt. Wie oft der Maestro und die Sänger gerufen wurden, konnte man nicht zählen! Aus der Loge der Pasta sog bei der zweiten Aufführung ein Vorberfranz auf die Bühne, welchen Donizetti sogleich aufnahm und unter einem wahren Beifallsrauschen auf das Haupt Mercadante's setzte. Von Abend zu Abend steigerte sich der Jubel, weil man stets neue Schönheiten an der Oper entdeckte.

Mercadante schwamm förmlich in Wolken. Er blühte auf, er wurde jung, glücklich, er vergaß alle seine Leiden (er war auf dem einen Auge blind und sah auf dem andern nur wenig), das Leben wurde ihm zu herrlichen, rosenbühnblühenden Sommertagen. „Mein Ruhm ist gesichert durch alle Zeit!“ jubelte er seinen Zuhörern, dem Advokaten und Musikkritiker Pietro Torlonio zu, als er mit demselben nachts durch die mondüberleuchteten Säulengänge des Magas aus dem Theater ging.

Pietro Torlonio war ein geistvoller Mann, und liebte Mercadante seit seiner Jugend herzlich. Er schüttelte aber den Kopf.

„Nicht? Du meinst nicht?“ rief der Maestro fast verlegt. „Ist die Oper nicht das Beste, was ich geschrieben habe? Hast das Publikum nicht allabendlich vor Entzücken?“

„Gewiß. Und mit Recht.“

„Und wird also der „Bravo“ nicht einen Triumphzug durch die ganze Welt machen?“

„Nein!“ sagte der Advokat ernst den Kopf schüttelnd.

„Unfinn!“ rief der Maestro zornig. „Du widersprichst dir selber! Wenn der „Bravo“ eine Perle ist, wenn er bei unserem strengsten Publikum Italiens Furore macht, weshalb sollte er nicht die Munde durch die Welt mit gleichem Beifalle, und mich reich und unsterblich machen?“

„Er wird die Munde über ein paar Bühnen machen, mittelmäßigen Erfolg haben und dann verschwinden.“

„Warum, Mensch? Warum?“

„Weil die Sänger, für die er geschrieben wurde, zu gut waren. Du hast das Glück — oder Unglück gehabt, daß man die Sängerquartette zur Disposition stellte, von welchem jeder einzelne eine Spezialität, ein Unikum in seiner Art ist, und welches in solcher Vereinigung nirgends und an keiner Bühne wieder vorkommen wird! — Und du hast dein Werk nicht unabhängig, als Oper komponiert, als Sache für sich, sondern du hast die Partien derselben den vier Künstlern mit geschickter, slavischer Berechnung ihrer exorbitanten Fähigkeiten „auf den Leib“ geschrieben. — Wo kam also diese Oper anderswärts hin, oder auch nur gut und anständig gegeben werden? Nirgends. Es ist zu befürchten, daß diese Oper, die so viel Effekt in dieser Stagione machte, nirgends und nie wieder gegeben werden wird (wenigstens nicht mit Erfolg), weil sie mit anderen Individuen gar nicht gegeben werden kann. Du schreibst sie für die Schoblereder, welche eine Bravoursängerin von höchster Kraft, aber zugleich auch eine erschütternde

Tragikerin ist; für die Tabolini, einem ungeheuren, abnorm hohen Sopran; für Donzelli, diesem Unikum eines Tenors, welcher zugleich ein gewisser Schauspieler und ergreifender Charakterdarsteller ist; für Castellan, den höchsten Tenor, den Italien je besessen hat oder wenigstens besitzt. Reich, wo findest du wieder ein solches Quartett zusammen? Ja, wo magst du auch nur an ein und demselben Theater zwei solche Tenoristen höchsten Ranges als rivalisierende Nebenbuhler finden? — Allen diesen vier Virtuosen hast du in seiner Art das Höchste gegeben, was er zu leisten im Stande ist. Das Quartett am Schluß kann gar niemand singen, als diese Vier!...“

Der geistreiche Kritiker hatte recht mit seiner Ansicht. Der „Bravo“ wurde auf vielen Bühnen gegeben, aber nirgends mit dem erwarteten Erfolge. Die besten Künstler mühten sich vergebens an den für Spezialitäten geschriebenen Partien ab. An vielen Bühnen war ein Sänger (wie z. B. Rubin) oder eine Sängerin (wie z. B. die Unger), welche mit ihrer Partie Furore machten, aber jenes Ensemble fehlte, die Oper selbst ließ kalt, und verschwand dann vom Repertoire. Und so hatte es sich bewährt, daß es für einen Komponist (und für ein Werk) in der That zum Unheil ausfallen kann, wenn er — zu gute Sänger hat!

### Siegfried der Ehle.

Durch Wagners „Ring der Nibelungen“ ist Siegfried der Trachtentöter für uns ein musikalischer Held geworden, wie er früher ein rein-epischer und später durch Nauwachs, Geibel, Heibel und Wilbrandt ein dramatischer gewesen war.

Was sagen nun die Litteraturhistoriker über diesen Lieblingshelden Wagners? Ach, sie sagen so viel, daß man beinahe ganz wie im Kopfe verirrt. Vor allem erklären sie, die Figuren unseres Nationalepos seien teils aus den nordländischen Sagen genommen, teils aus speziell niederösterreichischen und rheinländischen Orts- und Lokaltreibungen hervorgegangen; Wagners dessen seien die Sigurdslieder der Edda einerseits, und die Lokaltaten von Wibelste, Worms, Kanten, Gieselsheim, sowie die Gestalten Niburgers von Wöhlarn, Egels, des heiligen Viktors von Kanten, Theodorichs von Verona andererseits. Die Abtei Lorch soll wirklich von der Königin Ute gegründet, an ihrer Mauer ein „langer Nibelung“ befestigt, ein Graf Siegfried von Nibelungheim unter Kaiser Otto I. gemencht worden sein, und der römische Legationsbischof Viktor streite mit Bischof Viktor von Kanten um die Ehre, als Modell zu dem Wibe Siegfrieds gelesenen zu sein. Aber weder jener arme römische Soldat, noch der weise Bischof können auch nur ein Abenteuer unseres Siegfried erlebt haben. Keiner von ihnen ist auf der Jagd getötet worden, und keiner hat eine Bräutigam geheiratet. Wo bleibt also da der Zusammenhang zwischen Poesie und Wirklichkeit? Derlei besteht einzig in der Ähnlichkeit des Namens: Viktor, Sieger, Siegfried. Und es ist doch so komisch, wenn man aus einer Namensverwandtschaft auf die Identität zweier historischer oder sagenhafter Personen schließen will! Es ist dies willkürlich, als selbst Gesehrten zu sein erlaubt ist. Derselbe Umstand wiederholt sich bei der immer und in allen Nibelungenvorreden und Noten aufgestellten Behauptung, die historischen Urbilder dieser epischen Gestalten seien in der Geschichte des merowingischen Hauses zu finden: Siegfried sei kein anderer als der König Sigibert von Austrasien, dessen Gattin Brunehaut hieß, und der Streit der Königinnen sei nur eine Reminiszenz an die bittere Feindschaft zwischen dieser Brunehaut und ihrer Schwägerin Fredegunde. Aber auch hier gibt es nicht die geringste Ähnlichkeit der Schicksale, nur die Ähnlichkeit der Namen, wozu noch der Umstand kommt, daß ja nach jener Annahme die Schwägerin und Feindin Sigiberts Brunehaut geheißen haben müßte und nicht seine Gattin! Und wie gesagt, nirgends auch nur die geringste Ähnlichkeit der Lebensschicksale zwischen diesen historischen Personen und den Figuren unseres Epos. Sigibert wurde nicht auf der Jagd ermordet, und die Feindschaft zwischen Brunehaut und Fredegunde zeigte sich erst, als die beiden schon ganz alte Frauen und Witwen waren, und kann also nicht um einen Gasten entfallen sein, den beide liebten; denn dieselbe enttand und äukerte sich nur aus Ehrgeiz, um diesem Sohne oder jenem Enkel die größere Nachstellung zu verschaffen!

Und diese beiden alten Betteln, die sich um ihrer Nachkommen willen beschien, sollen die Urbilder Kriemhildens und Brünhildens sein!

\* Dieser podende Opernklub ist zugleich ein Beweis, wie energisch Mercadante zu handeln gewohnt war. Die Oper selbst eigentlich nicht mit diesem Quartett, sondern hinterraus gab es noch eine lange Szene zwischen Bravo und der Kunstlerin Theodor, in welcher ihm angelündigt wird, daß er dieselbe auf Verleumdung der Senatoren ermorden muß, worauf er sich selber erschieß. Diese ganz lange Schlußszene hatte Mercadante schon komponiert. Bei der Generalprobe bemerke er aber, daß diese notwendige Szene nachschleppte und den Effekt des Quartetts aufhebe. So gleich rich er nun Bravo, Theodor, Bravo, kurz den ganzen Handlungsplan um, und ließ die Oper wieder mit dem herrlichen Quartett schreiben. Niemand weiß nun, was mit den Leuten geschieht, die Geschichte hat keinen Schluß, kein Ende, aber — der Effekt des Quartetts als Finale ist ungeheuer. Würde das notwendige, vernünftige Ende gebildet sein, so würde die Teilnahme vielleicht nachgelassen haben. Wo ist ein Komponist, der so — welches genau sein Werk, aber auch so selbstverleugend handeln würde?



Zudem ist es ja ein Hauptzug der Nibelungen-sage, mit dem alles andere steht oder fällt, daß Kriemhild die Gattin eines nichtregierenden Prinzen, eines Mannes, der nie eine Krone getragen hat, einer Art von Palfallen also ist, der kein eigenes Reich hat, sondern nur als Gemahl der königlichen Schwester an Gunthers Hof lebt und den Burgunden sozusagen als Dienstmann untersteht, der sich für sie rufen muß. Das allein gibt Brunhilden das Recht, ihn öffentlich zu mißhandeln, anzugreifen und ihn als unebenbürtigen Eindringling gleichsam nicht zu acceptieren. Wo bleibt da die Heiligkeit zwischen der aufrichtigen Königin Fredegunde und Kriemhild? Fredegunde hatte ja sogar den älteren, mächtigeren der beiden Brüder Siegfried und Guntvar zum Gatten!

Noch schlimmer steht es mit den nordischen Nibeliden, die rein mythologische Nebengestalten sind. Das Schlimmste dabei ist aber, daß die nordischen Sagas unbeschreiblich erst aus der deutlichen Dichtung geschöpft wurden, und die Edda erwie- nern viel jünger ist als unsere alten Lieber. Griffristert also überhaupt eine historische Persönlichkeit, deren Ereignisse einzelne Punkte lieferte für die Figur unseres Siegfried? Und wenn es eine solche gab, welchen Spuren müssen wir folgen?

Aber hier ist wie bei allen der einfache Weg der beste, und gerade das nächstliegende wird (wie gewöhnlich) außer acht gelassen, weil es das Einfachste ist, und weil unsere Gelehrten sich mit einer so gewöhnlichen Sache wie die Einfachheit ist, nicht abgeben wollen.

Den Weg, den wir zu gehen haben, zeigt uns am besten die Thatsache, daß die meisten unserer altdeutschen Heldengedichte ihren Stoff aus alten französischen Nibelungenromanen geschöpft haben — denn schon damals scheinen wir Deutsche an der Ueberlieferungsmut aus dem Französischen gelitten zu haben, und diese Krankheit ist nicht erst, wie man oft meint, zur Zeit Scibes aufgetaucht, wo unsere Nationaldichtung sich nur von Franken, nach dem Französischen nährte. So sehen wir Wolfram von Eschenbach selbst in seinen schönsten Werken als „Bearbeiter“ der Nibelungenromanen eines Chretien von Tours und Konforten, unsere Isole ist nur eine Erneuerung der französischen Heult, unter Lohengrin ist aus dem französischen Romanen von Garin le Lorrain genommen, unser Roland aus dem chanson de Roncevaux, und der Dichter der Nibelungen (mag er nun „der Nibelberger“ oder wie immer heißen) hat seinen Stoff direkt aus dem alten Nibelungenroman: „Historia Sigfridi, majordomi Theodoric regis“ geschöpft.

Sie haben wir also mit einemmal die Quelle der Nibelungen, und brauchen, um die historische Persönlichkeit Siegfrieds kennen zu lernen, nur den Inhalt dieses alten Nibelidens zu studieren.

Nun, der Inhalt ist fast ganz derselbe wie im Nibelungenliede, und der Held Siegfried oder vielmehr Sigfridus, ist darin wieder ein König noch ein Königssohn, sondern der — Hausmaier oder Verwalter des merovingischen Königs Thierri.

Und damit ist mit einemmal jede Schwierigkeit und jeder Widerspruch gelöst, und der ganze Vorgang wird erklärlich, und wir können die Geschichte des historischen „Verwalters Sigfridus“ deutlich wiederherstellen aus den halbverwunden Spuren jener Dichtung, so klar, als ob wir dieselbe aus einer Chronik herauslesen, denn jetzt steht der mögliche Siegfried vor uns, dessen Lebenslauf nun mit all den gegebenen Umständen der Sage übereinstimmt.

Sigfrid war der Majordomus oder Verwalter des Königs Thierri (Theodoricus). Die Schwester dieses Königs verliebte sich in den schmucken, jungen Mann, und da es damals für Prinzessinnen nicht immer ebenbürtige Bräutigame gab, oder weil der König gegen die leidenschaftliche Liebe der beiden nichts thun konnte, so gab er ihm das Prinzgein zur Frau, und zwar vielleicht froh, wenigstens eine Schwester versorgt zu haben. Die Prinzessin kam aber dadurch in eine schiefte Stellung zum Hofe als die Frau eines Menschen, der denn doch nur ein Beamter, ein Dienstmann ihres Bruders war. Nun

\* Damit stimmt auch die Willkürsage überein und mittelbar das von den Gelehrten so mißachtet, weil aus arabischen Quellen gestoffter Bericht vom Hofe der Königin, welche ebenfalls dem echten historischen Siegfried am nächsten kommen. Denn die Willkürsage läßt ihn ebenfalls kein Königskind, sondern den Harneträger des Königs Jüngling von Burgund (Bertrams) sein. Natürlich wird das aber von Gelehrten als „falscher Name“ verworfen, denn Siegfried muß nun einmal eines „reichen Königs Kind“ sein, und darf von allem vor seinem Gegner das Hofen-pamper ergreifen, wie im Nibelungenliede! So etwas durfte wohl ein Götter von Troja, aber keine deutsche Romanfigur!

nach aber der König eine Prinzessin zur Frau, die, sobald sie den stillen Majordomus erblickte, sich ebenfalls in ihn verliebte und ihn das in der ungenierten Art jener Hoffriten merken ließ. Von ihm verachtet, fing sie nun an, ihn zu verfolgen und warf ihrer Schwägerin vor, daß sie einen einfachen Dienstmann ihres Gatten geheiratet habe, und also eigentlich sich gar nicht weiter unter die fürstliche Verwandtschaft zu drängen habe. Das machte natürlich die Gemahlin Sigfridus ganz wütend, und sie erwiderte der Königin ganz dreist, sie sei nur deshalb plötzlich so stolz und vornehm, weil sie selber in Sigfridus verliebt gewesen und von ihm verachtet worden sei — und erzählte ihr haarschein eine verdächtige Szene zwischen ihr und Sigfridus, welche sie von niemanden anderem hatte erfahren können, als von ihrem Manne.

Nun war natürlich die arme beschränkte Königin außer sich, ließ zu Thierri und forderte ihn auf, er solle die Unverschämtheit seines Dienstmannes züchtigen, der sich rühme, sie habe ihn nachgeahmt!

Thierri der König nun, als glaube er dem Sigfridus, so erklärte er sich selber als betrogener Ehemann; er war es also seiner Frau schuldig, seiner Gattin zu glauben, und in diesem Falle durfte der ruhmbegierige Beamte nicht beim Leben bleiben. Er wählte also das damals sehr beliebte Mittel, einen Menschen aus dem Wege zu schaffen und ließ seinen Verwalter einfach auf der Gasse verunglücken.

Diese Geschichte ist so leicht menschlich, so wahrscheinlich, daß sie sich auf den ersten Blick als der Wahrheit gemäß darstellt, und was mehr ist, sie stimmt mit unserem Nationalpos besser zusammen, als alle Siegfrieds, Arnehaute und niederländischen Könige, und vollends mehr als alle die ungeheuerlichen Halbgeister der Edda.



## Sin Pfingstfest zu Aachen anno domini 788.

Erzählung von J. Balg.

### I.

„Wundern wollen wir uns!  
Schnur zur Reize geht der Heim;  
Auch die Mänge in die Weite,  
Wuß der Spielmann hinter sein“  
(Lohengrin.)

Es war am Abend vor Pfingsten; der sonnige Frühling war ins Land gekommen und hatte Frankenberg, des großen Kaisers Karl Sommerfrühling, mit Blüten überhäuft. Den Weg, der das Schloßchen mit der guten Stadt Aachen verband, säumten blühende Bäume, und unter ihnen war das Gras mit rosa schimmernden Wäldchen bedeckt. Frankenberg selbst war in jungem Grün vergraben wie ein Wäldchen; lachende Pfingstrosen umgaben das graue Gestein, Springen drängten ihre Wäldchen an die Fensteröffnungen und hier und da leuchtete schon ein wildes Möselein.

Hoch auf dem Turme breitete der goldene Adler seine Schwingen aus, welcher stets die Anwesenheit des Frankenherzogs anzeigte, und der im Kriege das Dach seines Lagerzettes bedeckte.

Zu diesem Siegeszeichen, dem die Flammenkämme der untergehenden Sonne feurige Strahlen entlockten, richteten sich die Blide eines Mannes empor, der am jenseitigen Ufer des geheimnisvollen Rheins stand, dessen Wasser das Schloß umspült. Der Mann trug die Kleidung eines landsfähigen Spielmanns, und an seiner Seite blinkte ein silberglänzendes Hornlein. Sein lühn gezeichnetes Gesicht war leicht gebräunt, in dunkler Frau floß lang auf seine Brust herab, und dunkel lodte sich unter der Ottermähne das Haupthaar. Die Augen aber, die so forschend auf dem Goldadler ruhten, waren blau wie Stahl und blickten freundlich hell.

Da klang silbernes Kinderlachen an das Ohr des Fremden und lenkte seine Blide schnell abwärts, dahin, wo sich ihm in nächster Nähe ein holdseliges Bild darbot. Auf dem Weiser schwamm ein kleiner Nadeln, in dem zwei Frauen gestalten sich von den Wellen schaukeln ließen. Gleich die eine, eine Herrscher-gestalt von berauschender Schönheit, der stolzen Königs-lilie, so erinnerte die zweite an ein Wäldlein, —

erst fünfzehn Sommer zählte sie, und eine lühne Freilich-lingsfrische lag auf dem zarten von goldroten Locken umwachten, stolzen Antlitz mit dem holden, trostigen Kinderlachen, der so silberhell zu lachen verstand.

Die beiden waren Aistrada, die wunderliche Gemahlin Karls des Großen, deren mächtiger Liebes-rauber sein Herz in unföhlischen Banden hielt, und Notrud, sein Todestelein.\*

„Aber Notrud,“ schalt die Königin, „wie vermagst du nur am Vorabend des heiligen Festes so ausgelassen zu sein? Die heilige Jungfrau verschlei-mir’s — aber sollte man nicht glauben, eine der Götter des Reiches habe dir’s angethan, daß du nicht still und keusch sein kannst — du, eine Braut!“

Wiederum lachte das mannhafte Kind, und es klang diesmal ein ißpöcher Ton hindurch.

„Vrant?“ rief sie heiter; „ach, Frau Mutter, ich bin noch jung und Konstantin V. ist weit! Will’s Gott, so bereitet er mich von ihm!“

Ein Wäldchen des Lummus verdunkelte Aistradas weiße Stirn. „Nicht weiter!“ sagte sie gebieterisch; „die Heirat ist eine beschließliche Sache von großer Bedeutung für unser Reich. Und was der große Karl beschließen hat, das wird eines Kindes Aume nicht ändern.“

„Und nicht der Wunsch eines geliebten Kindes?“ fragte Notrud ernst, brach aber gleich darauf wieder in fröhliches Lachen aus. „Vergelt, Frau Mutter, was ich schwagte! Ich kenne ihn ja noch nicht, den Bräutigam; wer weiß, vielleicht gefällt er mir gar gut.“

Warum auch sollte er nicht? Man rühmt seine Schönheit, kein —

Aistrada wurde unterbrochen, nicht durch das schöne mannhafte Kind, sondern durch den Fremden, welcher, da sie nahe am Ufer hinführten, dem Weiprade gelauscht hatte, und nun, sich hinter einem dichten Gebüsch verbergend, sein Silberhorn ertönen ließ. In wunderbarer Reinheit und voll bezaubernden Wohlklanges zogen die Töne über das Wasser hin wie Silberklänge. Aistrada richtete sich horchend empor; Notrud aber wurde totenblass, als söge eine Ahnung von kommenden Unheil durch ihr junges Herz.

„Mutter,“ flüsterte sie ättern, „was ist geschehen? Ist es ein Klang aus dem Paradies?“

Aistrada lächelte. „Es ist Atrichis!“ sagte sie.

„Atrichis?“ Ich höre den Namen nie; erzählt von ihm, meine Mutter!“

Aistrada gab dem Diener, der den Kahn lenkte, ein Zeichen, dem Schloß zuzufahren, und sprach: „Als unser Herr Karl am Abend des heiligen Vater beizusuchen gegen Teiderius, den König der Longobarden, und ins Alpenthal von Zisa kam, während sein Sohn Bernhard den Jovisberg\*\* überschritt, stellten sich ihm die Alpenberge als schier unübersteigbares Gestein entgegen. In diesem Augenblicke waren die Franken des Berges, und Karl sah mit Stummheit, wie manche von seinen Leuten in unglücklichen Gefechten erschlagen wurden. Da erschien eines Tages im fränkischen Lager ein Spielmann und sang vor dem Königsgeleite:

„Ich führe dich geheime Stege,  
Ich führe dich geheime Wege,  
So sprichst du dem Feinde Hohn.  
Und hab’ ich dich aufgeführt,  
So daß mir dein Dank gebührt —  
O König — was giebst du zum Lohn?“

Nach dem Liede erklang eine schmetternde, sieges-verheißende Hornfanfare. Karl aber ließ den Spielmann vor sich bringen, und dieser wiederholte sein Atrichlein. „Führe dich uns richtig, sprich unserm Herr, so verlange, was du willst, und es sei dir gewährt — mein königliches Wort darauf! Alsogleich rüstete sich das Heer zum Marsch, der Spielmann schritt ihm voraus; um einen Vorsprung führte er sie auf schmalen Pfaden, der seitdem der Frankenweg genannt wird, den Feinden in den Rücken. Der Sieg war groß und vollständig; Atrichis entfloß, Karl wurde Herr des Landes.“

„Atrichis,“ — so war der Name des Spielmanns — sprach er, „der Sieg ist unser, begreife deinen Lohn!“

Atrichis zeigte auf einen Berg und sprach: „Laßt mich dort hinauf steigen, großer Herrscher, und mein Horn ertönen lassen. So weit man aber seinen Schall vernimmt, soweit sei alles Land mein eigen!“ Und so geschah es. Atrichis erhielt einen großen Teil

\* Notrud war die älteste Tochter Karls aus seiner Ehe mit Hildegardis.  
\*\* Seitdem der St. Bernhard genannt.

des Landes, und die Eingekessenen desselben, die ihm nun dienbar waren, nannte man „Transcornati“, das heißt „Zusammengeblasene“.

„Doch nun, Notrud, laß uns eilig aufsteigen und dem Herrn des Arichis Anstalt melden. Er erwartet ihn, und sorgte schwer, daß der Spielmann nicht zum Feste erscheinen möchte.“

Arichis wurde vom Könige Karl mit großen Freudenbezeugungen empfangen und an der abendlichen Festtafel bewirthet.

Als aber die Frühlingsnacht sich herabgelassen hatte und der Mond sein schimmerndes Licht über Frankenberg ergoß, da lehnte der Fremde wieder im blühenden Springenbüsche am Weiher und die Wunderlänge seines Hornes zogen sich tönend hinaus, bis aus dem grünspinnenden Fensterrahmen des Turmes eine zarte schlanke Mädchen Gestalt sich langsam niederbog.

## II.

„Solche Kunst, du zwingst die Herzen,  
Wie die Liebe sie bewirbt,  
Welche Freuden, welche Schmerzen  
Jedem Menschenlebe bringt.“  
(Weber.)

Die Marienkirche in Aachen prangte im herrlichsten Festhimmel, denn man beging die Feier des Pfingstfestes. Purpurne Decken schmückten die Wände, purpurne Teppiche bedekten den Boden. Den Altar umrahmten zahllose Kränze, Blumengebünde sandten köstlichen Duft empor. Bischof Turpin celebrierte das Hochamt, geschmückt mit dem köstlichen Messgewande, welches Kaiserthaus seine Hände gewirkt hatten, verließ das Evangelium aus dem Buche, welches sie geschrieben und mit unzähligen herrlichen Bildwerken versehen hatte.\*

Nichts vom Altare kniete Carolus magnus mit seiner Gemahlin, seinen Kindern und dem festlich geschmückten Hofstaate. Auf dem Altäre des großen Frankenkönigs lag ein gespannter Ausbruch, und häufig richtete er erwartungsvoll den Blick auf eine mit purpurnen Vorhängen verhüllte Emporbühne. Die Predigt war verklungen, das Officium zu Ende. Da gelaß etwas Wunderbares: Töne, wie sie noch keines Menschen Ohr in diesem Lande vernommen, klangen von der verhüllten Bühne hernieder. Ein Himmelsmusik erklangen sie, mildlich, erhaben, zaubervoll! Die Andächtigen zerfloßen in Thränen und wie auf Engelschwingen zogen auf den Tonwellen die Seelen himmelwärts.

Und dennoch waren es Menschenhände, die dieses Wunder wirkten; droben stand ein Kunstwerk, das man im Frankenlande noch nicht gekannt, noch nimmer gesehen hatte. Es war eine Orgel! — Karl hatte sie sich aus Italien zur Verherrlichung seines Gottesdienstes verschrieben, heimlich hatte er sie in der Münsterkirche aufstellen lassen, und die Hände Arichis, des lombardischen Spielmannes, waren es, welche ihr die herrlichen ergreifenden Töne entlockten.

Mit leise atternden Klängen begleitete sie das Geheimnis der Wandlung, um danach wie in jauchendem Jubel aufzubrechen. Und hoch! jetzt mischten sich Menschenstimmen hinein: „Benedictus, qui venit in nomine domini!“ klang es. Und solchen Sang hatte man auch noch nimmer vernommen, denn die da sangen, das waren nicht rauchtheliche Franken, es waren zwei italienische Sängere, welche Papst Gaudrian seinem königlichen Freunde gelobt, die Arichis im Auftrage des heiligen Vaters hergeführt hatte und welche so den Samen der Musik über die Alpen trugen.

Niemals hatte ein Gottesdienst einen solchen tiefen Eindruck gemacht, niemals so tiefe Frömmigkeit geweckt, solchen seligen Frieden gebracht.

Aber ach! er hatte auch noch andere Folgen! Wie die blauen Augen Karls, so waren auch die braunen seines Töchterleins Notrud oft erwartungsvoll und suchend durch die Kirche gegliitten, und als die Orgel ertönte, da ergitterte sie bis ins tiefste Herz hinein, denn eine Ahnung sagte ihr, wer dort die wundervollen Töne hervorlockte.

Es war am zweiten Pfingsttage, gegen Abend; die glänzende Tafel war aufgebogen und Karl erging sich mit seinem Gefolge im Garten beim Schlosse Frankenberg. Arichis hatte wieder sein Zaubershorn erklingen lassen, und lauter Jubel dankte ihm. Nur

Notrud schweig erlassend und setzte sich still zu den Füßen ihres Vaters nieder, als dieser mit dem Spielmann in einem Laubengange Platz nahm.

Lächelnd sagte Karl: „Wiederum Arichis, schulde ich Euch Dank, und wie damals, als Ihr mir den Weg über die Alpen wieset, sage ich wiederum: „Begehrt, und es sei Euer!“

Da flog eine dunkle Blut dem Fremden in die Wangen, er blickte auf das holdselige Mädchen nieder und sprach: „So genährt mit Wein, Eure Tochter, zum Weibe!“

Karl sprang auf. Schrecklich war er anzusehen, wie damals, als Desiderius entsetzt ausrief: „Lasset uns hinabsteigen und uns in der Erde bergen vor dem Farnantist dieses Mannes!“

Seine großen Augen sprühten Blitze: „Seit Ihr von Eimen?“ rief er. „Wie magt Ihr es — Ihr ein fahrender Geselle!“

„Mit nichts,“ antwortete Arichis ruhig; „Ich selbst, König Karl, habt mich zum Herzoge gemacht über vieles Land.“

„Aber die Transcornati,“ erwiderte Karl höhnisch, „und Herzog seid Ihr durch Verrat.“

„Ihr irrt Euch, König Karl; ich bin kein Lombard, und Desiderius war mein Feind. Er schlug mir den Vater und raubte die Mutter — er nahm mir alles!“

„Gleichviel,“ sagte Karl ruhiger, „wählt etwas Anderes — Notrud kann nimmer die Eure werden!“ „Aber ich liebe ihn, Vater!“ tönte es wie ein Hauch in das Gerüche der Männer.

Doch dies nicht beachtend, fuhr der Kaiser fort: „Notrud ist die Braut Konstantins von Griechenland; erbittet etwas anderes, Arichis!“

Doch Arichis stand wortlos vor dem Herrscher, — mit dem Augenblicke waren alle seine Wünsche begraben; — plötzlich beugte er sich nieder und drückte einen Kuß auf Notruds bleiche Stirn. „Lebt wohl!“ küßte er und wandte sich zum Gehen. Ein Nebel stieg aus dem Weiser auf und umhüllte seine Gestalt, als sei er in den Wellen verfunken.

Das Königseind aber konnte ihn nicht vergessen; sie löste ihre Verlobung mit Konstantin und trat ins Kloster zu Ghelles, bei Paris. Zwölf Jahre diente sie Gott in Demut und an einem Abende vor Pfingsten ging sie hinüber ins Reich des ewigen Friedens.

Auf Arichis' Schicksalen ruht ein Schleier. Seinem Herzogtum hat er entsagt und man ahnt sein Wirken im Kloster Saint Gallen, wo seine Kunst einen Schüler heranzog, den älteren Notrud, welcher ein Lehrer des Kloster Balbus war, dessen Ruhm weit über die Klostermauern hinausging, und der als ein Meister der lieben Frau Musica Ruhm und Lehren verbreitete.

Bei jedem Musikfeste, das in Aachen gefeiert wird, sollte man nun — so meinen wir — zurückdenken, an jenes Pfingstfest vor elfhundert Jahren, als man im Münster zu Aachen zum erstenmale eine Orgel, zum erstenmale Klangengelung hörte. Denn wahrlich, jenes Pfingstfest war ein bedeutungsvoller Tag, ein hohes Fest der Zukunft von großen und segensreichen Folgen. Von diesem Feste her datiert — wie erwähnt — die Gründung der Singeschulen, das Bekanntwerden des Musikganges in fränkischen Ländern. Es wurde da der Keim gepflanzt, aus welchem im gegangenen Rheinlande so viel Schönes und Herrliches erblühen sollte.



## Die Othello-Quvertüre.

Es war im Jahre 1816. — In seiner Wohnung zu Neapel auf der Strada di Riviera ging der Schwann von Beloro, der vierundzwanzigjährige Maestro Gioachino Rossini, dessen Ruhm bereits ganz Italien erfüllte, lächelnd und in offener guter Laune auf und ab. Soeben hatte ihm die reizende, kleine Rossita Spalatri, die neue Tänzerin, welche der unerwählteste Impresario Barbaja vom Carlotheater in Neapel eines Tages in einem Pastetenladen „entdeckt“ und seitdem an das Licht der Theaterlampen gezogen, ein Briefchen gesendet, worin sie ihn eine Zusammenkunft in der „Albergo allo

Spuntar del Sole“ (Sonnenaufgang), in der Nähe des Paulistippos, bewilligt; und der junge Maestro war verliebt wie ein Page! Signorina Rossita hatte die lieblichsten Frühen von der Welt und die tiefsten, vielsagendsten, dunkelsten Augen!

In dieser olympischen Laune hörte den Maestro ein reiches Klopfen an die Thür, die sich darauf ebenso schnell öffnete und dann hinter einem kleinen beweglichen Männlein schlief, dessen funkelnden Augen und reiferliche Junge dem gefeierten Komponisten zugleich ihr „guten Tag!“ darbrachten.

Rossini zog bei seinem Anblick ein langes, laures Gesicht und fragte keineswegs freundlich:

„Nun, Signor Direttore, was beliest?“

Barbaja, denn er war es, warf sich in den nächsten Fauteuil und entgegnete:

„Es machte mir heiß bis hierher! — Was ich will? — Die Quvertüre zu Ihrem Meisterwerk „Othello“ will ich! Die Proben sollen beginnen und — noch ist die Quvertüre nicht fertig!“

Des jungen Maestro Stirn verfinsterte sich, als er entgegnete:

„Ihr kommt nicht zur rechten Zeit, Signor Impresario! Ich bin nicht anderweitig beschäftigt! Zudem — die „Introduzione“ soll schon fertig werden!“

„Ja! Aber wann?“

„Bald!“

Der Kleine wiegte lächelnd den Kopf:

„Gut, wir werden ja sehen! Aber denken Sie auch daran, mein teurer Rossini!“

„Gewiß!“

„Dann leben Sie wohl!“

„Auf Wiedersehen!“

Jener ging, der Maestro aber dachte viel mehr an Rossitas kleine, so lieblich tanzenden Kinderfüßchen, als an die Zukunftsbewertung.

Meister Barbaja war ein alter, griebener Fruch; er trat, bevor er das Haus verließ, bei Signora Caselli, der Wittin Rossinis, einer ehrlichen Schustersfrau, ein und hörte dieselbe aus.

„Wo hin will der Maestro heute Nachmittag?“ fragte er und drückte der Signora zehn Lire in die Hand.

Signora Caselli liebte die Zehnliresstücke ganz besonders und entgegnete:

„Die Theresia, mein Kind, hat seinen und ihren Brief getragen!“

„So? Und gelesen haben Sie beide, nicht wahr?“

„O Signor!“

„Gleichviel! Wer ist sie? Wo wollen sie sich treffen und wann?“

Er rühte noch einmal zehn Lire heraus.

„Darf ich's sagen?“ hauchte Signora Caselli.

„Dummes Zeug, diese Biederer! Heraus damit! Rossinis Ruhm hängt ja davon ab!“

„Et, dann sage ich's!“ betonte die Dame und berichtete, was wir schon wissen.

„Nun,“ rebete darauf Barbaja mit sich selbst, im „Sonnenaufgang“? Ich werde mit dem Witte reden müssen! Vorwärts!“

Er schloß wie ein Pfeil davon und Signora Caselli sann vergeblich darüber nach, wie der Ruhm des Maestro Rossini mit diesen Briefen in Verbindung stehen könne.

Präzise zwei Uhr fuhr ein Vetturino vor, der Rossini nach dem Wirtshause „zum Sonnenaufgang“ brachte, wo ihn der Wirt, Signor Pietro, mit der Rüge in der Hand willkommen hieß.

„Es ist auch Champagner vorhanden!“ bemerkte er lüftig blinzelnd, denn er wußte, wie sehr Gioachino diesen „Trank der Götter“ liebte.

„Vorrechtlich,“ lachte Rossini, „Pietro, mein Lieber; aber wie geht das zu? Champagner in der sonst dürrer Wirtshaus?“

„Et, ich habe ihn bestellt, um Sie, Maestro, nicht als Kundschaft zu verlieren!“ log der Wirt.

„Nun!“ entgegnete der Gast, „das läßt sich hören! Ich möchte den Pavillon an der Gartenmauer für den ganzen Nachmittag mieten, Pietro!“ fuhr er dann nachdenklich fort. „Wird aber ungehörig sein!“

„Verstanden?“

„Ehr wohl, Signor!“

„Gut, so bringe Champagner, dann brauche ich nicht mehr!“

Er betrat den kühlen Raum und warf sich auf das Sofa. Langsam kam der Wirt herbei, stellte schweigend den Schaumwein samt Kübel hin und ging.

Rossini horchte auf das Rollen der Räder des Gepäpnes, welches Rossita herbeibringen sollte, aber es kam nicht. Hastig stürzte er ein Glas Champa-

\* Noch heute im Donauhof zu Aachen zu sehen.  
\*\* Karl bezieht wirtelien an seinem Hofe und ließ durch sie die später sich immer glänzender entwickelnden Singeschulen einrichten, eine in Aachen, eine in Reg. Im Jahre 977 sandte der Papst ihm abermals zwei Sängere, Petrus und Romanus, welche das Werk der ersten fortsetzen sollten. Romanus erwarb unterwegs, Petrus kam mit einem geschriebenen Antiphonen nach Aach, wo er allsald die einflussreichen fränkischen Bischöfe für den gregorianischen Gesang gewann.

— In den Annalen Einhards heißt es darüber: „Den Verluß seiner Tochter Notrud ertrag Karl nicht ganz so geduldig, wie es seiner sonstigen Seelengröße entsprechen hätte — denn er weinte über ihren Tod.“

gner hinaus, da — war es Zufall oder — ja, Zufall! — Dort lag auf einem Tischchen Notenpapier und eine Feder, daneben stand das Tintenfaß! Warten und Langeweile sind zwei üble Gesellschaften! Rossini setzte sich also und wart ungeduldig die Gefühle der Erwartung einer Geliebten auf das geduldigere Papier; hier schob er einen Triller ein, der wie ein Seufzer klang, dann aber dachte er an Rossittas tiefe, seelenvollen Augen, und eine weiche, schmeichelnde Melodie war aus Papier gezaubert, wie sie der Mund halbhauch summt. Der Anfang der Othello-Duettüre war fertig und noch immer wollte der Wagen nicht kommen! — Noch ein Glas Champagner! — Wie das in der Nase prickelte! — Er sah im Geiste Rossittas niedliche Füßchen vor sich hüpfen und summte Allegro vivace ein Tarantella-Motiv dazu vor sich hin! — Da stand es nun vollständig auf dem Papiere! —

Aber wie, wenn ihr jetzt ein anderer den Hof machte, von ihr ihn vorgelesen würde? — Zum Ruck! so sollte doch das Weiter! — Und schon hörte er das Orchester in Oktaven gängen diese seine eiferfüßigen-jornigen Empfindungen in verschiedenen Varianten wiederholen. Je mehr er an die Musik dachte, desto mehr beschwichtigte sich das leichtbewegliche Kaffeeblut, und mit einem schmandenden Ubergang kam ein Marchmotiv an die Reihe. Nun mußte Rossitta auf dem Wege sein; hr, Vetturino, fahre à tempo, vorwärts, vorwärts! —

Der künstlerische Genus wußte aber das Rollen des Randwagens in eine liebliche Tergewandlung zu verwandeln, die dann einer solchen in perlenden Serzeten Platz machen mußte. —

Wenn jetzt Rossitta erschien, so sollte sie einmal für ihn, für ihn ganz allein die Tarantelle tanzen; und wieder in dasselbe Motiv von vorn zurückfallend, warf er plötzlich die Feder nieder. — „Schönlich, absehnlich!“ schrie er laut, — „einen Rossini warten zu lassen!“

Bei diesen Worten verschwand das lächelnde Gesicht des hinter den Pavillonfenster lauernden Barbaja mit Mißgeschnelle; Gioachino Rossini aber traut den Rest der Glasse aus und tobt seine Eiferjucht in troffen Oktaven gängen, die er dem Papiere anvertraute und laut mitbrumme, aus.

„Die Duettüre könnte man fast fertig nennen!“ rief er dabei gelangweilt aus. „Summer noch nicht?“ — Rossitta, wo bleibst du?“

Da Kopfse!“ rief der Maestro und öffnete, blühte aber nur in das gestockte Gesicht — Pietro’s. „Kann ich in irgend einer Sache dienen?“ fragte derselbe mit dummtem Gesichte.

Rossini mußte lachen. „Ich bin durstig, gib mir zu trinken!“ befahl er. „Noch eine Glasse?“ nickte Pietro.

„Sogleich!“ Er ging, Rossini aber setzte sich wieder an den Schreibtisch und murmelte:

„Weil ich das Ding nun doch einmal angefangen, vorwärts damit! — Sollte festwohl unterwegs sein?“

Und noch einmal erschien auf dem Papiere das Marchmotiv und Wagengerölle in künstlich veränderter Folge; nun mußte sie endlich ankommen; also zum Schluss!

„Da, da!“ rief er laut und setzte noch ein paar Takte hinzu. „Das Opus dürfte bis auf den Schlusssatz fertig sein!“

Barbajas Gesicht, welches bis dahin abermals lächelnd durchs Fenster blickt, verwandelt wieder und mit Pietro drängte sich, dem Anschein nach von dem letzten zurückgehalten — es war aber verabredete Komodie — die bewegliche Gestalt des Impresario in den Pavillon, indem der immer palpernde Mund des Männleins demütig fragte:

„Könnte ich vielleicht mit Signor Rossini sprechen?“

Dieser wandte sich um und gebot:

„Dah ihn ein, Pietro!“

Der Triller grünte und rief:

„Treten Sie ein!“

Er stellte dabei drei Flaschen in den Eistübel und meinte:

„So brauche ich nicht so oft zu stören!“

Rossini lächelte.

„Es ist gut!“ — Und Sie, Signor Direttore?“

Damit reichte er Barbaja die Hand. „Haben Sie mich auch hier ausgespürt?“

Barbaja lachte:

„Die Sorge für Ihren Ruhm, Maestro! Morgen will der Konzertmeister die erste Orchesterprobe vornehmen, und die Duettüre —!“

„Das sagten Sie heute morgen schon einmal! Hier ist die „Introduzione!““

„Wie, fertig?“ rief Barbaja mit erschrockener Verwunderung und blickte auf die gefüllten Notenblätter.

„Bis auf den Schlusssatz!“ entgegnete der Komponist. „Aber warten Sie!“

Dabei warf er ein Mäfflo einen Schlusssatz in die Hand aufs Papier, der sich dem Einleitungsatz anschloß.

Die naßte Partitur reichte er dem Direktor:

„Hier, für die Abschreiber!“

„Ich danke!“

Der Kleine suchte die noch naßen Blätter durch Hin- und Herwischen zu trocknen und faltete sie dann zusammen. Nachdem er auf seine Uhr geblickt, wandte er sich der Thür zu und sagte:

„Addio, Maestro; weil Sie so fleißig gewesen, will ich Ihnen auch etwas Angenehmes verkündigen!“

„Nun?“

Rossini hatte sich auf dem Sofa ausgestreckt, jener aber fuhr fort:

„Sie kommt!“ — An der Högerung bin ich schuld! Ich bestellte den Vetturino auf 4 Uhr; ich schickte den Champagner; ich wollte und mußte ja meine Duettüre haben!“

„Sie Spigubel!“ lachte Rossini. „Wer hatte Ihnen jedoch verfallen, daß —?“

„Ah bah, Weiber können nicht schweigen, Maestro!“

— „Indessen l’occasione fa il ladro — Gelegenheit macht Diebe!“ — Verlieren Sie Ihr Herz nicht an die Kleine; die Kunst darf nicht in Fesseln geschlagen werden, und seien es Rosenfesseln! Addio!“

Er wac davon.

Daß der Vetturino bald darauf vorfuhr, versteht sich von selbst, ebenso, daß die beiden dem Champagner zusprachen und fröhlich im Garten lustwandelten. Aber des Direktors Warnung, wenigstens lichernd zu geben, hinterließ doch einen Eindruck in dem nach Ehre förmlich bürstenden Herzen des jungen Komponisten: alles was Rossittas wohlbedachte Kofferlinie an diesem Nachmittage an Günst errang, war das Versprechen des Maestro, ihr für ihre allerliebsten Füßchen ein Tarantella-Ballettolo als Entree in die Opera einzulegen.

„Wie gefällt Dir das, kleine Sylphide?“ fragte er lachend und piffte ihr das in Triolen prickelnd wie Champagner dahineilende Tarantella-Motiv vor.

„Gerrlich, göttlich!“ entschied sie.

„Gut!“

Er lehrte zum Pavillon zurück und schrie unter ihren Augen, jetzt ganz bei der Kunst, einen neuen Bogen, die Partitur der Einlage; dann sagte er aufstehend:

„Trage das sogleich zum Impresario Barbaja; morgen soll probiert werden; mache keine Sache gut, kleiner Kobold! Addio!“

Er küßte sie auf die Stirn, griff nach dem entfallenen Strohhut — und eilte der Stadt zu.

\* \* \*

Einige Wochen später errang Rossinis neueste Oper „Othello“ einen großartigen Erfolg. Schon die Duettüre besaß die Zuhörer vollständig, deren Enthusiasmus sich bei den Arien „Rein größ’rer Schmerz“ und „Holl des Mittels einer Heil’gen“ auf das höchste steigerte. Aber niemand nahm diesen wunderbaren Märchenfraus üppiger Melodie mehr mit dem Herzen an, als Signorina Rossitta Spalatti, die den Maestro wirklich liebte. — Tempi passati, verlorene Blätter im Winde! Des Maestro Schmetterlingsnatur umgankelte bereits andere Blumen, obwohl Rossitta nie töstlicher getanzt, als an diesem Abende. Aber, die Kunst darf nicht in Fesseln geschlagen werden!

Nach ist „Othello“ eine Perle der Rossinischen Opern, die Duettüre aber darf als ihr kristallener Mittelpunkt gelten, denn Amor gab den Ton an, Bacchus hielt dabei den Fokal, Terpsichore machte das Herz erbeben und Polihymnia führte die Hand, welche in Apollons goldene Saiten griff. — So ward die Othello-Duettüre geschrieben.

Die Duettüre aber darf als ihr kristallener Mittelpunkt gelten, denn Amor gab den Ton an, Bacchus hielt dabei den Fokal, Terpsichore machte das Herz erbeben und Polihymnia führte die Hand, welche in Apollons goldene Saiten griff. — So ward die Othello-Duettüre geschrieben.

Nach ist „Othello“ eine Perle der Rossinischen Opern, die Duettüre aber darf als ihr kristallener Mittelpunkt gelten, denn Amor gab den Ton an, Bacchus hielt dabei den Fokal, Terpsichore machte das Herz erbeben und Polihymnia führte die Hand, welche in Apollons goldene Saiten griff. — So ward die Othello-Duettüre geschrieben.

Nach ist „Othello“ eine Perle der Rossinischen Opern, die Duettüre aber darf als ihr kristallener Mittelpunkt gelten, denn Amor gab den Ton an, Bacchus hielt dabei den Fokal, Terpsichore machte das Herz erbeben und Polihymnia führte die Hand, welche in Apollons goldene Saiten griff. — So ward die Othello-Duettüre geschrieben.

Nach ist „Othello“ eine Perle der Rossinischen Opern, die Duettüre aber darf als ihr kristallener Mittelpunkt gelten, denn Amor gab den Ton an, Bacchus hielt dabei den Fokal, Terpsichore machte das Herz erbeben und Polihymnia führte die Hand, welche in Apollons goldene Saiten griff. — So ward die Othello-Duettüre geschrieben.

Nach ist „Othello“ eine Perle der Rossinischen Opern, die Duettüre aber darf als ihr kristallener Mittelpunkt gelten, denn Amor gab den Ton an, Bacchus hielt dabei den Fokal, Terpsichore machte das Herz erbeben und Polihymnia führte die Hand, welche in Apollons goldene Saiten griff. — So ward die Othello-Duettüre geschrieben.

Nach ist „Othello“ eine Perle der Rossinischen Opern, die Duettüre aber darf als ihr kristallener Mittelpunkt gelten, denn Amor gab den Ton an, Bacchus hielt dabei den Fokal, Terpsichore machte das Herz erbeben und Polihymnia führte die Hand, welche in Apollons goldene Saiten griff. — So ward die Othello-Duettüre geschrieben.

Nach ist „Othello“ eine Perle der Rossinischen Opern, die Duettüre aber darf als ihr kristallener Mittelpunkt gelten, denn Amor gab den Ton an, Bacchus hielt dabei den Fokal, Terpsichore machte das Herz erbeben und Polihymnia führte die Hand, welche in Apollons goldene Saiten griff. — So ward die Othello-Duettüre geschrieben.

Nach ist „Othello“ eine Perle der Rossinischen Opern, die Duettüre aber darf als ihr kristallener Mittelpunkt gelten, denn Amor gab den Ton an, Bacchus hielt dabei den Fokal, Terpsichore machte das Herz erbeben und Polihymnia führte die Hand, welche in Apollons goldene Saiten griff. — So ward die Othello-Duettüre geschrieben.

Nach ist „Othello“ eine Perle der Rossinischen Opern, die Duettüre aber darf als ihr kristallener Mittelpunkt gelten, denn Amor gab den Ton an, Bacchus hielt dabei den Fokal, Terpsichore machte das Herz erbeben und Polihymnia führte die Hand, welche in Apollons goldene Saiten griff. — So ward die Othello-Duettüre geschrieben.

Nach ist „Othello“ eine Perle der Rossinischen Opern, die Duettüre aber darf als ihr kristallener Mittelpunkt gelten, denn Amor gab den Ton an, Bacchus hielt dabei den Fokal, Terpsichore machte das Herz erbeben und Polihymnia führte die Hand, welche in Apollons goldene Saiten griff. — So ward die Othello-Duettüre geschrieben.

Nach ist „Othello“ eine Perle der Rossinischen Opern, die Duettüre aber darf als ihr kristallener Mittelpunkt gelten, denn Amor gab den Ton an, Bacchus hielt dabei den Fokal, Terpsichore machte das Herz erbeben und Polihymnia führte die Hand, welche in Apollons goldene Saiten griff. — So ward die Othello-Duettüre geschrieben.

Nach ist „Othello“ eine Perle der Rossinischen Opern, die Duettüre aber darf als ihr kristallener Mittelpunkt gelten, denn Amor gab den Ton an, Bacchus hielt dabei den Fokal, Terpsichore machte das Herz erbeben und Polihymnia führte die Hand, welche in Apollons goldene Saiten griff. — So ward die Othello-Duettüre geschrieben.

Nach ist „Othello“ eine Perle der Rossinischen Opern, die Duettüre aber darf als ihr kristallener Mittelpunkt gelten, denn Amor gab den Ton an, Bacchus hielt dabei den Fokal, Terpsichore machte das Herz erbeben und Polihymnia führte die Hand, welche in Apollons goldene Saiten griff. — So ward die Othello-Duettüre geschrieben.

Nach ist „Othello“ eine Perle der Rossinischen Opern, die Duettüre aber darf als ihr kristallener Mittelpunkt gelten, denn Amor gab den Ton an, Bacchus hielt dabei den Fokal, Terpsichore machte das Herz erbeben und Polihymnia führte die Hand, welche in Apollons goldene Saiten griff. — So ward die Othello-Duettüre geschrieben.

Nach ist „Othello“ eine Perle der Rossinischen Opern, die Duettüre aber darf als ihr kristallener Mittelpunkt gelten, denn Amor gab den Ton an, Bacchus hielt dabei den Fokal, Terpsichore machte das Herz erbeben und Polihymnia führte die Hand, welche in Apollons goldene Saiten griff. — So ward die Othello-Duettüre geschrieben.

Nach ist „Othello“ eine Perle der Rossinischen Opern, die Duettüre aber darf als ihr kristallener Mittelpunkt gelten, denn Amor gab den Ton an, Bacchus hielt dabei den Fokal, Terpsichore machte das Herz erbeben und Polihymnia führte die Hand, welche in Apollons goldene Saiten griff. — So ward die Othello-Duettüre geschrieben.

Nach ist „Othello“ eine Perle der Rossinischen Opern, die Duettüre aber darf als ihr kristallener Mittelpunkt gelten, denn Amor gab den Ton an, Bacchus hielt dabei den Fokal, Terpsichore machte das Herz erbeben und Polihymnia führte die Hand, welche in Apollons goldene Saiten griff. — So ward die Othello-Duettüre geschrieben.

Nach ist „Othello“ eine Perle der Rossinischen Opern, die Duettüre aber darf als ihr kristallener Mittelpunkt gelten, denn Amor gab den Ton an, Bacchus hielt dabei den Fokal, Terpsichore machte das Herz erbeben und Polihymnia führte die Hand, welche in Apollons goldene Saiten griff. — So ward die Othello-Duettüre geschrieben.

Nach ist „Othello“ eine Perle der Rossinischen Opern, die Duettüre aber darf als ihr kristallener Mittelpunkt gelten, denn Amor gab den Ton an, Bacchus hielt dabei den Fokal, Terpsichore machte das Herz erbeben und Polihymnia führte die Hand, welche in Apollons goldene Saiten griff. — So ward die Othello-Duettüre geschrieben.

Nach ist „Othello“ eine Perle der Rossinischen Opern, die Duettüre aber darf als ihr kristallener Mittelpunkt gelten, denn Amor gab den Ton an, Bacchus hielt dabei den Fokal, Terpsichore machte das Herz erbeben und Polihymnia führte die Hand, welche in Apollons goldene Saiten griff. — So ward die Othello-Duettüre geschrieben.

Nach ist „Othello“ eine Perle der Rossinischen Opern, die Duettüre aber darf als ihr kristallener Mittelpunkt gelten, denn Amor gab den Ton an, Bacchus hielt dabei den Fokal, Terpsichore machte das Herz erbeben und Polihymnia führte die Hand, welche in Apollons goldene Saiten griff. — So ward die Othello-Duettüre geschrieben.

Nach ist „Othello“ eine Perle der Rossinischen Opern, die Duettüre aber darf als ihr kristallener Mittelpunkt gelten, denn Amor gab den Ton an, Bacchus hielt dabei den Fokal, Terpsichore machte das Herz erbeben und Polihymnia führte die Hand, welche in Apollons goldene Saiten griff. — So ward die Othello-Duettüre geschrieben.

Nach ist „Othello“ eine Perle der Rossinischen Opern, die Duettüre aber darf als ihr kristallener Mittelpunkt gelten, denn Amor gab den Ton an, Bacchus hielt dabei den Fokal, Terpsichore machte das Herz erbeben und Polihymnia führte die Hand, welche in Apollons goldene Saiten griff. — So ward die Othello-Duettüre geschrieben.

Nach ist „Othello“ eine Perle der Rossinischen Opern, die Duettüre aber darf als ihr kristallener Mittelpunkt gelten, denn Amor gab den Ton an, Bacchus hielt dabei den Fokal, Terpsichore machte das Herz erbeben und Polihymnia führte die Hand, welche in Apollons goldene Saiten griff. — So ward die Othello-Duettüre geschrieben.

Nach ist „Othello“ eine Perle der Rossinischen Opern, die Duettüre aber darf als ihr kristallener Mittelpunkt gelten, denn Amor gab den Ton an, Bacchus hielt dabei den Fokal, Terpsichore machte das Herz erbeben und Polihymnia führte die Hand, welche in Apollons goldene Saiten griff. — So ward die Othello-Duettüre geschrieben.

Nach ist „Othello“ eine Perle der Rossinischen Opern, die Duettüre aber darf als ihr kristallener Mittelpunkt gelten, denn Amor gab den Ton an, Bacchus hielt dabei den Fokal, Terpsichore machte das Herz erbeben und Polihymnia führte die Hand, welche in Apollons goldene Saiten griff. — So ward die Othello-Duettüre geschrieben.

Nach ist „Othello“ eine Perle der Rossinischen Opern, die Duettüre aber darf als ihr kristallener Mittelpunkt gelten, denn Amor gab den Ton an, Bacchus hielt dabei den Fokal, Terpsichore machte das Herz erbeben und Polihymnia führte die Hand, welche in Apollons goldene Saiten griff. — So ward die Othello-Duettüre geschrieben.

Nach ist „Othello“ eine Perle der Rossinischen Opern, die Duettüre aber darf als ihr kristallener Mittelpunkt gelten, denn Amor gab den Ton an, Bacchus hielt dabei den Fokal, Terpsichore machte das Herz erbeben und Polihymnia führte die Hand, welche in Apollons goldene Saiten griff. — So ward die Othello-Duettüre geschrieben.

Nach ist „Othello“ eine Perle der Rossinischen Opern, die Duettüre aber darf als ihr kristallener Mittelpunkt gelten, denn Amor gab den Ton an, Bacchus hielt dabei den Fokal, Terpsichore machte das Herz erbeben und Polihymnia führte die Hand, welche in Apollons goldene Saiten griff. — So ward die Othello-Duettüre geschrieben.

Nach ist „Othello“ eine Perle der Rossinischen Opern, die Duettüre aber darf als ihr kristallener Mittelpunkt gelten, denn Amor gab den Ton an, Bacchus hielt dabei den Fokal, Terpsichore machte das Herz erbeben und Polihymnia führte die Hand, welche in Apollons goldene Saiten griff. — So ward die Othello-Duettüre geschrieben.

Nach ist „Othello“ eine Perle der Rossinischen Opern, die Duettüre aber darf als ihr kristallener Mittelpunkt gelten, denn Amor gab den Ton an, Bacchus hielt dabei den Fokal, Terpsichore machte das Herz erbeben und Polihymnia führte die Hand, welche in Apollons goldene Saiten griff. — So ward die Othello-Duettüre geschrieben.

Nach ist „Othello“ eine Perle der Rossinischen Opern, die Duettüre aber darf als ihr kristallener Mittelpunkt gelten, denn Amor gab den Ton an, Bacchus hielt dabei den Fokal, Terpsichore machte das Herz erbeben und Polihymnia führte die Hand, welche in Apollons goldene Saiten griff. — So ward die Othello-Duettüre geschrieben.

Nach ist „Othello“ eine Perle der Rossinischen Opern, die Duettüre aber darf als ihr kristallener Mittelpunkt gelten, denn Amor gab den Ton an, Bacchus hielt dabei den Fokal, Terpsichore machte das Herz erbeben und Polihymnia führte die Hand, welche in Apollons goldene Saiten griff. — So ward die Othello-Duettüre geschrieben.

Nach ist „Othello“ eine Perle der Rossinischen Opern, die Duettüre aber darf als ihr kristallener Mittelpunkt gelten, denn Amor gab den Ton an, Bacchus hielt dabei den Fokal, Terpsichore machte das Herz erbeben und Polihymnia führte die Hand, welche in Apollons goldene Saiten griff. — So ward die Othello-Duettüre geschrieben.

Nach ist „Othello“ eine Perle der Rossinischen Opern, die Duettüre aber darf als ihr kristallener Mittelpunkt gelten, denn Amor gab den Ton an, Bacchus hielt dabei den Fokal, Terpsichore machte das Herz erbeben und Polihymnia führte die Hand, welche in Apollons goldene Saiten griff. — So ward die Othello-Duettüre geschrieben.

Nach ist „Othello“ eine Perle der Rossinischen Opern, die Duettüre aber darf als ihr kristallener Mittelpunkt gelten, denn Amor gab den Ton an, Bacchus hielt dabei den Fokal, Terpsichore machte das Herz erbeben und Polihymnia führte die Hand, welche in Apollons goldene Saiten griff. — So ward die Othello-Duettüre geschrieben.

Nach ist „Othello“ eine Perle der Rossinischen Opern, die Duettüre aber darf als ihr kristallener Mittelpunkt gelten, denn Amor gab den Ton an, Bacchus hielt dabei den Fokal, Terpsichore machte das Herz erbeben und Polihymnia führte die Hand, welche in Apollons goldene Saiten griff. — So ward die Othello-Duettüre geschrieben.

Nach ist „Othello“ eine Perle der Rossinischen Opern, die Duettüre aber darf als ihr kristallener Mittelpunkt gelten, denn Amor gab den Ton an, Bacchus hielt dabei den Fokal, Terpsichore machte das Herz erbeben und Polihymnia führte die Hand, welche in Apollons goldene Saiten griff. — So ward die Othello-Duettüre geschrieben.

Nach ist „Othello“ eine Perle der Rossinischen Opern, die Duettüre aber darf als ihr kristallener Mittelpunkt gelten, denn Amor gab den Ton an, Bacchus hielt dabei den Fokal, Terpsichore machte das Herz erbeben und Polihymnia führte die Hand, welche in Apollons goldene Saiten griff. — So ward die Othello-Duettüre geschrieben.

Nach ist „Othello“ eine Perle der Rossinischen Opern, die Duettüre aber darf als ihr kristallener Mittelpunkt gelten, denn Amor gab den Ton an, Bacchus hielt dabei den Fokal, Terpsichore machte das Herz erbeben und Polihymnia führte die Hand, welche in Apollons goldene Saiten griff. — So ward die Othello-Duettüre geschrieben.

Nach ist „Othello“ eine Perle der Rossinischen Opern, die Duettüre aber darf als ihr kristallener Mittelpunkt gelten, denn Amor gab den Ton an, Bacchus hielt dabei den Fokal, Terpsichore machte das Herz erbeben und Polihymnia führte die Hand, welche in Apollons goldene Saiten griff. — So ward die Othello-Duettüre geschrieben.

Nach ist „Othello“ eine Perle der Rossinischen Opern, die Duettüre aber darf als ihr kristallener Mittelpunkt gelten, denn Amor gab den Ton an, Bacchus hielt dabei den Fokal, Terpsichore machte das Herz erbeben und Polihymnia führte die Hand, welche in Apollons goldene Saiten griff. — So ward die Othello-Duettüre geschrieben.

Nach ist „Othello“ eine Perle der Rossinischen Opern, die Duettüre aber darf als ihr kristallener Mittelpunkt gelten, denn Amor gab den Ton an, Bacchus hielt dabei den Fokal, Terpsichore machte das Herz erbeben und Polihymnia führte die Hand, welche in Apollons goldene Saiten griff. — So ward die Othello-Duettüre geschrieben.

Nach ist „Othello“ eine Perle der Rossinischen Opern, die Duettüre aber darf als ihr kristallener Mittelpunkt gelten, denn Amor gab den Ton an, Bacchus hielt dabei den Fokal, Terpsichore machte das Herz erbeben und Polihymnia führte die Hand, welche in Apollons goldene Saiten griff. — So ward die Othello-Duettüre geschrieben.

Nach ist „Othello“ eine Perle der Rossinischen Opern, die Duettüre aber darf als ihr kristallener Mittelpunkt gelten, denn Amor gab den Ton an, Bacchus hielt dabei den Fokal, Terpsichore machte das Herz erbeben und Polihymnia führte die Hand, welche in Apollons goldene Saiten griff. — So ward die Othello-Duettüre geschrieben.

Nach ist „Othello“ eine Perle der Rossinischen Opern, die Duettüre aber darf als ihr kristallener Mittelpunkt gelten, denn Amor gab den Ton an, Bacchus hielt dabei den Fokal, Terpsichore machte das Herz erbeben und Polihymnia führte die Hand, welche in Apollons goldene Saiten griff. — So ward die Othello-Duettüre geschrieben.

Nach ist „Othello“ eine Perle der Rossinischen Opern, die Duettüre aber darf als ihr kristallener Mittelpunkt gelten, denn Amor gab den Ton an, Bacchus hielt dabei den Fokal, Terpsichore machte das Herz erbeben und Polihymnia führte die Hand, welche in Apollons goldene Saiten griff. — So ward die Othello-Duettüre geschrieben.

Nach ist „Othello“ eine Perle der Rossinischen Opern, die Duettüre aber darf als ihr kristallener Mittelpunkt gelten, denn Amor gab den Ton an, Bacchus hielt dabei den Fokal, Terpsichore machte das Herz erbeben und Polihymnia führte die Hand, welche in Apollons goldene Saiten griff. — So ward die Othello-Duettüre geschrieben.

Nach ist „Othello“ eine Perle der Rossinischen Opern, die Duettüre aber darf als ihr kristallener Mittelpunkt gelten, denn Amor gab den Ton an, Bacchus hielt dabei den Fokal, Terpsichore machte das Herz erbeben und Polihymnia führte die Hand, welche in Apollons goldene Saiten griff. — So ward die Othello-Duettüre geschrieben.

Nach ist „Othello“ eine Perle der Rossinischen Opern, die Duettüre aber darf als ihr kristallener Mittelpunkt gelten, denn Amor gab den Ton an, Bacchus hielt dabei den Fokal, Terpsichore machte das Herz erbeben und Polihymnia führte die Hand, welche in Apollons goldene Saiten griff. — So ward die Othello-Duettüre geschrieben.

Nach ist „Othello“ eine Perle der Rossinischen Opern, die Duettüre aber darf als ihr kristallener Mittelpunkt gelten, denn Amor gab den Ton an, Bacchus hielt dabei den Fokal, Terpsichore machte das Herz erbeben und Polihymnia führte die Hand, welche in Apollons goldene Saiten griff. — So ward die Othello-Duettüre geschrieben.

Nach ist „Othello“ eine Perle der Rossinischen Opern, die Duettüre aber darf als ihr kristallener Mittelpunkt gelten, denn Amor gab den Ton an, Bacchus hielt dabei den Fokal, Terpsichore machte das Herz erbeben und Polihymnia führte die Hand, welche in Apollons goldene Saiten griff. — So ward die Othello-Duettüre geschrieben.

Nach ist „Othello“ eine Perle der Rossinischen Opern, die Duettüre aber darf als ihr kristallener Mittelpunkt gelten, denn Amor gab den Ton an, Bacchus hielt dabei den Fokal, Terpsichore machte das Herz erbeben und Polihymnia führte die Hand, welche in Apollons goldene Saiten griff. — So ward die Othello-Duettüre geschrieben.

Nach ist „Othello“ eine Perle der Rossinischen Opern, die Duettüre aber darf als ihr kristallener Mittelpunkt gelten, denn Amor gab den Ton an, Bacchus hielt dabei den Fokal, Terpsichore machte das Herz erbeben und Polihymnia führte die Hand, welche in Apollons goldene Saiten griff. — So ward die Othello-Duettüre geschrieben.

## Das 65. Niederrheinische Musikfest zu Aachen.

O, über diesen Frühlingssonnenschein und diese Frühlingsluft! Sie bringt zu uns durch alle Fugen und Ritzen — sie respektiert nicht einmal die Gebäude der Krone, sie hat uns an Pfingsten im Aachener Saal zu Aachen, in dem das 65. Niederrheinische Musikfest gefeiert wurde, zu belästigen gewagt, und da passierte uns, was nicht immer im Konzertsaal der Fall ist — wir wurden „warm“, und auflust hinauszuweichen und, wie es bei ähnlichen Frühlings-Musik-gelegenheiten nicht vereinzelt vorkommt, mit Mblaud aufzuhebeln: „Nun, armes Herz, vergiß der Qual,“ fühlten wir uns wie durch geheimnisvolle Mächte so gestreift, daß wir gar gerne blieben und genoßen, was nur zu genießen war. Schon der „Messias“ von Händel hat es uns besonders angethan, trotzdem, oder vielleicht gerade weil er uns außerordentlich frühlingsfrisch erschien und so zu unserer Stimmung paßte. Zum ersten war die neue Bearbeitung von Hob. Franz gewählt und zum zweiten nahm der Dirigent Schwindt eine ungewöhnlich lebhaft, dem Werke aber durchaus nicht nachteilige Tempi. Ueber die hohe musikalische Bedeutung des Werkes zu sprechen, darf uns wohl erparat bleiben. Seit den nun bald 150 Jahren seiner Entstehung (1741) hat es sich seine volle Wirkung dauernd erhalten; bis auf den heutigen Tag — und aller Voraussicht nach noch durch ungezählte Jahrzehnte — erscheint es als wahre Säule und Stütze großer Musikfeste, als eine Perle in den Programmen aller größeren Chorvereine. Besonders wichtig und schwingend gestaltet sich heute das „Halleluja“, bei welchem der Glanz der Stimmen sich siegreich Bahn brach und ganz ungewöhnlichen Beifall entlockte. Von den Solisten stellen wir Herrn Carl Perron (Bass) und Fräulein Hermine Spieck in erste Reihe. Aber auch die glänzenden Stimmen der Frau Moran-Eden kamen zu wirkungsvoller Entfaltung, doch schien sich ihre Singweise dem Oratorienklang nur widerwillig zu fügen, ein neuer Beweis, daß Bühnen- und Oratorienklang ganz besondere Interpreten bedingen. Die Tenorpartie sang Herr Max Widorey. Der Gesamtauftritt ist höches Lob zu zollen. Dem „Messias“ voraus ging Beethoven’s Duettüre „Zur Weiße des Hauses“ in ganz vortrefflicher Wiedergabe.

Der zweite Konzertabend hatte in althergebrachter Weise ein gemischtes Programm, welches uns aus den Hallen der Klassik ins romantische Land überführte, bis wir schließlich auf dem Gebiete der Zukunftsmusik Halt machten. Eingeleitet durch Weber’s Curpante-Duettüre, von dem musikalischen Orchester unter Leitung Hans Richters glänzend ausgeführt, brachte der Abend Bach’s Kantate „Gottes Zeit“, Schumann’s „Genoveva-Duettüre“ und Mendelssohn’s „114. Psalm“ unter abwechselnder Direction Richter und Schwindt — alles in guter, ja vortrefflicher Wiedergabe. Für den Rest des Programms übernahm nun Hans Richter den Dirigentenstab.

Zunächst stand die Schlussszene aus Richard Wagners Götterdämmerung auf dem Programm, danach sollte — nach halbständiger Pause — die neunte Symphonie von Beethoven als letzte Nummer des Abends folgen.

Wenn gestern in dem Händelischen Messias Frau Moran-Eden sich nicht als das Ideal einer Oratorienfängerin erwies, so verstand dagegen heute die Bühnenkünstlerin alles mit sich fortzuführen. Ihr machtvolles Organ wurde von den Bogen des großen Orchesters nicht im mindesten in den Schatten gestellt, und siegreich weiterleitete der Ton ihrer Stimme mit dem Wohlklang der Instrumente. Auch den bedeutenden Anforderungen der Partie der Brünhilde an die Höhe der Stimme entsprach die Künstlerin leicht und sicher, und nach den gewaltigen Anforderungen erwies sich das Organ zu Ende der Szene so schön und vollkräftig, wie am Anfang derselben. Das Auditorium war von ihrer herrlichen Leistung geradezu entzückt und jubelte der stimmungsgewaltigen Sängerin, sowie dem trefflichen Dirigenten immer wieder auf neue zu. Die halbständige Pause war verronnen und die neunte Symphonie begann. Zuerst lächelte standen die Hörer anfänglich noch unter dem Dämmer der Wagnerischen Musik, aber Beethovens unübertreffliche Symphonie nahm bald das Interesse des Publikums gefangen, und am Schlusse mußte sich jeder gefallen, daß „die Neunte“ auch nach der Brünhildenszene noch eine Steigerung der musikalischen Darbietungen bedeutete, und daß ihre Aufführung der leuchtendste Punkt des diesjährigen Musikfestes ist.



und bleiben wird. Vorzüglich hielt sich das Orchester; Hofkapellmeister Dr. Hans Richter war in seiner Leitung bewundernswert. Das Feuer des Dirigenten riß den Chor zu außerordentlichen Anstrengungen hin, der Sopran erklang in blendender Schönheit, und Dirigent, Orchester, Solisten und Chor einte die gleiche Begeisterung, die gleiche Eingabe an die hohe Aufgabe. Da war es kein Wunder, daß die Hörer hingerissen wurden und sich am Schluß der Ausführung der Taut derselben in langem Beifall und in einer stürmischen Ovation für den Dirigenten äußerte.

Der dritte Konzerttag, den man im allgemeinen mit dem Ausdruck Künstlerkonzert bezeichnet, bot in vornehmer Hinsicht meist Bekanntes, aber freilich von hervorragendem Interesse: Die Prälieden von Liszt, Max Bruchs Schön Ossen, Verlioz' Quvertüre zu Beethoven's Götter und endlich das bekannte, jetzt „Doppelkonzert“ genannte neueste Opus von Brahms, für Violine, Violoncell und Orchester. Wagners Vorspiel zu den Meistersingern wurde in Erinnerung an den Geburtstag des Dichter-Komponisten (22. Mai) — außerhalb des Programms — zugegeben und damit den Besuchern des Festes ein unvorhergesehenes Ereignis bereitet. Die Vokal-Solisten, welche in der Wahl ihrer Vorträge hier mehr oder minder freie Hand haben, hatten erlaubliche Werke eines ganzen Beifallsortan über sich ergehen zu lassen. Wir wollen den Damen Moranz-Olden und Spieß, den Herren Midoren und Perron angesichts der großen Anspornung, welche ihre angestrenzte Tätigkeit während der Tage erforderte, den Erfolg nicht durch kritische Bemerkungen verflüchten. Wir würden ja auch weniger gegen die Art der Ausführung und die Künstler selbst, als gegen den Gebrauch der Künstlerkonzerte im allgemeinen und den dabei zu Tage tretenden Personenstolz zu kämpfen haben, bei der viele andere, weit wichtigere und verdienstlichere Faktoren der Musikfeiern entgegen zu setzen kommen. Wagners Meistersinger in zündender Wiedergabe mit dem mächtig erscheinenden Schlußchor, bei dessen Auslösung die gesamte Zuhörerschaft sich von ihren Sitzen erhob, bildete den Schluß des 3. Niedererheinischen Musikfestes. Den letzten Akkorden des Orchesters folgten die üblichen, den Festdirigenten Richter und Schwidderath gewidmeten Ovationen und langsam zerstreute sich das Publikum, um in den schattigen Arealanlagen der alten Kaiserstadt die geistigen Genüsse gegen einige leibliche einzutauschen. Daß die Musikfeste, so hoch und hehr sie auch im allgemeinen verlaufen, etwas profanisch ausklingen, und auch der Magen sein gutes Recht im vollsten Maße in Anspruch nimmt, ist ganz selbstverständlich — dafür haben die Tage ja auch die Bezeichnung: Niedererheinisch, und der Rheinländer hat Humor und Kunst, Frohsinn und Heiterkeit stets gut zu paaren vermoht.

## Kunst und Künstler.

— Die diesjährige Tonkünstlerversammlung in Dessau begann am Simmelfahrtstage. Sechs große Konzerte haben stattgefunden, — einzelne derselben wurden mit Begeisterung aufgenommen. Die größten Erfolge hatte zweifellos der vortreffliche Niddeliche Verein aus Leipzig, der Beethoven's D-dur-Messe, Chopin's E-dur-Liederkreis, „Liebe“, einen Chor von Calafina und Liszt's „Götterfesten“ in vollendeter Weise aufzuführen und die herzogliche Kapelle, die sich als eine der vorzüglichsten Orchester Deutschlands bewährte. In erste Reihe stellen wir die unübertreffliche Wiedergabe der geistvollen Harold-Symphonie von Berlioz unter der bescheidenen Leitung des Hofkapellmeisters Klughardt und der Mitwirkung des Meisters auf der Viola-Alta, Professor Herm. Ritter von Würzburg. Eine kaum minder ausgezeichnete Ausführung wurde der sehr interessanten „Götter-Quvertüre“ von Dräjele, dem „Meistersinger-Vorspiel“ von Wagner und Liszt's symphonischen Dichtungen „Mazepa“ und „Preislied“ zu teil, nach welchen dem festlichen Dirigenten begeisterte Huldigungen dargebracht wurden. Auch als Komponist wurde Klughardt gefeiert mit seiner gedankenreichen und formgewandten Symphonie in F-moll, während die Wirkung seines neuesten Werkes, der (an Stelle der wegfallenden Vorträge des Quartetts Petri eingeschobenen) Kantate „Christi Grablegung“ nicht zum wenigsten dadurch beeinträchtigt wurde, daß es seinen Platz in einer Kammermusik-Ausführung (der zweiten) fand. Auch hatten die Solisten (Frau Müller-Ronneburger und

M. v. Milde) ihre Partien erst in letzter Stunde übernommen. Von den Pianisten Rehberg (Konzert von Brahms) und Stavenhagen (Liszt's A-dur-Konzert) behauptete bei beiderseitiger guter Leistung der letztere den Vorrang. Von den Geigern Siffi (ungarischer Konzert von Joachim) und Kalir (Manuskript-Konzert von Laffen) ist jener vielleicht das ursprüngliche Geigertalent, dieser aber der künstlerisch leberlegene; die vom Komponisten selbst dirigierten Laffen'sche Quartette hatte viel Erfolg. Durch die Konzertmeister Seib und Gessien gelangte d'Alberts Streichquartett in A-moll und mit Klughardt am Klavier Albert Beders Pianoforte-Quintett in Es-dur zu klarer erster Wiedergabe; beide Werke sind beachtenswert. Willy Rehberg hatte mit den Klavier-Variationen von Spielter brillanten Erfolg. Nicob's ziemlich oberflächliche Violoncell-Sonate (G-dur) wurde sogleich aus dem Felde geschlagen durch die herrliche Klarinetten-Sonate von Träfske, die scharflichere Interpretation finden wird, als die Dresdener Künstler Demitz und Buchmayer. Orgelvortrage boten die Herren Forchhammer (Sonate „Zur Teufelsfeier“, eigene Komposition, Phantasie und Fuge von A. Becker) und Ochs (Mazepa von Werfel, Konzertlied von L. Zhele 1848). Liebergaben spendeten die Frauen Wirth (Liszt, Verlioz, Aniel), Metzger-Löwy (Cornelius), Fräulein Jersch (Brahms, Grieg), Fräulein Fuhn (Schumann, Laffen, Hey), die Herren Dierich (Dräfske, Cornelius), Hungar (Winterberger, Schner) und v. Milde (Liszt's „Vatergruß“ und „Rigener“). Endlich müssen wir mit besonderer Anzeichnung der bei der Missa solennis beteiligten Solisten gedenken: der Frauen Müller-Ronneburger und Metzger-Löwy, der Herren Dierich und Schmalfeld (Sologartett) und Seib (Violine). Die Gastfreundschaft der schon gelegenen Weidens und der angenehme, anregende Verlauf des geistlichen Teiles des Festes trugen dazu bei, die diesjährige Tonkünstler-Versammlung zu einer besonders wohl gelungenen zu machen.

— Barmen. Das internationale Gesangs-fest ist vorüber, — enttäuscht sind die einen heimgekehrt, siegestrunken die andern. In erster Reihe hat Köln, die Metropole der Rheinlande, ihren Aufschwung, eine besondere Pflege der Frau Musik zu sein, — die beiden höchsten Preise sind dahin gekommen. Für die 1. Klasse waren Vereine vorgemerkt, die in Stärke von mindestens 60 Sängern aufzutreten beabsichtigten. Fünf Preise galt es zu erringen; acht teilnehmende Vereine hatten sich angemeldet. Die Aufgabe bestand im Vortrage eines sechs Wochen vorher aufgegebenen neuen Lieders „Zur Weihe des Tages“, nach einem Gedicht von Otto Hansmann, komponiert von Alfred Dregert, sowie in der Wiedergabe irgend eines beliebigen Chores nach freier Wahl, mit welchem der betreffende Verein indes noch seinen ersten oder Ehren-Preis errungen.

Schwer genug mag dem aus den Herren Musikdirektoren Brambach (Bonn), Köllner (Köln), Jensen (Köln), Witte (Essen), Lang (M.-Glabbach), Dregert (Eberfeld) und Krause (Barmen) für die 1. Klasse zusammengestellten Preisrichterkollegium auch die Entscheidung gewesen sein, denn glänzend entfalteten sich die zu Tage tretenden Vorträge und Sängertugenden. Doch endlich wurde eine Einigung erzielt und der Spruch des Preisrichterkollegiums anerkannt: Die Leistungen der beiden Kölner Vereine „Kölner Sängerkreis“ (Dirigent Ottomar Neubner) und „Kölner Lieberkreis“ (Dirigent Konzertmeister Schwarz) als annähernd auf einer Höhe der Vollendung und es erhielt der „Kölner Lieberkreis“ den ersten Preis, bestehend in einer goldenen Medaille und 1000 Mk. bar, der „Kölner Sängerkreis“ den zweiten Preis, bestehend in einer silbervergoldeten Medaille und 500 Mk. bar, das Nachener „Männerquartett“ den dritten Preis, bestehend in einer silbervergoldeten Medaille und 200 Mk. bar, der Eberfelder „Deutscher Sängerkreis“ den vierten Preis, bestehend in einer silbervergoldeten Medaille und einem Pokal, bestehend in einer silbervergoldeten Medaille. Mit dommerndem, fast nicht endemolendem „Hurrah!“ wurde der Spruch von seiten der preisgekrönten Vereine aufgenommen und hellau jubelnd zog man nach der Festhalle, wo der erdachte Sieg bei Sang und Klavierklang gebührend gefeiert wurde.

Am zweiten Festtage begann das Ehrenpreis-singen der preisgekrönten Vereine. Dasselbe währte von 8 bis 12 Uhr abends (im großen Saale des evangelischen Vereinshauses) und gipfelte Blüten auf dem Gebiete des Männergesanges, die geradezu bewundernswert waren. Es erhielt in der Ehrenklasse A, in welcher 6 gekrönte Vereine sich beteiligten, den

ersten Ehrenpreis, den von Sr. Majestät dem Kaiser gestifteten Pokal der Kölner Sängerkreis mit dem Liebes „Gefang der Geister über den Wassern“ von R. J. Brambach und den zweiten Ehrenpreis, den von der Stadt Barmen gestifteten, in Gold und Silber getriebenen Pokal, der Kölner Lieberkreis mit dem Lieders: „Zur Weihe des Tages“ von Alfred Dregert.

In der Ehrenklasse B, in welcher 9 gekrönte Vereine stritten, erhielt den ersten Ehrenpreis, die von Ihrer Majestät der Kaiserin-Mutter gestiftete Vase, die Konföria von Eickeln, den zweiten Ehrenpreis, eine goldene Medaille, der Männergesangsverein St. Rochus zu Düsseldorf, den dritten Ehrenpreis, einen silbernen Lorbeerkranz, der Männergesangsverein Frohsinn zu Mülheim a. d. R. und den vierten Ehrenpreis, einen silbernen Pokal, der Männergesangsverein Kolonnen zu Eberfeld.

An die Preisverteilung schloß sich ein solenner Festball in der Festhalle an.

— Am Geburtstage des Herzogs von Braunschweig wurde A. Schulz, „Der wilde Jäger“ mit bestem Erfolge als Festeoper gegeben. Der Komponist wurde seitens des Regenten durch Verleihung des Ritterkreuzes vom Orden Heinrichs des Löwen ausgezeichnet.

— Marianne Brandt ist nach Berlin zurückgekehrt und wird ein Engagement in New York nicht wieder annehmen.

— Die etwa 60 aktive Mitglieder zählende „Liedertafel in Forzheim“ bereitet für den Sommer die Feier ihres silbernen Jubiläums vor.

— Ein junger Geiger, Herr Dierich, hat einen ersten größeren Kunstausflug durch die Schweiz unternommen und sich als Künstler von ganz außergewöhnlicher Begabung erwiesen, dem eine glänzende Zukunft prophezeit wird. Mit ihm konzertierte die vortreffliche Sängerin Frau Waka, welche nicht minder begünstigte Aufnahme fand. Die Schweizer Mäler ähneln sich ganz enthusiastisch über das Künstlerpaar.

— Die neue symphonische Phantasie des jugendlichen Komponisten Richard Strauß „Aus Italien“ ist von Theodor Thomas in New York, Brooklyn und Philadelphia, sowie vom Hofkapellmeister Eduard Laffen in Weimar und Jena mit großem Erfolg zur Aufführung gebracht worden.

— Johannes Brahms hat vom Großherzog von Mecklenburg-Schwerin das Komturkreuz des Greifordens, den höchsten mecklenburgischen Orden, erhalten.

— Webers „Die drei Pintos“ haben nun auch in Dresden vollen Erfolg gehabt. Mehrere Nummern wurden kürzlich da capo verlangt.

— Arrigo Boito ist zum Ritter des Zivilverdienstordens von Savoyen ernannt worden, eine Auszeichnung, mit welcher zugleich der Bezug einer jährlichen Pension von 1200 Lire verbunden ist.

— Die Herren Hofkapellmeister Dietrich in Oldenburg, Prof. F. Gernsheim in Rotterdam und Prof. Suco in Berlin sind zu ordentlichen Mitgliedern der 1. Akademie der Künste in Berlin erwählt worden.

Konzertfängerin Fräulein Marie Schneider aus Köln hat in Bruch's „Arminius“ in Würzburg zum letztenmale öffentlich gesungen. Gott Amor hat die allbekannte Künstlerin nun nach Ausland engagiert. Der Verlust für die Konzertbühne ist zu beklagen.

Am 2. April wurde in den Mauern des Konservatoriums in St. Petersburg das 50jährige Künstler-Jubiläum Wolff-Semels unter den rührendsten und schmeichelhaftesten Ovationen für den greisen Jubilar gefeiert.

— Bayreuther Festspiele. Für den erkrankten Hofkapellmeister Leoi wird Willy Mottl dirigieren. An Stelle des jungen Karlsbrüder Hofkapellmeisters hat Hans Richter aus Wien die Leitung der „Meistersinger“ übernommen. Die Meinungsverschiedenheiten, welche zwischen „Wahnsied“ und dem Wiener Hofkapellmeister seit mehreren Jahren herrschten, sind somit vollkommen ausgeglichen.

— Dem Chef-Redakteur der Deutschen Militär-Musiker-Zeitung Emil Prager zu Berlin wurde in Anerkennung seiner Verdienste für die Interessen der Militär-Musik, der königliche Kronen-Orden 4. Klasse verliehen.

— In Weimar hat sich die Geigerin Fräulein Anna Sentrach (Hartnes) mit dem Rechtsanwalt G. Hofmann daselbst verlobt.

— In der königlichen Oper zu Paris ist anfangs Mai Laïos „Der König von Väs“ erstmals gegeben und mit hervorragendem, von Alt zu Alt sich steigendem Beifall aufgenommen worden.

(Fortsetzung auf Seite 137.)





## Briefkasten

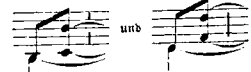
der Redaktion.

Wragen ist die **Bonaments-Dultung** beizufügen. **Anonyme** Zuschriften werden nicht beantwortet.

Das **Diagonal-Noten-Rästel** in letzter Nummer haben richtig gelöst: **G. B.** in Würzburg (herzlichen Dank dagegen). **Dr. Müller** in Schönbach (Böden). **Lehrer G. Galt** in Gelle. **Gauleiter** in Galt in Galtensbach. **Organist J. Rager** in Tübingen. **Frau A. Nomenhöfer** in Rottam. **G. Goebe** in Galt. **Fr. Jeanne** de Gornu in Galt. **Leib. Aug. Christ** in Montabaur. **Aud. Töcher** in Malsdorf. **Paul Schulte** in Rottam. **Carl Marmuth** in Christlan.

**Offenburg. J. L.** Was Sie und als Ihre Beileidsbriefe schicken, habe wir auch ab und zu in einem gewissen Grade gefühlt. **Sehr** Ihnen der „Reiz“ etwas abgeteilt haben.

**Gleiwitz. B. W.** In der Briefkasten. **Notiz** in unserer Nr. 9 ist ein kleiner Irrtum enthalten, — die dritte Zeile in beiden Zeilen müssen lauten:



**Bern. G. Ch.** Das ist nicht so schlimm, — wir werden Ihnen bezüglich Auskunft geben, sobald wir das Nähere erfahren. Für alle Fälle und in allen Dingen ist es inoffen besser, als zu verzweifeln.

**Schönbach. J. M.** So, so, — Ihr Mann spielt sehr wenig Klavier und geht in seiner freien Zeit lieber mit der Familie auf dem Rücken ins Freie und doch fragen Sie, ob wir es für richtig halten, wenn Sie ihm zu seinem benachteiligten Klavierstunde die musikalischen Klavierstunde? Wollen Sie wohl, schenken Sie ihm unter solchen Umständen lieber einen — Silberband.

**Karlruhe. H. M.** Zur Beileidung des Beileidsbriefes tragen Ihre Erzeugnis nicht nur die Klavier, sondern auch unter den Klavieren, wie die Klavier unter den Klavieren.

**Münster. H. N.** Wenden Sie sich in Ihre Angelegenheit an einen Klavierfachmann, **Wolff, Waterloo-Str. 9** in Berlin.

**Wittbräun. K.** Besten Dank für Ihre freundliche Auskunft.

**Homburg. H.** Was jetzt ist noch nichts erfahren.

**E. A. E. in B.** Ist schon in Vorbereitung.

**Rostock. D. S.** Schade um die Zeit und um Feder, Tinte und Papier.

**Stellenbosch (Glad). F. J.** Besten Dank für die Mitteilung.

**Elise in B.** Diese einen geborenen Klavierfächerer geleiste unorthographische Epitaphie können wir. Für solche tränenreiche Geschichten müssen wir danken.

**Dresden. Sch.** Galt leider nicht, der Konsequenz wegen.

**Schwerin. M. H.** Eine neue Lieferung wird demnächst erscheinen. ad 2: Ja wohl dem Reichmann, wenn wir nicht irren, bei Geinrichsheim in Magdeburg erscheinen. ad 3: Für Musiker und Laien, — der letztere wird Auffassung vorausgesetzt.

**L. S. in D. R.** Was gibt es nicht, — die Herren sind — besonders Anfänger gegenüber — sehr zurückhaltend.

**Thüringen. J. N.** Schöner Beileidsbrief (Klein, Zenger) ist sehr zu empfehlen. Die Universal-Klavierschule von Reiter (Klein, Zenger) welche ich zu den besten (Klein, Zenger) ist nicht minder gut beurteilt.

**Cölin. G. R.** Die Art Klavier bringen wir nicht.

**Hamburg. H. G.** Recht gut, nur in einzelnen Zeilen (z. B. in 7.) etwas leere Harmonie, ad 2: Können es in jeder Klavierfachhandlung erfragen.

**Cölin. E. G.** Bei Nr. 24 des vorigen Jahrgangs, — die folgende Nummer können Sie zu 25 Pf. vom Verlage beziehen. ad 2: Nein.

**Reichenbach. G. M.** Das ist jedenfalls eine transtafel Geschichte, die nur der Art zu haben meist. Auf das genannte Mittel halten wir nicht viel.

**Allegrando scherzando.** Recht gut er und empfinden, nur die rein technische Seite ist zu wünschen übrig. Sind übrigens auch weit über Bedarf vorjagt.

**Breslau. O. K.** Trauen Sie nicht allzuviel, — die Engel finden nicht allein, auch die Sirenen fangen.

**Wernersw. E. M.** Bestimmte Etüden für das genannte Konzert gibt es nicht; — um das spielen zu können, muß schon der Gradus ad parnassum, wenigstens in der Auswahl von Takt, studiert sein. Die

Verlag von Aug. Weismann

in Göttingen a. Nord.

Direkt und durch jede Buch- und Musikalienhandlung zu beziehen:

**Klavierschule**

von

**Eichler & Feyhl.**

I. elementarer für sich abgeschlossener Teil in vier Auflagen erschienen. Preis brosch. M. 4. 50.

Die Schule findet in Briefen, wo sie in Gebrauch ist, die volle Anerkennung und ist die beste Klavierschule, welche es um Erlangung gebiegender musikalischer Bildung zu thun ist, bestens empfohlen.

Ein Unterrichtsplan hierzu steht einem jeder dankbaren Schüler auch die Klavierliteratur steht dem der Verlagsbuchhandlung gerne zur Verfügung.

**Sensationelles Lied**

von

**Wilhelm Berger.**

Von dem reizenden Liede „Elsin von Caub“ sind innerhalb einiger Wochen 60 Exemplare vergriffen, so dass jetzt eine neue Auflage gedruckt wird. Auch ist inzwischen eine Ausgabe für tiefer Stimmen erschienen.

**Praeger & Meier, Bremen.**

**Gesänge für „Freimaurer“**

zum **Johannesfest.**

Wicks, Fr. von Op. 70. Vergibt für mich die Rosen nicht. Für hohe und tiefe Stimme. Preis M. 1.30.

Op. 72. Johannesrosen. Lied für mittlere Stimme. M. 1.

Sachs, Jul. Op. 7. Ein königliches Lied. Für tiefe Stimme. M. 1.30.

Op. 71. Der Freimaurerbund. Für Bass solo mit Chor.

Zech, J. Mauers Herbstlied. Elegie für Männerchor. Preis 2. Schillingen so Pf.

Für eine Singstimme 40 Pf.

Verlag **Praeger & Meier, Bremen.**

Sobald erschienen:

**Joh. Strauss, Album**

enthaltend 100 der beliebtesten Tänze in erleichterter Bearbeitung von F. Osner. Elegant kart. Pr. 3 Mk.

**Oslo Forberg** (vorm. Thiemers Verlag), Leipzig.

**Heberall** das schönste Gitarrespiel

enthaltend 100 der beliebtesten Tänze in erleichterter Bearbeitung von F. Osner. Elegant kart. Pr. 3 Mk.

**Oslo Forberg** (vorm. Thiemers Verlag), Leipzig.

Neu! Geeignet für Neu!

**Schul- und Selbstunterricht.**

Fortschritt schnell u. sicher; beste Methode!

Celli schule von Hermann Heber.

Teil 1. Teil 2. Teil 3. Teil 4. Teil 5. Teil 6. Teil 7. Teil 8. Teil 9. Teil 10. Teil 11. Teil 12. Teil 13. Teil 14. Teil 15. Teil 16. Teil 17. Teil 18. Teil 19. Teil 20. Teil 21. Teil 22. Teil 23. Teil 24. Teil 25. Teil 26. Teil 27. Teil 28. Teil 29. Teil 30. Teil 31. Teil 32. Teil 33. Teil 34. Teil 35. Teil 36. Teil 37. Teil 38. Teil 39. Teil 40. Teil 41. Teil 42. Teil 43. Teil 44. Teil 45. Teil 46. Teil 47. Teil 48. Teil 49. Teil 50. Teil 51. Teil 52. Teil 53. Teil 54. Teil 55. Teil 56. Teil 57. Teil 58. Teil 59. Teil 60. Teil 61. Teil 62. Teil 63. Teil 64. Teil 65. Teil 66. Teil 67. Teil 68. Teil 69. Teil 70. Teil 71. Teil 72. Teil 73. Teil 74. Teil 75. Teil 76. Teil 77. Teil 78. Teil 79. Teil 80. Teil 81. Teil 82. Teil 83. Teil 84. Teil 85. Teil 86. Teil 87. Teil 88. Teil 89. Teil 90. Teil 91. Teil 92. Teil 93. Teil 94. Teil 95. Teil 96. Teil 97. Teil 98. Teil 99. Teil 100. Teil 101. Teil 102. Teil 103. Teil 104. Teil 105. Teil 106. Teil 107. Teil 108. Teil 109. Teil 110. Teil 111. Teil 112. Teil 113. Teil 114. Teil 115. Teil 116. Teil 117. Teil 118. Teil 119. Teil 120. Teil 121. Teil 122. Teil 123. Teil 124. Teil 125. Teil 126. Teil 127. Teil 128. Teil 129. Teil 130. Teil 131. Teil 132. Teil 133. Teil 134. Teil 135. Teil 136. Teil 137. Teil 138. Teil 139. Teil 140. Teil 141. Teil 142. Teil 143. Teil 144. Teil 145. Teil 146. Teil 147. Teil 148. Teil 149. Teil 150. Teil 151. Teil 152. Teil 153. Teil 154. Teil 155. Teil 156. Teil 157. Teil 158. Teil 159. Teil 160. Teil 161. Teil 162. Teil 163. Teil 164. Teil 165. Teil 166. Teil 167. Teil 168. Teil 169. Teil 170. Teil 171. Teil 172. Teil 173. Teil 174. Teil 175. Teil 176. Teil 177. Teil 178. Teil 179. Teil 180. Teil 181. Teil 182. Teil 183. Teil 184. Teil 185. Teil 186. Teil 187. Teil 188. Teil 189. Teil 190. Teil 191. Teil 192. Teil 193. Teil 194. Teil 195. Teil 196. Teil 197. Teil 198. Teil 199. Teil 200. Teil 201. Teil 202. Teil 203. Teil 204. Teil 205. Teil 206. Teil 207. Teil 208. Teil 209. Teil 210. Teil 211. Teil 212. Teil 213. Teil 214. Teil 215. Teil 216. Teil 217. Teil 218. Teil 219. Teil 220. Teil 221. Teil 222. Teil 223. Teil 224. Teil 225. Teil 226. Teil 227. Teil 228. Teil 229. Teil 230. Teil 231. Teil 232. Teil 233. Teil 234. Teil 235. Teil 236. Teil 237. Teil 238. Teil 239. Teil 240. Teil 241. Teil 242. Teil 243. Teil 244. Teil 245. Teil 246. Teil 247. Teil 248. Teil 249. Teil 250. Teil 251. Teil 252. Teil 253. Teil 254. Teil 255. Teil 256. Teil 257. Teil 258. Teil 259. Teil 260. Teil 261. Teil 262. Teil 263. Teil 264. Teil 265. Teil 266. Teil 267. Teil 268. Teil 269. Teil 270. Teil 271. Teil 272. Teil 273. Teil 274. Teil 275. Teil 276. Teil 277. Teil 278. Teil 279. Teil 280. Teil 281. Teil 282. Teil 283. Teil 284. Teil 285. Teil 286. Teil 287. Teil 288. Teil 289. Teil 290. Teil 291. Teil 292. Teil 293. Teil 294. Teil 295. Teil 296. Teil 297. Teil 298. Teil 299. Teil 300. Teil 301. Teil 302. Teil 303. Teil 304. Teil 305. Teil 306. Teil 307. Teil 308. Teil 309. Teil 310. Teil 311. Teil 312. Teil 313. Teil 314. Teil 315. Teil 316. Teil 317. Teil 318. Teil 319. Teil 320. Teil 321. Teil 322. Teil 323. Teil 324. Teil 325. Teil 326. Teil 327. Teil 328. Teil 329. Teil 330. Teil 331. Teil 332. Teil 333. Teil 334. Teil 335. Teil 336. Teil 337. Teil 338. Teil 339. Teil 340. Teil 341. Teil 342. Teil 343. Teil 344. Teil 345. Teil 346. Teil 347. Teil 348. Teil 349. Teil 350. Teil 351. Teil 352. Teil 353. Teil 354. Teil 355. Teil 356. Teil 357. Teil 358. Teil 359. Teil 360. Teil 361. Teil 362. Teil 363. Teil 364. Teil 365. Teil 366. Teil 367. Teil 368. Teil 369. Teil 370. Teil 371. Teil 372. Teil 373. Teil 374. Teil 375. Teil 376. Teil 377. Teil 378. Teil 379. Teil 380. Teil 381. Teil 382. Teil 383. Teil 384. Teil 385. Teil 386. Teil 387. Teil 388. Teil 389. Teil 390. Teil 391. Teil 392. Teil 393. Teil 394. Teil 395. Teil 396. Teil 397. Teil 398. Teil 399. Teil 400. Teil 401. Teil 402. Teil 403. Teil 404. Teil 405. Teil 406. Teil 407. Teil 408. Teil 409. Teil 410. Teil 411. Teil 412. Teil 413. Teil 414. Teil 415. Teil 416. Teil 417. Teil 418. Teil 419. Teil 420. Teil 421. Teil 422. Teil 423. Teil 424. Teil 425. Teil 426. Teil 427. Teil 428. Teil 429. Teil 430. Teil 431. Teil 432. Teil 433. Teil 434. Teil 435. Teil 436. Teil 437. Teil 438. Teil 439. Teil 440. Teil 441. Teil 442. Teil 443. Teil 444. Teil 445. Teil 446. Teil 447. Teil 448. Teil 449. Teil 450. Teil 451. Teil 452. Teil 453. Teil 454. Teil 455. Teil 456. Teil 457. Teil 458. Teil 459. Teil 460. Teil 461. Teil 462. Teil 463. Teil 464. Teil 465. Teil 466. Teil 467. Teil 468. Teil 469. Teil 470. Teil 471. Teil 472. Teil 473. Teil 474. Teil 475. Teil 476. Teil 477. Teil 478. Teil 479. Teil 480. Teil 481. Teil 482. Teil 483. Teil 484. Teil 485. Teil 486. Teil 487. Teil 488. Teil 489. Teil 490. Teil 491. Teil 492. Teil 493. Teil 494. Teil 495. Teil 496. Teil 497. Teil 498. Teil 499. Teil 500. Teil 501. Teil 502. Teil 503. Teil 504. Teil 505. Teil 506. Teil 507. Teil 508. Teil 509. Teil 510. Teil 511. Teil 512. Teil 513. Teil 514. Teil 515. Teil 516. Teil 517. Teil 518. Teil 519. Teil 520. Teil 521. Teil 522. Teil 523. Teil 524. Teil 525. Teil 526. Teil 527. Teil 528. Teil 529. Teil 530. Teil 531. Teil 532. Teil 533. Teil 534. Teil 535. Teil 536. Teil 537. Teil 538. Teil 539. Teil 540. Teil 541. Teil 542. Teil 543. Teil 544. Teil 545. Teil 546. Teil 547. Teil 548. Teil 549. Teil 550. Teil 551. Teil 552. Teil 553. Teil 554. Teil 555. Teil 556. Teil 557. Teil 558. Teil 559. Teil 560. Teil 561. Teil 562. Teil 563. Teil 564. Teil 565. Teil 566. Teil 567. Teil 568. Teil 569. Teil 570. Teil 571. Teil 572. Teil 573. Teil 574. Teil 575. Teil 576. Teil 577. Teil 578. Teil 579. Teil 580. Teil 581. Teil 582. Teil 583. Teil 584. Teil 585. Teil 586. Teil 587. Teil 588. Teil 589. Teil 590. Teil 591. Teil 592. Teil 593. Teil 594. Teil 595. Teil 596. Teil 597. Teil 598. Teil 599. Teil 600. Teil 601. Teil 602. Teil 603. Teil 604. Teil 605. Teil 606. Teil 607. Teil 608. Teil 609. Teil 610. Teil 611. Teil 612. Teil 613. Teil 614. Teil 615. Teil 616. Teil 617. Teil 618. Teil 619. Teil 620. Teil 621. Teil 622. Teil 623. Teil 624. Teil 625. Teil 626. Teil 627. Teil 628. Teil 629. Teil 630. Teil 631. Teil 632. Teil 633. Teil 634. Teil 635. Teil 636. Teil 637. Teil 638. Teil 639. Teil 640. Teil 641. Teil 642. Teil 643. Teil 644. Teil 645. Teil 646. Teil 647. Teil 648. Teil 649. Teil 650. Teil 651. Teil 652. Teil 653. Teil 654. Teil 655. Teil 656. Teil 657. Teil 658. Teil 659. Teil 660. Teil 661. Teil 662. Teil 663. Teil 664. Teil 665. Teil 666. Teil 667. Teil 668. Teil 669. Teil 670. Teil 671. Teil 672. Teil 673. Teil 674. Teil 675. Teil 676. Teil 677. Teil 678. Teil 679. Teil 680. Teil 681. Teil 682. Teil 683. Teil 684. Teil 685. Teil 686. Teil 687. Teil 688. Teil 689. Teil 690. Teil 691. Teil 692. Teil 693. Teil 694. Teil 695. Teil 696. Teil 697. Teil 698. Teil 699. Teil 700. Teil 701. Teil 702. Teil 703. Teil 704. Teil 705. Teil 706. Teil 707. Teil 708. Teil 709. Teil 710. Teil 711. Teil 712. Teil 713. Teil 714. Teil 715. Teil 716. Teil 717. Teil 718. Teil 719. Teil 720. Teil 721. Teil 722. Teil 723. Teil 724. Teil 725. Teil 726. Teil 727. Teil 728. Teil 729. Teil 730. Teil 731. Teil 732. Teil 733. Teil 734. Teil 735. Teil 736. Teil 737. Teil 738. Teil 739. Teil 740. Teil 741. Teil 742. Teil 743. Teil 744. Teil 745. Teil 746. Teil 747. Teil 748. Teil 749. Teil 750. Teil 751. Teil 752. Teil 753. Teil 754. Teil 755. Teil 756. Teil 757. Teil 758. Teil 759. Teil 760. Teil 761. Teil 762. Teil 763. Teil 764. Teil 765. Teil 766. Teil 767. Teil 768. Teil 769. Teil 770. Teil 771. Teil 772. Teil 773. Teil 774. Teil 775. Teil 776. Teil 777. Teil 778. Teil 779. Teil 780. Teil 781. Teil 782. Teil 783. Teil 784. Teil 785. Teil 786. Teil 787. Teil 788. Teil 789. Teil 790. Teil 791. Teil 792. Teil 793. Teil 794. Teil 795. Teil 796. Teil 797. Teil 798. Teil 799. Teil 800. Teil 801. Teil 802. Teil 803. Teil 804. Teil 805. Teil 806. Teil 807. Teil 808. Teil 809. Teil 810. Teil 811. Teil 812. Teil 813. Teil 814. Teil 815. Teil 816. Teil 817. Teil 818. Teil 819. Teil 820. Teil 821. Teil 822. Teil 823. Teil 824. Teil 825. Teil 826. Teil 827. Teil 828. Teil 829. Teil 830. Teil 831. Teil 832. Teil 833. Teil 834. Teil 835. Teil 836. Teil 837. Teil 838. Teil 839. Teil 840. Teil 841. Teil 842. Teil 843. Teil 844. Teil 845. Teil 846. Teil 847. Teil 848. Teil 849. Teil 850. Teil 851. Teil 852. Teil 853. Teil 854. Teil 855. Teil 856. Teil 857. Teil 858. Teil 859. Teil 860. Teil 861. Teil 862. Teil 863. Teil 864. Teil 865. Teil 866. Teil 867. Teil 868. Teil 869. Teil 870. Teil 871. Teil 872. Teil 873. Teil 874. Teil 875. Teil 876. Teil 877. Teil 878. Teil 879. Teil 880. Teil 881. Teil 882. Teil 883. Teil 884. Teil 885. Teil 886. Teil 887. Teil 888. Teil 889. Teil 890. Teil 891. Teil 892. Teil 893. Teil 894. Teil 895. Teil 896. Teil 897. Teil 898. Teil 899. Teil 900. Teil 901. Teil 902. Teil 903. Teil 904. Teil 905. Teil 906. Teil 907. Teil 908. Teil 909. Teil 910. Teil 911. Teil 912. Teil 913. Teil 914. Teil 915. Teil 916. Teil 917. Teil 918. Teil 919. Teil 920. Teil 921. Teil 922. Teil 923. Teil 924. Teil 925. Teil 926. Teil 927. Teil 928. Teil 929. Teil 930. Teil 931. Teil 932. Teil 933. Teil 934. Teil 935. Teil 936. Teil 937. Teil 938. Teil 939. Teil 940. Teil 941. Teil 942. Teil 943. Teil 944. Teil 945. Teil 946. Teil 947. Teil 948. Teil 949. Teil 950. Teil 951. Teil 952. Teil 953. Teil 954. Teil 955. Teil 956. Teil 957. Teil 958. Teil 959. Teil 960. Teil 961. Teil 962. Teil 963. Teil 964. Teil 965. Teil 966. Teil 967. Teil 968. Teil 969. Teil 970. Teil 971. Teil 972. Teil 973. Teil 974. Teil 975. Teil 976. Teil 977. Teil 978. Teil 979. Teil 980. Teil 981. Teil 982. Teil 983. Teil 984. Teil 985. Teil 986. Teil 987. Teil 988. Teil 989. Teil 990. Teil 991. Teil 992. Teil 993. Teil 994. Teil 995. Teil 996. Teil 997. Teil 998. Teil 999. Teil 1000. Teil 1001. Teil 1002. Teil 1003. Teil 1004. Teil 1005. Teil 1006. Teil 1007. Teil 1008. Teil 1009. Teil 1010. Teil 1011. Teil 1012. Teil 1013. Teil 1014. Teil 1015. Teil 1016. Teil 1017. Teil 1018. Teil 1019. Teil 1020. Teil 1021. Teil 1022. Teil 1023. Teil 1024. Teil 1025. Teil 1026. Teil 1027. Teil 1028. Teil 1029. Teil 1030. Teil 1031. Teil 1032. Teil 1033. Teil 1034. Teil 1035. Teil 1036. Teil 1037. Teil 1038. Teil 1039. Teil 1040. Teil 1041. Teil 1042. Teil 1043. Teil 1044. Teil 1045. Teil 1046. Teil 1047. Teil 1048. Teil 1049. Teil 1050. Teil 1051. Teil 1052. Teil 1053. Teil 1054. Teil 1055. Teil 1056. Teil 1057. Teil 1058. Teil 1059. Teil 1060. Teil 1061. Teil 1062. Teil 1063. Teil 1064. Teil 1065. Teil 1066. Teil 1067. Teil 1068. Teil 1069. Teil 1070. Teil 1071. Teil 1072. Teil 1073. Teil 1074. Teil 1075. Teil 1076. Teil 1077. Teil 1078. Teil 1079. Teil 1080. Teil 1081. Teil 1082. Teil 1083. Teil 1084. Teil 1085. Teil 1086. Teil 1087. Teil 1088. Teil 1089. Teil 1090. Teil 1091. Teil 1092. Teil 1093. Teil 1094. Teil 1095. Teil 1096. Teil 1097. Teil 1098. Teil 1099. Teil 1100. Teil 1101. Teil 1102. Teil 1103. Teil 1104. Teil 1105. Teil 1106. Teil 1107. Teil 1108. Teil 1109. Teil 1110. Teil 1111. Teil 1112. Teil 1113. Teil 1114. Teil 1115. Teil 1116. Teil 1117. Teil 1118. Teil 1119. Teil 1120. Teil 1121. Teil 1122. Teil 1123. Teil 1124. Teil 1125. Teil 1126. Teil 1127. Teil 1128. Teil 1129. Teil 1130. Teil 1131. Teil 1132. Teil 1133. Teil 1134. Teil 1135. Teil 1136. Teil 1137. Teil 1138. Teil 1139. Teil 1140. Teil 1141. Teil 1142. Teil 1143. Teil 1144. Teil 1145. Teil 1146. Teil 1147. Teil 1148. Teil 1149. Teil 1150. Teil 1151. Teil 1152. Teil 1153. Teil 1154. Teil 1155. Teil 1156. Teil 1157. Teil 1158. Teil 1159. Teil 1160. Teil 1161. Teil 1162. Teil 1163. Teil 1164. Teil 1165. Teil 1166. Teil 1167. Teil 1168. Teil 1169. Teil 1170. Teil 1171. Teil 1172. Teil 1173. Teil 1174. Teil 1175. Teil 1176. Teil 1177. Teil 1178. Teil 1179. Teil 1180. Teil 1181. Teil 1182. Teil 1183. Teil 1184. Teil 1185. Teil 1186. Teil 1187. Teil 1188. Teil 1189. Teil 1190. Teil 1191. Teil 1192. Teil 1193. Teil 1194. Teil 1195. Teil 1196. Teil 1197. Teil 1198. Teil 1199. Teil 1200. Teil 1201. Teil 1202. Teil 1203. Teil 1204. Teil 1205. Teil 1206. Teil 1207. Teil 1208. Teil 1209. Teil 1210. Teil 1211. Teil 1212. Teil 1213. Teil 1214. Teil 1215. Teil 1216. Teil 1217. Teil 1218. Teil 1219. Teil 1220. Teil 1221. Teil 1222. Teil 1223. Teil 1224. Teil 1225. Teil 1226. Teil 1227. Teil 1228. Teil 1229. Teil 1230. Teil 1231. Teil 1232. Teil 1233. Teil 1234. Teil 1235. Teil 1236. Teil 1237. Teil 1238. Teil 1239. Teil 1240. Teil 1241. Teil 1242. Teil 1243. Teil 1244. Teil 1245. Teil 1246. Teil 1247. Teil 1248. Teil 1249. Teil 1250. Teil 1251. Teil 1252. Teil 1253. Teil 1254. Teil 1255. Teil 1256. Teil 1257. Teil 1258. Teil 1259. Teil 1260. Teil 1261. Teil 1262. Teil 1263. Teil 1264. Teil 1265. Teil 1266. Teil 1267. Teil 1268. Teil 1269. Teil 1270. Teil 1271. Teil 1272. Teil 1273. Teil 1274. Teil 1275. Teil 1276. Teil 1277. Teil 1278. Teil 1279. Teil 1280. Teil 1281. Teil 1282. Teil 1283. Teil 1284. Teil 1285. Teil 1286. Teil 1287. Teil 1288. Teil 1289. Teil 1290. Teil 1291. Teil 1292. Teil 1293. Teil 1294. Teil 1295. Teil 1296. Teil 1297. Teil 1298. Teil 1299. Teil 1300. Teil 1301. Teil 1302. Teil 1303. Teil 1304. Teil 1305. Teil 1306. Teil 1307. Teil 1308. Teil 1309. Teil 1310. Teil 1311. Teil 1312. Teil 1313. Teil 1314. Teil 1315. Teil 1316. Teil 1317. Teil 1318. Teil 1319. Teil 1320. Teil 1321. Teil 1322. Teil 1323. Teil 1324. Teil 1325. Teil 1326. Teil 1327. Teil 1328. Teil 1329. Teil 1330. Teil 1331. Teil 1332. Teil 1333. Teil 1334. Teil 1335. Teil 1336. Teil 1337. Teil 1338

Tempo bezeichnen sich fast von selbst; Satz 1, 2 und 4 sind dann zu rasch zu spielen; — der zweite Satz ein ruhiges Andante.

**Karlsbad. W. G.** Welch schönes Essay ließe sich über den von Ihnen behandelten Stoff aus dem schreiben, was Sie zu schreiben unterlassen haben.

**Posen. C. H.** Geht der Konjunktur halber leider nicht.

**Köln. M. E. V.** Die kleinen Preisrempelare vor solchen Umständen prinzipiell nicht gehalten. Wohlthätige Gesuche beifügen sich bereits nach hundertem.

**Walsrode. R. D.** Eine Bekräftigung der Bitte ist bei dieser Gelegenheit kaum nötig. Alle mühe, würde gut sein.

**Reibow. G. G.** Stahlplatten sind viel dauerhafter, ad 2: Horn oder Schildkrot; ad 3: Können Sie von P. G. Schöner in Trier ein Ausmaß bekommen. ad 4: Wenn das Instrument trocken ist, sprechen die hohen Töne schwerer an und sind unter Umständen auch nicht ganz rein; gutes Manöbel soll ein gutes Mittel sein, das aber nach der Deutung (mitunter Feder oder einem Stäbchen) immer wieder gut abgerieben werden muß. Die anderen Fragen schlagen nicht in unser Fach und vermögen wir hier nicht zu beantworten.

**Aachen. L. L.** Recht schön, — Verwendung dürfte sicher sein.

**Essen. F. K.** Durch ein Inserat werden Sie Angebote genug bekommen.

**Karlsbad. P. W.** Kommt nun denn nachst auf die Reihe. Soll Ihr Name als Autor beigefügt werden? — und wie ich verfähre? In Ihrem Briefe ist er nicht zu entziffern und auf dem Manuscript fehlt derselbe.

**Rathenow. F. K.** Im Original und auch in der Operapartitur heißt es: „3u schön tönen.“

**Herrenhut. J. H.** „Ränge a. b. Zbue. Bats“ bei Richter in Witten (Nr. 179). „Geistliche“ bei Richter in Berlin (Nr. 179). „Seyfert-Seyfert-Sänger“ nicht bekannt. ad 2: Bei Schott Sänge in Mainz.

**X. Y. in Sp.** Sind in diesem Genre allgerade nicht verstanden. Bekken Dank.

**Scheunitz. H.** Wir haben doch wohl keine Stellenvermittlungsmittel.

**Markirch. W. D.** Nichtig.

**Strassburg. Z.** Geht: op. 36, Zwei Violinen, davon Nr. 2 für Sopran, Violine und Orgel (Conger). Wilbur: „Weißgänger der fast. Kirche.“ Band I. 20 Motetten für eine Singstimme und Orgel (Stoll). Batta: Prière à la Vierge, mit Orgel (Schott). Gany: Ave Maria mit Orgel und Violine (Simons). Danst: Air d'église de Stradella mit Violine und Orgel (Horn).

**New York. H. J. Journal.** Der „Wär“ ist durch fast alle deutschen Musikanten gelaufen; daß wir denselben aber wieder nach der neuen Welt geleitet, müßten Sie in unserer Nr. 6 und 7 gelesen haben. Ihr Geduldeton-Rebatur scheint noch ein sehr junges Blut zu sein, da er sich so ungeschicklich fühlte.

**Schilligheim. J.** Kleinere Beiträge: fische für Viola und Klavier in Reihenfolge der Schwierigkeit: Adulmoda: op. 186, Schöps (Huchner, Peter). Hermann: Nr. op. 1. Andante, Scherzo, Romanze und Mazurka (Peter). Hermann: Nr. op. 15, Schöps Stille (Huchner, Hermann). ad 2: Ist vorerst nicht in Rücksicht genommen.

**Limbach. G. L.** Zu überlegen ist nicht steilbar, wohl aber das Ueberfertige vervielfältigen zu lassen.

**Essen. H.** Auch dem Wunsch um festes Papier für die Musikbeilage wird der Verleger nachkommen, sobald der alte Vorrat erschöpft ist.

**Köln. M. E. V.** Als gute Exio für Klavier, Violine und Viola sind zu empfehlen: Vacher, Jg. op. 37, 45 und 58 (Weißig, J. Hofmeister). ad 2: Cymbeln und Nachtigall brauchen nicht gestimmt zu sein. ad 3: Wollen das Anliegen dem Verleger vortragen.

**Wernersberg. J. W.** Beide Sätze recht hübsch, besonders „Frühlingsluft“. In der Harmonik könnte durch mehr polyphone Stimmführung noch manches verbessert werden.

**Forstberg. T.** Wenn wir besser bewußt sind, werden wir auf die Sache zurückkommen.

**Pyritz. E. E.** Allen Respekt! Doch können wir leider keinen Gebrauch machen, da wir ähnliche Sachen ja nicht bringen.

**Nürnberg. E.** Können Ihnen leider nicht dienen, — ähnliche Anforderungen würden sofort zu hundertem an uns herangetragen.

**Braunschweig, 18. Jähr. Abonnentin.** Unsere Angabe ist richtig: die Besetzung ist eine mehrfache, um gegen alle Eventualitäten gesichert zu sein. Besprechung über Aufführungen werden in unserem Blatte erscheinen.

**Adbach. M. S.** Mit solchen Geschäften zu abzugeben, haben wir keine Zeit. Wir würden Ihnen sonst gerne dienen.

**Offenbach. K. A.** In diesem Falle wird es wohl erlaubt sein, Richtig ist in betannt die Kunst, seine Hände zu erheben.

**München. M. E. Co.** so — Sie halten

Im Verlage von **Carl Grüniger** in **Stuttgart** erschienen und durch alle Buch- und Musikalienhandlungen zu beziehen:

## Konversations-Lexikon der Tonkunst.

Herausgegeben von **Robert Müsioi.**

Preis broschiert M. 5.—, elegant gebunden M. 6.—

Ein ganz vortreffliches Nachschlagewerk, das alle Gebiete der Musik umfasst und auf jede, die Biographie, Geschichte, Aesthetik, Formen- und Instrumentenlehre etc. betreffende, Frage knappe, aber erschöpfende Auskunft gibt und die technischen Ausdrücke in leichtverständlicher und treffender Weise erklärt.

Zur Wiederbesetzung der in der Kapelle des hiesigen Königlichen Theaters zum 1. September d. J. vakant werdenden Stelle eines

### „Flötisten“

soll

**Freitag, den 15. Juni d. J., vormittags 11 Uhr,** in dem Königlichen Theater eine Prüfung stattfinden. Qualifizierte Bewerber wollen sich zu dieser Prüfung einfinden und an dem genannten Tage, vormittags 9 Uhr, unter Vorlage ihrer Befähigungsnachweise und eines selbstgeschriebenen Lebenslaufes, in dem Intendanten-Bureau melden. Bescheidungen werden nicht vergütet.

Cassel, den 25. Mai 1899.

Intendantur des Königlichen Theaters.

### Für musikalische Kreise

seien als **sehr geeignete und willkommene Geschenke** bestens empfohlen:

**Jahrgang 1887 der „Neuen Musikzeitung“**

**Elegant gebunden 6 Mk.**

**Jahrgang 1887 der „Musikalischen Jugendpost“**

**Elegant gebunden 6 Mk.**

Jede Buch- oder Musikalienhandlung ist in der Lage, schnellstens zu liefern. — Inhaltsverzeichnisse gratis und franko direkt vom

Verlag **Carl Grüniger, Stuttgart.**

\* Auch die Jahrgänge 1880—1886 sind wieder sämtlich in Prachtbänden (à 6 Mk.) oder in broschierten Quartbänden (à 30 Pf.) zu beziehen.

**Kemmerich's**  
**Pepton**  
**cond. Bouillon**  
**Fleisch-Extract**  
Von Autoritäten empfohlen.  
16 Ehrendiplome und Goldene Medallien 18  
Man achte stets auf den Namen „Kemmerich“.  
Zu haben in den Delicatessen-, Drogen- und Colonialwaaren-Handlungen, sowie in den Apotheken.

**Gerhard Adam, WESEL**  
empfiehlt kreuzsaitige Flügel und Pianos zu billigen Preisen gegen bar oder monatliche Raten.  
Grosse Auswahl.  
Garantie 5 Jahre.  
Frankolieferung.



**K**ompositionen, inkorrekte und nicht druckfähige, werden korrigiert, auch werden Arrangements aller Art ausgeführt. Diskret selbst. Habe bisher alle musikalischen Arbeiten unter dem Namen **W. Schulz** ausgeführt.  
**E. Jankowski, Musiklehrer, Schwerin a. W. Posen.**

## PEDAL-INSTRUMENT

(für Orgel-Übungen)  
patentiert, selbständig klingend, zu jeder Art von Klavier-Instrumenten verwendbar, von Fach-Autoritäten für Musik-Institute, Lehrerbildungs-Anstalten sowie zum Selbst-Studium bestens empfohlen, fertigen  
**J. A. Pfeiffer & Co., Pianofortefabrikanten, Stuttgart.**  
NB. Zeichnung, Beschreibung und Zeugnisse gratis und franko.

## Wallensee. Weesen. Schweiz.

### Hotel und Pension Speer

(ob dem Bahnhof).  
Klimatischer Luftkurort. Übergangsstation. Beliebter Aufenthaltsort für Erholungsbedürftige und Rekonvaleszenten. Manuallästige Exkursionsgebiete. Fruchtbare Aussicht auf den Wallensee und das Hochgebirge. Pension Fr. 8.— bis 7.—. Zivile Passantenpreise. Prospekte gratis und franko.  
**Rob. Wyss, Besitzer.**

Alle neu hinzutretenden Abonnenten erhalten den bis zum 1. Juni erschienenen größeren Teil des nachstehenden Romans

### gratis.

## Paul Lindaus

neuester Berliner Roman in 2 Bänden unter dem Titel:

### Spiken\*

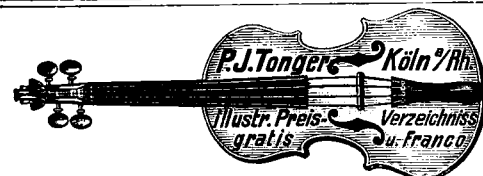
erscheint in Deutschland

## nur im „Berliner Tageblatt“

Abonnements für Monat Juni nehmen alle **1 M. 75 Pf.** Reichs-Postanstalten entgegen für

\* Obige spannungsvolle, dem frisch pulsierenden Leben der Reichshauptstadt entnommene Erzählung des berühmten Schriftstellers hat in journalistischer Weise das Interesse der Leserwelt in Anspruch genommen und darf mit gutem Erfolg als die reifste Frucht der dichterischen Phantasie **Lindaus** bezeichnet werden.

**P.J. Tongere Köln/Rh.**  
**Illustr. Preis-gratis.**  
**Verzeichniss du-franco.**



## Louis Köhlers Zum Selbstunterricht vortrefflich geeignet:

mit zahlreich. **Katechismus** „Allen Freunden der Musik ein willkommener, zuverlässiger Ratgeber.“

gedruckten Noten-Beispielen. **der Harmonielehre**

Preis brosch. Mk. 1.— geb. Mk. 1.60.

Verlag von **Carl Grüniger** in **Stuttgart.**

Für Kinder genügt 1/2 L. für Erwachsene 1/2—1 Tam. Confiture. In Schacht. à 80 Pf., auch einzeln nur in Apotheken. Apotheker **C. Kanoldt, Nachf. Gotha.**

**Apoth. Kanoldt's Tamar Indien**  
„Aerzt. warn. empöbl., unschädlich, rein pflanzl., sicher u. schmerzlos wirkende Confiture laxative“  
von angenehmem erfrisch. Geschmack, ohne jeden nachtheil. Nebenwirkung.  
Allein echt.  
Appetitlich. — Wirksam.

Seit Jahren in Kliniken u. großer Heil-Anstalten gegen Verstopfung, Blutaandrang, Vollblütigkeit, Hämorrhoiden, Migräne etc. fortlaufend in Anwendung.

## von Bimmermann'sche Naturheilkunst

bei Chemnitz, in reizender Lage am Fusse des Erzgebirges. Anwendung der physikalisch-diätetischen Heilmethode. Ausserordentliche Erfolge bei Magen-, Lungen-, Herz-, Nerven-, Unterleibs-, Frauenkrankh., Fettsucht, Gicht, Zuckerkrankh. u. s. w. Sommer- u. Winterkuren. Leitender Arzt: Dr. med. Böhm. Prospekte mit Beschreibung der Methode gratis durch die Direktion, sowie durch die Filialen der Firma **Rudolf Mosse, Aerzte**, welche das epochemachende Naturheilverfahren kennen lernen wollen, können als Volontärs Aufnahme finden.



IX. Jahrgang Nr. 12.

Stuttgart, 1888.



# Neue Musik-Zeitung.

← Auflage 51 000. →

Vierteljährlich sechs, mit Künstler-Porträts etc. illustrierte Nummern und je einer Extrabeilage, bestehend in verschiedenen, für Hausmusik geeigneten Gesangs- und Instrumental-Kompositionen, Musiker-Texten, illustrierte Musikgeschichte u. s. w.

Verlag Carl Grüniger, Stuttgart-Leipzig  
(vormals P. A. Langner in Köln).  
Zu jeder die halbjährliche Remise von 75 Pfennig.  
Beilagen für je 1000 Expl. Mark 5.—  
Alleinige Ausnahme von Zinraten und Beilagen bei  
Rudolf Mosse Stuttgart, Leipzig, Berlin u. dessen Filialen.

Preis pro Quartal bei allen Postämtern in Deutschland, Österreich-Ungarn und Luxemburg, sowie in sämtlichen Buch- und Buchhalten-Handlungen 80 Pfg.; direkt von Stuttgart und bei den Postämtern des Verlagsvereins 1 Mk. 50 Pfg. Einzelne Nummern 25 Pfg.

Alle früheren Jahrgänge sind neu aufgelegt in eleg. brosch. Bänden zu 80 Pfg. das Quartal. Einbanddecken à Mf. 1.—. Bechtleiden à Mf. 1.50 durch alle Buch- u. Musikalien-Handl. zu beziehen.

## An unsere Leser!

Das neue Quartal steht vor der Thür, klopft bereits energisch an und tritt, unbekümmert um unser „Gereine“, geschmückt mit dem üppigsten Blumenkranz und gefolgt von den glänzenden Strahlen der sengenden Sonne, rasch ein und stellt sich als „Saison morte“ vor. Aber gleich die erste Begegnung nimmt einen so hitzigen Verlauf, daß Männlein und Weiblein mit Blind und Regel das lebhafteste Verlangen nach Abkühlung tragen und schnurstracks in die nächste (oder entfernteste?) und beste Sommerfrische flüchten, „das glückliche Volk der Gefilde“ wird aufgesucht, man kehrt — nach Roussau — zur Natur zurück und in allen Tonarten und Variationen wird nur ein Thema behandelt: „Mehr Luft!“ Wie aber ergeht es unter solchen Umständen der Kunst, insbesondere der otelebten Musik? Nun, sie weiß sich wie immer volle Geltung zu verschaffen und ihre ganze Anziehungskraft auszuüben; dominiert sie doch in allen Lustkur- und Badeorten, deren Promenaden erst dann das bunteste, lebhafteste Treiben entwickeln, sobald die Kirchcapelle die munteren Wesen erklingen läßt. Freilich die weltberühmten Namen, die stars, für die wir bereits im Winter im Konzertsaal und Theater um unser schweres Geld oft genug geschwitzt, sie verschwinden für einige Zeit gänzlich von der Bildfläche, man hört und sieht nichts von ihnen, nur so viel erfährt man, daß sie auch im dolce far niente Meister sein sollen. Es ist faß, als ob sie sich



gegen die „Neue Musik-Zeitung“ verschworen hätten, um ihr allen Stoff für die neuesten Nachrichten zu entziehen. Wir aber rächen uns, greifen tief in unsere reichen Redaktionskräfte und geben unseren Lesern aus dem anerkannten und hellen Ereignissen so reichen Leben der Künstler mancherlei zum besten: die mit Geist und Humor gewürzten Klavierstücke, Novellen und biographischen Skizzen, ja mehr noch, wir verraten sogar manche intime Herzensgeschichte aus dem Leben des fröhlichen Musikantenvolkes. — Jedenfalls dürfen wir versichern, daß wir dank der besten Beziehungen zu den hervorragendsten und beliebtesten Musikschaffenden, Komponisten, Cellisten, Violoncellisten und Beisammen auch im nächsten Quartal erfolgreich bemüht sein werden, unsere geehrten Abonnenten durch Wort, Bild und Ton zu fesseln und zu erfreuen. Und wir hegen die Hoffnung, daß auch diejenigen unserer lieben Leser, die sommerlicher Erholung bedürfen, gern zur „Neuen Musik-Stg.“ greifen, und in ihrer Lektüre die angenehme, angenehme Unterhaltung finden mögen. Das wünschen wir von Herzen.

Wir bitten — im Interesse einer regelmäßigen Weiterlieferung — alle Gönner und Freunde unseres Blattes, die rechtzeitige Erneuerung des Abonnements für das III. Quartal ja nicht versäumen zu wollen. Zu besonderem Danke würden Sie uns noch verpflichten, falls Sie die Lebenswürdigkeit hätten, in Ihrem Freundeskreise auf die „Neue Musik-Zeitung“ aufmerksam zu machen und den beiliegenden Prospekt in denselben zu rekrutieren zu lassen.

Redaktion und Verlag.

Abonnements-Bestellungen auf die „Neue Musik-Zeitung“ (80 Pfg. pro Quartal) werden jederzeit von allen Postanstalten und Buch- oder Musikalien-Handlungen entgegengenommen und die bereits erschienenen Nummern des laufenden Quartals nachgeliefert.



## Ingeborg von Bronsart.

Biographisches Skizzenblatt

VON

Elise Polko.

88

In bewegtes Künstlerleben in der engen Begrenzung eines gegebenen Maasses zu schildern, in seiner Entwicklung, seinem Dahinrauschen, seinem Wogen und Schäumen, ein Künstlerleben, das noch seinen Abbruch fand, ist unlagbar schwer, da mit es in einem viel zu kleinen Rahmen hineingehoben werden könnte, etwa mit dem klassischen Motto: „der Vien' muß!“ — Es kann also solche Schilderung immerhin nur als der Versuch gelten, ein allgemeines Interesse wach zu rufen für eine reiche musikalische Begabung und, in eben diesem Falle, für die Wertstat einer komponierenden Frau.

Als ich vor etwa 20 Jahren Ingeborg von Bronsart zuerst in Hannover sah und hörte, war ich nicht minder gefangen genommen von ihrer echt nordischen blonden Schönheit, als von dem charakteristischen Spiel der klavirischen Schillerin. Sie sah damals aus, wie man sich eine Ingeborg der Frühjahrszeit denkt, mit dem Falten auf der Schulter, — den fernem Frühlings mit den Gedanken „auf weiten Meeren“ begleitend.

Blühend, kräftig, mit blauen, strahlenden Augen, äppig, blondem Haar und regelmäßigen Zügen schaute und hoch gewachsen, — so erschien sie vor mir.

Und doch ein erster Eindruck blieb haften. Als sie nun vor wenigen Monaten hier in Hannover Abschied von mir nahm, bei ihrer Lieberverlobung nach Weimar, wohin Freiherr von Bronsart als General-Intendant berufen worden war, da lachte neben der ersten Frauengestalt immer jene Ingeborg im rosensfarbenen Seidengewande auf, die damals am Flügel saß und mich und alle bezauberte.

Jetzt steht schon ein erwachsener Sohn, ein stattlicher Gardeleutnant, neben ihr und eine lebenswichtige, musikalisch hochbegabte Tochter, und aus der glänzenden Virtuositin wurde, im Laufe der Zeit, eine künstlerische Seltenheit: — eine komponierende Frau.

Es ist eine Reihe ebenso interessanter als anmutiger Bilder, die vor uns erscheint bei der Frage nach der künstlerischen Entwicklung dieses seltenen Musiktalents: — in der Hauptstadt an der Weimara taucht Ingeborg Starke zuerst auf.

Da steht das jüngste, dort 1840 geborene Tochterlein eines Schwaben, Wilhelm Starke, der zur russischen Kaufmannsgilde gehörig, am Klavier, eifrig mit den kleinen Fingern jene Melodie auf den Tasten suchend, die eben die Geige der Mutter, einer blonden Finnländerin, klang. Und diese Mutter schon muß von einer wunderbaren Musikbegabung gewesen sein, denn sie spielte auf dem schwersten Instrument, der Violine, die sie nur ihren Vater spielen sah, alles nach dem Gehör, nachdem man ihr die Geigengriffe gezeigt, ja sogar ohne die Noten zu kennen. Und dann allabendlich — die beiden kleinen Schwestern Starke, Olivia, die ältere (sieht an einen russischen Obersten schwedischer Abkunft, den Grafen Cronhjelm verheiratet) und Ingeborg, lagen schon in ihrem Bettchen, — sang die Haushälterin, eine Schwedin, zur Gitarre die Wieder ihrer Heimat, die später Jenny Lind herüber brachte. Wer hätte da schlafen können bei all diesen Worten und Tönen, bei dem Lob des schönen „Bermeland“, bei den Valladen vom „Hillevand“, der sein Schwesterlein vergebens sucht, bei den Klagen von „Klein Hilla“ um den verlorenen Freund und bei den lustigen Tanzliedern aus Dalecarlien. — Das waren lebendige musikalische Eindrücke, die auch die kleine Ingeborg damals mit ihnen empfing.

Als nun später Olivia Klavierstunde bekam und Ingeborg mit großen verlangenden Augen dabei stand und mit Thränen bat, mitlernen zu dürfen, gewahrte man, ihrer großen Jugend halber, nur ungern diese ihre Bitte.

Gar bald zeitigte denn auch die sonnige Almsphäre, in der sie lebte, die Knospe dieses ungewöhnlichen Talents und bald hätte man in musikalischer

Beziehung von ihr sagen können, wie vom Frühlingsanfang: „Das Blühen, es will nicht enden!“

In der Harmonielehre, die Ingeborg Starke bei dem ausgezeichneten Klavierpieler und Komponisten Ernst Deder eifrig studierte — im Klavier unterrichtete sie ein genialer Musikbibliothekar der Petersburger Aristokratie — Nicola von Martinoff, der Freund eines Liszt, Thalberg und Senft — zeigte sie ein überragendes Verständnis der schwierigsten Sätze, — wie sie überhaupt sich als geistig begabt auch in anderer Richtung zeigte — sie lernte und beherrschte fünf Sprachen mit großer Leichtigkeit. Auf dem Klavier waren mittlerweile die kleinen Fingern bald so zu Hause, daß das zwölfjährige Mädchen es getrost wagen durfte, ihr erstes Konzert zu geben.

So war denn eines Abends der Saal des Grafen Kuschelew gefüllt mit dem vornehmsten Publikum von Petersburg. — Die Namen Mendelssohn, Moscheles, Senft und Karl Meyer standen auf dem Programm, und vor dem Flügel saß ein bildhübsches, zuverlässiges, blondes Kind, das sich gar nicht ängstigte, weil es seiner Sache gewiß war und sich obendrein unter lauter wohlwollenden Freunden fühlte.

— Und diese beiden Voraussetzungen täuschten sie auch nicht. Alles ging vorzüglich und am Beifall und glänzender öffentlicher Kritik, die der jugendlichen Debutantin eine große musikalische Zukunft prophezeiten, fehlte es nicht. — Von großer künstlerischer Geistesgegenwart zeigt eine kleine spätere Konzertschöpfung der kaum vierzehnjährigen im Theater Michel. Ingeborg Starke spielte das Chopin'sche E-moll-Konzert mit Orchester, natürlich auswendig, — ihr musikalisches Gedächtnis war von jeher bewundernswert — als plötzlich eine Saite zerbrach und sich auf die andern Seiten warf, die sich durch unwillkürliche Klirren gegen diesen Lieberfall zu wehren versuchten. Niemand dachte daran, trotz dieser erschütternden Mißlaute, beizutreten, um den Störenfried zu beseitigen und der Qual der Spielerin ein Ende zu bereiten. Eine Unterbrechung des Spiels war, schon des Orchesters wegen, ebenso unmöglich wie ein Weiterpielen mit dieser improvisierten Klirrbegleitung. — Da hob sich die kleine energiegeladene Rechte der Spielerin und rief mit einem energiegeladenen Auf, ohne daß die Linke ihr Spiel unterbrach, blühschneid das corpus delicti hinweg und warf es zu Boden — unbehindert ging die kühne Fahrt auf den Tasten des Flügel's weiter.

Da aber brach das Publikum, ob dieser kühnen Selbsthilfe, in lauten Jubel aus und eine Blumenfülle fiel am Saum des Sarges zu den Füßen der Konzertschöpfung nieder. — Die glanzvollste Leistung hätte nicht mehr bewundert werden können als dieser kleine Zwischenfall.

Im 10. Lebensjahre Ingeborgs geschah es, daß die wunderbare Künstlergestalt Anton Rubinstein in ihr Leben trat. Mit welcher Verehrung die Künstlerin sich im Laufe der Jahre diesem Feuergeist zuwendete, erzählt sie oft und gern mit leuchtenden Augen. Er ist dieser seiner Kollegin ein treuer Freund geblieben bis zur Stunde. — Meistens äußerte er einmal ihr gegenüber: „Sie spielen ja sehr schön, — aber was mich besonders an Ihnen interessiert, ist doch — Ihr Kompositionstalent.“

Und es war und blieb auch für alle Musiker und Musikfreunde stammenswerth, daß ein kaum 16-jähriges Mädchen, verwöhnt und inmitten des zerstreuten Petersburger Lebens stehend, nicht nur ernste Sonaten, sondern auch strenge Fugen mit besonderer Vorliebe niederschreiben begann. Zum Glück sorgte ihr Lehrmeister und musikalischer Schutzherr, Martinoff, dafür, daß sich derartige Arbeitsstunden nicht allzusehr ausdehnten, und Ingeborg Starke war in jedem Sommer ein willkommener Gast auf seinem Gute am Strande der Neva, bei Schlüsselburg. Da trat die Musik in den Hintergrund, auf hohen Befehl, da wurde täglich und fröhlich ohne Musikbegleitung geritten, geschwommen, Willard gespielt und jede Dinnmacht, die sich in der Regel bei anstrengender musikalischer Thätigkeit einzustellen pflegte, war bei strenger Strafe verboten. — Als der dunkle Schatten des Krimkrieges auf Petersburg und seine lebenslustige Gesellschaft fiel, da stand auch Herr von Martinoff in den Reihen der tapfern Kämpfer und der berühmte, hochgelegante Klavierpieler Adolf Senft, wurde nun, in seiner Abwesenheit, der Lehrmeister der angehenden Künstlerin. Zwei Jahre lang studierte sie bei ihm und in eben dieser Zeit zeigten auch zwei alle fürstliche Frauen ein warmes Interesse an ihrer künstlerischen Entwicklung, die schöne Großfürstin Konstantin, die Tochter Alenburgs, die schwärmerische Verehrerin

Mendelssohns, und die Protektorin aller Künstler: die Großfürstin Helena.

An einem Abend aber versammelte sich beim Fürsten Galigin eine glänzende und vornehme Gesellschaft in den feenhaft ausgestatteten Räumen seines Palastes, die Aufführung einer kleinen Operette, Text von dem geistvollen Grafen Sollogub, Musik von Carl Lepp, fand daselbst statt: „Arlequin prestidigitateur.“ Ingeborg Starke spielte und sang die Solopartie. Später geleitete man aber auch einen jungen deutschen Klavierpieler, der eben nach Petersburg zu Konzerten gekommen, an den Flügel. Er war ein Schüler Liszt's, von dem er die warmsten Empfehlungen an einflußreiche Musikfreunde mitgebracht hatte, — sein Name lautete: Hans von Bronsart. Nach wenigen Minuten, er spielte ein Chopin'sches Nocturne, hatte der Fremde sich des allgemeinen Interesses bemächtigt — man lauschte voll Spannung und als er geendet, war man entzückt. Ein wundervoller Anschlag, große technische Sicherheit und eine bezaubernde Poesie des Vortrags nahm die Hörer gefangen. Hinter seinem Sessel aber stand, wie gebannt, der blonde Liebling der hier Versammelten. Nachher sah man die beiden jungen Künstler in lebhaftester Unterhaltung begriffen und da hat denn wohl Hans von Bronsart in begeisterten Worten von seinem deutschen Heim und vor allem von dem Meister aller Meister, Franz Liszt, der eben in der Reichsstadt Weimar lebte, erzählt. Von dieser Stunde an träumte Ingeborg von fernem Ländern und Menschen, und bei ihren Vater und ihren musikalischen Freund Martinoff mit thränenwollen Augen: „Laßt mich fort — ich will zu Liszt in die Reichsstadt!“

Und wie sich denn bisher alle Wünsche Ingeborgs erfüllt hatten, so geschah es auch mit diesem. Im Frühling des Jahres 1858 durfte die jugendliche Künstlerin wirklich ihre Schwingen entfalten zum Fluge nach jener deutschen Stadt, die einst das Heim der größten deutschen Dichter gewesen. Mutter und Schwester geleiteten sie, aber die fräuleinliche Frau blieb zur War in Karlsbad zurück, und ließ die geliebten Töchter getrost weiter ziehen. — Mit den besten Empfehlungen versehen klopften denn die beiden jungen Damen an die Pforten der Altenburg, der Residenz Liszt's und seiner eben fürstlichen Freundin. Der Meister empfing die blonde Kunstfängerin mit seiner bekannnten unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit und nahm sie, nach kurzer Prüfung, als seine Schülerin an. Sie zeigte ihm auch ihre verschiedenen Kompositionen, die ihn lebhaft zu interessieren schienen. Er scherzte aber doch darüber, daß ein junges Mädchen sich mit der ständigen Fugearbeit befasse und mochte wohl glauben, daß hier, wie auch bei so mancher Malerarbeit von Mädchenhänden, hinter den Conturen irgendwelcher Lehmeister das Beste gethan habe.

Er bat deshalb freundlich — gleich nach der ersten Lehrstunde — seine neue Schülerin, doch eigens für ihn, hier in Weimar, eine Fuge niederzuschreiben, und sie ihm zu bringen, sobald sie fertig.

Selbstverständlich wurde der Wunsch des Meisters in kürzester Frist erfüllt.

Jetzt sollte sich mit dem ihm überreichten ersten Fugenblatt sofort an den Flügel, um die Arbeit zu spielen. Dann erfolgte ein bedeutungsvolles „hm!“ — und sich nach der jungen reizenden Komponistin umwendend, sagte er mit seinem gütigen Lächeln und einem schalkhaften Witz: „Aber sie sehen wirklich gar nicht danach aus!“

Die Antwort, mit erglühenden Wangen und blühenden Augen gegeben, lautete in fremdartig klingendem Deutsch: „Nun, ich bin sehr froh, daß ich nicht wie eine Fuge aussehe!“

Ja, in der Reichsstadt erfuhr Ingeborg Starke damals, beim Beginn ihrer öffentlichen Künstlerlaufbahn unendlich viel Liebes und Förderndes, das sie nie vergaß, — auch der damalige Hof interessierte sich in liebenswürdiger Weise für sie, — der Abschied wurde ihr recht schwer, und dennoch sollte und mußte sie ihre Schwingen prüfen, nach allen Richtungen hin. Zuerst dirigierte man sie nach Paris. Liszt aber entließ seine Schülerin mit dem charakteristischen Zeugnis: „Vous êtes quelque un!“

Sie machte ihm denn auch alle Ehre da draußen, überall mit ungewöhnlichem Erfolg konzertierend, und doch zog es die nimmer Mäsende mit Macht wieder zurück: die Reichsstadt hatte es ihr angethan — und zunächst ihr genialer Bewohner, der unvergleichliche Meister. Es begann nun in Weimar eine neue Studienzeit, welche von der Vernehmen selbst als die schönste und genussreichste ihres Lebens bezeichnet wird.

Und im „wunder schönen Monat Mai“, da fand es plötzlich Hans von Bronsart durchaus notwendig,



wiederum die Reichenstein und seinen großen Lehrmeister zu beschiden. Ueberall schwirren natürlich dort Goethe'scher in der Luft:

„Wie herrlich leuchtet mir die Natur,  
Wie lacht die Sonne, wie glänzt die Flur,  
mit dem Refrain:  
„O Mädchen — o Mädchen, wie lieb' ich dich“  
und dann auch die brennende Frage:

„Doch, mein Herz, was soll das geben,  
Was bedrängt dich so sehr?“  
bis es denn endlich geschah, daß:

In diesem Zauberkischen,  
Das sich nicht zerreißt läßt,

die blonde nordische Jugeborg auf klassischem Boden den deutschen Kunstgenossen für immer festhielt. Zur Vollenzeit waren Jugeborg Starke und Hans von Bronart ein glückliches Brautpaar.

Es war vorauszu sehen, daß Herr von Bronart, eine der feinstimmigsten Künstlernaturen und zugleich geistvoller und vornehmer Komponist, den größten Einfluß gewinnen mußte auf die weitere musikalische Entwicklung seiner Braut und Frau, soweit eben dieser durchaus selbständige und energische Franzosen- und Künstler-Charakter dies zuließ. Gewiß ist, daß sie sich fortan bei ihren Kompositionen, besonders bei ihren späteren interessanten Opernarbeiten stets bei ihm erholt und jede Nummer mit ihm besprach.

Nach vor ihrer Verheiratung, die 1861 erfolgte, unternahm Jugeborg Starke verschiedene größere Konzertreisen und trat auch in verschiedenen Konzerten nochmals in der französischen Hauptstadt auf, wo sie mit Rossini und Weber in Berührung kam und wofolst auch Richard Wagner ihren Weg kreuzte, der damals dort die Aufführung seines Tannhäuser vorbereitete.

In den musikalischen Kreisen jener Zeit wurde sie sehr geehrt und stets die Kraft, der Glanz und die Klarheit ihres Spiels besonders hervorgehoben.

Als Frau von Bronart mußte, durch die obwaltenden Verhältnisse bedingt, allmählich die Virtuosität in den Hintergrund treten und das Bild der Komponistin in immer hellerer Beleuchtung erscheinen. Das junge Heim gewährte ja auch die Muse zu dieser stillen ersten Arbeit. Aber zunächst waren es doch wohl annuimliche Wiegen- und zweiminnige Kinderlieder, welche die Werkstatt verließen, Kompositionen, die später die Mutter mit dem Töchterchen sang.

Das junge Paar führte in den ersten Jahren seiner Ehe ein ziemlich bewegtes künstlerisches Wanderleben — konzertierend, dirigierend, inspirierend, wofolst es kam. In Wienberg bei dem künftigen Fürsten von Hohenzollern, in Leipzig, Dresden, Berlin, überall interessierte man sich auf das wärmste für den eleganten poetischen Spieler und feinstimmigen Dirigenten, überall erntete seine Frau als brillante Virtuosität Lorbeeren. Nach dem österreichischen Kriege wurde Hans von Bronart zum König zum Intendanten des hannoverschen Hoftheaters ernannt, eine vielbenedelte Stellung, die er erst im Jahre 1887 mit der eines General-Intendanten in Weimar vertauschte, und zwar auf besondern Wunsch des Schutzherrn aller Künstler und Dichter, des warmherzigen, geistvollen Künstlers und Sängers Großherzogs Albrecht.

In den Matineen des Bronart'schen Hauses gaben sich damals in Hannover die auswärtigen wie einheimischen Künstler ein Rendezvous, sowie die elegante Gesellschaft. Ich erinnere mich verschiedener hochinteressanter Gestalten, die dort an mir vorübergegangen — vor allem der schönen, genialen Klavierspielerin Frau von Voigt's-Heg, die nicht mehr „Dilettantin“, wohl aber Künstlerin war, der glänzenden Sängerin Agloja Orgeni, des lebenslustigen Musikfreundes und späteren preussischen Ministers Maybach und seiner sanften, lebenswürdigen, nun auch heimgegangenen Frau, und des unvergesslichen Max Stagemann, jetzigen Theaterdirektors in Leipzig und seiner reizenden Lebensgefährtin. War manche ritterliche Soldatenercheinung, die in dem großen Jahre von 1870 für immer entfiel, bewegte sich unter den Gästen des Bronart'schen Hauses. Nach 1870 hörten leider diese genussreichen Hauskonzerte auf, das Künstlerpaar lebte fortan sehr zurückgezogen. Die öffentliche Virtuositätsaufbahn Frau von Bronart's hatte ihr Ende erreicht, als Gemahlin des Intendanten durfte sie nur mehr zu wohlthätigen Zwecken spielen, desto fleißiger arbeitete die Komponistin.

Auf mich speziell haben Beethoven'sche Sonaten und seine Konzerte, sowie Bach'sche Fugen und Präludien, von Jugeborg von Bronart gespielt, den mächtigsten Eindruck hervorgebracht. Mit wahrhaft klassischer Ruhe, mit staunenswerter Kraft, Klarheit und

Schönheit wurden diese Schöpfungen der deutschen Musikgenießer von diesen Frauenhänden vorgeführt, sie sind mir ebenso unvergänglich wie müftergültig in ihrer Wiedergabe durch die Lieblingsschülerin Liszt's.

Im Frühjahr 71 und 72 erblühte im Bronart'schen Hause die Goethe'sche Dichtung „Tern und Väter“, als Singpiel das Licht der Welt, und im Jahre 73 veränderte dies musikalische Kleinod, unter Führung des genialen Hofkapellmeisters Laien, die ersten Schritte auf der weimarischen Bühne, und zwar mit vielem Erfolg. In Hannover selbst fand die Rolle des Thomas den denkbar glänzendsten Vertreter in Max Stagemann. In dem Jahre eben dieser Aufführung schritt auch Friedrich v. Bodenstedt über die Schwelle des Bronart'schen Hauses und mit ihm zogen Lieder aller Art ein, die Frau Jugeborg in Musik setzte. Ein Lied dieses künstlerischen Zusammenwirkens ist für mich von ganz besonderem Reiz und verfehlt, wann gelungen, nie seine Wirkung:

„Nachtigall, o Nachtigall,  
Sangesreiche Nachtigall“ —

Der berühmte Dichter versprach denn auch der nimmer rastenden Komponistin einen Dornstachel — da sich ein früher von Frau von Bronart komponierter Text von Meyer, die Göttin Isis, nicht wirksam erwiesen hatte. Jene Oper hatte man damals im krongrätzlichen Hause zum erstenmal aufgeführt und zwar mit vierhändiger Klavierbegleitung. Herr und Frau von Bronart selbst saßen am Flügel — die Soli wurden von Mitgliefern der Hofkapelle gesungen und der Chor von Damen und Herren der Hofgesellschaft. Es war ein schöner und ehrenvoller Abend für die Komponistin, zu deren besonderen Gönnerinnen auch Ihre Majestät die Kaiserin und die kunstliebende Frau Prinzessin Friedrich Karl gehörten.

Lange suchte nun Friedrich v. Bodenstedt nach einem passenden Stoff — da entfiel der Mappe des Herrn von Bronart ein Manuscript, das er für sich selbst niedergeschrieben, die dramatische Bearbeitung der alten dänischen Sage, die auch Warhauer verflocht, König Harnie. Trotz der Meinung Bodenstedt's, daß eben diese Bearbeitung wie sie vorlag, vortrefflich sei und unverändert komponiert und aufgeführt werden müsse, bestand doch Herr von Bronart, als Verfasser, beständig auf einer Umarbeitung von Mirza Schaffys Hand, die denn auch endlich erfolgte. Der dramatische Aufbau in vier Akten und einem Vorpiel blieb unverändert, nur der Text wurde umgedichtet und verkürzt. Das ganze Textbuch erschien später in Bodenstedt's „Einkehr und Umkehr“. Es wurde nun von Frau von Bronart komponiert voll freudigster Schaffenslust und die Hauptrolle dem Heldentenor Schott, damals an der hannoverschen Bühne, zugebach. — Die Oper ist jetzt vollendet und bereits an verschiedenen Theatern, unter diesen auch an der königl. Hofoper in Berlin, zur Aufführung angenommen.

Dazuwischen entstanden und erschienen — gleichsam als Erholung von strenger Arbeit, leichtbeschwingte Lieder, Klavierkompositionen, Notturnos, ein Valse caprice, Violin- und Cello-Kompositionen u. s. w. Als interessant ist noch nachzutragen, daß im Jahre 1870 der Musiker und damalige Intendant Herr von Bronart auch zur Waffe griff, trotz einer leichten Lähmung der Hand, die ihn seit Jahren von militärischen Lieblingen fern gehalten hatte.

Da sah denn der schlichte Unteroffizier des 67. Infanterieregiments, auf dem Wege zu seinem lebenswürdigen Obersten, Herrn von Kranach, eines Abends in Minden, an meinem Blüthner'schen Flügel und spielte, in bezaubernder Weise, eben jenes Chopin'sche Notturno, das er — „long, long ago“ — an jenem Abend im Palais Galzien über die Tasten gleiten ließ, als er die blonde Jugeborg zuerst gesehen. —

In der Werkstatt der einsamen Komponistin entstanden in jener großen Zeit patriotische Lieder, Männerchöre und ein schwungvoller Kaiser Wilhelm-Marsch, den man im Jahre 71 bei den Festvorstellungen bei der Truppenheimkehr, im Berliner Opernhause auführte.

Es ist also in jedem Falle ein an Ehren und Anregungen reiches Doppel-Künstlerleben, das ich hier nur andeutungsweise zu skizzieren versuchte, aber es erscheint mir als eine wunderbar poetische Fügung, die jetzt Frau Jugeborg gürndführte in jene Weichenstadt, in der sie einst ihren Liebestriebling verlebte und die höchsten künstlerischen Anregungen empfing.

Ihre Briefe von dort atmen denn auch nur Freude und Dank für eben diese Wendung ihres Geschicks, und wahres Entzücken über jenes Ayl des Friedens und neuer Anregung, und ebenso glück-

erfüllt, von seiner neuen nach allen Richtungen hin unbeschübderten, lohnenden künstlerischen Thätigkeit und den herzerquickenden Beziehungen zu dem gütigen hohen Schützer und seinem Hause, äußert sich der neue Generalintendant.

Es ist wohl ein heiteres Wandeln auf klassischem Boden, ein schönes Gelingen an die Zeiten der beglückendsten Studien unter den Augen eines Unvergesslichen, das beiden Künstlerindividualitäten wohl zu gemen ist.

Mögen noch viele frische Tondoliten aufblühen in der Werkstatt Frau Jugeborg's, in jenem neuen Heim, das aufzubauen ihr und ihrem künstlerischen Lebensgefährten gekraft ward, in Goethe's geliebter „Weichenstadt“!



## Wolfgang Amadeus Mozart Sohn.

Von Otto Schmid.

Wahr ein trauriges Vermächtnis ein solcher Name! — Wie manchem Sohne schon wurde er zu drückender Last, zu lähmender Fessel, wie manchem drückte er trügerische Erwartungen — getäuschte Hoffnungen! — Der Sohn eines anderen Mitweltlichen, eines anderen Wolfgang ist auch ein Beispiel für die Wahrheit dieses Satzes: Julius August Walter von Goethe, der einzige Sohn des großen Dichters, dessen Vater sein Geringerer als Herzog Karl August war. Wie lastete auf diesem Unglücklichen die Macht seines Namens und nicht nur diese, sondern noch oben drein die Macht der Persönlichkeit seines Vaters. Gleich einem Schrei aus gepreßter Brust entringt sich jener Jüngling vor seiner Wiege nach Italien, von der er nimmer wiederkehren sollte, das seinen Seelenzustand grell widerpiegeln sollte:

Ich will nicht mehr am Gängelbände  
Wie sonst geleitet sein,  
Und lieber an des Abgrunds Rande  
Von jeder Fessel mich befreien.

Und ist auch sicher Sturz bereitet,  
Ich weiche nicht vom schmalken Pfad,  
Um Rechtthum mancher wird beneidet  
Und wohl ist dies die schönste That.

Ferriques Herz ist nimmer herzustellen,  
Sein Untergang ist sicheres Los,  
Es gleicht von Sturm gepfeiften Wellen  
Und sinkt zuletzt in Thetis' Schoß.

Drum stürme fort in deinem Schlage  
Bis auch der letzte Schlag verchwand,  
Ich geh' entgegen dessen Tagen,  
Geführt ist hier nun jedes Band.

Am 22. Juli 1830 verließ er die Heimat, am 28. October starb er, dem Vater vorauseilend, nach mannigfachen körperlichen Leiden in Rom. Wie eine Ahnung des tragischen Schicksals seines Sohnes konnte man des Unsterblichen Euphorion erfassen. Daselbst ewig unbefriedigte Streben, derselbe Zug dämlicher Leidenschaft, daselbst ewig ungefügte Zerwürfnis mit dem Irdischen.

Auch Mozart der Sohn sollte den Druck seines Namens hart empfinden, wiewohl ihn das Geschick im Beginn seiner Laufbahn hold zu lächeln schien. Wenn er des Vaters führende Hand missen mußte, so war dafür seinem Streben die Macht der Persönlichkeit desselben nicht hinderlich. Wenige Monate nach seiner Geburt hatte ja der Tod den Großen in das Reich der ewigen Harmonie entrückt. Am 26. Juli 1791 ward in Baden bei Wien der Sohn geboren; am 6. Dezember starb der Vater.

Schon frühzeitig verriet Wolfgang Amadeus treffliche musikalische Veranlagung und die Mutter, auf dieselbe vertrauend, legte seine Ausbildung in bewährte Hände. Im Klavierpiel unterrichtete ihn der auch in der Geschichte des Pianofortebaus namhafte Andreas Streicher, der bekanntlich in seiner Jugend seinen Mitbürger Friedrich Schiller bei seiner Flucht aus der Karlschule begleitete und treu zu ihm stand. Seine kontrapunktischen Studien absolvierte er in denkbar bester Schule bei dem berühmten Albrechtsberger. Außerdem waren seine Lehrer Sigismund Neukomm, ein Schüler Michael Haydn's, und der hochgeehrte Salieri, während Altmeister Joseph

Sahbn, der trene Freund seines Vaters, ihm eine wahrhaft väterliche Zuneigung entgegenbrachte und ihm stets mit Rat und That zur Seite stand. So konnte der kleine Künstler noch nicht 14 Jahre alt zum erstenmale öffentlich auftreten. Am 8. April 1805 fand zu seinem Vaters ein Konzert im Theater an der Wien statt. An der Hand seiner Mutter erschien der vom Publikum warm begrüßte Sohn des Meisters, dessen Namen für allezeit in goldenen Lettern in der Geschichte der Menschheit prangt, auf dem Podium. Man stellte ihm entgegen, als er mit bemerkenswerthen Können das große C dur-Klaviers-Konzert seines Vaters, mit jenem entzückenden, aus den Regungen tiefsten Leides sich zum reinsten Seelenfrieden emporgingenden Andante, vortrug. Man bewillkommnete das sich zeigende kompositorische Talent des Knaben, das sich in den von ihm gespielten Variationen über das Menuett im Don Juan und in einer zur Aufführung gelangenden Kantate zu Ehren des 73. Geburtstags Joseph Haydns befandete. Alles schien eine glänzende Zukunft zu weisagen und gewiß wäre es bei seinem Talent zu seinem Heile gewesen, hätte er in Wien, dessen Mauern in jenen Tagen so viele herrliche Meister, voran den Titanen Beethoven überbergen, bleiben können. Doch die wenig günstige Lage der Mutter, die erst im Jahre 1809 durch Verheirathung mit dem braven, ehrenwerten Nißen in bessere Verhältnisse kam, zwang ihn, im Jahre 1808 eine Stelle als Musiklehrer bei dem Grafen Joseph von Naxos anzu nehmen und dieser entführte ihn, sich auf seine Güter in Galizien zurückziehend, dem regen Musikleben der Donaulände. Fünf Jahre später begab sich Wolfgang Amadeus nach Lemberg, der Hauptstadt der österreichisch-polnischen Lande, und lebte dort gänzlich unbekannt, acht Jahre hindurch, sein Brot durch Klavierunterricht kümmerlich verdienend. Doch schließlich trieb es ihn hinaus in die Welt. Sich einen Namen zu verdienen, nein, — sich des seinen würdig zu erweisen, mußte das Ziel seines Strebens, seines Lebens sein! Mit großem Erfolg trat er in den Jahren 1820 bis 1822 in den bedeutendsten Städten Deutschlands auf und erwarb sich allenthalben den Ruf eines trefflichen Pianisten und eines nicht unbegabten Komponisten. Nachdem besuchte er seine Mutter, deren Gatte bekanntlich Staatsrat des Königs von Dänemark war, in Kopenhagen und seinen in Mailand lebenden älteren Bruder Karl. Mit diesem letzteren macht uns ein Brief Mendelssohns (datiert Jolabella 24. Juli 1831) in liebenswürdigster Weise bekannt. „Eine andere sehr liebe Bekanntschaft, heißt es da, die ich dort (in Mailand) gemacht habe, ist die des Herrn Mozart, der dort Beamter, eigentlich aber ein Musiker ist, dem Sinne und Herzen nach. Er muß die größte Begeisterung mit dem Vater haben, besonders in der Weise; denn solche Sachen, wie sie Ginen in den Briefen des Vaters rühren, in ihrer Natürlichkeit und Offenheit, hört man in Menge von ihm und muß ihn nach den ersten Augenblicken lieb haben. Wunderhüßlich z. B. finde ich, daß er auf den Ruf und das Lob seines Vaters so eifrig ist, als sei er ein junger angehende Musiker; und eines Abends bei Gernanns, als viele Musik von Beethoven gemacht worden war, sagte mir die Baronin Leise, ich möchte doch nun auch etwas von Mozart spielen: der Sohn würde sich nicht so froh wie gewöhnlich; und als ich die Diverüre aus Don Juan gespielt hatte, tautete er erst auf und verlangte auch noch die aus der Jambertöte, von seinem Vater“ und hatte eine kindliche Freude daran, man mußte ihn lieb gewinnen.“ Im Beginn des Jahres 1823 kehrte Wolfgang Amadeus nach Lemberg zurück, gründete daselbst im Jahre 1826 den noch heute bestehenden Gacilienverein und machte sich überhaupt nun das Musikleben dieser Stadt hochverdienend. Ein im Besitze des Verfassers befindlicher Originalbrief Mozarts (datiert Lemberg den 17. April 1827) an seinen „lieben guten Freund“ Anton Jähnel, der das Amt eines Chorregenten im adeligen Frauenstift Nonnberg zu Salzburg bekleidete und ein Schüler und Freund des, weil in seinem Schaffen noch fast unbekannten, durchaus nicht nach Gebühr gewürdigten Michael Haydn war, gelange an dieser Stelle zur Veröffentlichung.

Der Brief lautet:

„Der Inhalt meines heutigen Schreibens an meine Mutter wird mich wohl auch bei Ihnen entschuldigen, daß ich Ihnen diesen Brief vom 23. Februar so lange unbeantwortet ließ. — Wir alle können Ihnen nie nach Gebühr unsern Dank für Ihre wirklich großmütige und freundschaftliche Aufopferung, mit der Sie sich unserm Interesse annehmen, bezeugen und es kommt aus dem Grunde meines Herzens, wenn ich Ihnen sage, daß ich recht sehrlich

wünsche, einst in die Lage zu kommen, Ihnen wenn auch nicht zu vergelten, doch wenigstens meine aufrichtigste Freundschaft und Anhänglichkeit zu beweisen. Mit dem morgigen abgehenden Silwagen erhält meine gute Mutter die Familien-Briefe. Es ist wahr, mein Vater wurde von dem damaligen Fürstbischöf unwürdig behandelt, aber ich empfehle doch, dies so schonend wie möglich zu berühren, denn wenn auch der Fürstbischöf nicht erblich ist, so ist doch eine Art geistiger Verwandtschaft, und — es könnte mir vielleicht in meinen Plänen schaden. — Zugleich erhält meine Mutter 30 Gulden N. W., um Sie Ihnen zu übergeben. Die machen mit den Ihnen früher gegebenen 60 Gulden aus. Ihre Auslage beträgt 49 Gulden 36 strenger, also bleibt für das, was noch folgt, 10 Gulden 24 Kreuzer. — Ist Ihr Vorrat noch nicht unterwegs, so bitte ich Sie, es zu bescheinigen, und wunschlich unter meiner Adresse an Herrn Haslinger in Wien zu senden, der mir es dann auf eine wohlfeilere Art zuschicken kann, denn mit der Post kommt es zu teuer. Vielleicht findet sich jetzt eine Kaufmannsgelegenheit nach Wien, da ohnehin bald Markt ist; wenn nicht, so senden Sie es, versteht sich, mit dem Postwagen an Haslinger nach Wien. — Leben Sie wohl, lieber Freund, schreiben Sie bald, grüßen alle, alle Bekannte und behalten Sie lieb Ihren Mozart.

Freund Hader\* bitte ich zu sagen, daß ich meine Schuld schon an Herrn Haslinger berichtigt habe. Sobald mein Kopist mit dem Gherbinischen Requiem fertig ist, das ich zu Beethovens Tausender geben werde, wird seine erste Arbeit der gewünschte Davidde penitente sein, den ich Sie bitten werde, als ein kleines Andenken von mir anzunehmen.

Ueber die Zeiten seines Aufenthalts in Lemberg, das er später wieder mit Wien vertauschte, sind wir nicht unterrichtet, alle Quellen melden lateinisch: er starb am 30. Juli 1844 zu Karlsbad. Dort der Güte einer Dame, die in den vierziger Jahren dem Verbanne der Dreißigjährigen Singakademie in Dresden angehörte, erfuhr der Verfasser einiges über einen vorübergehenden Besuch Mozarts in Dresden. Man hatte im Verein im Mai des Jahres 1842 Haydns Jahreszeiten zur Aufführung gebracht und gedachte Dame hatte mit diesem Gelingen die Partie des „Hänschen“ geungen. Da kam an einem Lieblingsabende der Akademie der Sohn des großen Salzburger Meisters in den Verein und nun forderte J. G. Schneider, der berühmte Orgelvirtuose, den sein Geringerer als Mendelssohn für den größten lebenden Organisten Deutschlands erklärt hatte und unter dessen Leitung in jener Zeit der Verein stand, die Dame und ihren Partner auf, dem Anwesenden zu Ehren das reizvolle Duett Samdens und Lucas zu singen. Mozarts Sohn war nach dem Berichte dieser Dame von etwas gebrünneter Figur und hatte bereits eine Platte.

Sein Schaffen ist jetzt fast ganz der Vergessenheit anheimgefallen und nur aus musikhistorischem Interesse und aus pietätvoller Liebe für den Sohn jenes Großen, dessen unsterbliche Werke die Welt noch heute in jugend- und kraftvoller Frische erfreuen, gedenken wir desselben in kurzen Worten. Daß die Wucht seines Namens ihm zu lähnender Hesse hierbei wurde, ist ungewisselhaft. Ebenso ungewisselhaft aber ist es auch, daß das ihm inwohnende unbefreitbare Talent nicht eben ein himmelführerndes war. Selbst die schonendste Kritik, wir erinnern an zwei treffliche Rezensionen über sechs bei Breitkopf & Härtel erschienene Lieder und eine bei G. André in Offenbach verlegte Pianofortekonte im Jahrgang XI (1808 — 1809) der Leipziger Allgemeinen Musikalischen Zeitung, erkennt nur seine ammutige, schmückende Melodie, erkennt nur seine ammutige, schmückende Melodie und tiefere, gehaltvollere Aufführung. Dieses freilich auf Werke eines erst 17-jährigen komponisten sich beziehende Urteil fanden wir in einer in einem Konzert des Tonkünstlervereins zu Dresden in dieser Saison zum Vortrag gebrachten Sonate für Cello und Klavier im wesentlichen bestätigt, konstatierten aber gerne, daß sich das Werk großen Beifalls erfreute und von sicherer Beherrschung der Form zeugte. Daß es für alle Musikfreunde von höchstem Interesse war, ist selbstverständlich. Doch einer Kritik wollen wir an diesem Orte dieses Namens Schaffen nicht unterziehen, es ist ja lediglich der Sproßling des großen Unsterblichen, den wir unserer Zeit wieder einmal näher führen wollten. Unser Urteil über ihn ist das pietätvolle Gebeten, welchem wir mit Grill-

parzers herrlichem Gedicht „Am Grabe Mozart des Sohnes“ Ausdruck geben wollen:

Wo bist du endlich hingegangen,  
Bist du der Geist dich ewig zog,  
Und hältst den Großen dort umfangen,  
Der ablergleich zur Sonne floß.

Daß keiner doch dem Wirten messe,  
Der nicht der Schnalacht Stachel leimt,  
Du warst die trauernde Gypresse  
An seines Vaters Monument.

Wovon so viele einzig leben,  
Was Stolz und Bahn so gerne hört,  
Des Vaters Name war es eben,  
Was deiner Thatkraft Keim zerstört.

Regabt, um höher aufzuragen,  
Giebt ein Gebante deinen Flug;  
Was würde wohl mein Vater sagen? —  
War, dich zu hemmen, ich genug.

Und war's zu schaffen dir gelungen,  
Was manchen Andern hochgeehrt,  
Du selbst verwarfst es — kaum gesungen,  
Als nicht des Namens Mozart wert.

Nun öffnen sich dem guten Sohne  
Des großen Vaters Arme weit,  
Er gibt der Kindreuten zum Lohne  
Ein Zeichen der Unsterblichkeit.

Der Name, der ein Schmerzensgenosse,  
Er wandelt sich von heut' in Glück;  
Dort doch von Salzburger Orgellose  
Ein Echo auch für dich zurück.

Wenn dort die Menge sich versammelt,  
Ehrfürchtig Schweigen alle bannt,  
Wer dann den Namen Mozart stammelt,  
Hat ja den deinen auch genannt.



## Amalie Sebald

die Geliebte zweier Tonmeister,  
von  
R. Nagli.  
(Schluß.)

Wohl einige Tage später geschrieben sind folgende Worte mit seinem Datum verlehene Worte: „Liebe gute Amalie. Seit ich gestern von Ihnen gieg, beschlummerte sich mein Zustand und seit gestern Abend bis jetzt verließ ich noch nicht das Bett, ich wollte Ihnen heute Nachricht geben und glaubte dann wieder mich dadurch Ihnen so wichtig scheinen machen zu wollen, so lieh ich es sein. — Was träumen Sie, daß Sie mir nichts sein können, mündlich wollen wir darüber, liebe Amalie, reden; immer wünschte ich nur, daß Ihnen meine Gegenwart Ruhe und Frieden einflöste und daß Sie zutranlich gegen mich wären; ich hoffe mich Morgen besser zu befinden und einige Stunden werden uns noch da während ihrer Anwesenheit übrig bleiben, in der Natur uns Beide wechselseitig zu erheben und zu erheitern. — Gute Nacht, liebe Amalie, recht viel Dank für die Beweise Ihrer Gefinnungen für Ihren Freund Beethoven.“

In Liebe will ich blättern.“

Daß darauf meldet er der Guten, daß der Tyrann ganz klavisch an Bett gefesselt sei, da sein gefriger Spaziergang bei Tagesanbruch durch die nebligen Wälder seine Unfähigkeit vergrößert habe. Und wieder etwas später:

„Es geht schon besser. Wenn Sie es anständig heißen allein zu mir zu kommen, so können Sie mir eine große Freude machen; ich aber, daß Sie dieses unanständig finden, so wissen Sie wie ich die Freiheit aller Menschen ehre, und wie Sie auch immer hierin und in anderen Fällen handeln mögen, nach Ihren Grundlügen oder nach Willkür, mich finden Sie immer gut und als

Ihren Freund Beethoven.“

Wir dürfen annehmen, daß Amalie, deren Geistes- und Hergensbildung jede falsche Pröberie ausschloß, des Freundes schüchtern geäußertem Wunsch willfährig, den Leidenben aufsucht und ihm goldenen Sonnenchein in seine Krankenzube gebracht habe. Denn bald darauf schreibt er ihr wieder: „Sie bei sich zu

\* Benedikt Hader (geb. 30. Mai 1769 zu Metten bei Deegen-  
dorf in Niederbayern), Schüler und Freund H. G. Haydns, tüch-  
tiger Komponist, harr als Buchhändler in Salzburg. In einem  
Anfall von Schwermut stürzte er sich im Jahre 1809 in die Salzach.

sehen, darauf muß ich Verzicht thun, vielleicht erlassen Ihnen ihre Samojeden heute Ihre Reize zu den Polarländern, so kommen Sie zu Beethoven."

Daß die Treffliche auch für des Künstlers leidliches Befinden ihr möglichstes that und ihn mit träftigen Gerichten versorgte, geht aus folgendem Billet ihrer Hand hervor:

"Mein Tyrann befehlt eine Rechnung — da ist sie:

Ein Huhn — 1 fl. M. M.  
Die Suppe 9 fr.

Von Herzen wünsche ich, daß sie Ihnen bekommen möge."

Darunter schreibt Beethoven schelmisch genug: "Tyrannen bezähmen nicht, die Rechnung muß aber doch quittirt werden, und das könnten Sie am besten, wenn Sie selbst kommen wollten NB. mit der Rechnung zu Ihrem gedemüthigten Tyrannen." — Und wie dankbar der Komponist all das Liebe entgegen nahm, das die Liebliche für ihn that, beweisen die letzten Zeilen der Korrespondenz:

"Danke für Alles, was Sie für meinen Körper gut finden, für das Nothwendigste ist schon gesorgt — auch scheint die Hartnäckigkeit der Krankheit nachzulassen. — Herzlichen Aufheiß nehme ich an Ihrem Leid, welches auf Sie durch die Krankheit Ihrer Mutter kommen muß. — Daß Sie gewiß gern von mir gesehen werden, wissen Sie, nur kann ich Sie nicht anders als zu Bette liegend empfangen. — Vielleicht bin ich Morgen im Stande aufzustehen? — Leben Sie wohl liebe gute Amalie — Ihr etwas schwach sich befindender Beethoven."

So gingen die schönen Tage des Zusammenlebens mit der Geliebten, zwanglos traulichen Geplauders, gemeinsamen Natur- und wohl auch Kunstgenusses vorüber, nicht ohne daß sich mit der gehobenen Seele schließlich auch das leidliche Befinden unlerser Künstler wesentlich gebessert hätte. Anfangs Oktober scheint Beethoven über Prag und Budweis nach Linz gereist zu sein, um dort eine Art Nachtur bei seinem Bruder Johann, dem holländischen Apotheker zu absolvieren. Denn am 5. Oktober kündigt Gloggels Linzer Musikzeitung seine Ankunft in der Stadt an und spricht ihre Freude darüber aus, daß dieselbe „den Orypheus und größten musikalischen Dichter unserer Zeit" in ihren Mauern beherberge. Hier zu Linz, in dem ihm vom Bruder zur Verfügung gestellten geräumigen Zimmer mit Aussicht auf die Donau und die anmuthige Umgebung, von neuer Lebenskraft und der anmuthigen Umgegend, von neuer Lebenskraft und Lust durchströmt, umgaulend von hohen Erinnerungen vollendet der Meister seine achte Symphonie, deren Schönheit und schaffhafte Grazie das Bild der Geliebten deutlich genug widerpiegeln. — Aber noch ein anderes herrliches Werk, das freilich erst bedeutend später niedergeschrieben wurde, verdanken wir hauptsächlich dem innigen Gedanken unseres Künstlers an Amalie Sebald. Es ist der „Niederreiter an die ferne Geliebte", dessen Text der 21jährige, hochbegabte Studiosus medicinae Alois Fetzle aus Wien gedichtet hatte und den Beethoven 1816 mit herabgewandten Tönen umkleidete. Wen hätte beim Anhören dieser Gesänge nicht eine Ahnung überkommen, daß darin ein subjektives Empfinden zittert, daß der Komponist hier nicht sowohl einem anderen dichterisch nachgefühlt, sich nicht für ein ihm unwillkürlich Fremdes begeistert, sondern persönlich Erlebtes in der ihm eigenen Sprache geschildert hat! Stimmen doch schon die Verse außerwunderbar zu seiner Herzenserfahrung! Man denke gleich an die Eingangsstelle:

"Weit bin ich von dir geschieden,  
Trennung liegt Berg und Thal  
Zwischen uns und unserm Frieden,  
Unserm Glück und unserm Dual.  
Ach, den Blick kannst du nicht sehen,  
Der zu dir so glühend eilt,  
Und die Seufzer sie verwehen  
In dem Raume, der uns teilt;"

oder an die musikalisch rührend schön wiedergegebenen Worte:

"Wenn alles, was liebet, der Frühling vereint,  
nur unserer Liebe kein Frühling erscheint, und Thänen  
sind all ihr Gewinnen." — Daß Beethoven niemals förmlich um Amalies Hand geworben hat, daß aber die Herzenswunde, die ihm die Braute schlug, ein halbes Jahrhundert nach ihrer ersten Begegnung noch offen stand und immer außer neue zu bluten begann, dafür liegen uns urkundliche Belege vor. Noch 1822, untermüdetlich in Leipzig selbst, hatte er nach Fischhofs

Manuskript in sein Tagebuch folgende abgerissene Worte notiert:

"Du darfst nicht Mensch sein, für dich nicht, nur für andere, für dich gibts kein Glück mehr als in dir selbst, in deiner Kunst — o Gott! gib mir Kraft, mich zu besiegen, mich darf ja nichts an das Leben fesseln. Auf diese Art mit A. (Amalie) geht alles zu Grunde."

Und vom 13. Mai 1813 datiert lesen wir in dem nämlichen Tagebuch folgende herzerregende Stelle: "O schreckliche Umstände, die mein Gefühl für Häuslichkeit nicht unterdrücken, aber deren Ausführung, o Gott, sich auf den unglücklichen D. herab, laß es nicht länger so dauern —". 1816 hatte Beethoven seinen Neffen und Schilling Karl in der Privatschule des trefflichen Cajetan Giannattasio del Rio zu Wien untergebracht, dessen Frau und zwei Töchter musikalisch geübt waren und für des Meisters Kompositionen schwärmten. Nach der Erzählung der älteren Geschwister, Fel. Fanny, machte die ganze Familie Herbst 1816 dem damals zu Baden bei Wien weilenden Beethoven auf dessen dringende Einladung einen mehrtägigen Besuch. Während eines Spaziergangs ins schöne Gärtenland unterhielten sich Vater Giannattasio und unter Tonkünstlern über dessen Haushalt und wirtschaftliche Angelegenheiten, die sich gerade damals in schrecklicher Verwirrung befanden. Giannattasio riet Beethoven, er solle sich durch eine eheliche Verbindung von diesen Nöten befreien, worauf letzterer, sein inneres Herz aufschließend, erwiderte: "er liebe unglücklich! vor fünf Jahren habe er eine Person kennen gelernt, mit welcher sich näher zu verbinden er für das höchste Glück seines Lebens gehalten hätte. Es sei nicht daran zu denken, fast Unmöglichkeit, eine Schimäre, denn es ist es jetzt noch wie am ersten Tag. Diese Harmonie, welche er hinzu, habe er noch nicht gefunden! Doch es ist zu seiner Erklärung gekommen, er habe es noch nicht aus dem Gemüth bringen können." — Einige Monate früher, den 8. März, hatte er offenbar gleichfalls auf sein Verhältnis zu Amalie Sebald Bezug nehmend, an seinen Schüler und Freund Ferd. Nicz geschrieben: "Alles Schöne an Ihre Frau; leider habe ich keine; ich fand nur Eine, die ich wohl nie besitzen werde; ich bin aber deswegen kein Weiberfeind."

Erst in den letzten Jahren seines Lebens, in welchen sein Gemüth überhäupt stiller und heiterer wurde, überwand er vollends den seligen Schmerz um die Tote und konnte ruhig an das Gedächtnis der Welt zurückkehren, wo ihm Lieblichste und Unvergessliches widerfahren. — Ob sich Amalie Sebald jemals ernstlicher mit dem Gedanken beschäftigt hat, Beethovens Gattin zu werden, ob sie überhaupt eine Ahnung besaß von der Glut und Dauer seiner Leidenschaft, davon ist nichts bekannt. Dagegen wissen wir, daß die Jungfrau fast gleichzeitig mit demjenigen des Wiener Meisters das Herz eines zweiten Tonkünstlers in Flammen setzte, der vermöge seiner persönlichen Eigenschaften, wie namentlich seines jugendlichen Alters jedenfalls eher Anspruch auf ihre Hand hätte machen dürfen.

Am 20. Februar 1812 langte der damals 25jährige Carl Maria von Weber in Berlin an, um daselbst mit dem ihm begleitenden Freunde, dem trefflichen Marinettisten Wärmann gemeinsam zu konzertieren, insbesondere aber seine während der Jahre 1807 bis 1810 in Stuttgart, Mannheim und Darmstadt entstandene Oper Sylvana zur Aufführung zu bringen. Bei der Familie Meyerbeer, deren Sohn Giacomo 1810 Webers Studiengenosse beim Abbé Vogler zu Darmstadt gewesen war, fand unser Künstler die gastfreundlichste Aufnahme und ein Quartier, wie es sich der keineswegs Glückverwöhnte nicht splendor wünschen konnte. Bald hatte seine ebenso geistvolle wie liebenswürdige Persönlichkeit eine Reihe geselliger Beziehungen in der preußischen Hauptstadt angeknüpft. "Doch blieben, wie sein Sohn und Biograph Max Maria von Weber sich ausdrückt, alle die ihm werth gewordenen Menschen seinem Herzen ferner als zwei Wesen, deren Freundschaft und Neigung sein Leben in Berlin mit dem ganzen Zauber der Liebe in verschiedener Form durchleuchtete." Das eine derselben war der berühmte Zoologe Heinrichichtenstein, der damals bereits seine großartige Reise ins südl. Afrika hinterlegt hatte und eine Professur an der Universität bekleidete, gleichzeitig ein guter Musiker, jovialer Gesellschafter und ein Mensch edel und lauter wie Gold. "Die zweite Individualität — wir lassen wiederum den Sohn unseres Komponisten sprechen, — war die jüngste von zwei liebenswürdigen hochmusikalischen Schwestern, Auguste und Amalie Sebald. Für letztere, durch geistige und körperliche Vorträge gleich ausgezeichnete weibliche Wesen, sagte

Weber eine warme und tiefe, vermöge der Tugenden der Dame sehr veredelnde Neigung."

Bekanntlich hatte der Musiker eine ziemlich buntbewegte, abenteuerliche, von mancherlei problematischen Elementen durchsetzte Jugend hinter sich. Bis zum Jahre 1811 waren, wie sein Biograph hervorhebt, die Gefahren, deren Umgang bestimmend auf sein Leben gewirkt, teilweise Altersgenossen, leidenschaftliche Künstler, von ungemessener, aber guter Sitte, aufererits lieberliche Kavaliere, Hofkriener von lazen Grundjahren, endlich, mit wenig Ausnahmen, Frauen von leichtem Herzen und leichtem Sinn gewesen. Nun mußten ihn die tiefer angelegten, geistigeren Naturen des deutschen Nordens um so unmittelbarer fesseln, namentlich aber der Zauber edler Weiblichkeit, wie sie ihm hier entgegentrat, mächtigste Anziehungskraft und wohlthätigsten Einfluß auf seine Seele ausübten. In das Sebaldische Haus wurde Weber wahrlich durch den geistvollen Jüngling Friedr. Volkant eingeführt, dessen nähere Bekanntschaft er gleich in den ersten Tagen seines Berliner Aufenthaltes gemacht hatte. Volkant war ein eifriger Musikflesant, hatte sogar eine Oper „Der Alpenhirt" geschrieben und huldigte Amalie Sebald mit einer Art ritterlicher Courtisane. So mochte unser Tonkünstler, bekannlich selbst ein gesellschaftliches Genie, in der Familie rasch heimisch sein und sich von den Strapazen des großstädtischen Lebens, den Schwierigkeiten und Klergerissen, die ihm die Kapellmeister Bernhard Anselm Weber und Nishini bereiteten, oft genug in dem trauten Kreis erholen, wo Schönheit und Grazie Hand in Hand gingen. Daß Weber dabei ebensoviel gab denn empfing, daß er die Freundschaften besonders mit seinen mannigfaltigen musikalischen Talenten erkrante, ihnen eigene Lieber zur Unterlage, aber er Virtuoso war, aber am Flügel vorlang, bald seine neuesten Klaviervorteil, darunter die melodienfünftende C-dur-Sonate spielte, bald hübschend phantasierte, versteht sich von selbst. Einmal Tages überbrachte er den Schwestern das eben niedergeschriebene Lied „Du liebes, holdes, himmelreines Wesen" (Gesicht von Streckfuß), dessen C-dur-Weise all die Liebeschwärmer eines überflutenden reichen Künstlerberges anmet. Zum Geburtstag Auguste Sebalds komponierte er eine Reihe von Walzern und Gassenliedern, „drosch dieselben am Abend des Festtages unermüdet bis Nachmittags um 2 Uhr dem jungen Volk eigenhändig zum Tange vor". Ein andermal ließ er im Verein mit guten Freunden nächtlicher Weise vor den Fenstern der Schönen ein Ständchen erklingen, wobei die Solopartie von Brummhähnen begleitet wurde, und gab damit den ersten Anstoß zur Einbürgerung dieser in Berlin bald beliebten Sage. Noch bedeutendern Eindruck als all die erwähnten sinnigen Entwürfe machte wohl auf Amalie Sebald die Vorleistung der Weberschen Oper und der glänzende Erfolg, den sie unter des Komponisten eigener Direktion am 10. Juli 1812 im Berliner Opernhaus davontrug und der sich bei den weiteren Aufführungen wiederholte. Doch hatte die Jungfrau um so weniger Anstoß, sich mit ihrem Herzen näher auseinander zu legen, als auch von Webers Seite keine eigentliche Werbung erfolgt zu sein scheint und Amalie noch vor dem Komponisten Berlin verließ, um der Mutter und Tante zur Kur nach Teplitz zu folgen, wo ihr Beethoven zum zweitenmal begegnen sollte. Sie konnte daher auch an dem Abschiedsfest nicht teilnehmen, mit welchem Webers Freunde am 19. August im Hause des Justizkommissars Sellwig (Brüderstraße 16) den scheidenden Künstler ehrten. Dagegen war ihre Schwester Auguste Sebald anwesend und als Weber zum Schluß der Feier ein wenige Tage zuvor komponiertes Lied sang, worin er den Genossen mit wehmüthiger Innigkeit für all das Liebe dankte, das sie ihm erwiesen, als sich die Gäste dann erhoben und die Gläser zum letztenmal zusammenklangen, da gedachte er sicherlich auch der fernsten Guten, deren Bild alle Reize vollkommener Weiblichkeit für ihn verkörperte. — Am 31. August reiste Weber von Berlin ab, um zunächst einer Einladung des künftigen Herzogs von Gotha Folge zu leisten und dort einige Wochen zuzubringen. „Unendlich schmerzlich, schrieb er in sein Notizenbuch, ward mir diese Trennung, ich werde sobald nicht wieder solche gute, herrliche Menschen finden." Und am Schluß eines unterm 12. September 1812 an Freund Lichtenstein adressierten Briefes lesen wir die Worte: „Grüße besonders Amalie Sebald und alles in Pantom (dort waren die Gefährten meist besonnen) herzlich von mir." — Bald nach Neujahr 1813 wurde Weber bekanntermassen durch Kontrakt der Direktor Viehich als Kapellmeister an die Bühne von Prag geseffelt, wo er noch im nämlichen Jahr die

hochbegabte und anmutsvolle Sängerin Karoline Brandt, seine spätere Braut und Gattin kennen lernte. So mag die Erinnerung an Amalie Sebald etwas in den Hintergrund getreten sein. Wenigstens taucht ihr Name in der Biographie Max Maria von Webers später nicht mehr auf, obwohl sich unter Komponist schon 1814 wiederum 4 Wochen in Berlin aufhielt und 1821 dem dankwürdigen Jahr der ersten Freischüßlerausführung Monate lang daselbst verweilte.

Amalie Sebald vermählte sich in der Folge mit dem Justizrat Krause in Berlin, während ihre Schwester Auguste die Gattin des bekannten Theologen Bischof Mitschke wurde. Erstere starb nach einer Notiz Biographisches in dessen neuer Beethoven-Biographie (Abt. II, S. 161) im Jahre 1846.

Am 5. Oktober 1832, in welchem Jahre Weber seine Guryantche zu Wien anführte, fuhr derselbe mit dem Musikalienhändler Haslinger und Julius Benedict nach Baden hinaus, um den dort befindlichen Beethoven aufzusuchen. „Du bist du ja, du Kert, du bist ein Teufelskerl. Grätz dich Gott!“ waren die Worte, mit denen der traute Meister den Kollegen empfing, von dem er schon nach Einsichtnahme der Freischüßlerpartitur geküßert: „Das soust so weiche Männchen, ich hätte ihm nimmermehr zugehört.“

Wir brachten den Mittag miteinander zu,“ schreibt Weber an seine Frau, „sehr fröhlich und vergnügt. Dieser rauche, zurückstehende Mensch machte mir ordentlich die Kur, bediente mich bei Tisch mit einer Sorgfalt wie eine Dame. Kurz dieser Tag wird mir immer dankwürdig bleiben, sowie allen, die dabei zugegen waren. Es gewährte mir eine eigene Erholung, mich von diesem großen Geiste mit so liebevoller Achtung überdacht zu sehen.“ Ob bei dem Anlaß, als die Stimmen sich einander zuneigten, hinter denen die Eroica und C-moll-Symphonie, Hübello, der Freischüßler und die Guryantche gewohnt, die zwanglose Rede der Meister auch auf Amalie Sebald gekommen sein mag? Wir wissen es nicht und die Wahrscheinlichkeit spricht kaum dafür. Die selbst ammutige Schicksalsfrage aber, welche die Konfession fast gleichzeitig für das liebreizende Mädchen erglänzte, bleibt historische Thatsache und der Name Amalie Sebalds für immer mit den beiden unsterblichen Beethovens und Webers verknüpft.



## Reminiszenzen.

Lied von W. A. Mozart Sohn.

Wenn wir heute eben das Lied „Erinnerung“ von W. A. Mozart Sohn bringen, so geschieht es nicht nur, weil es eine seiner tiefgefühltesten, in ihrer Schlichtheit und Größe ganz seines Vaters würdige Komposition ist, sondern weil das Lied gleichsam das Bundeswerk zweier gleich großer Namen und zweier gleich Unglücklicher ist: denn der Text ist von Lord Byron. Die Worte Lord Byrons, dieses ewig ringenden, stets entbehrenden, dürstenden, unbefriedigten, himmelsstürmenden und an die Scholle gekesselten Geistes, dessen Leben ein Verzweiflungskraus und dessen Tod ein Verschmachten war, und die Musik des jüngeren Mozart, dieses bitterlich nach der Größe seines geliebten Vaters ringenden und von dem Strahlen glanze dieser Größe verblühten Künstlerberzens. — Beides zusammen berührt wie das vereinte Schluchzen, Weinen an Brust, Herz an Herz, zweier Unglücklicher, die das Schicksal zu einem friedlosen, unbefriedigten Wartenleben verurteilt hatte, und die sich auf dieser Lebenswanderung nur ein einziges Mal trafen, um sich einander in die Arme zu werfen und miteinander zu weinen, die erlösende Ewigkeit eines Augenblicks hindurch — in diesem Liede.

Die französische Oper und Capoul.

Einer der eigenartigsten Sänger der Neuzeit war der französische Tenorist Capoul. Er imponierte weder durch tiefe Stimmkräfte, noch durch sonstige zwingende Mittel, die das Publikum im Sturm in sich fortzweigen; aber er war unstreitig der poetischste und geistvollste Sänger der Neuzeit, und darin bestand das Geheimnis des Zaubers, den er auf Kenner wie auf Laien ausübte. Er war eine Individualität, der man sich willenlos gefangen geben mußte, denn man spürte den süßen Hauch der Seele in allen seinen Leistungen. Es war wohl nichts Ähnliches vor ihm da und nach ihm ist nichts Ähnliches ge-

kommen. Er war einzig in seiner Art. Zierlich in seiner Erscheinung, mit beweglichen, wunderhübschen, „Mouche“-Äugen, war er ein bel homme im schönsten Sinne des Wortes, und das ist eher ein Nachteil als ein Vorteil bei echten Künstlern, denn der Künstler soll doch nur durch seine geistige Leistung imponieren — und es ist viel leichter, die Häßlichkeit vergessen zu machen, als die Schönheit.

Wer den Faust Gommodos von ihm gehört hat, dem muß jeder andere Faust neben ihm matt erscheinen. Denn niemand hatte wie er die sengernde, verzehrende Glut in der Gartengasse. Eine schwüle Innigkeit wehte aus seinen Tönen, seine ganze Leistung war sozusagen „gejungerer Jasmin“ — sie bezauberte förmlich, und man fühlte es bebend, wie das arme Gretchen sich widerstandslos in diese Abgründe von Leidenschaft und Sehnsucht sinken lassen mußte. Die neue Opernbühne hatte nichts aufzuweisen, was sich mit dem Zauber dieser Szene vergleichen ließe, wenn sie von ihm und der Patti gesungen wurde.

Und als Fra Diavolo, — welche frivole, scherzende, liebreiche Herzlichkeit spottete in all seinen Tönen! Es war mouffierender Champagner — champagne rose!

Als Paul in „Paul und Virginie“, wie so anders war das sein Liebeswerben — wie klares Sonnenlicht, frühlinghaft, morgentauig, rührend. Und sein Polycent in den Warturs, — da war sein Gesang wie eine silberglänzende Hymne, es war Weibbraut und Zügellosigkeit! — Wer hat jemals die moderne französische Musik so vollendet wiedergegeben und gleichsam verflücht, wie Capoul? Er war ein Kind derselben, und dieselbe stand und fiel mit ihm. Und wenn Massenet's G'sangswelt, so ist es nicht, weil er schlecht ist, sondern weil er zu spät kam. Die französischen Komponisten haben alle noch ihn vor Augen, und — sie haben keinen Capoul mehr, um zu ihrem Rechte zu gelangen.

## Rubini.

Es ist eine seltsame Gewohnheit selbst jener Musikliebhaber, die sich aufrichtig und warm interessieren für alles, was die Oper und Operngeschichte betrifft, daß sie die Namen vormaliger Berühmtheiten gedanklos citieren und deren Vortrefflichkeit auf Treu und Glauben in Bausch und Bogen hineinnehmen, ohne sich viel darum zu kümmern, worin eigentlich diese Vortrefflichkeit bestand, welche Manier oder Eigenheit diese oder jene Unsterblichkeit auszeichnete, wodurch diese oder jene Kunstgröße erzielt, ja selbst, welche kleine Schatten und Manierirtheiten dieselbe besaß, kurz, worin die Charakteristik, die Individualität derselben bestand. Man citiert die Pasta, die Malibran, die Schröder-Devrient, Haizinger, Grä, Mourit, Mario, Lablache's zwei quanti, und weiß oft von ihnen nicht mehr, als daß sie insgesamt „großartig“ waren und vorzüglich diese oder jene Partie zur Geltung brachten. Und doch ist es ja für den echten Musikliebhaber von höchstem Interesse, was eben der Grundzug, die Eigenart dieses oder jenes Künstlernaturalls gewesen sei. So ist auch Rubini eine fast mythische Gestalt geworden, von der man im allgemeinen wenig mehr weiß, als daß er einer der größten italienischen Sänger gewesen sei. Nicht uninteressant dürfte es demnach sein, zu erwähnen, was die Eigenart seines künstlerischen Wirkens gewesen.

Wenn er eine Rolle übernahm, suchte er die schönste Stelle daraus hervor, und da er einen wunderbaren Instinkt darin besaß, gleichsam den Lebenspunkt darin zu treffen, so irrte er sich nie in dem von ihm beabsichtigten Effekte. Sobald er diesen Punkt ausfindig gemacht, konzentrierte er dahin alle seine Kräfte; er studierte, entwickelte und schiffte ihn von allen Seiten, wie man es mit einem Diamanten macht, und am Tage der Aufführung verdundelte dieser Diamant alles übrige. Ein Beweis davon war die Kavatine aus „Riobe“, welche er in der „Straniera“ einlegte; die Endarie der Puritaner, die Arie des Bravo, die Arie aus der Sonnambula. Dann war er nicht nur ein hoher Sänger, sondern auch ein vortrefflicher Schauspieler; er war wahr, er war voll Leidenschaft, er spielte, wie er sang, und er sang, wie man weint. Zum Beweise dessen brauchte man nur sein schönes Spiel im Finale des ersten Aktes der Sonnambula anzusehen. Ist aber dieser ergreifende Moment vorüber, so durfte man nichts mehr von ihm fordern. Sobald das Gemie seine Erscheinung vollbracht hatte, kehrte es in sein Herz zurück, und er war wieder der vorige nachlässige und sorglose Schauspieler, der in den Finalen den Mund aufmachte und sich stellte,

als fänge er mit, indes er aber gerade nur so viel hervorbrachte, als hinreichend war, um glauben zu machen, daß man ihn gehört habe. Man sprach viel über die Nachlässigkeit Rubinis, aber man hätte ihn dafür Dank wissen sollen; hätte er eine ganze Oper hindurch gesungen so wie eine Kavatine, er wäre in einem Jahre zu Grunde gegangen. Daher kam es, daß er noch mit 42 Jahren eine so herrliche Stimme besaß, wie als Jüngling.

Dabei war er aber ein ganz gewissenhafter Künstler, der sich sogar einmal das — Schlüsselstein zerlang (?).

Im „Talisman“ von Racini nämlich, welcher in Mailand ungemein gefiel, hatte Rubini ein Recitativo gesungen, welches das Publikum entzückte, und das der Sänger jeden Abend wiederholen mußte. Besonders entzückte ein wunderbares B alle Ohren und Herzen. Man drängte sich in das Theater, nur um dieses wunderbare B zu hören, und mit rastlosem Applaus zu beglücken. Kaum war es verklungen, so rief das Publikum auch schon: „un'altra volta!“

Rubini hatte bereits in sieben Vorstellungen dieses B 14 mal gesungen und das Publikum wartete gespannt auf das 15. und 16. Mal. Rubini war aufgetreten, hob die Augen gen Himmel, bereitete die Arme aus, beugte sich zurück, öffnete den Mund und — blieb stumm. Die Stühle verlagte ihm das erschütterte B. Um den Ton zu erzwingen, bot nun Rubini die ganze Muskelkraft seiner Lungen auf, und schlenbert endlich das B heraus, so daß der zauberhafte Ton den Saal mit ungewohnter Kraft und Schönheit erfüllte. Begeisterter Jubel antwortete diesem Siegesruf. Aber der Sänger hatte, als er den Ton mit solcher Gewalt herauspreßte, gefühlt, daß er verlegt sei, es war etwas in ihm zerbrochen. Nichts desto weniger brachte er die Szene zu Ende. Erst als er wieder hinter die Coulissen getreten war, ließ er den Theaterarzt rufen und erzählte ihm den Unfall. Der Doktor untersuchte die verletzte Stelle und erkannte, daß Rubini sich das Schlüsselstein — gesungen habe. Dieser Knochen hatte der Gewalt der Lungen nicht widerstehen können, der Malebalg des Künstlers hatte sich so ungeheuer angeschwellt, daß die umschließenden Schranken durchbrochen worden waren. „Wie lange braucht man, um ein Schlüsselstein wieder zusammenzusetzen?“ — „Zwei Monate, und in dieser Zeit ist die vollkommenste Ruhe nötig.“ — „Zwei Monate! Und ich habe erst siebenmal gesungen. Ich muß also meinen Kontrakt unerfüllt lassen? Kann man mit einem gebrochenen Schlüsselstein leben?“ — „Ja, Sie werden keine Unannehmlichkeiten davon haben.“ — „Dann will ich sogleich wieder auftreten und meine Vorstellungen nicht unterbrechen.“ — Und Rubini setzte die Vorstellungen fort und niemand ahnte, daß man einen Mann vor sich habe, der so ruhmvoll auf dem Schlachtfelde verwundet worden war.



## Cherubini und Theroigne.

Von  
Sacher-Masoch.

Der junge italienische Maestro sah eben vor seinem Spinett und komponierte, als rasch eine hohe, schlanke Dame hereintrat und zwei große, flammende Augen auf ihn richtete.

„Sie sind Cherubini?“ fragte sie mit dem Ton einer Herrscherin.

Der Maestro hatte sich erhoben und sah sie verwundert an. Es war ein schönes Weib, mit der Haltung einer Vollblutprinzessin und mit dem phantastischen Anzug einer Künstlerin.

„Mit wem habe ich die Ehre?“ fragte er endlich.

„Ich bin Theroigne de Mericourt.“

Cherubini wich unwillkürlich einen Schritt zurück. Ja, sie war es, die man die Amazone der Revolution nannte, in ihrer ganzen stolzen Schönheit, ihrer Wildheit und Ueberpanntheit.

„Weshalb erschrecken Sie vor mir?“ fragte sie mit einem spöttischen Lächeln, ließ sich auf dem nächsten Stuhl nieder und fragte die Arme, „ach ja! Sie sind ein Royalist!“

„Nabame, ich bin ein Musiker.“

„Sie thun gut, mich daran zu erinnern,“ erwiderte die schöne Amazone, „zu dem Musiker bin ich ja auch gekommen. Sie wollen kein Royalist sein? Um so besser. Beweisen Sie es. Hier ist der Text

einer Ode an die Freiheit. Wollen Sie dieselbe komponieren?"

"Ich bitte mir erst einen Einblick in dieselbe zu gestatten," sprach Cherubini, "nicht jeder Text eignet sich dazu, in Musik gesetzt zu werden."

Théroigne reichte ihm das Manuskript. Er überflog es und sagte dann: "Ich glaube, es wird gehen. Es muß gehen, Cherubini," rief die Amazonen, "und dann... Sie kaufen damit Ihren Kopf los."

"Ich will mich also gleich an die Arbeit machen," rief er. "Thun Sie das. Ich werde morgen nachsehen kommen, wie weit Sie sind."

Théroigne grüßte den Maestro mit einer herablassenden Kopfbewegung und ging dann rasch hinaus. Cherubini setzte sich an das Instrument und hatte bald ein glückliches Motiv gefunden. Es galt nur noch, dasselbe auszuführen, aber die Uhr mahnte ihn an eine andere süßere Pflicht.

Er unterrichtete die junge Witomtesse von Noailles im Gesang. Diese reizende Frau, welche in ihrer Erscheinung den ganzen Zauber sanfter Weiblichkeit und liebenswürdigster Schaulustigkeit vereinte, hatte aus ihrem Lehrer, ohne daß sie es wollte, ihren schwärmerischen Verehrer, ihren Sklaven gemacht. Nie verriet ihr ein Wort Cherubini die Leidenschaft, die er für sie fühlte, und doch wußte sie, daß sie sein Ideal war, denn mehr als einmal hatte sie ihn dabei gesehen, wenn ihre kleine Hand zufällig die seine berührte, oder wenn sie ihm scherzend einen Schlag mit dem Fächer gab.

Seit einigen Monaten war diese Gesangsstunde nicht ohne Gefahr für Cherubini.

Die Marchallin von Noailles, die Herzogin von Nyon und deren Tochter, die Witomtesse von Noailles, waren auf Befehl des Revolutionstribunals verhaftet worden und wurden vorläufig in ihrem Hotel gefangen gehalten.

Jeder, der sie besuchte, galt als Royalist und wagte keinen Kopf.

Doch Cherubini wußte, daß diese Stunde, in der er mit der unglücklichen jungen Frau Musik trieb, noch ihr letzter, einziger Trost war, und er hätte noch mehr für die Angebetete gewagt.

Außer ihm kam nur noch der Abbé Carristan in der letzten Zeit zu den Damen, und er war auch diesmal da, als Cherubini eintrat.

Man sprach von dem wachsenden Terrorismus, und die Marchallin fügte ruhig und ergeben hinzu: "Ich sehe den Tag kommen, wo man auch uns zur Guillotine führen wird."

"Sollte dies geschehen," rief der edle Priester aus, "so werde ich, wenn Gott mir die Kraft dazu gibt, Sie begleiten."

"Versprechen Sie es mir," rief die Witomtesse, "und auch Sie, Cherubini."

"Ja," erwiderte der Abbé, "und damit Sie mich erkennen, werde ich einen dunkelblauen Anzug haben und einen roten Rock."

Cherubini kniete vor der jungen Frau nieder.

"Soll dies eine Antwort sein?" rief diese lächelnd.

"Ja," sprach er, "denn es soll Ihnen beweisen, daß ich Ihnen bis in den Tod ergeben bin."

Zwei Tage später kam Théroigne zu ihm.

"Ist die Ode fertig?" rief sie schon auf der Schwelle.

Cherubini setzte sich an das Spinett und spielte und sang die schönen Töne seiner Komposition vor.

"Sehr gut, Maestro," rief diese, "man würde Sie für einen Republikaner halten, wenn man diese begeisterten Klänge hört. Diese Ode soll Ihnen ein Freibrief werden. Ich werde damit Ihr Leben verteidigen."

"Mein Leben?"

"Ja," fuhr Théroigne fort, "Sie waren so unvorsichtig, die Damen von Noailles noch kurz vor ihrer Ueberführung nach dem Luxemburg zu besuchen. Die Damen sollen also wirklich angeklagt werden?" rief Cherubini entsetzt aus.

"Ohne Zweifel."

"Sie sind aber unschuldig."

"Alle Aristokraten sind schuldig," rief Théroigne, "aber welches Interesse Sie an diesen Royalisten nehmen!"

"Die Witomtesse war meine Schülerin," gab Cherubini mutig zur Antwort, "und sie ist ein Engel, wie soll mich ihr Schicksal gleichgültig lassen?"

"Diese Teilnahme ehrt Sie," sagte Théroigne, "aber ich rate Ihnen, dieselbe nicht so offen zu zeigen."

"Im Gegenteil, ich werde alles thun, um mit den Damen in Verkehr zu treten und koste es mein Leben."

"Cherubini," entgegnete Théroigne, "Sie sind ein Künstler, folglich nicht ganz bei Verstand. Ich

will Ihnen behilflich sein, Nachricht von den Damen zu erhalten, ohne daß Sie sich in Verdacht bringen. Es thäte mir leid, Sie den Geisteskranken beistehen zu sehen."

"Wollen Sie ein paar Zeilen, die ich schreibe, an die Witomtesse gelangen lassen?"

"Ja, Maestro."

Cherubini warf einige Worte auf ein Blatt Papier und Théroigne verbrannte dasselbe an ihrem Feuer.

"Und die Ode ist mein?" sprach sie.

Cherubini überreichte sie ihr mit einer graziösen Verbeugung.

Schon am folgenden Tage erhielt der Maestro Antwort und blieb auf diese Weise die ganze Zeit hindurch, welche die Damen im Gefängnis zubrachten, mit denselben in Verkehr. Er konnte ihnen Nachricht von den Thronen geben und mehr als einmal Trost spenden.

Eines Morgens kam er bleich und aufgeregt zu dem Abbé und saß stumm in einem Stuhl.

"Welches neues Unglück ist geschehen?" fragte dieser.

"Alles ist zu Ende," sprach Cherubini, "die Damen von Noailles sind vor dem Revolutionstribunal. Ich komme, Sie in ihrem Namen zu bitten, Wort zu halten."

Der Abbé war gleichfalls totenbleich geworden, aber er zögerte keinen Augenblick sich einzufinden und dem Meister zu folgen. Die beiden treuen Männer warteten mehrere Stunden vor dem Palais, ehe die schrecklichen Wagen im Hofe erschienen, um die Verurteilten aufzunehmen.

Im ersten Wagen befand sich die Marchallin, auf dem zweiten die Herzogin und die junge Witomtesse. Sie suchte den Abbé mit den Augen, aber sie fand ihn nicht, obwohl er genau so gekleidet war, wie er es versprochen hatte und mit Cherubini in der dichten Menge neben dem Wagen herging. Erst in der Rue St. Antoine bemerkte ihn die Unglückliche und lächelt ihm zu. Dann sieht sie Cherubini und lächelt wieder. Nachdem sie ihrer Mutter ein Zeichen gegeben, wirft auch diese den beiden Männern, die jetzt neben den Rädern des Wagens einherstapfen, einen dankbaren Blick zu.

Ein Rotté Jakobiner erkennt jetzt die Marchallin und ruft ihr Schmachworte zu.

Als die Karren einen Augenblick stehen bleiben, gibt der Abbé den Damen ein Zeichen, das nur sie verstehen. Beide senken betend das Haupt, und er erteilt ihnen, ohne daß jemand es bemerkt, die Absolution.

Kurze Zeit darauf kam der Zug auf der Nichtstraße an. Das Schaffot ragt drohend, ernst und feierlich über die Menge empor. Die Karren halten. Cherubini drückt seinen Hut tiefer in die Stirn, um die Thränen zu verbergen, die ihm über die verhärmten Wangen herabströmen.

Die Soldaten zu Fuß und zu Pferde umgeben das traurige Gerüst, von dem herab das Weil der Guillotine blüht. Die Zuschauer plaudern und lachen, für sie ist es eine Komödie, die ihnen aufgeführt wird, ohne daß sie den Eintritt zu bezahlen brauchen. Um so eifriger zeigten sich die Helfer und sogar bis zu einem gewissen Grade rücksichtslos. Sie ließen alle Verurteilten absteigen, ehe sie an das Werk gingen, und stellten sie mit dem Rücken gegen das Schaffot auf, um ihnen den schrecklichen Anblick zu ersparen.

Jetzt entdeckt auch die Marchallin den Abbé. Sie hebt die Augen gen Himmel. Dann gibt er ihr ein Zeichen und erteilt auch ihr die Absolution. Die blutige Arbeit beginnt.

Die Marchallin ist das dritte Opfer. Dann folgt eine Waise. Die Herzogin von Nyon und ihre Tochter nehmen Abschied, dann steigt die Mutter die Stufen empor. Ihr Haupt fällt und die Tochter betritt das Gerüst, stolz und ergeben zugleich, noch einmal lächelt sie Cherubini zu, dann blüht das Weil.

Cherubini wendet sich ab und drängt sich durch die Menge. Er flieht, als wäre er Ratt, als hätte er sie gemordet.

Erst als er die Rue St. Antoine passiert hatte, ging er langsamer. Es war Abend geworden. Die Straßen waren leer. Plötzlich hörte er den Fußschlag mehrerer Pferde hinter sich, und man rief seinen Namen.

Der Maestro blieb stehen und erblickte Théroigne zu Pferde, von ihren berittenen Amazonen begleitet. Alle diese Frauen waren jung und hübsch, trotz der wilden Blutgier, die aus ihren funkelnden Augen sprach. Théroigne war indes bei weitem die Schönste. Sie hatte ebenjüng, wie die Amazonen, auch die Venus der Revolution heißen können. In ihrem phantastischen Aufzuge, dem flatternden Kleide von blutroter Seide, der roten mit Hermelin besetzten Samtjacke, die Jakobinermütze auf das aufgelöste

schwarze Haar gebückt, glückte sie einem schönen Dämon. "Haben Sie endlich?" rief sie und sagte Cherubini bei dem Strahlen seines Lächels.

"Womit kann ich Ihnen dienen?"

"Mit Ihrem Kopfe."

"Er steht zu Ihrer Verfügung."

Théroigne sprang aus dem Sattel und drängte den Künstler in das nächste Haus. "Sie haben die Damen von Noailles zum Schaffot begleitet," riefte sie.

"Ja."

"Sie versuchen nicht einmal es zu leugnen?"

"Zu welchem Zweck? Ich habe die Damen alle verehrt und die Witomtesse..."

"Daben Sie angebetet..."

"Ja."

"Wissen Sie, daß ich Sie auf das Schaffot bringen kann, sobald ich nur will."

"Glauben Sie, Théroigne, daß das Leben in dieser Welt von Kainabalen, von Hyänen, die uns umgibt unter Strömen von Blut und Thränen, noch einen Wert hat?"

"Ich bin also auch eine Hyäne?"

"Sie sind eine Tigerin."

"Warum eine Tigerin? weil sie blutiger ist?"

"Nein, weil sie auch schön ist."

"Oh! Sie machen Ihrem Helfer den Hof!" rief Théroigne mit einem wilden Gelächter, "das ist neu."

Schönheit abtötet jedes Gewerbe, auch das schreckliche, sprach Cherubini, "Sie könnten die Guillotine begehrenswert machen, wenn Sie selbst mit Ihren schönen Händen den Tod spenden wollten."

"Sie wissen, daß ich den Medeaer Suleau getötet habe," gab Théroigne stolz zur Antwort, "der Glende hatte mich in seinem Journal wiederholt beleidigt. Als er verhaftet wurde und man ihn in das Gefängnis führen wollte, kam ich mit meinen Amazonen über Nacht, um Rache an ihm zu nehmen. Er bat um sein Leben, aber ich lachte ihn aus und ließ ihm meinen Degen in die Brust. O! es war köstlich ihn zu sehen, wie er sich zu meinen Füßen in seinem Blute wand."

"Wirklich, Sie hätten Helfer werden sollen!" rief Cherubini.

"Sie haben den Mord, Théroigne herauszufordern?"

"Wenn Sie meinen Tod beschließen wollen," fuhr Cherubini fort, "so wäre es ein Vergnügen für mich, von der Hand eines schönen Weibes zu sterben. Töten Sie mich also."

Théroigne begann laut zu lachen und ließ ihn los. Dann gab sie ihm einen leichten Badenstreich.

"Sie sind ein Narr, Cherubini," rief sie, "mit Ihnen kann man nicht ernstlich rechnen. Wenn ich Sie verurteile, so ist es, weil Sie ein großer Musiker sind."

Cherubini verneigte sich.

"Aber so leichten Kaufes kommen Sie nicht los," fuhr die wilde Schöne fort, "Sie müssen uns zum Tode spielen und zwar eine begeisterte, bacchantische Weise, die Sie im Augenblick erlernen."

"Jetzt — in dieser Stunde — wo ich das Blut der armen Witomtesse stehen sah?"

"Ich will es, wollen Sie gehorchen?"

Cherubini juckte die Wästel.

"Also kommen Sie." Théroigne stieg wieder zu Pferde und ritt von dem Meister und ihren Amazonen begleitet weiter. Auf dem kleinen Plage, angesehnt des Pariser Ghettos, machten sie Halt, stiegen von den Pferden und banden dieselben an die Säule. Dann gestreckten sie sich für wenige Augenblicke, die eine, um eine Geige zur Stelle zu schaffen, die andere, um die Körbe einer Blumenhändlerin und den Laden eines Pelzhändlers zu plündern.

In wenigen Minuten hatten sich die Amazonen inmitten einer neuerlich zulaufenden Menge in Bacchantinnen verwandelt, indem sie ihre Kleider emporrafften, Tierselle umhingen und sich mit Blumen schmückten.

Théroigne, rote Rosen im aufgelösten Haar, eine Girlande von Laub um die Taille geschlungen, ein Tigerfell um die Schultern, war geradezu berückend schön. Cherubini stimmte die Geige und begann dann zu spielen, eine wilde Phantastie, halb Hyänen, halb Tanz, der ein Blutgeruch zu aufsteigen schien, und die Mäntel sprangen gleich Wahnsinnigen im Kreise umher, indem sie von Zeit zu Zeit lauschende Töne ausstießen.

Die Menge klatschte Beifall.

Welcher Abgrund trennt dieses Weib von jenem, das ich heute sterben sah," dachte Cherubini, "diese, eine Herodias, welche sich tanzend das Haupt des Täufers erschmeißelt, jene, eine Märtyrerin aus der Zeit der ersten Christen."

Nicht lange nach dieser seltsamen Szene vernahm Cherubini, daß Théroigne wahnsinnig geworden sei.



In jener Zeit brachte jeder Tag, ja jede Stunde neue Gerichte, welche sich nur zu oft als falsch oder als böswillige Erdichtung erwiesen. Der Meister wollte deshalb nicht glauben, was ihm nur zu wahr-scheinlich erschien.

Da fiel ihm am folgenden Tage im Café de la Paix ein Journal in die Hände und er konnte nicht mehr zweifeln.

Da stand es in der Form einer amtlichen Mel-dung: Théroigne von Méricourt war nach dem Jren-haus von St. Marceau gebracht worden.

Auch ein Opfer der Schreckenszeit.

## Die Schönbrunner Walzer.

Aus meinem Wiener Tagebuch.

Von Dr. Ed. Rabell.

An einem schönen Frühlingsmorgen der 30er Jahre konnte man in den herrlichen Alleen des Gar- tens von Schönbrunn einen kleinen, schlanken, leb- haften Mann auf ab wandeln sehen, der offen- bar große Gedanken im Kopfe hatte. Manchmal ging er rasch, manchmal langsam, ja zuweilen blieb er ganz stehen. Plötzlich lächelte er, spitzte den Mund und piff eine lustige Melodie vor sich hin; schließlich schmalzte er mit den Fingern, als wolle er sagen: „Ich hab's!“ Der Mann eilte endlich nach der „Glo- riette“ \* hinaus, von der man eine prächtige Aus- sicht über Wien hat und suchte sich da neben einer Säule einen Platz zum Schreiben. Er zog Noten- papier und Meßzettel aus der Tasche seines Fracks und schrieb eifrig und schnell hin, was er sich unten er- dacht hatte. Der Mann war der bekannte Walzer- komponist Joseph Lanner und was er eben kom- poniert hatte, waren die später berühmten gewordenen „Schönbrunner Walzer“.

An demselben Tage abends versammelten sich „beim Pfau“ dicht am Kärnthnerhof gelegen, die lustigen Kumpane von Wien, darunter die Dichter Castelli und Bauernfeld, die Komponisten Scholz und Treumann, nebst einer Anzahl von Schauspielern aus dem Burgtheater. Nachdem der innere Mensch befriedigt worden, begann man gewöhnlich eine heitere Unter- haltung. „Was ist denn mit unserem Lanner, daß er heut nicht da ist?“ fragte Bauernfeld.

„Ich bin ihm vor zwei Stunden am Graben be- gegnet, und er versprach zu kommen“, sagte Scholz. „Er war in glücklicher Stimmung: er hat heute früh einen Walzer komponiert, den er für den besten hält, der je geschrieben worden. Der hebt von selber d'Fiß in d'Föh“, sagte er zu mir. „Da werden d'Wiener ihre Freud' dran haben, und so gar d'Wienerinnen.“

„Mir kommt's so vor“, nahm Treumann das Wort, „als leide unser guter Joseph ein wenig an Größenwahn; der Name Walzerkönig, den man dem Strauß gibt, scheint's ihm angethan zu haben. Er will wohl Walzerkaiser werden.“

„Na, da wird's schön werden, wenn er heute an- rückt“, meinte Castelli. „Wißt ihr was, Leut'm? wir wollen ihn foppen. Wir wollen ihn seinen neuen Walzer uns hier vorspielen lassen — da im Nebenzimmer steht ja des Wirts sein Spinett — und dann wollen wir ihm alle zusammen seinen Walzer schlecht machen.“ „Bravo! bravo! das gibt'n Hauptpaß!“ riefen alle. „Wir wollen ihm kalt Wasser über den heißen Kopf gießen!“

Es dauerte nicht lange, so trat Lanner herein, ganz außer Atem und wie erschöpft. „Der Deizel hol' unsere Musikalienhändler!“ rief er. „Lauf' ich da den ganzen Nachmittag von einem zum andern und biet' ihnen meinen neuen Walzer an, — ich sag' euch: einen Prachtwalzer, wie noch gar keiner ge- schrieben ist. — 100 Gulden unter Brüdern wert. Und was meinen's, daß die Musikanten dafür bieten? — 20, höchstens 25 Gulden!“

„Na, du hast einen neuen Walzer g'schrieb'n, Joseph?“ fragte Treumann. „Nur, laß' mal hören!“ Er stand auf und öffnete die Thür zur Nach- barstube, wo das Spinett stand. So hingut und durstigt Lanner auch war, er konnte der Lust nicht widerstehen, das neugeschaffene Opus, das ihm in all den Fingern judte, seinen kunstverständigen Freun- den vorzutragen, und den Weibbrauch, der wie er meinte, von diesen in vollen Zügen ihm zufließen

müßte, sich einzugießen. Er setzte sich ans Klavier und spielte den herrlichen Walzer mit wahrer Pravour.

Zu seiner großen Verwunderung blieb alles mausestills. Vergebens härrte Lanner auf die sonst üblichen Zeichen des Beifalls. Endlich trat er aus der Nebenküche, sah bald den einen, bald den andern an und fragte: „Nun, hat er euch nicht ge- fallen?“

„Na, hör'!“ sagte Scholz mit trockenem Tone: „der ist auch nicht mehr als 20 Gulden wert.“

„Was?“ schrie Lanner fast außer sich, indem er nach Atem schnappte. — „Der?“ — ach, du verstehst nichts davon. Weil du Tiefsack nicht mehr tanzen kannst, gefällt dir der lustigste Tanz nit. Ich sag' euch, — wandte er sich zu den andern, — „der Walzer wird die Munde um die Welt machen.“

„Na, na!“ nahm Bauernfeld das Wort, du gibst's gar zu hoch. Ich für mein Teil sind auch nichts Besonderes dran; es ist ein Walzer wie tausend andere, es sind ganz gewöhnliche Walzer-Gedanken. Straußische Tänze gefallen mir entschieden besser.“

Wie von einer Tarantel gestochen, sprang Lanner bei diesen letzten Worten von seinem Sitz auf, wo er sich eben an das vom Kellner gebrachte Essen machen wollte. Sein verwunderter Künstlerstolz besiegte momentan die freundschaftlichen Empfindungen und aufgebracht plägte er heraus. „Was Strauß?“ rief er: „Strauß ist ein Efel, Strauß hat noch gar keinen wahrhaft lustigen Gedanken gehabt!“

„Na, meinst du denn, dein' Walzer sei lustig?“ warf Castelli ein, der bis jetzt stumm dagelegen hatte. „Mir kommt er gar nicht lustig vor, — im Gegen- teil, es ist ein gar trauriges Ding.“

„Da ha ha!“ unterbrach ihn Lanner mit dem Lachen des Aergers. „Was das für Nebenarten sind!“

„Nebenarten?“ fuhr Castelli ruhig fort. „Ich will dir's beweisen. Ich mach mich anheißig, das traurigste Lied zu machen, das sich genau an deine traurige Melodie anschließen soll, natürlich nur in den ersten Teilen, so weit i davon hab' behalten können.“

„Wenn du das z'wege bringst, Franzl“, rief Lanner in höchster Erregung, „so — — aber es ist ganz unmöglich!“

„Wetten wir!“ sagte Castelli ruhig.

„Ich wet' 100 Gulden“, schrie Lanner.

„Ach, so viel nüt!“ meinte Castelli. „Dös wär' z'viel für deine Verhältnisse. Du kannst ja mit den Du- katen auch nüt so rumwerfen. Sagen wir 20 Gulden und die geben dann einen fideles Abend.“

„Aha, du hüßt schon zurück!“ lächelte der Kom- ponist. „Aber meinestwegen 20 Gulden. Topp es gilt!“

„Die Herren sind Zeugen“, sprach Castelli. „Und nun laßt mich eine halbe Stund' bei Seit' gehen und das Trauerlied machen.“

Damit ging der Dichter in die Nebenküche.

„Sepperl! Du verstehst“, sagte Scholz gutmütig.

„An die sieht man so recht“, wie der Autor in sein Wert vernarrt sein kann. Dein Walzer ist in der That ein trauriges Opus, und der Franzl wird gleich ein Trauerlied für dich draus machen.“

„Ihr seid Reichthümer all übereinander“, würgte Lanner heraus. „Aber wir werden ja sehen. Aus meiner Melodie macht mir niemand ein Trauerlied.“

Die halbe Stunde war vorüber. Die Thür zum Nebenzimmer öffnete sich, und heraus trat — ein junger Arbeiter in Handschuhen, ein Tischler- geistle, denn er trug eine kleine Säge am linken Arm.

Das Gesicht aber war Castelli's, nur stark ins Trau- rige bezogen. Er stellte sich an den oberen Rand des Stammtisches und begann, nach der Weise des vorhin gehörten Lannerischen Walzers, mit Zammer- tönen langsam halb singend vorzutragen:

Ich bin so arm, so vol-ler Garm,

so vol-ler Leid, ganz oh-ne Freud!

Tief in mei'm Her-zen lie-gen die Schmer-zen;

wie i mit plag,kann i kei'm Men-schen nit

ja'h'n. I bin a lu-si-ger Tischler's.

g'sell; mir scheint die Hoffnung gar so

hell, a-ber mein Herz ist so be-trübt,

denn a-le Freund ver-dirbt mir d'Lieb. Ach, Herr

je, Herr je, Herr je, ach, Herr je, Herr

je, Herr je, ach, Herr je, Herr je, Herr

je, ach, Herr je, Herr je, Herr je!

Das viermalige „Ach, Herr je!“ am Ende wurde mit dem tiefsten Zammer, unter Weinen und Schluch- zen hervorgebracht; der Betrübtte zog sein Taschen- tuch und wuschte sich häufig die Augen und die schein- bar thränenüberströmten Wangen. Am Schlusse brühte er das Taschentuch zwischen seine beiden Hände und ein Strom von Wasser floß auf den Boden. So viel wollte der Arme schon geweint haben! — Wer hätte sich dabei des Rachens enthalten können? Ein un- bändiges Gelächter erschall auch in der That um den ganzen Tisch. Lanner allein saß stumm, mit aufge- sperrtem Munde da. Castelli fuhr fort:

Ja, die Lieb' Macht mi betrübt, Macht mi traur, Ganz angst und bang. Bald bin i warm, Bald bin i kalt; (in Thränen ausbrechend)

Wenn das nit aufführt, so hüß' i bald. I kann oft nit mehr schmausen gma, Als wie en andrer g'munder Bua. Die Schwindhucht stellt sich auch bald ein; In der Fremd' kann i nimmermehr sein. (Ach, Herr je! Herr je, Herr je u. w.)

An Castelli war offenbar ein Schauspieler ver- loren gegangen. Sein Spiel war so natürlich, wie nur möglich. Der plötzliche Ausbruch des Schmerzes bei den Worten: „Wenn das nit aufführt“ zc. war ausgezeichnet dargestellt. Die Zuhörer waren so hin- gerissen, daß keiner daran dachte, dem armen Lanner Aufmerksamkeit zu schenken. Nachdem Castelli aber- mals sein Taschentuch des überflüssigen Thränen- wassers entledigt hatte, schloß er seinen Vortrag mit folgendem Verse nach derselben Weise:

Ohne Geld In der Welt, So ganz allein Ruß i sein. Müd' nach Wien Wieder ziehn. Zu meiner Peppi müd' i hin.

Es kann ja doch nit Schöndres geb'n, Als im Arm der Liebe leb'n. Komm' i mit bald zur Peppi heim, So geht mein Herz noch ganz aus dem Reim. (Ach, Herr je, Herr je, Herr je u. f. w.)

Auch hier rannen die letzten Thränenquellen, die aus dem Taschentuch gepreßt wurden. Dann eilte Castelli, von dem rauschenden Jubel und Beifalls- klatschen der ganzen Belegschaft begleitet, ins Nebenzimmer zurück, um sich wieder normalmäßig zu kleiden. Bald trat er heraus und suchte nun mit

(Fortsetzung auf Seite 149.)

\* einer offenen Säulenhalle auf der Höhe im Hintergrund des Gartens.

den Augen seinen Gegner, den unglücklichen Lanner. Aber der war verduftet. Er hatte sich während des dritten Verleses, wo aller Augen und Ohren auf den Sängler gerichtet waren, leise vom Tische weggeschlichen und das Wirthshaus verlassen. Dem Kellner hatte er noch vorher an die Thür gewinkt und ihm aufgetragen, der Gesellschaft in seinem Namen und auf seine Kosten für 20 Gulden vom besten Getränk vorzulegen. Die lehnte das Vorthaben des Kellners aber für heute ab. „Joseph muß auch dabei sein,“ sagte Gasteioli; „und dann wollen wir ihm unsere schlechte Meinung von seinem neuen Walzer abbiten; denn der ist in der That noch Voraltheilich.“ —

den er nie in der Eglu vom Bölginnack.  
Es dauerte aber lange, bis der „Fian“ den durch die Parodie seines Werkes sehr gekränkten Musiker, der inzwischen das Sadchpöckel erfahren, wieder sah. Auch der neue Walzer erschien nicht sobald in der Defensivität; denn Lanner war überzeugt, daß der Vorgang „beim Fian“ bald den Weg in die Defensivität finden und dann seinem Walzer den Stempel der Lächerlichkeit aufdrücken werde. Er hielt ihn daher zurück und suchte auch die früheren Kameraden möglichst zu meiden. Erst nach einem halben Jahre, nachdem im Prater bei zufälligem Zusammenstreffen Verführung getrunken und Gasteil ihm feierlich versprochen hatte, das „Lied vom verliebten Tüftler-geßel“ niemals zu veröffentlichen, ließ Lanner den Walzer „Die Schöbrrunner“ aus seinem Pulte. Gasteil sorgte ihn für einen vortheilhaften Kontrakt bei Gaslinger, in dem er den Komponisten vordringlich nur die erste Auflage verkaufen ließ; denn der reizende Walzer elektrifizierte die Wiener, elektrifizierte die Welt. Nach seiner lebendigen Moblie sind viele sogenannte Lieber geschiedt worden, unter anderen, nach dem allzu frühzeitigen Tode des Komponisten, das bekannte, oft gesungene, den Wienern niemals zu lange „Lanners Anstufm im Dym“. Gasteil schenkt seinem Versprechen auch untreu geworden zu sein, denn der „lustige Tüftlergeßel“ ist später sogar als Einlage in eine Postie verwendet und so ziemlich bekannt geworden.

## Kunst und Künstler.

— Professor Dr. Karl Mebel, der hochverehrte Leiter des Nibelungen Vereins, der energische Förderer aller Kirchengesänge, ist in Leipzig verstorben. In dem Verstorbenen hat nicht nur das dortige Musikleben, sondern überhaupt die moderne Musikwelt einen bedeutenden Förderer und Führer verloren. Der von ihm um die Mitte der fünfziger Jahre gegründete Leipziger Chorgesangsverein, der seinen Namen trägt, hat auf dem Gebiete der Kirchengesangsstücke eine so hervorragende und zum Theil bahnbrechende Wirksamkeit entfaltet, der Allgemeine Deutsche Musikverein, dessen Mitbegründer und langjähriger Präsident er war und für dessen große Tonkünstler-versammlungen er seit Brendels Tod die Programme entwarf, in denen dem Schöpfen der Gegenwart immer eine so bedeutende Rolle zugewiesen war, haben seinen Namen unaussprechlich mit der Musikgeschichte unseres Jahrhunderts verknüpft. Ganz eigentümlich war seinem Wesen die gleichzeitige Hineinlegung zu den ersten Schöpfen der klassischen Meisterwerke der musica sacra und zu den modernsten Tonmeistern, vor allem zu Wagner, Liszt und Verloot. Er hat die Pflege bürgerlicher Musik mit ebensolcher Nachdruck und Erfolg gefördert und ausgeübt wie die der Werke von Wagner und Liszt, und zwar letzteres zu einer Zeit, wo dies noch nicht Mode, sondern eine seltene That war. Karl Mebel war ein geborner Rheinländer, was er gern mit großer Anhänglichkeit besaß. Dronenberg bei Giesfeld war sein Geburtsort, am 6. October 1827 kam er darselbst zur Welt. Erst auf dem Umweg durch eine gewerbliche Lehrzeit — er wurde Seidenfärbler — gelangte er zu seinem Studium seines Berufs. Seine erste musikalische Ausbildung erhielt er in Giesfeld durch Karl Wilhelm, 1849 kam er an das in hoher Blüte stehende Leipziger Conservatorium. Nach Beendigung der Kurse ließ er sich darselbst als Lehrer des Klavierspiels und der Theorie nieder. Schon 1854 erfolgte die Gründung des gesungenen Chorvereins für geistliche Musik, der sich unter seiner Leitung bald an die Lösung der schwierigsten Aufgaben wagen konnte. Viele ältere, zeitweise verloren gegangene oder vergessene Lieder, Motetten und Vokalionen hat er wieder ans Licht gezogen und zur ersten Aufführung gebracht, so solchen von dem alten deutschen Meister Heinrich Schick, einem Vorläufer Bachs. 1868 wurde Mebel zum Professor der Musik, 1883 von der Leipziger Universität zum

Ehrendoktor ernannt. Er zählte zu Wagners und Liszts intimsten Freunden und erfreute sich in den Kreisen seines Wirkens großer Beliebtheit.

— Die Königin von England verlieh dem deutschen Pianisten Charles Halle die Ritterwürde. Dr. Steiner, Organist an der St. Pauls-Kathedrale, wurde ebenfalls geadelt.

— Alexander von Siloti, der ausgezeichnete Virtuose, ist nach Moskau übergesiedelt, woselbst ihm am kaiserlichen Konservatorium die Stelle eines Professors für Klavierspiel übertragen worden ist; im Laufe der kommenden Saison wird der Künstler indes einige Wochen in Deutschland konzertieren.

— Camille Saint-Saëns, welcher während des Winters in Algier weilte, ist kürzlich mit der nunmehr vollendeten Partitur seiner neuen Oper „Ascanio“ nach Paris zurückgekehrt. Das neue Werk soll in der nächsten Spielzeit in der Großen Oper am Paris zur ersten Aufführung gelangen.

— Kapellmeister von Hielis, bisher am Mürenberger Stadtheater, ist an Stelle des ausgeschiedenen Kapellmeisters Karl Mahler an das Stadtheater zu Leipzig berufen worden.

— Die französische Akademie der Schönen Künste hat den Monbijou-Preis von 3000 Fr. Herrn Edouard Bato für seine Oper „Le Roi d'Ys“ zugesprochen.

— Frau Johanna Bachmann-Wagner gedenkt ihre Lehrthätigkeit an der königl. Musikschule zu München aufzugeben, um in Berlin eine eigene Anstalt für Ausbildung dramatischer Sängerinnen zu gründen.

— Die englische Oper „Nadefhda“ von A. Goring Thomas, dem Komponisten der „Generalbda“, wird nicht allein im königlichen Opernhause zu Berlin, sondern auch in Hamburg, Breslau und Wöln zur Aufführung gelangen.

— Hans von Bülow hat nach glücklich beendeter Kur Wiesbaden verlassen und ist nach London gereist. Er wird sich nach Schluß der Saison auf einen Monat nach New York begeben, um dort, sowie in Boston und Philadelphia auf Basis eines glänzenden Engagements seinen Beethoven-Cyklus zum Vortrage zu bringen.

— Die Direktion des Dr. Hochschen Konser-  
vatoriums in Frankfurt a. M. hat den berühm-  
ten Sänger Dr. Gustav Kunz, welcher die han-  
noversche Hofbühne nach 27jähriger ruhmvoller Wirk-  
samkeit verläßt, als Gesangslehrer berufen.

## Mermischtes.

— Die Operettenernte für die nächste Spielzeit verspricht recht angiebig zu werden. Die Wiener Theater, welche auch unsere Bühne mit Operetten versorgen, bereiten vor: „Der weiße Hühner“ von Suppé, „Der Liebeshof“ von Müller, „Der Schlosserthron“ von Kreiser, ferner Reizheiten von Zamara und Hellmesberger, sowie den Doczi umgearbeiteten „Einfältig“ von Strauß.

Welche Schädelknoche mitunter dem Schädel eines berühmten Mannes beiseite sind! In italienischen Häusern zirkulirte die Meldung, daß sich unter den Gegenständen, welche zur Ausstellung in Bologna geliefert worden seien, auch der — Schädel des im Jahre 1848 verstorbenen Komponisten Donizetti befinde. Der Neffe des Komponisten der „Lucia di Lammermoor“ deutet nun diese Nachricht und teilt die Odysee des Schädels seines Onkels mit. Er schreibt u. a.: „Nach dem Tode meines Onkels besah Dr. Carcano den Schädel, um weitere Studien daran zu machen. Carcano starb und sein Mobiliar wurde im Auktionswege verkauft. Als im Jahre 1875 die Ueberreste Donizettis vom Friedhofe in die Basilika von Bergamo übertragen wurden, um dieselbe in einem von den Brüdern des Komponisten errichteten Mausoleum beigesetzt zu werden, erinnerte man sich, daß der Schädel noch nicht zurückgeführt sei, und begann Nachforschungen zu halten. Es gelang endlich, festzustellen, daß während der Auktion des Mobilars Carcanos auch ein „schalenartiges Gefäß“ um wenige Cents an einen Fleischhacker verkauft worden war. Man eruierte die Wohnung des Fleischhackers, der sich noch im Besitze desselben befand. Der brave Mann öffnete seine Thüre und zog aus derselben das „schalenartige Gefäß“, den Schädel Donizettis, hervor, in welchem er seine Scheidewinde zu verwahren pflegte. Nachdem man ihm den Schädel abgekauft hatte, wurde derselbe in die Basilika von Bergamo gebracht, woselbst er nun aufbewahrt wird.“

— Girardi beantwortet die Frage: „Wie wird man Schauspieler“ in der Wiener Allgemeinen Kunstchronik mit einer kleinen, heiteren Darstellung des eigenen Lebensganges:

„Man erlerne vorher sieben Jahre lang das christliche Schlosserhandwerk, wobei dessen Aushilfsstück, geheimes diebliches Anlasse am 1. Juni nach Hofstätt-Sauerbrunn, jedoch ja nicht zur Mord, sondern betrete am 12. Juni wenn auch nur anmeldend, die dort weltbedeutenden Bretter, ziehe über Krems, Karlsbad, Nist, Salzburg direkt nach Wien und wirke dort unbefristet weiter wie Ihr ergebener

Alexander Girardi."

— Die Fahrt des Wiener Männergesangsvereins nach Budapest, wo er am 2. u. 3. Juni zwei Konzerte zum Besten der Ueberschwemmten und zwar mit gewöhnlichen Erfolge gab, wurde, wie vorherzusehen war, von tonangebenden Männern Ungarns wie von der Bevölkerung der ungarischen Hauptstadt zum Anlasse genommen, dem deutschen Wien und allen Deutschen in Cisleithen die brüderlichsten Gefinnungen zum Ausdruck zu bringen. Sagte doch der Reichsratsabgeordnete Art. Czeczak in einer Zischrede u. a.: „Sie finden hier ein Volk, das in jahrhundertelangen Kämpfen immer aufrecht stand, das immer mit feigem Eintrakt sein Recht und seine Eigenart, das seine Gewalt und Macht zu beugen vermochte. Und doch beugt sich dies Volk freiwillig vor der Macht des deutschen Wissens und deutscher Kunst. Ihr Vortritt ist uns ein Beweis dafür, daß es mächtige Bande sind, die Ungarn und Deutsche verbinden: es ist die gleiche Treue zur Nationalität, die gleiche Liebe zur Freiheit (stürmischer Beifall); dieselbe Kraft, die auf Ihren Bergen glüht, sie glüht auch in den Wäldern, welche die Szata Morgana auf unsere Boszeten zaubert, und sie wird unsere Sache zum Siege führen, zum Verderben unserer Feinde!“ (Stürmischer Beifall.)

### Rätselhafte Inschrift.



Die Inschrift ziert das Landhaus eines bedeutenden französischen Malers unserer Zeit. H. S.

**Auflösung des Rätsels „Magisches Kreuz“  
in letzter Nummer:**

				O	L	D			
				R	E	E			
				A	P	F			
O	R	A	T	O	R	I	U	M	
L	E	P	O	R	E	L	L	O	
D	E	F	R	E	G	G	E	R	
				I	L	G			
				U	L	E			
				M	O	R			

## Musikalische Jugendpost.

Auflage 4500. — Preis pro Quartal 1 Mk.

Inhalt Nr. 11.

Der Johannistraum. Ein Sommermärchen von Clara Heberlein-Möhler. (Mit Illustration.) — Das erste Lied der Nichtigkeit. Ein Märchen von Eufemia Wajsin Ballstrom (Frau von Adlersfeld). — Schmeckelstöcken. Erzählung von C. von Brechtende und N. Wadlow. — Die lakonische Wittskrift. — Die Musik als Medizin. Erzählung von Carl Caspau. — Briefkasten. — Rätsel. — Rebus. — Anzeigen.

**Bilddokumentation:**

Franz Burgmüller, Auf der Alm, Tyrolische  
für Klavier. — Ernst Spies, Die Parade, für zwei  
Violinen und Klavier. — Franz Litterscheid, Großer  
Tanzel. Pich für eine Singstimme und Klavier.

Abonnements-Bestellungen auf die „Neue Musik-Zeitung“ (80 Pfg. pro Quartal) werden jederzeit von allen Postanstalten und Buch- oder Musikalien-Handlungen entgegengenommen und die bereits erschienenen Nummern des laufenden Quartals nachgeliefert.

der Redaktion.

**Waldvöglein.** Recht hübsch, aber für uns nicht geeignet.  
**Bacharach. M. S.** Nicht bekannt. ad 2: recht viel versprechend.

Berlin S.W., Jerusalemstr. 9.  
Verbreitung ausschließlich durch Militärhandel

H. Buchholz, Direktor d. Anstalt.

in BERLIN SW., Wilhelmstr. 20.

Saiten.  
Metronome,  
mech. Musikwerke etc.  
Schnellste Bedienung:

Der Verein zur Hebung des Fremdenverkehrs empfiehlt die königl.

Waldstadtsdorf Stuttgart Allen Un- u. Ausländern zum Aufenthalt  
der längere Dauer. Bekannt gefunne Baue. Schön Bromenaden,  
hier I Stange langen königlichen Parkanlagen, beide bis  
zu den höchsten Gipfeln der Berge, die sich hier befinden.  
Näher, wo die Kgl. Villa der Berg, sowie die Kgl. Landhaus  
Wilhelms Schönes und Interessantes in Fülle darbieten.  
Nachdem daselbst nachfolgenden auf den die Stadt umgebenden Höhen, für  
10 Minuten durch schöne, neu angelegte Straßen, eine Fahrstraße  
Stadteinbahn. - Hiermit gute Lehranstalten (Konkordanz)  
die die wichtigste geographische Hofschule, ausgeführt  
Öffentliche Bibliothek, ein sehr interessantes Museum,  
National- u. Altertumsammlungen; Gemäldeausstellungen u.  
Kunstgalerie. - Billige Lebensverhältnisse in komfortablen Privat-  
wohnungen, feine Restaurants, jedoch zu Höchst stehende Betriebs-  
mäßigkeit Krankepflege. - Bradwell angelernt Stadtkarte  
konzentriert. Gottesdienst in allen Sprachen und für alle Konfessionen  
in der Stadt. - Die Kgl. Hofbibliothek, die Kgl. Hofmuseen, die Kgl.  
Museum, Naubronn u. - Aufträge in jeder Sprache zu richten an:  
Herrn Eberhard Fezer, Gemeinderat; W. Kohlhammer, Sommerstein;  
Herrn Engelhardt, Otto Marquardt, Seifriedrich; Müller, Regierungsdirektor o. d.  
Hofbibliothek; von welchen auch ein „Fremdenführer“ gratis und franco



an abonniert auf das Hässlich 2mal

einer Abend- und Morgen-Ausgabe  
 erscheinende „Berliner Tageblatt und  
 Handels- und Gewerbe-Zeitung“ ist allen Postan-  
 wesen des Deutschen Reiches für alle  
 Blätter zusammen für 5 Mark 25 Pf.  
 vierteljährlich.  
 Probenummern 8

mit das „Berliner Tageblatt“ einen der ersten Plätze ein. Die hervor-

Derlinen Tageblatt: in Bezug auf seine und unternehmende Nachrichten in Ereignissen, durch umfassende besondere Tragtheile seiner an a gestellten eigenen Korrespondenten werden allgemein gebildet herausgabe einer besonderen vollständigen Handels-Zeitung hat einen neuen Wirkungsbereich betreten, auf welchem es die Interessen derjenigen des Handels und der Industrie durch unparteiische Mitteilung zu wahren sich bemüht. In den Theaterfeuilletons von Berlin die Aufführungen der bedeutenden Berliner Theater einer eingehend kritisiert, während in der Montagbeilage des „Berliner Tageblatt“:

ist der deutschen Leserschaft. Die „Deutsche Gesellschaft“ bringt als „in  
der sorgfältigsten Auswahl des Stoffes kleine, Herz und Gemüt anre-

Ansätze beider Inhalts. Eine besondere Antriebskraft für Neben- und Haupterzählung ist die Fortsetzung und Unterhaltung. Die „Mitteilung von Gartenbau und Hauswirtschaft“, von sachkundiger Hand geleitet, enthält zahlreiche Ratsschläge und Winke für Haus und Hof, durch ein Sachregister vervollständigt, gleichsam ein Werteschatz bildet. Im täglichen Roman-Feuilleton des nächsten

Wert, welches berechtigtes Aufsehen erregen dürfte. Unter Mitwirkung  
gener Fachautoritäten auf allen Hauptgebieten, als Litteratur

Die Chemie, Zoologie und Medizin erscheinen im „Berliner Tagblatt“ als wertvolle Original-Neuerfindungen, die in den betreffenden Interessengruppen Beachtung gefunden haben. Das B.T. bringt ferner: eine literarische Zetterie, sowie eine besondere Verlosungsliste aller interessierenden Wertpapiere. Militärische und sozial-politischen Veränderungen der Zivil- und Militär-Seamanten Ordens-Berechtigten, hochgeleitete Tages-Ausstellungen aus der Reichsgesellschaft betreffende Gerichtsverhandlungen, Ausz. das „Berliner Tagblatt“ ist im Guten das Beste, vom Neuen das Beste! zu bieten, und wird durch die treue Unabwandeligkeit seiner Leser, auch ferner, sichergestellt.

## Hotel und Pension Preise

**Hotel und Pension Spee**  
 natischer Luftkurort, Uebergangsstation. Beliebter Aufenthaltsort für  
 bedürftige und Rekonvaleszenten. Mannigfaltiges Exkursiv-  
 Aussicht auf den Wallensee und das Hochgebirge. Pension  
 Zivile Passantenpreise. Prospekte gratis und franco.  
**Rob. W.**

1 Chemnitz, in reizender Lage am Fusse des Erzgebirges. An  
 vrikalisch-dittetischen Heilmethode. Ausserordentliche Erfolge

ingen, Herz-, Nerven-, Unterleibs-, Frauenkrankh., Fettsückerkrankh. u. s. w. Sommer- u. Winterkuren. Leitender Arzt. Prospekte mit Beschreibung der Methode gratis durch die Filialen der Firma Rudolf Mosse. Aerzte, welche machende Naturheilverfahren kennen lernen wollen, Volontairs Aufnahme finden.

**Königliches**

# Nordseebad Norder

## Fuchs, Osc.

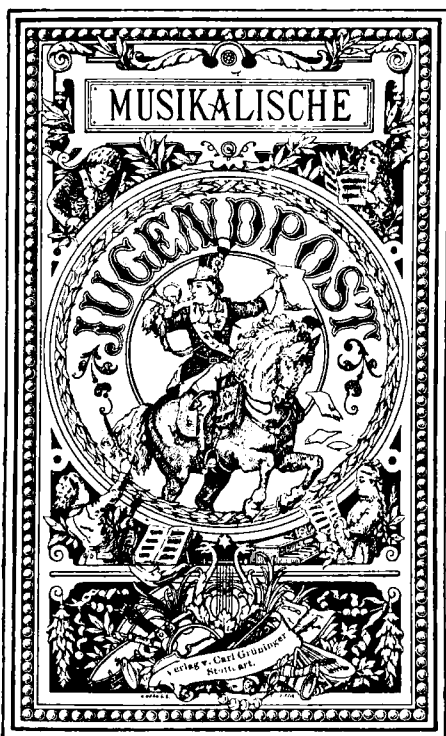
Op. 84. 25 Etüden für Violine (mittelschwer) . . . n. 1 M. 50.  
Op. 87. 25 Etüden für Violine (schwer) . . . n. 1 „ 50.  
Op. 88. 20 leichte kleine Vortrags-Etüden f. Pianoforte n. 1 „ 50.

## Kunst-, Natur- brecherer Privat- Lehr- und Nachschlagebücher

... zweimal  
... te gratis.

sowie vom Verleger  
**Carl Grüniger, Stuttgart.**





**Passendstes Geschenk für  
jeden Musikschüler, für  
jeden jung. Musikfreund:**

## Musikalische Jugendpost.

**Schön ausgestattet.**

**= Reich illustriert. =**

**Unterhaltend und belehrend.**

**I. Jahrgang (1886). II. Jahrgang (1887)  
elegant gebunden (Pracht-Einbanddecken**

**in rot, grün oder braun Kaliko, mit neben-  
stehender Pressung in Schwarz- und Gold-  
Druck).**

**Preis à 6 Mark.**

Durch jede Buch- oder Musikalien-  
handlung schnellstens zu beziehen.

**Probenummern und Inhalts-  
verzeichnisse gratis und franko.**

**Verlag Carl Grüniger, Stuttgart.**

## Musikdirektor gesucht!

In Luzern ist die Stelle des städtischen Musikdirektors neu zu besetzen. Die fixe Besoldung beträgt 4000 Franken und kann leicht durch Privatthätigkeit erhöht werden. Vom Bewerber wird verlangt, dass er eine gründliche musikalische, sowie allgemeine Bildung besitzt, dass er ein vortrefflicher Organist ist, und dass er die Befähigung hat, einen gemischten Chor, sowie einen Männer-Chor und ein Orchester geschickt zu leiten. Da kirchenmusikalische Funktionen mit der Stellung verbunden, wird einem Katholiken der Vorzug gegeben. Söförliger Antritt sehr erwünscht.  
Offerte mit Beilage von Zeugnissen und Angabe der bisherigen Wirksamkeit, nimmt bis 25. Juni R. Loricberg, Prokurist im Hause Gebr. Hug, Luzern, entgegen.

### Die Dirigentenstelle

des Mozart Vereins zu Darmstadt — Männerchor — ist per Spätsommer dieses Jahres neu zu besetzen. Jährl. Maximal-Gehalt M. 1000. Die näheren Bedingungen, bezw. Informationen versendet auf Ansuchen der Sekretär d. Vereins, Herr Knfm. Theod. Heyl, Hochstrasse 6.

### Eine tüchtige Klavierlehrerin

für mein Musik-Institut gesucht. Familien-Anschluss und Pension im Hause. Off. mit Gehaltsansprüchen erbeten  
**Friedrich Steindorf, Musikdirektor, Kaiserlautern.**



**Preis-Kurant gratis.**

Besseres Musik-Institut zu kaufen gesucht. Suchender würde auch in einem Orte, der als geeignet empfunden werden könnte, ein solches begründen. Offert erbet. sub. „G. 8656“ an Rudolf Mosse, Leipzig.

### Leichte Slavier-Albuns à Bd. Mk. 1.—

**Transkript.-Alb. I. 12 Volks-  
lieder.**

**Transkript.-Alb. II. 12 beliebte  
Lieder.**

**Taschenbibliothek I. 118 Volks-  
etc. Lieder.**

**Taschenbibliothek II. 82 Lie-  
der.**

**Verlag von P. J. Tonger in Köln.**



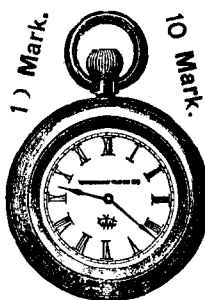
## Garantie-Seidenstoffe

der Seidenwarenfabrik von: von Elten & Keussen, Crefeld

Fabrikmarke. direkt aus der Fabrik, also aus erster Hand, zu beziehen.

In beliebigem Meter-Mass zu Fabrikpreisen.

Garantirt solide schwarze Seidenstoffe, weiss und crème Seidenstoffe, schwarz und weiss karierte und gefärbte Seidenstoffe, Rohseidenstoffe für Waschklider, schwarze Sammete und Peluche etc. etc.  
Gegründet 1873. Man schreibe wegen Zusendung der reichh. Musterkollektion.



## Die Waterbury-Remontoir- Taschenuhr.

**2 Jahre Garantie.**

Genuß gehend, zuverlässig, dauerhaftes Ge-  
häuse aus vernickeltem Neuhöf. Anfertigung  
vermittelst automatischer Maschinen. Diese ameri-  
kanische Uhr ist die einzige wirklich billige Uhr.  
Die einfache und dabei doch äusserst vollkommene  
Konstruktion derselben ist der Grund, dass Re-  
paraturen selten vorkommen, wenn solche aber  
erforderlich sind, kosten sie nur ca. den fünften  
Teil von Reparaturen an andern Uhren.  
Zu beziehen durch die bekannten Verkaufsstel-  
len, sowie vom Generalvertreter für Deutschland:  
**Aug. Ehrhardt, Köln a. Rh., in Berlin  
von Aug. Ehrhardt Detail-Verkaufsstellen: Pas-  
sage 5. Friedrichstr. 85a, im Hause des Café  
Bauer, Rosenstraße 54.**



## 20 Pf. Jede Nr. Musik alische Universal- Bibliothek! 400 Nrn.

Klass. u. mod. Musik, 2 u. 4 H., Lieder, Arien etc. Nur beliebte Piesen. Vorz. Stich  
u. Druck, stark. Papier. Verzeichn. grat. u. fr. Folz Siegel, Leipzig, Dörrienstr. 1.

Unter Goldschmied 38 **KOELN** 38 Unter Goldschmied.



Neuerweg 40 **BARMEN** 40 Neuerweg.



**G. E. HÖFGEN, DRESDEN-N.  
PATENT KINDER- UND KRANKEN-  
WAGEN-FABRIK.**



**Preis v. 12—60 Mk.**

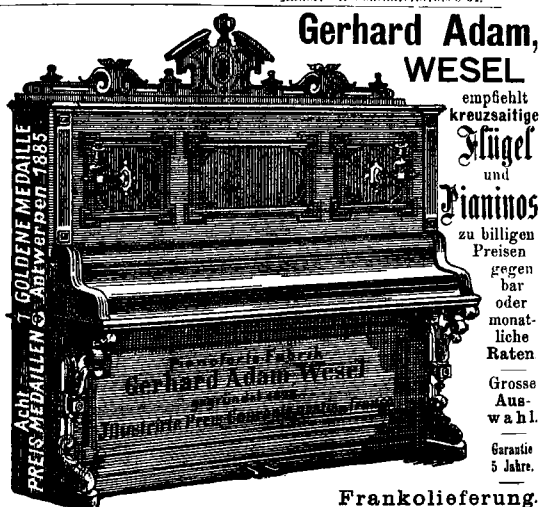
**Reich ausgestattete illustrierte Kataloge  
gratis und franco.**

**PATENT KINDER- UND KRANKEN-  
WAGEN-FABRIK.  
G. E. HÖFGEN, DRESDEN-N.**



**Preis v. 12—60 Mk.**

**Reich ausgestattete illustrierte Kataloge  
gratis und franco.**



**Frankolieferung.**



IX. Jahrgang Nr. 13.

Stuttgart, 1888.



— Auflage — 000. —

Werkstofflich sechs, mit Künstler-Porträts etc. illustrierte Nummern und je eine Extrablatt, bestehend in verschiedenen, für Hausmusik geeigneten Gesangs- und Instrumental-Kompositionen, Musiker-Lexikon, illustrierte Musikgeschichte u. s. w.

Verlag Carl Grüniger, Stuttgart-Leipzig  
(vormals J. J. Longert in Leipzig)  
Inserate die häufigste Monatshefte 75 Pfennig.  
Beilagen für je 1000 Expl. Mark 5. —  
Kleinere Annahme von Inseraten und Beilagen bei  
Rudolf Mosse Stuttgart, Leipzig, Berlin u. dessen Filialen.

Preis pro Quartal bei allen Postämtern in Deutschland, Österreich-Ungarn und Luxemburg, sowie in sämtlichen Buch- und Musikalien-Handlungen 80 Pf.; direkt von Stuttgart und bei den Postämtern des Westpostvereins 1 Mk. 60 Pf. Einzelne Nummern 25 Pf.

Älteren Jahrgänge sind neu aufgelegt in eleg. brosch. Bänden zu 80 Pfg. das Quartal, Einbanddecken à M. 1. —, Prachtdecken à M. 1.50 durch alle Buch- u. Musikalien-Handl. zu beziehen.

## Immanuel Faist.

Biographische Skizze

von

Ernst Montanus.

Der treffliche Künstler, dessen wohlgetroffenes Porträt die vorliegende Nummer ziert, der als Lehrer, Theoretiker und Dirigent, wie als Orgelspieler und Komponist gleich tüchtige Professor Dr. Immanuel Gottlob Friedrich Faist in Stuttgart, hat sich um die Entwicklung und Hebung des musikalischen Lebens dieser Stadt so verdient gemacht, daß es uns als eine Ehrenpflicht erscheint, die Leser der jetzt ja in der schwäbischen Wertschätzung erscheinenden Neuen Musik-Zeitung näher mit ihm bekannt zu machen, zumal ja auch sein Wirkungskreis weit über Württemberg hinausreicht und seine zahlreichen Schüler den verschiedensten Ländern und Nationalitäten angehören.

Immanuel Faist ist ein Sproß des Schwabenlandes, das zwar in erster Linie durch seine großen Dichter berühmt ist, aber auch eine stattliche Reihe von tüchtigen Musikern aufzuweisen hat, und dessen Volk von jeher als sangesfroh und sangesbegabt gegolten hat. Seine Wiege stand in der ehemaligen freien Reichsstadt Ehlingen am Neckar, die noch heute mit ihrer herrlichen Frauenkirche, ihrem Wolssturm und der hochragenden alten Burg das Gepräge einer mittelalterlichen Stadt trägt; dort ist er am 13. Oktober 1823 als der Sohn eines Schulhebers geboren.

Schon als kleiner Knabe verriet er eine solche Neigung zur Tonkunst



Immanuel Faist

und eine so unverkennbare Begabung dafür, daß er dadurch Aufmerksamkeit erregte. Besonders die „Königin der Instrumente“, die alle Stimmen und Klangarten in sich vereinigende Orgel hatte es ihm angethan, er zeigte eine wahrhaft leidenschaftliche Lust, darauf spielen zu lernen, und machte solche Fortschritte, daß der neunjährige Knabe den ihm Unterricht erteilenden Organisten vorkommendenfalls in vollkommen zufriedenstellender Weise zu vertreten vermochte. Auch mit eigenen Kompositionen wagte er sich bereits hervor; trotz alledem aber wollten seine Eltern nichts davon wissen, daß er sich ganz der von ihm so heißgeliebten Musik widme. Ein Theologe sollte ihr Immanuel werden, dabei blieb's, und so mußte er denn als gehorsamer Sohn im Jahre 1836 das protestantische Seminar zu Schöndal und 1840 das berühmte „Stift“ in Tübingen beziehen.

Hier wirkte Eicher, der Meister des Volksliedes, ebenfalls ein schwäbischer Lehrersohn, als Musikdirektor und Musiklehrer am Seminar, der dort 1829 die „Akademische Liedertafel“ gegründet hatte, welche zuerst seine jetzt längst zum Gemeingut aller Deutschen gewordenen Volkslieder erklingen ließ. Auch Faist genoss seinen Unterricht und fühlte nun den Drang zur Tonkunst so mächtig in seinem Innern rege werden, daß er jetzt den Entschluß faßte, der gebietenden Stimme zu folgen und die Theologie aufzugeben.

Zum Glück erkannte man höheren Ortes, welche Begabung in dem Jüngling der Entwicklung harnte, die ja doch der Kirche zu gute kommen konnte, und deswegen veranlaßte die württembergische Oberkirchenbehörde, daß Faist auf Staats-

kosten reisen durfte, um sich ganz dem Studium der Kirchenmusik zu widmen.

So kam er denn Ende 1844 mit einundzwanzig Jahren nach Berlin, wo damals der, seit dem November 1842 zum königl. preussischen Generalmusikdirektor ernannte Felix Mendelssohn auf Wunsch Friedrich Wilhelms IV. wollte, um nach den Plänen des „Romantikers“ auf dem Throne“ das Musikleben seiner Residenz zu fördern und zu heben. Faist hegte das lebhafteste Verlangen, ein Schüler des von ihm hochverehrten Meisters zu werden, und dieser empfing ihn auch äußerst wohlwollend, doch sollte sich der Wunsch des jungen Musikbesessenen nicht erfüllen. — Mendelssohn hatte bereits klar erkannt, daß er in dem damaligen Berlin nimmermehr einen ähnlich geachteten Wirkungskreis zu finden vermöge, wie er ihn bereits in Leipzig besaß, wo er das am 3. April 1843 eröffnete Konservatorium gegründet hatte; deshalb hat er den König, ihn seiner öffentlichen Wirksamkeit in Berlin zu entheben, und bereitete sich vor, die Stadt wieder zu verlassen.

Faist vertehrte indessen in der preussischen Hauptstadt viel mit hervorragenden Musikern, unter denen namentlich der Theoretiker S. Rehn und die Organisten Thiele und Haupt zu erwähnen sind, und hatte ihnen manche Anregung und Förderung zu danken, genoss aber keinen Unterricht von einem derselben, sondern bildete sich mit erstem Eifer autodidaktisch weiter, da Mendelssohn selbst nach Prüfung der ihm vorgelegten Kompositionen des schwäbischen Kunststrebens diesen dazu für hinreichend reif und befähigt erklärt hatte.

Als ein in jeder Beziehung begabter zu nennender Musiker konnte Faist im Jahre 1846 in seine Heimat zurückkehren. Er benützte die Rückreise nach Württemberg, um sich unterwegs in verschiedenen Städten als Orgelvirtuose hören zu lassen. Seine Vorträge fanden wegen ihrer technischen Vollendung und des echt musikalischen Geistes, der aus ihnen sprach, überall großen Beifall, und auch seine Orgelkompositionen ernteten die Anerkennung der Kenner.

In Stuttgart, das ihn nun schon über 40 Jahre den Seinen nennt, ließ sich der Heimgekehrte bauernd nieder und begann seine dortige Lehr- und Dirigententätigkeit, die so vielseitig und fruchtbringend werden sollte, damit, daß er 1847 eine Organistenkandidatur, die zahlreiche tüchtige Kräfte gebildet hat, leitete und den bis heute blühenden Verein für klassische Kirchenmusik ins Leben rief. Kurz darauf erhielt der rastlos thätige, strebsame Mann, dessen künstlerischer Einfluß sich alsbald in weiten Kreisen geltend zu machen begann, noch die Direktion des Liedertanzes, welche er zehn Jahre lang führte, sowie 1849 auch die Oberleitung des damals neubegründeten Schwäbischen Sängerbundes.

Der Verein für klassische Kirchenmusik hat unter Faist durch seine Vorführungen klassischer Meisterwerke außerordentlich viel für Hebung des kirchlichen Gesanges, wie überhaupt für die Anregung und Unterstützung des musikalischen Geschmacks und Verständnisses in der Stadt Stuttgart und im ganzen Lande Württemberg getan, und bald entstanden auch in zahlreichen anderen schwäbischen Orten Vereine, die ihm nachzueifern begannen. Ueberhaupt ist mit diesen und ähnlichen Vereinen in die öffentliche Musikpflege Deutschlands ein Faktor eingetreten, dessen Wert und Verdienst nicht unterschätzt werden sollte.

Als das bedeutendste Ereignis unseres Jahrhunderts für die Entwicklung der Tonkunst in Württemberg aber dürfte untreitig die Gründung des Konservatoriums für Musik in Stuttgart anzusehen sein, mit dem der Name Immanuel Faist seit einer langen Reihe von Jahren auf das Innigste verbunden ist, da er bereits an der Gründung des Instituts regen Anteil genommen hat.

Den Gedanken zur Gründung einer „Stuttgarter Musikschule“ (erst 1865 „Konservatorium für Musik“ geheißen) hatte zuerst der geschätzte Pianist und Klavierlehrer Sigmund Lebert gefaßt, angelegene Kunstfreunde unterstützten denselben, und Faist, Seidel, Storz und andere Kunstgenossen erklärten sich zur Mitwirkung als Lehrkräfte bereit, so daß die Anstalt 1857 unter den glücklichsten Auspizien ins Leben treten konnte. Faist war zunächst nur als Lehrer für Orgelspiel und Komposition thätig, allein schon 1859 übernahm er auch als Direktor die obere Leitung dieses Instituts, das seither unter ihm sich zu einem der bedeutendsten und angesehensten seiner Art in Deutschland entfaltet hat. „Nicht bloß hat“, urteilt ein so kompetenter Kenner wie G. A. Köstlin, „die Lehrarbeit dieser Anstalt, um welche sich seitler eine Reihe von verwandten, verschiedene Abteilungen vertretenden Instituten geschart hat, den Geschmack des hauptsächlichsten Publikums vertieft, die Leistungskraft der

Dilettantenkreise und Vereine wesentlich gesteigert, sondern es ist von ihr eine höhere Auffassung und Würdigung der Kunst, sowie der Geist ernster Arbeit auch ins Land hinausgedrungen, und wenn das Musikleben in Schwaben jetzt eine andere Physiognomie zeigt, als vor 30–40 Jahren, so ist das direkt oder indirekt die Folge des von der Musikschule angebahnten erweiternden Musikstudiums, das überall auf Gründlichkeit dringt und auf den Klaffstern aufbaut.“ — Wer das Stuttgarter Konservatorium und seine Leistungen näher kennt, der weiß, daß hiermit nicht zu viel gesagt ist, zugleich aber auch, wie viel gerade Faist dazu beigetragen hat, daß der Anstalt ein solches Lob gezollt werden kann!

König Karl von Württemberg hat dem verdienten Mann den Titel Professor verliehen, und die philosophische Fakultät der Tübingen Universität hat ihn für seine „Beiträge zur Geschichte der Sonate“ zum Doktor gemacht.

Von Lehrwerken, an denen er mitgewirkt, ist die Faist-Starke'sche Elementar- und Chorgesangschule zu nennen, auch an der bekannten instruktiven Klavier- und Klavierkonzertangebe ist er neben J. und B. Lachner, Kitz, Willow und Kinder thätig gewesen, ferner ist er Verfasser einer trefflichen Harmonielehre. Als Komponist hat er Orgelsätze, Lieder, Männerchöre, Motetten, Walzen, eine große Doppelfuge für Klavier (in der Pianofortschule von Lebert und Storz) und anderes geschaffen, — sämtlich Werke, die sich durch gediegene, den Kenner fesselnde Arbeit auszeichnen. Nicht unerwähnt sei, daß sein „Gesang im Grünen“ 1845 beim großen Sängerkongress in Dresden und seine „Macht des Gelanges“ 1868 vom Schlesischen Sängerbund mit einem Preise gekrönt wurde.

Schon aus diesen kurzgefaßten Mitteilungen geht wohl zur Genüge hervor, welchen Einfluß Faist seit langen Jahren besonders auf das immer reger und reger gewordene Musikleben Stuttgarts ausgeübt hat. In neuerer Zeit ist es denn auch nicht zum mindesten ihm zu danken gewesen, daß das vom 17. bis 19. Juni 1886 abgehaltene erste Stuttgarter Musikfest einen so glänzenden Erfolg gehabt hat. Damals führte er in gewohnter umfänglicher und energischer Weise am ersten Abend den Taktstock, auf seine seine hervorragende Befähigung zur Leitung großer Massen bewährend, so daß der ihm am Schluß von Handels „Eul“ unter dem Beifall des gesamten Auditoriums überreichte Lorbeerkranz ein wirklich wohlverdienter Dankszoll war. Hohe Anerkennung gebührt dem hochverdienten Manne, der in vieljährigem ununterbrochenen Mähen den Boden vorbereitet und den Samen ausgesät hat, dem solche Früchte entprossen sind. Möge ihm noch lange vergönnt sein, auf das musikalische Leben Stuttgarts einzuwirken, mit dem sein Name für alle Zeit verknüpft bleibt! Ein Künstler von so idealem Willen ist ja niemals am Ziele angelangt, oder doch erst dann, wenn der Erdenlebens schwere Fülle sinkt. Sei ihm der Genius günstig gesinnt.



## Den Manen Kaiser Friedrichs.

Es ist vollbracht, die Norme hat's gesponnen,  
Ihr Auenliebe verheißt des Lebens Traum,  
Germania weint an Sigurds ew'gem Brannen  
Und trauernd raucht der heil'ge Eichenbaum.

Ich, jedes Blatt in seiner Urweltkrone,  
Ward Dir zur Ruhmestafel, toter Held.  
So lobt Frau Saga ihrem großen Sohne  
Und was sie kündet, kündet eine Welt.

Drum Meer und Wolken, Licht und Luft erklingen  
Von Deines Volkes großem Trauerfang.  
Im Himmel werden Ufen es besingen  
Das große Weh, das uns zum Herzen drang.

Sangst Du doch selbst in Deutschlands Friedenstagen  
Das Lied der Eintracht und der Menschlichkeit,  
Drum wird der Gott der Väter um Dich klagen  
Und singt mit uns in seinem tiefsten Leid:

Du warst der Trost, die Milde und die Liebe,  
Du die der Menschheit guter Geist geglaubt,  
Du warst die Treue in dem Weltgetriebe,  
Die Seele, der kein Trug den Glauben raubt.

Du warst der Wahrheit todesmutiger Streiter  
Vor dem sich barg die finst're Geheule,  
Du warst der Ehre ständiger Begleiter,  
Wart Deines Reiches hoffnungsgrüner Mai.

Du warst der Schild uns in dem Sturm der Schlachten,  
Der Arm, der Palmungs Siegesstahl geführt,  
Ob Drachen auch den Feuerkühnen aufbaut,  
Du standst von Arminis Heilensgeist berührt.

Legionen hat Dein Löwenmut geschlagen,  
Die mit des Varus Hohn das Land bedroht!  
Der Gottheit Säule ward vorangetragen,  
„Auf stand das Volk,“ Du rächtest seine Not.

„Es braukt“ der Rhein und seine Wogen klagen  
Um Dich, den Wächter von der „treuen Wacht“.  
Um Nordmeer neue Quellen schäumend jagen,  
„sind Thränen Deinen Namen zugebach.“

Der Flugland raucht, die Däne will sich heben,  
Und jede Eiche küßert ein Gebet,  
Da die Wälder mit Dir aufwärts schweben  
Wo's über Wälders lichten Bogen geht.

Auf springen Walhalla's Thore und es grüßen  
Dich alle Helden in dem Heiterla!  
Germania selbst will an das Herz Dich schließen,  
Dich geleitet Dich zum Göttermahl.

Wir aber stehn von heil'ger Eiche bezwungen,  
Im Aug die Jahre und im Herz die Fein,  
Was Du mit Kaiser Wilhelm uns errungen  
Wird in Aeonen nicht vergessen sein.

Auf heben wir zum großen Dank die Hände,  
Es bricht der Tod nicht der Germanen Eid:  
Was auch des Schicksals dunkle Nacht uns sende,  
Du bleibst das Vorbild uns in jedem Streit.

Getreu wie Du, und mutig und ergeben,  
Ein Bild der Würde noch am Todesstrand,  
So laß uns Held in Deinem Geiste leben  
Und sterben für das teure Vaterland.

Franz Sicking.



## Kaiser Friedrich III. und die Musik.

Von Franz Schwarz.

Der königliche Dulder hat ausgerungen! Kaiser Friedrich III. weilt nicht mehr unter den Lebenden! So löst bang und schwer die Klage durch die ganze Welt, und überall, wohin sie bringt, wird man von dem milden Sinne des verstorbenen Herrschers, von seinem edlen Herzen, von seinem reichen Geiste, von seiner ritterlichen Erscheinung sprechen. Wie sollte da nicht auch die Kunst ihren Preis anstimmen zum Lobe dessen, der berufen war, ihr Schirmherr zu werden!

Alle Hoffnungen und Ideale von einem großen Aufschwung der Künste im neuen Deutschen Reich knüpften sich an den Namen des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, des Kaisers Friedrich III.; überall mußte man, daß die Künste an ihm einen mächtigen und begeisterten Förderer hatten, und mit Recht erwartete man ein neues aufsteigendes Zeitalter im neu-entstandenen Deutschen Reich. Nichts bleibt uns nun übrig, als die Erinnerung an die ritterliche Lebensgestalt, die in fernern Zeiten selbst einmal der Kunst der Töne, wie des Wortes und des Bildes, selbst die herrlichsten Motive darboten wird.

Diese Erinnerungen aber mögen heute schon in einem flüchtigen Bilde zusammengefaßt werden; sie zeigen uns, daß Kaiser Friedrich III. schon von jungen Jahren auf unserer Kunst zugethan war. Es war das Erbe seiner erleuchteten Mutter, der Kaiserin-Wilhelmina, die im Museum zu Weimar durch Johann Nepomuk Hummel in das Reich der Musik und durch ihre erhabene Mutter, der Großfürstin Maria Pawlowna, in das innige Verständnis der Tonkunst eingeführt wurde. Wie Maria Pawlowna selbst kirchliche Musikstücke zur Karfreitagfeier für die herzogliche Gossapelle und zu Familienfeiern, später auch

zur Taufe ihres Enkels, des Kaisers Friedrich III., komponierte, so hatte auch Kaiserin Augusta, gleich ihrer hohen Mutter, die Guldigung bezeugt, die ihr von einem Dichter warm aus Herz gesagt worden war:

Der Eöne Macht, die aus den Seiten quillt,  
Du kennst sie wohl, du übst sie mächtig aus!“

Auch von ihren Kompositionen, so sorgsam und keusch sie in stiller Hut geborgen wurden, drang manches in späterer Zeit in die Öffentlichkeit, so ein vorrätlicher Armeemarsch (Nr. 102), die stimmungsvolle Musik zu einem älteren Ballett „Die Maskerade“ und manches andere. Die Kaiserin war und ist von dem feinsten Kunstverständnis besetzt und während ihr hoher Gemahl, der unvergessene Kaiser Wilhelm I., einst, als ihm bei der Einweihung einer Kirche in Koblenz die betreffenden Noten zur Gesangsaußführung überreicht wurden, dieselben in seinem herzwarmen Lächeln mit den Worten gütig: „Ich bin darin in meiner Jugendberückung vernachlässigt; ich kenne die Noten nicht,“ übte und förderte die Kaiserin zu jeder Zeit die Tonkunst, auch darin eine ideale Ergänzung zu dem sich dem Praktischen zuneigenden Sinn ihres hohen Gatten bewahrend.

Schon in jungen Jahren wurde ihr erster Sohn, der Kronprinz Friedrich Wilhelm, zur Musik angeleitet. Seine ersten Musikstudien leitete der Lehrer Nichte und der jetzige General-Musikdirektor Taubert, während Nichte und Gustav Reichardt, der Komponist des Liebes „Was ist das deutsche Vaterland?“ dem jungen Prinzen Gesangstunden gaben. Später wurde der Kronprinz Theodor Kullaks Schüler und mit Vorliebe erinnerte sich derselbe noch in späteren Jahren jenes Unterrichts.

Nach einem Klavier-Konzert, das der bekannte Komponist Alfred Grünfeld bei dem damaligen Kronprinzen und seiner erlauchten Gemahlin in ihrem Schlosse zu Berlin gab, sagte einmal der Kronprinz, indem er dem Künstler lächelnd auf die Achsel klopfte: „Wissen Sie, mein Lieber, daß wir eigentlich Kollegen sind?“ Grünfeld verbeugte sich und mußte zugeben, daß er es allerdings nicht wisse. „Nun, ich will es Ihnen verraten,“ fügte der Kronprinz hinzu, „ich war, wie Sie, Kullaks Schüler, aber — sagen Sie es niemanden — der gute Kullak sollte aus mir etwas Rechtes machen, wie aus Ihnen, doch gelungen ist es ihm nicht.“ Oft pflegte Friedrich III. mit hervorragenden Künstlern in dieser Weise über seine mangelhafte musikalische Begabung zu scherzen; es darf aber nicht unerwähnt bleiben, daß auch Meister Kullak, der ja bekanntlich sehr strenge Anforderungen stellte, den Eifer und den angestrengten Fleiß lobhaft zu rühmen wußte, mit dem der junge Kronprinz während jenes Unterrichtes gegen jenen Mangel einer spezifischen Begabung für die Kunst anzukämpfen suchte. Dieser Fleiß brachte den jungen Kronprinzen denn auch so weit, daß er später, nachdem er zur Dienstleistung beim Garde-Dräger-Regiment eingeteilt wurde, den Gesangs-Unterricht seiner Garde-Dräger theoretiisch und praktisch fördern konnte. War aber Friedrich III. die Ausübung der Kunst als Kunst persönlich verlag, so wußte er doch ihre künstlerische und ethische Bedeutung alle Tage seines Lebens zu schätzen. Von Jugend auf war er ein Förderer der Musik, ein Freund des Gesanges, und sein inniges Kunstverständnis rühmte alle Künstler, welche je Gelegenheit hatten, vor ihm spielen und singen zu dürfen. Diese Liebe für die Kunst und für das Schöne betätigte sich schon in jungen Jahren und insbesondere auf seinen Reisen nach Italien, wo die Weihnachtsschneise in der Peterskirche und das Miserere am Karfreitag in der Sixtinischen Kapelle ein ganz besonderes Interesse für ihn erregten und in unvergesslicher Erinnerung fortlebten.

Als Prinz Friedrich Wilhelm durch Verheiratung mit der englischen Prinzessin Viktoria in rege Beziehung zu der englischen Königsfamilie trat, steigerte sich diese Teilnahme für die Musik, welche in jener Fürstlichen Familie von jeher eifrig Pflege gefunden hat. Die Kronprinzessin war vor allem eine eifrige Freundin der Tonkunst; sie komponierte selbst Sonaten und kleine Musikstücke und wußte das Interesse ihres erlauchten Gemahls auch für diesen Zweig der Kunst stets lebhaft zu wecken. Mit Enthusiasmus wendete sich das erlauchte Paar nach seiner Verheiratung der Pflege aller Zweige der Kunst zu, welche auf diesem bisher in Preußen von oben herab so wenig gepflegten Gebiet nimmer gedehlt empormachen sollten. Die persönliche Beziehung zu der Künstlerwelt gestaltete sich lebhaft und herzlich; die Musikabende im Kronprinzenlichen Schlosse zu Berlin bildeten sich zu wahrhaft klassischen Festen aus, an denen hauptsächlich teilzunehmen die hervorragenden Musik- und Ge-

sangskünstler es sich ein Vierteljahrhundert hindurch zur höchsten Ehre angedehnt haben und die mit anhöhen zu dürfen, in der aristokratischen Berliner Gesellschaft stets als eine besondere hohe Auszeichnung galt. Hier wurden nur die ausserordentlichen künstlerischen Genüsse dargeboten; vor allem wurde die klassische Musik bevorzugt, Beethoven und Mozart natürlich in erster Reihe, daneben aber auch Schubert, Bach, Gluck, von späteren Mendelssohn und Meyerbeer und endlich Richard Wagner.

Es ist begreiflich, daß ein Fürst von so innigem Kunstverständnis wie Kaiser Friedrich III. und von einem so glühenden deutschen Nationalgefühl einem Künstler wie Richard Wagner gegenüber ein hohes Interesse an den Tag legen mußte. Dieses Interesse aber datiert nicht erst von der Zeit an, wo Richard Wagner zu allgemeiner Bedeutung gelangt und der Wagnerkultus in Berlin — vornehmlich durch die eifrige Betätigung der Gräfin Schlegel — zur allgemeinen Mode geworden war. Schon in der Periode seines Lebens, da Richard Wagner noch als unbekannter und Verachteter in Zürich lebte, interessierte sich Prinz Friedrich Wilhelm, der den ersten Aufführungen von „Tannhäuser“ und „Lohengrin“ in Weimar beigewohnt hatte und namentlich die erste Oper besonders liebte, für den Komponisten. Wagner wußte dies auch sehr wohl und sein täglich herausgekommener Briefwechsel mit Franz Liszt legt wiederholt davon Zeugnis ab. So oft er einen Versuch machte, um die Erlaubnis zu der Rückkehr nach der Heimat für sich zu erlangen, denkt er an die Protektion des Prinzen Friedrich Wilhelm, und so oft er in Berlin etwas durchsetzen will, wendet er sich — auch in späteren Jahren noch und wiederholt von Barentsch aus — an den Kronprinzen des Deutschen Reichs, von dem er genau weiß, daß er ein eifriger Förderer jedes echt künstlerischen Schaffens sei, welcher Schule daselbe auch angehört und welche Ziele es auch verfolge, wenn es nur aus rein künstlerischen Motiven hervorgegangen sei.

So wie Wagner, so waren auch Franz Liszt, Josef Joachim, Max Bruch, W. Taubert und viele andere Künstler und Künstlerinnen, wie Jenny Lind, Pauline Viardot, Désirée Artôt, Pauline Lucca, Albert Niemann, Franz Weg und andere die Lieblinge des Kronprinzen, deren musikalischen und Gesangsbeiträgen er mit innigem Vergnügen und seinem Kunstverständnis lauschte.

Eine besondere Liebe wendete Friedrich III. schon als Kronprinz der deutschen Musik zu, und es ist interessant, zu bemerken, daß sein ritterlich deutscher Sinn sich schon zu jener Zeit an der Gesangsweise eines mutigen Kampfliebes besonders zu erfreuen pflegte, lange ehe daselbe in unvergänglicher Zeit seine nationale Weihe erhalten sollte. Auf seinen besonderen Wunsch mußte schon am 16. September 1861 auf Schloß Brühl der Bonner Männergesangsverein „Concordia“ vor der Kronprinzessin — „die Nacht am Rhein“ singen, welches Lied der Kronprinz besonders liebte. Ja, er vergoß Thränen der Rührung, so oft ihm in London oder Rom dieses Lied erklang und die Förderung deutschen Gesanges auch in der Fremde galt ihm stets als seine Lieblings Sorge. Wie eifrig Friedrich III. schon als Kronprinz die deutsche Kunst förderte, davon wußte der verstorbene General-Intendant der königlichen Schauspiele in Berlin, Gottho von Gyllen, viel zu berichten, dessen Erinnerungen, die gegenwärtig von Frau Helene von Gyllen in der „Deutschen Revue“ stückweise veröffentlicht werden, sicher manche wertvolle Mitteilung über den Einfluß enthalten, welche der verstorbene Kaiser nach Maßgabe der Verhältnisse auch auf die Entwicklung der Oper in Berlin ausgeübt hat. In erster Reihe standen dem Fürsten dabei die Heranziehung deutscher Komponisten, die Förderung deutscher Musik und die Schaffung nationaler Motive und deutschen Geistes in einer regenerierten Oper als leuchtendes Ideal vor Augen. In den Heim- und Festezeiten der Kunst war der verstorbene Kaiser ein häufiger Gast; die reinsten Freunden und ehesten Freunde suchte und fand er im Reiche des Schönen. Kein hervorragendes Konzert in der Singakademie, keine bedeutsame Musikaufführung im Opernhaus ließ er unbeachtet. Sein gebiegender, feingebildeter Sinn fand indes nie Gefallen an der leichten Musik, welche fremden Stempel trug, und an den flüchtigen Tageserzeugnissen, welche wie die Wellen kommen und gehen.

So war es denn nur eine heilige Pflicht, die die Akademie der Künste in Berlin erfüllte, als sie den Kronprinzen für seine legerische Tätigkeit im Interesse der Kunst, für seine fördernde Teilnahme und Aufmerksamkeit, ja für seinen mächtigen Schutz, den er allen Künsten angedeihen ließ, im Juni 1874 zu

ihrem Ehrenmitgliede ernannte. Und in dem Antwortschreiben des Kronprinzen hieß es: „Je höher ich den Wert dieser seltenen und ehrenvollen Auszeichnung zu schätzen weiß, desto mehr bin ich mir bewußt, dieselbe anzunehmen dem Interesse zu verdanken, welches ich der vaterländischen Kunst und ihrer Pflege widme. Es ist mir Bedürfnis, bei dieser Gelegenheit auszusprechen, daß mein ernstes Streben allezeit darauf gerichtet sein wird, jenes Interesse, so Gott will, wirksam und erfolgreich zu betätigen.“ Und diese Betätigung erfüllte der Kronprinz alle Tage seines Lebens; die bildende Kunst erregte sich seiner hohen Teilnahme. Aber auch die Musik fand, wie bereits gesagt, eine Nische in seinem Palaste — und als ein Jahr darauf im Februar 1875, jenes berühmte Kostümfest im kronprinzenlichen Palais zur Erinnerung an eine große Epoche in der Entwicklung der Künste, an das Zeitalter der medicäischen Fürsten, gefeiert wurde, trat auch die Musik in ihre Rechte. Die Guldigung der Kunst wurde durch 8 Sänger eingeleitet, welche der Kunst der Liebe in einem alten Madrigal aus jener Väterzeit kundgaben. Sodann hielt eine Gesangschor aus dem Orient unter den Klängen des türkischen Marches aus Beethoven's „Näun von Athen“ ihren Einzug. Es folgten die Kinder Italiens unter den schwebenden Tönen einer Tarantella und in rascher nationaler Bewegung endlich eine spanische Quadrille mit ihrer eigentümlichen schwer-mühtigen Melodie. Wie heiter die italienischen Laute erklangen, so selbst melancholisch klangen diese Hymnen, unter denen die Bewohner aus dem Lande der einsigen Stühlen einzogen! Und auch das große Kostümfest, welches von den Berliner Künstlern zur Feier der silbernen Hochzeit des allgemein beliebten Kronprinzenpaars veranstaltet wurde, entbehrt nicht der Guldigung der Musik. Schon am Morgen wurde diese Guldigung durch eine Deputation der Akademie der Künste dargebracht, in der die Tonkunst durch Männer wie: Taubert, Spitta, Schulz und Madere vertreten waren. Aus den hervorragenden Schülern der Hochschule für Musik war ein Chor gebildet worden, welcher eine von Max Jordan gebildete und von W. Taubert komponierte Festhymne unter Leitung des Professors Schulze, in wunderhoffer Weise a capella vortrug, und welche das Jubelpaar in tiefe Rührung versetzte.

Das Kostümfest des Abends aber, für das alle Künste in Bewegung gesetzt waren, gipfelte in dem Preis der Minne, deren Nacht durch alle Zeitalter und Nationen hindurch verblüht werden sollten. Es ist natürlich, daß auch in dem Preis der Minne die Gesänge und Klänge der Musik nicht fehlen durften, um dem hohen Beschauer der Künste ihr laute Guldigung darzubringen und zugleich die Erinnerung an die glänzenden Zeiten der Kunstgeschichte wach zu rufen.

Das Interesse für die Kunst geleitete Friedrich III. durch das ganze Leben. War es ihm verlag, als ausübender Künstler selbst schaffen zu können, so war er dafür ein feiner Hörer, ein aufmerksamer Beobachter, ein inniger Förderer der Kunst. Die Kunst verdienstet ja dadurch ihren Namen, daß sie ein Können sei, nicht nur bei dem schaffenden Künstler, sondern auch bei dem empfangenden Kunstfreunde; denn die Kunst zu verstehen, ist auch eine Kunst, und diese Kunst verstand der Fürst gegenüber Kaiser Friedrich III. in hohem Maße. Sie war ihm eine Trösterin in jedem Leid, eine Freundin in jeder guten und schweren Stunde; auch bei ihr galten ihm Einfachheit, Wahrheit und Natürlichkeit als die wahre Quelle alles Schönen. Was ihm besonders zur Musik hingog, war, wie er sich oft selbst ausdrückte, die Tatsache, daß sich ihm ganz bestimmte Anschauungen und Erfahrungen bei ihren Tönen bildeten, daß er sich der Klangbilder, die zu entstanden, freuen, und an bestimmte Dinge, Personen, Ereignisse und Erlebnisse denken konnte, die die musikalische Tonreihe in ihm hervorgerufen hatte. Wie Luther war ihm die Musik „eine große Disziplin und Zuchtmeisterin, so die Leute gelinder, sanftmütiger und vernünftiger macht, eine herrliche Gabe Gottes und nahe der Theologie.“ Auch er hielt gleich dem genannten Reformator, den er verehrte und liebte, „Frau Musica in Ehren“ alle Tage seines Lebens und die Tonkunst war es, welche dem Fürsten ihren Dank dadurch an den Tag legte, daß sie ihm noch die letzten schweren Tage und Stunden seines Daseins durch den Trost der Töne erträglich machte.

Der Chor der Zwölf-Apostelkirche in Berlin mußte wiederholt am Krankenbette des Kaisers erscheinen, um dort verschiedene religiöse Lieder — insbesondere den einen: „In allen meinen Taten laß ich den Höchsten raten“ — vorzutragen, die dem

Kaiser aus den mannigfachen Lebensstimmungen heraus besonders aus Herz gewachsen waren, und auf den Schwingen der Musik erhob sich seine Seele in solchen Stunden über alle Trübungen der Endlichkeit zur reinen Harmonie des Schönen und Wahren.

Als Kaiser Friedrich III. mit der Todeswunde in der Brust vor wenigen Wochen nach Schloß Friedrichskron, wo er das Licht der Welt zuerst erblickt, gebracht wurde, da war es der erste seiner Wünsche, daß man das Glockenspiel des Turmes, aus dem Choral stellen sollte: „Was Gott thut, das ist wohlthat.“ Und diese Melodie erklang auch durch die reine Luft über die Wipfel des grünen Parks hinüber in alle Weiten, als man das, was sterblich war von Friedrich III., zur kühlen Gruft bettete! Und so bleibt auch uns nichts als der Trost: „Was Gott thut, das ist wohlthaten,“ und mit dem Dichter kagen wir:

Zwei Sterne sind untergegangen,  
Die uns den Himmel geschnitten;  
Zwei Augen sind uns erloschen,  
Die segnend auf uns geblickt.

Ein Herz voll Güte und Liebe,  
Das ewig nun nicht mehr schlägt —  
O Deutschland, armes Deutschland,  
Was wurde dir auferlegt!



## Die Tage der Rosen.

Erinnerungsblatt von J. Ball.

### I.

„Ihr Frühling singt, weil das Leben noch malt,  
„Noch ist die blühende, goldene Zeit,  
„Noch sind die Tage der Rosen!“  
D. Roquette.

**D**er Juni hatte seine volle Blütenpracht über das sonnige Rheinland ausgebreitet; die meisten Blütenkerne des Jasmins leuchteten aus dunklem Grün hervor, und über die Felsenränder des Molandsberges spannen wilde Rosenranken ihr blühendes Netz.

Der Tag war verhaucht; auf den leise murrenden Wellen des herrlichen Stroms spielten die flimmernden Lichtreflexe des Silbermonds. Sommerabend am Rhein! Was wäre deinem Zauber zu vergleichen! —

Nicht am Ufer des Flusses stand ein zierliches Haus, ganz eingepaßt in Clematis und Neben; das riesige Römerglas auf dem kunstvollen Thürschilde beriet, daß hier den Durstigen ein guter Trank kredenzt werde. Hier war es denn auch, wo die frühlichen Bonner Studenten sich zu versammeln und den rheinischen Weingessern zu huldigen pflegten, und manches junge Blut behielt sein Lebenlang die Erinnerung an das Plätschen auf der Terrasse, an welche die Wellen des Rheins hinaussäumten.

Durch den schimmernden Mondschein schritten vier gute Gefellen dem gastlichen Hause zu; kräftige Jünglingsgestalten, doch eine unter ihnen ragte wie eine junge Tanne hervor, ausgezeichnet durch schlanken, geschmeidigen Wüchsbau, durch ein offenes, schönes Gesicht, aus dem ein Paar Blauaugen klug und treuherzig in die Welt sahen.

„Was ist's, wollen wir noch beim Römerwirt einkehren, Königliche Hoheit?“ fragte ihn nun einer seiner Begleiter.

„Ich bin's zufrieden,“ erwiderte er, „vorangesetzt, daß ihr die Königliche Hoheit beiseite laßt und euch erinnert, daß ich Student bin wie ihr drei und Fritz heiße!“

„So kommt, wir —“  
„In die Worte hinein tönte ein wunderbarer Klang. War es die Nachtigall, die vor dem Verstummen noch einmal in mondbelegelter Zinnigkeit ihren Zauberlang erklingen ließ? Mühselten, es war eine Frauenstimme von so holdseligem Klange, daß die Lauscher gebannt stehen blieben.“

„Das alles heut der prächt'ge Rhein  
An seinem Nebenstrand,  
Und spiegelt recht im hellsten Schein  
Das ganze Vaterland.“

Das fromme, treue Vaterland  
In seiner vollen Pracht,  
Mit Lust und Liebern allerhand  
Vom lieben Gott bedacht!“

So tönte es von der Terrasse zu den Jünglingen nieder, und als seien die Töne goldene Magnete, die sie unwiderstehlich anzogen, so eilten sie dem Hause zu. Den Umweg durch dasselbe verschmähend, kletterten sie an dem Nebenpalast in die Höhe und gelangten in wenig Sekunden glücklich dorthin, wo das herrliche Lied erklangen war. Als sie sich leichtfüßig über die Balustrade schlangen, sagte Fritz lebhaft: „Ich muß sie noch einmal hören! Soviel habe ich bei Taubert und Kullak auch gelernt, um zu wissen, daß eben eine große Künstlerin gelungen hat!“ Auf der Terrasse wob ein mildes Dämmerlicht, so daß man nur unendlich eine schlanke zarte Frauen-gestalt erblickte, die an einem kleinen altmodischen Klavier saß, und ihre Hände leicht über die Tasten gleiten ließ.

Die Studenten zogen den Wirt, der ihnen gefolgt war, beiseite, um ihn über die Sängerin auszuforschen. „Vater Römer“ — so war sein Nedname bei seinen jugendlichen Gästen — zuckte diplomatisch die Achseln und behauptete, nichts zu wissen. „Sie ist heute angekommen, hat sofort meine Frau, mein ganzes Haus, mich selbst beehrt, so daß ich ihr auf ihren Wunsch eigenhändig das kostbarste Kleinod der Familie, das Klavier, hierher auf die feuchte Terrasse gehoben habe. Wer sie ist, weiß ich nicht, aber sie singt wie —“ „Ein Engel!“ fiel Fritz enthusiastisch ein, „und Vater Römer, Ihr müßt dafür sorgen, daß wir sie noch einmal hören!“

Schnelzugel schied sich der Römerwirt an, den Geländern der stürmischen Jugend zu spielen; er bat in den zartesten Ausdrücken um Entschuldigung für deren allzulebhaftes Eindringen, und bat flehentlich, die Gnädige möge sich erweichen lassen und noch einmal, ein einziges Mal singen!

Da hörten die gelpaßt ihrer Antwort Harren-ben ein silbernes Aufklappen, dann glitten die Finger wieder über die Tasten und vollendend, süß bezaubernd klang es hinaus in die wonnige Mondnacht:

„Der Rhein, und immer wieder  
In jedem Lied, der Rhein!  
Weißt du nicht andere Lieber,  
Als nur von ihm allein?“

„Ich weiß nicht vieles andre,  
's ist so mein wider Schlag,  
Ich sing ihn, wenn ich wandre  
Und wandre Tag für Tag.“

Welch eine wunderbare Stimme war das! Wie die Verführung des Zaubers der linden Nacht, des silbernen Mondlichtes, des Duftes aus unzähligen Rosenfeldern, so schwebt sie dahin, jedes Herz bestrickend, in einen unlöslichen Bann ziehend, in einen um so unlöslicheren, als man fühlte: in dieser Stimme hebt eine reine, reiche, tiefempfindende Menschenseele. —

Und weiter klang es:

„Nuh ich auf Bergespitzen  
Und schau hinab ins Thal,  
Sch ich die Wogen blühen  
Im warmen Sonnenstrahl.“

„Sie rauschen von den Tagen  
Der längst vergangenen Zeit,  
Von Liebe, Lust und Klagen,  
Von deutscher Herrlichkeit!“

Das Entzücken der Zuhörer kannte keine Grenzen; sie waren berauscht von dieser Stimme, welche zu jauchzen und zu schluchzen wußte, von diesem Gesange, in welchem sich die höchste Kunst mit der schönsten Natur vereinigte.

Rühn gemacht durch die Begeisterung, drang einer der Studenten aus dem Winkel der Terrasse, in den sich alle beiseite zurückgezogen hatten und rief: „Kommen Sie in das Mondlicht, damit wir Ihre Blicke sehen und wissen, wer so himmlische Weisen singt!“

Die Sängerin wich tiefer in den Schatten zurück und antwortete nendend: „Nein, nein, das geht nicht, ich bin inkognito!“

„Da scheinen wir fast alle inkognito zu sein,“ flüsterte die Stimme des einen Studiengenossen dem blonden Fritz zu; aber dieser hörte ihn nicht. In seinen blauen Augen flammte es auf, und ungesühnt aufspringend, stieß er hervor: „Es ist Jenny Lind! Es kann nur Jenny Lind sein!“

In den Schatten der überhängenden Blätter-rauten einbringen, einen großen Strauch wilder Rosen, den er auf dem Wege nach Molandsied gepflückt, in die Hand der Sängerin drücken und sie in den Lichtkreis hinein ziehen, schien das Wert eines Augenblicks.

Und es war Jenny Lind! Das Mondlicht lag auf dem feinen, klaren Gesicht, flimmerte auf den blonden Locken der großen berühmten Künstlerin, die die Welt zu ihren Füßen sah.

Lächelnd nahm sie den enthusiastischen Dank der Jünglinge entgegen. „Eigentlich sollte ich so dem Umgestüm jähren,“ meinte sie, „aber man kann den Jörn in Molandsied schwer aufrechterhalten, zumal, wenn der Mond scheint, ist es gar zu schön hier!“

„Gar zu schön,“ wiederholte Fritz, „und Sie, quädiges Fräulein, haben uns durch Ihren himmlischen Gesang die Schönheit doppelt zur Empfindung gebracht.“

„Wie die Wellen plaudern und küstern, wie der Drachentfels impalant sein mächtig Haupt erhebt!“ sagte Jenny Lind, sich über die Balustrade zum Rhein hinabbeugend. Die Studenten stimmten ein zum Lobe des schönen Fleckchens Erde; sie priesen das Sieben-gebirge, das seine wunderbaren Bänke gegen den Himmel zeichnete, den kühlen, schattigen Buchenwald, der gleich prächtigem Mantel den Berg des Helben Moland umgibt, priesen das freie, heitere Leben am Rhein, und den Feuertrank seiner Neben.

„Und doch, was mich am meisten entzückt hier,“ erwiderte Fritz auf die Schilderungen der Freunde, „ist noch etwas anderes; etwas, das Sie ausgebrückt haben, als Sie sangen:

„Sie rauschen von den Tagen  
Der längst vergangenen Zeit,  
Von Liebe, Lust und Klagen,  
Von deutscher Herrlichkeit!“

Von deutscher Herrlichkeit! Nirgends kommt mir dieselbe so zum Bewußtsein, als hier, am Ufer des deutschen Stromes, den der deutsche Wald umrauscht. Deutschland, Deutschland über alles! Ich möchte meine Arme schüßend ausbreiten über den Rhein, und wie der Held dort oben mit dem Drachen kämpfte, kämpfen, streiten bis aufs Blut, gegen seine, gegen Deutschlands Feinde!“

Er war aufgesprungen. Jenny Lind schaute unverwandt in sein strahlendes Gesicht; Thränen glänzten in ihren schönen Augen.

„Wenn ich eine Stimme hätte, wie die der schwedischen Nachtigall,“ sagte der Jüngling leiser und ruhiger, „so würde ich meine Empfindungen hier schon überzeugendswoll einfließen können, aber —“

„Gi,“ erwiderte Jenny, „Sie sind Student, mein junger unbekannter Freund, alle Studenten können singen, das weiß ich aus den unzähligen Ständen, die sie mir schon gebracht haben! Also frisch ans Werk! Zeit und Stunde sind dazu angesetzt wie selten! Geben Sie meinem Gesange Antwort in einem Liede, welches Ihre Gedanken widerpiegelt!“

Ihrem Drängen folgend, setzte sich einer der Studenten ans Klavier, auf welchem Fritz Römer ein paar Windlichter entzündet hatte, und Fritz sang:

„Was bläsen die Trompeten, Füllaren heraus!  
Wie Geschmetter der Siegesfanfaren tönte die frische Jünglingsstimme hinaus in die schweigende Landschaft, als wolle er alle die Felder aufwecken, die schon am Rhein, um den Rhein stritten und litten, klang es:

„Dem Siege entgegen, zum Rhein, über'n Rhein!  
Du tapferer Degen in Frankreich hinein!“

Aufmerksam und ergriffen lauschte Jenny Lind; „ein schönes, herrliches Lied!“ sagte sie leise, „ich möchte es auch singen können.“

„Möchten Sie,“ jauchzte Fritz, „o, das wäre ja die schönste Weiße jeder Stunde!“

Und nun entwickelte sich eine reizvolle Szene; Jenny Lind, die große Künstlerin, zeigte sich als eifrige Schülerin, und während die Melodie auf dem Klavier leise weiter ging, lehrte Fritz sie die Worte des Liedes.

Voller und mächtiger schwoh die Wüßliche Stimme und als in ihren unvergleichlichen Zauber gekleidet, die Schlussworte:

„Dem Siege entgegen, zum Rhein, über'n Rhein!  
Du tapferer Degen, in Frankreich hinein!“

wie Orgelton und Glockenlang über den rauschenden Strom dahin brausten, da bemächtigte sich der Zuhörer eine Bewegung ohnegleichen.

„Dant, Dant!“ sprach Fritz, als er der Rede wieder mächtig war. „Wenn der Himmel einst meinen Wunsch erfüllt und es mir vergönnt, mit meinem Schwerte die Raben zu verschuchen, für Deutschland,

für den deutschen Rhein zu kämpfen, die Erinnerung an dies Lieb, von Ihnen gelungen, wird mich stets umklingen und mich geleiten in Kampf und Streit!"

Da klang draußen weich und lockend ein Posthorn; Jenny Lind erhob sich. „Ich muß fort," sagte sie, „in wenig Wochen trägt mich das Meer hinüber in die neue Welt. Auch ich werde dieses Abends nicht vergessen; zur Erinnerung nehme ich diese Rosen mit, gern aber wüßte ich auch den Namen dessen, der sie mir gab, und der mich das deutsche, herrliche Lieb lehrte!"

Sie blinnte fragend in dem kleinen Kreise umher, aber ehe einer der Jünglinge antworten konnte, erschien in der Thür eine imponierende Greisengestalt. Die Studenten erhoben sich ehrfurchtsvoll und küßten: „Ernst Moritz Arndt!" „Ja, Ernst Moritz Arndt," wiederholte der Greis, sich an Jenny Lind wendend, „Ernst Moritz Arndt, welcher, als Deutschland mit dem Erbfeinde rang, jenes Lieb schrieb, das so wun-

Aber, wer war es, der als erster die Truppen zum Rhein, übern Rhein führte, der die ersten glänzenden Siege gewann, von dem das Lieb sagte:

„Trum ist es zu empfehlen für alle Zeit,  
Als gebiegne Mühlstetüre,  
Von Kronprinz Friedrich die Ehrenarbeit:  
Die Weisenburg-Duertüre!"\*

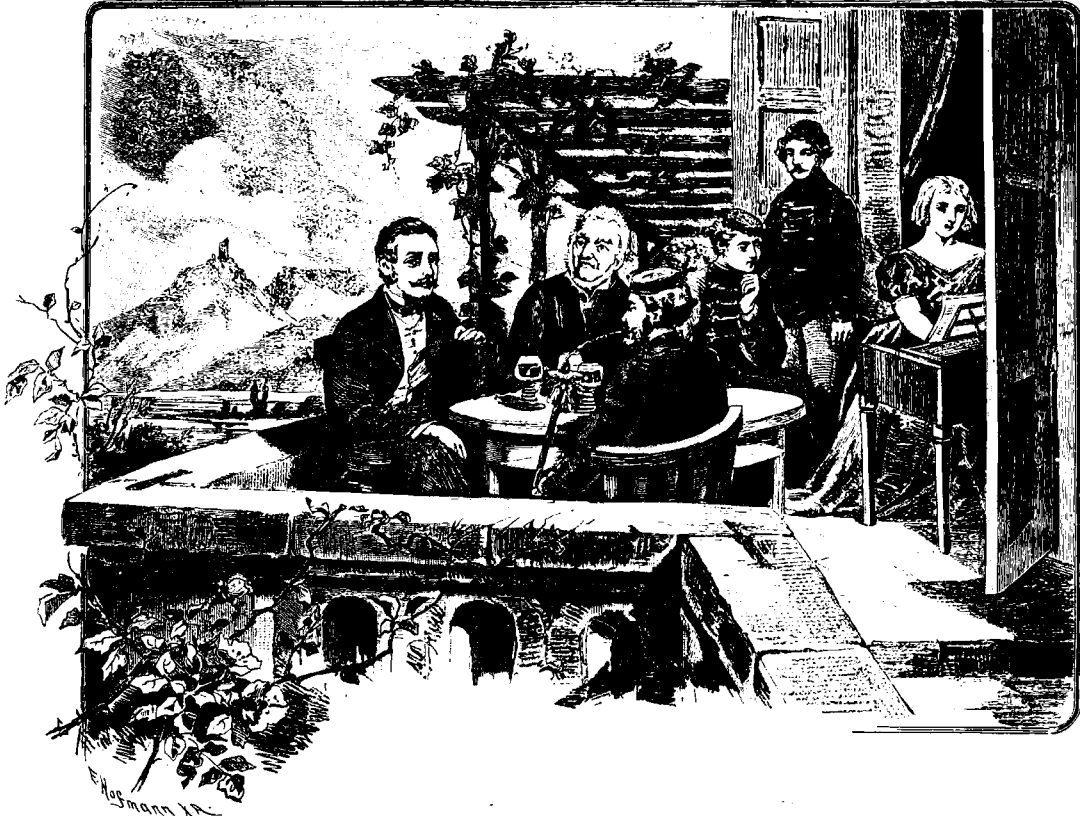
Das war der preussische Königssohn, der unerschrockene Streiter, der Löwe von Weisenburg und Bärth! Gleich einem Helben der alten Götterlage ist er in den Kampf gezogen, und wo das Licht seiner blauen Augen blies, da gewannen die deutschen Waffen Sieg auf Sieg.

Wieder sind die Tage der Rosen, wieder ist es kührender Juni. Der Rosenmond bringt der jungen Kaiserstadt Berlin einen Tag so schön, so glänzend, wie sie noch keinen sah, einen Tag aber auch, den

„Dem Siege entgegen, zum Rhein, übern Rhein!  
Du tapferer Dejan in Frankreich hinein!"

Der Kronprinz stukt; blickgleich durchbebt ihn die Erinnerung an jenen Sommerabend am Rhein vor einundzwanzig Jahren, an sein Lieb, an Jenny Lind! Nur sie kann ihm den Strauß gependet haben. Doch wie er auch die Blide forschend zurückfliegen läßt, es ist unmöglich in dem Menschengewoge das zarte Gesicht der schwedischen Nachtigall herauszufinden. So muß er sich mit ihrem Blumenarabe begnügen.

Aber nicht gar lange danach, da traf er noch einmal mit ihr zusammen, und sie sang ihm zur großen Verwunderung der Nächstengehenden, welche die Wahl der Künstlerin nicht begreifen konnten, das begeisterte Lied vom Feldmarschall. Der siegreiche Held aber sagte ihr zum Vant, daß die Erinnerung an ihren Gesang am Rhein ihn nicht verlassen, daß sie mit gezogen sei „in Frankreich hinein" und die musika-



bervoll, so begeistert von Ihren Lippen tönte. Wenn Sie aber, holde Sängerin, nach Jenen — er deutete auf Fritz — fragen, so will ich Ihnen für ihn Antwort geben! Er nennt sich: Königliche Hoheit Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen! Gott segne seine Liebe zum deutschen Vaterlande, Gott segne seine Waffen, und führe ihn, wenn es einmal zu streiten gilt, dem Siege entgegen zum Rhein, übern Rhein!"

Eine gute Weile wurde nun der Feier der seltsamen Begegnung geweiht; Jenny Lind sang endlich noch ein inniges Abschiedslied und fort ging's, fort in die helle Mondnacht hinein.

## II.

„Seht, er kommt, von Sieg umringt!  
Fluten tönt, belebt den Tanz.  
Mythenwelt und Rosen schlingt  
In des Jünglings Vorbeertrank!"

Jahre sind vergangen, Jahrzehnte. Für Deutschland ist eine große Zeit gekommen, deren Gedenktage Mio mit demantenen Griffel ins Buch der Weltgeschichte schreibt. Nach hartem Kampfe, nach blutigen Streit ist das Morgenrot golden emporgefrühen: Deutschland ist einig, Deutschland hat einen Kaiser!

sie feiert, wie sie noch keinen gefeiert hat: die siegreichen Truppen halten ihren Einzug durch das Brandenburger Thor, ihren mächtigen Heerführer folgend. Voran reitet der Kaiser Weisbart, Wilhelm, der Vielgeliebte.

Neben ihm sein herrlicher Sohn, Kronprinz Friedrich Wilhelm. Golden flimmert sein Wappenschmuck, golden das Haupthaar, der Bart, der das schöne, männliche Antlitz umgibt. Hochaufgerichtet ist die prächtige Helbengestalt. So schaute wohl Siegfried, der Riese aus, als er kampffroh heimkam vom getöteten Lindwurm!

Jubeln und Saugen ohne Maß, ohne Ende empfängt die Sieger, die wie durch Vorbeerhaine ihren Einzug halten.

Da fällt in die grünen Kränze, die reich auf den jugendlichen Helben Friedrich Wilhelm herabregnen, ein Rosenstrauch. Gewandt fängt seine Hand ihn auf — doch wie er seinen Duft einatmen will, fällt ihm ein angefeuchtes weißes Briefblatt in die Augen, darauf stehen die Worte:

\* Gedicht von Johannes Brüll.

liche Begleitung gebildet habe zu seiner ersten Waffenthat, zur Erstürmung des Weisberges bei Weisenburg. —

## III.

„Klagen und Liden blühen  
Auch auf des Friedhofs stillen Plan,  
Johannisgrüße auszusprechen  
In diesen weiten Ocean.  
Und aus den Reihen, unerrüdet,  
Den Gräbern eine Stimme spricht:  
Ihr, die ich hilfreich oft beglückt,  
Vergeßt für mich die Rosen nicht!"

Ueber die Tage der Rosen breitet sich ein dunkler Trauerflor: zahllos wie die Taustropfen der Juni-nacht sind die Thränen, die allerorten fließen im Deutschen Reiche und weit über seine Grenzen hinaus. Denn Kaiser Friedrich ist heimgegangen! „Unser Fritz" — wie ihn seit Jahren jeder Deutsche in schwärmerischer Liebe, in bewundernder Begeisterung nannte, hat sein Volk verlassen! —

Die mächtige Erde, welche der brandendste Sturm weder beugen noch brechen konnte, ist dem Nagen eines heimtückischen Wurmes erlegen. Der herrliche Riese, der Schlachten gewann wie Albrecht Adill, der



Hollennitter, er, der unbezwinglich war, der bleiche Tod hat ihn waffenlos gemacht, hat ihn bezwungen.

Vor sechs Jahren, auch in den Tagen der Rosen war es, da hielt der hochgeliebte Kaiser Wilhelm seinen erstgeborenen Lenz im Arm und, von der Freude des Augenblicks bewältigt, brachte er, seinen Sohn und seinen ältesten Enkel freudig, nur die beiden Worte über die Lippen: „Der Kaiser!“ Das war ein glücklicher Moment in der Geschichte des Hohenzollern-Hauses. Seitdem ist der Tod gekommen und hat grausam zwei Blüten des glorreichen Geschlechtes geknickt. Die Bäume im Parke von Friedrichsruh rauchsen, von Sturm und Regen gepeitscht ein trauriges Lied von der Vergänglichkeit menschlichen Daseins; sie boten noch vor wenig Tagen, dem letzten der edlen Toten, den das Schloß beherbergt, Schatten und erfrischende Kühle. Und die Klage wandert Fluß ab und Fluß auf, aus der Ebene empor zu den Bergen und hinunter zum Meer: ein Kaiser ist gestorben, in dessen Krone das schönste Juwel die reinste Menschlichkeit, das unübertreffliche Wohlwollen war. Wenn es jemals einen Staubgebornen gab, dem die Natur mit verschwenderischer Hand die Fähigkeit verlieh, die Herzen zu gewinnen, so war es Kaiser Friedrich, — er ist von Jugend an ein Liebling der Menschen gewesen. Dem Lichtgott Walbur vergleichbar, dessen siegbarste Schönheit auch ihn schmückte, und der zur blüthenreichen Sonnenwende sein strahlendes Dasein verlassen mußte, schied auch Kaiser Friedrich dahin „in den Tagen der Rosen!“

Bereits ist der edle Held mit einfachem militärischem Geleite, wie er es selbst gewünscht, zur letzten Ruhestätte getragen worden. Vielleicht tönte in die Trauerflaute leise die Melodie jenes Kriegs- und Siegesliedes hinein; wir aber wandeln seine Schlussworte also:

„Du tapferer Degen, zum Frieden geh' ein!“  
und legen nummernvoll einen Strauß weißer Rosen auf das Kaisergrab. Es sind ja die Tage der Rosen.



## Glücks Muse.

Von E. Gerhardt.

Zur Erinnerung an des Meisters Geburtstag (2. Juli).

Es war im Winter des Jahres 1748. In der lustigen Kaiserstadt Wien stand das gesellschaftliche Leben in höchster Blüte; am Hofe der künftigen Kaiserin Maria Theresia folgte ein glänzendes Fest dem andern und niemals durfte bei demselben eine musikalische Aufführung fehlen; der hohen Frau ahmte die Aristokratie nach und die reichen Bürgerfamilien suchten eine Ehre darin, es wiederum dieser zuvor zu thun.

In einem reichen Januarabend gab der reiche Kaufmann Warburger eine seiner jährlichen großen Gesellschaften, zu denen nicht nur seine Standesgegnossen Zutritt hatten, sondern in denen man auch viele Vertreter des Adels und berühmte Künstler traf.

Nach den ersten Begrüßungen trug die im Zenith ihrer Schönheit und ihres Ruhmes stehende Sängerin Vittoria Tesi eine Arie aus der im Frühjahr zu Ehren des Geburtstages der Kaiserin gegebenen Oper, „La Semiramide“ von Christof Willibald Gluck, vor. Wie jubelnder Verhängungslaut erklang ihre herrliche Stimme und lauter Beifall lohnte ihr am Schluß. Sie aber neigte sich lächelnd zu dem stattlichen Manne, der sie begleitete, nieder und bat ihn, sie abzulassen. Er nickte nur und dann erbraute das Instrument unter den Meisterhänden des damals schon hoch gefeierten Schöpfers der erwähnten Oper. Ein Tongemälde erblühte unter ihnen, farbenreich und prächtig, wie eine italienische Landschaft. Es war, als hörte man das Brausen der Meereswogen und den Gesang der Gondolieri: Santa Lucia! aber allmählich verstummten die fremden Klänge und aus all den Tönen rang sich siegreich und klar die einfache, rührende Melodie eines österreichischen Volksliedes empor mit dem Refrain: „Möchte halt lieber sterben, dann hätt' 's Leid doch ein End!“

Während Gluck spielte, hatten zwei späte Gäste den Saal betreten, ein alter Herr mit strengen Gesichtszügen und ein junges Mädchen in lichtblauen

Gewande. Bald standen sie in der Nähe des Flügel und als der Spielende gendete, traf sein Blick die schlankste Gestalt, das holde, von lichtbraunen Haaren umgebene Antlitz, zwei blaue Augen, die im Feuer der Begeisterung strahlten. Da überhörte er alle Lobspprüche, mit welchen man ihn überhäufte und drängte sich rücksichtslos zu dem schönen Mädchen, das ihm von Herrn Warburger als Marianna Bergin vorgestellt wurde.

„Hat Euch mein Spiel befriedigt?“ fragte er weich.

Ein Beben überzog sie; sie deutete auf die Noten in ihrer Hand. „Ihr seht es an meinen Thränen, die diese Blüten betaut.“

„O, köstlicher Tau!“ rief er flammend, „laßt mich ihn trinken und gönnt mir die Rosen! Sie sollen mir für alle Zeiten geweiht sein!“

Willens überließ sie ihm die dankende Spende, die er an seine Lippen zog, — niemand hatte acht auf die beiden, nur einer sah des Komponisten bewundernden Blick, nur einer sah des Mädchens glühendes Erröten, und dieser eine war Mariannas Vater, der Kaufmann Bergin.

Schnell trat er hinzu und sagte eilig: „Mein Kind, du scheinst nicht wohl zu sein, denn du wechselst beständig die Farbe. Ich werde dich nach Hause führen; mein Herr, Ihr verzicht!“

„Vater!“ bat Marianna erschrocken, „ich fühle mich vollkommen wohl, bitte, laßt uns bleiben!“

Gluck vereinte seine Bitten denen des Mädchens und Bergin gab, wenn auch widerwillig, nach, doch bereute er seinen Entschluß im Verlauf des Abends so oft er sah, daß sich der Künstler mit seiner Tochter unterhielt. In Mariannas Herz aber herrschte lichte Freude, besonders als Gluck ihr beim Abschiede zuküsterte: „Wenn Ihr gellattet, Fräulein, mache ich morgen Euch und Eurem Herrn Vater meinen Besuch.“

Wie in glücklichem Traume legte Marianna den kurzen Weg nach ihrem prächtigen Vaterhause zurück; der Alte aber rationalisierte ängstlich über das Aufheben, welches man heutzutage mit Künstlern mache. Hergelaufenes Volk, das dem lieben Gott den Tag raube, seien sie, meinte er, und es sei eine Schande, daß ehrbare Kaufleute mit Sängern und Schauspielern zusammenpreisen mußten.

Die Tochter versuchte eine schüchterne Einrede, jedoch ohne Erfolg, und Bergin gerieth vollends in heftigen Jörn, als Marianna ihm von dem bevorstehenden Besuche Glucks Mitteilung machte.

„Ich empfinde ihn nicht, den Hungerleider, den Musikanten!“ schrie er außer sich, „und damit basta!“

„Vater, Ihr werdet ihn doch empfangen,“ antwortete das Mädchen leise, aber fest; Herr Gluck ist ein hoch angesehener Mann und Ihr habt nicht das Recht, ihn zurückzuweisen.“

Die energischen Worte der sonst so schüchternen Marianna verfestigten ihren Eindruck nicht, und Herr Bergin bequeme sich, den „Opernliebhaber“ in seinem Hause zu sehen. Daß sich diese Besuche im Verlaufe häufig wiederholten, vermochte der alte Herr ebenso wenig zu hinterreiben.

Gluck fühlte sich zwar oft durch geringfügige Bemerkungen des Alten verlegt, aber der Tochter Liebreiz ließ ihn vergessen, ein wie wenig willkommen er Gast er war. Marianna hatte, ohne selbst hervortragend ausübend musikalisch zu sein, das lebhafteste Interesse und Verständnis für Glucks Schöpfungen, und ihr spielte er seine Kompositionen vor, ehe die Welt sie kennen lernte. Oft auch stand sie ihm ratend zur Seite und dann ergriff er wohl ihre schlanken Hände, küßte sie und rief: „O, Marianna, Ihr seid meine Muse! Noch nie konnt' ich bisher so freudig schaffen!“

Mehr und mehr wuchs die Neigung beider Herzen und in einer wunderbaren Abendstunde, als sie bei den letzten Rosen im Garten standen und Gluck jener ersten Blüten gedachte, die Marianna ihm geschenkt, da wehrte sie ihm nicht, als er den Arm um sie schlang und ihr tausend Liebesworte zuküsterte. Glücklich schaute sie zu dem teuern Manne empor und fragte in süßem Stammen: „Was findest du nur Liebenswerthes an mir? Ich bin ein so einfaches Mädchen und du bist der große, berühmte Komponist, dem alle Welt huldigt. Ich quälte mich mit der Meinung, du würdest die Tesi lieb gewinnen, sie macht aus der Neigung zu dir kein Gehr, ist schön und singt so wunderbar.“

„Wohl ist sie schön und ihr Gesang erfreut mein Ohr, aber lieben und zu meinem Weibe machen kann ich nur ein deutsches Mädchen, und dieses eine, Marianna, bist du!“

Als Gluck indessen am nächsten Tage sich von

Herrn Bergin die Hand der Geliebten erbat, gerieth der Alte außer sich.

„Wie, Ihr erklüht Euch, meine Tochter zum Weibe zu begehren? Deutlich genug hab' ich Euch doch gesagt, was ich von Euch halte: für einen armeneligen Musikanten ist Marianna zu gut. Gcht!“

Da flammte es zornig in Glucks Augen auf und er rief gebieterisch: „Halt, Herr Bergin, Ihr verzeht Euch! Wohl kann ich nicht an Reichtum mit Euch weiterfeiern, aber ich bin durch die Guld unserer allernachblichsten Kaiserin ihr Kapellmeister und daher doch nicht so armelig, wie Ihr denkt. Euer Geld mögt Ihr behalten, doch gebt mir Marianna!“

Aber der in seinen Vorurteilen befangene Mann blieb unbittlich: „Solang ich lebe, wird Marianna nie eines armeneligen Musikanten Weib!“

Gluck ward todtblau, aber er hob nur um so stolzer das Haupt und nicht wie ein Angewiesener, sondern wie ein Sieger verließ er das Zimmer, das Haus.

Das Jahr 1748 war für ihn „das glücklichste und unglücklichste seines Lebens“. Er vermochte es nicht länger, in dem einst so geliebten, jetzt ihm verhassten Wien anszusuhalten, nahm schriftlichen Abschied von Mariannen, mit welcher er immer in geheimer Verbindung gestanden, und ging nach Italien. Aber auch unter dem sonnigen Himmel Rom's vergah er nicht sein Leid; der unerlöliche Jubel, mit dem man jedes seiner Werke begrüßte, bereitete ihm nicht die früher empfundene Freude und die Ginstungen der Italienerinnen ließen ihn nur um so sehnfüchtiger eines blauen Augenpaares dabeiem gedenken.

Wieder war ein neues Jahr angebrochen und emsig schaffend sah der Meister in seinem stillen Stübchen; da empfing er durch Freundeshand eines Abends die Kunde, daß der alte Bergin nach kurzer Krankheit gestorben sei. Daß ihn seine Tränen um den Verstorbenen bewegte, sondern eilig und allein die freudige Hoffnung, die Geliebte nun zu seinem Weibe machen zu können, war ihm sicher nicht zu verargen. In aller Eile machte er sich von seinen Verpflichtungen los und befand sich schon am nächsten Tage auf dem Heimwege. Viel zu langsam ging ihm die Fahrt, endlich aber tauchten doch die hohen Türme Wiens vor seinen brennenden Blicken auf und endlich, endlich stand er vor dem Hause, vor dem Zimmer Mariannens.

Tief aufatmend öffnete er leise die Thüre und sah sie im Trauergewande, unendlich schön auch mit dem Schmerzenszug um den lieblichen Mund, am Klavier sitzen, und wie ein Hauch erklang jenes österreichische Volksliedes von ihren Lippen, das sie zuerst von Gluck gehört, mit dem melancholischen Refrain: „Möchte halt lieber sterben, dann hätt' 's Leid doch ein End!“

Da hielt sich der Laufende nicht länger, leise schritt er vor und schlang seine Arme um das liebliche Mädchen. Sie schaute erschreckt um, und als sie Gluck erkannte, erklärte ein seliges Lächeln ihr Antlitz; sie reichte ihm beide Hände und stammelte: „Du — du! O, Gott lohne dir solche Treue!“

Der Sommer verging dem Brautpaare in stillem Glück und am 15. September 1750 ward Marianna Glucks Weib.

Ihre Ehe wurde eine überaus glückliche. Marianna ward dem Meister eine treue Gefährtin in Freud und Leid, eine sorgliche Hausfrau, die ihm durch ihren Reichtum das Leben außerordentlich bequaglich zu gestalten vermochte, eine liebevolle Teilnehmerin an allen seinen künstlerischen Bestrebungen.



## Das Volkslied.

Jung Wendelins Traum.

Von Johs. Glattevell.

Schräge, rote Strahlen warf die sinkende Sonne auf den frischgrünen Moossteppich des Buchenbaines. Laulohs glitten die gerlichen Gesängen darüber hin, huschten die Häschen hinein ins Waldbesiedicht. Es herrichte ein seliger Friede heut im frischen Wald: Sabbatrube dämpfte ihren lauten Ton. Fernher erklang das Abglockchen jätend durch die laue Luft. Buntfarbige Falter, schlanke Vögelchen tanzten im Lichte des Abendrotes, und locken, flagen und schmelzen ertönte das leise

Nachtlieb der Vögel. Nichts störte den Frieden hier, nichts, kein Hauch; denn der Jüngling, der dort am moosbewachsenen Stamme der uralten Buche lehnte, paßte ganz und gar hinein in diese Waldesruhe. —

Lang fiel ihm das blonde Gesicht herab auf die Schultern von stämmiger Breite; blühend und frisch war sein Antlitz, stark und lebendiglich der sprossende Bart um Mund und Kinn.

Er war ein stattlicher Burche, der Jungherr Wendelin von der Reisenburg, der hier im schattigen Hain seinen Träumen nachhing. Besonders lustig mochten sie nicht sein, denn zornig funkelten die blauen Augen des Jünglings. Dort trat sein Fuß hinein in die lachende Blumenpracht des Waldbodens, nicht achtend der grauam zertrretenen Anemonen und Maiglilien. Dann raffte er sich plötzlich auf, ging festen Schrittes in den Forst, dorthin, wo neben dem schliffbewachsenen Weiher der Pfad sich empor schlängelt zur Reisenburg.

Die lugte von ihrem stolzen Sitz herab, weit hin ins deutsche Land. Gar wohl gelitten waren die Herren von Reisenburg am Hofe des Kaisers; noch lieber gesehen freilich, wie allbekannt in den Kammern der lieblichen Frauen. Manah ehrenfein ein Ritter wurde schwül um's Geze, wenn es hieß, der Reisenburger käme demnächst als Gast in das Herrenschloß. Wer nicht ganz fest auf die Treue seiner Hausheere bauen konnte, blickte unwillig in die Zukunft, und nur der Besieger lieber hin zu den Tüfeln und Seiden gewöhnlich. Nicht aufzutreten gegen die kaden Frauenbesauberer getraute sich's feiner; denn wie gesagt, der starke Arm des Kaisers schützte die tapfern, allzeit hilfsbereiten Herren von der Reisenburg. So war es von jeher gewesen und so wird es wohl immer sein.

Dem letzten des Stammes, dem Junker Wendelin, gehörte gegen Anfang des vierzehnten Jahrhunderts die stattliche Reisenburg samt Wald und Wiesen, Hochjagd und Gefälle. Gar manche Lange spitzte er schon bei Tisch und Turnier, manch Herzlein gewann er noch im Sturm unwillkürlich dabei. Er war aus der Art geschlagen, der Junker Wendelin; wieder dem Vater noch den Ahnen gleich er. Stürmischem Minnereiben blieb er abhold, das Rädeln der schönen Frauen bezog er nicht auf sich; auch kämpfte er lieber im rechtshaffenen Strauch, als daß er zierliche Verslein ablang.

Ganz anders war Ritter Arnolf, sein Vater gewesen. Der zog, da er der jüngere Sohn war, nach weicher Art, begleitet von Gütern, seinem Jongleur, singend und dachtend durch die Lande. Niemand als er verstand es aber auch, süßer den stolzen Liebesjag des Meisters Gottfried vorzutragen. Jeder Hausherr sah in sich selber den König Marke, in Arnolf den liebegeglühenden Tristan; auch für die zwei Jolden hätte man allemal jemand ausgefunden in den Ritterburgen.

Eigenen Sang gab der Reisenburger gleichfalls den Hören zum Besten; kaum minder feurig und süß zugleich wie die Lieder Herrn Balthars von der Vogelweide oder Gottfrieds von Strazburg. Einen zweiten Frauenlob nannte man ihn schon; mehr denn hundert weiße Arme hätten sich bereit gefunden, ihn gleich dem vielgeliebten Sängern der Frauenhuld und Schöne dermaleinst zu Grabe zu tragen.

Brüder, Herrn Volbrechts einzig Tochterlein branten im sonnigen Mailand, wußte den goldhaarigen Troubadour in feste Liebesbande zu schlagen und folgte dem Junker Arnolf als Gemahl auf die Reisenburg, als dessen älterer Bruder plötzlich und ohne Hinterlassung von Erben einer bösen Seuche erlag. Ein holdes Knäbchen, der Junker Wendelin, hielt nach Juhresfrist seinen Einzug auf der stolzen Wiese, zur Freude Ritter Arnolfs und der schönen Bräute. Gar zeitig lehnte der sangfrohe Vater die Wieder und Weisen, die er selbst gesungen, seinen Knaben; auch Günter, der Jongleur, jetzt Hausmeister auf der Reisenburg, that sein Bestes den Jungherrn mit der ehlen Musik zu befreunden. Das war aber alles vergebliche Mühe. Wendelin lief lieber hinab in die Ställe zu den wiehern den Rossen, als daß er dem Klänge des Saitenspiel lauschte. So blieb es auch, als aus dem Knaben längst ein Jüngling geworden war. Von der frohen Art der Eltern war wenig auf den Sohn übergegangen, und als nach dem Tode Bräutes und Arnolfs Wendelin als Herr auf der Reisenburg hauste, erklang weder Sang noch Saitenspiel dort. Den treuen Günter verdroß das bitter; doch er bezwang sich tapfer in Wendelins Weisheit, nur in seiner stillen Kammer sang er leise die alten halbvergesenen süßen Lieder.

In heißer Liebe nun war Wendelin entbrannt zu Weichbild, dem Kinde Ritter Godwins. Nachbartlich lag ihr Heim bei der Reisenburg, und nicht

ungern sah der kluge Godwin das Werden des stattlichen Junkers. Fräulein Hilbe aber war ein eigenförmig Kind; wohl gefiel ihr der schöne Wendelin, doch wollte sie errungen und erlärnt werden wie ihre Gespielen. Der Einen Julius war doch ihr Galan barfuß durch Dorn und Gieß gefolgt. Der Andern zierlicher Schuh prangte am Helm des Werbenden und wurde offenkundig als Trübsacher benutzt. Dazu besang ein jeder seine Dame in mehr oder minder schönen und innigen Liedern. Hilbe nun verlangte von Wendelin, dessen Vater weit und breit im deutschen Lande ob seiner süßen Sangeskunst und seiner galanten Weisen berühmt war, schönere und zierlichere Sonette und Madrigale, als allen übrigen gependet wurden; auch sonstigen ritterlichen Dienst und eifrigste Huldigung. Dazu wollte sich aber der Reisenburger nicht verstehen; er war, wie gesagt, ganz aus der Väter Art geschlagen. Das demüthige Dienen der Ritter nannte er „erbärmlich Karrenspiel“, und Singen und Tichten, ja, das verstand er erst recht nicht. Verdrossen und mißgelaunt sah man ihn deshalb, des köstlichen Maibandes nicht achtend, am Buchenstamm des Waldes lehnen. Eben war er herabgeglitten von Ritter Godwins Burg, wo die übermüthige Weichbilds einen Liebeshof nach provenzalischer Art gefeiert hatte. Auf blumigen Rasen lagerten Ritter und Fräulein im Festschmuck, Blumenkränze im Haar. Alle Waffen mußten draußen bleiben; Rosenzweige hielten die Ritter statt der Schwerter in den Händen. Auf erhöhtem Sitze thronte Weichbilds als Königin des Minnehofs. Rotherot floß ihr Gewand herab, schimmernd leuchtete der Kranz auf ihrem langwallenden Monbhaar. — Mit jedem Worte entschied sie die galanten Streitigkeiten der Liebespaare, und milde war die Ruhe, welche sie für einen verlagten Kuss oder Neugeln mit einem Dritten verhängte. — Als alle Fehden erledigt waren, erhob sie sich, grüßte zierlich die Ritter und Damen und begann zu sprechen. Wie Vogelgezwitscher deutete Wendelin die Rede der holden Jungfrau; nie, nie war ihm das Mägdlein so liebevoll und verlockend erschienen.

„Hört ihr Herren und edlen Fräulein! Mit gerechtem Munde habe ich euch allen zur guten Sache verholten, nun steht mir bei mit Rat und Urtheilsspruch. — Was verdient ein Ritter, der seiner Dame, die ihm wohlgesinnt ist, harten Troges jede Huldigung verlagst; der seine Lippen nicht öffnen mag zum lieblichen Sang, zur kunstvollen Rede, sondern herrlich begehrt, wo er demüthig werden müßte? —

„Verzeihung!“, „Abgang zur Marienkapelle!“

„Verdammung!“ schallt es durcheinander. „Wer sprach von Verdammung? Ach, Ihr Junker Vincent! Nun Ihr seit sonst ein schlummer Gefell, Eure Worte verneht der Wind, doch diesmal habt Ihr nicht schlecht geraten. Trebet her, Herr Wendelin, und hört, was der Minnehof über Euch beschließt: Von heut in vier Wochen am dritten Junius, dem Tage nach Christi Himmelfahrt, wird wiederum ein Liebeshof sich hier versammeln. Kommt Ihr alsdann Eurer Dame nicht dienen mit frischem, holdem Sang, so seid Ihr für sechs Monate von unserer Schwelle verbannt. — Wer spricht dawider? — Alles schweigt. Wendelin verneigt sich kurz, dann geht er, vom leilen Lachen der anderen begleitet, zornig von dannen. Im Herzen kocht er auf die eitle, übermüthige Dirne, und doch kann er ihr nicht so ernstlich großen, wie er es wohl möchte. Mit lodendem Zauber schwebt ihr lieblich Bild vor seiner Seele. —

Als er endlich eintrat in sein Gemach, leuchtete die Abendsonne wie mit roter Flut hinein in das düstere Zimmer. Spielend gleitete sie hin über den blanken Estrich, und malte zuckende Lichter auf die silbernen Rannen am Wandbord, die zinnernen Schüffeln des Knechtzimmers. Wendelin warf sich schwer in den Eichenstuhl; traurig und zornig blickt er hinein in die sinkende Sonne. Voll Unmuth hat er den Rosenzweig, welchen er vom Fest mit heimbrachte, auf die Tischplatte geschleudert. Nicht achtet er des süßen Duftes der herrlichen Blüten, ganz und gar umpinnt ihn sein düsterer Sinn. Günter, der greise Jongleur, tritt herein. Wendelin blickt nicht auf, da geht der Alte still von dannen. Droben in seinem Kämmerlein nimmt er die abgegriffene Laute von der kahlen Wand herab, und wehmüthige Klänge zittern bald hinaus in die weiche Abendluft. — Ist es der leise schüchtern Lautenklang, — ist es der süße Hauch der Rosen, der die Sinne des Junkers umfängt, Wendelin einschlämmt, während die kalten Sonnenstrahlen in leuchtendem Kranz auf seinem blonden Scheitel ruhen. Wunderbare Traumbilder steigen auf; fremdliche helle Gestalten, doch gar felsam und fremdartig. Die schwere Thür der Halle ward von einem Jüngling geöffnet; der schreitet einher in herrlichster Glieder-

pracht, stolzen, hoheitvollen Antlitzes. Wunderlich ist die Tracht des Fremden. Kein ritterlich Kleid umhüllt die schönen Glieder, aber auch kein enger Kittel der Knechte. Frei und leicht umwallt ein leuchtend weißes Gewand den Jüngling. Doch ist es kurz, fast zu kurz gekürzt, da den Fuß des Fremden nur leichte Sandalen schützen. Nicht nach Geremweise fällt ihm das Haupthaar unter dem Kranze hervor, sondern zierlich, nach Weiberart fast, ist es emporgehichtet an dem edlen Haupt.

In der Linken trägt der sonderbare Gast ein Saiteninstrument von glänzendem Schildkrot mit goldenen Fäden bespannt. Die Rechte hält ein weißes elfenbeinernes Stäbchen, damit fährt der Fremde leicht über die schimmernden Saiten. Kraftvoll und süß zugleich ist der Klang, den er seiner Leier entlockt, und wie Orgelton erklingt jetzt seine Stimme an Wendelins Ohr.

„Ich grüße dich, Jüngling! Schau' mich an, ich war ein Freund deines Vaters. Der gemahnte mich stets an meine Jünger im heitern, sonigen Gelland. — Jetzt bin ich verbannt, — kein Opfer raucht dem Delphir, keine Tempel werden dem Apoll errichtet, heimatlos durchirrt' ich die Welt. Nur wo man singt und dichtet finde ich eine Freistadt. Auch in deinem Hause will ich rasten; einen neuen Sang will ich dich lehren von heller, nie gekannter Schönheit; doch wird dein Name nicht neben denen Liebern hergehen. Von Land zu Land, vom Fürstenschloß zur Bettelstube werden sie eilen, daß du selbst wirst vergessen sein. Nun komm, auf daß ich dich weiter lehre.“

Willkürlich folgt Wendelin dem herrlichen Führer, leicht gleiten beide dahin über die Flur. Das Mondlicht breitet seinen weißen Schleier über Bäume und Gräber, im lieblichen Schmelze schimmert die milde Erde. Wendelin fragt nicht, sonderbare Schen läßt das Wort in seinem Munde verhallen. Alles um ihn her ist ihm so bekannt und vertraut, ja, er irrt sich auch nicht, es ist kein eigener Wald, den beide durchstreifen. Da ist die Quelle, deren Marmeln er so oft gelauscht, der stille, düstere Teich von Schiff und Höhrich umschlossen. Nicht weit davon das schmucke Försterhaus mit dem Glageweiß über der niedern Thür. Jetzt tritt der Fortmann heraus, das Jagdhorn über der Schulter, Röcher und Bogen wohlgeordnet, den Speer in der Hand. Lustig preist er den Rüden; die springen heulend und kläffend heran, eilig geht des Jägers Fuß hin über den Waldboden. Ein tröstlich Lied ertönt dabei von den Lippen des Mannes. Es gefällt dem Junker Wendelin gar wohl, halbblunt verliert er es nachzusingen; hell und heller läßt er die Stimme erschallen, — hei, wie das schallt hinein in das Waldesbüschel, er wird das Singen schon erlernen. Gütig lächelt drob der schöne Führer, dann winkt er dem Junker ihm weiter zu folgen. Der schreitet langsam hinter ihm drein, immer das Jägerlein vor sich hinhin:

„Es jagt ein Jäger wohlgenut,  
Er jagt mit frischem, frohem Mut  
Wohl unter den grünen Linden.  
Er jagt der wilden Thierein viel,  
Der schlanken, schnellen Hinden.“

Er jagt über Berg und tiefes Thal,  
Unter den Sträuchern allüberall.  
Sein Hörnlein thut er blasen.  
Sein' Lieb' unter einer Stauden faß,  
Wohl auf dem grünen Rasen.

Er breitet den Mantel über das Gras  
Und dat sie, daß sie zu ihm faß,  
Mit weißen Armen umfassen.  
Nun gehab dich wohl mein' Tröstlein,  
Nach dir steht mein Verlangen.

Mag uns der Reif, mag uns der Schnee  
Gar bald erfrieren den grünen Klee,  
Die Blümlein auf der Heiden,  
Wo zwei Hergelein' beieinander stehen —  
Die wird das jodab nicht scheiden.“

(Fortsetzung folgt.)

## Kunst und Künstler.

— Die in verschiedenen Blättern verbreitete Nachricht, daß Hof-Kapellmeister Levy in München an einem schweren Gehirneiden erkrankt sei, bestätigt sich glücklicherweise nicht. Kapellmeister Levy befand sich wohl in der letzten Zeit bei Dr. Fischer in Garmisch zur Kur, hat sich aber bereits so weit erholt, daß er von Garmisch abreisen konnte. Eine eigenhändige

Notiz Lewis, welche vor einem Privatbrieftage zu entnehmen Gelegenheit hatten, sichert vorstehender Mitteilung die Glaubwürdigkeit. Er schreibt am 15. d. Mts. u. a.: Da ich um 12 Uhr wieder von hier (Stuttgart) abreisen muß, bleibe mit meine Zeit mehr, mich von Ihnen persönlich zu verabschieden, zumal ich eben noch in „Z. B.“ lese, daß ich „verrückt“ geworden sei und nun noch auf die Redaktion gehen muß, um diese fatale Notiz berichtigen zu lassen.“

— Hans von Bronsart, der General-Intendant des großherzoglichen Hoftheaters in Weimar, ist an Stelle Karl Nibel's vom Direktorium zum Vorstehenden des Allgemeinen Deutschen Musikvereins erwählt worden.

— Der Dirigent des Dresdener Männergesangsvereins, Hugo Füngst, erhielt vom Herzog Ernst von Meiningen die silberne Medaille für Kunst und Wissenschaft, am Bande zu tragen.

— Das Programm für das diesjährige Musikfest in Birmingham ist veröffentlicht worden. Dasselbe umfaßt vier neue Sonette, nämlich ein Oratorium „Ruth“ von Dr. Herbert Barry; ein Choralwerk von Dr. Madenier; eine Kantate von Dr. Bridge, dem Organisten der Westminsterabtei, betitelt „Calirhoe“, und einen Psalm von Franz. Sir Arthur Sullivan wird sein Oratorium „Die goldene Legende“ selbst dirigieren. Zum Generaldirigenten ist Hans Richter bestellt.

— Die Sängerin Mlle. Van Zandt hat für die nächste Saison am San Carlos-Theater zu Lisbon ein Engagement auf zwölf Vorstellungen angenommen, vermöge dessen sie für jeden Abend die Summe von 4000 Frs. erhält.

— In Bremen starb vorigen Monat der Komponist Oskar Wolf im Alter von 49 Jahren. Der Versorbene — Schüler des Leipziger Konservatoriums — war ein durchaus tüchtiger Musiker, hatte jedoch — wie es oft so geht — nicht das Glück, sich zu einer hervorragenden Stellung aufzuschwingen. Wolf war abwechselnd Musiklehrer zu Leipzig und in verschiedenen Stellungen zu Wiborg (Finnland), Liverpool, Würzburg, Aachen und Wiga, zuletzt Chordirektor an den Stadttheatern zu Hamburg und Bremen. Außer verschiedenen Vokal- und Instrumentalwerken schrieb er die Opern „Gudrun“, „Pierre Robin“ und „Der Schmied von Gredna Green“. Wolf konnte das Motiv über des „Künftlers Gruenwalden“ reich illustrieren und doch hätte er durch seine gründliche musikalische Bildung und seine Begabung einen sorgenlosen Dasein verdient.

— Frau Lina Walse, die Witwe des Komponisten Michael William Walse, ist in London nach kurzer Krankheit in ihrem 80. Lebensjahre gestorben. Sie war aus Ungarn gebürtig und als Lina Moser einst eine berühmte Sängerin, aber nach ihrer Verheiratung mit Walse gab sie ihre künstlerische Laufbahn auf. Sie hatte drei Kinder, einen Sohn und zwei Töchter, von denen eine, eine berühmte Opernsängerin, den nunmehr verstorbenen Herzog von Frias heiratete. Die andere war die Mutter des bekannten Komponisten Henry Behrens.

— Franz Curt's neue Oper „Meinhard von Wfenau“ ist vom Hoftheater in Altenburg zur Aufführung angenommen.

— Der vortreffliche Pianist Bertrand Roth hat die gewaltige Aufgabe der Vorführung sämtlicher Klavier-Sonaten Beethoven's im königlichen Konservatorium in Dresden glänzend erfüllt; man hatte während des ganzen Gusses nicht nur die untrügliche Gedächtniskraft des Künstlers, seine vollkommene technische Beherrschung zu bewundern, sondern auch die meisterhaft klare, plastische Durchbildung des Vortrags, die keinem Detail ihre Bedeutung verklärte. Herrn Roth's Unternehmen war im Hinblick auf die ästhetische und bildende Seite desselben ebenso verdienstvoll, als es i. Z. der Vorgang Witows war, das große Publikum mit den letzten, oft als „ungenießbar“ bezeichneten Sonaten Beethoven's bekannt und vertraut zu machen.

— Eine Schöpfung, welche bisher Theodor Reichmann immergrüne Kränze wanden, lassen entbald die Hände sinken. In Künstlerkreisen geht das Gerücht, der berühmte Bariton habe zwei Hände für immer erwählt, und diese beiden gehören einer Fremden an. Eine Muffin hat den Sieg errungen. In Bayreuth, heißt es, wo auch Wagner für sein Bühnen Frieden fand, sollen die Höllewunden verheilt werden. In Wahrheit hat Reichmann die Villa nächst dem Festspielhause gemietet, und in Wien selbst trifft er die Vorbereitungen für ein eigenes Heim.

— Zur Feier des 70. Grünbundesjahres des Musikvereins zu Innsbruck wurde J. Rembaur's Kantate „Bilder aus dem Leben Walther's von

der Vogelweibe“ unter des Komponisten eigener Leitung aufgeführt, welche denselben vollen Beifall, Vorbeerkünfte und „anderen Sängerkühn“ einbrachte.

— Im Münchener Gärtnerplatz-Theater tauchte eine Operettenpremiere auf, welche von Jos. Brall, dem gelehrten Münchener Operettenautor, und Viktor Léon festlich zusammengeschmiedet und von dem Wiener Komponisten O. Feicht in Musik gesetzt wurde. „Der Savoyarde“ betitelt sich das neue Bühnenwerk. Es liegt nahe, diese Operette als Illustration zu Brall's vor einigen Jahren erschienener Broschüre „Die moderne Spieloper“ zu nehmen, in welcher der Verfasser für die Operette eine höhere Stellung beansprucht, als sie in der That einnimmt. Die „Kf. Z.“ meint recht boshaft, der Savoyarde könne aber nur als abschreckendes Beispiel gedacht sein.

— Begleitet von dem Maschinenmeister des meiningischen Hoftheaters hat sich Hofrat Ludwig Chronel bereits zur Vorbereitung des Gastspiel's der „Meiningen“ nach Amerika eingeschifft.



### Vermishtes.

— Der Besitz kostbarer Diamanten kann auch zum Fluch werden, zur Quelle ewiger Angst und Gefahren — die Patti mußte es eben an sich erfahren. Der Einbruch in den Landhofs Adeline Patti in Craig-y-Nos, schreibt „Truth“, scheint von einer Bande ausgegangen, welche entschlossen ist, auf alle Fälle in den Besitz der Juwelen der Sängerin zu gelangen. Die Bande ist der Patti nach Buenos Ayres gefolgt. Einer derselben spielte den Verräter und machte der Polizei Mitteilungen, wodurch zwei ins Gefängnis kamen. Der Anführer der Bande ist ein Engländer, welcher im Hotel de Paris Logis nahm. Ein anderer ist ein Spanier, welcher in Rosario wohnt. Dieser zahlte die Kosten der Reise der Strolche von England. Als der Plan, die Juwelen zu erlangen, mißglückte, kamen die Geiseln auf den Gedanken, die Sängerin zu entführen und sie so lange festzuhalten, bis sie ein großes Lösegeld zahle. Während ihres Aufenthalts in Buenos Ayres logierten Detectives in dem Hotel, wo Frau Patti abgeblieben war, und sie war auf ihren Spaziergängen stets von zwei Geheimpolizisten begleitet.

— Man schreibt uns aus New York: Eine „Gaulle“-Aufführung, wie sie New York nie zuvor erlebt, fand nämlich im Metropolitan Opera House zu Ehren und zum Gedenken von Lester Wallack statt, der seit einem Vierteljahrhundert als einer der bedeutendsten amerikanischen Schauspieler und Theaterdirektoren gilt. Das Auditorium hatte den seltenen Genuß, Edwin Booth (Gaulle), Lawrence Barrett (Geist), Jeant Mayo, John Gilbert, W. Z. Florence, Josef Jefferson, Helena Modjeska, Gertrude Klegg und Mole Coughlan, lauter Kräfte ersten Ranges, an einem Abende mitwirken zu sehen. Walter Damrosch, der Sohn des unvergesslichen Dr. Damrosch, dirigierte das Orchester. Diese einzige Vorstellung brachte die Summe von 21560 Dollars 7 Cents ein.

— Carmen Silva, Königin Elisabeth von Rumänien, hat sich für den Sommer ein reizendes Dichterstückchen erbaufen lassen. Dasselbe ist im Parke zu Sinaia gelegen, völlig aus Rohr gebildet und wird bald einer Rosenhecke gleichen, da es allseits von Rosenbüschen umgeben ist. In den Nischen sind kleine Vasen mit Eingeweihten angebracht, aus einer Gasse fällt ein kleiner Springbrunnen plätschernd in eine Schale. Das Wasser des Springbrunnens ist parfümiert. Inmitten des Stückchens steht eine Moosbank und ein in Form eines Schreibstisches ausgehauener, mit Moos bewachsener Felsblock, auf welchem die Königin dichten will. Am Boden breitet sich ein dichter Rasenteppich aus und eine aus Goldschmücken gefügte Hängematte ladet nach der Arbeit zur Ruhe ein.

— Am evangelischen Seminar in Wolfenbüttel wird ein Musiklehrer gesucht, der besonders seine Befähigung im Unterricht für Gesang, Orgel- und Violinspiel nachweisen kann. Gehalt etwa 5000 M. Meldungen an das herzogliche Konsistorium.

— Deutsches Sängerkfest in Wien. Der Gesamtschluß des deutschen Sängerbundes in Nürnberg hat sich an die Vertretung der Stadt Wien mit dem Ansuchen gewendet, das vierte deutsche Sängerkfest im Jahre 1889 in Wien abhalten zu dürfen. Der

Wiener Magistrat empfiehlt dem Gemeinderate die Genehmigung dieses Ansuchens unter Rundgebung der Sympathie für dieses Unternehmen.

— Was die Nation seit 15 Jahren für Bayreuth beigezeichnet hat: Ihn der Sache willen, für den Bau des Theaters und die Aufführung des „Nibelungenrings“ gingen an 500 000 M. ein, das Defizit 1876 betrug ca. 100 000 M., welches durch Richard Wagner gedeckt wurde. Die Parkfalaufführungen brachten an Patronatscheinen 140 000 M., zum letzten Festspiel 1886 der Allgemeine Wagnerverein 30 000 M. Ende 1884 stand der Fonds auf 180 000 M., 1886 brachte bei 300 000 M. Kosten der Inszenierung und Aufführung von „Tristan“ noch 20 000 M. Ueberschuß. So beträgt der Fonds jetzt ca. 200 000 M.

— Zur Feier des 50jährigen Geburtstags des „Deutschen Liedes“ veranstalteten die beiden Wiener Männergesangsvereine „Wiener Männerchor“ und „Liederfreunde“ kürzlich ein Montrefest. Der so oft gelungene und vielfach bejubelte Chor verbandt seine Entfaltung einem Sängerkfest, welches der Männergesangsverein „Frankfurter Liebesfranz“ im Jahre 1838 veranstaltete. Nahezu 800 Sänger waren damals versammelt. Zur Verherrlichung des Festes dichtete der Frankfurter Doktor J. Weissmann, ein Mitglied des „Frankfurter Liebesfranz“, „Das deutsche Lied“, welches von dem mit den Sängern aus Karlsruhe anwesenden Kapellmeister Johann Wengel Kallmoba ebenso schwungvoll wie feurig komponiert, und am zweiten Festtage von den Festgenossen unter beifollosem Jubel der Festgäste zur Aufführung gebracht wurde. Trotz des seltenen unbedingten Namens entzamt der Komponist des zum Nationalgesang gewordenen Chores „Das deutsche Lied“ einer auf deutschen Familie in Prag, wo er am 21. März 1800 geboren wurde. Er starb am 3. Dezember 1866 in Karlsruhe als Hofkapellmeister.

— In Rom ist ein junger Baritonist aufgetreten, der sich selbst rasch einen Namen gemacht hat. Er nennt sich nämlich Adeline Patti.

— In New York ist am 5. Mai das Denkmal enthüllt worden, welches die Dratorio- und Arion-Society für Leopold Damrosch errichtet hat. Den musikalischen Teil der Feierlichkeit leitete Herr Franz van der Studen.

— In Philadelphia beabsichtigt man ein Beethoven-Denkmal zu errichten. Innerhalb zweier Jahre sollen zehn Musikkiste zum Besten des Denkmalfonds abgegeben werden.

— Beethoven's Gebeine sind nun im Zentralfriedhof in Wien unter großer Feierlichkeit beigesetzt worden. Musikalische Beiträge und Reden an der neuen Grabeshöhle — hoffentlich der letzten, es ist schon die dritte — haben dem Ernst der Szene die höchste Weihe gegeben.

— Wiesbaden. Das königl. Hausministerium hat in der Theaterplatzfrage unserer Stabverwaltung in den weitesten Grenzen freie Wahl gelassen und nur die Bedingung gestellt, daß der betreffende Neubau so gelegen sei, daß sich dieser für den Besuch des Publikums günstig erweise, damit eine stärkere Einnahme als bisher von der Theaterkasse erzielt werden könne. Denn es sei wenigstenswert, daß die Subvention aus der königl. Privatfaktulle sich auf eine geringere Summe, als bisher nötig gewesen sei, beschränke. Auf diese Thatfachen sind die Meldungen verschiedener Zeitungen zurückzuführen.

### Rätsel.

Bald Zeitwort und bald Hauptwort stets ich war  
Iud in der Mode bin ich heut fürwahr.  
Ins Reich der Töne schleiche ich mich ein,  
Der Stimmer pflegt mit mir bekannt zu sein;  
Der Dieb läßt mich am fremden Eigentum;  
Dem Autor bring' beim Stoffe ich kaum Ruhm;  
Dem Koch mißlingt durch mich ein jed' Gericht,  
Iud wer beging im Leben je mich nicht?  
Iud dann zu spät es trauernd einzugehn,  
Daß er in seinen Mitteln sich verhehn. E. P.

Auflösung der rätselhaften Inschrift in letzter Nummer:  
do mi si la do re = Domicile à Doré.



## Sin aller Musikant.

(Aus der Mappe eines alten Musikers.)

Von Franz Henschel.

In den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts waren die Feste (ein Vergnügungsort im Berliner Tiergarten) ein beliebter Ausflugsort für alle Berliner. An solchen Sonntagen versammelten sich hier in den Vorgärten der Feste Künstler, Gelehrte und reiche Kaufleute, um sich zu zerstreuen und von vier Musikern durch Quartettspiel unterhalten zu lassen.

Drei der letzteren waren junge Leute, die durch ihre laubenden Äußerungen einen vortheilhaften Eindruck machten. Selbst nach gegen diese Männer dagegen der Vierte, der zweite Violinist, ab. Es war ein sehr alter, hagerer Mann mit langen, wirren Haaren und in den Backen vernachlässigtem Anzuge. Häufig wurde der Mann hier aus Mitleid beschäftigt, oder weil er das unbehagliche Einmischen mit dem Notenbuche übernehmen mußte. Der Wirt nannte ihn „den alten Friedel“, seine Kollegen „Herr Friedemann“.

Der alte Mann hatte viele Eigentümlichkeiten. Schweigend, ohne sich mit seinen Kollegen zu unterhalten, lag er da, und schien fortwährend zu brummen, doch nach Vernehmung eines Musikstückes machte er oft laute Bemerkungen über dasselbe. Er lobte niemals, und mit heissem Spott griff er die Komponisten an.

Wurden Länze gespielt, dann steigerte sich sein Unmut noch mehr.

„Herr Aufmann!“ redete er den ersten Violinisten an. „Du wählst in der Hölle aus Länze gespielt werden? Wenn ich dort auch zweite Violine spielen möchte?“ — „Gelliger Gott, dieß“, schrumm, schrumm“ ist schon Hölle genug!“

Auch eine eigentümliche Gewohnheit von ihm war die, jedesmal vor dem Einmischen erst nach der Schenke zu gehen, um mit einem Zuge — ein Glas Schnaps zu leeren.

An einem schönen Sommertage trafen zwei Herren und ein hochgewachsener Knabe in den schon gefüllten Garten.

Er waren diese der alte, ehrwürdige Konzertmeister Franz Benda, sein Schwiegersohn, der königliche Kapellmeister Joh. Friedr. Reichardt, und der Lieblingskünstler Bendas, der später berühmte Karl Möder. Alle drei waren vortheilhafte Violinisten.

Sie nahmen Platz, und bald darauf brachte der Kellner den bestellten Kaffee und für den alten Herrn die damals gebräuchliche lange weiße Thonpfeife.

Das Rauchen war damals noch nicht allgemeine Sitte. Reichardt, der für seinen Schwiegersohn wenig Sympathie empfand, verneigte hochsacht:

„Ich kann nicht begreifen, wie ein gebildeter Mann daran Gefallen finden kann, aus einer Möhre stundenlang Rauch zu blasen!“

„Mir ist das Rauchen ein großer Genuß“, entgegnete der alte Herr verlegen. „Meine besten Gedanken bringen mir diese Rauchwolken. Bin ich mürrisch oder verdrießlich, so verdampe ich sehr bald alle üble Launen.“

„Der Glaube macht selig!“ meinte Reichardt höhnisch. „Glücklich sind vielleicht diejenigen, die in dieser Weise ihr Leben qualvoll verbringen!“

Benda, der seinen Schwiegersohn als einen unruhigen, revolutionären Kopf kannte, erwiderte belehlig: „Besser doch, als man beschäftigt sich mit unnützen und tolen Ideen, welche den Zweck haben, die Welt zu erschauern.“

Reichardt hatte die Andeutung sehr wohl verstanden. Gereizt antwortete er:

„Glauben Sie, daß die Zeit der Schlafmützen und Köpfe ewig dauern wird?“

„Enden wir den Streit. Ich liebe vergleichende Gespräche nicht“, verlegte Benda ruhig. „Sagen Sie mir lieber, wie steht es mit Ihrer neuen Oper?“

„Ich habe wenig Aussicht, dieselbe aufzuführen zu sehen“, erwiderte Reichardt unmutig.

„Daran sind Sie selber schuld, lieber Reichardt!“ sagte Benda wieder einlenkend. „Treten Sie weniger schroff auf; ein bittend Wort hilft oft zum Ziel.“

„Meinen Sie!“ brante Reichardt auf. „Soll es mir vielleicht eben so ergehen, wie meinem Freunde Schulz, welcher der Prinzessin Amalie in tiefer Verehrung seine „Alfania“ mit der Bitte überreichte, doch so gnädig sein zu wollen, diesem Werke ihren Namen voranzusetzen zu gestatten. Wenn Sie die Antwort, mein launischer Schwiegersohn. Hier ist der Brief!“

Benda hatte das Schreiben gelesen und reichte dasselbe Reichardt schweigend und mit Achselzucken wieder zurück.

„Nun, Sie schweigen?“ fuhr Reichardt mit glühendem Gesicht auf. „Leider berühmten Franzosen mit Ihrem hohlen Pathos im Drama und Italiener mit ihrem Geklingel und Getriller unsere Bühnen. Aber es wird anders werden. Auf meinen vielen Reisen habe ich gesehen, mit welchem Enthusiasmus man „die Jagd“, „das Donauweibchen“, „den Dorfbarbier“ und des jungen Mozart unübertriffliche „Entführung aus dem Serail“ anhöret. Auch ich werde alles thun, deutschen Gesang zu fördern. Gewinne ich erst Zeit, so errichte ich einen großen Gesangschor.“ Freund Fash hat sogar die schöne Idee, hier einen großen Saal zu bauen, worin Dilettanten klassische Musikstücke aufzuführen werden, und der Zuhörerraum gegen tausend Personen fassen soll.“

„Vergessen beide Herren nur nicht“, bemerkte Benda lächelnd, „daß in Berlin niemand singt, bis auf das kleine Häuflein von Damen der reichen Bankiers oder begüterten Kaufleute.“

Reichardt, der ziemlich ruhig gesprochen, fuhr jetzt von neuem heftig auf:

„Den Teufel auch! Ist man denn ein Narr? Nun habe ich's satt, mich mit Ihnen herumzustricken. Ich werde schweigen! Sie sind ein alter, eigensinniger Bedant!“

„So enden jedesmal unsere Gespräche“, verlegte Benda unmutig. „Sie dulden keinen Widerspruch.“

Nun beide Männer schwiegen, sagte der junge Möder beschiden:

„Sie erwählten eben den Herrn Fash, Herr Kapellmeister. Ich war vor einigen Tagen bei ihm, wo er mit dem Orchester sämtlicher Werke der königlichen Bibliothek beschäftigt war. Unter anderem zeigte er mir auch sechs Sonaten für eine Violine vom alten Bach. Aber unpraktischer, unpfeilerbar und ungenießbarer ist wohl nie für die Violine geschrieben. Der alte Herr hätte besser gethan — Fagen zu schreiben.“

Beide Herren hatten bei ihrem Streit nicht bemerkt, daß der alte Musikant näher getreten war, um einzumischen. Das Gespräch schien ihn zu interessieren — er horchte.

Auch den Ausdruck des jungen Möder hatte er gehört. Einen gewaltigen Eindruck mußte derselbe auf ihn machen, er war bleich vor Zorn geworden, die Augen glühten, seine gebeugte Gestalt erhob sich. Schnell war das Notenblatt in die Seitentasche verschwunden, und mit bebender Stimme verlegte er:

„Ich höre, Sie sind Fachmänner. Wie ist es möglich, daß Sie solche Nachsichten eines dummen Jungen ruhig mit anhören können!“

Verwundert sah Reichardt den Sprecher an. Der ängstliche Benda jedoch hielt den jungen Möder zurück, der aufgesprungen war, um in seiner faden Weiße dem alten Musikanten eine derbe Entgegnung ins Gesicht zu schleudern. Dennoch war das Wort „elender Musikant“ schon aus seinem Munde.

„Nal scandal — silence mon cher Charles!“ verlegte Benda. „Cet homme est enivré ou aliéné.“

„Vous avez peut-être raison“, gab der alte Musikant schlagfertig zurück, „aber ich bin auch einer, der sein Weiter kennt. Wahrhaftig!“ fuhr er fort.

„Eine tödliche Zeit, wo jeder glaubt, etwas Großes zu sein, wenn er ein dicken Klavier hämmert und die Geige fragen kann. Sie scheinen derselben Meinung über einen großen Mann zu sein, wie dieser Burche da. Sie werden über den verhöhlten Meister und mich bald anderer Meinung sein. Warten Sie einen Augenblick!“

Mit raschen Schritten ging er nach dem Tische seiner Kollegen und griff nach der Violine und dem Bogen des jungen Aufmann, indem er sagte:

„Geben Sie mir Ihre Violine. Sie ist gut und sauber bezogen, mein Rasten taugt nichts!“

Bersehen und Mir hatt seiner Arbeit das Musikalische Notenschriftchen seines Kindes gefast, da, wieviel ich nicht die geringste wissenschaftliche Kunst darin bemerkte, hingegen von Anfang bis zum Ende jederlei Jodeln in Ausdruck, Sinn und Verstand in der Sprache, als auch in dem Stimm. Der Modus contrarius ganz hinten angelegt, keine Harmonie, kein Gesang, die Zerge ganz ausgelassen, kein Zorn gefast, man muß ratzen, aus welchem es gehen soll, keine canonischen Nachabemngen, nicht den geringsten Contrapunkt, lauter Quinten und Octaven, und das soll Kunst sein? Seit wode Diejenigen, welche sich eine heilige Meinung von sich haben, die Augen öffnen, den Verstand erläutern und erkennen lassen, daß sie Stümper und Prüfer sind. Ich habe schon hören, daß das Wort den Meister rühmen müsse, anlegt ich alles Verehrt und Verwarren, die Weiter hind die einzigen, die sich loben, wenn aus ihre Werke fluten. Hiermit genug.“

Derselbe wurde hochbedrückt.

Die Singakademie.

Der treuergehe Benda hatte recht. Außer den geistlichen Sängern sang das Volk gar nicht. Was sollte es auch singen?

Herr Friedemann hat geschrieben: „Friedemann, unter dem Titel: Stadia oesitro. Sonate per il Violino Solo senza basso par J. S. Bach.“

„Um Gotteswillen! Bleiben Sie ruhig, Herr Friedemann!“ sagte ängstlich sein Kollege. „Was wollen Sie machen?“

„Ich will Ihre Violine. Können Sie nicht der stehen?“ rief dieser auf, ergriß Violine und Bogen des ersten Geigers und eilte zu den beiden Herren wieder hin, indem er leise flüsterte: „Ihr Geister meiner Augen, leht noch einmal zurück und helfst meinem Gedächtnis!“

Jetzt stand er vor den beiden Männern und legte die Violine an die Schulter.

Das Publikum war aufmerksam geworden, es sah neugierig nach dem alten Musikanten und den beiden Herren.

Benda lenkte verlegen den Kopf, Reichardt war ungeschlüssig, ob er sich entfernen oder sitzen bleiben sollte, doch der teete Möder sagte lachend: „Lassen Sie doch den Mann fragen, was klümmert's uns!“

Eine kleine Pause, sich zu besinnen, hatte der alte Mann gemacht, dann begann er mit festem und reinem Ton das Grave der A-moll-Sonate.

Raum hatte er einige Takte gespielt, und schon sahen beide Herren und der junge Möder mit Bewunderung und Erstaunen nach dem Spieler. Das war ein edles Spiel, eine meisterhafte Bogenführung.

Nach der Rantille rollten die Zweinunddreißigstfiguren wie Perlen unter seinen Fingern. Jetzt kam das Allegro, die sehr schwere Fuge. Aber fest und sicher überwand er alle Schwierigkeiten; doch kaum bis zur Mitte des Allegro gekommen, riß er plötzlich über alle Saiten und schloß mit einem schneidenden verminderten Septimenakkord.

Die Violine ablegend, sagte er trocken: „Es ist genügend! Ich glaube Ihnen gezeigt zu haben, daß diese Sonate sehr schön und auch spielbar ist.“

Bitter lachend sagte er hinzu: „Was hatte es für einen Zweck? Ich habe wieder eine Dummheit begangen. Leider besteht mein ganzes Leben aus lauter Dummheiten.“

Nach stand das Publikum lautlos da und die drei Musiker blickten erstaunt auf den alten Musikanten.

Der feurige Reichardt nahm zuerst das Wort und sagte: „Wer sind Sie? Ein Phantom, oder ein gefallener Engel? Wie wäre es sonst möglich, daß Sie auf diese Weise Ihr Brot verdienen müßten!“

Die künstlerische Begeisterung war von dem alten Manne geweichen, nur das höhnische Lächeln war geblieben. Er neigte sich zu Reichardt hin und verlegte halblaut: „Früher hieß ich Friedemann Bach, jetzt nennen mich die Musikanten „den tollen Friedel.“

Er nahm die Violine unter den Arm, zog das Notenblatt wieder aus der Tasche und hielt es den beiden Herren hin, indem er sagte: „Fast hätte ich's vergessen! Meine Kollegen dürfen durch meine Narheiten keinen Schaden leiden.“

Reichardt und Benda legten mehrere Silbermünzen auf das Notenblatt.

Ausnahmsweise ging Friedemann auch nach dem Sammeln wieder zur Schenke, um — ein großes Glas Schnaps mit einem Zuge zu leeren.

Als nach einiger Zeit die drei jungen Musiker abermals gekommen waren, um zu musizieren, erschien der vierte Mann nicht. Friedemann Bach, der Sohn des großen Sebastian, war indessen gestorben.

## Des Kaisers Tod.\*

Ich kam am frühen Abend gegangen über den Rand zu einer kleinen Gasse, die fern beim Walde Rand. Vor ihrer niederen Thüre, da sah ich einen Mann — Ich sah, wie's aus den Augen ihm schimmernd niederrann.

Da hab ich an zu fragen und sprach ihm freundlich zu: „Was weinst du, guter Vater? Was ist denn die Ruh?“ Da leuchtete tief der Mitle, als er mir Antwort bot: „Und soll ich denn nicht weinen? Der Kaiser, der ist tot!“

Und wieder schritt ich weiter auf meinem stillen Gang; Da lag ein kleines Mädchen an eines Jüngers Gang. Und bei dem ersten Gang ein junges Weib ich sah, Die ihr Gesicht bedeckte mit ihrer weißen Hand.

Und ich begann zu fragen, wie ich's vorher gekannt: „Vertrau' mir deinen Namen und sag, was hat dich an?“ Da nahm die Hand sie langsam dem Auge schmerzhaft: „Und soll ich denn nicht weinen? Der Kaiser, der ist tot!“

Und wieder ging ich weiter und kam der Heimat nah; Ein fischer Knabe war es, den ich zuerst er sah. Er kam vom lustigen Spiele, und auf den Boden stieg Trug er den Helm, in Händen das Wundschwert von Holz.

Doch um die Lippen ludte ein still verhaltener Schmerz; Ich frag: „Du kleiner Streiter, was brüht dein junges Herz?“ Da bat aus seinem Auge ein schneller Thrän gelobt: „Und sollst du's nicht wissen? Der Kaiser, der ist tot!“

Ich aber fand noch lange und sah ins Abendrot: „Und ist er auch gestorben, er ist ja nicht tot.“ Sie werden ihn begraben im fernen Berg von Gra — Doch ewig wird er leben in seines Volkes Gern.

Heinrich Mannmann.

\* Der Münchener „Neuesten Nachrichten“ entnommen.







# Emil Breslaur

32 Klavier- und Singstücke.  
2 Bände à 1 Mk.  
Erinnerung an Johannisbad.  
2 heitere Tonstücke für Klavier 1 Mk.  
Verlag von P. J. Tonger in Köln.



Ein heiteres Duett  
für Tenor und Bariton  
mit Klavierbegleitung  
ist das

Trinklied  
"Ach, wenn wir  
hätten, o Freund-  
chen ein Fass."

von  
**A. Dorn.**  
Mk. 1.50.  
Verlag von P. J. Tonger in Köln.



Willh. Ed. Voigt Jr.  
Markneukirchen i. S.  
Gegründet 1866.  
Musik-Instrumenten-  
und Saiten-Fabrik.  
Einzel-Verwand  
aus erster Hand.  
Anerkennung vorzügl.  
u. billigste Bezugs-  
quelle. Illustrierte  
Preisverzeichnisse  
gratis und franco.

**Edmund Paulus**  
Musik-Instrumenten-Fabrik  
Markneukirchen i. Sachsen.  
Preislisten auf Wunsch frei.



Glasen-Bachlighte,  
Medaillen seit 1868, 1. und  
2. Preis, darauf, silb. Med. 1889  
Hamburg, für vollkomm. Aus-  
führung d. Fabrikate. Aus-  
stellung 1893. Medaille  
Berl. 1893. 1. Preis. 1. Medaille  
Amsterdam 1893 u. a. w.  
Für Nachsch. wird gewart.

GEHOFEN, DRESDEN, N.  
FABRIK FÜR ZWEI-UND DREI-RÄDER  
  
Beste und  
billigste  
Bezugsquelle,  
gleichzeitig  
auch für Erzeug-  
nisse anderer  
deutscher und eng-  
lischer Fabriken  
ersten Ranges...  
ILLUSTRIRTE KATALOGE  
GRATIS UND FRANCO

Nach Angabe und unter Kontrolle von Dr. SCHWEISSNER.  
EICHSEL  
HARTWIG & VOGEL  
CACAO  
DRESDEN  
Niederlagen sind durch Plakate  
erkennbar.

Flügel, Pianinos, Harmonium.  
Niederlage in Berlin bei  
Carl Simon, Markgrafen-  
strasse 31.  
**Schiedmayer, Pianofortefabrik, Stuttgart**  
Hof-  
Lieferanten Seiner  
Majestät des Deutschen Kaisers,  
Seiner Majestät des Königs von Würt-  
temberg, Ihrer Majestät der Königin von England.

20 Pf. Jede Nr. Musik alische Universal-  
Bibliothek! 400  
Nrn.

Klass. u. mod. Musik, 2- u. 4-st., Lieder, Arien etc. Nur beliebte Piecen. Vors. Stich  
u. Druck, stark. Papier. Verzeichn. grat. u. fr. v. Felix Siegel, Leipzig, Dörrienstr. 1.



Im Verlage von Carl Grüniger in Stuttgart er-  
schien und durch alle Buch- und Musikalienhandlungen zu beziehen:

**Taschenbüchlein**  
der gebräuchlichsten  
**Musikalischen Kunstausdrücke**  
von Franz Litterscheid.  
Preis gebunden 30 Pf.

Dieses musikalische Fremdwörterbüchlein ist besonders als Nach-  
schlagebuch für Musikschüler bestimmt, die darin alles für den Un-  
terricht Notwendige und Wissenswerte aus der musikalischen Sprache  
finden werden.

**Kemmerich:**  
Pepton  
cond. Bouillon  
Fleisch-Extract  
Von Autoritäten empfohlen.  
16 Ehrendiplome und Goldene Medallien 16  
Man achte stets auf den Namen „Kemmerich“.  
Zu haben in den Delikatessen-, Drogen- und Colonialwaren-  
Handlungen, sowie in den Apotheken.

Unter Goldschmied 38 **KOELN** 38 Unter Goldschmied.

**RUD. BACH SOHN**  
Pianofortefabrik  
Stylvolle Flügel und Pianinos.  
Neuerweg 40 **BARMEN** 40 Neuerweg.

**ASBECK, OSTHAUS, EICKEN & CO.**  
HAGEN Westph.  
PATENT-TIEGELGUSSTAHLDRAT  
Spezialität Garantie  
KLAVIERSAITEN

Ein neues Chorwerk mit Deklamation:  
In meinem Verlage erschien soeben  
mit Eigentumsvorbehalt ein neuer  
und ist durch jede Musikalien-  
Buchhandlung, sowie durch mich  
direkt zu beziehen:

**Grossmütterchens Traum.**  
Melodramatische Dichtung mit Chören  
und Pianofortebegleitung.  
Text von Dr. Hermann Unschel.  
Musik von Otto Meißner.

Klavier-Auszug 4 Mk. netto. Einzelne  
Stimmen in beliebiger Anzahl à 1 Mk.  
Deklamation und Text 30 Pf. netto.  
Text der Gesänge apart 10 Pf. netto.  
Das Werk ist in ähnlicher  
herzgewinnender Weise komponiert,  
wie z. B. Herings Weihnachtshe. Anacker  
Bergmannsgruss, Beckers  
Columbus etc. und dürfte, da ein ent-  
schieden frischer Mangel an gefälligen,  
leicht durchführbaren Gesangswerken  
mit Deklamation vorhanden ist, wegen  
dieser Vorzüge allen grossen und  
kleinen Gesangsvereinen (gemeinschen  
Chören), insbesondere aber seiner  
leichtesten Ausführbarkeit wegen hüben  
Schulen zu Gesangsaufführungen  
eine sehr willkommenes Gabes sein.  
Verlag von Adolph Brauer, Dresden.

Neue  
**effektvolle Solo-Lieder**

**Gunkel, A.** Kleine Solos klänge mich  
— tief. Preis 30 Pf.  
**Scholtz, S.** Hehl! Du stolzes Modell  
Ausgaben: hoch — tief.  
Preis 30 Pf.  
Gegen Einsendung des Betrags franko  
Zusendung.

Verlag von Theobald Dietrich, Dresden,  
Frauenstrasse.

**Cremoneser Geigenbau**  
von Otto Märgle in Coblenz.  
Neue Streichinstrumente, anerkannt  
alt-italienischen an Güte gleich.  
Prospekte auf Wunsch.  
Reparaturen bezüglich Wiederherstel-  
lung des Tones nur an alt-italienischen  
Instrumenten aber unter Garantie.

**KARLSBADER**  
Bitterwasser  
Besten Bitterwasser der versorgungstörten  
Kaiserstadt Karlsbad und deren Folge-  
zuständen. Zum Kurgebrauch bei Magen-  
u. Darmkatarrhen, Leber- und Gallenlei-  
den, abnormer Fettanhäufung, Säurebil-  
dung kräft. allg. empf. Erb. in Sch. à 1 Mk.  
u. 2 Mk. 50 Pf. in d. Apoth. gegen Eins.  
v. 8 Mk. 50 Pf. foo. Zusend. 1 Sch. in Ver-  
sand Lippmanns Apotheke Karlsbad.

**Zither-**  
Unterrichtsbrie-  
fe von Franz Fiedler.  
Eine neue praktische Lehrmethode des  
Selbstunterrichts in der Zitherspiel.  
Brief I—VII à 30 Pf. Prospekt gratis und  
franko. Verlag des „Echo vom Gebirg“  
in Tölz, Bayern.

**Kaiserwacht**  
Patriotisches Lied für eine mitt-  
lere Singstimme mit Pianoforte-  
begleitung von Josef Göllrich.  
Preis 1 Mk. — Ein Lied, welches  
unsere Heldenkaiser Wilhelm I. u.  
Friedrich III. verherrlicht, sollte  
in keiner deutschen Familie fehlen.  
Zu beziehen durch Fritz Fiedler,  
Görlitz oder jede andere Musi-  
kalienhandlung.

**Musikwaren-Versand-Geschäft**  
V. Schmitt, Linden-Sellingen.  
Nur Waren Feinste Reizen.  
Illustr. Spezial-Kataloge über alle Arten Musikinstrumente gratis u. franco.

**Wallensee. Weesen. Schweiz.**  
**Hotel und Pension Speer** (ob dem  
Bahnhof).  
Klimatischer Luftkurort. Übergangestation. Beliebter Aufenthaltsort für Er-  
holungsbedürftige und Rekonvaleszenten. Mannigfaltiges Exkursionsgebiet. Präch-  
tige Aussicht auf den Wallensee und das Hochgebirge. Pension Fr. 5.— bis 7.—  
Zivile Passantenpreise. Prospekte gratis und franko.  
Rob. Wyss, Besitzer.

Billigste, kürzeste und bequemste Route.  
**Berlin-Kopenhagen**  
über  
**Warnemünde-Gjedser**  
täglich (aus Berlin 8<sup>00</sup> Mg. in Kopenhagen 8<sup>00</sup> Ab.) täglich  
Einfache Billets: I. Klasse 30.00 M. II. Klasse 20.00 M. III. Klasse 10.00 M.  
Retour-Billets: I. Klasse 50.00 M. II. Klasse 30.00 M. III. Klasse 15.00 M.  
Dauer der Seefahrt nur zwei Stunden.

Ein grösseres  
**Musikinstitut**  
in einer gr. Industriestadt Schlesien ist,  
anderer Unternehm. halber, sehr preis-  
wert zu verkaufen. Gef. Offerten  
unt. M. 555 an Rudolf Mosse, Dres-  
lau erb.

**Harmonium-**  
Musikalien. Gedruckt  
E. Smeets. Stoffe.  
Auswahlendg. bereitwillig.  
Illustrierte Preislisten von  
Harmoniums gratis.  
Musikalien-Katalog 1 Mark.

**Bucksings** Kammg. etc.  
Dass. versendet jedes Mass zu  
Fabrikpreisen. Mstr. kräft.  
H. Schults, vorm. F. Koltermann,  
Cottbus.

**Heirat.**

Ein Musikdirektor in den 40er Jahren,  
mit sicherer, angenehmer Stellung (Vier-  
linienten), wünscht die Bekanntschaft  
einer sehr musikalisch gebildeten Dame  
mit Vermögen zu machen, behufs späterer  
Verheiratung. Offerten unter O. 5922  
an Rudolf Mosse, Stuttgart. Dis-  
kretion Ehrensache.

Ein Libretto zu einer Operette für einen  
Männergesangsverein gesucht (event.  
Tup. des Kölner Tagelates in Deuts-  
ch.).

1. Jung, 20 Jahre, klug, wissenschaftl.  
u. wirtschaftl. gebildet, schönes Aus-  
sehen, g. gute Pianistin, sucht, gestützt  
auf gute Zeugnisse, zum August oder  
September eine passende Stellung. Gef.  
Off. mit Gehaltsangabe unter O. 5925  
an Rudolf Mosse, Stuttgart.

Geb. i. Mählen werden in einem Musik-  
Institut gratis an Klavierlehrer,  
ausgeb. Pens. sehr billig. Off. erb. F. M.  
postlagernd Mainz.

**Unverantwortlich**

ist es, dass immer noch Damen Hutnadeln  
oder Stecknadeln ohne K. F. Neumannsche  
(Aachen) Patent-Sicherheitskappe tragen.  
Zu haben in jeder Kurswaren-Handlung.

**Rheinwein.**

Gegen Einsendung von M. 20 versende  
mit Fass ab hier 50 Liter selbstgehaltene  
guten und Weisswein, für dessen  
Abgabe ich garantiere.

Friedrich Lederschon, Oberrheinische a. Rh.  
Altberühmt wegen der Vorrücklichkeit  
ihrer Resultate ist die

**Gebirgsheilstalt für Lungenkranke**

**Reiboldsdahlgrün i. Sachsen.**

Prospekte durch die Verwaltung.  
Ratgeber für Lungenkranke. Verlag von  
E. Pearson, Dresden, durch jede Buchhandlung.

Ein tüchtiger Sob stellt die Gefährlich-  
keit! Stets hohe  
Rust. Obenüber ein  
warmes Bad. Unent-  
behrlich für jeden.  
Strecke gut.  
E. P. P. Berlin, W. 41.  
Seitiger 184.  
Frankfurt, Monatsabgaben.

**Oft sinn ich hin und wieder.**

Für eine Singstimme mit Klavier,  
komponiert von Eng. Humperdink.  
Ausgabe für hohe Stimme Mk. 1.—  
für tiefe Stimme Mk. 1.—

Ein reizendes, Herrn  
**Emil Götze**

gewidmetes Lied.  
Verlag von P. J. Tonger in Köln.

IX. Jahrgang Nr. 14.

Stuttgart, 1888.



Vierteljährlich sechs, mit Künstler-Porträts etc. illustrierte Nummern und je einer Extrablatt, bestehend in verschiedenen, für Hausmusik geeigneten Gesangs- und Instrumental-Kompositionen, Bühnen-Texten, illustrierte Musikgeschichte u. s. w.

Verlag Carl Grüniger, Stuttgart-Leipzig  
(vormals J. J. Zenger in Leipzig)  
Inserate die fünfzehnte Sonstige-Zeile 75 Pfennig.  
Beilagen für je 1000 Expl. Quart 5.  
Kleinere Annahme von Inseraten und Beilagen bei  
Radolf Mosse Stuttgart, Leipzig, Berlin u. dessen Filialen.

Preis pro Quartal bei allen Postämtern in Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Luxemburg, sowie in sämtlichen Buch- und Musikalien-Handlungen 80 Pfg.; direkt von Stuttgart und bei den Postämtern des Westpostvereins 1 Mk. 50 Pfg. Einzelne Nummern 25 Pfg.

Ältere Jahrgänge sind neu aufgelegt in eleg. broch. Bänden je 80 Pfg. das Quartal, Einbanddecken a M. 1.—, Prachtbände a M. 1.50 durch alle Buch- u. Musikalien-Handl. zu beziehen.

## Das Musikfest in Stuttgart.

Epilog.

Die Kunst ist eine gar feine und köstliche Speise, — aber es geht wie mit allem Vordern: genießt man zu viel und zu oft davon, verdirbt man sich den Magen und wenn dieser nicht frisch und fröhlich arbeitet, ist der ganze Mensch keinen Nickel wert. So geschieht es denn, daß wir uns inmitten der reichsten und ausgiebigsten Kunstgenüsse, welche die Winteraison bietet, je länger, je härter nach der naturfrischen Jahreszeit sehnen. Und wenn unsere Sehnsucht erfüllt und diese in ihrer ungekünstelten Schöne gekommen ist, — wie haben wir uns dann in den leuchtenden Bogen des Sonnenlichts, wie trinken wir dann in vollen Zügen die frische, balsamische Luft! Was ist der prächtigste Tanzsaal gegen den von Linden und Buchen überwölbten Rasenplan, was ein ganzer Ball mit seinen Quadrillen, Cotillons und langschleppigen Kleidern gegen eine Stunde ungezwungenen Spiels im Freien. Ein einziges selbstgepflegtes Weiden buftet süßer und lieblicher als Eau de mille fleurs und wenn die Lerche ihre Triller zum Morgenhimmel hinausschmettert, wenn die Nachtgall im blühenden Hag von Liebeslust und Liebesleid singt und dann der Chorus der niedern Geister mit einstimmt — man mag nicht einen Barbaren schelten, aber das nenne ich schönen Gesang, herrliche Musik! Weinen was sind wir nicht für launische Menschenkinder! „Kinder“, wiederhole ich, die immer das wollen, was fern liegt; anstatt uns an diesem herrlichen Naturkonzerte für jetzt genügen zu lassen und der Liebesfülle der Salon-Konzerte in der eigentlichen Saison wieder entgegenzusehen, lassen wir uns zu Tausenden in einen geschlossenen Raum einengen, um im Schweige unseres Angesichts das zu genießen, was wir später viel mühseliger haben könnten. Freilich sind die Arrangements der Sommermusiken mehr und mehr ins Unpopuläre gewandten, mehr, als dies verschiedener Umstände halber in der eigentlichen „Saison“ möglich sein kann, und diese Großartigkeit begründet die Berechtigung ihres Daseins. So spielte sich auch das hiesige dreitägige Musikfest in großen Dimensionen ab, hatte aber auch künstlerisch im allgemeinen einen durchschlagenden Erfolg. In An-

lehnung an die vielgebrauchte Nebenart, „die Verdienste der einzelnen mitwirkenden Faktoren im Hinblick auf das allgemeine Gelingen durch kleine Monumente nicht schmälern zu wollen“, könnten wir uns an unserer summarischen Beurteilung genügen lassen, allein wir stehen erstmals einem hiesigen musikalischen Ereignis gegenüber, das eingehend zu behandeln verschiedene Gründe bedingen.

Der erste Abend war der Aufführung des „Josua“ von Handel gewidmet und zwar in der instrumentalen Ergänzung von Jul. Ries. Ueber die künstlerische Bedeutung dieses großartigen Werkes haben wir uns bereits in den Spalten unserer Festnummer, welche von den Festbesuchern sichtlich mit Interesse aufgenommen wurde, ausgesprochen. Es erübrigt also nur die Beurteilung der Aufführung, und diese war im großen und ganzen eine vortreffliche. Des Dirigenten Dr. Zimmerns etwas Faibles etwas derbe Direktionsweise war so recht dem kräftigen Werke angemessen, — sein Tempo war vergriffen, kein Einlaß zweifelhaft, und wie sehr faßt in das Verständnis unserer großen alten Oratorienmeister eingedrungen, erkannte man am besten an der unbedingten Schlagfertigkeit der Chöre, die ja den Schwerpunkt des Meisterwerkes und den Prüfstein für die Leistungsfähigkeit eines Chores bilden. Wie oft hat man erlebt, daß alte Musik, sei es aus sich selbst, oder unter dem Einflusse des Leiters, durch eine schwungvolle, begeisterte Ausführung neu belebt, gewissermaßen modernisiert wurde. Man muß sich vor allem in die Stelle der blühlichen Personen versetzen, ihre Worte aus warmem, wahrtem Gefühl des erhabenen schönen Inhalts heraus neu empfinden, dann ergeben sich auch die dieser Auffassung entsprechenden Tempi von selbst. So schien auch die vielföpfige musikalische Körperlichkeit unseres Musikfestes bestrebt, die dramatische Situation ins Gefühl aufzunehmen, durch den Akt des Nachdenkens zu neuem Gefühlleben zu gelangen und aus eigener Auffassung selbstschöpferisch wieder zu geben; und so ist es ihr — nach unserer Auffassung — allein möglich geworden, die Chöre so plastisch-schön und doch so frisch und schlagfertig wieder zu geben, wie es in der That geschehen. Gut ab vor solcher Meisters- und Musterleistung!

Auch die Wahl der Solisten darf eine recht glückliche genannt werden. Zumal schien die Partie des

Othniel Fräulein Hermine Spieß aus Wiesbaden auf den Leib geschrieben. Bekanntlich verfügt die Künstlerin über keinen allzugroßen Stimmumfang, — nicht viel über eine Decime; was aber innerhalb dieser Grenze liegt, ist so voll Poésie, warmer und wahrer Empfindung, so voll künstlerischer Vollkommenheit, daß wir uns kaum bewußt werden, wenn bei Ueberdrehung ihrer natürlichen Stimmgrenze, deren Markstein das zweifeltrichene Es zu sein scheint, sich der Eindruck des Forcierten geltend machen will. Kurz: Fräulein Spieß hat sich wieder als Künstlerin „von Gottes Gnaden“ erwiesen und begeisterte die Zuhörerschaft in ungemessenem Grade. Auch der Sopranistin Frau Schmidt-Wöhne aus Berlin künstlerische Eigenschaften heischen vieles Lob. Ihre geschmeidige Stimme ist von hellem, weichem, lyrischem Klange und guter Schallung, welche sich vorzugsweise in den solierten Partien vortrefflich äußerte. Der ganz bedingungslose Vortrag wurde indessen dadurch in etwas beeinträchtigt, daß der Kampf mit vermeintlichen physischen Schwierigkeiten eine gewisse Outiertheit und eine Neigung zum Zuhörsingen verriet. Recht vortrefflich machte sich auch Fräulein Dietrich von der hiesigen Sopran in der kleinen Sopranpartie bemerklich, wenn gleich oder vielleicht gerade weil ihr erster Einsatz unmittelbar nach dem sonoren Organ von Fräulein Spieß etwas Stübliches hatte, welcher Kontrast dem Charakter der Partien besonders angemessen war. Ganz vortrefflichen Eindruck machte Herr von Mille aus Weimars Sängergilde. Frei von allen künstlichen Effekten entaoll seinem Munde eine edle, kernige und trefflich geschulte, ausdrucksfähige Stimme; sein Vortrag und das seine Verständnis in der Wieberegabe seiner Partie sind nicht hoch genug anzuerkennen. Auch Herr Ritter aus Hamburg als Titelhelfer — der schwierigen Partie des Abends — welcher für den in Aussicht genommenen Mitorey aus München eingepfungen war, zeigte, was ein Sänger von guter Schallung bei glücklicher Stimmgebung zu leisten vermag. Wenn seinem besonders in der Mittellage schönen Organe auch das der Partie eigentlich inwohnende Gelbende abgeht, so verliert doch alles in seiner Art zu singen, sehr sympathisch; besonders mußten seine Solostimmen ein Musikerherz durchaus erfreuen. Von dem verstärkten Orchester endlich ist ebensowohl das bewundernswürdige Bemühen als der ausgiebigste Erfolg zu

konstatieren. Einzelnes Wunderswerte, wie z. B. die Uebereinstimmung der obligaten Oboe mit dem Tenorsolofist in einer koloratur-Arie, ist zweifellos auf brillante Faktoren zurückzuführen und verschwindet in dem überwältigenden Strudel des Ganzen.

Der Mitt in romantische Land hat für uns Menschenkinder immer etwas Verlockendes und so wurde dem zweiten Abend, dessen Programm sich vorzugsweise in jenen phantastischen Gründen abspielte, mit besonderer Anteil entgegengekommen. Die wunderbaren Töne des Parifal-Vorpiels bildeten gewissermaßen die goldene Brücke nach jenen geheimnisvollen Regionen und wenn dasselbe, losgerißt von seinem großen Ganzen, auch nicht eine unbedingte zwingende Gewalt ausübt, so vermochte es, zumal in solch fein ausgearbeiteter Wiedergabe, doch unübersehblich zu sein und vorzubereiten auf den klavierromantischen Chopin, dessen E-moll-Klavierkonzert nun folgte. Chopin Romantiker zu nennen, mag manchem nicht recht unangenehm sein, allein ist es nicht? Spiegeln nicht seine Kompositionen eine in allen möglichen Nuancen schillernde geheimnisvolle Gemüthsstimmung? Werden sie unter den Fingern eines echten und rechten Künstlers nicht förmlich lebendig, jene glänzenden und fesselnden Gestalten, die zwischen den Notensystemen erst nur geahnt werden, flüsten sie einander nicht alle möglichen Geheimnisse zu in seinen reichsten musikalischen Bildern? So sind wir also richtig gestimmt zum Genuß des „ewig schönen, von begeisterndem Feuer der Jugend durchglühenden“ unvergleichlich schönen Werkes. Und wer sollte sich als Interpret desselben besser eignen, als der ebenfalls von der Flamme des Genies durchdrungene jugendliche Klaviermeister Eugen d'Albert? In einem verhältnismäßig nur kurzen Zeitraum hat er alle früheren brüsten Elemente aus seinem Spiele abgetoßen und ist aus seinem Prozesse der gewalttätigen Unterdrückung aller subjektiven Regungen siegreich hervorgegangen und nun müssen wir vor seinen gekauften Leistungen bewundernd verstummen. Und welch ein Gegenlag, zwischen der äußeren Erscheinung des jungen Mannes und seiner Künstlerkraft! Ein rundes Sturmbannerköpfchen mit fast verblüffend dreinblickenden Augen, ein kleiner gedrungener Körper, der nur aus Versehen in den Grad hineingeraten zu sein scheint; Aermchen, welche daran mit der Unbeholfenheit rudimentärer Organe haften, dazu eine Verbeugung, die einen Komplimentelehrer geradezu unmöglich machen würde, — so etwa schilderte ihn I. J. ein Künstlerkollege (wenn wir nicht iven Messiaßki) und darin faßt sich auch heute noch der äußere Eindruck zusammen, welchen der Künstler seinen Leistungen voransicht. Aber seine ersten Töne schon deuten auf die wahre Rangstufe hin, die er künstlerisch einnimmt. Wir sind uns sofort bewußt, daß wir Erstaunen und Jugend ganz aus dem Spiele lassen müssen, um zu dem richtigen Maßstabe seiner Leistungen zu gelangen. Die Figur des Spielers gewinnt plötzlich an Bedeutung und Poese über Poese frönt in stetem Anwachsen durch diese kleinen, aber mit eiserner Muskatüre ausgestatteten Hände. So spielte er auch das mit unglaublichen Schwierigkeiten gefüllte Chopinsche Konzert mit dem denkbar höchsten Glanze und entwickelte dabei eine solch wunderbare Tonfülle, die im gartesten Piano, wie im Forte gleich schon Klang und eine so gefäßtete Wärme der Empfindung, wie wir es noch kaum gehört zu haben glauben. Das Publikum war auch „rein weg“ und feierte den Künstler in maßloser Weise. Als Zugabe spielte er noch Chopins Verceue in Des dur, ebenfalls eine in poetischen Duft getauchte Leistung.

Das weitere Hauptwerk des Abends, „Paradies und Peri“, die schönste Blüte des Hochschumannschen Kunstschaffens, dessen tiefgründiger Inhalt so recht dem ganzen Fühlen und Denken des großen Romantikers entsprochen und der, wie keiner, berufen war, die zarte, wunderbare Poese dieses ideal-schönen Stoffes in Tönen wiederzugeben, darf mit Recht das „Prälat“ „gut“ in Anspruch nehmen, übte jedoch die erhoffte „zündende“ Wirkung nicht ganz aus. Mag es gelegen haben, woran es will, — kurz, es fehlte jenes unheimliche Etwas, das wie ein sympathisches Flutium Ausführenden und Zuhörer durchströmt und jene erhabene Begeisterung bei beiden erweckt, die den Genuß eines Kunstwerkes zu der Höhe einer moralischen That erhebt. Wenn man nach Gründen forschen will, so mögen diese einestheils in der fast untrüglich hohen Temperatur des Saales gelegen haben, andererseits in der Erschöpfung und Ueberanstrengung der Mitwirkenden, namentlich des solistischen Teils, veranlaßt durch die vorzügliche überaus anstrengende Aufführung und die

Proben. Trotz alledem vermochte Fräulein Spieß mit einer technischen Geschicklichkeit und angeborenen Feinfühligkeit, die nur dem echten Künstler zur Verfügung stehen, über ihre himmlische Angegriffenheit und die für sie im ganzen etwas hohe Lage der Partie zu täuschen und so hatte sie prächtige Momente und viel Anerkennung. Nicht minder Frau Schmidt-Röhne, deren Leistung im Vortrage der zarten Nummern gipfelte, deren Organ aber namentlich in der Höhe auch nicht mehr so recht variieren wollte. Unbedingte Zustimmung nahm heute Fräulein Dietrich in Anspruch; sie schien seit gestern um Haupteslänge künstlerisch gewachsen; klar und ungezwungen entfalte sie ihre jugendliche Stimme und ihre sonstigen Sangesgaben und forderte so zu lebhafter Anerkennung ihrer Kunstleistung heraus. Herr von Milde glänzte nach wie vor in seinen bezwingenden Künstlerigenschaften, — er allein unter den Haupt-solisten schien unverwundlich, dies zeigte besonders der wunderbare Gesang „Zeit sank des Abends goldner Schein“. Auch Herr Fromm ad a von der hiesigen Oper bewährte sich als der feingebildete vornehme Sänger, als welcher er seit langem bekannt ist. Herr Valluff, ebenfalls der hiesigen Hofoper angehörig, fand ebenfalls Gelegenheit genug zu glänzen und benötigte die denn auch in einer ihn sehr ehrenden Weise. Der Chor spielte in diesem Werke zwar nicht — wie im Josua die erste, sondern eigentlich die letzte Rolle; trotzdem sind ihm die bedeutendsten Schwierigkeiten aufgeladen. Diese wurden aber auch heute nicht nur technisch brillant bewältigt, sondern er leistete auch wieder Vorzügliches im himmlischen Wohlklang und in wirklicher Durchgeistigung des Vortrages. Dirigent des Abends, gleichwie des folgenden Klavierkonzertes war Hofkapellmeister Dr. Paul Klengel und dieser ist — vorweg betont — mit ganz außergewöhnlichen Leistungen vor ein großes Konzertpublikum getreten. Eine durchaus künstlerische, oftmals eigenartige, aber immer ideale Auffassung trägt er in die Kunstwerke hinein und der Bund von Sachkenntnis, Intelligenz und Veranlagung feiert bei ihm hohe Triumphe. Mit dem Bewußtsein des eigenen Wertes durfte Klengel die begeisterten Ovationen des Publikums entgegennehmen.

„Finis coronat opus“ war die Devise des dritten und letzten Abends und damit des ganzen Festes, das ein, in seinen Hauptteilen höchst anziehendes Programm beschloß. Mit ebenem Schritt ging die gewaltige Orgel-Dezerta von Bach (instrumentiert von Esfer) an uns vorüber und hinterließ in ihrer majestätischen Tonfülle großen Eindruck, bei den Zuhörern, welchen das Verständnis für solche Musik — nicht fehlt. An die rechte sich das neue Doppelkonzert für Violine und Cello mit Orchester von Brahms, das um so mehr Interesse in Anspruch nahm, als zwei Künstler „von hoher Art“, der Geigerkönig Joachim und der treffliche Cellist Jul. Klengel sich in den Solopart teilt. Das Werk selbst ist in symphonischer Stile gehalten, an dessen Aufbau sich die Soloinstrumente selbständig beteiligen und der Komposition ein durch das Wesen derselben bedingtes bestimmtes Gepräge aufdrücken. Wiedergabe und Beifall ließen nichts zu wünschen übrig. Daß die Solisten, die uns unter Mitwirkung des trefflichen Orchesters die interessante Bekanntschaft dieser neuen Tonfindung in großartiger Weise vermitteln, in dieser ihr künstlerisches Vermögen nicht so wie in einem landläufigen Konzerte an den Tag legen konnten, liegt in der Natur derselben. Dafür waren die späteren Solostücke da und die Wahl derselben war in einer Weise getroffen, daß die individuellen Vorzüge der berühmten Künstler im hellsten Lichte strahlen konnten. Joachim spielte das Adagio aus dem (6.) Violinkonzert von Eöphor, nebst dem vorausgehenden recitativischen Mittelstücke (welch letzterer auch häufig in abgekurzter Form als Einleitung zu Ernsts „Glegie“ verwendet wird) und zwar in der vollendeten und erhabendsten Weise, — seine Geige strömte eine erwidrende Fülle von Musik aus. Nicht endenwölkender Beifall veranlaßte den begabten Künstler noch zu einer Zugabe, bestehend in dem Bourée der II. (H-moll.) Solo-Violin-Sonate von Bach. Auch Klengel knüpfte bei Bach an und spielte (am Klavier von seinem Bruder Dr. Paul Klengel begleitet) Sarabande und Gavotte aus der 6. Cello-Sonate in höchst edler, ausdrucksvoller Weise. Seine fabelhafte Technik erwiebs er an einer eigenen, sich selbst „auf den Leib geschriebenen“ Komposition „Thema und Variationen“, die jedoch auf Bach paßte, wie die Faust aufs Auge. Immerhin war indes das heutige das Künstlerkonzert und dies mag die Wahl des nichts als Technik enthaltenden Stükes rechtfertigen, da man nach allen Seiten hin das Bedeutendste erwartete.

Der ob seiner verbäufenden Technik angehaunte Meister wurde immer und immer wieder gerufen.

Als Lieberlingsgerinnen kamen die Künstlerbamen Spieß und Schmidt-Röhne wieder zu überrollen. Ersterer sang Nieder von Schubert und Brahms, letztere von Mozart, Mendelssohn, Grieg und Brahms, — beide gaben auf staßloses Drängen je ein paar Lieber zu. Das Chorwerk mit Orchester „Garaß“ von Jos. Krug-Waldsee wurde von dem einheimischen Komponisten mit Feuer geleitet, das sich auch dem Chor und Orchester mitteilte. Das Werk selbst zeugt von sehr tüchtiger, geschickter Mache, unter Anwendung aller modernen musikalischen Ausdrucksmittel. Die Gegenläge sind äußerst wirksam, — die Männerchöre besonders von prächtigem Fluge, die lyrischen Partien oft von begabendem Wohlklang. Das Finale ist in kolossaler Weise aufgebaut und wirkt durch jeine Wucht fast meuchlings auf die Zuhörer. Zu bewundern war der Chor, zumal der Sopran, welcher mit fast übermenschlicher Ausdauer die hohe Lage bewieserte. Herr Fromm ad a sang die Variationen mit entzückender Wirkung. Der Komponist wurde ungemein lebhaft gefeiert, und das mit Recht. Den Schluß des Abends und zugleich des Festes bildete eine ganz vorzügliche Aufführung der „Grieco-Symphonie“ von Beethoven. Klengel hat auch heute wieder als ganz vorzüglicher Dirigent sich bewährt und erwiesen, was selbst mit einem aus so verschiedenen Elementen zusammengelegten Orchester zu machen ist. Jeder Teilnehmer schien übrigens auch von der Wärme der wunderbaren Tondichtung durchglüht zu sein und so schloß nun das schöne Fest, welches auch Ihre Majestät die Königin und die hier anwesenden Mitglieder des königlichen Hofes durch ihre Gegenwart verberlichten, in erhabendster Weise. Frau Musika hat wieder vollen Segen ausgebreitet, denn nirgends kam er reicher liegen, als wo sie das Scepter führt und goldene Töne in flingender Fülle unter ihren Zauberrabe erwauchen.

Ergänzend möge noch bemerkt sein, daß vor Beginn der „Grieco“ Herr B. Spemann, der sich mit dem ganzen Festkomitee um das Arrangement des Festes ungemein verdient gemacht, vom Dirigentenpulte aus im Namen des Komitees herzliche Worte des Dankes an die Mitwirkenden richtete. Auch Sr. Majestät Prinz Weimar dankte den in der Künstlerloge versammelten Musiktheoretikern der gemäßigten Höre, die mitgewirkt haben, für ihre große Begeisterung für die Sache, welche das Gelingen des Festes gefördert! Möge dasselbe kräftig dazu beitragen, daß diese Veranstaltung zu einer dauernden, sich in angemessenem Zeitraum wiederholenden Institution werden, — so daß, was in erster Arbeit errungen und geschaffen wurde, sich nicht rasch wieder verflüchtigt, sondern dauernden Wert und Zusammenhalt gewinne im raschen Wechsel der Zeiten.“ Alle Faktoren, welche dies Bestehen bedingt, sind ja vorhanden. Stuttgart ist ja — wie selten eine Stadt — an sich schon ein Magnet, welcher Fremde anzuziehen die Kraft hat, zumal in der Jahreszeit, in welcher sich die Natur in ihrer vollen Schöne zeigt und warmes Leben ausstrahlt und Duft und Freude. Wie beifügt doch gleich Karl Gerolt, unser heimatlidher Dichter, unsere schwäbische Heimde?

„Da liegt du nun im Sonnenglanz,  
Schön wie ich je dich sah,  
In deiner Berge grünem Kranz,  
Mein Stuttgart, wieder da.  
Nicht da, vom Abendgold umflammt  
Im Thale hingelächelt,  
Gleich wie gefast in grünen Saum  
Ein güldenes Kleinod liegt.“

Sollte bei solcher Schilderung nicht auch dem Nichtschwaben das Herz ausgehen und das Verlangen werden, diese, von den bedeutendsten unserer Poren angeregte Stadt, auf die wir — offen gestanden — stolz sind, kennen zu lernen? Wir halten nun die heutige Gelegenheit gleich beim Schopf und gewähren unsern fernern Lesern in nächstem Heft wenigstens einen bildlichen Einblick in dieselbe.

Schon beim Verlassen des Bahnhofes, beim Eintritt in die Stadt, fesselt der prächtige Anblick des Schlossplatzes und seiner malerischen Umgebung euer Auge. Kunst und Natur vermählen sich hier zu einem ungemein reizvollen Bilde. Unsere Illustration veranschaulicht diesen Glanz und zugleich Zentralspunkt Stuttgarts, der sich mit den schönsten Stadt- und Residenzplätzen Europas messen kann. Das große Gebäude in französischem Renaissancestil ist das neue königliche Schloß, unter König Friedrich im Jahre 1807 vollendet. Der Hauptbau, dessen Mitte eine

goldene Krone überragt, und die beiden Flügel sind in streng symmetrischen Verhältnissen geordnet, und das Ganze in einem großartigen, in sich harmonischen Charakter gehalten. Seiner Würde nach außen entspricht die überaus reiche und geschmackvolle Einrichtung des Innern, der Aufwand künstlerischer Schmuckes jeder Art, in Werken der Skulptur, Architektur und Malerei, in kostbaren Metallarbeiten, Gobelins u. s. w. Vor dem Schlosse ziehen sich sorgsam gepflegte Alleen, Blumenbeete und andere Gartenanlagen hin, belebt durch zwei große, mächtige Fontänen. In der Mitte des Parks erhebt sich die 18 m hohe, imposant wirkende Jubiläumssäule, welche 1841 von den württembergischen Ständen zum Andenken an die 25jährige Regierung des Königs Wilhelm errichtet wurde. Ihren Gipfel schmückt die Gestalt der Konfördia, am Sockel sind allegorische Figuren sowie Bronzereliefs mit Darstellungen aus der württembergischen Geschichte angebracht. Nach der Westseite (auf der Illustration nicht sichtbar) ist der Schloßplatz begrenzt durch den in antiken Stil aufgeführten Königsbau, ein wirklich majestätisches Bauwerk, von Oberbaurat Dr. v. Leins im Jahre 1860 aufgeführt. In seinem ersten Stock enthält der Königsbau einen glänzend ausgestatteten Festsaal, in welchem während des Winters die gemauerten Abonnementskonzerte der k. Hofkapelle abgehalten werden. Von den Gebäuden, welche den Schloßplatz umrahmen, sind noch das an den nördlichen Flügel der neuen Residenz sich anschließende k. Hoftheater und das gegen Süden gelegene alte Schloß hervorzuheben. Letzteres ist ein halb Jahrtausend hindurch der Aufenthalt der regierenden Fürsten gewesen. Es bewahrt noch heute die Formen einer mittelalterlichen Burg und bildet damit einen interessanten Kontrast zu der neuen Residenz und dem Königsbau. Es würde zu weit führen, alle die zahlreichen, interessanten Bauwerke aus alter und neuer Zeit namhaft zu machen, welche an den verschiedensten Punkten Württembergs Hauptstadt schmücken, ebenso müssen wir des beschränkten Raumes halber davon absehen, die mannigfachen öffentlichen Gärten und Vergnügungsorte aufzuzählen, nur die herrlichen königlichen Anlagen, die sich bis Berg und Gamsfackel hinziehen, sowie den im Zentrum Stuttgarts gelegenen Stadtpark und die vielbesuchte Silberburg wollen wir besonders hervorheben.

Die zweite diesem Artikel beigegebene Illustration zeigt den großen Saal der Lieberhalle, die glänzende Heimstätte der Stuttgarter Musikfeste. In diesem Saale hat sich der „Eöne Nacht“ schon hundertfach glänzend erprobt. Am 24. Oktober 1875, zwölf Jahre nach Inangriffnahme des Baues der Lieberhalle, wurde der Festsaal vom Lieberhaus eingeweiht als ein „Tempel der Musik, insbesondere des Volksgefangs, als eine Stätte des Friedens und der Eintracht, edler Freundschaft und Erholung.“ Die Grundform des in strengster und edelster Renaissance gehaltenen, von dem trefflichen Leins erbauten Saales ist ein getreutes Rechteck; er teilt sich ab in Schiff und Nische. Die Länge beträgt 60 m, die Breite 22 m bei einer Höhe von 13 m. An den vier Umfassungswänden zieht sich eine über 3 m breite, auf Pfeilern ruhende Galerie hin. Diesen Pfeilern entsprechen oberhalb der Galerie schlank Säulen mit reichen korinthischen Kapitellen. Auf den Kämpfergeheimen setzen Rundbögen an, welche das kräftige Hauptgeheim tragen, dessen Ausladung auf Doppelkonsolen sich stützt. Die Zwischenfelder sind mit den mannigfaltigsten Emblemen geschmückt. In der Nische ist die Gliederung der Wände eine andere als im Saale selbst; weniger durchbrochen, ist die Architektur etwas derber; die Säulen sind nur angelehnt an die Wand und fassen die Arkaden der innerhalb derselben gebildeten Logen, drei an jeder Seite, zwischen sich. Je die mittlere Loge ist über die beiden Nebenlogen stark erhöht und enthält in ihrem Giebel eine von P. I. G. r. a. n. s. Meisterhand gemalt, und zwar zwei weibliche Figuren, einerseits Poesie und Musik, die, im Liebe vereint, die Flamme der Begeisterung entzünden, andererseits Komödie und Drama. Die Logenwände sind ausgefüllt durch anmutige Kinderfiguren, die vier Jahreszeiten darstellend, in deren Kreislauf die im Saale geehrten Feste sich abwickeln. Es dürfte vielen neu sein, daß an Raumausdehnung der Lieberhallsaal den Gürteln in Köln noch übertrifft, — seine Bodenfläche umfaßt 1320 qm, während der Gürteln nur 1160 qm umfaßt. Außer seinen vortrefflichen Raumverhältnissen und seiner vornehmen künstlerischen Ausstattung besitzt der Festsaal der Lieberhalle auch den besonders wichtigen Vorzug einer ausgezeichneten Musik. Kurzum dieser Saal hat durchaus alle Eigenschaften eines musikalischen Tempels der Musik; er ist in der That ein Festraum, nicht nur der festlichen Stimmung würdig,

sondern auch im Stande, in jedem Besucher eine gehobene, festesfreudige Stimmung hervorzurufen.

Schon bei Einweihung des Lieberhallsaals war dem Gedanken Ausdruck verliehen worden, es möchte recht bald ein „großes Musikfest“ in diesen herrlichen Räumen veranstaltet werden. Erst zehn Jahre später sollte sich dieser Wunsch verwirklichen. Inzwischen hatte das Musikleben in der schwäbischen Residenz kräftigsten Aufschwung genommen und sich zu vortrefflicher Blüte entwickelt. Die Pflege der Musik, zwar schon in frühen Zeiten unseres Jahrhunderts hier eifrig betrieben, aber meist doch nur in engeren, abgeschlossenen Zirkeln, hatte nun breitesten Boden gewonnen, und nachdem insbesondere der „Verein für klassische Kirchenmusik“ unter Dr. Fausts tüchtiger Leitung das Verständnis für den höheren Stil in der Musik außerordentlich gefördert hatte, fehlte es in keiner Weise mehr an günstigen Vorbedingungen zur Veranstaltung eines großen schwäbischen Musikfestes. Der „Verein zur Förderung der Kunst“, der in der verhältnismäßig kurzen Zeit seines Bestehens unter dem Ehrenpräsidium des künftigen, auf so vielen Gebieten des öffentlichen Lebens hochverdienten Prinzen Hermann zu Sachsen-Weimar schon nach verschiedenen Richtungen hin höchst verdienstvoll gewirkt hat, ergriff die Initiative und in einmütigem Zusammenwirken aller hervorragenden musikalischen Kräfte kam dann in den Junitagen des Jahres 1885 das 1. große Musikfest in Stuttgart zustande, dem sich nun das eben verfloßene glänzend angereicht hat. So hoffen wir denn, daß es der „Neuen Musik-Zeitung“ bei dem nächsten hiesigen Musikfeste vergönnt sein möge, recht vielen unserer fernem Leser wiederum ein herzliches Willkommen entgegenzusenden. Ein schwäbische Residenz wird auch in herrlichem Schmucke empfangen, auch in vollem Glanze ihrer natürlichen Anmut und Lieblichkeit entgegenzutreten —, laßt sie nicht vergeblich warten. Gewiß wird, ganz abgesehen von den zu erwartenden vorzüglichsten Kunstgenüssen, dann auch — wie diesmal — von ihr mit Recht gesagt werden können:

„Oft'n stehn euch viele Pforten,  
Gastlich winkt euch manches Dach,  
Euch erwartet allerorten  
Reicher Tisch und gut Gemach.“ —



## Christoph von Gluck an einem kleinen deutschen Fürstehofe.

Episode aus dem Leben des Dichters

von  
I. Molitor.

(Zur Erinnerung an des Meisters Geburtstag.)

Es darf als ein Fortschritt in den Anschauungen unserer Zeit betrachtet werden, daß ein hoher Wert auf die Bedeutung der Memoiren-Litteratur gelegt wird. Für die Anforderungen einer eingehenden Geschichtsforschung erscheint es unerlässlich, Schriftstücke dieser Art, wo sie sich nur finden, sei es im Privatbesitz, sei es in öffentlichen Sammlungen, emsig aufzusuchen und im Interesse einer getreuen Darstellung geschichtlicher Vorgänge zu verwerten. Denn, während die größere Zahl unserer Historiker nicht aus eigener Wahrnehmung, sondern gestützt auf anderweitige Beobachtungen oder mündliche Ueberlieferung ihre Aufzeichnung macht, kommt dem Memoirenschreiber der Vorzug zu, daß er das, was er miteilt, selbst erlebt und meistens auch selbst mit angesehen hat. Seine Wahrnehmungen tragen das Gepräge des Unmittelbaren und des durch keine Zwischenperson übertragenen frischen und lebendigen Eindruckes. Von besonderem Wert erscheinen sie, wenn es sich um Detailzeichnungen in dem Charakter von Personen handelt.

Solche Memoiren besitzen wir in dem handschriftlichen Nachlaß des ehemaligen Münchener Galerie-Direktors Christian von Mannlich. Dieselben beschäftigen sich unter anderem auch, und zwar nicht ohne eine gewisse Vorliebe, mit der Person und einzelnen Episoden aus dem Leben unseres deutschen Dichters Christoph von Gluck.

Die Zeit, in welcher von Mannlich mit Gluck und dessen Familie in nähere Berührung kam, war das Jahr 1774. Herzog Christian IV. von Pfalz-

Zweibrücken, ein Abstammung Württembergischer Stammes und als solcher ein feinsinniger und wohlwollender Förderer und Protektor aller Kunstströmungen, hatte den Komponisten in seinen besonderen Schutze genommen und stand ihm in Paris bei seinen Kämpfen gegen die Richtung der Lullis und Rameaus mit allen Kräften einflussreich zur Seite.\* Auf seine Einladung hin bezog Gluck nebst Frau und Tochter das dem Herzoge gehörige Hotel de Daupont in der Rue royale. Der junge Mannlich, welcher als Schlingling des Herzogs während seines Pariser Aufenthaltes daselbst Hotel ebenfalls bewohnte, kam dadurch in die engsten Beziehungen zu dieser Familie, und gleichzeitig mit ihm sein Freund, ein gewisser Fontenet.

Wir übergehen hier die in den Memoiren geschilderten Vorfälle in der Seinstadt, wiewohl sie, insbesondere in künstlerisch-literarischer Beziehung, viel Interessantes darbieten, und knüpfen an den Sommer 1774 an, in welchem Gluck nebst Frau und Tochter in Begleitung von Mannlich und Fontenet von Paris nach Zweibrücken sich begab und daselbst bis spät in den Herbst d. J. verweilte, eine Thatsache, welche seinen Biographen bisher völlig unbekannt gewesen zu sein scheint.

Wir lernen hierbei Gluck sowohl in seinem Auftreten als Künstler, wie auch in seiner damaligen Lebensweise kennen. Mannlich und Fontenet waren höheren Ortes beauftragt, ihm und seiner Familie die Honeurs und den neuen Aufenthalt möglichst angenehm zu machen. Es stand ihnen zu diesem Zwecke eine herzogliche Hofkapelle zur Verfügung, welche sie auch dazu benützten, die schöne Umgebung Zweibrückens kennen zu lernen. Das Hofleben in der pfälz-zweibrückischen Residenzstadt bot vielfach schöne und heitere Genüsse dar, teilweise wohl angeregt durch Gräfin Marianne von Forbach, eine sehr gebildete Dame, welche früherhin selbst der Bühne angehört hatte und mit welcher der Herzog morganatisch vermählt war. Die Ehe war eine in jeder Hinsicht glückliche und, wie uns berichtet wird, der Regierung des Landes nicht nachteilig. So kam es, daß an dem lebensfrohen Hofe häufig die nächsten fürstlichen Verwandten zu längerem Besuche sich aufhielten, so der in Rappoltsheim residierende Pfälzarzch Friedrich Michael und dessen beiden Söhne Karl August und Maximilian Joseph, der spätere König von Bayern.

Die Spaziergänge, welche die Gluck'sche Familie hier machte, die Theateraufführungen und Konzerte, welchen sie beizuwohnen, waren für sie eine angenehme Unterhaltung. Der von dem fürstlichen Landesherren hochgeachtete Maestro dirigierte den musikalischen Teil selbst, und Gräfin Maria Anna Gluck sang sehr häufig in diesen improvisierten Hofkonzerten. Dieselbe war indes nicht die Tochter, sondern eine Nichte und Adoptivtochter der Geheime Gluck. Im Jahre 1759 in Wien geboren, soll sie als Sänglerin ein Liebling der Kaiserin Maria Theresia gewesen sein.

Im Hause von Mannlich fanden die fremden Gäste die freundlichste Aufnahme. Ersterer nebst Fontenet führten den Vorzug bei der Tafel. Gluck, der sein Kostverdräcker war, hatte schon in Paris an Mannlich die Bitte gestellt, daß, wenn er nach Zweibrücken komme, jener ihm doch ja eine Wahlzeit mit Sauerkraut bereiten lassen möge, was Mannlich auch gern zusage. Das in Paris in Aussicht gestellte Lieblingsgericht hatte der Komponist des Orpheus zu Zweibrücken keineswegs vergessen. Es wurde ihm daher, so wie er es gerne aß, im Hause Mannlich's durch dessen Mutter und Schwester bestens zubereitet, wobei es an der Tafel sehr munter herging. Gluck erfreute sich nicht nur mit Wohlbehagen an seiner heimatlichen Speise, sondern begann auch, einer heimlichen Neigung folgend, zum ersten Male wieder mit seiner Frau zu recht nach Herzenslust deutsch zu sprechen, was nach einer Zeit langer Unterbrechung der lieben Muttersprache die herrschende Forderung nur noch mehr erhöhte. So lange aber Gluck in Zweibrücken sich aufhielt, wurde, wie Mannlich berichtet, jeden Abend nach dem Nachteffen musiziert, und zwar oft spät bis zum Mitternacht.

Ein für Gluck bisher unbekanntes Schauspiel bildeten die damals von Herzog Christian in großartiger Stil veranstalteten Hirschjagden. Bei dem sich hieran knüpfenden Vorfälle lernten wir unseren Dichters zugleich als einen passionierten Schachspieler kennen. Was diesen Jagdsport betrifft, so hatte derselbe damals, wie auch heute noch, das

\* Das Spiel hat diese Vorgänge in einem reizenden Bismarck, betitelt „Gluck in Trianon“, sehr gelungen wiedergegeben. Dasselbe wurde auf dem Münchener Residenztheater im Jahre 1881 mehrmals zur Aufführung gebracht.



Eigentümliche, daß das Tier, welchem die Jagd gilt, nicht im Verfolgen getödtet, sondern nahe bis zur Erschöpfung aller seiner Kräfte gehegt wurde, und erst dann, wenn es vor Ermattung niederfiel, den Todesstoß erhielt. Solche Jagden begannen zuweilen in den Wäldungen der nächsten Umgebung Zweibrückens, häufig bei Jägersburg, wo sich das von Pfalzgraf Gustav Samuel Leopold erbaute Jagdschloß „Hertensburg“ befand, zogen dann an den Dörfern Kleinottweiler, Altstadt und Beeden vorüber in das Erbschaft, worauf sie bei Zweibrücken endeten, und zwar in solcher Nähe der Stadt, daß, wie Männlich berichtet, das Hallali in dem Schloßgarten erfolgte, nur etwa hundert Schritte von dem Schloßchen der Gräfin von Forbach (heutigem Landgestüt) entfernt. Während des Oktobers im Jahre 1774 veranstaltete nun der Herzog eine solche Jagd und es ergingen an viele Personen Einladungen dazu, teils zur Teilnahme am Jagen selbst, teils zum Zuschauen. Letzteres geschah auch der Familie Gluck gegenüber nebst ihren Freunden. Zu diesem Zwecke hatte ihnen der Oberstallmeister eine offene Kalesche, sowie zugleich Melaispferde zur Verfügung gestellt, um damit unterwegs wechseln und dem Hirsch überall hin, namentlich durch die in die Wälder gemachten Durchhauungen und Schneusen folgen zu können. Wenn

beraunte Einladungen von oben herab ergehen, darf der tiefer Stehende sich dem nicht entziehen und Gluck nahm die ihm erwiesene hohe Gunst mit verbindlichem Danke an.

An dem festgesetzten Tage fuhr der herrschaftliche Jagdwagen zur bestimmten Zeit vor dem Hause vor. Alle waren in eiskaltmächtiger Hoftracht gekleidet und zum Einsteigen bereit; nur Gluck war nicht zum Aufbruch zu bewegen und zwar deswegen, weil er eine Partie Schach begonnen hatte, welche gerade an einen kritischen Punkt gelangt und noch nicht zu Ende war. Seine Frau und Tochter, seine Freunde Männlich und Fontenel bestürmten ihn mit Witten und Flehen, doch dem Spiele abzulassen und mit ihnen aufzubrechen. Aber vergebens. Er war nicht dazu zu bringen und fuhr fort, sich in die Chancen des Spieles zu vertiefen. Man stellte ihm vor, wie sehr es die fürstliche Durchlaucht ungnädig aufnehmen werde, wenn man zu rechter Zeit nicht zur Stelle sei; auch dauere die Jagd nicht so lange und könne das Spiel ja dann fortgesetzt werden. Allein der deutsche Musikmeister widerlegte sich in seinem Eifer für die Kombinationen der nächsten Schachzüge diesem Ankinnen so hartnäckig, wie wenn man ihm zugemutet hätte, in seinen Kompositionen eine kontrapunktische Dissonanz nicht aufzulösen oder ohne die notwendige Schlussabgrenzung ein Tonstück zu beenden. Endlich, nach langem fast verzweifeln dem Kampfe der Seinigen entschloß er sich, nachzugeben, jedoch nur unter folgenden Bedingungen: erstlich forderte er die Anwesenden auf, ihm feierlich Zeuge zu sein, daß er am Tage sei; ferner mußte das Schachbrett unberührt stehen bleiben und drittens schloß er selbst das Zimmer, worin es stand, ab und streckte den Schlüssel höchsten in seinen Saal. Nach Erledigung dieser wichtigen Vorkehrungen trat er endlich man endlich die Jagdkalesche. Der Postillon hieb auf die Pferde ein, so daß der Wagen im Galopp dahinhaupte und glücklicherweise gerade noch in dem Moment bei der Jagdgesellschaft anlangte, als der Hirsch aus dem Walde hervorbrach, verfolgt von der wilden Meute der Hunde und der in reichen Jagduniformen glänzenden herzoglichen Hofgesell-

schaft. Dieser Anblick, begünstigt durch ein wunderbares Herbstwetter, gefiel allgemein sehr, insbesondere den Damen, und ließ Gluck seine unterbrochene Schachpartie auf einen Augenblick fast vergessen. Nunmehr kam jedoch die Rekrute. Der Hirsch wendete sich und brach nach einer anderen Richtung in den Wald ein. Um zu sehen, wie es dort zugehe, mußte der Wagen daher ebenfalls gewendet werden und nachfolgen. Der Postillon hieb wieder auf die Pferde ein und nun ging die wilde Jagd, das tolle Hin- und Herfahren zum Jammer der im Wagen unaufhörlich gerüttelten und geschüttelten Zuschauer-gesellschaft von neuem wieder an. Gluck ward darauf alsbald sehr ungeduldig: „Ist das die Jagd?“ fragte er in italienischer Sprache, es laut darüber, wie man darin ein Vergnügen finden könne. Als Männlich solches behauptete, rief er aus: „O, welch ein Geschmack!“ Dem Komponisten, welcher gewohnt war, eine Jagd der Göttin Diana und ihrer Nymphen harmonisch durch einen aumtigen und in gleich-

nach Hause. Die Thüre des Zimmers, worin das verlassene Schachbrett stand, wurde vernimmt des von Gluck noch immer wohlverwahrten Schlüssels geöffnet, das Spiel sogleich fortgesetzt und der so lange hartgeprüfte Maestro hatte die Genugthuung, die unterbrochene Schachpartie nicht nur zu beendigen, sondern auch zu gewinnen.

Legteres geschah noch vor dem Abendkonzerte bei Hofe, welches Gluck dirigierte und worin seine Tochter zwei Lieder sang.

Nach dem Konzerte fand ein Souper im Schloße statt, bei welchem Gluck mit Bezaugen verweilte. Die erschütternde Bewegung des Wagens während der Jagd hatte ihm Appetit gemacht. Er aß von allen Blatten, die da kamen, trank zwei Flaschen alten Rheinwein und als man das Dessert servierte, nahm er zum Schluß noch ein Rebhuhn und eine gute Portion Salat. Männlich wurde darüber etwas besichtlich und sagte, da er üble Folgen fürchtete: „Bapa Gluck! essen Sie nicht zuviel, es könnte Ihrer Gesundheit schaden!“ „Bah!“ erwiderte dieser lachend, „darauf schlafe ich ganz herrlich. Ich weiß gar nicht, was Indigestion ist.“ So sprach der Liebhaber der Musik, der in unangenehmen Arien und Liedern die hochpoetischen Gefühle enthusiastischer Priesterinnen und idealer Selben vortrefflich darzustellen verstand; und

er konnte so sprechen, da er trotz seines hohen Alters eine unverwundliche, kräftige, deutsche Natur besaß.

Nest nach der Winter heran, wo Gluck nach Wien zurückzukehren beabsichtigte. Die Gräfin von Forbach, welche seine Tochter sehr lieb gewonnen hatte, wünschte, daß diese den Winter über bei ihr in Zweibrücken verbleiben möge, von wo sie dann im nächsten Frühjahr mit dem nach Paris gehenden Vater dahin zurückkehren könne. Sie versprach letzterem zugleich, sein Kind unter ihren besonderen Schutz und Aufsicht zu nehmen.

Gluck ging jedoch durchaus nicht darauf ein und wagte sogar der hohen Frau gegenüber die freimütige Bemerkung zu machen: wie denn die Gräfin seine Tochter beaufsichtigen wolle, da sie selbst ja für ihre eigenen Kinder Hofmeister und Gouvernanten nötig habe?

An einem der folgenden Tage in der Frühe erfolgte denn auch die Abreise der ganzen Familie von Zweibrücken und zwar zunächst nach Mannheim, bis wohin Männlich sie noch begleitete, und dann nach Wien. Damit hatte Gluck der freundlichen Residenzstadt Zweibrücken auf immer Lebewohl gesagt, denn er kehrte nie mehr dahin zurück. Auch schied sein großmütiger Gönner, Herzog Christian IV., bereits in darauffolgenden Jahre aus dem Leben.

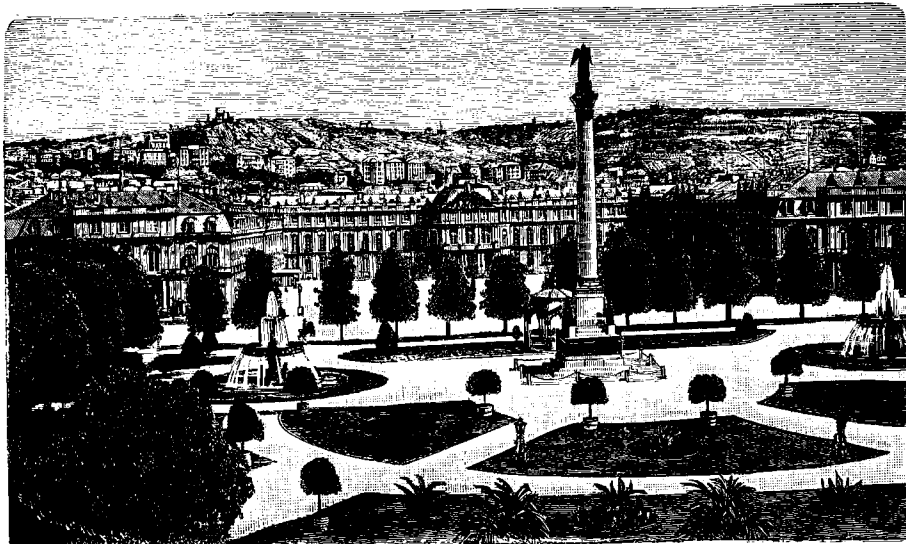


## Kaiser Wilhelm und Richard Wagner.

Von Theodor Braun.

Die „Ultra-Wagnerianer“ haben die Publikation des Briefwechsels Richard Wagners mit Franz Liszt, der auch in diesem Blatte bereits günstig besprochen worden, nicht durchaus günstig aufgenommen. Sie lieben es überhaupt nicht, wenn man von Einflüssen auf Wagner, von seinen Protektoren und Helfern spricht; sie meinen, Wagner

Das königliche Residenzschloß und der Schloßpark.



mäßigem Schwünge gehaltenen Chor im 9. Takte zu schilbern, war es geradezu unfassbar, wie solch wirrer Lärm und solch eine grausame Tierhege ein menschliches Herz erfreuen könne. Und wenn eine Viertelstunde später, nach martevollem Hin- und Herrennen, derselbe Fall wieder eintrat, konnte er sich nicht enthalten, wiederum zu fragen: „E là la caccia?“ und auf die Antwort Männlich: „Si Signore!“ entrüstet auszurufen: „O che gusto! Torniamo a casa!“ In der That wollte er umgekehrt in die Stadt zurückkehren, zweifelsohne in der Nebenabsicht, seine Schachpartie zu Ende bringen zu können. Leider war dies aber nicht möglich, da man durch eine solche Geringschätzung des Festes Anstoß bei der Hofgesellschaft erregt haben würde. Es gelang denn auch, durch vieles Zureden und nach langer Mühe, Gluck zu beruhigen und zum Ausbarren zu bestimmen.

Endlich war der Hirsch getödtet. Die Bliqueurs bliesen das Hallali. Alles war freudig erregt und Gluck atmete neu auf. Nur der jungen Fräulein Marianne kamen die Thränen in die Augen, als sie das für ihr artgeliebtes Gemüt so grausame und blutige Ende des Schauspiels sah. Als bald darauf Herzog Christian, der ein leidenschaftlicher Jäger war, herankam und Gluck fragte, wie es ihm gefallen habe, war dieser politisch genug, zu sagen: „Durchlaucht! ich finde es sehr schön.“ Nunmehr verlor er aber keine weitere Minute Zeit mehr. Man heitete ebenfalls den Wagen und fuhr in raschestem Tempo

\* „E là la caccia?“ — O, che gusto!“

\*\* „Rehren wir nach Hause zurück!“

wäre doch geworden, was er heute ist, auch wenn kein Mensch von ihm Notiz genommen hätte. Sie sagen: so sicher wie die Giche wächst, sich ausbreitet und mächtig gen Himmel strebt, weil sie muß, weil es ihre Natur ist, und so wenig dieser Wachstum von der Pflege oder Fürsorge der Menschen abhängt, so wenig richtet sich das künstlerische Genie nach den Wünschen und Gesinnungen der Welt. Und, im Grunde genommen, haben sie Recht. Sie vergessen aber, daß auch die Wurzeln der Giche in fruchtbarer Erde liegen müssen und daß auch im menschlichen Leben alles Große und Schöne nur durch die Liebe und Freundschaft zu Tage gefördert worden ist.

Man kann daher nicht sagen, Wagner sei Mehrbecker, gegen den er sich recht undankbar benommen, oder Franz Liszt, oder irgend einem andern Dank schuldig gewesen, man darf nicht sagen, daß er ohne die Giche des einen oder des andern nicht der berühmteste Komponist unserer Tage geworden wäre, wohl aber hat man die Berechtigung, den Wurzeln nachzuspüren und den Grund zu untersuchen, auf welchem diese Giche groß geworden, das heißt, den Beziehungen nachzugehen, aus denen sich die Bedeutung Richard Wagners allmählich entwickelt hat. Und da könnte es dem Nichterlich auch von Interesse sein, zu erfahren, wie Richard Wagner in den frühesten Jahren seines Lebens und Schaffens von einer Seite gefördert und protegirt wurde, von der damals eine solche Förderung am wenigsten zu erwarten war.

Sicher war es einzig und allein zunächst der Einfluß seines unermüdbaren Freundes Franz Liszt, der das Interesse des hochseligen Kaisers Wilhelm und der Kaiserin Augusta für Richard Wagner erweckte. Schon im Jahre 1849, also kurze Zeit nach dem verunglückten Maiaufstand in Dresden, nach welchem sich Richard Wagner bekanntlich als Revolutionär und Hochverräter aus Deutschland flüchten mußte,

wagte er es, auf dieses Interesse zu hoffen und denkt an ein kleines Jahrgeld von hoher Seite, das eben nur ausreichen sollte, um ihm mit seiner Frau in Zürich ein ruhiges Leben zu sichern. Er hofft, daß die Großherzogin von Weimar, der Herzog von Koburg und die Prinzessin von Preußen (die jetzige Kaiserin Augusta) diese Summe zusammenstücken würden und er wollte gern „alle seine künstlerische Thätigkeit an diese drei Beschützer gewissermaßen als Ersatz und Gegenleistung hingeben und sie hätten die Genugthuung, ihn rüstig und frei seiner Kunst erhalten zu haben.“ Wagner war ein Idealist; er hatte kein Verständnis dafür, daß weder eine solche Dotation noch auch selbst die Bitte um dieselbe zu jener Zeit möglich gewesen wäre. Gleichwohl wird er sicher nicht ohne Grund die Prinzessin von Preußen und ihren hohen Gemahl zu seinen Beschützern gezählt haben. In der That interessirte sich sowohl der Prinz wie der Thronerlauchte Gemahlin schon in jenen Jahren lebhaft für Wagner. Als beide im Herbst 1852 in Weimar waren, wird ihnen zu Ehren, wie Liszt freudig an Wagner berichtet, der „Lohengrin“ aufgeführt. „Das Theater war wieder sehr gefüllt und Fräulein Frommann, die eigens dazu von der Prinzessin berufen war, wird Dir darüber geschrieben haben.“ fügt Liszt hinzu, ja er zweifelt nicht im geringsten daran, daß es nun die Aufgabe Berlins sein würde, des Hauptwerkes Wagners, „Tannhäuser“, „Lohengrin“ und „Hiegender Holländer“, Platz zu schaffen.

Fretlich, der Widerstand, den der damalige Generalintendant, Herr von Hülss, dem Eindringen

Wagners in das Berliner Musikleben entgegensetzte, war ein Faktor, mit dem weder Liszt noch Wagner vorher gerechnet hatten. Wagner bestand darauf, daß Liszt die erste Oper, die von ihm am königlichen Hoftheater zur Aufführung kommen würde, selbst dirigieren müsse. Hülss sträubte sich dagegen mit allen Kräften und konnte die Bedenken, Liszt nach Berlin zu berufen, nicht aufgeben. Am 27. Dezember desselben Jahres berichtet letzterer seinem Freunde: „Bei seiner letzten Anwesenheit hier sprach der Prinz von Preußen mit mir über meine Beteiligung bei dem Einstudieren des „Lohengrin“ in Berlin. Der Prinz hat eine hohe Meinung von Dir als Dichter und Musiker und schien sich für das Gelingen Deiner Werke in Berlin zu interessieren.“ Wagner ist nun voll froher Hoffnung, er weiß wohl, daß es noch Zeit kosten wird, den Widerstand des einflussreichen Berliner Generalintendanten zu beseitigen, gleichwohl ist er voll froher Hoffnung, daß es Liszt gelingen werde, „durch den Prinzen und die Prinzessin schon für künftigen Winter seine beiden letzten Opern in Berlin aufzuführen.“

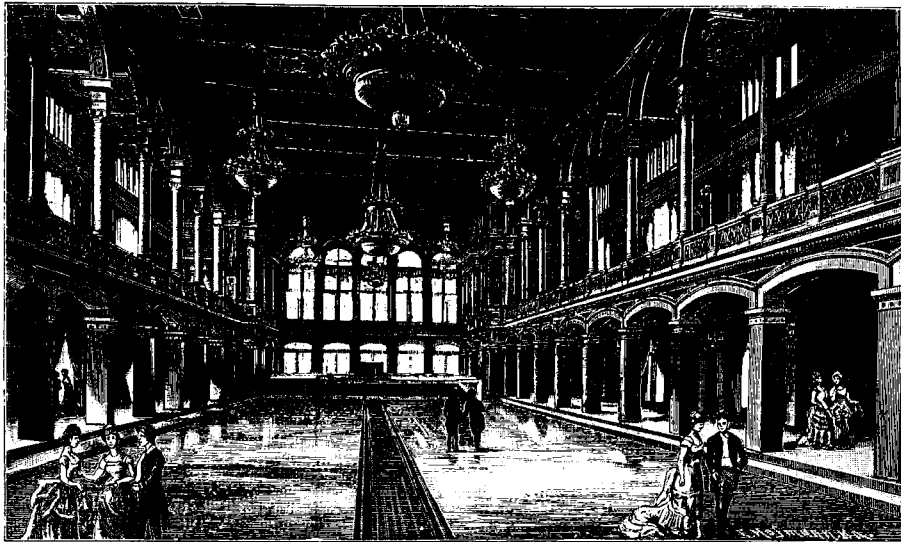
Diese Hoffnung erweist sich allerdings als irrig; es werden wohl Unterhandlungen angestrebt, dieselben führen aber zu keinem Resultat, da Wagner auf seiner oben genannten Forderung besteht. In-

Werk auf die königliche Bühne zu bringen, die Verwaltung keinen dritten unternehmen kann, solange ich die Ehre habe, an der Spitze derselben zu stehen, versteht sich von selbst.“ Aber Liszt weiß sofort Walsam auf diese Wunde zu trübseln, indem er Wagner mit der Versicherung tröstet, daß die Sache nicht in diesem negativen Stadium verbleiben werde und daß man „allerhöchsten Orts“ nicht abgelenkt sei, ihn nach Berlin zu berufen. Das fand nun auch in der That statt. Herr von Hülss hatte etwas voreilig seinen Entschluß gefaßt. Der „Tannhäuser“ wurde in Berlin mit großem Beifall aufgeführt und man geht wohl nicht irre, wenn man alles dies dem Interesse zuschreibt, welches der Prinz von Preußen und seine hohe Gemahlin für den Komponisten schon damals an den Tag legten.

Ich sage „schon damals“, weil in jenen Tagen die allgemeine politische Stimmung noch sehr gegen Wagner eingenommen war. Als ein Zeichen der Zeit, schreibt der geheime Demokrat Varnhagen von Ense in sein Tagebuch am 8. December 1854 ein: „Im gestrigen Konzert wurde zum ersten Male eine Ouvertüre von Richard Wagner hier aufgeführt und mit leidenschaftlichem Beifall belächelt, teils aus Anerkennung seiner Musik, teils aus Widerspruch gegen die Regierung und Herrn von Hülss.“ Ja, mit

Schadenfreude verzehnet er sogar die That- sache, „der Prinz Karl entfernte sich in großem Mergel, die Königin schon früher“ — aber er vergißt, hinzuzufügen, daß der Prinz und die Prinzessin von Preußen ostentativ bis zum Schluß des Konzertes blieben und daß ihnen dies damals in Hoffreien wohl sehr verüßelt worden war.

Allmählich gewöhnte sich Richard Wagner daran, bei dem hohen Paare so oft es nötig war, Protektion und Förderung zu suchen. Als Ende des Jahres 1856 Kriegsunruhen in der Schweiz befürchtet wur-



Festsaal der Residenz.

zwischen wird der „Tannhäuser“ zum ersten Male in Berlin — bei Stoll — aufgeführt und Liszt berichtet seinem Freunde im Frühling 1853: „Mit der Prinzessin von Preußen habe ich dieser Tage mehrmals über Dich gesprochen; die strolische Aufführung des „Tannhäuser“ ist verschiedentlich kommentirt.“ Wagner hat darauf keine andere Antwort als einen Verzweiflungsschrei über alle möglichen und unmöglichen Einflüsse und im besondern über Herrn von Hülss. Mit dieser heftigen Auslassung ist Franz Liszt allerdings nicht einverstanden; er hofft im Gegenteil sehr viel von dem Einfluß des für alles Gute und Schöne begeisterten Prinzenpaares und er wird nicht müde, diesem Wagners Bedeutung zu preisen und Wagner selbst über den hohen künstlerischen Sinn des Prinzen und der Prinzessin zu berichten. So schreibt er im Juni desselben Jahres: „Die Prinzessin von Preußen hatte ich die Ehre vorgestern zu sehen; sie verweilt hier in Belvedere ohne Kammerherrn oder hohme d'honneur, ganz als liebende und anßerst liebenswürdige Tochter bei ihrer Mutter, der Großherzogin und Großfürstin, und Zigejar, der bei der Großfürstin als dienstthuender wirklicher Kammerherr und Hausmarschall verbleibt, erzählte mir Wunder über die Grazie und Anmut der Prinzessin von Preußen. Ich habe ihr natürlich mehrere und vieles von Dir gesagt und erzählt.“ Nach solchen Berichten mußte es selbstverständlich Wagner in die höchste Aufregung versetzen, als er etwa im Juni des nächsten Jahres ein Schreiben des Herrn von Hülss erhielt mit folgenden Schlussworten: „Nach einem zweimaligen vergeblichen Versuch, dies

ben und er an eine Sicherstellung gegen alle möglichen Unannehmlichkeiten denken muß, bittet er Liszt, ihm vom Prinzen von Preußen als Chef der Armee einen Schutzbrief gegen mögliche üble Behandlung oder Gefangenennahme seitens der preussischen Militärbehörden auszuwirken, da er sich sonst bei dem etwaigen Einrücken der Preußen nach Frankreich flüchten müsse. Schon am 1. Januar des darauffolgenden Jahres berichtet ihm Liszt darüber: „An den Prinzen von Preußen habe ich vorgestern direkt in Deiner Angelegenheit etwas ausführlich geschrieben. Wahrheitsgemäß wird er mir antworten lassen, was ich Dir zur Zeit mitteilen werde. Die Kriegsgefahren der Schweiz scheinen mir zwar nicht sehr extrem, jedoch hielt ich es für eine passende Gelegenheit, den Prinzen auf Dein kümmerliches Schicksal, was in so schreiendem Mißverhältnis mit Deinem Ruf und Deiner künstlerischen Wirksamkeit steht, aufmerksam zu machen. Der Prinz ist ein ehrenvoller Charakter und es ist zu erwarten, daß Dir seine Verwendung später zu gute kommt. . . . Sobald der günstige Moment eintrifft, den ich erwarte, schreibe ich Dir sogleich. Bei Gelegenheit der Aufführung des „Lohengrin“ zur Vermählungsfeier des Sohnes des Prinzen von Preußen, rate ich Dir nochmals, an den jungen Prinzen in dem zwischen uns besprochenen Sinne zu schreiben; wahrheitsgemäß aber wird sich dahin Deine Angelegenheit schon in ein anderes Stadium eingetretten sein.“

Es ist leider nicht bekannt, welche Erfolge diese Intervention Liszts hatte; das Wohlwollen der Fürstin war Richard Wagner jedenfalls gesichert,

aber ob die damaligen Zeitverhältnisse eine Ausführung derselben gestattet, ist eine andere Frage, die Wagner und Liszt wohl damals nicht erwogen hatten. Es soll aber nicht unerwähnt bleiben, daß aus jener Zeit etwa der Brief des Prinzen von Preußen an Hilfen kam, der vor einigen Wochen die Kunde durch alle Blätter machte, auch in dieser Zeitung zum Abdruck kam, und in dem der Prinz die Aufführung der Wagnerischen Opern in Berlin warm empfiehlt. Trotzdem bleibt zunächst doch alles noch in statu quo ante und noch im Winter 1859 beabsichtigt Wagner, sich an den Kaiser von Oesterreich, an den Prinzen von Preußen und vielleicht noch an einen andern ihm geneigten Fürsten mit dem Gesuch zu wenden, unter sich oder vermittelt einer Verhandlung am Bundesrat ihm den Aufenthalt in ihren selbstständigen Staaten ausnahmsweise zu gestatten. Er übersieht dabei, daß eine solche Erlaubnis nur von dem Könige von Sachsen ausgeben konnte.

Endlich lichtet sich das Dunkel, welches über dem Leben Wagners in jenen Jahren lagert. Die Rückkehr nach Deutschland wird ihm gestattet, und es scheint keine Frage zu sein, daß die Intervention des Prinzen und der Prinzessin von Preußen ihm einzig und allein diese Erlaubnis erwirkt habe. Auch der folgende Brief von Franz Liszt an Wagner vom 14. August 1860 deutet darauf hin; er beginnt mit den Worten: „Es ist ganz passend und angemessen, daß Du der Frau Prinzessin-Regentin Deine Dankesaufwartung machst. Bei der ausgezeichneten Wohlgewartheit, welche die Prinzessin für Dich hegt und der bekannten Bewandlung ihrer Sympathien wird sie gewiß nicht unterlassen, auf die Gekaltung Deiner nächsten Verhältnisse sehr günstig einzuwirken. Deine persönliche Präsentation ist am geeignetsten dazu, ihr Interesse an Deinem Wirken womöglich noch zu steigern.“

Wagner ließ sich das nicht zweimal gesagt sein; er hatte zudem auch den Rhein noch nicht gesehen. Auf der preussischen Gesandtschaft sagte man ihm, die Prinzessin von Preußen werde im Herbst am Rhein eintreffen und der sächsische Gesandte fügte hinzu, es wäre ihm sehr lieb und würde auch dem Könige von Sachsen angenehm sein, wenn er der Prinzessin für ihre Teilnahme an der günstigen Wendung seines Geschicks danken würde. All diese verschiedenen Nuancen bildete er nun zu dem Plan einer kleinen Rheinreise aus, allerdings durfte er dabei, wie er selbst sagt, an bedeutende und ausreichende Entschädigungen zu seinen Gunsten von seiten seines Hofes noch denken. Dennoch wagte er in seiner kühnen Phantasie schon die Möglichkeit eines gänzlichen Umstürzes der Berliner Theater- und Direktionsverhältnisse, wenn auch nur aus der Ferne, ins Auge zu fassen. In seiner Antwort auf den oben erwähnten Brief von Liszt schreibt er an diesen: „Ich kann nicht sagen, daß ich so sehr war, mit Erwartungen eines bedeutenden Eindruckes von ihrer Seite her an die Prinzessin von Preußen getreten zu sein; ich war ganz zufrieden, in der Prinzessin eben die erwartete geistvolle, gelehrte und lebhafteste Frau zu finden, die ich mir vorgestellt hatte; es genügte mir, ihr meine Anerkennung und Dank für ihr ununterbrochenes Gedenken an meinen Arbeiten auszubringen, ohne mich anderseits im mindesten verleiten zu lassen, irgendwelchen Plan, irgendwelchen Wunsch ihr mitzuteilen.“

Dies ist die letzte Mitteilung, die wir aus dem Briefwechsel zwischen Liszt und Wagner über seine Beziehungen zu dem preussischen Prinzenpaare erhalten. Was nun folgt, ist bekannt. Wagner fand am Hofe des Königs von Preußen und des deutschen Kaisers stets die wohlwollendste Förderung seiner Absichten, die eifrigste Teilnahme für seine Werke. Mit der patriotischen Erhebung im Jahre 1870 wuchs natürlich seine Bedeutung als deutscher Dichterkomponist. Der „Ring der Nibelungen“ wurde eine nationale Angelegenheit, und es ist bekannt, in wie lebhafter Weise sich Kaiser Wilhelm und dessen hohe Gemahlin für die Aufführung dieses Wertes interessierten, dessen erste vollständige Darstellung im August 1876 der Kaiser durch seine Anwesenheit verherrlichte.

### Denung Lind in Bonn.

Vielleicht ist niemals am Rhein ein schöneres Musikfest gefeiert worden, als im Jahre 1873 das Schumannfest in Bonn. Die größten Künstler hatten sich vereinigt, um den Tagen den größten Glanz zu verleihen und die herrlichen

Werke des unsterblichen Meisters in möglichster Vollkommenheit vorzuführen. Dazu kam, daß die Anwesenheit von Frau Clara Schumann jedem mit voller Seele Teilnehmenden die Feier menschlich nahe rückte, kurz, es herrschte eine aus Nahrung und Begeisterung gewobene Stimmung, wie ich sie nie wieder auf einem Feste erlebt habe. Die Sänger und Sängerinnen gefanden, daß die innere wehmütige Ergriffenheit sie manchmal mitten in einem Liede zu überwältigen drohe, und daß es für sie oft der größten Anstrengung bedürfe, um die zur Wiedergabe ihrer Partien nötige Fassung zu bewahren. „Das Paradies und die Peri“ war vollendet schon aufgeführt, ebenso am zweiten Tage der III. Teil des Faust, das Nachtsied etc. Frau Joachim, Julius Stochhausen, Franz Diener hatten vielleicht niemals schöner gesungen, wie hier; Clara Schumann nie schöner gespielt. Die Stimmung steigerte sich am dritten Tage noch, insofern dies möglich war. Das Publikum weinte und jauchzte und war in unbeschreiblicher Erregung. Als Stochhausen in seiner unvergleichlichen, großartigen Künstlerkraft die „Löwenbraut“ gesungen hatte, brach die Begeisterung alle Dämme; man sprang auf die Stühle, winkte mit Tüchern und rief ihm unaufhörlich zu: „Frühlingsnacht! Frühlingsnacht!“ Dem ungestümen Drängen nachgebend, sang er die „Frühlingsnacht“, jenes herrliche Lied, welches seinen Ruhm begründet hat. — Die letzte Nummer des Programms bildeten „Lieder, gesungen von Frau Joachim“. Die herrliche Künstlerin hatte „Wehnut“ und „Sonntags am Rhein“ gewählt. Es ist unbeschreiblich und unvergänglich, wie sie mit allem Zauber ihrer wunderbaren Stimme sang:

„Ich kann wohl manchmal singen,  
Als ob ich fröhlich sei!“

den Blick auf Clara Schumann gerichtet, welcher langsam die Thränen über die Wangen flossen. Niemand wagte laut zu atmen, es war eine feierliche, ergreifende Szene.

Das nachfolgende reizende Rheinlied entzündete den Enthusiasmus der Rheinländer bis zu einem schier lebensgefährlichen Grade. Unter einem Blumenregen waudelte sich Frau Joachim wieder zum Hügel und sang, nein, jubelte, jauchzte, „Du meine Seele, du mein Herz!“

Schöneres hat man vielleicht nie gehört. Da stürzte, als Frau Joachim wieder vom Podium herabgestiegen war, aus dem erregten Publikum eine zierliche, sehr distinguirt aussehende Dame. In den reichen grauen Locken, die ein Silberreif zusammenhielt, hing eine Rose. Sie eilte auf Frau Joachim zu, schloß sie in die Arme, und sie wiederholt küßend, rief sie: „Du Götin meines Gelanges!“ Diese Dame aber war Frau Jenny Lind-Goldschmidt, die schwedische Nachtigall! — Und an demselben Abend nach dem Konzert ergab sie in einem kleinen Kreise, dem auch die Schreiberin dieser Zeilen angehörte, ihr Zusammentreffen am Rhein mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, welches ich den Lesern und Lesefrauen der Musik-Zeitung in der vorigen Nummer mitgeteilt habe, als ein Gedenkblatt an unsern theuren, allzu früh heimgegangenen Kaiser Friedrich III.

I. Balk.



### Kaiser Friedrich und die Musik.

Nachtrag.

Am letztenmale hat sich der verstorbene Kaiser am Montag vor seinem Tode an den Klängen der Musik ergötzt. Der Monarch hatte den Wunsch ausgedrückt, daß ein Künstler ihm auf einem (im Nebenfaal stehenden) Hügel etwas vorspiele und die Kaiserin hatte hierfür den bekannten Komponisten Philipp Müller auserkoren, der den kaiserlichen Prinzessinnen seit Jahren Orgelunterricht erteilt. Aus einem Briefe dieses Künstlers entnehmen wir darüber die folgenden interessanten Mitteilungen:

„Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie sehr dieses traurige Ereignis mich ergriffen hat. Denken Sie, daß ich ihn (dem Kaiser Friedrich) noch am Montag, den 11., in Friedrichs Kron-Klavier vorgespielt habe. Doch wie es kam, muß ich Ihnen erzählen. Wie gewöhnlich hatte ich Ihrer königlichen Hoheit

der Prinzessin Viktoria in der Kirche zu Bornstedt Orgel-Unterricht erteilt. Nach der Stunde sagte sie mir, daß ihre Mutter, die Kaiserin, mich bitten ließ, im Fall ich Zeit hätte, auf eine halbe Stunde nach Friedrichs Kron zu kommen, um dem Kaiser, der schon einmal den Wunsch geäußert hatte, mich zu hören, etwas vorzuspielen. Es würde eine kleine Zerstreuung für ihn sein. „Sollten Sie keine Zeit haben,“ sagte sie mir, „so hat es nichts zu sagen. Vielleicht kommen Sie dann ein andermal.“ „Dazu habe ich immer Zeit,“ erwiderte ich, machte mich auf den Weg und war in Friedrichs Kron um 1 Uhr. Sofort wurde ich von der Kaiserin empfangen, sie bedankte sich, daß ich gekommen war, und nun bat sie mich, einige Stücke zu spielen, und zwar von sanftem Charakter, weil der Kaiser, der im Nebenzimmer war, — die Thüre war halb offen — sich etwas matt fühlte. Die Kaiserin, die eine Verehrerin meines Opus 27 ist, ersuchte mich, Nr. 5 und 6 daraus vorzutragen. Danach wollte sie den Marsch aus „Merlin“ hören, jedoch nahm ich Abstand von diesem Stück, weil sie fürchtete, es würde mich etwas geräuschvoll für Seine Majestät sein. „Nun, mir noch ein kleines sanftes Stück,“ sagte die hohe Frau und ich spielte zu ihrer großen Zufriedenheit die Arie aus Schumanns Pis-moll-Sonate, Opus 11. Die Kaiserin bedankte sich herzlich sowohl in ihrem als in des Kaisers Namen, gab mir die Hand und verabredete mit mir, daß ich den künftigen Donnerstag nach der Stunde in Bornstedt wieder nach Friedrichs Kron kommen sollte. „Lebenshaupt,“ sagte sie mir, „wäre es sehr liebendwürdig von Ihnen, wenn Sie jedesmal nach der Unterrichtsstunde auf eine halbe Stunde hierher kämen.“ Ich verabredete mich, nicht abzuweichen, daß ich zum letztenmal da war, denn Mittwochabend wurde mir bezeugt, daß ich nicht kommen sollte, und Freitag um 11 Uhr 12 Minuten war der Kaiser tot! Es ist ein Trost für mich, ja, eine große Ehre, möchte ich behaupten, mir sagen zu dürfen, daß ich der Letzte war, der dem Kaiser eine kleine Freude bereitet, denn ein paar Stunden darauf hatte sich sein Zustand derart verschlimmert, daß an ein Aufkommen nicht mehr zu denken war.“



### Das Volkslied.

Jung Wendelins Traum.

Von Johs. Glauwell.

(Fortsetzung.)

Im liegt der Wald hinter ihnen. Wendelin des- tritt an der Hand des Fremden die stille Dorf- straße. Unruhig sind die Lehmwände der Bauern, dürrig die kleinen Gärten, schlief, voller Böcker und Nüsse die Landstraße. Hier und dort klappt ein verlassener Hund ein wenig, sonst ist alles toten- still. Ein schwaches Licht schimmert herüber aus der kleinsten Gasse. Wendelin fühlt sich borthin geleitet. Durch das trübe Gassenfenster blickt er hinein in ein nieberes Gemach. Neben der greußtun demalten Holz- wiege, am Boden, kniet ein junges Weib, bemüht, den schreienden Säugling zur Ruhe zu betten. Jetzt geht ihr's, der kleine Schreihals wird stiller, mit großen Augen blickt er die Mutter an. Reife hebt diese an zu singen, anfangs fast unhörbar, dann lauter und lieblicher. Es ist nur ein schlichtes, einfaches Lieblein, was die Frau singt, ohne Kunst und zierliche Schnörkel. Dem Junfer dünkt es aber noch schöner als das Säugelied und leise versucht er nach- zusingen:

„Reife weht des Windes Flügel  
Über Thal und grüne Hügel,  
Vogel schläft im Lindenbaume,  
Nimchen nicket wie im Traume —  
Schlaf ein, mein Kind, schlaf ein!“

Stille ward es auf der Heide,  
Nimmchen schlummert bei der Weide,  
Abendglöckchen ist verklungen,  
Alles ruht vom Schlaf bezwungen —  
Schlaf ein, mein Kind, schlaf ein!“

Engel schwebt ins kleine Zimmer,  
Nähst der Lampe trüben Schimmer.  
Büchlein schließt die Augen bei,  
Träume süß, du meine Freude —  
Schlaf ein, mein Kind, schlaf ein!“



# Probatum est!

Von Marie Krauß.

Amerika ist das verlockende Dollarsland, welches bekanntlich in letzter Zeit so viel langgestandene Theatermitglieder zum Teufelsberg gegen ihre väterländische Direktoren verführt hat; der Bühnenverein hat zwar die strengsten Maßregeln gegen „Fahnenflüchtige“ getroffen, aber was hilft's? Wer einmal den überseeischen Opernvertrag in der Tasche trägt — muß „hinüber!“ So befand sich denn auch bei Beginn der Saison der erste Tenorist eines größeren Stadttheaters — brillanter Hohenstein, nennen wir ihn Carlo — in ganz „amerikanischer“ Stimmung. So und so viel Tausende hatte ihm der Impresario für eine Tournee, welche die Tour von New York bis San Francisco umfassen sollte, zugesagt, und es handelte sich für unsern Schwannritter nur noch um den kleinen Umstand, mit guter Manier alle Verpflichtungen gegen den europäischen Direktor los zu werden, ohne „kontraktbrüchig“ zu heißen. „Dazu würde nichts in der Welt mich veranlassen können!“ beteuerte er seinem Kollegen, dem Bassisten, als beide eines Abends, nach der Vorstellung in der beliebtesten Weinstube, „zur frühlichen Tasse“, beim perlenden Sekt saßen und — amerikanische Aufschlösser bauten. „Aber ich besitze ein unschätzbares Mittelchen, mich dem Direktor so fürchterlich zu machen, daß er mit Freunden in meine Entlassung willigen wird.“

„Wie heißt dieses Mittelchen?“ frug der andere. „Probatum est!“ lautete die dumme Antwort. Vertram, der Bassist, schüttelte bedenklich den Kopf. Gute Tenoristen sind seltene Ware, das wußte er. Carlo war der Damenliebling, ganz unentbehrlich im Repertoire und last not least: nur mit einem bescheidenen Gehalte engagiert, ein Umstand, welcher für den Direktor sehr schwer ins Gewicht fallen mußte bei der bekannten Höhe, zu welcher jetzt die Gagen der „Schwannritter“ durch die Hauffe des Tenors an der Theaterbörse der Agenturen hinaufgetrieben werden.

„Verredne dich nicht! der Alte ist ein Fuchs!“ meinte der Bassist. „Ein klein wenig Mutterwitz besitzen wir Tenoristen auch!“ lachte Carlo; er neigte sich zum Ohr des Freundes und flüsterte ihm mit süßsantem Lächeln einige Worte zu.

Ein langgebedontes, staunenvolles Ahi war die Antwort Vertrams. Einen offenen Kontraktbruch würde ich indessen solchen diplomatischen Kniffen vorziehen, meinte der andere. Bassisten sind, immer biederer, wie Tenoristen; nicht nur die Politik — auch das hohe C verdirbt den Charakter.

„Wo denkst du hin!“ rief Carlo, sich in die Brust weidend, „ich bin in Sachen der Ehre sehr penibel! Ein Kontraktbruch bei meinen Grundfäßen! Nie! nie! du wirst sehen, daß mich die List sicherer zum Ziele führt. Probatum est!“

Nachdem Carlo dem Freunde noch eine Zeit lang in distinktem Flüßertone die nötigen Auseinandersetzungen gemacht hatte, zog er einen Brief aus der Tasche und schloß mit den Worten: „Diesen Brief mußt du aus der Tasche verlieren, doch so, daß der Direktor ihn findet.“

„Nachhermüßigen Muster!“ lachte der Bassist. „Morgen vormittag im kleinen Korridore, den er immer nach Schluß der Büreausunde passiert. Wir beobachten von der Portierloge aus — er wird nach der Lesüre fürchterlich toben!“ Welche Wäsen treibt nicht das Gehirn eines Sängers — mit einem glänzenden Vertrage für Amerika in der Tasche!

Am andern Vormittag fand der Direktor auch wirklich, als er zur gewohnten Stunde von seinem Büreau kam, ein kleines, offenes Briefchen im Korridor, das anscheinend jemand verloren hatte. Das Briefchen verrät ihm sofort Carlos Hand und enthält nachstehende Zeilen: — (sein Marillischer Geld hätte sich des Scanzengergusses zu schämen gebraucht!); „Lieber Freund Vertram! Ich widerstehe nicht länger meinem Gefühle! Dir allein sei es gelunden: Ja, ich liebe Roma! die Unvergleichliche, die Einzige! Keine Verunfälschung — keine Hülfsfäden auf die heiligen Rechte eines andern können mich von meiner Leidenschaft heilen! Also — schleunige Flucht! Jedes längere Verweilen würde eine Flamme nur nähren, die zu erlösen ich doch nicht mehr im Stande bin! Ich werde daher bei dem Direktor um meine sofortige Entlassung einkommen!“

Es muß nun erwähnt werden, daß der Direktor des Theaters seit längerer Zeit von der Primadonna seiner Bühne — Fräulein Roma, einer mit großen Stimmmitteln, aber noch größerer Raunenhaftigkeit

besetzten Dame mit einer breiten Kalmüdenase und biden Negerlippen — in Hesse geschlagen war; er galt als ihr Verlobter und die Roma sagte dem zärtlichen Bräutigam grümmige Gesichtsart nach. Auf diese Dithyrambenhaftigkeit des Direktors also baute der pfiffige Opernheld seine Pläne.

Der Direktor las also diese Zeilen — lächelte selbstsam spöttisch — zündete sich mit Wohlbehagen eine Cigarette an — streckte dann das Briefchen zur größten Freude der beiden lauschenden Verschmörer in die Brusttasche des Leberrodes — und begab sich unverzüglich zu seiner Primadonna, Fräulein Roma.

Carlo hatte bereits am selbigen Morgen das offizielle Entlassungsgeld eingereicht. Mit großer Sicherheit erwartete er die Antwort des Chefs. „Es kann gar nicht fehlen!“ sagte er selbstbewußt zu Vertram, „du wirst sehen: das Mittelchen schlägt an! Ihr seid ja ohnedies alle eifersüchtig auf mich! Probatum est! Er löst meinen Vertrag!“

Bereits am andern Tage, auf der Probe, erhielt Carlo den Bescheid — einen eigenhändigen Brief seines Chefs. Er durchsah die Zeilen — stutzte — las noch einmal — und schaute plötzlich äußerst betroffen drein. Endlich übergab er Vertram den Brief, dieser enthielt folgendes: „Lieber Freund! Keine Ursache zum Klagen! Meine Verlobung ist seit einigen Tagen total gelöst! Ihrem Glück steht nichts im Wege! Habe bereits mit Roma gesprochen; sie haben Chancen! Gratuliere!“

„Chancen!“ rief Carlo ganz erschrocken; „die — entschuldigen selbst einen Kontraktbruch! Nun muß es sein!“ Noch in selbiger Nacht ging er durch — nach Amerika!



## Kunst und Künstler.

— In München ist Richard Wagners Jugendoper „Die Feen“ erstmals aufgeführt worden. Die Partitur wurde noch einem zweiten Bühnenwerk aus annähernd derselben Entstehungszeit (das Liebesverbot) im Nachhause König Ludwig II. gefunden. — Gescheite Wagners an seinen hohen Gönner. Die Feen sind 1834 in Würzburg beendet worden und wenn man sich fragt, warum Wagner die beiden Werke erst 1866 — wie in der That geschehen — seinem königlichen Freund und mächtigen Mäzen zu Füßen gelegt, so kann die einzige Antwort nur die sein: Der letztere sollte offenbar einen Einblick bekommen in die Uransätze, aus denen sich das weltbewundene Genie des frühen von ihm erkannten Meisters entwickelte. Und von diesem Standpunkte aus will auch die Aufführung im Münchner Hoftheater beurteilt werden. Es hat auch in der That einen eigenen Reiz, in diesem Jugendwerk neben vielem Mittelmäßigen und Unfertigen die ersten Regungen des Genies zu beobachten. Ludwig Hartmann vergleicht die Oper mit einem erschauerten, erlösten Menschen, der rasch herzutritt, schnell und lebenshaftig spricht und befehlungslos atmet. Es wäre nun ein Irrtum, anzunehmen, daß wir von diesem Menschen mehr Genie hätten, wenn wir ihn abgestellt sehen. Gerade dieses Vorurteil ist das Beste an den Feen. Ruhig betrachtet, sind sie vielfach leer und ohne Empfindungsintensität und das Kennzeichen jüngerer ihre gute Rechnung finden würden, ist nicht zu verwundern, — fußt ja doch jeder Anfänger in der Komposition zunächst auf demjenigen Vorgänger, der seine Zeit beherrscht, oder ihm innerlich am nächsten steht. So tragen große Stücke von Wagners Erstlingsoper unverkennbar den Stempel Beethovens- und Weberischen, in zweiter Linie auch Glucks- und Maribacherischen Einflusses; aber häufig entdeckt man auch Spuren von Menzies, Holländer und Tannhäuser und dann blüht und glüht es wie Gelbmetall aus der Muff heraus. Aber die poetische Weise des Meisters von Bayreuth von 1876 an, ist in den Feen nur in homöopathischer Verbünnung nachweisbar. Im allgemeinen ist die Musik jedoch derart feurig, energisch und fortstürmend, daß sie nicht wie Nachahmung und Plagiat wirkt, sondern wie Explosion. Im Fortschritt klingt alles so bühnenfächer und -klingig; doch wenn man die Details betrachtet, ist man nicht recht befriedigt, es berührt dann — wir möchten fast sagen — kalt und gemütsarm. Es ist das Stammeln eines Menschen, der viel sagen möchte und viel weiß, der aber der Sprache noch nicht mächtig ist. Man wird, wenn man Jugendwerke Webers, Beethovens und Mozarts betrachtet, in ihnen vollendete Schönheit und Eben-

maß in vollem Maße finden. Wagner als Autodidakt und im ersten Beginn der Sturm- und Drangperiode, baute minder von unten auf. Er ging früh seinem Instinkt nach, einem ungezügelteren Drange. Als er gewachsen war und einsichtig geworden, lehnte er lieber frühere Versuche ab, als daß er sie umgearbeitet und verbessert hätte. Und daraus erklärt sich einerseits das hümmende Klingklingen in dieser Oper, andererseits Wagners Abneigung gegen das Jugendwerk. Man sage: es ist nicht hervorragend, aber man darf nicht sagen, es sei überflüssig; — im Entwicklungsstadium eines bedeutenden Menschen ist nichts überflüssig, nicht einmal das Mißlungene.

Den Inhalt der Oper bildet eine phantastische Liebesgeschichte. König Arindal und Fee Aida werden nach langer und schwerer Prüfung zur ewigen Seligkeit im Feuerreich vereint. Wir geben die Fee am besten mit den eigenen Worten des Textes. Aida sagt:

„Von einem Sterblichen und einer Fee bin ich erzeugt, und so der Mutter gleich unsterblich. Da sah ich dich, und dir Meineidigen Maubt ich all meine heisse Liebe zu; Sie war so groß, daß ich, um dein zu sein, freiwillig der Unsterblichkeit entginge. — Der Feen-König zürnte mir darnun, Und da den Rücktritt er nicht wehren konnte, Sucht' er ihn dadurch zu erschweren mir, Daß er mir dieses als Bedingung gab; Acht Jahre dir zu verschwören, wenn ich sei, Und dann den letzten Tag auf dich so viel Der Qualen und der Schreden aufzubauen, Als dich verleben könnte, mir zu fluchen. Nur wenn dein Herz standhaft aus Liebe sei, Soll ich das Los der Sterblichkeit erhalten, Wenn nicht, so sollte ich unsterblich bleiben Und dann noch mein Begehren dadurch büßen, Daß ich auf hundert Jahr in einen Stein verwandelt sei!“ —

Natürlich entzaubert Arindal allen Schrecknissen zum Trotz den Stein und wird in das Feuerreich aufgenommen. Der Text ist nicht ohne Geschick gearbeitet, — er verrät da und dort den überaus glücklichen Blick des erst 19jährigen Dichters für das dramatische Wirkame. Charakteristisch ist das förmliche Suchen nach Gelegenheit zu jenseitiger Brachentastung. Nach dem Gesagten muß also die Musik gereichte Empfindungen wecken, — dem knielstündigen und Unfertigen steht eine Fülle des Schönen und Ueberraschenden gegenüber. Eine groß angelegte Duettarie schließt Aida und Arindals Liebesleben in zartem, weichem Melodienfluß. Eine Art Liebesmotive, geistreich symphonisch sich fortentwickelnd, verliert sich allmählich in weitläufigen Reflexionen, um mit einem kurzen melodischen Satz, stark an den Schluß der Elisabeth-Arie in „Tannhäuser“ erinnernd, zu schließen. Der erste Akt beginnt mit einer an die erste Szene in „Oberon“ gemahnenden Balletszene, anmutig, aber lange nicht so zart und buffig, wie diese. Uebrigens ist gerade der erste Akt musikalisch am unbedeutendsten. Die Behandlung der Recitative läßt fast alles zu wünschen übrig. Da ist ein unbefehlendes, unsicheres Laufen nach den rechten Accenten. Weit, weit höher steht der zweite Aufzug. Hier begegnen uns wahre Genieblitze. Mächtige, mächtige Entleerungen, eine sehr schöne Arie der Aida, ein liebenswürdiges, vom glücklichsten Humor angehauchtes Liebesduett zwischen Gernot und Drollor. Der dritte Aufzug bringt eine Häufung jenseitiger Effekte, musikalisch fällt er gegen den zweiten ab. Zu erwähnen ist aber das Gebet a capella (Quintett mit Chor), welches von ganz entzückender, auch später kaum übertrroffener Schönheit ist, und die große Wahnsinnszene Arindals.

Der Beifall des Publikums war nach dem ersten Akt schon sehr lebhaft, nach dem zweiten und dritten begeistert. Erst rönt spontaner Beifall bei offener Szene. Die Dekorationen waren prachtvoll und stellen fast alles bisher Gesehene in Schatten. Der Bühne, welche Wagners Erstlingswerk in so großartiger Weise zum Leben erweckt, gebührt Dank und Anerkennung. Ob die Feen aber eine Lausfahrt haben werden, möchten wir fast bezweifeln. Sie dürfte nämlich der Kunstausstellung auch in München mehr als allerdings sehr interessantes Objekt einer Wagner-Ausstellung betrachtet werden. In solchem Sinne genommen und so wie München das Wert als ein jenseitiges Kunststück reizend und unbefehlend glänzend hinstellt, wird es vorübergehend eben festeln, der für die Entwicklung des Genies das Verständnis besitzt.

(Fortsetzung auf Seite 173.)





— Johannes Brahms hat wieder seinen Sommeraufenthalt in Hoffetten bei Tübingen genommen. Die durch viele Blätter gelaufene Nachricht, der Meister hätte sich nach Italien begeben, um eine Oper vorzubereiten, ist somit dadurch schon demontiert. Die folgende Mitteilung Brahms an den Redakteur dieses Blattes ist aber besonders geeignet, seine Absneigung, eine Oper zu komponieren, festzuhalten. „So verlockend“ — schreibt er u. a. — „seiner Meinung klinge (Opernrecht betreffend) und so neugierig sie machen könnte — ich habe mir längst streng verboten, auf solche zu hören.“

— Das Preisausschreiben des Sängerklosters des Lehrervereins in Frankfurt a. M. hat einen ausgezeichneten Erfolg gehabt; es sind im ganzen 175 Chöre eingegangen; 14 wurden in die engere Konkurrenz verwiesen.

Den Ehrenpreis (200 Mk.) erhielt Richard Seiff in Berlin für seinen Stimmigen Männerchor: Nachreise von Uhlund, den II. Preis (100 Mk.) Hermann Franke, königlicher Musikdirektor in Sorau für seinen Chor: Tragödie von Heine; weitere Preise erhielten Gustav Schred, Lehrer am königlichen Konservatorium in Leipzig, für seine Doppel-Canon: Am Strande von R. Fuchs und Robert Schwalbe, königlicher Musikdirektor in Königsberg, für seinen Chor: Hoffnung von Geibel. Die beiden letzten Preise bestanden in musikalischen Werken in Bruchstücken.

— Kammerlänger Dr. Gustav von Gunz, welcher im Herbst seine Lehrtätigkeit an Dr. Josch's Konservatorium in Frankfurt a. M. beginnt, geht nach Wien, um einige Zeit bei dem berühmten Professor Störck zu arbeiten. Dr. Gunz war bekanntlich i. J. praktischer Arzt und will sich die neuesten Erfahrungen auf dem Gebiete der Laryngoskopie zu eigen machen, was für seinen künftigen Beruf nur förderlich sein dürfte.

— Kommissionsrat J. C. Engel, der Besitzer des krolligen Stabstimmens in Berlin, ist, 67 Jahre alt, ganz unerwartet an einem Herzstich verstorben. Durchaus in aufsteigender Linie hat sich dieses Leben bewegt: aus bescheidenen Verhältnissen ging der kleine jüdische Musikant Josef Engel einst hervor, der als königl. Kommissionsrat Besitzer des großen Gartens, auf den er so stolz war, und als einer der populärsten Persönlichkeiten der deutschen Theaterwelt enden sollte. Sein Gungang wird bei allen, selbst bei denen, die ihn nur von ferne kannten, selbst erwecken, denn er war mit seinen Vorzügen und Wunderlichkeiten, mit seinem Witz und seinem Geniehum ein echtes Original. Engel war in Best geben.

— Christine Nilsson hat nunmehr in London vom Publikum endgültig Abschied genommen, da sie fortan ganz ihrem Titel als Gräfin Miranba leben wird. Die Sängerin hat eine 24jährige künstlerische Laufbahn hinter sich, von der sie 21 Jahre fast ausschließlich in englisch sprechenden Ländern sang. In London trat sie zuerst als Violetta in Verdi's „Traviata“ am 8. Juni 1867 und bezauberte sofort durch ihre äußere Erscheinung und den ungelinkelten Schmelz ihrer Stimme. Leider war es ihr nicht vergönnt, diese Vorzüge in derselben Weise zu bewahren, wie ihrer großen Nebenbuhlerin Adelina Patti, die heute noch so ziemlich ist, was sie vor 20 Jahren war. Nichtsdestoweniger blieb sie der Bewunderung des Publikums, wie dies auch wieder ihr Abschied bewies.

— Der von dem jüngst verstorbenen Professor Karl Nibel in Leipzig gegründete und hinsichtlich seiner Leistungen zu großer Berühmtheit erhobene Nibel'sche Gesangsverein hat in dem jetzigen Universitäts-Musikdirektor Prof. Dr. Hermann Freyschmar einen neuen Leiter erhalten.

— Man schreibt uns aus Primar: Der General-Intendant des großherzoglichen Hoftheaters, v. Bronsart, von welchem in verschiedenen Zeitungen (auch in unserer letzten Nummer) geschrieben wurde, er sei nach dem Tode Nibels vom Allgemeinen Deutschen Musikverein zum Vorkandidaten gewählt worden, erklärt in einer Zuschrift an die Weimarer Zeitung, daß ihm von solcher Wahl nichts bekannt sei, die Sache aber vielleicht auf einer Verwechslung insofern beruhe, als ihm nach Nibels Tode vom Direktorium das Ehrenpräsidium angetragen worden sei, welches er aber aus besonderen Gründen abgelehnt habe.

## Jerusalem.

— Der Vorstand des Vereins „Liebtefel und Damengangsverein“ in Mainz legt zwei Briefe von 1200 bzw. 800 Mk. zur Erlangung von Entwürfen zu einem Konzerthause aus. Dasselbe soll folgende Räume enthalten: einen großen Saal, der 150 Sänger, 60 Musiker und 1100 Zuhörer faßt, einen kleineren Saal von 200 qm und einen Probensaal von 150 qm; an der Straßenfront sollen Musikalleen sowie eine öffentliche Gastwirtschaft Platz finden. Die auszuwerfene Bausumme beträgt 200.000 Mk. Verlangt werden skizzenhafte Zeichnungen in 1:100, ein Erläuterungsbericht und ein Kostenüberschlag; die Bewerbungen sind bis 30. August 1888 einzureichen.

— Der bekannte Musikchriftsteller und Komponist Professor Emil Naumann ist am 23. v. M. in Dresden nach längerem Leiden gestorben. Derselbe war am 8. Sept. 1827 zu Berlin als Enkel des Kirchenkomponisten J. G. Naumann und Sohn des Professors der Medizin Adolph Naumann geboren. Bald danach wurde letzterer nach Bonn berufen, wo der begabte Sohn seine erste musikalische Ausbildung durch den „alten“ Nies und Frau Matthieu erhielt. In Frankfurt a. M. unter Schupbe von Martense und dann am neugegründeten Leipziger Konservatorium brachte er seine Studien zum Abschluß. Das Doktorium „Christus, der Friedensbote“, 1848 in Dresden zuerst angefertigt, war sein erstes größeres Werk. Nach Abschlus seiner musikalischen Studien subskribierte er noch Philosophie in Bonn. Neben seinen Arbeiten als Komponist beschäftigten ihn selbst auch immer literarische Aufgaben auf dem Gebiete der Musikgeschichte. 1856 veröffentlichte er eine Schrift „Die Einführung des Psalmengesanges in die evangelische Kirche“, welche ihm die Ernennung zum preussischen Hofkirchenmusikdirektor eintrug. Als solcher schrieb er für den Berliner Domchor zahlreiche Psalmen und Motetten und gab auf Wunsch des Königs ein Sammelwerk „Psalmen auf alle Sonn- und Feiertage des evangelischen Jahres“ heraus. Die philosophische Doktorwürde erhielt er für die Abhandlung „Das Alter des Psalmengesanges“, den Professorstitel nach Herausgabe des Buches „Die Zukunft in der Kulturgeschichte“ (1869–70). Mit diesem Buche eröffnete Naumann eine fruchtbare Tätigkeit auf dem Gebiete der ästhetischen Musikgeschichte. Die Bücher „Deutsche Tonbilder von Sebastian Bach bis auf die Gegenwart“, „Italienische Tonbilder von Palestrina bis auf die Gegenwart“, sowie seine „Musikerte Musikgeschichte“ fanden trotz mancher Einseitigkeiten und Irrtümer große Verbreitung. Gegen Wagner schrieb er 1876 die Schriften „Musikdrama und Oper“ und „Zukunftsmusik und die Musik der Zukunft“. In ähnlicher polemischer Richtung bewegt sich die Schrift „Der moderne musikalische Popul“. Während des letzten Jahrzehnts lebte Naumann in Dresden. Er schrieb während dieser Zeit bis zuletzt die Musikkritiken der „Dresdener Zeitung“. Naumann war ein hochgebildeter Musiker und Musikkenner, der als Schriftsteller ebenso über seltene Gelschamkeit wie eine reiz- und lebensvolle Darstellungsgabe verfügte.

— Wie der Reichskanzler mit — dem sechs-jährigen Kronprinzen steht. Vor kurzem wollte Fürst Bismarck dem jetzigen Kaiser, damaligen Kronprinzen Wilhelm, im Schloße Vortrag halten. Da er ihn nicht zu Hause traf, beabsichtigte der Fürst den Heimgang auszureiten, als der älteste Sohn des Kronprinzen, Prinz Wilhelm, welcher gerade mit seinen Brüdern nach den Klängen eines Leierkastens Tanzversuche anstellte, den „Onkel Bismarck“ auf-forderte, ein bißchen mit ihm zu tanzen. Der eiserne Kanzler antwortete lächelnd: „Tanzan kann ich alter Onkel nicht mehr, aber etwas vorseilen will ich Gw. Königl. Sobekiti.“ Und so geschah es. Als die jungen Prinzen nach den Klängen des vom Fürsten gebrauchten Leierkastens sich froh im Kreise bewegten, trat plötzlich der Kronprinz ein, gab dem Fürsten die Hand und sagte zu demselben in jovialer Tone: „Lieber Fürst, ich danke Ihnen von Herzen für das Vergnügen, welches Sie meinen „Stiften“ bereiten.“

— Die A. Branner'sche königl. Hofmusikalien- und Kunsthandlung in Dresden feierte am 1. Juli ihr 50jähriges Bestehen.

— Stuttgart. Bei der Konkurrenz für das Schuedenburger-Denkmal in Luttlingen erhielt der Bildhauer Adolf Jahn aus Berlin den ersten, Franz Bernauer aus München den zweiten Preis.

## Sittlichkeit.

**Kohut, Dr. Ad., Leuchtende Fackeln.** (München, Hoff, C. Bruns.) Es sind die kleinen heidnischen Abhandlungen aus dem Gebiete der Kultur, vornehmlich aber der Theater- und Kunstgeschichte, und nach und nach für dieselbe einnimmt, ist der Umfang, daß sie durchaus interessante Motive behandeln, welche mit einem gewissen Raffinement hervorgehoben und ohne Rücksicht auf die Zusammengehörigkeit in einem Band vereinigt sind. So finden sich in der ersten Abteilung: I. Studien über Friedrich den Großen und seinen Zusammenhang mit Baron von Bülow, mit Moses Mendelssohn, mit dem deutschen Buchhandel und — dem Meister Porzellan; II. Betrachtungen über Savonarola, Lucrèce und Katharina Cornaro; III. Die Einführung des Porzellans, der Lustspiele und der — Volkstheater; ferner IV. Kulturhistorische Studien; V. Kulturhistorische Skizzen. Die zweite Abteilung ist ausschließlich der Theater- und Kunstgeschichte gewidmet und gliedert sich in mannigfaltige Erinnerungen an hervorragende Sterne der Kunstwelt. Näher, es ist ein buntes Mischel und durch diese Abmischung zieht es gerade zur Stelle, zumal unsere Leser, welche die interessante und leicht verständliche Schreibweise des Verfassers — unserer Mitarbeiter — kennen und lieben gelernt haben.

**Sammlung beliebter Kinderlieder,** in welchem Klavierfach bearbeitet und der Klavier spielenden Jugend gewidmet von G. Gehler. Erste Abteilung. Fünftel, verbesserte Auflage. Preis gebunden 75 Pf. (Deutscher Verlagsanstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin und Wien.)

Auf den musikalischen Markt wurden in jüngster Zeit eine Menge Sammlungen von Liedern aller Art, Opernmelodien etc. geworfen, die sich durch große Willkür auszeichnen, welche aber wenig den interessierten Sammlungen sind und dieser Willkür nur auf pünktliche Bearbeitung worden und entsprechen sich daher nicht nur als allgemeine Denkmäler in Familien, in denen das edle Kinderlied und der Choral eine Stätte finden, sondern auch zum unterrichtlichen Gebrauch, und in letzterer Beziehung hauptsächlich für Lehrer, welche nach den Prinzipien der heutigen Kunstmethode unterrichten.

**N. E. Simontet: Ein Fortschritt in der Geigenbaukunst.** Mit 3 Illustrationen. (Stuttgart, A. Sutter.) Ein sehr interessantes Buch des rühmlichst bekannten Basler Geigenbauers, welches geeignet ist, die Aufmerksamkeit der Geiger voll in Anspruch zu nehmen. In demselben ist das Resultat dreißigjähriger Studien, Beobachtungen und Erfahrungen niedergelegt, welches in der Einführung gewiß, durch Verwendung sogenannter Unterlagebölzer, sowohl alten als neuen Instrumenten bisher ungelungene Klangwirkungen zu erzielen. In der That scheint diese funktionelle Erfindung nicht bloß eine theoretische zu sein, sondern sie ist durch zahlreiche Mittheilungen hervorragender Geiger als eine praktische erwiesen und als solche augenblicklich empfohlen. Selbst der berühmte Basler Konservatoriumsprofessor Nord begünstigt den Basler Meister in seiner Erfindung. Das Buch auch Studien, Illustrationen zu seiner alten Meistergeiger Amati, Stradivari, Guarneri u. s. f. enthält, ist daselbst allen Geigern und Geigenbauern in doppelter Hinsicht zu empfehlen.

**van Gelder, Martin: Die Kapelle.** Für eine Singstimme mit Klavierbegleitung. (Stuttgart, Sulze & Galle 60 Pf.)

**Hegeler, Ernst: Der Fischer.** Ballade für eine Singstimme mit Klavierbegleitung. (Ebenfalls 60 Pf.)

**Werner, Siegfried: Gott schützt den deutschen Aar.** Für eine Singstimme mit Klavierbegleitung. (Ebenfalls 60 Pf.)

Unter den gegenwärtig sehr zahlreichen patriotischen Kompositionen, welche die innige Teilnahme an den Schicksalsfällen unseres kühnen heimgekehrten Kaiserpaars hervorrief, darf das letztgenannte der obigen Lieder einen bevorzugten Platz beanspruchen. Mit glücklicher Hand wußte der Dichter Friedrich Günstow, ein in San Francisco lebender Sohn unseres großen Karl Günstow, die das deutsche Volk bewegenden Empfindungen in drei passenden Versen zu prägnantem Ausdruck zu bringen, welche die singensfähige Musik beutend vertritt und kräftigt. Das Lied wird sich nicht nur zum Einschlagelied, sondern besonders auch für einmündigen Gorgefang wirksam erweisen.

**Jahn, Fr. Wilh.: Zigeunerlied für gemischten Chor.** (Leipzig, J. List.)

Ein reiches, freudiges Gelerbchen! Hüllige Melodie, classischer Rhythmus, wirksame Kontraste, lebendige Stimmführung und besonders originale Behandlung — das sind die Eigenschaften des reizenden Dubs, welches eher einem jugendlichen Komponisten zugehört werden könnte, als einem Veteranen der Kunst.

## Rätsel.

Ein Kleid war es, das einst ein Lieb besang,  
Das, alt geworden, dennoch nicht verlag.  
Dem Alter galt's, das Kleides Treue,  
Das auf ein Dasein ohne Neue,  
Wenn dies ein Kleid vernag, zurückschah,  
Und ob's auch längst verging, es ist noch da  
Im Lied. Ihm leben Brüder ohne Zahl;  
Du trägst es selbst gewiß nach deiner Wahl.  
Doch hüte dich, trag's Kleid nicht nach dem Wind,  
Denn Windestannen gar bedenklich sind. E. P.

Auflösung des Rätsels in letzter Nummer:

Vergreifen.



## Bei Auswahl einer Klavierschule

Bitte **Bilied**  
**Kinderklavierschule**  
(3 M.) und

**Reiser**  
**Universalklavierschule**

(3 M.) in Betracht zu ziehen.  
Bilied ist für jüngere und weniger talentierte Kinder sehr zu empfehlen.  
Die billige und reichhaltige 150 Seiten gross Notenformat umfassende **Reisereise Schule** wird von Fachmännern u. Musik-Zeitungen als „die beste Schule überhaupt bezeichnet“.

## Rob. Schumann Klavierkompositionen

mit Fingersatz, Vortragsbezeichnungen und instruktiven Erläuterungen versehen von Dr. O. Neltzel.

- Band I. 10 Bände à 1 Mark. —  
I. Jugendalbum, 43 Klavierstücke.  
II. Kinderszenen, 13 leichte Stücke.  
III. Albumblätter, 20 Klavierstücke.  
IV. Bunte Blätter, 14 Klavierstücke.  
V. Waldstücke, 4 Klavierstücke.  
VI. Waldszenen, 9 Klavierstücke.  
VII. Phantasiestücke, Arabeske, Blumenstück.  
VIII. Papillons, 5 Klavierstücke.  
IX. Humoreske, Toccata.  
X. Davidsbündler, 18 Charakterstücke.  
XI. Drei Romanen.  
XII. IX. Karneval, 21 seines mignones.  
XIII. X. Kreisleriana, 8 Phantasien.  
Am spärlichsten von allen ist diese Pianisten und Lehrern zu empfehlende Ausgabe. Dr. Spiro, Allg. Musikzeitung.

## Tanz-Frenden.

16 leichte fortschreitend geordnete Tänze für

**1 und 2 Violinen**  
mit und ohne Klavierbegleitung.

Von **Herrn Necke**, op. 39.  
Für 1 Violine M. 1, Für 1 Viol. u. Klav. M. 2.  
1. Schönegeckelchen-Walzer. — 2. Namens-tanz, Schottisch. — 3. Schwesternchen-Rhein-länder. — 4. Eisfest-Galopp. — 5. Frühlings-lieder. Polka-Mazurk. — 6. O schöner Rhein! Walzer. — 7. Jockey-Polka. — 8. Ferra-Rheinländer. — 9. Liebeszauber. Polka-Mazurka. — 10. Immer flott, Galopp. — 11. Rucke dich, Schottisch. — 12. Traume der Liebe, Walzer. — 13. Künstlergasse, Quadrille (Contre). — 14. Huldigungs-Polo-naise. — 15. Frisch voran, Marsch. — 16. Volkstanz, Quadrille à la cour (Lancers).  
„Abgesehen davon, dass es wenige Tanz-sammlungen für Violine gibt, zeichnet sich dieses Werk durch frische Melodien, glücklichste Klangwirkung und leichte Spielbar-keit aus.“

## „Als Meisterwerk der Pädagogik“

empfiehlt das „Literaturblatt für Unterrichts-Violine“ die

## Preis-Violinschule

von H. Schröder (3 M.).

## Klavier-Alben

à Bd. 1 Mk.

### Sehr leichte Salonalbums.

- D. Krug, Goldenes Musikbuch, 64 Übungen und Unterhaltungsstücke.  
E. Rohde, Volkslieder-Album, 40 Volkslieder in leichtester Spielart.  
E. Dreslaur, 32 Klavier- und Singstücke, beide Hände im Umfang von 5 und 6 Tönen. 2 Bände.  
H. Necke, Schmetterlinge, 18 Tänze über beliebte Kinder-Volks-lieder und Opern-melodien.  
Jac. Eilied, Taschenbibliothek Bd. I, 118 Volks- und Gesellschaftslieder.  
Fr. Spindler, Blumenkörbchen, 40 melodische Übungsstücke.  
B. Rosella, Märchen, 6 Tänze.  
Jugend-Album, 18 leichte Salonstücke.

### Leichte Salonalbums.

- H. Hofmann, Skizzen, 9 Klavierstücke.  
J. F. Kayser, Studentenpotpourri, enthaltend 27 Studentenlieder.  
— Soldatenpotpourri, enthaltend 26 Soldaten- und Kriegerlieder.  
Volkspotpourri, enthaltend 26 Volkslieder.  
C. Bolm, Aus der Jugendzeit, 6 Bilder in Tönen.  
Jac. Eilied, Taschenbibliothek Bd. II, 82 Volks- und Gesellschaftslieder.  
Leichtes Salon-Album, 12 beliebte Salonstücke.  
Transkriptionen-Album, Bd. I, 12 Phantasien über beliebte Volkslieder.  
Bd. II, 12 der bekanntesten Lieder.  
Fr. Behr, Alpenklänge, 8 Phantasien über beliebte Alpen-Melodien.  
M. Oesten, Matrosenleben, 6 charakteristische Tongemälde.

### Mittlere Schwierigkeit.

- Familienfeste, 12 charakteristische Gelegenheits-Kompositionen.  
Frühlingsgrüsse, 12 ausgesessene Vortragsstücke.  
Rhein-Album, 14 ausgesessene Salonstücke.  
Walzer-Album, 10 neue Walzer.  
Monatsrosen, Bd. I, 12 beliebte charakterist. Salonstücke.  
Monatsrosen, Bd. II, 12 neue charakteristische Salonstücke.  
Lebensbilder, 12 charakterist. Salonstücke.  
Gebirgsklänge, 12 neue Salonstücke.  
H. Kipper, Kaiser-Parade, grosses Tongemälde in 6 Abteilungen.  
— Kaiser-Serenade, grosses Tongemälde in 5 Abteilungen.  
Kaiser-Album, 6 patriotische Kompositionen.

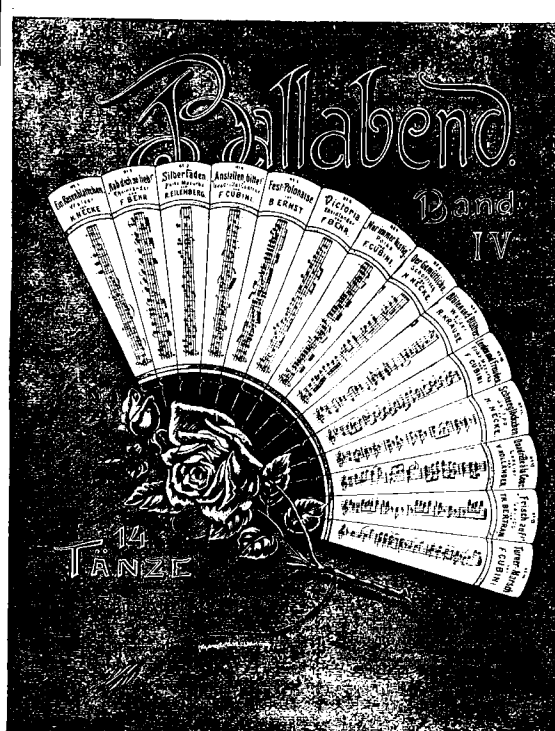
## Einführung in die Klassiker.

Klavierstücke älterer Meister. Ausgewählt, mit Vortragszeichen und Fingersatz versehen von

**N. J. Hompesch.**

Eingeführt am Kölner Konservatorium.

- à Band Mark 1.—  
Bd. I. L. Berger, 6 leichte Klavierstücke aus op. 39 und 40.  
Bd. II. Ferd. Ries, 12 leichte instruktive Klavierstücke aus op. 124.  
Bd. III. F. Kuhlau, 5 Rondos aus op. 41.  
Bd. IV. W. Fr. Bach, 10 leichte 2stimmige Klavierstücke.  
Bd. V. W. Fr. Bach, Schwerere Klavierstücke 1. Folge.  
Bd. VI. — do. do. 2. Folge.



Band I—III je 14 Tänze enthaltend, erschienen wiederholt in neuen Auflagen und sind gleich Band IV à Mk. 1.— zu beziehen.

## Loreley Männerchöre.

152 der beliebtesten

Partitur-Ausgabe, bequemes

— Taschenformat. —

- Eleg. brosch. 2 Mk., in Leinw. geb. 2.75.  
„Hier reihst sich Perle an Perle.“  
„Ein Bäder für Männergesang-vereine.“  
„Gediegene Inhalt in würdiger Ausstattung.“  
„Vom Guten nur das Beste.“  
„Nur Perlen deutschen Sanges.“  
„Eine unübertroffene Auswahl.“

## Troubadour gem. Chöre.

152 ausgewählte

Partitur-Ausgabe, bequemes

— Taschenformat. —

- Eleg. brosch. 2 Mk., in Leinw. geb. 2.75.  
Ein Pendant zu dem Männerchorwerke Loreley, bietet diese Sammlung das gediegene Alte im Wechsel mit neuen originalen Kompositionen.

## Sängers Lieblinge.

Sammlung beliebter

Lieder mit Klavierbegleitung.

6 Bände je 12 Lieder enthaltend,  
à Mk. 1.50.

Band 1—4 für Sopran oder Tenor enthalten Lieder von Abt, Berens, Beyer, Diebels, Dietrich, Fuchs, Gené, Graben-Hoffmann, Gröschel, Gumbert, Häser, Heiser, Hiller, Hirschfeld, Hompesch, Keller, Knappe, Kücken, Liebe, Litz, Marschner, Methfessel, Necke, Standke, Stark und Weidt.

Band 5, 12 Lieder für Bariton.  
1. Franz Abt, Dort hinter jenem Fensterlein.  
2. A. Dreger, Rheinlied. Dieh grüss ich die breiter grüngoldiger Strom.  
3. F. Gumbert, Die Thäne. Macht man ins Leben kann.  
4. C. Häser, Frühlingstaste. Ich trinke dich.  
5. K. Kreutzer, Vornung. Ziel nicht an den Rhein.  
6. L. Liebe, Mein Heimathal. Hoch vom Himmel drohen.  
7. L. Liebe, Herr Meister und Frau Meisterin.  
8. H. Marschner, Trennung. O du lieber Schatz.  
9. H. Marschner, Kein Tänzlein mehr im Becher.  
10. E. Methfessel, Walzerlied. Wenn Flöten erklingen.  
11. Paul Schumacher, Rheinlied. O du mein Verlangen.  
12. H. Weidt, Wie schön bist du. Wie gerne dir zu Füssen.

Band 6, 12 Lieder für Bass.  
1. Jean Becker, Hier her. Mein Vater par ein wackerer Mann.  
2. A. Dreger, Op. 33, Nr. 1. Wirtstochterlein. Frau Wirtin.  
3. A. Dreger, Op. 33, Nr. 2. Die Wissenschaft beim Reben-saft. Wie ich verhan den ganzen Tag.  
4. A. Förster, Wunsch. Lass den Kiesen-wunsch.  
5. Carl Häser, Op. 6, Nr. 2. Ins Herz hinein. Siehst du die Sternlein.  
6. W. Heiser, Op. 146, Nr. 3. Unwandelbar-keit der Liebe. Siehe, der Frühling währet nicht lang.  
7. Ludwig Liebe, Op. 52, Nr. 1. Auf Wiedersehn. Sonnenlicht. Sonnen-schein.  
8. L. Liebe, Op. 6, Nr. 4. Im dem Winkel hinterm Ofen.  
9. Franz Litz, Du bist wie eine Blume.  
10. Fr. Voss, Das Lied vom Durs. Ein schlimmes Ding.  
11. H. Weidt, Op. 36. Wie schön bist du. Wie gerne dir zu Füssen.  
12. F. W. Wolf, Op. 36. Stand-chen. Steh auf.

## Im Familienkreise

12 kleine und leichte Unterhaltungsstücke für Violine und Klavier

Von H. Hässner, op. 27, 2 Bde. à 1 M.  
Band I. Romanze C dur — Scherzo C dur — Siciliano G dur — Rondo G dur — Romanze D dur — Scherzo D dur.  
Band II. Elv. e moll — Barcarolle G dur — Romanze F dur — Allegretto F dur — Melancolie A moll — Gondellied A dur.  
Reizendere Stücke als diese leichtspielbaren. Hässner'schen dürften kaum existieren.

**Liederstrauch** 48 aus-  
lesene Lieder für  
Stimme mit leichter Klavier-  
begleitung 4 Hefte à 1 M.  
Zusammen in 1 Bände 3 M.  
Heft 1 und 2 je 12 Volkslieder.  
3 Beliebte Lieder von Schubert, Weber,  
Beethoven und Gurschmann.  
4 Beliebte Lieder von Mendelssohn.

Verlag von P. J. Tonger in Köln am Rh.

\_\_\_\_\_

IX. Jahrgang Nr. 15.

Stuttgart, 1888.



# Neue Musik-Zeitung.

— Auflage 51 000. —

Wöchentlich sechs, mit Künstler-Porträts etc. illustrierte Nummern und je einer Extrablattlage, bestehend in verschiedenen, für Hausmusik geeigneten Gesangs- und Instrumental-Kompositionen, Musiker-Lexikon, Illustrierte Musikgeschichte u. s. w.

Verlag Carl Grüniger, Stuttgart-Leipzig  
(vormals W. F. Zenger in Köln).  
Inserate die halbjährliche Nonpareille-Zeile 75 Pfennig.  
Beilagen für je 1000 Expt. Carl 5.—  
Kleinige Annahme von Inseraten und Beilagen bei  
Rudolf Mosse Stuttgart, Leipzig, Berlin u. dessen Filialen.

Preis pro Quartal bei allen Postämtern in Deutschland, Österreich-Ungarn und Luxemburg, sowie in sämtlichen Buch- und Musikalien-Handlungen 80 Pfg.; direkt von Stuttgart und bei den Postämtern des Westpostvereins 1 Mk. 50 Pfg. Einzelne Nummern 25 Pfg.

Alle früheren Jahrgänge sind neu aufgelegt in eleg. broch. Bänden zu 80 Pfg. das Quartal, Einbanddecken à Mkt. 1.—, Prachtdecken à Mkt. 1.50 durch alle Buch- u. Musikalien-Handl. zu beziehen.

## Peter Cornelius

von

Hans von Basedow.

A 5

Wenn auch wenig gefannt und genannt, ist doch Peter Cornelius mit einer der bedeutendsten unserer neueren Komponisten. Eine eigenartige Künstlernatur! Sinnig, hart, von innen heraus schöpfend und doch wieder leidenschaftlich, kräftig ja gewaltig. Weiche, edle Harmonien gepaart mit schroffen Uebergängen und grellen Dissonanzen — gefühlvoll, ohne in ungeheuere Sentimentalität zu verfallen, voll von edlem, echtem Humor, der sich namentlich im „Barbier von Bagdad“ und einem Teil seiner Chöre ausdrückt. — Trotz ihrer hervorragenden Eigenschaften und ihres großen Gehalts findet man selten einmal ein Werk von Cornelius auf dem Repertoire. Das ist ein schlechtes Zeichen und beweist, daß nicht alle Dirigenten kunstverständlich sind und guten Geschmack haben. Speziell für Männerchöre hat Cornelius Werke geliefert, die auf keinem Programm fehlen sollten, sie sind zwar schwer auszuführen, aber ihre Schwierigkeiten durchaus nicht unüberwindlich, man wendet oft mehr Mühe an Werke, die nicht eine Probe wert sind. Auch der Lebenslauf Cornelius' ist wenig bekannt. Hier sind die Hauptdaten: Am 24. Dezember 1824 wurde dem Mainzer Schauspieler Cornelius ein Sohn geboren, der in der Taufe den Namen seines berühmten Onkels:



Peter erhielt. Der Vater war, obwohl Schauspieler, ein fein gebildeter Mann, aus dessen Feder einige, allerdings längst vergessene Lustspiele stammen. Schon frühzeitig unterrichtete er seinen Sohn in den mannigfaltigsten Fächern, obgleich er ihn zum Schauspieler bestimmt hatte; er ging dabei von dem sehr gefunden Prinzip aus, daß auch einem Bühnenkünstler wissenschaftliche Bildung nicht schaden könne. Schon als Kind sahte Peter große Liebe zur Bühne, wie es ja nicht anders möglich. Auf junge phantasiebegabte Gemüter macht die Bühne mit ihrem bunten Flitter, das scheinbar poetische Theaterleben einen großen Eindruck — dazu kommt noch das bestechende Hervorgehobenwerden, das Ueberallgenanntwerden — wie leicht läßt sich das auf der Bühne erreichen, man reißt ein wenig Coullisse, streut dadurch dem Publikum Sand in die Augen, der Applaus, der Ruhm ist da! — So die Meinung — ein schöner Gedanke, 's ist aber anders! — Diese Lustig hegte auch Peter, der für Kinderrollen in Mainz engagiert war und seine Gage auch regelmäßig in Gestalt einer Zuckerrübe ausgezahlt bekam. Die Theaterleidenschaft, die der Vater kräftig unterstützte und nährte, da sie mit seinen Ideen harmonierte, hinderte aber nicht, daß Peter auch für die Musik schwärmte.

Der Vater, selber der Musik sehr zugethan, bemerkte des Knaben Zuneigung, ging liebevoll darauf ein und ließ ihn Unterricht erteilen, vorläufig im Ge-

Abonnements-Bestellungen auf die „Neue Musik-Zeitung“ (80 Pfg. pro Quartal) werden jederzeit von allen Postanstalten und Buch- oder Musikalien-Handlungen entgegengenommen und die bereits erschienenen Nummern des laufenden Quartals nachgeliefert.



sang und Klavierpiel bei einem Choristen des Stadttheaters, namens Scharer, der, wie das viel zu finden, Unterricht erteilte, um seinen mageren Gehalt aufzubessern. Scharer war ein gebiegender Lehrer, der manches Talent für die Bühne ausgebildet, seine musikalische Befähigung, sein Unterricht war aber mehr konventioneller Natur und entbehrte der künstlerischen Weisheit.

Im Hause des Vaters sammelte sich ab und zu eine Anzahl von Hausfreunden zu kleinen musikalischen Unterhaltungen, Proben neuer Kompositionen etc. — Diese waren es auch, die Peters Liebe zur Musik erheblich steigerten, wenn er auch noch nicht im entferntesten daran dachte, selbst einmal Musiker zu werden: Bühnenkünstler war sein Ideal! Von den Hausfreunden waren es namentlich der unglückliche Violonist Banny und der später zur Bedeutung gelangte Kapellmeister Robert Gieser, von denen er künstlerisch befruchtet wurde.

Ein hitziger Nervenfieber warf Peter aufs Krankenlager; — in Wiesbaden, wo er als Schauspieler debütierte, hatte er einen argen Mißerfolg erlebt; dies mochte wohl die Strafe sein zum Ausdruck gebracht und seine Leidenschaft zum Theater gedämpft haben, — er rang heftig mit sich, der Gedanke Musiker zu werden schien ihm nicht so unsehbar, blieb er doch als Komponist „förmlicher Opern“ in fester Verbindung mit dem Theater. Außerdem hatte er als Musiker schon einen gewissen Erfolg zu verzeichnen: In seinem 16. Lebensjahre war er nämlich schon als zweiter Violonist mit nach London gegangen, wohin das Münzger Orchester, das damals eines der besten war, auf die deutsche Oper engagiert war. Fester und fester wurde sein Plan und als er genas, wollte er ihn dem Vater mitteilen — es war zu spät, der Vater starb.

Der Onkel, der berühmte Vater, der Schöpfer des Faustkusses, der Doffner, der Begründer einer großen Schule übernahm nun die Sorge für Peter. Er erkannte des Jünglings Fähigkeit und gab ihm zu Dehn nach Berlin, der damals einer der bedeutendsten Lehrer war, aus dessen Schule Männer wie Sukkalt, Vargiel, Stiel etc. hervorgingen. Bei seiner Ausbildung wurde namentlich auf die Komposition Wert gelegt, auf das Glätten und Erönen seiner Anlagen, außerdem wurde sein bedeutendes pädagogisches Talent liebevoll gepflegt. Im großen und ganzen war der „strengere Stil“, die „veraltete“ Schule, die nur an wohlgeleiteten Sonaten, an Motetten etc. Gefallen fand, nicht Cornelius' Sache — das freie Schaffen, uneingeschränkt vom Schulzwang, den das Genie ja doch umfließen muß, war seine Sehnsucht. Drei Jahre studierte er eifrig bei Dehn, um dann, ausgestattet mit einem „Meisterbrief“, den er von Friedrich Schneider in Dessau auf Grund vorgelegter Kompositionen, unter denen sich eine Symphonie, eine Messe, ein Stabat mater, Sonaten, Quartette etc. befanden, erhielt, Berlin zu verlassen — bald aber kehrte er zurück.

In die Zwischenzeit fällt seine erste Liebe! Ihr haben wir den Vurifer Cornelius zu verdanken, denn er ließ sein Gefühl in einem Bündchen Gedichte ausströmen.

In seiner zweiten Berliner Periode waren es vor allem Wagners Werke, die er fleißig studierte. Sie gründlich kennen zu lernen, war sein Wunsch, der ihm in Berlin nicht erfüllt wurde, deshalb entschloß er sich 1853 „ein paar Tage“ nach Weimar zu gehen, um dort diesen Wunsch zu realisieren. Kaum dort angelangt wußte er, daß die Tage Jahre werden würden, — er kehrte nicht nach Berlin zurück. Liszt's faszinierende Persönlichkeit zog ihn mächtig an, hier atmete er Künstlerluft, war frei von den heillosen Regeln der Berliner Schule.

Er schwamm in seinem Elemente, war unter kongenialen Naturen.

Weimar war damals der Ausgangspunkt der modernen Musik, mit Liszt zog ein neuer Geist in den alten Musikbewußtsein ein, die „Atmosphäre“ war seit 1848 der Sammelplatz aller einigermaßen bedeutender Musiker. Weimar allein bot die neuesten Werke, Liszt hatte dort der „Wagnerischen Richtung“ Eingang verschafft, und ebenso die Bekanntschaft mit dem großen Franzosen Berlioz, der 1852 nach Weimar kam, vermittelt.

In diesem Kreise fühlte sich Cornelius wohl, das geistreiche, wenn auch etwas leichte Leben sagte ihm zu. Hier schuf er seine komische Oper „Der Barbier von Bagdad“, die Liszt 1859 zur Aufführung brachte. Diese Oper war auch später die causa movens des Mißtrittes Liszt's vom Kapellmeisterposten am Hoftheater. Kritisches Publikum, sagen wir unverständiger Meis, Meider und Feinde Cornelius' und Liszt's brachten durch gemeines Zischen und Pfeifen

Liszt dahin, den Dirigentenstab hinzuworfen und zu gehen.

Der Weimaraner Sängerin Rosa von Wille widmete Cornelius 12 Sonette (erschienen Wien 1859).

1860 siedelte Cornelius nach der Stadt Weimars, nach Weimar über. Er arbeitete hier an seiner zweiten Oper „Gid“, weit schwächer als der „Barbier von Bagdad“, die auch nur einmal in Weimar gegeben wurde. Im übrigen war er hauptsächlich schriftstellerisch tätig. Seine Feder erfreute sich eines solchen Rufes, daß ihm einige Redaktionen angetragen wurden.

Richard Wagner hatte ihm freies Gedulden bewahrt und berief ihn 1864 nach München. Cornelius leistete dem Rufe natürlich Folge und wurde daselbst Professor der Harmonie an der kgl. Musikschule.

Hier bewährte sich namentlich sein hervorragendes pädagogisches Talent. Eine Reihe seiner besten Werke schuf er hier, die Oper „Ginnibid“, die er nicht vollenden sollte.

Cornelius, der stets leidend war, erkrankte heftig, so daß die Letzte schleunige Luftveränderung rieten; er beschloß, einige Wochen nach seiner Vaterstadt Mainz zu gehen. Mit guter Hoffnung reiste er ab — er sollte nicht zurückkehren — am 24. Oktober 1874 erlag er seinen Leiden.

Ein edler Mensch, ein großer Musiker war mit ihm aus dem Leben geschieden.

Bevor wir Cornelius den Meister betrachten, wollen wir einen kurzen Blick auf Cornelius den Dichter werfen.

Seine Liebe (Feit 1861) atmen eine Fülle von Poesie und Munit, es sind echt volkstümliche Strophenlieder, durch die zum großen Teil ein religiöser Zug geht. Die Programme zu Liszt's symphonischen Dichtungen überließ er, ferner dessen „Lieder der Zigeuner und die Musik in Ungarn“ (Feit 1861), sowie die Sonette von Mikiewicz, die er seiner Schwester widmete, die als Lustspieldichterin (König und Dichter, Verhältnisvolle Perioden etc.) bekannt ist. (Die Sonette erschien in Weimars Universalbibliothek Nr. 76.) Außerdem stammen aus seiner Feder Feuilletonartikel, musikwissenschaftliche Aufsätze etc.

Gehen wir zum Musiker über. In seinen Gesangskompositionen ist vor allem die Anpassung des Tones an das Wort bewundernswert, dann die stets charakteristische Begleitung, die einzelne Epochen aus dem Texte heraushebt und musikalisch verarbeitet. So wird im op. 3, „Trauer und Trost“, der Ton h im ersten Liede von einer Singstimme ausgehalten, im zweiten vom Klavier. Der Inhalt des Gedichtes veranlaßt die Komposition zu dieser Tonmalerei. Ein Wort ist ihre Basis für den musikalischen Ausdruck.

Die Weihnachtslieder op. 8 zeichnen sich durch ihren wahr empfindenden religiösen Zug aus. Die Behandlung der Singstimme ist, wie immer, genial. Die Begleitung bildet oft ein Gesebild für sich.

Die Tränenlieder op. 9 für Männerstimmen beweisen Cornelius' glänzende Begabung für Chorkomposition. In unserer gesamten Chorliteratur findet man wenig Kompositionen von dem tiefen Gehalte, der edlen Gestaltung, dem klaren Ausdruck dieser Tränenlieder. Nicht minder bedeutend sind die Chorallieder op. 11. Wie wunderbar sind die Gefühle in dem Heiligen Liede „Der Tod“, das ist die kühle Nacht“ ausgedrückt. Gewaltig schreitet der erste Chor daher, friedlich, still der zweite.

Ebenso bedeutend war Cornelius als Opernkomponist. Die komische Oper „Der Barbier von Bagdad“ gemahnt im Ausdruck des volkstümlichen Humors an Marchner und Weber, während der orchestrale Teil oft von Wagnerischem Geiste befeht ist. Mehr darauf einzugehen mangelt der Raum. Große Gestaltungskraft bewies Cornelius in der unvollendeten „Ginnibid“.

Um ein abschließendes Urteil zu fällen, sagen wir: Cornelius war ein großer Künstler, der seine eigenartigen Wege mit vollster Berechtigung ging. Geistreich wie er war, schuf er Nichts, was nicht den Vorwurf vollständig deckte. Wenn ihn unsere Zeit nicht anerkennen will oder — kann, stellt sie sich selbst damit ein testimonium paupertatis ans.

## Der Kindergefang und seine Pflege

von  
Dr. Aug. Reißmann.\*

### I.

Kann der Gesang im jugendlichen Alter gesundheitsgefährlich werden?

Die jungen Mütter tragen noch vielfach Bedenken, ihre kleinen Lieblinge früh schon zum Gesänge anzuregen, weil sie fürchten, dem zarten Organismus derselben damit zu schaden. Sie verstehen durchaus nicht, welchen Reiz schon die elementare Wirkung von Ton und Klang auf den Säugling auszuüben vermag; wie das gelungene Liedchen dann dem kindlich sinnlich und geistig entwickelnden Kinde nicht nur höchste Freude bereitet, sondern geradezu fördernd auf die Entfaltung seines geistigen Lebens einwirkt; aber daß es auch schon früh selbstthätig am Gesänge beteiligt, daß es sein Stimmlein hell und frisch selbst ertönen läßt. Das finden sie häufig geradezu zu hindern, aus Furcht, die körperliche Entwicklung damit aufzuhalten.

Wie wenig begründet diese Befürchtung ist, das lehrt die oberflächliche Betrachtung der beim Gesänge beteiligten Organe. Dazu gehören in erster Reihe die Lungen, welche durch die Aufzehrung dem Stoffe, der zur Erzeugung des Tones nötige Luft zuführen.

Die Kräftigung der Lunge, durch äußere Anregung zur Thätigkeit derselben, gehört aber zu den Hauptforderungen einer gewissenhaften Pflege des körperlichen Wachstums selbst der Säuglinge. Es ist hinlänglich bekannt, daß es die Letzte gern sehen, wenn die Kinder im frühesten Alter Grund zum Schreiben haben, als Lungenprobe und Lungengymnastik. Wenn nicht andere Nachteile dadurch herbeigeführt werden, lassen sie es gern geschehen, daß die den Säugling zu lauten Kundgebungen veranlassenden Schmerzen nicht sofort gestillt werden, weil der Gebrauch der Lungen diese entschieden frägt.

Gewissenhafte Lehrer und Erzieher aber achten mit peinlicher Sorgfalt darauf, daß Kinder, wenn sie längere Zeit stillsitzend sollen oder gar in einer etwas gebeugten Stellung beim Schreiben oder Lesen verharren müssen, von Zeit zu Zeit wieder ganz aufrecht sitzen und, möglicherweise nach dem Tempo, mehrmals recht tief ansetzen und den Atem langsam ausströmen lassen, weil solches die Lunge außerordentlich kräftigt und ihre Thätigkeit befördert.

Gewissenhafte und auf das körperliche Wohl ihrer Schüler bedachte Lehrer verhalten sich selbst gegen das laute Asten, wie gegen die etwas starken Ausbrüche der Freude und des Jubels der Knaben nicht so streng abweisend, so lange diese Verkörperungen sich nur einigermaßen noch in den Grenzen der Wohlthatigkeit halten, wohl auch berartige Lungenproben gesundheitsförderlich sind.

Der Gesang aber ist zunächst im Grunde nichts weiter als eine solche rein äußerliche Lungenprobe, in welche durch die Anleitung zum Singen nur System gebracht wird.

Während man sonst bei allen Lungenübungen die Kinder anhalten muß, recht tief Atem zu holen und die Luft in der Brust ohne Anstrengung etwas stehen und dann langsam ausströmen zu lassen, werden sie beim Gesänge instinktiv dazu veranlaßt. Das Ausströmen und Anhalten des Atems aber bildet bekanntlich auf den unteren Stufen schon eine wichtige Disziplin des Gesangsunterrichts.

Der gewissenhafte Gesangslehrer wird seine Schüler früh zur Atemökonomie anhalten, damit sie so wenig wie nur möglich Luft ausströmen lassen. Das wird namentlich durch den mit halber Stärke — oder wie man sagt: mit halber Stimme — ausgeführten Gesang, der auf dieser Stufe einzig zur Anwendung kommen darf, namentlich gefördert. In dieser Weise ausgeführt, kann der Gesang des Kindes nicht anders als nur wohlthätig auf die Entwicklung der Lungen einwirken, wohlthätiger als jede der anderen angeführten Übungen der Lungenentfaltung.

Wie bei jeder andern Entfaltung der Muskelthätigkeit muß natürlich auch hier Vorsicht obwalten, daß man die Kinder nicht anstrengt oder zur Müdigkeit, wenn sie ermüdet oder erkrankt sind, oder unmittelbar

\* Diese treffliche Arbeit des berühmten Autors behandelt:  
I. Kann der Gesang im jugendlichen Alter gesundheitsgefährlich werden?  
II. Der Gesang in der Aergernisse.  
III. Der Schulgesang.



nach dem Essen, oder mit hungrigem Magen fügen läßt, weil sie dann meist auch inständig selbst zu dieser sonst so beliebten Thätigkeit sind.

Werden diese, in der Natur aller Organe begründeten, allgemeinen Vorkehrungsmaßregeln beobachtet, dann kann der Gesang in der Kinderstube den Lungen nicht nur nicht gefährlich werden, sondern er muß außerordentlich stärkend auf sie einwirken und ihre Thätigkeit regeln und beleben helfen. Welch wichtigen Teil aber die Lungen im ganzen Organismus des Körpers bilden, denn sie die atmosphärische Luft als eines der wichtigsten Lebensbedürfnisse zuführen, ist hier nicht weiter zu erweisen.

Weiterhin kommen der Kehlkopf und vor allem die Stimmblätter in Betracht, deren Organisation eine Schädigung in früherer Jugend durch Gesang kaum befürchten läßt. Sie sind so geschmeidig und leicht beweglich, daß auf der frühesten Stufe ihres Gebrauchs nicht einmal Ermüdung eintritt. Der Säugling macht sich selber durch sein Weiseln, Schreien und vergnügtes Strähen müde, nicht aber auch seine Stimmwerkzeuge, und die gleiche Beobachtung kann man fortwährend an Kindern von zwei und mehr Jahren machen, die oft stundenlang ununterbrochen vor sich hin singen, ohne die mindeste Ermüdung der Stimmblätter oder des Kehlkopfes zu zeigen.

Wenn Mütter und Erzieher es verstehen, die in diesen frühen Jahren sich zeigende Gesangslust in die rechte Bahn zu leiten, dann ist gar nicht die geringste Gefahr vorhanden, dann müssen auch diese Organe durchaus nur leistungsfähiger durch die Pflege des Gesanges werden.


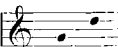
Nicht das Singen an sich schadet der Stimme, sondern nur die Vernachlässigung der natürlichsten Erfordernisse der Pflege derselben.

Ist irgend ein Organ besonders erhitzt und erregt, so ist es gefährlich, es plötzlich abzuhalten; aus dem Grunde ist es auch zu vermeiden, die durch Gesang in Bewegung gesetzten Lungen, die Luftröhre, den Kehlkopf und die Stimmblätter durch Einlaufen der rauhen Luft oder des kalten Wassers plötzlich zu erkälten. Man darf also nicht sofort nach dem Gesange sich in kalte Luft begeben oder ein kaltes Getränk trinken und muß namentlich vermeiden, daß das Kind thut.

Diese sind ferner leicht geneigt, ihre Gesangsorgane hauptsächlich in den höheren Lagen zu brauchen, und hier ist es Sache der Mütter und der Erzieher, die Kinder an einen mittleren Normalton zu gewöhnen, damit er ihnen als der natürliche geläufig wird. Die anhaltende Verwendung der höheren Lagen des Organs in diesem Alter fördert das Organ entschieden nicht, wenn es vielleicht auch keinen direkten Schaden bringt. Soll der Gesang auch in diesem frühen Kindesalter gedeihen, so ist es mit erste Aufgabe: die Kinder an die ihnen bequemste Lage zu gewöhnen und dann ist jede Gefahr vollständig ausgeschlossen.

Diese beginnt erst in späteren Jahren, in der Zeit, in welcher der Knabe zum Jüngling heranreift, das Mädchen zur Jungfrau, weil sich alsdann auch eine Veränderung in Tonlage und Klang der Stimme vollzieht. Auch vorher wird allerdings schon die Einwirkung in die betreffende Stimmklasse notwendig. Wir wissen, daß es auch bei den Kinderstimmen schon hohe und tiefere Stimmen gibt, Sopranstimmen und Altstimmen, die beide hauptsächlich im Kehlkopf unterschieden sind und dementsprechend auch in Tonlage und Stimmklang. Der Kehlkopf der hohen Kinderstimmen ist etwas kleiner und feiner gebaut, als der der tieferen; daher die höhere Tonlage der Sopranstimme und die hellere Klangfarbe den Altstimmen gegenüber. Da es indessen Altstimmen gibt, die auch eine beträchtliche Höhe haben und die Unterschiede im Stimmklang namentlich auf dieser Stufe nicht immer entschieden hervortreten, so sind Mütter in der Stimmeneinrichtung leicht gemacht und diese können nicht nur der Stimme, sondern der Gesundheit gefährlich werden.

Der Lage nach sind diese Stimmen um etwa eine Quint verschieden, so daß die Altstimme ihre bequemste

Lage von  aufwärts, der Sopran aber von  hat.

Stellt man nun einen Altstimmen unter den Sopran, und umgekehrt, so haben beide vorwiegend in den ihnen weniger bequemen Lagen zu liegen, was nach-

teilig für die Stimme und selbst für das allgemeine Befinden werden kann.

Sicherer noch als aus dem Stimmklang und dem Umfang ist in solchen zweifelhaften Fällen aus dem Gesichtsausdruck zu erkennen, ob das betreffende Organ in die entsprechende Stimmklasse eingereicht ist oder nicht. Zeigen sich auf dem Gesicht Spuren des Unbehagens während der Schüler die, der betreffenden Stimmklasse bequemen Töne singt, so ist mit Sicherheit anzunehmen, daß er in eine andere, höhere oder tiefere Stimmklasse gehört. Der gewissenhafte Lehrer muß eben auf alles achten lernen, um namentlich auch in zweifelhaften Momenten das Richtige zu ergreifen.

Daß aber bei der richtigen Behandlung auch Kehlkopf und vor allem die Stimmblätter nicht nur keinen Schaden erleiden, sondern ebenso wie die Lungen in ihrer Entwicklung gefördert werden, ist kaum noch weiter zu erweisen. Wie der mit Vorsicht aber auch Energie geübte Gebrauch aller Glieder diese nur kräftigt und widerstandsfähiger macht, so gewiß auch die Kehlkopf- und Muskeln des Kehlkopfes durch die Thätigkeit beim Gesang, und die Fülle, daß Kinder und Erwachsene sich im Anzuge befindliche Gelehrtheit hinwegzulegen haben, dürfen viel häufiger sein, als die unangelegten, daß durch unvernünftige Uebungsanstrengung solche herbeigeführt wurden. Ganz dergestalt aber muß der Gesang und die Unterweisung darin auf die Entwicklung der Sprache den wohlthätigsten Einfluß ausüben.

Zunächst ist es ja doch wohl unbestritten, daß das gesungene Organ auch einen klangvollen Sprechton erzeugen muß, und jede Lebung des reinen Sprechtons muß selbstverständlich auch den Sprechton entwickeln helfen.

Die Unterweisung im Gesange macht aber zugleich auch systematisch betriebene Sprechübungen notwendig, namentlich bei uns Deutschen, weil bei unserer Vokaleinheit eine viel energischer Durchdringung von Wort und Ton geboten ist, als bei den übrigen Nationen. Das deutsche Lied und die deutsche Vokalmusik überhaupt erfordert eine so gewissenhafte Berücksichtigung des Wortes und so enge Verschmelzung des Tons mit dem einzelnen Wort, daß früh schon mit dem Gesangsunterricht Sprechübungen verbunden werden müssen und daß die Verbindung von Wort und Ton ganz besonderer selbständiger Lebung schon auf den untersten Stufen der Unterweisung bedarf.

Als ganz unangenehm muß endlich das Bedenken: als könne der Gesang in der Kinderstube leicht nervös reizbar machen, zurückgewiesen werden. Bei den Klangeinflüssen könnte man eine solche Wirkung eher annehmen und daß auch der Klavierklang leicht bei Kindern schon nervenaufregend wirkt, ist nicht zu leugnen.

Der Ton der Menschenstimme aber wirkt vielmehr beruhigend als aufregend selbst in seiner sinnlich reizvollsten Fassung, in welcher er wohl in der Kinderstube nicht leicht ertönen dürfte. Das müssen arg verwilderte Nerven sein, die der kindergehörige nicht zu beruhigen vermag, nimmer aber dürfen solche unter den Kindern selbst zu finden sein. Bei diesen wird die Wirkung des Gesanges, den sie selber ansprechen oder dem sie zuhören dürfen, immer dieselbe sein, welche wir bereits andeuten. Sie wird den Schmerz stillen und die Freude erhöhen helfen und sich zugleich als ein vortreffliches Erziehungsmittel auch nach dieser Seite bewähren.

In einer Kinderstube, in welcher der Gesang eines der wesentlichsten Mittel der Unterhaltung bildet und auch die Spiele der Kinder regeln hilft, werden auch Freude und Anbel nicht bis zu jener tödlichen Ausgelassenheit ansatzten, welche leicht Gefahren für Körper und Geist der Kinder mit sich bringt; besser noch wie Unterweisung und Ermahnung oder gar Strafen ist er im Stande, auch unter lebhaften, zu Ausdehnungen leicht geneigten Kindern Gewissung zu verbreiten. Weil er mehr als alle andere Unterhaltung fesselt und anregt, ist er am meisten geeignet, die Kinder in geordneter Theilnahme an Uebungen zu erhalten und sie so zu einem wohlthätigen Verhalten zu erziehen.

Nachtheilig könnte der Gesang in der Kinderstube nach alledem nur dann werden, wenn er unvernünftig betrieben wird, und das ist auch bei allen andern, auch noch so nützlichen Uebungen und Fertigkeiten der Fall. In entsprechender Weise eingeführt, muß er selbst zu einem, die körperliche Entwicklung des Kindes fördernden Hilfsmittel der Erziehung desselben werden, und man soll unbedingt damit beginnen, und zwar in der Kinderstube, sowie im Kinde selber sich die Übung dazu zeigt. Wenn es verdrückt, einzelne Phrasen des Liedchens der Mutter oder der Amme nachzusingen, wenn es bei kleinen Spielen

ohne äußere Anregung einzelne Töne vor sich hin zu singen beginnt, dann mögen Mutter und Erzieher oder ältere Geschwister ihre helfende Thätigkeit beginnen, indem sie diese einzelnen Töne aufgreifen, durch Vor-singen festzustellen, und, um daran dann eine systematische Unterweisung zu knüpfen, wie sie im nächsten Kapitel dargelegt werden soll.

(Fortsetzung folgt.)



## Ein Handu-Autograph.

Von  
Emil Jonas.

Die Bibliothek der königlichen Musikalischen Akademie in Stockholm, welche schon bei mehreren früheren Gelegenheiten großartige Proben der Freigebigkeit des Königs Oskar II. erfahren hat, hat kürzlich ein außerordentlich wertvolles Geschenk von dem Könige erhalten, nämlich einen eigenhändigen Brief von Joseph Haydn. Dieses kostbare Autograph ist für die Akademie von ganz besonderem Interesse, und zwar aus folgender Veranlassung.

Am 7. Februar 1798 waren die Mitglieder der Musikalischen Akademie im Plenum versammelt; als Wortführer fungierte der Kanzlerat Henrik Alexander; am Schluß der Sitzung schloß der damalige Sekretär Krigel einige ausländische komponisten zur Aufnahme vor, deren Namen später der Nachwelt überliefert worden sind: Cuvorvas größter Instrumental-Komponist Joseph Haydn, J. G. Albrechtsberger, Gretry und d'Alayrac.

Dieser Vorschlag, mehrere so hervorragende Meister der Akademie einzuverleiben, wurde „ohne Bitterung und mit Acclamation“, wie es im Protokoll heißt, einstimmig angenommen.

Es wurde beschloffen, daß die Mitglieds-Diplome den Auserwählten zugesandt werden sollten.

Indessen wurde in der Herbst-Zusammenkunft desselben Jahres angezeigt, daß mit Rücksicht auf dazwischengekommene Hindernisse die obengenannten Diplome noch nicht abgesandt worden wären; aber man beschloß, daß dies jetzt gleichzeitig mit der Absendung des bei dieser Gelegenheit neuerwählten Mitglieds, des schwedischen Chorgesangsaffaires F. S. von Silfverholpe in Wien, geschehen solle. Und so geschah es in der That.

Haydn erhielt sein Diplom durch den eben genannten Silfverholpe, der bereits damals einer der intimsten Freunde des berühmten Meisters war. Silfverholpe war bei der Gesandtschaft in Wien im Jahre 1796 angestellt worden, war aber schon zehn Monate dort gewesen, bevor es ihm gelang, den geehrten Komponisten zu sehen. Dies geschah im folgenden Jahre, im März 1797, in einem der Konzerte, welche in der starnesvalzeit beim Fürsten Schwarzenberg gegeben wurden, und zu welchen der schwedische Diplomat Zutritt hatte. Er ließ sich dort auch Haydn vorstellen, und dieses Zusammenreffen gab die Veranlassung zu einer Freundschaft, die nicht nur während Silfverholpes Anwesenheit in Wien bestand, sondern mit unverminderter Kraft viele spätere Jahre überdauerte.

Der kunstliebende junge Diplomat hatte schon Gelegenheit gehabt, den alten Meister mit der Tonkunst der Gegenwart in Schweden bekannt zu machen, und hatte ihm verschiedene Kompositionen von Kraus gezeigt, für welchen Haydn ein großes Interesse nährte. Man kann sich deshalb leicht Silfverholpes Freude vorstellen, als er den Auftrag erhielt, dem berühmten Tonkünstler die Vererbung als Mitglied der schwedischen Musikalischen Akademie zu überbringen.

Auch erzählt er selbst in seinen Memoiren, daß Haydn sich durch das Diplom der Akademie sehr geschmeichelt zeigte, und er unterließ es jedoch nie, auf seinen im Druck erscheinenden Musikwerken den Ehren-titel dieser Gesellschaft anzubringen.

Haydn entwarf ein Dankschreiben an die Akademie, doch nur im Konzept, denn er wollte, daß sein Freund Silfverholpe es erst durchlese.

Dieses Konzept wurde dann abgeschrieben und an die Akademie abgesandt. Es wurde beim Zusammentritt der Akademie am 5. Juli 1799 vorgelesen und bei dieser Gelegenheit auch zugleich die Dank-schreiben der im Wien lebenden Komponisten Albrechts-

berger und Solieri vorgetragen — und zu den Akten gelegt, wie man glaubte.

Dies ist jedoch nicht geschehen, denn mit Erstaunen und Verwunderung war man genötigt zu konstatieren, daß dieser Brief, merkwürdig genug, in dem sonst so vollständigen Protokoll der Akademie für das genannte Jahr sich nicht vorfand.

Besonders hatte man alle Ursache, den Verlust des Haydnischen Briefes zu beklagen, da es natürlicherweise von höchstem Interesse gewesen wäre, zu erfahren, in welchen Worten eine der hervorragenden Größen der Tonkunst sich mit der schwedischen Kunstanstalt in Verbindung setzte.

Im vergangenen Sommer erhielt der Bibliothekar der Musikalischen Akademie, Herr Fritzof Cronhamn, durch einen Zufall, daß ein jetzt in Stockholm wohnender Musiker einen eigenhändigen Brief von Joseph Haydn besaß, den er zu verkaufen beabsichtigte, wenn dies bereits geschehen sei.

Er suchte natürlicherweise sofort den Mann auf. Dieser nahm eine kleine mit Goldbleiten eingerahmte Tafel unter Glas von der Wand. Sorgfältig durch das Glas geschüßt und auf einen Bappbogen geklebt, befand sich darin ein mehrere Zoll breiter, vom Alter vergilbter Papierstreifen.

Aber was war es, das auf demselben geschrieben stand? Beim ersten Anblick war es nicht leicht, es zu entziffern, obgleich die Schrift nur unbedeutend verbläßt sich zeigte. Bei näherer Beschichtigung fand man in steifer altmodischer Handschrift einen Brief Joseph Haydns.

Man kann sich die freudige Ueberraschung des Bibliothekars vorstellen, als er entdeckte, daß er das so lange vermiste und gewünschte Dankschreiben an die Akademie vor sich hatte, wenn auch nur im Konzept; denn hier lag gerade jener Entwurf vor, den Haydn Silberstolpe gezeigt hatte.

Nicht ein Wort darin ist geändert, und wäre der Brief nicht mit ein paar Initialen nur unterzeichnet und das Papierformat so minutiös, wie es ein zufällig ereignetes Stück Papier zu sein pflegt, so würde man kaum glauben, daß man hier nur ein Konzept, und nicht den Brief selbst, vor sich habe.

Von Silberstolpe war der merkwürdige Brief in die Hände des bekannten Musik-Theoretikers Abraham Wandell gekommen, der seinerzeit kleine geistliche Konzerte in der Alsterkirche in Stockholm zu veranstalten pflegte, wo er viele Jahre hindurch als Organist wirkte. Um ein erhöhtes Interesse bei den im Chor mitwirkenden Damen und Herren zu erwecken, veranstaltete Wandell an einem Frühlingstage des Jahres 1837 eine kleine Lotterie, in welcher allerlei Dinge zu gewinnen waren, und unter diesen Gewinnen befand sich auch der eben erwähnte Brief Joseph Haydns. Derselbe wurde bei der veranstalteten Ziehung von dem obengenannten Musiker gewonnen.

Dieser hatte photographische Kopien von dem Briefe machen lassen und dieselben nach London geschickt, um auf dem reichen englischen Markte Käufer für dieses merkwürdige Autogramm zu finden.

Diesem Umstand mußte natürlicherweise vorgebeugt werden, und durch König Oskars Dazwischentreten wurde diese drohende Gefahr abgewehrt. Der König ließ unverzüglich das kostbare Dokument für die Akademie erwerben, in deren Autographensammlung es nunmehr ruht, neben einem anderen wertvollen Haydn-Autograph: einer eigenhändig geschriebenen Symphonie in Partitur, welche zu Anfang des Jahrhunderts von einem der Schüler des großen Meisters an die Akademie geschenkt wurde.

„Es ist mir unmöglich,“ schreibt Haydn unter anderem in diesem Briefe, „mit Worten die Ueberraschung und die Freude auszudrücken, welche ich fühle und stets fühlen werde, als ich von dem Herrn Legationsrat von Silberstolpe das Diplom der königlichen Schwedischen Musikalischen Akademie empfang, in Folge dessen ich unter ihre Mitglieder aufgenommen worden bin.“

Ich befrage nur, daß ich in meinem hohen Alter und mit einem schwachen Talent nicht dieser großen Ehrenbezeichnung entsprechen kann. Aber wenn die Vorlesung mir noch einige Jahre hindurch die erforderlichen Kräfte dazu giebt, dann würde ich der hochwürdigen Gesellschaft eine kleine Erinnerung schenken.

Ich bringe meine aufrichtige Dankagung dem Herrn Präsidenten C. F. von Fredenheim (Vize-Intendant, Präsident der Musikalischen Akademie 1798 bis 1799) und der ganzen hochgeschätzten Akademie dar...

## Das Volkslied.

Jung Wendelins Traum.

Von Johs. Stautwell.

(Schluß.)

Wie hell schien auch jetzt die Sonne herab vom blauen Himmel; so leuchtete sie doch sonst nicht. Nun betrat er die Wälder; dort lagerten wie vor Mondesfrucht die Frauen und Herren im bunten Kranze. Hilbe schien des Reisenburgers geharrt zu haben, denn mächtig schoß ihr das Blut ins Gesicht bei Wendelins Ankunft. Noch sprach sie aber nicht zu ihm, sondern lauschte dem Sang eines Ritters, der mit verzücktem Augenausschlag ein provenzalisch Liedchen flöte. Gar süßlich dünnte Wendelin Text und Melodie und ungebüldig trat er den Takt dazu mit spornbewehrtem Absatz. Wechthilbis aber lauschte dem höchsten Sängers mit Wohlgefallen. „Euer ist das Kränzlein Ritter Kuno, falls kein anderer Euch übertrumpft. Ist wer hier, der den Sang erneuern will?“ Alles schweigt; da tritt Wendelin vor. Was ihn treibt, weiß er selbst nicht, und doch zwingt es ihn zum Gesang. Sein nächtlich Traumbild steigt plötzlich herauf, das Lied, das der Jüngling an der Hunderleube am grünen Rhein sang, ertönt nun von seinen Lippen:

„Ich weiß eine Jungfrau schön,  
Preis Gott, denn sie ist mein;  
Von Perl' und rotem Golde  
Trägt sie ein Kränzlein.“

Von Perl' und rotem Golde  
Trägt sie ein Ehrenkranz.  
Mit ihren schneeweißen Händchen  
Führt sie mich zum Tanz.“

Ich war in fremden Landen,  
Da lag ich einsam und schlief,  
Da träumte mir so süße,  
Daß mich Feinsliebchen rief.“

Und als ich nun erwachte,  
Da war es alles vorbei. —  
Es war nur die Nachtigall,  
Die sang im Baume so frei.“

Ich ritt darauf allsolange,  
Bis ich mein Feinsliebchen fand.  
„Wie kommt's du mich verlassen  
Und mich vergessen ganz?“

„Wie soll ich dein vergessen,  
Du edler Aneshilt,  
Der du in meinem Herzen  
So tief gebettet bist.“

Drauf gab sie mir zum Wande  
Vergümeinnicht, ein' Kranz,  
Den gab sie mir zum Wande  
Mit ihrer schneeweißen Hand.“

Drauf reicht' ich ihr dawider  
Von Gold ein Ringlein klein:  
„Den trag um meinetwillen,  
Herzallerliebste mein!“

Einfach war die Weise, nach der Wendelin die schlichten Worte sang und doch fand sie fröhlichen Widerhall im Herzen aller Hörer. Wechthilbis selbst hielt die Hand über die blauen Lippen, doch ihr allzeit redfertiges Mündlein blieb stumm. Der Sängers des höchsten Liebleins mummelte etwas wie: „plumper, ungefügiger Sang“ in den Bart. Ein anderer aber rief ihn an: „Necht hast Ihr, fremder Jungherr, plump und ungefüg klang das Lied, doch so schau an unsere Füßchen und Buchen aus, die sind nicht rant und schant wie Euer südländisch Gewächs, sondern stecken voller Knorren und Keste. Wie ein frischer Waldbaum mit seinem reinen kräftigen Odem dünkt mich das Lied. Wohlan wißt Ihr ein mehreres, Herr Wendelin?“ — Dem tönt jetzt der mancherlei Sang in den Ohren, den er erlaubt auf Feld und Wald, in der Hütte und bei den gehenden Reitersleuten. Frisch und ohne Zaudern singt er die schlichten Gesänge, auch das feste Lied des heutigetigen Landstreiches gibt er preis. Noch gedenkt er eines Sanges, den er von Frau Mundes Mägdelein gehört, dem fügt er an mit lautem übermütigem Ton:

## Rosengarten.

„Jungfräulein soll ich mit Euch gehn  
In Euren Rosengarten?  
Und da die roten Rosen stehen,  
Die feinen und die zarten?  
Und auch ein Baum dort blühet,  
Von Nüssen ist er breit,  
Und auch ein klarer Brounen,  
Der kühl darunter leitet.“

„In meinen Garten kommst du mit  
An diesem Morgen früh,  
Den Gartenschlüssel findest du mit,  
Der ist verborgen hier.  
Er liegt so wohl verschlossen,  
Er liegt in guter Hut —  
Der muß sein unverbrochen,  
Der hier den Garten aufthut.“

Ich kam doch in den Garten,  
Wie man's gut' Gesell' auch thut,  
Da stand das selbige Jungfräulein  
In allerbesten Gut.  
Es lag im heller Stimme,  
Daß es im Garten erscholl,  
Die Vog'lein in den Lüften  
Gaben fröhlich Widerhall.“

Ich kam zu ihr getreten, —  
Wohl mancher also thut,  
Ich wollt' sie haben gebeten,  
Ich bot ihr meinen Gruß.  
Doch sie hieß mich verstummen.  
Vor Scham stand ich da rot.  
In allen meinen Tagen  
Führt ich nie größer Not.“

„Gut Gesell' drum du mich bitten thust,  
Das kann und wird nicht sein,  
Du würd'st mir nur zerretten  
Die lieben Blümlein.  
So sehr dich nur bald wieder,  
Und ziehe wieder heim,  
Du brächtest mir nur Kummer,  
Fürwahr bist mir zu klein.“

Ich fehr nun wieder umher,  
Ich ging nun wieder heim,  
Da stand das selbige Jungfräulein  
In seinem Garten allein.  
Sie pflanzte ihre gelben Haare,  
Wie Gold war ihr Farb',  
Mit ihrem roten Munde  
Sie mir den Segen gab.“

„Ein Heuchler seit Ihr, Ritter Wendelin!“ ruft Hilbe jetzt zornig. „Lieblich weiß Euer langiroher Mund neu, nie gehörte Melodien zu schaffen. Erst der Drohung von mir bedurfte es, Euch zum Singen zu bewegen. Schämt Euch, Ihr seid ein unlieber Gesell!“

„Ihr irrt wohllebe Jungfrau, wenn Ihr vermeinet Eure Ungunst habe solches vermocht, als käme ich, ein girender Zauber, Eure Minne zu erköten und zu erlösen. Ich kam um Abschied zu nehmen, ich reite hinab in die Lombardi. Nicht weiß ich recht eigentlich, wie mir die Lieber auf die Lippen traten. Auch ist es nicht eigner Sang, den ich vortrug; hier und dort erlaubt' ich die Wieder. Niemand wird lingen und sagen vom Gesange des Reisenburgers. Es sind des Volkes Lieder, die ich Euch sang; kein Verslein ist davon mein eigen. So Ihr sie merket, nennt sie „Volkslieder“. Nun lebt wohl edle Jungfrau, auch Ihr Ritter und Damen. Draußen harret der wädere Günter mein, morgen früh geht's hinab ins sonnige Italien. Leb wohl!“

Stolz erhobenen Hauptes schreitet Wendelin von dannen. Im düstigen Burggärtlein verlangant er den Schritt. Wehmütig gleiten seine hellen Augen hin über die üppigen Blüten, die ihm jetzt alle den Schiedsgruß zinkeln. Seine Lippen summen leise:

Da droben auf jenem Berge,  
Da steht ein goldnes Haus,  
Da schauen alle Frühmorgen  
Drei schöne Jungfrauen heraus.“

Die eine heißet Susanne,  
Die andre Anne-Marein,  
Die dritte darf ich nicht nennen,  
Die soll mein eigen sein.“

Da unten in jenem Thale,  
Da treibt das Wasser ein Mad,  
Das treibt nichts als Liebe  
Don Morgen bis Abend spat.

Das Mühlrad ist verbrochen,  
Die Liebe, die hat ein End,  
Und wenn zwei Herzlieb' thut scheiden,  
So reichen sie einander die Hand'.

Scheiden, ach Scheiden, ach Scheiden,  
Wer hat doch das Scheiden erdacht,  
Der hat mein jung fröhlich Herze  
So frühzeitig traurig gemacht.

Noch hat Wendelin sein Lied nicht zu Ende gebracht, als ein hastiger Schritt auf dem Sandboden hinter ihm ertönt. Erstrocken wendet er sich um; vor ihm steht Medtildis mit glühenden Wangen und wehenden Locken. Vergebens ringt ihr Mund nach Worten; jetzt reicht sie dem Mitter die weiße Hand. Der blickt ernsthaft auf das Mägdlein, dann ergreift er langsam mit seinen beiden Händen Hilbis zierliche Rechte. „Ich mag Euch nicht in Groß und Lust scheiden sehen, Jungherr,“ stammelt sie schwüchlich, „gedenket freundlichen Sinnes meiner drunten im fernem Weislaub. Vergeht nicht die Freundin in der Heimat.“ „So seid Ihr meine Freundin, Jungfräulein? Ich vermeinte, der ungelente Gesell sei Euren Augen nicht genehm?“

„Schweiget doch, Wendelin. — Soll ich es Euch denn sagen — ich —?“  
„Nun, Ihr verkommenste!“  
„Jungherr, Ihr sprachtet einst zu mir von Eurer Liebe und laßt mich nun also nach Worten suchen, mir zur Qual.“

„Nicht wage ich es zu glauben, was Euer lieblicher Mund sich sträubt anzusprechen,“ entgegnet Wendelin. Dabei schielt ihm das heiße Blut in gewaltigem Strom zum Herzen, wie im Fieber bebend steht er vor der Jungfrau.

„Ich will Euch zu Hilfe kommen, Hilbe, lieblich Jungfräulein. Ihr bereut, mich mit schändem Wort getränkt zu haben, und seid gewillt, mir freundlich Lebenswohl zu gönnen.“

„Mehr als das, Jungherr —“  
„Darf ich's glauben Hilbe? Wahr und wirklich glauben, daß Ihr mir heil in Minne seht?“ Die also Geragte neigt verächtlich das Köpfchen und birgt ihr Gesicht in beide Hände. Wendelin aber umschlingt ihr lühnend Arm das zitternde Mädchen. Laut klingt sein heller Jubelruf hinein in die Sommerluft und lockt die Gäste des Minnehofes samt dem staunenden Elternpaar herbei.

„Seine Lieber haben's mir angethan,“ flüstert Medtildis. „Seine schlichten trauten Gesänge. Ist mir's doch, als kennt ich sie schon seit der Kindheit Tagen. Nicht will ich dich von mir weisen und nachher mein gelbes Haar darob vor Kummer in die Erde eingraben; lieber will ich dir angehören für alle Zeit.“ Fests, fest drückt Wendelin das Mägdlein an seine Brust und küßt ihr goldenes Haar. Ueber den glücklichen aber raucht der brennende Lindenbaum und Frau Nachtigall sang dazu: „Zandarabel, Zandarabel“ hervor aus dem freundlichen Grün. —

Alt und jung singt und sang Jung Wendelins Lieder. Groß ist die Zahl der frühlichen und wehmütigen Gesänge, die von der Reisenburg herab ihren Weg fanden ins deutsche Land, in das Herz des deutschen Volkes. Jeder der den einfachen Sang vernimmt, glaubt alte, langbekannte Weisen zu hören; wie aus vergangenen Tagen klingt es wieder an unser Ohr in vergessenen süßen Tönen. Keine Kunde ward von Jung Wendelin weiters. Niemand weiß, wem er die Lieder verdankte, die in unsterblicher Kraft und Schönheit ein Leben führen, wie an ersten Tage ihrer Entstehung.

Eine Stätte fanden sie bei Reich und Arm; jeder lauscht gern ihrem freundlichen Klang, dem schlichten Worte des „Volksliedes“.

## Episode aus dem Leben Molières.

Von Adam Löffler.

Es war im Januar 1659, soeben hatte die Uhr vier geschlagen und schon dunkelte es am Firmament; ein kalter Stauregen verfinsterte den Himmel und erhöhte das trostlose Aussehen der Straßen, welche das eingetretene Tauwetter mit Sturzflüssen und Eiszellen bedeckte. Die

feuchte Luft drang überall durch und erweckte selbst in den bestverwöhnten Zimmern ein leises Jähzorn.

Die ersten Worte, welche ein hoher und bleicher Mann bei seiner Ankunft im Hause an seine Haushälterin richtete, lauteten:

„Laforest, halt du Feuer?“

Während die gute alte Fran, die am Kamin saß, die unter der Asche glühenden Kohlen anschnürte, darauf Holz herbeibring und im Kamin die erwärmende Flamme hochauflodern machte, wickelte sich der hagere große Mann aus seinem weiten Mantel und nahm die Perücke ab, deren Ungehalt durch die damalige Mode geheiligt war. Er bedeckte hierauf sein Haupt mit einer Mütze, hüllte sich in einen Schlafrock von schwarzem Samt, ließ sich in einen großen Lehnstuhl nieder und setzte die Füße auf den Rand des Kamins.

Anfangs überließ er sich ganz dem angenehmen Gefühl, das ihm ward, als die Wärme seinen Körper durchdrönte; seine Stirn erschlaffte sich, seine Augen strömten einen seltenen Glanz aus. Aber bald wich diese heitere Stimmung und machte einer tiefen Niedergeschlagenheit Platz; der rötliche Schein, den das Feuer in gewissen Zwischenräumen auf den Mann warf, zeigte ihn von Traurigkeit niedergebengt; um seine Lippen schwebte ein bitteres Rädeln.

Blödsinn fuhr er zusammen; in demselben Augenblick trat seine Haushälterin ein, um ihm einen Versuch zu melden.

„Ich wollte heute gern allein bleiben, Laforest; ich leide, ich bin betrübt.“

„Der Herr arbeitet zu viel! Der Herr verdirbt sich das Blut. Ich habe es dem Herrn oft genug gesagt, auch Herr Mowilain hat es gethan. Aber was helfen Arzt und eine treue Haushälterin? Der Herr hören weder auf den einen, noch auf die andere. Ich werde also dem jungen Manne sagen, daß er ein andermal wiederkommen soll.“

„Geh, mir ist's heute recht.“

„Er ist bereits verschiedentemale hier gewesen. Ich habe ihm vorher gesagt: Sein Sie so gut und kommen Sie nach 4 Uhr wieder, dann finden Sie ihn ganz bestimmt, denn um diese Zeit kommt er an den Tagen, wenn nicht gespielt wird. Es schadet indes nicht; er kann morgen vorgelesen werden.“

„Hm, Laforest, du interessierst dich für den jungen Mann, wie es scheint —“

„Nun ja, Sie haben Recht; der Junge ist recht sauber in seiner Garderobe und dabei so sanft, so traurig, so schwermüthig!“ „Ist Herr de Molière zu Hause? Kann ich die Ehre haben, ihn zu sehen?“ Würden Sie wohl die Güte haben, Madame, und ihn fragen, ob er meinen Besuch annehmen will?“ Und er sagt das mit einer so einsprechenden Stimme, und er richtet mit seinen schönen, großen Augen so bittende Blicke auf mich — ich hatte mich überzeugt, daß er bei den ersten Worten Ihr Herz gewinnen würde.“

„Nun denn, Laforest, führe deinen Schlingling herein.“

Frau Laforest war eine gute Menschenkennerin; der junge Mann näherte sich Molière mit solcher Bescheidenheit, solcher Verlegenheit und Grazie, daß der Kranke in seinen Empfang mehr Wohlwollen und Dienstfertigkeit legte, als man sonst wohl bei einer unbekannten Person zu thun pflegt.

„Mein Herr, ich heiße Racine; ich wollte Sie bitten, mich Ihres Rates zu würdigen; ich bin der Verfasser eines heroischen Schauspiels,“ brachte er verlegen hervor.

„Das ist eine sehr gefährliche Laufbahn, die Sie da beginnen, junger Mann,“ seufzte Molière, „und wenn Sie nicht von einem gebietenden Auser, dem man, wie ich weiß, nicht widerstehen kann, fortgerissen werden, stehen Sie davon ab und ergreifen eine andere Beschäftigung.“

Entnützt durch diesen strengen Eingang, beobachtete Racine Augenblicke des Schweigens. Molière war wieder in sein künftiges Nachgrübeln verfallen.

„Ich bitte Sie um Verzeihung, mein Herr!“ sagte Molière endlich; „aber ich empfinde stets einen tiefen Schmerz, wenn ich einen jungen Mann voll Lebenshoffnung und Phantasie sehe, der die Freuden seiner Jugend, seine Heiterkeit, sein sorgenloses Leben, sein jugendliches Lächeln, nun alles für die Sorgen, Widerwärtigkeiten und steten Zweifel, welche die dramatische Laufbahn ihm darbietet, eintauschen will; dieser Reiz des Ruhmes ist ein bitterer Reiz. Er ist, bis zum Tode, mit Bitterkeit und Trauer gefüllt, wie der an der Schädelkappe. Ein glücklicher Erfolg ist nicht hinreichend, das Herz mit Freude zu erfüllen; ein mißlungener aber erfüllt es mit Verzweiflung. Auch Sie werden mehr als einmal diesen grauenhaften Zweifel empfinden; Sie werden erfahren, was Sie durch ihn

leiden müssen, nicht zu gedenken der Verleumdung, der Verfolgungen, des eifersüchtigen Hasses und — vielleicht der Armut, denen Sie bloßgestellt sind.“

Er bedeckte seine Stirn mit der Hand, und die Thränen liefen ihm von der Wange herab.  
„Aber Verzeihung, mein Herr, Verzeihung! ich lasse mich zu sehr von schmerzlichen Gefühlen und Erinnerungen hinreißen. . . . Welches ist der Titel Ihres Stückes?“

„Théagène et Chariclée, mein Herr. Hier ist es. Und jetzt werde ich Ihnen einige Verse daraus vorlesen, wenn Sie es mir gestatten.“ Molière nickte zustimmend.

Als der junge Racine seine Lektüre beendet hatte, erhob sich Molière und ergriff die Hand des jungen Mannes:

„Sie werden eines Tages ein großer Dichter sein, mein Sohn! und gewiß würde Ihr Stück bei der Darstellung einen Erfolg haben, mit dem sich viele begnügen würden. Aber ich will nicht, daß Sie sich dabei beruhigen. Ihr Debit muß glänzender ausfallen. Legen Sie Ihre Chariclée und Théagène bei Seite und arbeiten Sie eine andere Tragödie aus. Mein Theater ist Ihnen geöffnet; man wird Ihr Stück, mit Zurücklassung aller anderen, selbst der meinsten, spielen. Unterdessen,“ fuhr er fort ohne Verlegenheit fort, „weiß ich sehr wohl, daß die Hippocrène nicht der Paktolus ist, und es ist unmöglich, etwas Gutes schreiben zu können, wenn man am Notwendigen Mangel leidet. Darum, mein Sohn, bitte ich Sie, diese hundert Louisd'or anzunehmen. . . .“

„D, mein Herr, welche Güte! Meine Dankbarkeit . . .“

„Sie sind mir dafür nicht verschuldet. Es ist eben ein Dienst, den ich Ihnen leiste; ich leiste ihn, um ihn gegen einen Dienst auszutauschen, den man mir bei meinem ersten Debit als Schriftsteller erwiesen hat. Ich leiste Ihnen nichts, ich trage nur alte Schulden ab. Vergeben Sie nicht, daß bald an die Arbeit zu machen und mir eine gute Tragödie zu schreiben. Der alte Cornicille hat sich ganz den Römern geweiht, denken Sie an die Griechen; Sophokles und Euripides sind die bewundernswürdigen Meister. Um übrigen aber studieren Sie diese Dichter, doch ahnen Sie sie nicht slavisch nach. Es gibt nur eine Meisterin, die man kopieren muß; die Natur.“

„Dank, Dank, mein Wohlthäter.“  
Der junge Mann weinte und bedeckte Molières Hände mit Thränen und Küßen.

„Nun, mein Sohn, beruhigen Sie sich in etwas, und lassen Sie uns einander gute Nacht sagen; es wird spät, und ich bin krank. Sie sehen, Frau Laforest zähelt mir schon zum zweitenmale in die Ohren, daß ich bereits zu Bett sein mußte. Adieu. Denken Sie daran, daß ich für Sie stets zu Hause bin, und daß Frau Laforest nicht vergeffen wird, jeden Mittags Ihr Couvert zu besorgen.“

„D, rief Racine im Herausgehen, „Sie sind so großmütig gegen mich! Aber mindestens, das fühle ich, werde ich kein Undankbarer sein!“

„Möge er wahr sprechen!“ sagte Molière, „möge er wahr sprechen, und es nicht machen wie alle übrigen.“

„. . . Einige Zeit war darauf verstrichen, als Frau Laforest fragte:

„Guter Herr, soll ich das Couvert für Herrn Racine immer wieder auflegen? Es ist nun schon über acht Tage, daß er keinen Gebrauch davon macht.“

Molière antwortete mit einem verneinenden Kopfschütteln.

„Ist Herr Racine denn krank?“

„Um des Himmels willen, Laforest, sprich seinen Namen nicht mehr in meiner Gegenwart aus. Der Undankbare!“

Frau Laforest ließ den Kopf mit dem Silberzeug fallen, den sie in der Hand gehalten: „Er, ein Undankbarer. Ach, du mein Himmel, wenn soll man in Zukunft denn noch glauben?“

„Ja, Laforest, er ist ein Undankbarer. — Was willst du? Er braucht mich nicht mehr. Er läßt sein Stück im Hotel de Boulogne aufhängen, weil er einige Louisd'or mehr dafür bekommt. Und wenn es nur das wäre! Er hat ein beßeres Epigramm auf mich gemacht, und eben jetzt . . . eben jetzt ist er an mir vorbeigegangen, ohne mich eines Blickes zu würdigen, ohne an den Hut zu fassen. . . . Du weißt es, Laforest, wie ich ihn empfangen habe, wie ich ihn liebe. Aber mag es sein! Sie sollen aus mir keinen Egoisten machen.“

„Der Herr Racine . . . Herr Racine hat das gethan? Ach, du mein Schöpfer, gibt es denn weder Dankbarkeit noch Tugend mehr auf dieser Welt? Wenn er nur noch die schönen neuen zehn Stück

Hemden zurückgeschickt hätte, die Sie ihm geliehen haben. Aber welcher Satan schlägt denn so stark gegen die Thür? Ein Bettler! Gott helfe Euch, wir können Euch nichts geben.

„Ist hier nicht soeben ein großer blauer Herr ins Haus gekommen? — Ja, ich sehe ihn dort in der Stube. Mein Herr, Sie haben mir soeben ein Almosen gegeben.“

„Ja! Nun?“

„Nun, Sie haben uns Versehen anstatt eines dreißig Soustündchen einen doppelten Konjunktur in meinen Hut geworfen, ich bringe ihn zurück.“

„Wo zum Hund will sich die Christlichkeit hin verirren?“

Der Arme machte eine Bewegung.

„Verzeihung, Verzeihung, waderer Mann! Es gibt Ereignisse, welche uns oft an der Tugend zweifeln machen; Ihr habt mir diesen edlen und heiligen Glauben zurückgegeben. Behaltet das Goldstück, Ihr seid noch lange nicht hinlänglich damit bezahlt.“

Der Bettler ging.

„Ein ehrlicher Mann“, sagte Molière.

„Was will das sagen?“ entgegnete Frau Laforest. „Echt nur nur noch solche junge Leute kommen, die eure Protektion in Anspruch nehmen und eure Hemden leihen wollen; ich will sie schön empfangen, Sie werden leben.“

„Du wirst sie also nicht wieder in deinen Schatz nehmen; wirst sie nicht wieder hineinlassen, wenn ich leide?“

„Gewiß nicht. . . Niemals!“

„Wer ist da wieder an der Thür? Ach, es ist Baron!“

„Guten Tag, lieber Vater (der berühmte Schauspieler Baron war der Adoptivsohn Molières), guten Tag Laforest. Ich habe soeben ein betrübtes Schauspiel gesehen. Ein armer Schauspieler, Mondorge, er ist ohne Brot, ohne Mittel, seine Truppe wieder zusammenzubringen.“

„Mondorge! Er war früher mein Kollege. Wie viel soll man ihm geben, Baron?“ warf Molière hastig dazwischen.

„Der Louisdor, dachte ich.“

„Gieb ihm vier Louisdor von mir, und hier diese zwanzig gieb ihm in deinem Namen. Das Alter muß sparen, die Jugend mit vollen Händen austreuen. Und du Laforest, wirst ihm mein neues mit Gold gesticktes Samtkleid schicken, ich darf es nicht zugeben, daß mein alter Kollege wie ein Bettler einhergehe.“

„Ach, guter Herr,“ rief Frau Laforest mit einer Mischung von Ungeduld und Freundschaft, „Sie werden ein wahrhaftiger Geizhals! Ich sage es Ihnen hiemit, Sie sind unverwundbar.“

„Ja, unverwundbar! Denn wenn es schwache und undankbare Menschen gibt, so gibt es auch treue, erprobte Freunde! Nicht wahr, Baron?“

Baron ergreift Molières Hand und drückte sie eifrigstvoll an seine Lippen.

Ein Jahr später entführte dieser Molières Gattin.



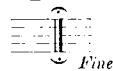
## Deutsche Harmonie.

Es ist eine erfreuliche Thatsache, daß der Sinn für Harmonie jetzt überall in Deutschland zu Hause ist und das Volk in allen Fragen des Grundaccords und der den Nachbarn gegenüber anzuschlagenden Tonart — ob dur oder moll — mit seinem Dirigenten einig geht. Infolgedessen pfeift unser schönes Vaterland längst nicht mehr wie zu Zeiten trüber Dissonanzen auf dem letzten Loch, sondern spielt vielmehr jetzt die erste Geige im europäischen Konzerte. Das hat insbesondere die letzte Woche des Juni wieder glänzend gezeigt. Rings im Chor lauschten a tempo alle Völker auf den Ton und die Stimmung, die von unserem neuen gottbegnadeten Dirigenten in der zu seinem Antritt komponierten Schönerwälder angeblasen wurden. Nun, wie spitzten sie die Ohren und wie rief alles enthusiastisch bravo und da capo, als er vivace und con fuoco mit richtigem Takt die richtige Melodie zum Besten gab, eine Melodie klar und bestimmt, angenehm für

Ohre und Herz, zugleich dolce und maestoso, ohne Miston, nicht zu forte und nicht zu piano. „Sie sind gute Leute, aber schlechte Musikanten“, so hieß es früher lange von den Deutschen, aber heutzutage schätzt man sie auch als gute Musikanten und respektiert ihren Vorschlag und ihre Vorzeichnung. Man anerkennt, daß sie sich nach Noten auf Taktarten, Pedaltritt, richtig Geigen, Zählen, Paukieren und Eingehen verstehen. Die deutsche Harmonie ist keine Phantasie mehr, keine bloße Sphärenmusik; es kann sie jetzt jeder hören, denn gewaltig thut sie ins Weite und bis in die fernsten Weltteile ist die Wirkung ihres Klanges zu verspüren. Heute horcht der Deutsche nicht mehr rechts und links, bis ihm ein Fremder den Ton angibt, nein, heute wagt er sich frei heraus mit seiner eigenen Stimme und wählt sich selbst seine Melodie. Ja die Stimmung hat sich gewaltig geändert: in gleichem Rhythmus und Tempo, in verständlichen moll-Accorden wirken jetzt zu eigenem Ruh und frommen alle Deutschen in Nord und Süd verständig zusammen, so daß ein vortreffliches Ensemble hergestellt ist. Die Partitur liegt offen da und wenn der Dirigent aufspricht, spielt nicht mehr jeder was ihm juch einfällt, sondern sie sehen auf die Noten, folgen dem Taktstock und spielen ihr Musikstück so präzise und korrekt, daß alle Welt voll Bewunderung aufhorcht. Das exakte Zusammenenspiel, das den Deutschen so lange abging, verstehen sie jetzt aus dem K. K. Besonders froh stimmt uns nun der Umstand, daß zur Zeit die Friedesschalmei am Spiele ist, und daß der neue Kapellmeister gleich seinen ausgezeichneten Vorgängern die Kriegstrompete, die Trommel und Pöfse nicht eher einziehen und die granige Musik der Bomben und Granaten nicht eher ertönen lassen will, als bis ein toller fremder Musikant die friedliche Melodie muthwillig zu fördern sich unterfängt. Das dürfte aber gottlob so bald nicht geschehen trotz des zeitweiligen agitatorischen französischen Kammermusik und speziell der Pariser Stimmung, zumal die Tonangeber in Oesterreich und Italien mit uns in ein Horn blasen und ihr Accompagnement durch das gleiche friedliche Leitmotiv veranlaßt ist. Gegenüber diesem harmonischen Dreiklang, dessen Reizanz in aller Welt vernehmbar ist, wagt wohl sobald kein Piccolo, sich mit einem furioso übermüthig vorzudrängen; auch der Brummbar im Osten sieht sich aus kurzer Vorzeit einen Dämpfer auf. Wir wollen hoffen, daß dieses Terzett noch lange zu aller Segen erfolgreich zusammenwirke und daß die reine Stimmung, die angenehm friedliche Melodie des gegenwärtigen Augenblicks sobald nicht aufhöre, sondern vielmehr crescendo Jahre hindurch weiterklinge. Wir schließen nun unsere musikalischen Betrachtungen mit den wärmsten Segenswünschen für den neuen schneidigen Dirigenten, der jetzt an unserer Spitze steht und dessen Opus 1 gleich so allseitigen Beifall gefunden hat. Ihm und seinem altbewährten Ratgeber, dem großen Meister, der wie kein anderer sich auf Noten und aufs Aufziehen der richtigen Saiten versteht, ein kräftiger



Und damit



Willy Widmann.



## In tausend Danksagen.

Von  
Dr. Th. Anruh.



Der zu Anfang dieses Jahrhunderts in der alten Kaiserstadt Wien die künftige Kaisertrache durchwandelte und die Reihen der Häuser betrachtete, dem mußte sofort ein altmodisches, düsteres, niederes Haus auffallen, das gegen die benachbarten Häuser sehr abfiel. Neben der Thüre las man in großen vergoldeten Lettern die Inschrift: „Apothek zum Adler.“ Der Bewohner und Inhaber dieses alten Hauses

nannte sich Apotheker Nikolaus Johann van Beethoven. Er war Junggeheile und dabei ein großer — Sonderling. Angethan mit einer Schürze von grünem Zeug und mit Nermelberbügeln von gleichem Stoffe und gleicher Farbe, in großen Schuhen und in einem langen Gewande einherdrehend, machte er im übrigen den Eindruck eines gutmüthigen Menschen, der, wie man zu sagen pflegt, seinem Kinde zu nahe tritt. Nur an den Betrieb seines Geschäftes vom Morgen bis zum Abend bedacht, wußte Herr van Beethoven die Spatel von blankem Stahl, statt deren seine Herren Kollegen silberne Instrumente von neuer und komplizierter Form eingeführt hatten, aufs beste zu handhaben; er lächelte, wenn er die anderen Pharmazeuten ihr Laboratorium wie eine Kuchentube auszumähen sah, während das feine der Wohnung eines mittelalterlichen Alchimisten und Zauberkünstlers ähnelte. Hier hauste er unter den Retorten und sonstigen Gefäßen einen großen Teil des Tages, denn er war bis zum Anathismus gewissenhaft in der pünktlichen Befolgung der ärztlichen Rezepte, stolz auf die Reinheit seines Rufes und auf den Ruhm seiner alten Firma, und ließ seinen einzigen Gefühlen nur ungen und selten statt seiner in diesem von ihm als heiligem betrachteten Gemache arbeiten. Dabei war er ein Mann von Kenntnissen und Erfahrungen. Nach einer harten und entbehrungsreichen Jugendzeit war er vom Rheinischen vor einer Reihe von Jahren nach Wien gekommen, hatte hier in mehreren Apotheken mit Treue und Fleiß gearbeitet, war dann mehrere Jahre Provisor in dieser Apotheke, zum Adler gewesen und hatte dieselbe nach dem Tode seines Vorgesetzten von dessen Erben für eine verhältnismäßig geringe Summe erworben. Nun hatte er bereits den Kaufpreis in jährlichen Raten ganz abgetragen; ja, er war schon in der Lage, vor dem Thore der Stadt sich ein niedliches, kleines Landhaus mit einem Garten erwerben zu können, wo er in Ruhestunden gern weilt und den Garten mit allerlei pharmazeutischen Kräutern besetzt. So viele Verdienste konnten auch nicht unbeachtet bleiben; er hatte unter seinen Kunden so ziemlich alles, was Wien an alten adeligen Familien und reichen Leuten besaß. Doch trug auch dieser Praktikus, der so große Stüde an seinen ehrenwerten und nützlichen Stand hielt, an den der Wohlstand und der gute Ruf ihre Günt verschwanden, der für vier essen konnte, der nie von seinen Medikamenten selbst Gebrauch machte, den Gebrechen und Beschwerden des nahenden Alters zu fliehen schien, seine Dornenkrone und hatte seinen geheimen Kummer, den er bisher still mit sich herumgetragen hatte. Genug, die eigentliche Ursache seiner geheimen, mit Geduld getragenen Leiden, die nur zuweilen die Sinne des würdigen Meisters in Mangel und seine von Natur reizbaren Nerven ziemlich straff zogen, war einer seiner Brüder, den, wie er meinte, das Unglück auf die Laufbahn eines Musikers geworfen hatte. Dieser Sorgenbruder hieß Ludwig und hatte um diese Zeit schon einen ziemlichlichen Ruf erlangt. Sie sahen sich beide sehr selten, jeder mied, so viel wie möglich, den andern; von brüderlicher Zuneigung konnte keine Rede sein. Beide waren Sonderlinge nach ihrer besonderen Art und Weise. Und doch kümmerte sich der Apotheker um Ludwig mehr, als dieser um jenen, und das fast daher, weil Herr Nikolaus Johann van Beethoven jeden Augenblick befürchten mußte, daß die fonderbaren Streiche Ludwigs ihn seine besten Kunden kosten und man ihn, den ersten, bedächtigen und gewissenhaften Mann, der zu dem sogenannten Verufe seines Bruders nie die Hand geboten und der es nur bedauerte, unter seinen Angehörigen einen so unordentlichen und fonderbaren Menschen zählen zu müssen, für den Unstimm eines Musikers in Anspruch nehmen möchte. Während er sich über die Retorte und über den Destillierkolben bückte, während er der Chemie nicht Gold, sondern die nach verborgenen Schätze der erhabenen Pharmazie abzugewinnen bemüht war, arbeitete der Ludwig sich die Finger auf dem Klavis eines Fortepianos milde und ließ den Erzherzog Max und andere hohe Gönner des brüderlichen, angeblichen Musiktalentes, die sicher nicht gleiches für das aufkommende Genie des geschicktesten Apothekers gethan hätten, schweres Geld für den Unterricht Neeses zahlen. Aber das war nicht das einzige, was des Herrn Nikolaus Johann erinnerungsreiches Herz zuweilen mit Unmut erfüllte, sondern er mußte in solchen düsteren Sorgenstunden auch gleich daran denken, wie der Ludwig von Giteit getrieben, in der Welt umherzog, sich ohne weiteres in eine hohe, vornehme Dame verliebte, was Herrn Nikolaus Johann bisher auch nicht im entferntesten eingefallen war, und wie er sich überall durch seine



unbegreifliche Laune viele Feinde gemacht hatte. Und wenn er mindestens ordentlich gelebt hätte und sich darum kümmerte, gut zu verdienen, dann könnte man noch das Beste hoffen und seinethalben ruhig sein. Aber der sonderbare Kraz trieb es soweit, daß der alte würdige Handt, vor dem er durchaus kein Licht leuchten lassen wollte, ihn nur für einen mittel-mäßigen Künstler hielt und ihn abwieß, sowie auch Albrechtsberger, als er ihn gehört hatte, mit Achselzucken gesagt haben sollte: „Er spielt gefällig, aber das ist auch alles.“ Konnte so etwas wohl zu Verhütung des Herrn Apothekers betriebs des Bruders beitragen? Mit einem tiefen Seufzer pflegte er dergleichen Betrachtungen zu schlichten und sich dann, um gleichsam das viele, schöne Geld, was der Ludwig gekostet hatte und was er durch seinen unordentlichen Wandel noch verwenden würde, wieder zu erwerben, mit um so größerem Fleiße seiner pharmazeutischen Thätigkeit zu widmen. Aber als der Sorgenbruder nun auch nach Wien gekommen war, da hing die Not erst recht an, wie der gute Name und Ruf Beethovens aufrecht zu erhalten sei, denn kann dort angekommen, hatte der Ludwig sich zum Nebenbuhler des berühmten Komponisten und nicht minder berühmten Pianisten Wolf gemacht, dessen gesamte Familie seit zwanzig Jahren ihre medizinischen Bedürfnisse beim Apotheker van Beethoven bezog. Sobald aber Herr Wolff die nahe Verwandtschaft seines Apothekers mit seinem Nebenbuhler erfahren hatte, ließ er sich sofort die Rechnung geben und wandte jene Kundschafft einem jungen Apotheker zu, der sich erst vor wenigen Monaten dem Hause bezogen, das er verlassen, gerade gegenüber etabliert hatte, so daß Apotheker van Beethoven nun täglich sehen mußte, wie sein früherer Kunde seinen jüngeren Kollegen und Konkurrenten in Näherung setzte. Daß ihn dies sehr verdrießen mußte, läßt sich denken, um so mehr, da er wußte, daß sein Bruder hierzu die Veranlassung gewesen war. Doch dieser Nebenstand war nur das Vorbild einer Menge anderer ähnlicher, um Schlag auf Schlag erfolgenden Einbußen. Ludwig van Beethoven besaß eine wahre Manie, seine Wohnung zu verändern; es kam vor, daß er, wenn es ihm plötzlich einfiel, deren drei oder vier mit einem Male mietete, ohne sich dabei wegen der Bescheidenheit und des Preises der betreffenden Wohnung Strupel zu machen; und wenn er sich kaum dort eingerichtet hatte und sozusagen warm geworden war, dann zog er wieder aus. Doch dies nicht ohne Haber und Streich mit den betreffenden Vermietern abging, war selbstverständlich; doch was kümmerte ihn dies, der nur seiner augenblicklichen Laune folgte. Die Folge hiervon war aber die, daß die über die Verdrängung ihrer Interessen erzürnten Hauseigentümer dies seinen Brüber, den armen Apotheker, entgelten ließen, indem sie ihre Kundschafft diesem entzogen, sobald sie erfahren hatten, daß jener der Verwandte ihres bisherigen Meisters sei. So erfuhr Herr Nikolaus Johann fast täglich allerlei Nachschläge durch seines Bruders brüsktes Benehmen. Nur der Gedanke vermochte ihn einigermaßen zu trösten, daß er die Kundschafft mancher vornehmer und reicher Familien, namentlich die eines der reichsten Aristokraten Wiens, des Fürsten von Lichnowski, unentgeltlich dem Rufe und Ruhme seines immer angesehener werdenden Bruders zu verkaufen habe, und daß dadurch die Verluste, die er bisher erlitten, ziemlich ersetzt wurden, zumal da der sehr reiche Fürst eine zahlreiche Familie, eine große Dienerschaft und einen alten, bewährten Hausarzt befaß, der nicht wie andere Ärzte dem neuesten Systeme huldigte, sondern noch immer in krankheitsfälligen viele und teure Medikamente verschrieb. Andererseits gefiel es dem Apotheker, der sehr zurückgezogen lebte und wenig für sich ausgab, durchaus nicht, daß sein Bruder Ludwig gerade mit den höchstgeschätzten Personen Umgang hatte und dadurch, wie er glaubte, in die Notwendigkeit verlegt ward, große, über seinen Stand und sein Vermögen hinausgehende Ausgaben zu bestreiten. Besonders war es ihm ein Dorn im Auge, daß Ludwig selbst mit dem kaiserlichen Hofe, besonders mit dem künftlichen Erzherzog Rudolf, immer mehr in Berührung kam, obgleich es ihm auch wieder schmeichelte, daß der Name Beethoven auf diese Weise im Ansehen stieg.

Als er sich eines Tages nach gethauer Arbeit, in seinem Sorgenflehend stehend, solchen Gedanken und Betrachtungen hingab, klopfte es plötzlich an die Thüre und auf sein „Gere!“ erschien ein sein geleibter Diener, der ihm mit fleister Verbeugung ein an Herrn van Beethoven gerichtetes, zierliches Billet überreichte. Der Apotheker nahm es und brach es auf, in der Meinung, es werde irgend ein Rezept

enthalten; aber wie groß war sein Erstaunen, als er folgende Einladung las:

„Se. Durchlaucht der Fürst von Lichnowski erachtet Herrn van Beethoven, einer musikalischen Abendunterhaltung beizuwohnen zu wollen, die heute Abend im kaiserlichen Palais stattfindet und in welcher Herr Ludwig van Beethoven einige Vocien seines „Fidelio“ vortragen wird.“ Man versammelt sich um 7 Uhr.

Wien, den 11. März 1807.“

Wohl selten hat man eines Menschen Gesicht sich so rasch und so glänzend verklären gesehen! Zieh vor dem fürstlichen Diener fast bis zur Erde verneigend, mit stolzer Stimme antwortend, daß er sich beeilen werde, dem Befehle Sr. Durchlaucht nachzukommen, und dann spornstreichs aus dem Zimmer stürzend, war die Sache eines Augenblicks für unsern überglücklichen Apotheker. Alle Sorgen waren im Nu verschwunden! Ohue sich dann weiter um die Stunden zu bekümmern, die in der Apotheke aus- und eingingen, und abgerüstet werden wollten, ohne auf den erkannten Blick seines Gesichts zu achten, der seinen Prinzipal wohl noch nie mit einem so verstärkten Angesicht kommen sah, eilte er hinaus, um seine alte, langjährige Haushälterin mit heiligen Worten zu fragen, ob sie Hemden mit Spitzenabends zur Hand habe, und befehl, sie ihm sofort zu bringen. Er besah sie, einä hand dem andern, suchte sich das weißeste und feinste darunter aus und verfuhr ebenso streng in der Wahl der weißen Halsbinde. Danach holte er aus einem dreifach verschlossenen Kästchen eine goldene Tabatiere hervor, die er nur bei ganz außerordentlichen Gelegenheiten führte, und während er mit einem von ihm selbst bereiteten Pulver die Kette seiner Uhr blank machte, schickte er die Dienstmagd zum Bürdenmacher und ließ ihn sagen, präzis sechs Uhr zu erscheinen, um seine neueste Perücke einzupudern und ihm anzusetzen. Dann füllte er die Tabatschale mit frischem Spaniol und probierte diesen, ob er auch noch zu gebrauchen sei, denn für gewöhnlich schmeckte der spanische Mann eine geringere Sorte. Ergriff durch eine Pflanze eilte er nun unruhig von einem Zimmer zum andern, dies und das zum Auge ordnend. Ganz erstaunt und darüber nachdenkend, ob es mit ihrem Prinzipal auch wohl ganz richtig sei im Oberflüßigen, thut die Haushälterin, wie ihr befohlen war. Aber sie war vollends aus den Wolken gefallen, als die Magd, von der Sendung zum Bürdenmacher kaum zurückgekehrt, die zweimal wiederholte genaue Weisung ihres Herrn erhielt, zu dem ersten und teuersten Fuhrherrn der Stadt zu eilen und die eleganteste Kutsche zu mieten. Als sie dann ganz ängstlich zurückkam, um ihrem Herrn zu melden, daß ein solcher Wagen fünfzehn Gulden kosten würde, sagte er ihr ohne weitere Zögerung, sie solle nur gleich wieder hingehen, die Kutsche mieten und es dem Künstler angelegentlich empfehlen, auch ja um sechs Uhr vor der Thüre zu halten. Dennoch war es bereits bald sieben Uhr, als Herr van Beethoven in der glänzenden Toilette, den Hut unter dem Arm, leicht und grazios aus der Thüre trat und dem Wagen betrug. Nie hatte die gute Haushälterin ihren Herrn so schön gesehen, nie so munter und aufgeräumt gesehen, das Auge leuchtete, ein seines Lächeln umspielte den Mund, huldvoll grüßte er beim Einsteigen die umherstehenden und gaffenden Zuschauer, die aus allen Thüren hervorgeeilt waren, um dies unerhörte Schauspiel zu anzusehen, denn noch nie hatte ein so glänzendes Fuhrwerk des Apothekers Haus aufgesucht, noch nie, soweit man sich erinnern konnte, hatte der Apotheker ein solches benutzt, was mochte nur die Veranlassung dieses außerordentlichen Ereignisses sein? Man grübelte darüber nach und warf allerlei Vermutungen auf. Da endlich, als Herr van Beethoven schon im Wagen saß und seinen prachtvoll frisirten Kopf nochmals aus dem Wagenfenster richtete und dem Aufseher zuwachte, erfuhr die Menge den Ort, wohin die Kette gehen sollte. Mit lauter, weithin vernehmlicher Stimme rief er dem Aufseher die gefälligen Worte zu: „Nach dem Palais Sr. Durchlaucht des Herrn Fürsten von Lichnowski, wo heute Abend Konzert stattfinden wird!“ — Dann rollte der Wagen dahin und verwundert schauten die Leute ihm nach. Die alte Haushälterin ging aber, höchst bedenklich das Haupt schüttelnd, ins Haus zurück. — Herr Nikolaus Johann war im Augenblick der Absicht voll Muts und Selbstvertrauens gewesen, denn solche Ehre, an den Vergnügungen der hohen Aristokratie teilnehmen zu dürfen, war heute gewiß auch die Prinzen des Kaiserhauses erscheinen würden, war ihm noch nie zu teil geworden. Wie wird heute der Name und Ruhm der Beethovens durch die glänzenden Säle

schwirren! Wie konnte er sich heute so schön in dem Glanze der Berühmtheit seines sonst so sonderbaren Bruders fühlen! Mit Hochgefühl schwebte er noch eine Weile in diesen Gedanken. Zudem, je näher er dem Ziele kam, um so mehr verloren sich diese stolzen Gefühle und Betrachtungen und es trat statt ihrer eine ängstliche Spannung und Schüchternheit ein. Das Rauschen der eleganten Equipagen, mit denen die Kutsche sich doch nicht messen konnte, und die jetzt von allen Seiten herbeikamen, und die vornehmen Herrschaften, die er aussteigen sah, machten ihn ganz verzagt und kleinlaut. Endlich hielt sein Wagen vor der hohen Treppe des kaiserlichen Palais, das glänzend geschmückt und erleuchtet war. Als die Dienerschaft herbeistürzte und ihn aus dem Wagen half, ach, da ward ihm gar sonderbar zu Mut! Welch und mit ängstlichen Mienen betrat er den schon mit feingepulsten Gästen angefüllten Konzertsaal. Unwillkürlich griff er nach dem Arm des neben ihm gehenden, ihm aber gänzlich unbekannten Tenoristen Nodel, der sich verwundert nach diesem Anglisten umfah und ihn fragte, ob er sich unwohl fühle, weil er so blaß aussähe. Zu diesen Worten lag aber ein leiser Ton von Spott, den unser armer Apotheker aber nicht merkte. — Nun erfolgte aber eine Liebergrüßung, die Herrn Nikolaus Johann fast ganz aus der Fassung brachte. Nämlich einer der Diener, den es besondern mochte, den Apotheker in einer so glänzenden Gesellschaft zu sehen, forderte ihn auf, seine Einladungsarte zu zeigen. Aber, o Schrecken! unser Freund hatte daran nicht gedacht, sie mitzunehmen, hatte auch wohl eine solche Formalität, noch dazu in einem solchen Saale, für unnötig gehalten. Bis zu den Fingerspitzen erröthend und mit diesem Anglisten vor der Stirne, wachte er sich eben, so unbemerkt wie möglich, entfernten, als der fürstliche Wirt von weitem die lebhafteste Debatte seines Dieners mit dem armen Bedrängten bemerkte und den ersten zu sich rief und sich nach der Ursache dieses lebhaften Wortwechsels erkundigte. Solche er aber den Namen Beethoven vernommen hatte, eilte er selbst auf den Apotheker zu, nahm ihn ganz vertraulich dem Arm und sagte höchst verbindlich zu ihm: „O kommen Sie doch, mein Herr, denn gerade für Sie, aber ich will lieber sagen, durch Ihre freundliche Gegenwart und Vermittelung bin ich in die glückliche Lage versetzt worden, diese musikalische Unterhaltung heute hier in meinem Hause veranstalten zu können. Denn hören Sie nur, unser berühmter Herr Ludwig van Beethoven hatte mir diesen Morgen sagen lassen, daß ein Bruder von ihm gestern von München angekommen sei, der den anderen Tag, also heute, weiter nach Berlin, wenn ich nicht irre, reisen wolle, und daß derselbe ihm dringend gebeten habe, ihm den ganzen Abend etwas vorzuspielen, was er ihm auch versprochen hätte und welches Versprechen er um seinen Preis unerfüllt lassen könne. Da habe ich denn gedacht, daß es Ihnen, mein Herr, am Ende gleich sein möchte, die Musik hier oder bei Ihrem Herrn Bruder zu hören, und so habe ich mir die Erlaubnis genommen, Sie zu dieser, wie ich hoffe, sehr unterhaltenden Soire einzuladen, mich überaus glücklich schätsend, den Mann kennen zu lernen, der die Bande des Muts und eine so zärtliche Liebe mit meinem berühmten Freunde vereinigen. Thun Sie darum heute ganz so, als wenn Sie hier zu Hause wären und amüsieren Sie sich so gut wie Sie können.“ — Während der Fürst sich so aussprach, überließ es den Pharmazenten eifalt, denn er sah nun ein, daß es ein Versehen des Dieners gewesen war, daß ihn in dies Palais geführt hatte. Denn nicht ihm, sondern seinem Bruder Karl Joseph, der tags vorher hier angekommen war, von dessen Anwesenheit er aber bis jetzt noch nichts erfahren hatte, sollte die Einladung gelten. Nun kam man sich die Bestürzung, die Verwirrung des Arztes denken. Er hätte, wer weiß was, darum gegeben, wenn er jetzt unangefochten und unbemerkt verschwinden könnte: denn er durfte sicher darauf rechnen, daß, wenn Ludwig den Bruder, den er erwartet hatte, nicht fände, dagegen dem nicht erwarteten hier begegnen würde, ganz bestimmt ein unangenehmes Rencontre eintreten und eine Störung dieser Soire herbeigeführt werde, denn seine bizzare Auswülfung kamte in solchen Fällen seine Grenze. Schon sah sich unser Apotheker in Gedanken mit Hohn und Spott seitens des Bruders verfolgt, von den Gästen als Zielscheibe des Gelächters und allerhand Witzelen behandelt, ja vielleicht als ein nicht Berechtigter mit Schimpf und Schande aus dem Saale vertrieben. Und wie würde eine solche Behandlung seinem Ansehn, seiner Kundschafft schaden! Bald würde die ganze Stadt von diesem Auftritte erzählen! Er hatte dem freundlichen Wirt sein Wort erwidern können; be-

täubt und diesen schrecklichen Gebilden seiner Phantasie hingegeben, stand er da, nicht wissend, wie er sich aus dieser Klemme herausziehen sollte, da wurden plötzlich die Flügelthüren des Saales von einem Diener geöffnet, der die laute Meldung machte: „Herr Ludwig von Beethoven! Herr Karl Joseph von Beethoven!“ — (Schluß folgt.)



## Vor zweihundert Jahren.

Eine heitere, historische Geschichte  
von H. Nicolai.

„Ihr meint also wirklich, ich erhalte die Stelle nicht?“ fragte der Kandidat und ließ sich mit gänzlich multolor Wiener auf das römische Sofa des kleinen Stübchens nieder.

„Ich habe wie gewagt wenig Hoffnung, werter Freund,“ erwiderte der Schulmeister. Die Predigt, so ihr mir da vorgelesen, mag gar viel Gelehrtes und des Menschen Wertes enthalten, aber sie reicht nicht aus, Euch den Sinn unseres gestrengen Herzogs geneigt zu machen. Er ist nämlich ein gar sonderbarer Herr. Zwanzig Kandidaten, die vor Euch hier gepredigt haben, sind alle von ihm heimgesegnet worden, die weil sie auf die musikalischen Scherzen seines Landesherrn nicht hingehört haben, der ein großer Musikus, insonderheit ein fürtrefflicher Bass-Geiger ist; dieses Instrument muß ihn sogar in die Kirche begleiten, und er liebt es, zu den Stellen der Predigt, die ihm fürnehmlich behagen, zum Zeichen dessen, seinen Bogen kräftig zu streichen. Aber es muß in diesen Stellen von der vielen Musik die Rede sein. Wenn es Euch gelänge, etliche Worte und Bildlein aus dem Reiche dieser Kunst darin zu mengen und zu verwerten, so wäre vielleicht Euer Glück gemacht; aber für jetzt wollet mich entschuldigen, ich muß meine Studien unterrichten. Gott befohlen!“

Damit eilte der Schulmeister aus dem Zimmer, während sein Gast mit einem tiefen Seufzer nach seinem Hute griff und gleich darauf das Haus verließ.

Von Cuerturt war er gekommen, um als Bewerber für die Dompredigerstelle bei Herzog Christian in Merseburg sein Glück zu versuchen. Seiner Mutter Bruder, der Schulmeister, hatte ihn gastfreundlich aufgenommen, nun galt es, noch den Rest des Samstags gemächlich hinzubringen, damit die Aufregung ihn nicht ganz verwirre.

Er schritt durch die engen Straßen der alten Stadt, erklug die Höhe des Domplatzes und durchwandelte den schattigen Schlossgarten, um nach einiger Zeit, erfüllt von lieblichen traumhaften Gedanken, zurück in das Haus seines biedern Gastfreundes zu wandern.

Nach einfachem Imbiss bei einem Glase Merseburger Bieres verlebte er noch stündlich eine Abendstunde und begab sich anschließend zufriedenen Gemüths zur Ruhe.

Es war Sonntag und unter dem Läuten der Glocken strömten die Bewohner von Merseburg in die Domkirche, die bald bis auf den letzten Platz gefüllt war. Das Eingangslied war gelungen, noch ein kurzes, melodisches Nachspiel des Kantors auf der Orgel und der Kandidat betritt die Kanzel. In demselben Augenblick erscheint in der gegenüberliegenden Loge auch der Herzog Christian, eine imponierende Gestalt mit energischem Gesichtsausdruck. Der Kandidat sieht, wie ihm von zwei Lakaien die Wakzeuge gereicht wird, und das Blut steigt ihm siedend heiß zu Kopf — aber nur einen Augenblick, dann hat er sich gefaßt und beginnt mit fester Stimme:

„Das Leben ein Saitenspiel!“  
Ein kräftiger Ausruf durch aus der herzoglichen Loge belebte ihn, daß er mit seinem Thema einen Schwung ins Schwarze gethan. — „Das gefällt ihm!“ „Der wird's!“ flüstern sich die Leute zu, und der Redner fährt fort:

„Liebliche Klänge, den Tönen der Aeolsharfe verwandt, sind es, die das Ohr des Kindes umschweben, Lusthaude einer schöneren bessern Welt, schweben die dahin, nicht fremdlich u. s. w.“ Bei einer kurzen Pause, die der Redner macht, schenkt es ihm, als zitterte drüben in der Loge ein garter Hauch über die Saiten, dann fährt er fort:

„Schwärmerischer, lauter ertönt die Leier des Jünglings, dem die Phantasie mit den reizendsten Farben

Ideale vor die Augen stellt, die ihm die Wirklichkeit nicht geben kann.“ — Da — horst! drüben ein lautes „hum — hum.“ — Ein lebhaftes Feuer regiert die Saiten, stürmend brausen die Klänge dahin, oft hören Dischannonien den rauschenden Gesang. „Hum,“ macht zustimmend der herzogliche Bogen.

„Langsam und ernst ist des Mannes Lied. Das wilde Feuer ist erloschen, milder Ernst bedeckt die Stirn, Ruhe spricht aus seinen Widen. Er nimmt das Saitenspiel zur Hand — „hum — hum!“ bestätigt drüben in der Loge der Bogen — und feierlich begrüßt er den Herrn der Heerscharen. Von der treuen Gattin, den blühenden Kindern umgeben vergeht er die Mähen des Tages und im Reich der Töne verkärt sich der männliche Wille!“

Ein energischer Strich des Herzogs folgt diesen Worten, der Redner blüht strahlenden Auges hinüber, dann hebt er noch einmal an: „Und nun der Geist! mit milder Hand schafft er abgebrochene Accorde, bis ihm die Leier entfällt und der Engel des Todes ihn lächelnd emporträgt in das Blütenland der ewigen Gelänge. Die zauberischen Klänge der Kindheit begrüßen ihn hier und wiegen ihn ein unter den Palmen des Friedens!“

Hier ein langes, leises Dröhnen in der herzoglichen Loge.

Der Kandidat ist mit seiner Predigt, von welcher wir hier nur die Hauptmomente gegeben, zu Ende, sein Aamen verfallt, die Orgel setzt ein und ihre brausenden Klänge ziehen durch den weiten Raum. Der Redner versteht, was die jubelnden, siegesgewissen Klänge sagen sollen: Die Predigt hat den Beifall des Herzogs gefunden, die Stelle wird sein.

Mit hochklopfendem Herzen verläßt er die Kanzel und eilt aus der Kirche in die Wohnung des Gastfreundes.

Eine Stunde später, und der Würfel ist gefallen. Der Kandidat hält zitternd vor Freude die Bestätigung zum Domprediger, der Schulmeister aber eine Flasche Champagner in der Hand, die der Herzog zur würdigeren Feier des Tages dem Ueberbringer des Schreibens mitgegeben.

Und so sagen denn die beiden zufriedenen Menschen in ihrer Freude, die auch durch eine Schanne an der Stirn des Schulmeisters von dem dagegen gesonnenen Champagnerfort nicht beeinträchtigt war, beisammen und liegen an auf einen guten Fortgang des begonnenen Glückes und auf das Wohl des gnädigen Herzogs.

It auch die herzogliche Bahgeige nicht wie der Rebe mit dem Ring, ein Wahrzeichen Merseburgs geworden, so hat sie sich doch in der Erinnerung dort allezeit lebendig erhalten. Und noch heute spricht man von ihr zu dem Fremden, wenn er in den Gewölben und Kreuzgängen des schwülbigen Domes herumwandelt und die verwitterten Grabmäler der alten Herzöge betrachtet.

## Kunst und Künstler.

— Das große Sängerfest in St. Louis war, wie man uns mitteilt, nicht allein ein künstlerischer, sondern auch ein finanzieller Erfolg. Der Ueberfluß wird nahezu 8000 Dollar betragen. Indes muß doch manches recht wünschenswert gewesen sein, denn Frau Lilli Lehmann-Raisch erklärt in der „Zf. Staatsztg.“ einen offenen Brief, worin sie erklärt, daß der Fest-Dirigent total unfähig sei, Opern-Musik zu dirigieren. Nur der Tüchtigkeit des Thomasschen Orchesters und der Künstler sei es zu danken gewesen, daß die Konzerte noch so gut durchgeführt wurden, wie dies geschähe. Andererseits spricht Eugen Lünig sein Urteil dahin aus, daß er zwar den Festdirigenten (Freihlich) in seiner Weise verteidigen wolle, denn er habe offenbar die Routine nicht, ein großes Orchester in schwierigen Werken flottweg zu dirigieren, aber deshalb bleibe es doch Thatfache, daß der ganze große Standal in St. Louis nur durch die maßlose Unverschämtheit, mit dem heutzutage gewisse Primadonnen und Virtuosen aufzutreten sich gestatten, hervorgerufen worden sei. „Es ist der Fluch der Kunst,“ fährt er fort, „daß diese Unverschämtheit nicht schon längst gebrochen wurde; diese selbe Ansicht hegen die bedeutendsten Dirigenten der Welt; fragen Sie einmal bei Bülow oder Thomas nach, ob diese Herren nicht derselben Ansicht sind, obgleich sie sich nicht halb so viel gefallen zu lassen brauchen. Aber eine Primadonna kann, wenn sie böswillige Absichten hat, den tüchtigsten Dirigenten zur Verzweiflung bringen, und das hat Frau Lilli Lehmann getan, — sie verdient die härteste Rüge.“ So geht das Tadelvotum in sehr

gefeigertem Grade weiter, — inwiefern Ursache hierzu vorhanden, wissen wir nicht, interessant ist nur die Mitteilung über das vorreffliche Gelingen des Festes, dem unmittelbar ein so ausgeprägter Pferdeschuh folgt.

— Hofmusikdirektor Richard Strauß in München ist von der hervorragenden und größten Konzertschule Italiens, der „Società del Quartetto“ in Mailand, durch Ernennung zum Ehrenmitgliede und Ueberreicherung eines prächtigen Ehren diploms ausgezeichnet worden.

— Adolf Henckell in Petersburg erhielt den russischen Annenorden 1. Klasse.

— In Milwaukee, Wisc., ist Wlth. Widler, mehrjähriger Dirigent des dortigen Musikvereins und Leiter anderer Vereine, 64 Jahre alt verstorben. Er war in Darmstadt geboren und hatte den Ruf eines tüchtigen Musikers.

— Ein nahezu verschollenes Werk „Der ewige Jude“, Oper in fünf Akten, gebichtet von Scribe und St. Georges, in Musik gesetzt von F. Halévy, wird in der nächsten Saison im neuen deutschen Theater in Prag zur Aufführung gelangen.

— Ernst Frank, der frühere Kapellmeister in Hannover, und Komponist der „Hero“ und des „Sturmes“, der vor einiger Zeit von Geistesgebrechen befallen wurde, ist jetzt in Wien für unheilbar bdsinnig erklärt und unter Kuratel gestellt worden.

— Der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin hat dem Generalintendanten Herrn Graf von Hochberg in Berlin das Großkreuz des Greifenordens verliehen.

## Bermischtes.

— Am 8. Juli wurde in Reichenberg eine von der Stadt gestiftete Gedenktafel an den im Jahre 1864 in Prag verstorbenen blühenden Tonmeister und vor trefflichen Klavierpädagogen Josef Protsch an dessen Geburtshause enthüllt.

— Die bekannte Musikalienhandlung Falter & Sohn in München ist in den Besitz des kgl. bayr. Hof-Musikalienverlags Jos. Albl übergegangen.

— Ein hübscher Scherz, der sich an die Befegung der Intendantur zu Berlin knüpft, macht gegenwärtig die Runde: Da bekanntlich der jetzige Intendant Graf von Bolls — obwohl Komponist einer Oper — doch nur musikalischer Dilettant ist und Namen wie von Beresford, Graf Platen, von Bronckart, von Seebur zc. von anerkannt künstlerischem Rufe sind, so ist die Frage aufgetaucht, warum man gerade Graf Bolls an die Stelle gewählt habe. „Das ist ganz einfach,“ sagte ein Wigbold — „Graf Hochberg war der einzige, der in die Stellung paßt. Es liegen tausende Briefbogen und Couverts bei der Berliner Verwaltung mit den Initialen B. v. H. (Bolsch von Hülßen). Für diese gab es nur dann Verwendung, wenn Graf v. Hochberg angestellt wurde, der ebenfalls B. v. H. (Bolsch von Hochberg) heißt!“

— In Frankreich will man jetzt Denkmäler für Mähel (in Givet) und für Georges Bizet, dem so jung verstorbenen Schöpfer der „Carmen“, errichten.

— Zur Reform des deutschen Armeemusikwesens. Ueber diesen Gegenstand bringt die Straßb. Post einen Aufsatz, der beachtenswerte Klagen und Vorschläge enthält. Der wichtigste Punkt, wird ausgeführt, sei die dienstliche Stellung des Kapellmeisters. Der Chef einer Regiments- bzw. Bataillionskapelle ist nach den heutigen Erfordernissen eine auf musikalischen Hochschulen gebildete Persönlichkeit, die ein umfangreiches und schwieriges Amt zu verwalten hat, eine große Verantwortung trägt, in der Zivilbevölkerung meist allgemein bekannt und beliebt ist, und dabei in der Arme den Rang — eines Feldwebels beibehält. Diese Stellung steht nicht im Verhältnis zu ihren Leistungen und ihrer Bildung. In allen anderen, namentlich in der französischen, russischen, österreichischen, haben die Direktoren der Regimentsmusik Offiziersrang und können es im Laufe der Jahre bis zum Hauptmannsrank bringen. Sind wir auch sonst gewohnt, was Heeresangelegenheiten betrifft, den Auslande als Muster zu dienen, so könnten wir in diesem Falle wohl das Fremde nachahmen. Es ist unbedingt nötig, den Kapellmeister zu heben, ihn mindestens in die Stellung der höheren Militärsbeamten mit Offiziersrang (nach Art der Zahlmester) zu bringen, wenn man auf die Dauer so gebildete und anständige Leute bekommen will, wie dies das dienstliche Interesse verlangt.



## Dur und Noll.

— F. R. Malizjós. Der einst beliebte italienische Opernkomponist Ferdinand Paer brachte in Wien eine Oper „Leonore oder die eheliche Liebe“ zur Aufführung. Beethoven gefiel die oberflächliche Komposition gar nicht, das Textbuch von Ganeaur aber desto besser, so daß er an jenem Abend den Plan zu seinem „Fidelio“ faßte. Als er nach der Vorstellung dem Komponisten begegnete, sagte er diesem daher mit seiner gewöhnlichen Geradheit: „Ihre Oper gefällt mir sehr, — ich will sie in Musik setzen!“ Der Italiener machte natürlich ein sehr lautes Gesicht dazu, aber die Nachwelt hat den Ausdruck Beethovens gerechtfertigt, denn sie kennt Paers „Leonore“ nicht mehr, während die Musik zum „Fidelio“ unsterblich ist.

— Schreibmotive. Im Klub zur „Eintracht“ ist ein Vokal angeheftet, welches also lautet: „Rebe Unterhaltung über Religion, Politik und Richard Wagner ist streng verboten! Der Vorstand.“

— Die vier Jahreszeiten von Haydn. „Wie hat Ihnen die geistige Aufführung gefallen?“ „Famos ... aber Erkältung zugezogen. Kann den schneidigen Temperaturwechsel nicht vertragen.“

— F. R. Weber und Mozart. Während Karl Maria von Weber Kapellmeister in Prag war (1813–1816), hörte er eines Tages, als er mit einem Freunde durch die Straßen wandelte, einen Mann aus dem Volke das „Non più andrai“ (dort vergiß leises Fiehl'n) aus „Figaros Hochzeit“, deren Weisen schon gleich nach der ersten Aufführung (1786) Lieblingsmelodien der Prager geworden waren, bald singen, bald pfeifen. Da sagte der jugendliche Musiker, der seinem Volke später den „Freischütz“ schenken sollte, bewegt zu seinem Begleiter: „Der beneidenswerte Mozart! Für das Glück, seine Melodien schon bei Lebzeiten auf allen Gassen zu hören, dürfte er gern zugestehen!“ — Weber ahnte damals noch nicht, daß seine im komischen Zorn über eine seiner Melodien, die man in Berlin nach der ersten Freischütz-Aufführung ebenfalls „auf allen Gassen hörte“, 1822 schreiben würde: „Wie man in der Goethischen Elegie den armen Briten von dem „Marborough'sen vateren guerro“ verfolgt sieht, so werde auch ich von morgens früh bis spät in die Nacht verfolgt durch das Lied „Wir werden dir den Jungfernkranz mit weissenblauer Seide“. Bin ich mit noch so guter Laune des Morgens aufgestanden, so wird doch gleich alle meine Heiterkeit fortgeraugt, wenn schon früh die Schuljugend, den „Jungfernkranz“ zwischend, bei meinem Fenster vorbeizieht. Es dauert keine Stunde, und die Tochter meiner Wirtin steht auf mit ihrem „Jungfernkranz“. Ich höre meinen Barbier den „Jungfernkranz“ die Treppe heraufsingend. Die kleine Wäldgerin kommt mit „Lavalen, Myri und Thymian“. So geht's fort. Mein Kopf bröckelt.“

— F. R. Die Arten des Lachens. Man will beobachtet haben, daß das Lachen eines Menschen je nach dem darin vorherrschenden Vokal einer besonderen Gemüts- und Geistesart entspricht. Die Personen, in deren Lachen das A vorherrscht, sind offen und ehrenhaft, lieben den Lärm und die Bewegung und sind mitunter leicht veränderlichen Sinnes.

Das Lachen in E eignet den Phlegmatischen und Melancholischen. Vorzugsweise mit I lachen die Kinder, sowie naive, dienstfertige, furchtsame und unentschlossene Leute.

Das Lachen, bei dem man vorzugsweise O hört, deutet auf Ekelstimm und Stumpfheit. Hört er aber vor den Menschen, die mit U lachen, denn es sind Misantropen.

J. J. Cherubini, der berühmte Florentiner Komponist, hatte viele Eigentümlichkeiten und Absonderlichkeiten, welche jedoch niemanden schaden, und ihm zum Leben unentbehrlich waren. So konnte er durchaus keine Parfums vertragen; sie brachten ihn so außer sich, daß er sich nicht selten mit dieser Aversion lächerlich machte. Ueber alles aber ging bei ihm die Ordnung. Alles hatte bei ihm sein Geleg, wie in der Kunst, so im Leben. Jedes, auch das kleinste Toilettenstück, war numeriert, und selbst an dem Morgen seines Sterbetages, am 15. März 1842, ließ sich der Zweinachtzigjährige nicht von der strengen Handhabung der eingeführten Hausordnung abbringen. Er verlangte ein Taschentuch; es wurde gebracht. Als

er nach der im Zifsel stehenden Nummer gesehen, sagte er: „Das ist nicht das rechte; Sie geben mir Nr. 8, ich habe Nr. 7 noch nicht gebraucht.“ „Ich weiß es wohl“, antwortete die Person, welche ihn bediente, „aber auf Nr. 7 fiel ein Tropfen Kölner Wasser, und da ich weiß, daß Sie das nicht riechen können, so ...“ — „Ah was, Ordnung muß sein!“ — Cherubini ließ sich Nr. 7 geben, gebrauchte es, schnitt dabei jedoch ein gräßliches Gesicht, warf es bei Seite und sagte: „Nun, da ich Nr. 7 gebraucht habe, können Sie mir Nr. 8 geben!“ — Es war das letzte Taschentuch, das er gebrauchte.

— Die Voreley in neuer Fassung. Eine reizende Satire auf die in der deutschen Sprache üblichen Fremdwörter gibt ein pseudonymer Herr „Jean Erlangner, Salonpoet, Haute Nouveauté“ in der Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins durch folgende Umschreibung der Voreley:

(Mit Approbation der Mienen des Autors.)

Ich weiß nicht, warum misera bel  
Zu Mut mir und ich so moros.  
Eine längst antiquierte Fabel  
Läßt mich partout nicht los!  
Das Thermometer sinket,  
Phlegmatisch kühlt der Rhein,  
Die Vergerraffe blüht  
Superb im Abendchein!

Dort oben hat sich placiert  
Ein Mädchen charmant in der That;  
Sie ist mit Brillanten garniert  
Und macht Toilette grad.  
Mit gold'nem Kamm sich frisierend  
Eine Arie sie intoniert,  
Die, komplett elektrifizierend,  
Ganz virtuos war komponiert!

Den Schiffer im Liliputtfahrer  
Ergeistet vehementes Wehl!  
Er sieht nur die Courtisane  
Dort oben im Neglige!  
Enfin, das Ende der Fabel:  
Er sank mit Gelat in den Rhein,  
Und dafür ist responabel  
Die Voreley allein!

— F. R. Zu jung. Eine nauchaste Sängerin, der man es noch nicht ansieht, daß sie bereits eine erwachsene Tochter besitzt, führte diese, nach dem sie aus der Pension zurückgetreten, kürzlich in die Gesellschaft ein. „Ihre Tochter ist wirklich reizend erblickt, da werden sich die Freier gar bald einstellen“, versicherte ein guter Bekannter, jedoch die Mama meinte: „Ach was, das Kind kann doch noch nicht an Heiraten denken, — dafür bin ich ja noch viel zu jung!“

— F. R. Wurft wider Wurft. Mailart, der Komponist des „Lara“ und der hübschen, auch in Deutschland beliebten Oper „Das Glöckchen des Eremiten“ (gest. 1871) erhielt eines Tages eine Einladung von einem ihm nur oberflächlich bekannten Oefenfabrikanten. Am Fuße der Karte stand, wie das in Paris oft geschieht, die Drohung: „On fera de la musique“ (man wird Musik machen). Mailart fand sich ein und spielte so bereitwillig Klavier, daß sein Amphitryon ganz entzückt von ihm war. Kurz darauf erhielt er aber von dem Komponisten, der einen guten „schlechten Witz“ über alles liebt, ebenfalls eine Einladung, am Fuße der Karte stand diesmal: „On fera des poëtes (man wird Deseu machen).“

## Litteratur.

Anna Morsch: Der italienische Kirchen-gesang bis Palestrina. Jahn Beiträge, gehalten in Victoria-Arcum zu Berlin 1886. Berlin, A. Oppenheim.

Die Verfasserin hat sich durch ihre mannigfachen, musikalisch-ästhetischen Artikel in Fachzeitschriften bereits den Ruf einer gründlich unterrichteten und gewissen Interpretin der Musikwissenschaft erworben. Die vorliegende größere Arbeit besetzt diesen Ruf auf glänzendste. Das Werk zeugt von einem erschauenden Fleiß, von einer an einer Dame höchst seltenen Vertiefung in einen Stoff, der dem Verständnis der meisten ziemlich fern liegt und besonders heißt auch die Art und Weise der Darstellung noch besondere Anerkennung.

Der reiche Inhalt des Werkes ist in zehn Kapitel gegliedert. Nachdem in der Einleitung die Entwicklung der kirchlichen Musik beleuchtet ist, schließen sich an: der Kirchengesang unter Ambrosius und Gregor I., der gregorianische Gesang, Organum und Neumenchrift, Theorie und Symbolik, der Einfluß der niederländischen Kunst, die Künstler in Rom vor Palestrina, Palestrina, seine Nachfolger in Rom, die Beneiktener. — Wenn wir im ganzen die Beherrschung dieses schwierigen Materials, die Klar-

heitvolle Darstellung, die schöne Diktion der Sprache zu rühmen haben, so möchten wir doch noch besonders auf die Behandlung der ersten Kapitel aufmerksam machen. Es ist der Verfasserin gelungen, die dunkle, bornige Wertigkeit unserer Musik, die Zeit der Theorien und Gräueln, der unfruchtbaren Spekulationen, wo, wie sie selbst sagt, „man den Eindruck hat, als sei unsere Tonkunst aller Poesie entleert, als müsse sie für ihre Zeitgenossen mehr eine Plage, als ein himmlisches Gnadengeschenk gewesen sein“, gleichfalls durch ihre von Liebe und Begeisterung getragene Darstellung zu einem lebendigen Gemälde zu gestalten. Zu den neuen Zahlentheorien gefellen sich überall die in mythischen Reiz getauchten, symbolisierenden, mittelalterlichen Anschauungen, als Hintergrund der Fäße der Geschichte und der gleichzeitigen Stand der vorantelnden Schöpfung. Im farbenfrohen Zeichnung, von sonnenigem Glanz erfüllt ist kann die Schilderung der Höhepunkte der italienischen Kirchenmusik in Rom und Venedig; hier kam der Autorin neben ihrem wissenschaftlichen Studium noch das eigene Hören der verklärten Schöpfungen in den heiligen Räumen San Pietro und der Capella Sixtina, für die ein Palestrina und Vittoria sie einst schuf, zur Hilfe. — Wir wünschen dem Buch einen recht reichen Zirkelkreis, damit es den Wunsch der Verfasserin, Liebe und Interesse für das Studium der Geschichte in weiteren Kreisen anzuregen, in weitem Maße erfüllt.

## Bahlen-Rätsel.

10	14	1	3	10	1	18	6	4
6	14	10	11	5	18	9	1	2
7	5	14	10	1	2	4	18	5
11	8	4	7	3	17	4	3	16
3	4	17	11	4	13	2	1	3
3	16	4	10	13	11	4	2	12
13	14	8	1	12	11	8	2	6
12	1	8	18	8	18	9	1	18
3	10	11	19	1	8	15	1	14

Werden die hier eingetragenen Zahlen durch die entsprechenden Buchstaben ersetzt, so nennen die vorgeordneten Reihen:

- 1) eine Bezeichnung aus der Musik,
- 2) eine Stadt in Rußland,
- 3) eine Stadt in Spanien,
- 4) eine Bezeichnung für Unglücksnachricht,
- 5) einen griechischen Dichter,
- 6) eine europäische Hauptstadt,
- 7) eine Frauengestalt aus der deutschen Heldensage,
- 8) eine deutsche Hauptstadt,
- 9) ein europäisches Volk.

Ist alles richtig gefunden, so erscheint an den durch dicke Umrahmung bezeichneten Stellen der Name einer berühmten Sängerin. C. L.

## Auflösung des Rätsels in letzter Nummer:

Mantel.

## Musikalische Jugendpost.

Preis pro Quartal 1 Mark.

Inhalt Nr. 14.

Einführung in die Oper, in Erzählungen und belehrenden Unterhaltungen. Von Ernst Vasqué. XV. Der Wasserträger. Oper von Cherubini. Im Morgenrauen. (Krischtoner.) Gedicht von A. Nicolai. (Mit Illustration von F. Finiger.) Noch einige Streiche aus Richard Wagners Ringheit. Erzählt von L. B. Golsche. (Schluß.) Ein musikalischer Draht. (Aus Professor Theodor Kullas Jugendzeit.) Von C. Haab. Ein Sommertag. Märchen von A. Nicolai. Kapellmeister und Instrumentenmacher. (Unterhaltungsspiel.) Musikalisches Flauberecken. Briefkasten. — Rätsel. — Anzeigen.

## Gratisbeilage:

Musikalisches Flauberecken. Briefkasten. — Rätsel. — Anzeigen.

Stieler, „Deutsche Tonmeister.“ Seite 89–96.

# Briefkasten

der Redaktion.

Anfragen ist die Abonnements-Contingent beizufügen. Anonyme Aufschriften werden nicht beantwortet.

**Sämtliche** im „Briefkasten der Redaktion“ angeführten Werke und Musikalien, deren Verleger mit genannt sind, können durch alle Buch- und Musikalien-Handlungen bezogen werden.

**Das Rüssel** in unserer letzten Nummer hat richtig gelöst: Frau D. Kraft, Dresden. (Eines Ihrer Briefe zu gelegentlicher Verwendung referiert.)

**Darmstadt. J. H.** Sie fragen den Revisor, ob er derjenige ist, dessen gleichnamige Bekanntheit Sie f. i. in Bildband gemacht haben? Bevor er antwortet, möchte er erst fragen, was Sie wollen!

**Ungarische Abonnentin.** Eine vorzügliche Gefangenschaft ist: Gedächtnis, „Gefangenschaft und Stimmübung“ (Edition Peters, Nr. 3-5).

**Berlin. H. Sch.** Sie schreiben ja recht sehr viel über Ihre Eltern, die es — wie Sie wohl noch einsehen werden — sicher nur mit Ihnen gemeint haben! Wollten Sie nicht auch schreiben, dass Sie sich nicht mehr so leicht schreiben lassen, wenn Sie doch ein Buch, worin Sie die Eltern über ihre Stellung zu den Kindern aufklären!

**Chemnitz. J. M.** Wir staunen in der That über Ihre Variationen, die Sie über, was die Geschmacklosigkeit sich alles erlauben darf, ohne das reizende Thema von Mozart entstellen zu können.

**Hagen. R.** „Opernalbum“, 34 der liebste Melodien, arrangiert und mit Fingerring versehen von L. Hebeling (Kollektion Bittorf, Nr. 150).

**Heidelberg. G. G.** Ein vorzügliches Manuskript; soll schon in einer unserer nächsten Nummern erscheinen.

**Greifswald. H. P.** Vom Kontrapunkt Es mindestens zwei Etappen, die 2. Das ist verständlich. Lassen Sie sich vom Kontrapunkt, das Sie ausführen haben, einen Prospekt kommen, der gratis versandt wird und das enthält, was Sie zu wissen wünschen.

**Chemnitz. F. B.** Die Oper müssen Sie Theaterdirektoren zur Aufführung anbieten, — vor einer erfolgreichen Aufführung werden Sie kaum einen Käufer resp. Verleger finden.

**Unterachsenberg. S.** Als erster Versuch nicht übel, — zur Verbesserung jedoch reicht es noch nicht.

**H. V. in G.** Sonnten wir trotz aller Mühe nicht erreichen.

**Graz. V. B.** Widmann: Die strengen Formen der Musik, in klassischen Beispielen (Nr. 270). Vom Selbstunterricht würden wir Sie sehr, Ratgeber des musikalischen Fortschritts voranzutreiben lassen. (Nr. — 30.) Bitte Verlag von G. Wertheimer in Leipzig, ad 2. Sollte wissen wie fern Sie, — der gute Wille nicht nicht, wenn die Mittel fehlen.

**Köln. B.** Würden Ihnen gerne dienen, können es aber der Beschränkung halber nicht. Wie bezeichnen nur Konzerte, deren Programme bekannt, von bekannter Feder beurteilt und nicht entfallen. Auf einzelne Zeitungsnachrichten können wir nicht einlassen. Willst du Ihnen diese Mitteilung für später nützlich.

**Frankfurt a. M.** Wie hoch wir Ihre Kompositionen tagieren? Auf gar nichts, inklusive Papier und Zinte.

**Grätz. C. F.** Jede dritte Nummer erscheint ein Vogen, ad 2. Nachdrücklich bei Wertheimer in Breslau, ad 3. Bei C. M. Spina in Wien, Preis 12 Mt.

**Altona. W. G.** Für Ihre Zwecke genügt die Gefangenschaft vom Franz H. Ausgabe für Franz. (Kollektion Bittorf, 3 Mt.)

**Konstantin (Türkei). C. S.** Sie wünschen mit jemand in Korrespondenz zu treten, welcher Ihnen einige gute Werke und einige Schilde, gegen türkische, räumliche und geographische Musikstücke und gegen türkische Briefmarken? Willst du mich hier jemand insofern dieser Notiz, dann sollen Sie Antwort an dieser Stelle finden.

**W. H.** Sind in diesem Genre allzu reichlich versehen.

**S. in G.** Das machen Sie und nicht weiß, daß Sie Ihre ersten Kompositionenversuch sein soll! Trotzdem vermögen wir denselben nicht zu verwenden, weil wir allzuviel Vorrat dieser Art haben.

**Elberfeld. J. C.** Falls! Briefe sind einem Botschaftspost gleichgestellt und neuerdings gesetzlich verboten.

**Memmingen. H. S.** Das müßte eine schöne Quiloterie geben!

**Rathor. A. P.** P. J. Zongers Res-

III. Internationale und Jubiläums-Kunst-Ausstellung  
im Glaspalast  
bis Ende Oktober 1888.

# München

Deutsch-nationale  
Kunstgewerbe-Ausstellung  
am Isar-Quai  
bis Ende Oktober 1888.

## Königliches Konservatorium der Musik zu Leipzig.

Die Aufnahme-Prüfung findet **Mittwoch, den 3. Oktober**, vormittags 9 Uhr statt. Der Unterricht erstreckt sich auf Harmonie- und Kompositionslehre, Piano- und Orgel, Violine, Viola, Violoncello, Kontrabass, Flöte, Oboe, Klarinette, Fagott, Waldhorn, Trompete, Posaune, Harfe — auf Solo-, Ensemble-, Quartett-, Orchester- und Partitur-Spiel — Direktions- und Chorgesang und Lehrmethode, verbunden mit Übungen im öffentlichen Vortrage, Geschichte und Aesthetik der Musik, italienische Sprache und Deklamation — und wird erteilt von den Herren Professor **F. Hermann**, Professor **Dr. R. Papperitz**, Organist zur Kirche St. Nicolai, Kapellmeister Professor **Dr. C. Reinecke**, **Th. Coccius**, Universitäts-Professor **Dr. O. Paul**, **Dr. F. Werder**, Musikdirektor **Dr. S. Jadassohn**, **L. Grill**, **F. Rebling**, **J. Weidenbach**, **C. Piutti**, Organist zur Kirche St. Thomä, **J. Lammers**, **B. Zwintscher**, **H. Klesse**, kgl. Musikdirektor Professor **Dr. W. Rust**, Kantor an der Thomasschule, **A. Reckendorf**, **J. Klengel**, Kammermusikus **A. Schröder**, **R. Bolland**, **O. Schwabe**, **W. Barge**, **G. Hinke**, **F. Gumpert**, **F. Weinschenk**, **R. Müller**, **A. Brodsky**, **P. Quasdorff**, **E. Schaecker**, **H. Sitt**, **W. Rehberg**, **C. Wendling**, **T. Gentsch**, **P. Homeyer**, Organist für die Gewandhaus-Konzerte, **H. Becker**, Frau Professor **A. Schimon-Regan**, den Herren **A. Ruthardt**, **G. Schreck**, **C. Beving**, **F. Freitag**.

Die Einweisung des neuen grossen Gebäudes, welches von der Stadt Leipzig dem Königlichen Konservatorium errichtet worden ist, hat am 5. Dezember 1887 stattgefunden.

Die Direktion der hiesigen **Gewandhaus-Konzerte** gewährt den Schülern und Schülerinnen des Königlichen Konservatoriums freien Zutritt nicht nur zu den sämtlichen General-Proben der in jedem Winter stattfindenden **22 Gewandhaus-Konzerte**, sondern in der Regel auch zu den **Kammermusik-Aufführungen**, welche im Gewandhause abgehalten werden.

In den Räumen des Instituts sind zu Unterrichtszwecken drei Orgeln aufgestellt. Mit Rücksicht auf die Befähigten zu erzielende **vollständige Ausbildung** für die Oper ist in dem neuen Hause eine **Übungs-Bühne** errichtet. Das Honorar für den Unterricht beträgt jährlich 360 Mark, welches, in 3 Terminen: Ostern, Michaelis und Weihnachten, mit je 120 Mark pränumerando zu entrichten ist. Ausserdem sind bei der Aufnahme 10 Mark Einschreibgebühr zu zahlen.

Ausführliche Prospekte werden vom Direktorium unentgeltlich ausgegeben, können auch durch alle Buch- und Musikalien-Handlungen des In- und Auslandes bezogen werden.

LEIPZIG, Juli 1888.

## Das Direktorium des Königlichen Konservatoriums der Musik.

Dr. Otto Günther.

## Konservatorium der Musik in Köln

unter Leitung des städtischen Kapellmeisters  
Herrn Professor **Dr. Franz Wüllner**.

Das Konservatorium besteht aus einer Instrumental-, einer Gesang- und einer Musiktheorie-Schule, einer Opernschule, sowie einem Seminar für Klavierlehrer. Es besitzt Vorbereitungsklassen für Klavier, Violine, Cello und Sologesang und lässt Hospitalanten zum Chorgesang, zu den Orchesterübungen, Vorlesungen und zum Unterricht in Harfe, ev. auch in Cello, Kontrabass und Blasinstrumenten zu. Als Lehrer sind thätig die Herren: Prof. Dr. Franz Wüllner, W. Book, A. Eben-schütz, Direktor Dr. Erkelenz, L. Hegyesi, E. Hauser, Konzertmeister G. Holländer, N. Hompech, W. Hülle, Konzertmeister O. Japha, Professor O. Jensen, Fräulein Felicia Junge, E. Ketz, Dr. O. Klauwell, W. Knudson, Carl Körner, A. Krögel, G. Kunze, O. Krause, Oberregisseur E. Lewinger, A. Mendelssohn, Kgl. Musikdirektor E. Mertke, M. Fauer, Dr. Fumati, J. Schwarz, Professor J. Seiss, stellvertretender Direktor, Kammerkänger B. Stolzenberg, Tomasini, F. Wolschke, E. Wehner, Dr. Ludwig Wüllner, H. Zachmann, H. Zöllner.

Das Winter-Semester beginnt am 17. September d. J. Die Aufnahme-Prüfung findet an diesem Tage, morgens 9 Uhr, im Schulgebäude (Wollstrasse No. 3) statt. Das Schulgeld beträgt für ein Hauptfach und die obligatorischen Nebenfächer Mk. 300 p. a. Ist das Hauptfach Sologesang, Mk. 400, und wenn Beteiligung an der Opernschule hinzutritt, Mk. 450 p. a., ist das Hauptfach Kontrabass oder ein Blasinstrument, Mk. 200 p. a. Für die Beteiligung am Seminar zahlen die betr. Schüler ein- für allemal Mk. 50.

Wegen weiterer Mitteilungen, Schulgesetze u. s. w. wollen wir sich schriftlich an das Sekretariat des Konservatoriums (Wollstrasse 3) wenden, welches auch Anmeldungen entgegennimmt.

Köln, im Juli 1888.

Der Vorstand.

Unter dem Protektorat I. K. Hoheit der Grossherzogin von Baden

## Konservatorium für Musik in Karlsruhe.

Lehrgegenstände: 1. Piano- und 2. Violine, 3. Violoncello, 4. Orgel, 5. Sologesang, 6. Musik-Theorie, 7. Musikalisches Diktat zur Ausbildung des musikalischen Gehörs, 8. Allgemeine Musiklehre, 9. Methodik des Klavierunterrichts, 10. Höhere Kompositionslehre, 11. Ensemble-Spiel, 12. Chorgesang, 13. Geschichte der Musik, 14. Italienischer Sprachunterricht.

Scheidt, Musikdirektor, Josef Siebenrock, E. Steinwahr, Alex. Wolf, W. Worret, Geh. Hofrat Professor Dr. W. Schell, Konzertmeister H. Deeske, Hofmusiker F. Ameling, L. Hölz, H. Schubert, C. Wassmann, Kammerkänger J. Hauser, Hofkapellmeister Vinzenz Lechner, Fräulein K. Adam, P. Krämer, J. Mayer, G. Saal, E. Mayer.

Der neue Kursus beginnt Montag den 17. September 1888. Die Aufnahmeprüfung der nicht schon vorher geprüften Schüler und Schülerinnen findet Samstag den 15. September vormittags 9 Uhr im Konservatorium statt.

Das Honorar beträgt für das Unterrichtsjahr in den Oberklassen M. 260, in den Mittelklassen M. 200 und in den Vorbereitungsklassen M. 100 und ist in zwei monatlichen Raten pränumerando zu entrichten.

Der Prospekt des Konservatoriums ist gratis und franko zu beziehen durch die Direktion, die Musikalienhandlungen der Herren **Doert**, **O. Laferre** Nachf. und **Schuster**, sowie durch die Herren Hofpiano- und Orgelfabrikanten **Gebrüder Trau** & **L. Schweigert** in Karlsruhe.

Anmeldungen sind bis zum 5. September schriftlich und vom 5. September ab schriftlich oder mündlich zu richten an den  
Direktor **Heinrich Ordenstein**  
Hirschstrasse 61.  
Sprechstunde vom 5. September ab täglich von 9—11 Uhr vormittags.

## Kgl. Konservatorium für Musik in Dresden.

Beginn des Wintersemesters am 1. September. Aufnahmeprüfung am selben Tage nachmittags um 3 Uhr. Prospekt, Lehrplan, Verzeichnis der Lehrer, auch Jahresbericht durch das Sekretariat des Königl. Konservatoriums.

Das Direktorium.

## K. Musikschule in München.

Beginn des Schuljahres 1888/89 am 15. September d. J. Anmeldung am 14. und 15. im Sekretariate (K. Odeon). Prüfung am 17. und 18. September. Musikalische Abteilung: Solo- und Chorgesang, Klavier, Orgel, die Orchestersinstrumente, Kammermusik und Orchesterspiel, Harmonielehre, Kontrapunkt und Kompositionslehre, Partiturspiel und Direktionslehre.

Dramatische Abteilung: Vollständige Ausbildung für Oper und Schauspiel. Das Honorar für ein Hauptfach nebst den Nebenfächern beträgt je nach dem Hauptfach 300, 240, 180 M. und ist in 3 Terminen zu bezahlen. Bei der Anmeldung ist eine Gebühr von 15 Mark zu erlegen. Näheres im Statut, zu beziehen durch das Sekretariat.

München, den 14. Juli 1888.

Die Königl. Direktion. Karl Freiherr von Perfall.

Verlag von **Hugo Pohle** in **Hamburg**.

## Neue billige Ausgaben

meiner sämtlichen

## Original- und Konkurrenz-Werke,

letztere in den vorzüglichsten Textrevisionen und besten Bezeichnungen. Verlags-Verzeichnisse werden auf Verlangen gratis und franko gesandt.

## Neue billige Pracht-Ausgaben. — Grosses Musik-Format.

**Händel**, Klavierwerke. Rev. und bezeichnet von Carl Reinecke. In einem Bande M. 5. In 27 Hefen à 50—60 Pf.

**Haydn**, 20 Klavier-Sonaten. Rev. und bezeichnet von Wih. Spieldel. In 2 Bänden M. 3. In 20 Hefen à 40—50 Pf.

**Mendelssohn**, Klavierwerke. Rev. u. bez. von Wih. Spieldel. In 5 Bänden M. 2. In 45 Hefen à 20—60 Pf. Trios für Piano- und Violine und Violoncello. Rev. u. bez. von Wih. Spieldel. Op. 49 und 66 à M. 1.50.

— Op. 64 Violin-Konzert (bez. von Lauterbach) mit Piano- und Violoncello. Op. 131, M. 1. — Lieder-Alben (pariser Format) für hohe, mittlere und tiefe Stimme (jedes 106—111 Lieder) à M. 3. — Kleine Ausgabe (43 Lieder) hoch und tief, à M. 1.20.

**Mozart**, Sonaten für Piano und Violine. Rev. und bezeichnet von Wih. Spieldel. In 4 Bänden à M. 1.50. — Lieder-Alben (pariser Format) für hohe, mittlere und tiefe Stimme (jedes 106—111 Lieder) à M. 3. — Kleine Ausgabe (43 Lieder) hoch und tief, à M. 1.20.

**Schumann**, Werke. Rev. und bezeichnet von Charles Davidoff, Rob. Heckmann, Berth. Hirschberg, F. Gust. Janßen, Joh. Lauterbach, Rud. Wilmann, Herm. Ritter, Xaver Scharwenka. Klavier-Quintett, op. 44, M. 2. — Klavier-Quartett, op. 47, M. 1.50. — Trios, op. 63, 80, 110, à M. 1.50. — Op. 68, 132 à M. 1. — Streich-Quartette à M. 1. — Duos für Klavier und Violine (oder Violoncello, Viola, Oboe, Klar.), op. 70, 73, 94, 102, 105, 113, 121, à 50—100 Pf. Violon-Konzert M. 1. — Fantasie für Violine, op. 131, M. 1. — Lieder-Alben (pariser Format) für hohe, mittlere und tiefe Stimme (jedes 106—111 Lieder) à M. 3. — Kleine Ausgabe (43 Lieder) hoch und tief, à M. 1.20.

**Quetta**, 13 Duette für Sopran und Tenor, 18 Duette für Sopran und Alt, à 60 Pf. **Ross** Pilgerfahrt, Klavier-Auszug, M. 1.50. **Klavier-Werke** in 54 Hefen à 40—100 Pf. **Symphonien** zu 4 Händen, à M. 1. —

Handelt es sich darum, im Geiste der Autoren textlich revidierte Ausgaben ihrer Werke zu besitzen, so kann man nur zu den Pohleschen greifen. In Rücksicht dieses Umstandes und der glänzenden Ausstattung können wir dem Publikum diese Ausgaben als die besten und billigsten empfehlen. Die sämtlichen Preise, auch diejenigen der Originalwerke, sind derartig billig, dass es sich nicht verlohnt, die Werke aus den Läden zu entnehmen. Was sollte jedoch genau auf die in den Verlagsverzeichnissen vermerkten Preise! Überall dorthin, wo seine Ausgaben gar nicht oder nur zu höheren Preisen erhältlich, liefert der Verleger postfrei!

**Flügel, Pianos, Harmonium.**  
Niederlage in Berlin bei  
**Carl Simon**, Markgrafen-  
strasse 21.  
**Schiedmayer, Pianofortefabrik, Stuttgart**  
Hof-  
Lieferanten Seiner  
Majestät des Deutschen Kaisers.  
Seiner Majestät des Königs von Württemberg,  
Ihrer Majestät der Königin von England.





Das beste u. billigste  
Harmonium der Welt.  
Ein Schmuck für  
jedes Zimmer.  
Solidität, Schönheit,  
Wohllaut.  
franko.  
Köln.  
Untere Gold-  
schmied Nr. 38.  
Barmen,  
40 Neuerweg 40.  
Rudolf Ibach,  
Orgel- u. Harmonium-Magazin.

Violinen,  
unübertroffene Meisterwerke  
der heutigen Feinbau-  
kunst, ebenbürtig u. alle  
andern Instrumente über-  
trifft, unter obiger Garantie.  
Glaser & Herwig  
in Markneukirchen i. S.  
Preisliste gratis u. franko.

G. & A. Klemm,  
Rich. Schuster  
Musikinstrumenten- u. Saiten-Fabrik.  
Gegründet 1817.  
Beste u. billigste Beuge-  
stelle für Violinen,  
Celli, Bässe, Zithern, Blasinstrumente aller  
Art, Saiten etc. Preisur. grat. u. franko.  
Vorzügliches Cello v. F. Ruggieri zu  
verkaufen.  
O. Mückel, Berlin, Neue Grünstrasse 39.

Wihl. Ed. Voigt jr.  
Markneukirchen i. S.  
Gegründet 1866.  
Musik-Instrumenten-  
und Saiten-Fabrik.  
Einzel-Versand  
auswärtiger Handl.  
Anerkannt vorzügl.  
u. billigste Bezugs-  
quelle. Illustrierte  
Preisverzeichnis  
gratis u. franko.

Papierlaternen u. Kacheln  
Bigotphones,  
Sommerspiele, Luftballons, Turnapparate  
Coffinen- und Caravelle-Artikel,  
Cartonnagen, Attrappen  
empfiehlt die Fabrik von  
Gelbke & Benedictus, Dresden.

Edmund Paulus  
Musik-Instrumenten-Fabrik  
Markneukirchen i. Sachsen.  
Preislisten auf Wunsch frei.

Ein tüchtiges Bad erhält die Gesundheit.  
Wohl! Selbst Bade-  
stühle, ohne Wärme ein  
warmes Bad. Unent-  
schuldig für Sieben.  
Schwäche gen.  
C. F. F. Berlin, W. 41.  
Seipzigerstr. 134.  
Francof. Sendung. Monatsabgaben.

Nach Angabe und unter Kontrolle von Dr. Schweinsinger.  
FICHER  
HARTWIG & VOGEL  
CACAO  
DRESDEN  
Niederlagen sind durch Plakate  
erkennbar.

Der Cäcilienverein Frankenthal (Rheinpfalz) sucht zur Leitung  
seines gemischten Chores auf 1. Oktober nächsthin  
**einen Dirigenten.**  
Derselbe hätte alljährlich zwischen dem 1. Oktober und 1. Mai drei bis  
vier Konzerte vorzubereiten und zu leiten. Offerten an den Vereins-Ausschuss.

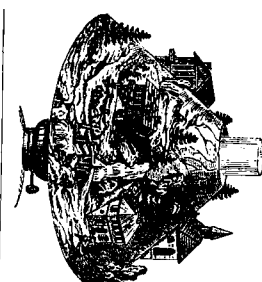
Reich illustriert. — Schön ausgestattet.  
**Musikalische Jugendpost.**  
6 Nummern vierteljährlich 1 Mark  
(mit zahlreichen Gratisbeilagen).  
Bestellungen nehmen alle Buch- und Musikalien-  
handlungen, sowie sämtliche Postanstalten jederzeit  
entgegen.  
Die „Köln. Ztg.“ nennt die „M. J.“ eine  
„vortreffliche Musikzeitung für die Jugend“.  
Das „Berl. Tagebl.“ schreibt:  
„Der Inhalt ist ein so frischer und anmutender, dass  
wir diese eigenartige Zeitschrift auf das allerwärmste  
empfehlen können.“

Unter Goldschmied 38 **KOELN** 38 Unter Goldschmied.  
**RUD. IBACH SOHN**  
Piano- u. Orgel-Fabrik  
Stylvolle Flügel und Pianinos.  
Neuerweg 40 **BARMEN** 40 Neuerweg.

Die praktischsten  
**Lehr- und Nachschlagebücher**  
für Musiktreibende.  
Katechismus der Harmonielehre  
von Prof. Louis Köhler. Brosch. Mk. 1.—, geb. Mk. 1.60.  
**Konversations-Lexikon der Tonkunst**  
von Rob. Müsiel. Brosch. Mk. 6.—, geb. Mk. 6.  
Probabogen gratis u. franko.  
Verlag von **Carl Grüniger, Stuttgart.**

**P.J. Tonger** Köln 7/Rh.  
Illustr. Preis-  
gratis Verzeichniss  
zu Franco.

Im Verlage von **Carl Grüniger in Stuttgart** er-  
scheinen und durch alle Buch- und Musikalienhandlungen zu be-  
ziehen:  
**Katechismus der Harmonielehre**  
von Prof. Louis Köhler.  
Mit zahlreichen in den Text gedruckten Notenbeispielen.  
Preis broschiert Mk. 1.—, gebunden Mk. 1.60.  
Inhalt: Harmonie, Melodie, Tonleiter, ganze und halbe  
Töne. — Intervalle. — Akkord, Dreiklang. — Dur- und Moll-  
Tonarten und Tonart-Akkorde. — Das Tonsystem. — General-  
bass und Generalbassübungen. — Von den Umkehrungen des  
Dreiklangs. — Verwandtschaft der Dreiklänge. — Konsonanzen  
und Dissonanzen. — Vorkant, Quartquintakkord, Vorkantakkorde,  
melodische Vorkant. — Septimenakkord. — Nachbargreif der  
Tonarten. — Tonleitern und Septimenakkorde des übergreifenden  
Tonartensystems. — Nichtakkordische Töne. — Orgelpunkt.  
Schlüsse. — Modulation. — Springende Modulation. — Gehende  
Modulation. — Zwischenakkord. — Spezielle Beispiele. — Mo-  
dulationen in ferne Tonarten. — Modulationen von und zu Moll-  
tonarten. — Enharmonie und enharmonische Modulation.



Reizende Neuheit. „Lampenschirme“  
als Modellierbogen, Landschaft mit er-  
leuchtenden Häuschen. Preis per Stück  
gegen vorherige Einsendung von 40 Pf.  
in Marken franko. 10 Stück 3 Mk., 25 Stück  
5 Mk. (in 8 Tagen 1000 Stück versandt).  
H. Kums, Warmbrunn i. Schl.

**Glafey-Handlichte**,  
ausgezeichnet seit 1864, mal  
besonders, durch die Mal 1892  
Nürnberg, für vollkommene Aus-  
führung d. Fabrikate in jeder  
Besteuerung. 500. Medaille Am-  
sterdam 1893 u. s. w.  
Vor Nachahm. wird gewarnt.

G. E. HÜFGEN, DRESDEN-N.  
PATENT-KINDER- UND KRANKEN-  
WAGEN-FABRIK.

**Patent-  
Kinderwagen**  
mit und ohne  
Gummibekleidg.  
Das Vorzüglich-  
ste für gesunde  
wie kranke  
Kinder.  
Preis von  
12—120 Mk.

**Kranken-Fahrräder**  
neuester und bewähr-  
tester Constructionen  
in allen Größen, ge-  
polstert wie unge-  
polstert mit und ohne  
Gummibekleidung.  
Preis v. 30—350 M.  
Eiserne

**Netztischstellen**  
für Kinder bis zu 12 Jahren.  
Ausserordentl. pract.  
und elegant in ver-  
schiedensten Größen,  
Sicherste Lagerstätte,  
besonders für kleinere  
Kinder.  
Preis v. 12—20 Mk.  
Reich ausgestattete illustrierte Kataloge  
gratis u. franko.

PATENT-KINDER- UND KRANKEN-  
WAGEN-FABRIK.  
G. E. HÜFGEN, DRESDEN-N.

**Verkauf eines  
Pianoforte-Geschäfts.**

Ein Pianoforte- und Harmonium-Ges-  
chäft in Leipzig mit guten Miet-Instru-  
menten, welches seit langen Jahren be-  
steht, ist wegen Uebernahme einer Pia-  
noforte-Fabrik zu verkaufen. Zur Ueber-  
nahme sind 15—20 Tausend Mark erfor-  
derlich.  
Die Miet-Instrumente allein bieten schon  
eine gute Existenz.  
Geht. Anfragen mit Angabe von Refer-  
enzen und Mitteilung über die zur Ver-  
fügung stehenden Harmonien beifügt  
sub **G. 9100 Rudolf Mosse, Leipzig.**

**Buckskins**, Kammgarne,  
Gehäute,  
neueste Dess. zu Anzügen, Palet-  
ots etc., schwarze Tuche, versen-  
det jedes Mass ab Fabrik, Muster franko.  
Herrn. Friedr. Schultz, Cottbus.

**ASBECK, OSTHAUS, EICKEN & Co**  
HAGEN Westph.  
PATENT-IEGELGUSSTAHLDRAH  
Spezialität Garantie  
**KLAVIERSAITEN**

**Geistliche Arie.**  
„Es ist so still geworden.“ Für eine  
mittlere Singstimme mit Orgel oder Piano-  
forteleitung von Jul. Bellmann op. 51  
a. M. 1. Ganz in neuem Stil gehalten  
von natürlicher Schönheit und eigen-  
artiger Klangfarbe — Allseitige An-  
erkennung unaussprechlich!  
Verlag von Jul. Schneider, Berlin C22.  
Weinmeisterstr. 6.

**Harmonium-**  
Musikalien, Spezialität.  
E. Simon, Stettin.  
Auswahlendg. bereitwillig.  
Illustrierte Preisliste von  
Musikalien-Katalog 1 Mark.

„Wer seinen musiktreiben-  
den Kindern eine Freude  
machen will, bestelle ihnen  
die „Musikalische Jugend-  
post“.

„Thüringische Schulzeitung“  
Vierteljährlich 6 Nummern 1 Mk.  
Probennummern gratis u. franko  
durch jede  
Buch- u. Musikalienhandlung,  
sowie vom Verleger  
**Carl Grüniger, Stuttgart.**

Eine **Ritterbratsche**,  
echte  
die nachweislich Mk. 250.— kostete, mit  
brillanten Tönen ist inkl. Kasten, Bogen,  
Ritterschule, Klingen zu verkaufen  
m. w. s. an A. W. p. Adr. Herrn Feuer-  
stein, Seilermeister, Heilbronn.

**Vogelliebhaber**  
erhalten gegen 20 Pf.-Marke frei mein  
neuestes Preisbuch über alle Arten Vögel  
mit naturgetreuen Vogellithen.  
**Gustav Voss, Köln a. Rh.**

**Unverantwortlich**  
ist es, dass immer noch Damen Hutnadeln  
oder Stecknadeln ohne H. F. Neussche  
Aachen Patent-Sicherheitskapseln tragen.  
Zu haben in jeder Kurzwaren-Handlung.

**Rheinwein.**  
Gegen Einsendung von Mk. 30 versende  
ich das hier 50 Liter schmelzbare  
gute und **Weisswein**, für dessen  
abgegebenen **Patent-Sicherheitskapseln** tragen.  
Naturreinheit ich garantiere.  
Friedrich Lederhos, Ober-Ingelsheim a. Rh.

**Angebot.**  
Ein j. geb. Mch. kath., s. achtb. Fam.,  
w. tücht. im Hausarb., sow. im f. Bügeln  
und Nähen erf. ist, s. Stellg. in ein f.  
Privatb. z. Stütze d. Hausf., w. sie wtr.  
grdl. Ausbild. im Klaviersp. u. bes. Gesang  
erlgt. Salär u. Bel. Familienanschl. Bedg.  
Offnen unter N. 4110 an **Rudolf  
Mosse, Stuttgart.**

**Gesuch.**  
Eine j. Dame v. Stell. als Musiklehrerin  
(Klavier u. Gesang) in einem Institut od.  
in e. Familie. Sehr gutes Zeugnis steht  
zur Verfügung. Geht. Anträge zu richten  
unter Nr. 120 an Herrn Musikalienhändler  
**Dört, Carlruhe in Baden.**

Eine tüchtige  
**Klavierlehrerin**  
für ein Institut in Holland gesucht. Fa-  
milien-Anschluss und Pension im Hause.  
Off. mit Gehaltsansprüchen erbeten unter  
N. 858 Buchhandlung Firma Pull in  
Apeldoorn, Holland.

IX. Jahrgang Nr. 16.

Stuttgart, 1888.



— Auflage 51000. —

Vierteljährlich sechs, mit Künstler-Porträts etc. illustrierte Nummern und je einer Extrablatt, bestehend in verschiedenen, für Hausmusik geeigneten Gesangs- und Instrumental-Kompositionen, Musiker-Texten, illustrierte Musikgeschichte u. s. w.

Verlag Carl Grüniger, Stuttgart-Leipzig  
(vormals B. F. Zenger in Köln).  
Inserate die fünfzehnte Nonpareille-Zeile 75 Pfennig.  
Beilagen für je 1000 Exp. Mark 5.—  
Kleiner Annahme von Inseraten und Beilagen bei  
Rudolf Mosse Stuttgart, Leipzig, Berlin u. dessen Filialen.

Preis pro Quartal bei allen Postämtern in Deutschland, Österreich-Ungarn und Luxemburg, sowie in sämtlichen Buch- und Musikalien-Handlungen 80 Pfg.; direkt von Stuttgart und bei den Postämtern des Westpostvereins 1 Mk. 50 Pfg. Einzelne Nummern 25 Pfg.

Alle früheren Jahrgänge sind neu aufgelegt in eleg. brosch. Bänden zu 80 Pfg. das Quartal, Einbandbrosch. à Mk. 1.—, Prachtbrosch. à Mk. 1.50 durch alle Buch- u. Musikalien-Handl. zu beziehen.

## Der Kindergesang und seine Pflege

von  
Dr. Aug. Reishmann.  
(Fortsetzung.)

### II.

#### Der Gesang in der Kinderstube.

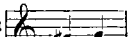
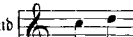
So lange der Gesang in der Kinderstube nur als Beruhigungsmittel geboten wird, ohne daß die Kinder selbst sich dabei beteiligen, ist es natürlich nicht absolut notwendig, eine besondere Auswahl zu treffen. Auf der unteren Stufe der Entwicklung des Kindes ist es nur der Klang, der seine Wirkung ausübt, nicht auch die Melodie oder der Text. Sobald aber auch diese vom Kinde aufgefaßt werden, dann ist es der Sache halber notwendig, auch die geeigneten Melodien und Texte zu wählen, möglichst solche, welche später die Kinder selbst singen sollen. Zudem ist dies niederzuschreiben, singt der etwa vierjährige Knabe meines Nachbarn ganz flott: „Du mein Stern, mir nah und doch so fern“ und geht dann in den „Schneeflocken“ über. Er wird dabei wohl kaum Schaden an Leib und Seele nehmen, aber irgendwelchen Gewinn hat er noch weniger, während ihm passende Lieder einen solchen ganz sicher bringen würden.

Ueber die Zeit, in welcher die Pflege des Singens bei den Kindern beginnen soll, lassen uns diese gewöhnlich nicht lange im Zweifel; sie fangen meist früher selbst zu singen an, als zu sprechen, und darauf muß man achten. Meist sind es unbestimmte Töne und Phrasen, die sie zu singen versuchen, und diese muß man dadurch bestimmt bei ihnen zu fixieren suchen, daß man sie ihnen möglichst in derselben Lage vorführt. Dabei ist es meist nicht notwendig, sie aufzufordern, mitzusingen, sie thun dies gewiß von selbst, und wenn man möglichst jede, in dieser Weise gebotene Gelegenheit benützt, ohne sie direkt zu suchen, so werden schon auf dieser untersten Stufe die Kinder so weit Herrschaft über ihr Gesangsorgan erreichen, daß sie einzelne Töne rein und bestimmt zu singen vermögen und diese bieten dann sichere Ausgangspunkte für den systematischen Gesangsunterricht.

Ein solcher kann unbedenklich beginnen, wenn die Kinder im Stande sind, die Texte der Lieder nachzusprechen und auswendig zu lernen. Sie singen natürlich jetzt noch nach dem Gehör, aber sie werden schon zu einem angenehmen, in gewissem Sinne selbst kunstmäßigen Gesange erzogen.

Dabei erfordert selbstverständlicher das Gesangsorgan selber zunächst die meiste Berücksichtigung. Dies ist ein, wie erwähnt, empfindlicher Organismus, der durch verständigen Gebrauch nur gekräftigt, durch unvernünftigen verdorben, möglicherweise für alle Zeit unbrauchbar gemacht werden kann.

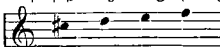
Hier sind zunächst schon die von der Natur gegebenen Registerunterschiede zu beachten, welche in der Kinderstimme bereits vorhanden sind. Die Grenzpunkte

liegen zwischen  und 

und hierauf muß zunächst Rücksicht genommen werden. Zwischen f, also etwa mit si, beginnt das sogenannte Mittelregister und reicht etwa bis es d, wo das sogenannte Falsettregister anfängt.

Nur weil diese Eigentümlichkeit des Organs bei den Kindern zu wenig oder gar nicht berücksichtigt wird, verlieren sie die Sicherheit im Gebrauch ihres Organs, werden zum Schreien veranlaßt und die Stimme erhält jene schneidende Schärfe, mit welcher uns gerade Kinderstimmen häufig förmlich wehe thun.

Eine naturgemäße Entwicklung des Organs auch der Kinder muß vom Mittelregister ausgehen, zunächst den ganzen Gesangstakt in seinem Umfange halten und erst wenn sie diesen beherrschen und klarschön zu erzeugen vermögen, mag die Erweiterung des Stimmumfangs durch Uebergreifen in das andere Register erfolgen. Singen dabei die Kinder vorwiegend mit halber Stimme, d. h. mehr leise als stark, so stellt die Natur den Uebergang selbst her und die Kinder werden das namentlich bei ihnen so süß klingende Falsettregister



ebenso leicht gebrauchbar lernen, wie das, durch solchen Gesang sich gleichfalls immer mehr kräftigende Mittelregister und das unter ihm liegende Brustregister.

Unerläßliche Forderung aber ist es, daß die Kinder auf dieser Stufe schon einen möglichst schönen Ton zu erzeugen suchen, den Text gut und deutlich sprechen und singemäßig Atem holen.

Kann die Mutter oder Erzieherin oder der Lehrer den Kindern einen schönen Ton vorsingen, so wird es nicht schwer werden, ihnen dadurch die rechte Zungenlage und Mundstellung beizubringen. Andernfalls müssen sie sich die Mühe nicht verkneipen lassen, durch sorgfältige Unterweisung und geduldige Ermahnung dies zu erzielen. Die rechte Zungenlage gewinnen die Kinder schon, wenn sie den Vokal „a“ recht frei sprechen und lang halten.

In betreff der Mundöffnung lassen sich weniger bestimmte Regeln geben, da hierbei die Natur des Organs wesentlich mitpricht. Ursprünglich dunklere Stimmen werden ihn weiter öffnen müssen, als hellere, die durch geringere Mundöffnung den Ton etwas abdämpfen müssen, während ihn jene durch die größere Mundöffnung zu erheben suchen.

Die Lage der Zunge bedingt in noch höherem Maße die Natur des Klanges, als die Mundstellung; nur bei möglichst horizontaler Lage der Zunge strömt der Ton frei aus; hebt sie sich dagegen an der Zungenwurzel, so erhält der Gesang einen unangenehmen Beiklang, den man mit Scheltton bezeichnet; wölbt sie sich in der Mitte nach der Spitze zu, so entsteht der Falsetton, den man bei Kindern häufiger antrifft, als den Scheltton, der weniger leicht zu befeitigen ist.

Man fürchte ja nicht, durch solche, schon in die Kinderstube verpflanzte Unterweisungen die Kinder zu früh zu beschweren; ganz im Gegenteil wird dadurch die Freude am Gesange nur erhöht und belebt. Die Spiele der Kinderstube gewinnen ganz besonderen Reiz und die Kinder lernen hier spielend, was ihnen in späteren Jahren zu lernen oft unter großen Mühen und Anstrengungen nicht gelingt.

Zunächst lassen sich die Auszählverschen, die ja schon in der Kinderstube in Anwendung kommen, leicht in Melodien bringen, mit denen zugleich die Stimme entwickelt werden kann:

  
Eins! Zwei! Drei! Du bist frei!

Diese drei Töne sind wohl für alle Kinderstimmen bequemer ausführbar; nur in seltenen Fällen macht sich im früheren Lebensalter der Charakter der Altstimme so geltend, daß auch für diese ersten Übungen die ihnen bequemere Lage — eine Quint tiefer — angenommen werden muß. Erörterungen über Jungens- und Mädchens- und dergl. können hier nur ganz beiläufig gegeben werden; die hauptsächlichste Forderung ist hier, daß die Melodien gut vorgelesen werden, namentlich mit guter Vokalisation, also

Uns — zwai — drai — du bist frei.

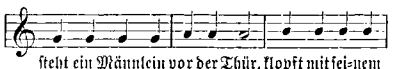
Wenn man auch den Kindern hier noch nicht sagt, daß der Vokal „a“ der günstigste für Tonbildung ist und daß man daher beim Gesänge statt „ei, au und eu“ ganz direkt „ai, au und ai“ spricht, so muß man es ihnen doch nur so vorführen und sie werden es nachzungen sich bemühen und eine gute Vokalisation sich früh aneignen.

Genauso notwendig ist weiterhin die gewissenhafteste Beobachtung einer scharfen Accentuation, damit das rhythmische Gefühl früh in den Kindern geweckt wird.

Mit einem zweiten solchen Auszählverschen kann man schon den Anfang etwas erweitern:



Eins und zwei und drei und vier!



steht ein Männlein vor der Thür, klopf mit seinem



Stie-fe-lein; geh und laß-se schnell es ein.

Auch ein Marschliedchen wird auf dieser untersten Stufe den Kindern schon Freude machen; und dazu lassen sich die vier Töne sehr gut so verwenden, daß sie als Gesangsübung dienen:



Eins! Zwei! Eins! Zwei! Pal-tet Schritt und



nehmt den klei-nen A-dolf mit!

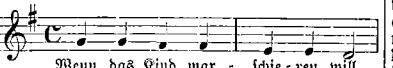
Hierbei besonders ist es notwendig, auf die Accentuation zu achten und darauf zu halten, daß auch die Kinder es genau nachmachen, wenn sie auch noch keine besondere Auffassung über die Notwendigkeit derselben erhalten: jetzt heißt es immer noch vorwiegend die Kinder an das Rechte zu gewöhnen. Deshalb ist es auch gut, daß sie ihr Tanzliedchen erhalten, das ihnen wieder sehr viel Vergnügen macht, und dabei auch einen neuen Rhythmus bringt.

Dazu ist das bekannte Tanzliedchen im Mai: „Zum Weigen herbei“, das sich im Umfang von fis bis h hält, vortrefflich zu verwenden. Mit dem Wiegenlied: „Schlummere Kindlein, schlummere!“ im Schoß erfolgt die Erweiterung des Umfangs um einen Ton nach oben: g—a.

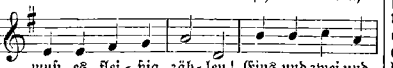
Eine vorzügliche Konstudie auf dieser Stufe bietet die bekannte Melodie zu: „Wer hat die Blumen nun erdacht?“ ebenso wie das Volkslied: „Wenn ich ein Vöglein wär“, die beide hier eingereicht werden müssen.

Um den Umfang organisch nach unten etwas zu erweitern, mögen nun die bekannten Melodien: „Summ, summ, summ! Niemand summ herum!“ — „Kuckuck, kuckuck ruft aus dem Walde“ — „Winter ade“ — sämtlich in F dur — gelangen werden.

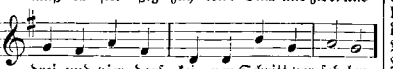
Darauf mag das nachstehende Marschliedchen angereicht werden, der Übung der tieferen Töne halber:



Wenn das Kind mar-sch-lein will,



muß es sei=zig zäh-len! Eins und zwei und



drei und vier, darf sei-nen Schritt ver-seh-len.

\* Statt dieses Namens ist jeder andere im betreffenden Falle zu setzen: „die kleine Ida“ oder „den kleinen Max“ auch mit „u. i. u.“

An dem bekannten Wiegenlied: „Alles still in süßer Ruh“ mag dann der ganze Umfang von einer Oktave geübt werden.

Damit aber ist die Aufgabe der Gesangsanweisung in der Kinderstube wohl erfüllt und es muß da beginnen, bei welcher die Kinder nicht mehr nur nachahmen, sondern mit Verständnis schon zu singen bemüht sind.

(Schluß folgt.)



## Lohengrin.

Eine Plauderei von Ernst Pasqué.

(Mit Bild.)

Das Brantlied mit seinen süßen Reizen verklingt in der Ferne. Nach allem, bedeutamen Brauch haben die Frauen die Reuermäxchen, ihre Sprüche singend, umkreist, Wagen entleibigen das junge Paar der prunkvoll-schweren Obergewänder, Kaiser Heinrich umarmte segnend die nun für das Leben Verbundenen, und wie sie gekommen, zogen sie, der Kaiser mit seinen Rittern in die Burg, die Frauen in die Klemme, davon. Ihr letzter Sang: „Siegreicher Mut, Mune so rein, ein Guch in Treue zum seligsten Paar!“ — verhallt wie ein glückverheißender Hauch, und Lohengrin und Elsa sind allein.

Lohengrin geleitet sein süßes Weib zu den Aufhängen im Erkerfenster und in innigem Verein stehen jetzt beide den Gefühlen, die sie befehlen, Worte. Doch nur zu bald erwachen im Herzen Elsas die Zweifel, welche Ortrud mit dämonischer Gewalt in ihr zu wecken wußte. Die liebreich Lohengrin Elsas Denken in andere Bahnen zu lenken sucht, wie er bittend, dann ernsther mahnt — immer mehr erschaffen Furcht und Zweifel das holde Erdenkind, Furcht, den geliebten Mann zu verlieren und in ihrer Herzensangst ihn nicht einmal mit seinem Namen rufen zu können! — Kein Bitten und Mahnen hilft, sie muß die verbottene Frage thun — und das Schicksal beider ist entschieden, ihr kurzes Glück dahin für immer!

Welche Mühe der Dichter-Komponist sich auch gegeben hat, diese Schuld Elsas zu rechtfertigen, es ist ihm wohl nur halb gelungen, die Darstellerin, ist sie befähigt dazu, muß das Lebtrige thun. Diese Scene im Brautgemach (von unserem Zeichner wiedergegeben) ist mir der Prüffstein für das Talent, die wirkliche Begabung der Künstlerin, welche sich an die von Wagner gestellte schwierige Aufgabe wagt. Siebenundsiebzig Jahre sind seit der ersten Aufführung des Lohengrin vergangen, viele berühmte, hochtalentirte Künstlerinnen haben als Elsa gegläntzt, doch keine von ihnen hat auch nur den Versuch gemacht, die Begründung Wagners zu ergänzen, die Schuld Elsas vom rein menschlichen Standpunkt aus zu verteidigen und das dem Publikum in ihrer Wieberegabe der Rolle darzulegen — außer Einer! Und wunderbarerweise war diese Eine auch die erste Elsa Wagners.

Von dieser ersten Aufführung Lohengrins und dieser ersten seltenen Elsa will ich erzählen.

Es war, wie bekannt, 1850, am 28. August, an Goethes Geburtstag und zur Nachfeier des Herderfestes (25. August), als Lohengrin, durch Liszt's rastloses und erfolgreiches Mühen, auf dem Weimarer Hoftheater ins volle Bühnenleben trat. Dies süßhe Wagnis fand sich durch einen ganz ungewöhnlichen, weittragenden und besonders nachhaltigen Erfolg gekrönt. Der größte Teil der von allen Seiten herbeigekommenen Musiker kannte Wagners Oper wie eine neue herrliche Offenbarung — wie ein Wunderwerk an, während das gewöhnliche einheimische Publikum, wenn auch durch die Tannhäuser-Aufführung (1849) einigermaßen vorbereitet, sich unbewußt dem mächtigen Eindruck, den die durchaus neuartige musikalische Darstellung übte, empfand und bewunderte, was es noch nicht in voller Klarheit zu erkennen vermochte. Doch auch an Tadeln und Mängeln fehlte es nicht, die nur eine Verbreitung der Oper hemmen, nicht hindern konnten: für Weimar blieben ihre verneinenden Bemerkungen ohne den geringsten Erfolg. Während nach drei Jahren anderwärts (Wiesbaden, Frankfurt — Berlin und Dresden erst 9 Jahre später!) die ersten Versuche gemacht wurden, Wagners Lohengrin zur Aufführung zu bringen, feierte Weimar bereits eine „Wagner-Woche“! Am 27. Februar 1853 wurde dort der „Tannhäuser“, am 2. und 5. März „der

fliegende Holländer“ und „Lohengrin“ aufgeführt!

Woher der dortige nachhaltige, in Deutschland einjige Erfolg der Werke Wagners? woher die stets sich steigende Wirkung, das stets klarer sich gestaltende Erfassen und Erkennen des künstlerischen des Meisters?

In erster Linie ist hierfür Liszt zu bezeichnen, seine Begleitung für die genialen Tonhöpferungen, der Zauber seiner Persönlichkeit, dem sich alle freubig, mit Lust und Liebe beugten, verbunden mit dem entsprechenden, ganz ungewöhnlichen Können und einem ernsten, energischen Willen — sojann noch ein junges Mädchen, das nur wenige Jahre bei der Bühne, sich bereits als Elisabeth im Tannhäuser, nun aber in der Rolle der Elsa als ein Talent ersten Ranges, als eine echte „Wagnerfängerin“ erwiesen hatte. Diese seltene Elsa war Fräulein Rosalie Agthe, welche ein Jahr nach Aufführung des Lohengrins, 1851, ihrem Todfeind Tannhäuser, Feodor von Milde, mit der vollen Liebe Elsas als Gattin angehörte (die Wege der Vorziehung und der Liebe, sind auch hinter den Coulissen wunderbar!) und unter diesem neuen Namen, Rosa von Milde, eine Verbrüderung der deutschen Opernübungen werden sollte. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn ich ihr — und ich rede hier als mehrjähriger Ohren- und Augenzeuge — einen großen Anteil an den ersten, so nachhaltigen Erfolgen der drei obengenannten Wagnerischen Opern zuschreibe. Ihre Darstellung, ihr Gesang hatten einen gleich befruchtenden Reiz: dem Zauber des feinen Blickes ihrer schönen Augen konnte sich niemand entziehen, er hielt im Verein mit der süßen Stimme, dem wunderbar innigen Ausdruck, der ihr ungekünstelt inwohnte, die Zuhörer gefangen, bis der letzte Ton verklungen war. Wie ist wohl der Auftrieb, die Vision Elsas im ersten Akt, ihr Gruß an die Liszt's unigier, die Brautscene des dritten Akts, welche unser Bild zeigt, so feuch und rein und dennoch so voller berauschender Liebessehnsucht und dabei so verständnisvoll erhellend, als durch Frau von Milde! Sie war die erste und echte Fortkörperung der drei herrlichen Wagnerischen Frauengestalten: Senta, Elisabeth und Elsa! Wer sie jemals in einer dieser Rollen gesehen und gehört hat, von ihrem feinen Blick getroffen wurde, vergißt sie nie! Sie war es, die neben Liszt hauptsächlich den Erfolg und das geistliche Leben der jungen Schöpfung Wagners: „Lohengrin“ begründete und stützte.

In ihren Zeitgenossen fand Frau von Milde ausnahmslos begeisterte Verehrer: Liszt hielt sie hoch wie ein seltenes, teures Kleinod, und die Dichter der Altenburg besangen sie in schwungvollen Versen. Peter Cornelius, der hochtalentirte damalige Schüler Liszt's, Poet und Komponist („Barbier von Bagdad“), schilderte sie in folgenden, von ihm improvisierten Verszeilen:

Frau Rosalie von Milde.  
„Du, deren Name auch ihr Wesen  
Uns treffend malt in Klang und Bild.  
Die Wagners Muse sich erlesen  
Zum Herold, anmuthreich und mild;

Elisabeth und Elsas Klage,  
Sie wird durch Dich Triumphgesang,  
Und es durchdringt mit mächtigem Schlage  
Uns Senta's Liebe ahnungsang.“ —

Eines Tages fand auf der Altenburg, der Residenz Liszt's, zwischen Frau von Milde, der Frau Fürstin von Wittgenstein, Liszt und Cornelius eine lebhafteste Erörterung über die Schuld oder Nichtschuld Elsas, oder die Milderungsgründe für den begangenen Vorbruch statt, und Frau von Milde verteidigte ihre Schwester Elsa so lebhaft und dabei so erfolgreich, daß der lauteſte Widerspruch den Ton herabstimmen mußte. Cornelius legte diese Verteidigung der vortrefflichen Frau und Künstlerin einem Sonett zu Grunde, enthalten in einem ihr vom Dichter-Musiker gewidmeten „Sonettentrang“, der 12 ihrer bedeutendsten Rollen umfaßt. \* Dies interessante Dokument jener schönen Zeit „Hau-Weimars“ mag unsere Plauderei, die „par ordre superieur“ nur eine kurze sein darf — wohl bereits eine allzulange geworden ist — schließen.

\* Es sind: Elisabeth — Tannhäuser; Senta — „Holländer“; Elsa — Lohengrin; Agthe — „Freischütz“; Euryanthe; Brenore — „Fidelio“; Genoveva (von Schumann); Theresa — „Benvenuto Cellini“ (von Verdi); Elisabeth — „Tannhäuser“; Elisabeth — „Lohengrin“ (von Wagner); Cornelia (von Schopenhauer); Agthe; Margaria — „Barbier von Bagdad“ (von Cornelius). Schon diese Zettel allein geben ein Bild von der überaus regen künstlerischen Thätigkeit der Weimarer Oper unter Liszt im Jahre 1850.

Elsa.

(Frau Rosalie von Milde-Elsa spricht:)

„Du warst ein Andre, da ich Dir's versprochen,  
„Ich eine Andre, die Du liebst schweben;  
„Nun wir uns unzerrenlich angehören,  
„Sei mit dem Gürtel auch der Schwur gebrochen.“

„Fühl ich Dein Herz in meiner Brust nicht pochen,  
„Und willst in mir Dein eigen Selbst bestören?  
„Es muß die eigne Seele Dir zerstören,  
„Wenn mir die Brust von Zweifeln wird zerstoßen.“

„Ein höh'res Recht ist Deiner Liebe Gabe  
„Als jener Schwur, den ich zu brechen wage,  
„Auf daß ich ganz Dich fasse, ganz Dich habe.“

„O sprich ein Wort, daß mir ein Himmel lache!  
„Du meines Lebens Aem, Licht und Labe,  
„Woher die Fahrt? Dein Name! Sprich! — ich frage!“



## Der Taufpate.

Erzählung von Wilhelm Appelt.

**E**s war an einem wonnigen Frühlingstage des Jahres 1803. Goldig glitzerten die Sonnenstrahlen durch die Wipfel der hohen Tannen des harzduftigen Waldes, der sich sanft hinabzog bis an den Saum eines freundlichen, fern vom lauten Weltgewühl liegenden Dorfes Niederterreuth.

Auf dem einsamen Waldwege kam ein hochbetagter, feingliedriger Greis daher, welcher eine sorgfältig frisirte Perücke trug, die in einem stattlichen Hocke endete. Aus seinem tiefgefurchten Gesichte sprachen Milde und Herzengüte und auch eine reiche Fülle kinderhafter Feinheit.

Er hatte die schöne Frühlingszeit dazu benützt, einen kleinen Ausflug zu unternehmen, um sich fern von Wien an der neuverjüngten Natur zu erfreuen. In allen Zweigen sangen, zwitscherten und flöteten nun die Vögel und gurrten zugleich mit blühenden Auelein neugierig nach dem freundlichen Greise, ohne sich in ihrem Konzerte stören zu lassen, — schienen sie doch zu wissen, daß von diesem guten Menschen ihnen keine Gefahr drohe. Darin hatten sie sich auch nicht getäuscht, denn mit innigem Vergnügen lauschte er dem Gesänge der desiebenden Künstler. Aber auch in seiner Brust schien es zu trillern und zu jubelieren, als säßen lustige Vögelchen darin. Während seine hellen Augen in feuchtem Glanze strahlten, falteten sich unwillkürlich seine Hände und inmitten der leuchtendsten Wälderspitz sprach er, überwältigt von der herrlichen Schöpfung, ein inniges, tiefempfundenes Dankgebet.

So schritt er langsam dahin. Als er aber an eine Biegung des Weges gelangte, blieb er plötzlich stehen, denn unweit von ihm sah auf einem Moosbühl ein junger Mann, denn Kopf traurig in die eine Hand gestützt, während die andere einen entfalteten Brief hielt, welcher die Ursache seiner Schwermut zu sein schien.

Auf einmal erklang dem Traurigen sanft und mild die Stimme des Greises:

„Wo seht es, junger Mann, ist vielleicht die Liebste untreu geworden und hat einen Abgabebrief geschrieben, oder gibt es sonst ein schweres Leid zu tragen? Nur den frohen Lebensmut nicht verloren, dann wird schon alles wieder gut werden!“

Nach erhob sich der junge Mann, welcher der Dorfantor Wilhelm Reichardt war, und in einiger Verlegenheit stand er gleich darauf vor dem Greise, dessen Augen teilnehmend auf ihm ruhen blieben. Nach einer Weile erst begann er zu verlegen:

„Mein Liebesgramm ist es, verehrter Herr, der mich brüht, obwohl ich aus diesen fernem gelernt habe, denn meine Marie, welche aus einer wenn auch armen, so doch angenehmen Linger Bürgerfamilie stammt, sollte nicht so tief herabsteigen, die Frau eines unbedeutenden Dorfantors zu werden, wie ich einer bin, wogegen besonders ihre vornehme Verwandtschaft eiferte. Da gab es schwere Kämpfe zu bestehen und oft flossen unsere Thränen im gemeinsamen Leide. Aber in unzerrenbarer treuer Liebe

hing sie an mir und so überwand wir endlich alle Schwierigkeiten. Schon vier Jahresfrist ist sie mein trautes Weib, das mir von Tag zu Tag werter wird. Und jetzt, wo sie mich mit einem Kinde, einem herzigen Knaben, beschenkt hat, erscheint sie mir als junge Mutter als der Inbegriff des Glückes.“

„Wie aber harmoniert dazu der Schimmer, in den Sie vorhin ganz versunken waren?“

„Derselbe würde mich weniger aufheben, wenn er nicht auch mein Weib in tiefer Seele trübe, weshalb ich ihn doppelt schwer empfinde!“

Auf die freundliche Aufforderung des Greises hin begann der Dorfantor zu erzählen:

„Zu den vornehmen Verwandten meiner Frau gehört auch ein Vetter, welcher Kapellmeister in Wien ist, und gerade diesen hatte sie sich trotz meiner Bedenken zum Paten unseres Kindes ausersehen. Um sie nicht zu verlegen, schrieb ich endlich in unser beider Namen und bat in bezüchtlicher Weise, es nicht zu verschmähen, läßt die Patenstelle bei unserm Kinde annehmen und muß mit der ehrlichen Ehegattin zur Taufe erscheinen zu wollen. Um dem Herrn Vetter eine Ehre zu erweisen, beschloß ich, vor dem Taufpate eine kleine musikalische Festlichkeit bei mir zu veranstalten, zu welcher alle Sängler, Sänginnen und Musiker unseres Dorfes mit Freunden bereit waren; der eifrigste von allen war dabei unser alter Pfarrer, ein recht guter Violoncellspieler, dessen ganzes Sein die Musik erfüllt. Einstimmig wurde beschlossen, Haydn's „Jahreszeiten“ zur Aufführung zu bringen. Wie hätten wir uns auch ein Werk eines erhabeneren Meisters wählen sollen? Um recht würdig zu bestehen, hatte ich die Taufe auf vierzehn Tage hinausgeschoben, welche Zeit wir in beglücktem und unausgesetztem Proben zubrachten, so daß wir uns, wenn man unsere beiseidehenden Mittel in Anschlag bringt, vor wohlwollenden und nachsichtigen Menschen wohl getrost hören lassen konnten.“

Da seine Abfrage kam, glaubte ich selbstverständlich, daß die Patenstelle angenommen worden sei und so sandte ich denn heut früh unsern Pfarrers Jahrgesandten nach Wien, um den Kapellmeister nebst dessen Frau zum Taufpate abzuholen, was ich bei der Einladung gleich bekannt gegeben. Nach dem Mittagessen ging ich den erwarteten Gästen ein Stück entgegen, doch der Wagen kam leer zurück und nur einen Brief brachte der Kutscher mit. Derselbe rührte von des Kapellmeisters Frau her, ist an meine Marie gerichtet und ist voll verlegenden Hochmuts. Wie mein Weib in ihrer Ueberhebung und Verblendung glauben könne, — so schrieb sie — daß ihr Mann, der wohlbestellte Kapellmeister, bei dem Kinde des simplen Dorfantors Taufpate stehen werde. Wer freiwillig zu dem Böbel binabsteige, wie meine Frau es gethan, möge auch unter dem Böbel seine Taufpaten wählen!“

Der junge Mann mußte innehalten, denn vor Bitterkeit verlagte ihm die Stimme. Nach einer Weile erst konnte er fortfahren:

„Aber auch der Herr Kapellmeister“ — fuhr er fort — „brühte durch einige Zeilen seine künstlerische Empörung aus. Begnugend auf unser kleines musikalisches Fest vor der Taufe schreibt er: „Wie man den Namen Gottes nicht eitel nennen soll, so sollen auch Menschen mit geringem Können nicht die erhabene Kunst in den Staub zerren. Es sei ein freventliches Beginnen, unsern Haydn unterliches Werk durch kümperhafte Aufführung zu verunglimpfen. Der Schuster soll eben bei seinem Zeilen bleiben! Gewiß würde sich unser Vater Haydn über die zu erwartende Verarbeitung der „Jahreszeiten“ entsetzen, wenn er derselben bewohnen müßte!““

Wie vorhin der Schmerz, so machte den Kantor jetzt der Zorn verkommen, der ihm die Sprache raubte; dann aber ging es erregt und stürmisch weiter: „Es ist eine Kogel, uns den Vornam zu machen, daß wir die Kunst in den Staub zerren und das erhabene Musikwerk durch unsere Aufführung verunglimpfen, so daß sich der Vater Haydn davor entsetzen würde. Der Vater Haydn! Ja, freilich lieben und verehren wir ihn, wie einen Vater und sicher würde er unser Unterfangen nicht so lieblos verurteilen, wie unser gemüthloser und hochmüthiger Stabvater.“

Lächelnd hatte der Greis dem Zornesausbruche des Kantors zugehört, welcher nun, nachdem die erste Hitze vorüber war, wieder traurig und bestümmert zu Boden blühte. Dann fuhr er recht leintlaut fort:

„Welchen Schmerz wird mein liebes Weib darüber empfinden, wenn ich ohne den erstehnten Taufpate komme, sind doch die Götter schon versammelt! Ich traue mir gar nicht nach Hause und spränge fast lieber ins Wasser!“

Schmerzvoll schlug er die Hände vors Gesicht und lange stand er so da. Langsam und teilnehmend zog ihn dann der Greis dieelben herab. Da rollten nun die Thränen unaufgehalten über die Wangen des jungen Mannes, mühte er doch das Leid ausströmen lassen, das ihn heft getroffen. Als der Greis dieses sah, begann er milde, indem ein Strahl der reichsten Menschlichkeit sein Antlitz verklärte:

„Trösten Sie sich und nehmen Sie sich die Verlorenheit der Verwandten Ihrer Frau nicht so zu Herzen! Der Zufall hat uns beide heut zusammengeführt. Wie wäre es, junger Mann, da der erwählte Vate ausgeblieben, wenn Sie nun mit dazu erwählt würden, von ganzem Herzen gern bin ich dazu bereit!“

Bei diesem Anerbieten, an dessen Ernste er nicht zweifeln konnte, schaute freudige Hoffnung in das Herz des Kantors ein. Als er sich aber den Greis etwas näher betrachtete, wurde ihm recht befagen zu Wute, denn derselbe machte einen ungemein vornehmen Eindruck. Und der große Brillant an der Brustnadel blühte und glimmerte, daß es fast die Augen blendete. Doch das herzensgute Gesicht des Greises gab ihm bald seine frühere Vertraulichkeit zurück und wie warmer Sonnenschein flog es über sein Gesicht, als er fortfuhr:

„So gern ich die Patenstelle annehme, ebenso freue ich mich auf das kleine musikalische Fest, denn auch ich liebe die Musik über alles, ist sie mir doch seit meiner Kindheit schon das Teuerste auf Erden!“

Da rief der Kantor voll Eifer, innig des Greises Hand erfassend:

„Ich danke Gott, daß er mir einen so edlen Mann voll reichster Menschenliebe als Paten für mein Kind bebradt!“

Auf das herzlichste wurde der Greis dann von den im großen Musikzimmer bereits Versammelten begrüßt, als der Kantor ihnen denselben als Paten seines Kindes vorstellte und mitteilte, wie er dazu gekommen. Als sie aber erfuhren, wie herabwürdigend sich der Wiener Kapellmeister über sie und ihre musikalische Festlichkeit ausgesprochen, da wurde die Stimmung eine recht kriegerische und trotz der sonstigen Beiseideinheit der schlichten Leute machte sich doch das in so roher Weise verletzte Ehrgefühl derselben in erregten Worten Luft.

Nachdem einige Ruhe eingetreten, sprach der Pfarrer entschuldigend zum Gaste:

„Verehrter Herr, ich bitte dieses Ausbruch des Unwillens gütigst zu verzeihen, da derselbe ein so wohlbegründeter ist! Sind wir auch nur einfache Menschen mit nicht allzugroßem musikalischen Können, so tragen wir doch die Liebe zur Kunst und deren großen Meistern tief im Herzen und nur mit heiliger Andacht gehen wir stets an ein erhabenes Werk derselben! Der Vater Haydn aber würde uns wegen der Aufführung der „Jahreszeiten“ gewiß nicht zürnen, sondern sich an unserer Freude über seine Musik selbst erfreuen! Ach, ich finde ja nicht genug Worte, um Josef Haydn voll zu preisen!“

Da zuckte es recht eigen um den Mund des Greises, als der Pfarrer genötigt, und feucht schimmerte es in seinen Augen als er begann:

„Kein höherer Lohn kann dem Künstler für sein Schaffen werden, als die Liebe und Verehrung guter, mackerer Menschen, und gewiß würde Haydn, wie Sie richtig meinen, Herr Pfarrer, eine rechte Herzensfreude daran haben, der heiligen Aufführung beizuwohnen zu können!“ Lächelnd fuhr er dann fort:

„Da durch das Nichterscheinen des Wiener Kapellmeisters die Stelle des Dirigenten unbesetzt ist, so würde es mich freuen, wenn Sie mir die Ehre übertragen wollten, heute diesen Posten vorzuführen; ich habe mich durch mein ganzes Leben hindurch mit Musik befaßt und auch bereits zum öftern die Aufführung der „Jahreszeiten“ geleitet, bin also durchaus nicht Neuling in der Sache.“

Mit Freuden wurde dieses Anerbieten angenommen.

Als dann der Kantor in das Wohnzimmer ging, um seiner Frau alles mitzuteilen, da gab es, als sie den Abgabebrief ihrer Verwandten gelesen, bittere Thränen des Leides und der Entrüstung, welche sich jedoch gleich darauf in Thränen der Freude verwandelten, als sie erfuhr, welcher Erlas ihnen in dem lieben alten Herrn geworden.

Als die Wöchnerin dann mit dem Kinde auf dem Arme unter den Bekannten erschien, um den Greis als werten Gast zu begrüßen, da farbte helles Rot der Freude und Verlegenheit ihre Wangen, als sie ihm in innigen Worten dankte. Der Greis aber wußte so lieb, so kinderhaft heiter mit ihr zu plaudern

und zu scherzen, daß es der jungen Mutter war, als stehe ein teurer Vater vor ihr. Und als er ihr dann das herzeigende Kind aus den Armen nahm und sich nicht genug an demselben erfreuen konnte, da faßte sie seine Hand und führte sie zum Kusse an die Lippen.

Nachdem nun die Instrumente gestimmt waren und die Sänger ihre Plätze eingenommen hatten, trat er erst und feierlich der Greis in die Mitte derselben an das Dirigentenpult; mancher mochte wohl fürchten, daß der verehrte Gast seiner Aufgabe nicht gewachsen sein werde. Doch kaum hatte er den Dirigentenstab ergriffen, schien er ein anderer geworden zu sein und gleich einem siegreichen Feldherrn stand er mit leuchtenden Augen da, seine Scharen nochmals überschauend. Dann ein Klopfen an das Pult und das erhabene Wort voll unergänglicher Zügenbrühe nahm seinen Anfang. Wie von einem Zauber wurden alle durchdrönt und diese Wunderkraft ging einzig von dem hochbetagten Greise aus. Wie trefflich wußte er das Wort zu leiten und Schönheiten daraus hervorzuheben, von denen die anderen bisher keine Ahnung hatten!

Und als endlich der Schlussaccord erklang, da war es allen, als wollten sie noch immer in einer schöneren Welt. Dann aber verließen sie ihrem Entschiedenem Worte. Wie der Greis dies alles sah und hörte, da erstarrte ihn ein unennbares Glück, das sich nur in Tränen Luft machen konnte, welche ihm unaufgehalten perlengleich über die Wangen rollten, als er mit frommgeschalteten Händen und emporgewandtem Gesichte gleich wie im Gebet versunken dastand.

Als dann alles zur heiligen Handlung der Taufe fertiggestellt und der Patentbrief von dem Greise geschrieben war, übergab man diesem das Kind, auf welches er, während er es in den Armen hielt, innig niederblickte, und das auf seinen Wunsch den Namen „Josef“ erhielt.

Nachdem die Taufe zu Ende war, brachte der Pfarrer das große Kirchenbuch herbei und sich zum Tische legend, um den alle Anwesenden sich sammelten, sprach er zum Greise, die Feder in die Tinte tauchend: „Und nun bitte ich, verehrter Herr, mir Ihren Namen und Stand zu nennen, um Sie als Vater des Kindes hier in das Kirchenbuch einzutragen, wodurch uns zugleich die Freude wird, zu erfahren, wer heute als unser Dirigent das Werk so ausgezeichnet leitete; ich bitte also nochmals, mir nun gütigst Ihren Namen zu nennen!“

Da zog ein leichtes, schalkhaftes Lächeln um den Mund des Greises, als er mit klarer, volltönender Stimme sprach:

„Mein Name ist Ihnen bereits kein fremder mehr: ich heiße Josef Haydn!“

„Und Ihr Stand?“ kam es zitternd und kaum vernehmbar aus des Pfarrers Lippen, der fast nicht im Stande war zu schreiben.

„Komponist!“ lautete die Antwort des Greises. Da war es auf einmal, als sei ein Gott unter diese schlichten Menschen getreten. Aber nicht jubelvolle Freude gab es, sondern tiefe, heilige Stille herrschte rings umher und nur glühend hingten aller Blicke an dem Greise. Was aber die Herzen derselben dabei durchzog, das ist gibt es keine Worte.

Endlich erhob sich nunmehr der Pfarrer und mit überirdisch leuchtenden Augen starrte er dem Greise ins Gesicht und je länger er es that, desto tiefer bläute überzog seine Wangen. Ach, diese lieben, guten Züge hatte er ja im Wille schon gesehen! Dann aber rief er tief erschüttert:

„Ein heißer Wunsch war es stets von mir, einmal den großen, unsterblichen Meister Josef Haydn von Angesicht zu Angesicht zu schauen, und nun hat Gott mir denselben noch schöner erfüllt, als ich je zu hoffen wagte!“

Mit diesen Worten hatte der Pfarrer auch schon des Greises Hand erfaßt und mit heißen Küssen bedeckt. Dann aber fand die Freude lauten Ausdruck und es wollte ihnen nicht zu Sinne, daß der geliebte Vater Haydn auch wirklich unter ihnen weile. Der Dorfantor konnte nur in unzulänglichenden Worten seinem Glück Ausdruck geben; die junge Mutter aber schlang, ihrer selbst nicht mächtig, ihren Arm weich um den Hals des Greises, indem sie unter Tränen sprach:

„Nicht so groß und hochberühmt, aber so gut und edel möge mein liebes Kind, mein kleiner Josef, werden, wie sein von allen Menschen so verehrter Vater ist! Meinem Bette waren wir zu gering, Josef Haydn aber, dessen Namen in unergänglichen Ruhmesglanze strahlen wird, hat uns so hochbeglückt! Dank, tausend Dank dafür!“

„Wage auch dir, mein liebes Patenkind,“ er-

widerte Haydn weich, „stets das Wunderblümchen der Bescheidenheit in dem Herzen blühen, auf daß du Gott und den Menschen wohlgefällig werdest!“

Nachher saßen sie alle bei dem Taufschmaus und lauschten den Worten Haydns und trauten sich kaum zu küssen. Als das Burpurlicht der schwebenden Sonne bereits in vollen, rotgoldigen Fluten durch die Fenster drang, setzte sich Haydn an das unscheinbare Klavier und gleich darauf erklang daselbe in den lieblichsten Melodien, welche die Herzen der Hörer mit hoher Wonne füllten.

Als Haydn geendet und noch eine Weile gedankenvoll am Klavier sitzen blieb, erhob sich der greise Pfarrer und mit tiefbewogener Stimme begann er: „Nicht irdische Klänge sind es, die der große Komponist geschaffen, der heut in unserer Mitte weilt, sondern Klänge einer schöneren Welt, Klänge, welche noch in fernen Zeiten die Menschen wie ein seliger Jugendtraum umziehen werden! Uns allen aber werden die glücklichen Stunden, die wir mit ihm verleben durften, in heiliger Erinnerung leben bleiben! Das Glas erhebend rief ich nun freudig: Heil und Segen dem unsterblichen Meister der Töne, Heil und Segen dem guten Vater Haydn!“

In lauten Jubel klangen die letzten Worte wieder und klirrend trafen sich die Gläser.

Beim Scheiden faßte Haydn nochmals das Kind in seine Arme und leitete einen Kuß auf dessen Stirn hauchend, sprach er gerührt:

„Der Herr segne, schütze und bewahre dich! Und wenn ich einst längt in kühler Erde ruhe, dann denke mitunter liebevoll meines Vaters, der dir aus Herzensgrunde alles Gute wünscht!“

Und als sich dann der Wagen in Bewegung setzte und der milde Greis den Zurückbleibenden noch segnend seinen letzten Abschiedsgruß zuwinkte, erscholl es wieder laut wie Sturmesbräuen:

„Heil und Segen unserm guten Vater Haydn!“



## In tausend Augen.

Von  
Dr. Ch. Anruß.  
(Schluß.)

Alle Blicke wandten sich dem berühmten Tonkünstler zu, der mit seinem jüngeren Bruder, Arm in Arm, hereintrat und von allen herzlich begrüßt wurde. Während der Fülle hocherfreut auf das Brüderpaar zuellte, benutzte unser unglücklicher Apotheker die allgemeine Aufregung und die auf den berühmten Maestro ausschließlich konzentrierte Aufmerksamkeit, um sich in der Menge zu verlieren und sich in den verborgenen Winkel des Saales zu flüchten. Hier setzte er sich nieder und spielte, ängstlich zusammengekauert, den stillen Beobachter. Es war nicht möglich, eine edlere und poetischere Gestalt als die des berühmten Meisters zu sehen: sein etwas düstere Bild mit den beiden Fingerringen, die Schwerhörigkeit, an welcher er schon litt, sein ganzes Auftreten und Benehmen verbreitete über sein sonst so interessantes Wesen eine Art von edler Schwermut und stiller Geistesmajestät. Man mußte ihn immer wieder ansehen. Er schien sich darauf zu sein, seinen Lieblingsbruder hier einführen zu können, denn man konnte bemerken, wie sein dunkles Auge oft heller und freundlicher leuchtete, sobald es auf die jugendliche Gestalt des Bruders fiel, der sich nicht weniger zu freuen schien, daß Ludwig überall so begeistert Aufnahme fand. Letzterer begrüßte schwiegend die Fürstin, die auf ihn zu kam, brückte deren Gemahl die ihm freundlich dargebotene Hand, und lächelte den sich zu ihm drängenden Herren Golling und Breuning, den Bearbeiter des neuen Fidelio-Textes, anmütig zu. Dann nahm er zwischen dem Baritonisten Wagner und dem Tenoristen Ködel Platz, mit denen er sich in seiner lauten und abgemessenen Stimme unterhielt und denen er einige Instruktionen zu geben schien. Nachdem ersterer ihn eine Weile mit größter Achtung und Aufmerksamkeit angehört hatte, wagte er es, nachdem er sich vorher mit den verbindlichen Redensarten entschuldigt hatte, ihm die bescheidene Bemerkung zu machen, daß mehrere Stücke der Partitur, namentlich die Arie von Bizarro, aus welcher, seiner Meinung nach, kein Sänger etwas

Geistes machen könne, am besten ganz ausgelassen werden müßten. Kaum hatte er dies aber im höflichen Tone gesagt, als plötzlich Beethoven wütend und mit blitzendem Auge aufsprang und ganz entschieden erklärte, der Fidelio solle gar nicht zur Ausführung kommen, wenn auch nur eine einzige Note daraus getrichen würde. Nun wurde auch Wagner erregt und gab seinerseits die Erklärung ab, daß er die Arie nicht singen werde, und zog sich dann erregt nach demselben Winkel zurück, wo sich Herr Nikolaus Johann versteckt hielt, dem er, ohne es zu bemerken und ohne sich weiter zu entschuldigen, auf die Bühnengänge trat. Der Sänger war ein Hypochonder und bezog die Medikamente, die sein in der Einbildung beruhendes Leiden erheischte, aus des Apothekers Laden. Nun denke man sich des Vermissen Verzweiflung, als er, nachdem er kaum den heftigen Schmerz der in ihrer Ruhe gestörten Bühnengänge überwinden hatte, seinen Kunden in den Wartbrunnen hörte: „Gute der Teufel diesen Beethoven und alle, die diesem Troglöpe nahe stehen! Ich will nichts damit zu thun haben.“ Wieder ein Kunde weniger,“ dachte unser Apotheker und ließ den Kopf noch tiefer hängen. Wie sollte das wohl werden, wenn das so fortging? „O dieser heillose Bruder, der mir überall in den Weg tritt!“ — Das Koncert sollte nun beginnen, aber Ludwig von Beethoven war noch zu aufgeregt, obwohl man sich bemühte, ihn zu beruhigen. Er nahm aber keine Raison an und setzte sich mit verschränkten Armen murrend in eine Ecke, bis endlich die Fürstin, eine geistreiche, junge Dame, herbeikam und alle Hilfsmittel ihres Geistes und ihrer anmutigen und einschmeichelnden Nebengabe aufbot, den starrköpfigen Maestro zu erweichen, welches Wunder ihr denn auch endlich mit großer Mühe gelang. Ebenso begab sie sich zu dem Baritonisten und wußte auch diesen zu bewegen, seinen Platz am Pulte einzunehmen. Nun begann die Aufführung dieser Oper, die, obgleich sie schon im Jahre 1806 unter dem Titel „Leonore“ aufgeführt worden war, nun mit dem neuen Titel und Text den größten Beifall fand. Alle waren erkaunt über das Talent des großen Künstlers, das sich auch hier wieder aufs glänzendste bewährte; selbst der schmollende Bruder dort in der stillen Ecke konnte sich nicht enthalten, in den allgemeinen Applaus, der dem Ludwig am Schluß seines Werkes zu teil ward, aus vollem Herzen mit einzustimmen. — Als der „Fidelio“ zu Ende war, setzte sich der berühmte Pianist, auch eine sehr beliebte Persönlichkeit in der Musikreisen der alten Kaiserstadt, an das Klavier; um ihn besser hören zu können, lehnte sich Beethoven über das Instrument. Nachdem Himmel das Präliminum beendet hatte, begann er in meisterhaftester Weise zu improvisieren, so daß die Zuhörer entzückt lauschten. Als dies ungefähr eine Viertelstunde fortgesetzt wurde, wandte sich der schwerhörige Beethoven zu seinem Bruder Carl Joseph um und sagte ganz laut zu ihm: „Wann wird er denn endlich aufhören?“ Darüber indigniert stand Himmel sogleich auf und verließ den Saal.

Der Apotheker senkte tief auf. Wieder ein arger Querschnitt in seiner Rechnung! Himmel, der erst vor kurzer Zeit in Wien angekommen war, hatte seine Wohnung dicht neben der Apotheke „zum Adler“ genommen. Er war insofern der Riese erkältet und hatte, wie der würdige Pharmazeut sofort gemerkt, seit seinem Eintritt in den Saal fast ohne Aufhören geküsst, daher der gefächte Werfertiger von Mitteln gegen dies Uebel schon im stillen berechnete, wie viel Latrigintantur, Brustbonbons u. s. w. er den andern Tag an den Pianisten abgeben würde, denn schädlicher Weise konnte Himmel doch zu seinem andern gehen, als zu dem Bruder seines Kollegen, um so mehr, da er dicht neben diesem wohnte und es darum auch so bequem hatte. Aber nun Adel ihr schönen Berechnungen! Ihr schon in Gedanken eingezeichneten Gulden und Kreuzer! Der gottlose Ludwig hatte ihm auch diese Freude zertrübt, ihm auch diesen Kunden verstreut! Wann werden diese Reiben aufhören? Um in der Unzufriedenheit, welche Himmels Verschwinden erzeugt hatte, eine Ablenkung herbeizuführen und einer Auflösung der noch nicht beendigten Soiree vorzubeugen, winkte Beethoven nun seinen Schüler Ferdinand Ries herbei, der sich später auch als vortrefflicher Musiker einen Namen gemacht hat und bei Beethoven sehr viel galt. Sowie derselbe sich an das Instrument gesetzt hatte, begann er eine so reiche, mächtige und geistvolle Improvisation, daß man Himmel und die diesem widerwärtige Kränkung darüber ganz vergaß und sich von allen Seiten ein Gemurmel des Beifalls hören ließ. ... Möglicherweise die Thüren des Saales weit geöffnet und herein traten



der Graf und die Frau Gräfin von Z. Natürlich entstand hierdurch eine momentane Störung, denn das hohe Paar war den meisten Gästen bekannt und mußte daher begünstigt werden. Auch Ries unterbrach sein Spiel und wollte sich erheben, um sich von den eben Angekommenen, in deren musikalischen Kreisen er oft verkehrte, grüßend zu verbeugen. Aber Beethoven, der sich nicht erheben hatte, hielt ihn fest und drückte ihn auf den Sessel zurück, indem er ganz laut ansprach: „Bleib sitzen und kehre dich nicht an solche dumme Menschen!“ — Man kann sich vorstellen, welchen Eindruck dieser grobe Mißfall machen mußte; auch erwartete der arme Apotheker nichts Besseres, als daß man seinen Bruder und ihn zur Thüre hinauswerfen würde. Inzwischen war die Fürstin schon vermittelnd zwischen den erzürnten Grafen und Beethoven eingeschritten und hatte durch freundliche und begütigende Vorstellungen dem heftigen Wortwechsel, der zwischen jenen bereits entstanen war, soweit beigelegt, daß Beethoven sich, wenn auch mit großem Widerstreben, erbot, sich an das Klavier zu setzen und ein Stück zu spielen, das, wie er wußte, ein Lieblingsstück des Grafen war. Dies sollte gewissermaßen eine Art von Satisfaction sein. Die Gesellschaft war froh, daß dieses störende Intermezzo auf diese Weise in Vergessenheit gebracht wurde, und schon berührten des Meisters Finger die Tasten, als er in einem Spiegel bemerkte, daß sein Schüler Ries dicht hinter seinem Sessel stand. Er kehrte sich sofort nach dem jungen Manne um, sah ihn finstern an und sagte in schroffem Tone: „Warum stehst du hier? Habe ich dir nicht schon mehrmals gesagt, daß ich in deiner Gegenwart nie spielen werde?! Entferne dich!“ — Ries ging tief betrübt und mit Thränen in den Augen aus dem Saale, und dann erst begann Beethoven zu spielen.

„Ein merkwürdiger Mensch,“ sagte ein in der Nähe des Apothekers stehender Herr zu einer benachbarten Dame, „wissen Sie auch, warum er seinen Schüler und besondern Liebling, den braven Ries, in so brutaler Weise ansah und forschte? Sehen Sie, vor ungefähr einem Jahre hatte Beethoven die Sonate A. minor, sein dreißigzwanzigstes Werk, beendet und spielte sie Ries vor. Als dieser denselben Abend hier beim Fürsten war, ersuchte er auch des neuesten Meisterswerkes seines Lehrers, das er eben gehört habe und das ganz vorzüglich sei. Auf Witten des Fürsten trug der junge Mann, der ein ausgezeichneter Gedächtnis besitzt, mehrere Stellen daraus vor, die er sich besonders eingeprägt hatte. Der Fürst, wie Sie wissen, selber ein vorzüglicher Musiker und besonderer Freund Beethovens, ließ sich diese vorgetragenen Stücke noch einmal vorspielen, ging dann am andern Tage früh zu Beethoven, setzte sich an das Klavier und trug die Tags vorher gehörten Passagen ganz richtig vor. Beethoven erblachte, sagte sich aber gleich wieder und sagte bloß: „Ries hat eine Indistinktion begangen, er wird nie wieder von mir eine Note zu hören bekommen.“ Und davon haben ihn weder die Witten des Fürsten, noch der Kummer seines Schülers abbringen können.“ Wie lauschte unser Apotheker, als er diesen Vorfall vernahm, hülfte sich aber wohl, sich in das Gespräch zu mischen, weil sonst vielleicht sein Name bekannt werden könnte, aber innerlich ärgerte er sich, daß seines Bruders Tollheiten, wie er sie zu nennen pflegte, zum Stadtgespräch geworden seien. Mußte sein eigener Ruf nicht immer mehr darunter leiden?! Aber er sollte noch mehr von seinem Herrn Bruders Verstößen hören. Die Dame, an die sich jener Herr gewandt hatte, fischte nun auch auf, was sie von dem wunderlichen Komponisten gehört haben wollte, und der arme Apotheker wurde aufs neue in Aufregung und Ärger versetzt. „Was sagen Sie aber dazu,“ fragte die Dame an, „daß die Mutter der Fürstin, die entsetzliche alte Gräfin Thun, einst vor dem Trogpfopf gelegen und ihn flehentlich gebeten haben soll, noch ein wenig zu spielen — und der Eigensinnige finkte die Wägen geschüttelt und sich geweigert habe, dem Wunsch der alten, ehrenwürdigen Dame zu willfahren? Ist es nicht empörend? Was aber allem die Krone aufsetzt, ist folgender Fall, der kaum glaublich erscheint: Als in einer Soiree die junge Gräfin Kinsky seine schöne und melodienreiche Stimme lobte, da soll der übermüthige Mensch voll ladender Herablassung ganz laut gesagt haben: „So lassen Sie doch diese Stimme!“ — „Und hat sie es?“ — „Ja wohl, sie soll ihn geküßt haben; so verwöhnen und verzärteln die hohen Damen diesen Menschen; ist es da zu verwundern, wenn er immer fester und launenhafter wird? Unser liebenswürdiger Wirt trägt auch sein Teil dazu bei, denn wozu ist es nötig, daß er ihm hier in seinem Palais eine Wohnung einräumt und

ihn speiset? Aber er hat es mit allen Vermietern verborben und niemand will ihn in seinem Hause haben. Und wenn er sich hier wenigstens noch manierlich und dautbar bewiese, aber auch das nicht einmal; — so wurde mir kürzlich erzählt, daß er sich sehr häufig bei der Mittagsstafel verpöndelt und dann verlangt, daß für ihn allein angerichtet werde; auch murren er darüber, daß er sich dann besser anzusehen und zaiieren müsse. Die Geduld und Parteilichkeit des fürstlichen Ehepaares gegen diesen Sonderling hat wirklich etwas Fabelhaftes, ja sogar Mührendes, denn was sagen Sie wohl dazu, daß der Fürst aus Schonung seiner Empfindlichkeit dem Diener den Befehl gegeben haben soll, wenn er und Herr von Beethoven zu gleicher Zeit klingelten, dann erst diesen zu bedienen. Und — es ist laum zu glauben — als der Startpfopf diesen Auftrag zufällig hörte, da verlangte er für sich einen eigenen Diener!“ — „Aber, meine Gnädigste,“ begann nun der Herr, „das ist ja unerhörte; ist denn niemand da, der dem Halskarrigen einmal gehörig den Kopf zurecht legt? Hat er denn keine Angehörigen, die ihm ernstliche Vorstellungen machen müßten? Ich hörte doch, daß er Brüder haben sollte — wenn ich nicht irre, wurde einer derselben hier erst genannt.“ — „Wie fuhr der Apotheker zusammen, als er dies hörte! Unruhig rüttelte er auf seinem Sitze hin und her; schon wollte er sich leise entfernen, aber die Neugierde siegte, als er sah, daß die Dame sich anschickte, darauf zu erwidern. Und was mußte der Vermite nun hören? „Ach ja,“ begann jene, „er hat hier einen Bruder wohnen, ich glaube gehört zu haben, daß er Apotheker sei, aber wie man sagt, soll dieser dem Komponisten, was Schrüllen und Sonderbarkeiten betrifft, ziemlich ähnlich sein, so daß —.“ Da brach die Rede ab, denn in demselben Augenblick begann Ludwig van Beethoven ein neues Stück zu spielen und lenkte dadurch die Aufmerksamkeit jenes sich eben unterhaltenden Paares auf sein Spiel. Aber unser armer Apotheker hatte genug gehört: also in solch üblem Rufe stand er?! Er, der ankündigte, still für sich lebende Mann, wurde diesem Sonderlinge, diesem Unhöflichen gleichgestellt?! Das hatte er nicht geglaubt, daß man so über ihn urtheilen werde — und daran war kein anderer als der Ludwig schuld, der ging auf seinen gänzlichen Ruin aus! O dieser gottlose Bruder! Ganz geknickt sah der Vermite da und hatte kein Ohr für die prachtvolle Improvisation seines Bruders, der alle entzückt lauschte. Als der Komponist einige Minuten pausirte, trat der vorhin von ihm so tief beleidigte Graf von Z. selbst auf ihn zu, drückte ihm voll Entzückens die Hand und sagte ihm die größten Schmeicheleien. Der Maestro dankte herablassend und begann aufs neue zu improvisieren und als hörten wieder mit Stauern und in der größten Stille zu, als seine Augen zufällig nach jenem Winkel schauten, wo der betäubte Pharmazeut durch den stehenden Blick seines Bruders gebannt, wie ein Vogel durch den Blick einer Schlange, in sich aufzusammensinken, sah. Ludwig hörte sogleich auf zu spielen, erhob sich, ging mit hastigen Schritten auf seinen Bruder zu und sagte, indem er ihn mit durchbohrenden Blicken ansah, ohne sich weiter um die Gesellschaft zu kümmern, etwa folgende Worte: „Mein Herr, als ich eines Tages kein Geld hatte und mich an Sie wandte, da haben Sie mir zehn lumpige Thaler verlast, wofür ich mir ein Klavier mieten wollte, um meiner herrlichen Kunst zu dienen, wodurch der Name Beethoven berühmt geworden ist. Sie sind nicht wert, diesen Namen zu führen und haben kein Recht, hier zu weilen und mich zu hören. Sie sind ein Glender! Auf der Stelle fort von hier! hinaus mit Ihnen! Sont werden Sie Durchlaucht Diener kommen und Sie hinauswerfen!“ Dann drehte er sich ruhig um, als wenn nichts vorgefallen war, und setzte sich wieder an das Instrument, um weiter zu spielen. Man kann sich schwerlich eine Vorstellung davon machen, wie die Anwesenden den Mann ansahen, als er diese vernichtenden Worte an den tief erschrockenen und wie Spinnen zitternden Bruder richtete. Dieser aber, auf den sich nun aller Augen richteten, eilte behäut, der gebietrischen Weisung Folge zu geben, und stürzte wie wahninnig zum Saale hinaus. Wie er nach Hause gekommen, das kam ihm noch lange Zeit nachher nur wie ein wilder Traum vor. Die alte treue Hausknechtin wollte ihren Auen laum trauen, als ihr Herr, der so frühlich vorher abgefahren war, nun verstorbt, gleich wie der Tod und im traurigsten Aufzuge plötzlich vor ihr stand und auf ihre ängstlichen Fragen, was ihm denn zugestoßen sei, nur die dumpf hervorgerufenen Worte: „O dieser Ludwig! Welch ein Verrüder!“ vernahm. Lange, lange konnte der arme Mann diesen harten Schlag nicht überwinden. —

Als die Soiree vorbei war, und die Gesellschaft sich verabschiedete, nahm Ludwig seinen Bruder Carl Joseph bei der Hand und sagte, indem er ihn dem Fürsten von Richnowski vorführte, mit größter Herzlichkeit:

„Dieser hier ist mein guter Engel gewesen. Obgleich noch sehr jung und unerfahren, hat er Tage und Nächte damit zugebracht, Noten oder Akten zu kopieren, um mir, auf dessen Unterstützung er angewiesen war, erkenntlich dafür zu sein und mir die Zeit zu lassen, mich in meiner Kunst zu vervollkommen. Auch würde ich heute Abend eher Erw. Durchlaucht Unnade riskiert haben, als ihm nicht heute während des ganzen Abends vorzuspielen. In der Regel spiele ich, wie Erw. Durchlaucht ja wissen, nur ein Stück, aber heute habe ich mehr gespielt, lediglich feinetwegen. Dem streng genommen ist es sein Eigentum, ich trage ihm nur eine Schuld ab.“

Als er dies sprach, wuschte er sich eine Thräne aus dem Auge und ging hastig mit dem Bruder fort, die Zeugen dieser Scene nicht minder gerührt als erkannt über ebensoviele Sonderbarkeiten und Launen, als echte Seelengröße und Herzensgüte zurücklassend.\*



## Rache ist süß.

Eine lustige Begebenheit aus dem Theaterleben.

Erzählt von

Fritz Keller.

Unter der üblichen Maske eines dreimaligen Probeespiels debütierte an der Sommeroper zu M. ein junger talentvoller Tenorbuffo, zwar mit gutem Erfolg beim Publikum, doch ohne vor den Augen des geistreichen Herrn Kritikers, eines Dr. P., Gnade zu finden, dessen Feder den Engagementskontrakten am Theater vorstellte immer die engültige Signatur zu geben pflegte. Umsonst war dem jungen Theatrischer — Albert nannte er sich — der Rat erteilt worden, nicht auf seine Leistungen allein sich zu stützen; wohlwollend hatte man ihm zugerathen, daß der arggeführte Herr Doktor, ein großer Freund kulinarischer Genüsse, Einladungen zu solchen keineswegs verschmähe; — Albert haßte derartige unanständige Mittel zu künstlerischen Erfolgen, worauf, wie zumeist in solchen Fällen, auch bei ihm das Ende vom Liede war, daß der Direktor das Engagement zurückwies, da: — „bei aller Anerkennung des Publikums, die Kritik jedoch gar zu ablehnend sich verhalten hätte.“

Müthig trollte sich der junge Künstler nach seinem Absteigequartier zurück, drückte sich in die äußerste Ecke des einsamen Gastzimmers und hing seinen Gedanken nach. Mit der Zeit jedoch konnte er — als Menschenbarsteller — einem unwillkürlichen Interesse an den außer ihm noch anwesenden, höchst charakteristischen Personen sich nicht entziehen. Es waren dies ein hagerer, aufgeregt zänklicher Schneider und der vierstündig phlegmatische, ebenso früh angebundene als unblutbar rechtshaberische Wirt, welche beiden — jener vom Stammtisch aus, dieser hinter dem Büffet hervor — die seltene politische Frage von dem Revanchebedürfnis der Franzosen diskutierten. Des Schneiders Argumente gipfelten unaufhörlich in dem geistvollen Auspruch: „Rache ist süß!“ während der großbrüstige Wirt gleich unverdrossen bei der ebenso inhaltsschweren Behauptung verblieb: — „So wie ich sag, so ist's allemal!“ Immer höher stieg der Gegenstand der Debatte, immer kräftiger wurden die gegenseitig fallenden Anredeformen und Scherzartikel, und als der Schneider endlich ein paar allerdings laum noch mißzuverstehende „Gel!“ weit über den Schenklich hinweggeschleuderte und dem biden Rechtshaber dabei doch gar zu angänglich nahe kam, griff ihn dieser mit seiner Linken, duckte ihn vollends nieder und gab ihm fastig ein Köderchen zu kosten, das sich die Rechte — a tempo damit — vom Flaschenschrank des Büffets heruntergelangt. Einige zu Vo-

\* Später wurde das gute Einvernehmen mit dem Bruder Carl auch geküßt; er erfuhr auch von seiten dieses manchen Stränkung. Carl hinterließ einen reichbegabten, aber sehr leichtsinnigen Sohn, den Ludwig dann adoptierte. Aber der schwärzliche Lügner war kein Sohn. Der ungerechte Rache lieg und betrug den väterlich geküßten Dheim. Er besuchte Liebe und Zugen und gab sich allerlei Ausschweifungen hin und der Pflegerbar glaubte ihm nur zu leicht. Das arme, weiche Herz Ludwigs sollte sich an dieser ausopfenden, vercatenen Liebe allmählich verbluten.

den klirrenden Kläffern befreiten den Schneider aus seiner gedrückten Lage, der gleich Schirm und Schilder nahm und unverzüglich zur Thüre hinaus entflohen, doch nicht ohne unaufhörlich noch sein „Rache ist süß!“ gemeldet zu haben.

Darin konnte nun Freund Alberti dem armen Teufel nur beistehen, zumal er unwillkürlich seines trübsüchtigen Doktors gedenken mußte. „Gast recht, Schneiderlein!“ murmelte er vor sich hin, „Rache ist süß!“ Damit erhob er sich und den biederbärtigen Wirt, der das Möbchen eben wieder an den gewohnten Ruhezug wenn nicht Melereposten legte, freundlich die Hand bietend, schied er mit den Worten: — „Ich muß jetzt in die Stadt, — damit Sie's wissen, falls jemand nach mir fragen sollte.“

Er ging aber nicht auf die Straße hinaus, sondern in sein Logierzimmer. Dort wechselte er flugs den Anzug, hing sich einen krüppeligen Walkart an, machte mit wirrer Perücke und großem Schlafputz sich vollends unkenntlich und fand nach wenigen Minuten schon wieder in der Gaststube seinem Wirt gegenüber, der jeden Anderen eher als seinen Zimmergast nun vor sich zu sehen wählte.

„Herr Alberti zugegen?“

„Nein!“ lautete kurzbländig die Antwort.

„Warum nicht gar! So hätte er nicht auf mich gewartet?“

„Nein!“ war die Erwiderung, barsch wie zuvor.

„Nicht möglich! unbedingt! Er wird auf meinem Zimmer!“

„Nein! nein! nein! nichts da! ist fort!“

„Sie irren sich ganz gewiß, Herr Wirt.“

Diesem suchte bereits das Blut in die Höhe: — „Zum Saten, Herr, — ich irre mich nie — verstanden? — So wie ich sag!“

— so ist's noch lange nicht allemal, Sie Mecht-haber, Sie! Der Sänger Alberti ist wohl hier zugegen — er sitzt sogar vor Ihnen, wie Sie sehen — habahab! — So lachte nun dieser, indem er, Hut, Bart und Perücke entfernend, dem Hügelfuß sich zu erkennen gab. Der rix natürlich verblüfft die Augen auf: — „Hagennacher! Koffenreiser! alle Leute zum Besten zu haben!“

„Ein Scherz — für Sie eine Lehre zugleich! Doch nichts für ungut! Ade!“ Die Probe war gelungen, — die Vorbereitung zur Rache getroffen.

Der Dide, den es bereits in den Fingern juckte, suchte brummend seine alte Gele wieder auf, wo er mürisch den Kopf sinken läßt, bis die Augen ihm zu fallen und er allgemach einzunicken beginnt. Doch mochte wohl kaum erst ein Viertelstündchen verstrichen sein, da knarrt die Thüre, und der Schmärer fährt wieder in die Höhe. Die Dienstmägde auf dem Kopf, den Kopf hoch hinauf zugedreht, Alken unter dem Arm, erscheint ein Gerichtsbedienter.

„Der Diener Alberti logiert bei Ihnen; — ich habe den Auftrag, denselben wegen verweigerter Offenbarungseides sofort zu verhaften.“

„Echt doch! Schade! Vogel ist ausgeflogen.“

„Geben Sie sich keine Mühe, Herr Wirt, den Arrestanten vor mir zu verbergen.“ Benetzt trockenem Tones der für alle Euren durchwegs unempfindliche Beamte, „ich weiß genau, daß der zc. Alberti zwar abzureisen im Begriff steht, augenblicklich jedoch sich bei Ihnen noch aufhält. Sollten Sie dies zu bestreiten fortfahren, so müßte ich trotz meines Amtes —“

„Nun war's genug!“ „Herr,“ erumpelt stoßweise der hochrot Erglühende, Feuer und Flamme Seiende, „Sie unterstehen sich — in meinem Hause — wegen so eines Lumpen — mit dem ich ganz und gar nichts gemein haben mag.“ — doch das Wort erfiert ihm auf der Zunge, indem der Gerichtsvollzieher Mühe, Perücke, Nase und Bart abnimmt und lächelnd wieder der Schein Alberti zum Vorschein kommt.

„Das Donnerwetter!“ wütet der abermal's Gefoppte und lange zum Maschenschränken hinauf. Doch Alberti springt flugs zur Seite und gewinnt die Thüre, bevor noch der wichtige Hieb auf ihn niederfällt.

„Nun ist er gefallt, — so will ich ihn haben!“ lachte er sich ins Häufchen, indem er, auf seinem Zimmer wieder angelangt, nun in den besten Witzengang sich warf. Zum Doktor W. ging's nun, wo er mit erbeuchelter Freundlichkeit ungefähr also anhub: — „Sie haben mir zwar arg mitgespielt, Herr Doktor, indes — ein offener Tadel gilt mir höher, als ein befangenes oder gar beeinträchtigtes Lob. Aus jenem wird man immerhin etwas lernen können. Gewiß haben Sie in dem beschämten Namen der Zeitungsblätter nur zum geringsten Teil Ihrem Herzen Luft machen können, — möchten Sie daher, um noch weiter mir den Terg zu lesen, vielleicht an meinem

heutigen Abschiedsmaße teilzunehmen das Vergnügen mir bereiten?“

„Er warum denn nicht, mein ebenso liebenswür-diger als recht verständiger junger Freund! Hätte ich Sie eher in dieser Weise kennen gelernt —“

„Schr verbunden, Herr Doktor! Ich logiere im „Deutschen Hause“; dort bitte ich — punkt 2 Uhr — im Gastzimmer am Büffet gefälligst nur nach dem Sänger Alberti zu fragen. Der Wirt, ein zwar etwas derber, jedoch kreuzreicher Mann, wird ungewisselhaft Ihnen sogleich ganz gebührenderweise Rede stehen.“

Ein diabolisch verschmitztes Lächeln spielte um die Lippen des Minen, als er den Doktor verließ. Rasch kehrte er ins Hotel zurück, bezahlte, was er schuldig, packte seine Koffer und schickte sie auf die Eisenbahn. „Doch müßt Ihr nicht etwa denken, daß ich schon abreise, Gewatter Siegrimm,“ rief er dem Wirt hinter dem Schenklisch zu, der ihn seines Blickes zu wür-digen schien. „Damit hat's noch Zeit, und man kann gar nicht wissen, ob wir uns nicht — auf irgend eine Art — inzwischen noch einmal wiedersehen,“ fügte er recht spitzig hinzu — „Ich gehe einzuweichen zum „goldenen Hirsch“ hinüber, wohin ich nur einige brave Kollegen zur Abschiedsfeier geladen habe. Sollte vielleicht nach mir Nachfrage gehalten werden —“

— so weiß ich Weisheit und werb's bestens ausrichten!“ unterbrach ihn mit pöblich seltsamer Freundlichkeit der durch Schaben und Spott nun doppelt Gefränkte, während er zwischen den Zähnen murrte: „Ach, wollte er es doch nur ein einziges Mal noch rüsten — die Hölle sollte es ihm lohnen!“

Dem Deutschen Hause gerade gegenüber, im „goldenen Hirsch“ saß — wie gewöhnlich zur Mittagszeit — ein stattlicher Kreis lustiger Theaterleute um den Stammtisch herum und „Willkommen! Prost!“ scholl es aus allen Kehlen, als Freund Alberti nun auch noch erschien. „Nun Heister, ihr Herren!“ kommandierte dieser gleich beim Eintreten, „ich will euch zum Abschied ein Schauspiel noch bereiten, wie's wohl keiner von uns bisher erlebte. Aber daß ihr mir auch ein dankbares Publikum abgibt und dem Helben des Stückes bei seinem Abgange recht lauten Beifall klatscht. „Echt, dort kommt er schon!“ Im Nu, von der Kueger beflügelt, hatte die ganze Gesellschaft sich um das geöffnete Fenster gruppiert, das nicht allein freie Uebersicht über die Straße, sondern auch den ungehinderten Einblick in das geradeüber gelegene Gastzimmer des „Deutschen Hauses“ gewährte. „Ei lecht doch!“ tönte es aus dem Munde aller, als man auf der anderen Straßenseite Dr. W., den gefürchteten Kritikus, schmunzelnd herantrippeln sah. Am „Deutschen Hause“ machte er Halt, blinzelte erst ein wenig um den Eingang herum und trat dann durch die Seitenthür ins Gastzimmer dabeist. Deutlich konnte man nun vom „goldenen Hirsch“ aus verfolgen, wie der Doktor sich ans Büffet begab und etwas zu fragen schien. Gleich darauf kam hinter letzterem eine gewaltige Faust zum Vorschein, die den Doktor packte und eifern fechtete, während ein Möbchen mit Blüth-schnelle auf den jämmerlich Zappelnden ununterbrochen niederfiel.

Das war ein Gaudium im „goldenen Hirsch“, ein Hüpfen und Springen, Zucken und Jubilieren, wie wenn die lustigen Brüder allsamt plötzlich von Nachtrümpfen geschüttelt würden. Und als endlich die Gaststubeenthür drüben sich öffnete und Hals über Kopf der Herr Doktor heraustrat, kam, da empfing ihn vom gegenüberliegenden Fenster, zu dem er unwillkürlich hinaufblicken mußte — eine Beifalls-salve, wie sie der Herr Kritikus trotz seiner langen Theaterpraxis gewiß noch nie zuvor erlebt haben dürfte. Es war die sprechendste Illustration des Sprichwortes: „Rache ist süß!“



### Aus Bayreuth.

Und wieder sind zwei Jahre ins Land gefrichen, wieder ist der Ruf an deutsche Sänger und Dichtkünstler ergangen, sich um den heiligen Gral auf Wunschat zu scharen, wieder sind Ausführende und Schaulende in hellen Scharen zur kleinen, hübschgelegenen Stadt am Nordbahren geeilt. Mit Müß' und Not gelangt es dem Säumen, der nicht schon vier Wochen vorher ein Billet bestellt, im

letzten Augenblick durch die Freundlichkeit des Ver-waltungsrats das Billet einer jeden erkrankten Ameri-kanerin zu erstehen, und wenn ihm das Wohnungs-büreau keine Unterkunft mehr nachzuweisen vermag so bietet ihm ein altes Mitterchen, das mit Argus-äugen die Besucher des Büreaus beobachtet, ein „söhn-liches“ Zimmer zum Preise von 3 Mark nächstlich an — denn den Tag über ist man nie zu Hause — und selbst wenn dasselbe in der engsten Gasse liegt, niedrig und eng ist, und seine Schönheit erst dann be-ginnt, wenn man dasselbe verläßt — „dort, wo du nicht bist, ist das Glück“ —, so murrst man nicht, denn man ist ja in Bayreuth, und das Brot schmeckt nie besser, als wenn der Brotkorb ein wenig hoch hängt, der Genuß ist nie vollkommener, als wenn man denselben durch allerhand Mißlichkeiten erschnappen muß. Eine Galerie gibt es ja im Festspielhause nicht, oder nur eine solche über der Fürtienloge für die Ein-gebornen Bayreuth's, welche für ihre freiwilligen Dienste, als da ist: Verheerung der mitwirkenden Künstler, mit einem Freispaß auf der Galerie beglückt werden. Wir aber, die wir von den Grenzen Deutsch-lands herbeigeigelt sind, haben, wofen nicht fütliches Blut in unseren Adern fließt und wir aus der Fürtienloge auf die vor uns stehenden gewöhnlichen Sterblichen hinabsehen, für unsere 20 Mark das Vor-recht, neben dem Millionär oder Dichter, neben dem General oder Engländer als gleichberechtigtes Mitglied der Gemeinde in Bayreuth zu sitzen. Die Rechte eines solchen Mitgliedes sind allerdings nur passiver Natur, sie heißen: Zuhören! Denn den auf den Eintritts-farten gültig gewährten Besuch der freigehaltenen Restaurationsräume“ kann man eigentlich nicht als besonderes Recht bezeichnen, da dieses auch jedem anderen, vielleicht nicht nach dem Buchstaben der Ver-ordnung, aber doch durch die Unmöglichkeit der Kon-trolle freisteht. Ja, wenn noch freie Verpflegung dabei wäre! Jenem Recht des Zuhörens dürfte es nach einer gewissen Pflicht gegenüber, deren Ausübung nach einer sehr wenig guttenden, obgleich häufig angewendeten Nebenart sogar goldene Gewinne ab-werfen soll: die des Stillschweigens. Daß man als wohlzogener Bayreuthianer nicht die Vorstellung in der Mitte durch unziemenden Beifallsturm stört, ist selbstverständlich. Aber nicht einmal nach den einzel-nen Akten soll das geschehen. Doch wohin mit dem während des Akts angelammelten Zinkstoffs der Be-geisterung? Wir haben also nach den einzelnen Akten tüchtig applaudiert, wir haben bewiesen, daß das unter gutes Recht war, und es ist sogar gut zu klats-chen; denn wir weiß, wohin der stehengebliebene Entzückasmus sonst noch führen könnte! Zur Schwär-merei? Zur Ueberpantheit? Es wäre schade, wenn das fröhliche, herzerfreuende Leben und Treiben in Bay-reuth dadurch eine Stille erleiden müßte, und darum haben wir lieber geklatscht nach Herzenslust! Daß der Vorhang immer geschlossen blieb trotz des Klats-chens, was verhängt das! Die Leute dahinter und die da unten im Orchester haben doch vernommen, wie es uns ums Herz ist, und zu einer Konzession hat sich doch auch die eiserne, mittellose Bayreuther Bühne gegen den Zuschauer bereit finden lassen; sie hat am Schluß jeder Oper — Verzeihung, jedes Musik-dramas — ich bitte um Vergebung, jedes Bühnen-werks . . . die Meisterfinger sind ja doch kein Büh-nenwerkstüchlein — Metung! ich hab's; jedes Fest-spiels den Vorhang noch einmal auseinandergezogen (in Bayreuth geht bekanntlich der Vorhang nicht in die Höhe, sondern auseinander, was sich viel schöner macht), um dem Zuschauer noch ein kleines Andenken mit auf den Weg zu geben. Das war aber auch das Beste, und ich habe mit der Uhr in der Hand nachgesehen, wie lange der Beifall, das Rufen, Rufen, Rufen, Nummern nach der ersten Vorstellung der Meisterfinger dauerte, es waren bis zum Schluß des letzten Aufzuges der Begeisterung in den festhän-gigen Händen einiger Jünglinge — die andern hatten schon vor Schmerzen nicht weiterklatschen können — genau gezählt 7 Minuten 43 Sekunden, für Beifall eine erschrecklich lange Zeit, beinahe so lang, als wenn man bei seinem Vorgelegten Audienz hat und man auf ihn warten muß. Doch eher hätte unser Klatschen die Mauern des Bayreuther Festspielhauses zu er-schüttern vermocht, als das harte Herz desjenigen, der zu entscheiden hat über Falten und Aufgehen des Vor-hanges. Ich habe da natürlich nicht mitgeklatst, sonst hätte ich nicht so aufmerksam die Uhr verfolgt können. Wenn ich jemanden nicht zur Liebe zwingen kann, so stehe ich von meiner Liebessüß' ab, und Grundstücke sind doch auch dann heilig, wenn sie sich gegen uns selber richten. Ich habe mir meinen Bay-reuther Entzückasmus eben nach den lokalen Erfor-dernissen zurechtgelegt, ich freue mich nach innen,

und überschreite meine Befugnisse. „Zuhören und Stillschweigen“ nicht um eines Haars Breite. Ich habe die angenehmsten Erfahrungen mit meinem Enthusiasmus gemacht, und kann versichern, daß er mir viel besser bekommt, als meine laute Begeisterung früher, als ich noch jung war und noch dachte, daß sich dem Jüngling alles öffnen muß, sogar der Vorhang in Bayreuth. Vor allem hält meine Begeisterung viel länger vor; es ist mir nach Monaten noch, als hätte ich das alles erst gestern erlebt. Unter der Asche meines schönbar ruhigen äußeren Menschens regte eben unaussprechlich der Funke der Bayreuther Nacherinnerung, er erwärmt mich vielleicht mehr, als einen andern das Strohfeuer lobender Begeisterung, und ich kann nur allen den wohlmeinenden Rat geben, sich ebenfalls in dieser Weise zu verhalten.

Eine musterhafte Ordnung herrscht in allen äußeren Anordnungen. Die lange Wagenreihe, welche sich von der Stadt am Bahnhof vorbei zu dem hochgelegenen Theater entlang zieht, wird durch das strenge Gebot des Heilhaltens geregelt, und die willkürlichen Preise der Stühle gehören einer längst vergangenen Vergangenheit an. Die Polizei ist den Uebertretern ihrer Satzungen hart auf den Fersen; ich habe es selbst erlebt, daß eine Ueberforderung drei Stunden nach erfolgter Anzeige geahndet wurde. Im Festspielhaus mit seinen vielen Ausgängen vollständig ist alles mit größter Ruhe und Ordnung, und nach dem Erschallen des Signals — in Bayreuth fragt man nicht: „Hat's schon geklingelt.“ — sondern „hat's schon geblasen?“ — nehmen alle ihre Plätze ein. Zu spät kommen darf man freilich nicht. Denn während des Vorspiels herrscht ägyptische Stille, allen erwünscht, die anhängig der unsichtbaren Musik lauschen, nur denen nicht, die nach Plätzen suchen, und später gibt nur der Widerschein der Bühnenbeleuchtung dem Zuschauerraum ein spärliches Licht. Doch habe ich auch mehrere Nachzügler bemerkt, die mit Erfolg ihre Plätze gefunden haben, dank der allgemein herrschenden Liebenswürdigkeit aller Festspielgäste. Es ist als ob der Aufenthalt in Bayreuth alle freundlicher, entgegenkommender stimmte. Von irgendwelcher Mißlichkeit, wie sie bei dem scharfen Partiekampf in der Wagnerfrage früher in Bayreuth nicht gerade selten waren, ist mir nicht das Geringste bekannt geworden, es sei denn, daß sich zwei Musiker in etwas empfindlicher Weise über das Zeitmaß des Parsifalvorspiels stritten.

Dies Vorspiel wurde allerdings so langsam gespielt, wie ich's noch nie gehört habe. Es war, als ob diesen Tönen das menschliche Maß fehle, als ob sie uns in die Welt der Unendlichkeit, des Schauers, der heiligen Stille versetzen wollten, und ich geteile, daß mir dabei abwechselnd kalt und heiß zu Mute wurde. Dabei war dennoch von der Empfindung einer Länge nicht die Rede, und wenn alles gehend und unerschöpflich schien, so war es doch eines mächtigen Eindrucks gewiß. Schon an diesem Vorspiel, das alle die Vorstellungen am 22. Juli nachmittags um 4 Uhr eröffnete, konnte man sehen, daß der junge Kapellmeister Fritz Motz aus Karlsruhe, der den bisherigen Parsifaldirigenten, den schwererkrankten Münchener Hofkapellmeister Levi zum ersten Male vertrat, mit Feinheit und Sicherheit seines Amtes zu walten wußte. In der That stand während des ganzen Bühnenweihfestspiels das Orchester wieder auf der sonstigen Höhe. Einen noch glänzenderen Beweis hiervon bot die Vorstellung der Meisterfänger unter dem Wiener Hofkapellmeister Hans Richter am 23. Juli. Die verwinkeltesten und vielschmigsten Tonzüge wurden mit wahrhaft plastischer Klarheit wiedergegeben, und die Hauptmotive hoben sich immer deutlich von den Nebenmotiven oder dem verzerrten Beilwerk ab. Dabei war die Klangfarbe des Orchesters an beiden Abenden eine blühende und reiche, im Parsifal vielleicht noch im einzelnen mehr verfeinert und abgetönt, in den Meisterfängern in schönen, großen Strichen gezeichnet; es war ein Vergnügen, allein das Orchester zu hören. Doch das Orchester ist ja in der Oper nicht die Hauptkraft, wenn es auch eine noch so bereichende Sprache spricht; es soll ja nur ein Dolmetsch der Empfindungen der Personen auf der Bühne sein, und muß also diesen unbedingt das erste Wort abtreten. Das hat Wagner gefordert, und um seine Forderung nicht durch eine Verarmung der orchestralen Mittel zu erreichen, hat er das Orchester verfeinert und gedämpft. Und wenn noch so wenige Theater seinen Grundfatz sich zu eigen gemacht haben und manche nach schwachen Versuchen wieder zu dem „altbewährten“ System des sichtbaren Orchesters zurückgekehrt sind, so ist doch ganz zweifellos die Bayreuther Anordnung für alle modernen Opern das einzig Richtige, und es steht zu hoffen, daß trotz

Erzählwinkels und Philistertum dies richtige Prinzip doch eines Tages zu allgemeiner Geltung gelangt sein wird.

Ginglich der Bewegung der einzelnen Rollen schenke ich anfangs über Bayreuth wieder einer jener Linien zu walten, welche jedem Theater in Gestalt von Feiertag, Erkrankung eines Künstlers, von bösem Willen zu schmelzen, verhängnisvoll werden können. Der vortreffliche frühere Darsteller des Parsifal Winkelmann mußte leider infolge seiner angegriffenen Gesundheit auf die Mitwirkung verzichten. Da erwies sich denn ein junger belgischer Tenorist aus Antwerpen mit dem berühmten Namen van Dyck als Retter nicht allein der Ritterschaft des Grales, deren König er wird, sondern auch der Vorstellungen des Parsifal, in denen sonst her bewährte Wagnerlänger Jäger allein hätte die Titelrolle singen müssen. Trotzdem er noch nicht lange mit der Welt der Oper vertraut ist, trotzdem er noch weniger in der Kenntnis der deutschen Sprache langjährige Übung hat, wagte er den Versuch, und derselbe ist nicht allein als Versuch glänzend ausgefallen, sondern hat vielfach die Höhe einer vollkommenen Kunstleistung erklungen und jedenfalls in den Parsifal ein sympathisches, neues Element eingeführt. Schon seine Erscheinung macht ihn zu einem prädestinierten Parsifal, und das Aufsehen, das er überall erregt, wo er sich auf der Straße blicken läßt, folgt ihm auch auf die Bühne, wenngleich er hier nur ganz von seiner Rolle erfüllt erscheint. Er war mit einer Eingebung bei der Sache, die unwiderstehlich auf seine Zuschauer wirkte und die über einige Mängel des Gesangs und der Aussprache gern hinwegsehen ließ. Uebrigens ist seine stimmliche Anlage eine sehr bedeutende, und er zeichnet sich durch die Frische und die natürliche Tongebung seines Tenors vor vielen vortrefflich aus. Seine Vorträge waren durchaus seiner Rolle gemäß, besonders im zweiten und dritten Akt, es gab nichts Gefälliges, nichts Steifes bei ihm. Man darf auf die Laufbahn dieses neuen Sterns wohl gespannt sein und vor allem die Hoffnung hegen, daß er sich auch später als Walthar Stolzing, für welche Rolle er ursprünglich in Aussicht genommen war, hören lassen und bewähren wird.

Ihm stand Frau Materna, die hochberühmte Brunnhilde der früheren Nibelungenvorstellungen, als Rindri gegenüber. Fräulein Malten und Frau Sucher werden mit ihr in dieser Rolle wechseln, die letztere zum ersten Mal, während die erstgenannte schon früher oft und mit ganz außerordentlichem Erfolge in dieser Rolle aufgetreten ist. Daß auch Frau Sucher an der Rindri eine glänzende Aufgabe lösen wird, steht außer Zweifel, nachdem sie als Eva in den Meisterfängern am 23. Juli eine Leistung geboten hat, wie sie nicht feiner und annähernd gespielt und gesungen werden kann.

Die Herren Reichmann und Scheidemantel werden uns abwechselnd das Leiden des Graalskönigs Anfortas zu Herzen bringen und singen. Reichmann hat das schon in früheren Jahren getan, und dieser Sänger, dessen Stimme ebenso sympathisch ist wie sein Gesicht, paßt ausgezeichnet zu der Rolle. Aber auch Scheidemantel, der junge, hochbegabte Dresdener Hofopernsänger, hat in der Eröffnungsvorstellung eine von Verstand und großem Können gleich zeigende Rollenwiedergabe vollbracht.

Den Zaubrer Klinglor, dessen Blumenmädchen mit Rindri an der Spitze die frommen Graalritter auf die Wege des Lasters verlocken müssen, sang bisher Herr Blank, der sich mit Scheidemantel ablösen wird. Während stimmlich beide einander ziemlich ebenbürtig sind, hat doch der letztere aus natürlichen Gründen mehr Geschmeidigkeit in der Darstellung vor jenem voraus, wofür Herrn Blank mehr Nachdruck in den kräftigsten, wie in der Beschwörung der Rindri und seinen an Parsifal gerichteten Schlussworten, zu Gebote steht.

Für den Gurnemanz bot Herr Wiegand eine recht tüchtige Vertretung. Die Chöre der Graalritter und der Blumenmädchen mit ihren malerischen Gewändern gelangen vortrefflich, und nicht wenige Künstler, die im Winter erste Rollen darstellten, hatten sich hier mit den beiseitegeraten, aber wichtigsten Stellen der Chorführer begnügt. Alles war wieder darauf angelegt, mit allen Mitteln des Ausdrucks, des Gesangs, des Spiels und ganz besonders der Scene im Zuschauer den höchstmöglichen Grad der Spannung und des Ergriffenseins zu erzeugen. Daß dies vollkommen gelang, dafür zeugte der stürmische Beifall am Schluss, noch mehr aber die anhängig-sinnende Haltung des Publikums, als es aus dem schönen Traum im Theater wieder zum Leben in der Wirklichkeit erwachte.

Mit der Tags darauf stattfindenden Vorstellung der Meisterfänger hat die Festspielverwaltung das erzielt, was man in der Lotterie und im Journalisten-Jargon eines Haupttreffer nennt, und das ganze Theater stand an diesem Abend in dem Zeichen des glücklichsten Gelingen. Wer hätte vor beinahe 20 Jahren daran gedacht, als in Berlin Abend für Abend die Brüllorgel ausgeschrieben wurde, daß einmal der Tag kommen würde, wo sie ungekürzt und zum höchsten Ergrößen des Publikums über die Bretter gehen würde? Dieser Tag ist am 23. Juli erschienen, und es muß ausdrücklich gesagt werden, daß an dem Beifall, der nach ihr und dann nach dem gefaltvollen und umfangreichen dritten Akt losbrach, nichts Gemachtes und Geschraubtes war. Trotzdem seine einzige Note gestrichen war, hatten sich alle förmlich unterhalten, ihnen war das Herz aufgegangen an dieser wunderbaren Klarheit der Handlung, dem genauen Zueinandergreifen von Orchester, Gesang und Vorgang, an den belebten Bildern und farbenprächtigen Dekorationen. Einen vorzüglich Hans Sachs gab Herr Reichmann, und der schon genannten Eva reichte Herr Gubelius, ein sehr lobenswerter Walthar Stolzing, Herz und Hand. Mit irubelndem Humor spielte Herr Friedrichs den Bedienten aus, und Herr Hofmüller war gerade für den David der geeignete Sänger, wie Frau Staudt aus der Magdalene eine lebendige und muntere Gefährtin Evas machte. Die Fülle des Wohlwollens in der Wagner in den Meisterfängern schwebt, erfüllte die Sänger mit wahrer Lust an ihren Rollen; es herrschte auf der Bühne eine Begeisterung im Spiel, wie sie sich nur erzeugt, wenn alle ganz in ihren Aufgaben aufgehen. Kein Wunder, daß sich diese Stimmung bald des Publikums bemächtigte und daß es, in der Erwartung, noch einmal die Darsteller zu sehen zu bekommen, die ihm den genussreichen Abend bereitet, das Haus am Schluß gar nicht verlassen wollte.

Es ist da nicht natürlich, daß man nur mit Begeisterung Bayreuth schiedet und beim letzten Blicke auf das Festspielhaus das Herz den aufrichtigsten Wunsch auf die Zunge drängt: Vivas, flores, crescas!



## Kunst und Künstler.

— Der Violonvirtuose Valdemar Meyer hat von der kaiserlich japanischen Regierung durch die Konzert-Direktion von Hermann Wolff in Berlin die Professur an der kaiserlichen Musikschule in Tokio mit 17 000 Mark Jahresgehalt angetragen erhalten. Der Künstler hat jedoch diesen vorteilhaften Antrag abgelehnt, da er es vorzieht, in London zu bleiben.

— Dem königlichen Musikdirektor, Mitglied der königlichen Akademie der Künste zu Berlin, Karl Reintaler zu Bremen, ist das Prädikat „Professor“ beigelegt worden.

— Hofkapellmeister J. Albert in Stuttgart hat wegen andauernder Kränklichkeit um seine Pensionierung nachgesucht und dieselbe erhalten. Mit Albert scheidet wieder eine äußerst verdienstvolle Persönlichkeit vom Stuttgarter Hoftheater. Ein geborner Böhme, der am Konservatorium in Prag seine Studien machte, kam Albert durch den komponierten Landschaftsmaler an das Orchester des Stuttgarter Hoftheaters, und zwar als Kontrabaßist. Der junge Böhme machte sich insofern bald als tüchtiger Musiker bekannt, er wußte ansprechend zu komponieren und wagte sich an die Komposition einer Oper „Alfara“, die auch in Stuttgart mit vielem Erfolge aufgeführt wurde. König Karl ernannte ihn 1866 zum Hof-Kapellmeister. Mit der Oper „Glockenbach“ führte er sich als Komponist vorteilhaft auch auf anderen Bühnen ein.

— Sarafate hat in London eine neue Ballade mit Orchesterbegleitung von Moritz Moszkowski zum erstenmale und mit großem Erfolge gespielt und gebucht das Werk im kommenden Winter auch in Deutschland zu Gehör zu bringen.

— Hans von Bülow ist nach glänzender Absolvierung seines Beethoven-Studiums in London von dort nach Hamburg zurückgekehrt.

— Im Alter von 66 Jahren ist in Wiesbaden, wohin er am 1. Oktober v. J. übergesiedelt war, der königliche Musikdirektor Albert Carlso gestorben. Carlso war der erste Marinekapellmeister; er hat als solcher in den Jahren 1852 und 1853 die ganze Welt umsegelt. Nach dieser Weltreise kam Carlso





Lohengrin und Elsa.

Abonnements-Bestellungen auf die „Neue Musik-Zeitung“ (80 Pfg. pro Quartal) werden jederzeit von allen Postanstalten und Buch- oder Musikalien-Handlungen entgegengenommen und die bereits erschienenen Nummern des laufenden Quartals nachgeliefert.





Militär-Musikschule

Berlin S.W., Jerusalemstr. 9.  
Vorbereitungsanstalt zum Militärkapellmeister, genehmigt vom Königl. Kriegsministerium am 26. Juni 1882. Nach beendetem Kursus erhalten die ausgebildeten Kapellmeister-Aspiranten ein Zeugnis der Keife. Theoretischer Unterricht nach Bruch.  
H. Buchholz, Direktor d. Anstalt.

Brüderlicher, gründl. Unterricht

in Harmonik, Komposition, Kontrapunkt (Spezialität) - Wiedereröffnung 15. September. Prospekte gratis.  
Prof. O. Höser  
16, Storchstraße des Philosophen.  
Schweiz.

Geistliche Arie.

Es ist so still geworden. Für eine mittlere Singstimme mit Orgel oder Pianoforte. Begleitung von Jul. Bellmann op. 51 u. m. 1. Ganz in neuem Stil gehalten - von natürlicher Schönheit und eigentümlicher Klangfarbe - Allseitige Anerkennung unaussprechlich!  
Verlag von Jul. Schneider, Berlin C 22.  
Weinmeisterstr. 6.

100 Bände Klaviermusik

billig zu verkaufen.  
R. Wolf,  
Mannheim a. S., Lange Strasse 4.  
Bei L. Sorge in Thalburg (S. Bürgen) neu erschienen: Sorge L. op. 5.

Neuer Fechtmarsch

u. Text f. Piano. Preis 80 Pf. 25%, d. K. in d. Fechtkasse best. Eignet sich gut z. Vortr. in Vereinen u. Gesellschaften.

Neue sehr wirksame Humoristica.

Bismuthal, Paul, Op. 17. Herr Cantor, er hat Recht! für Bariton und Pianoforte. (Männerchor ad lib.) 1 M. 20 Pf. Polz, Rich., Op. 20. Der Handschuh von Schiller, humoristisches Potpourri für 4 Männerstimmen. (Solistenquartett und Chor ad lib.) mit Klavier 5 M. Lier, Emil, Op. 10. Musikalische Gegenstände, humoristisches Quartett für 4 Männerstimmen mit Klavier. 4 M. Lier, Emil, Op. 12. Lorchens Ley. Ein tragikomischer Rheinsang für Männerstimmen mit Klavier. 4 M. Palme, Rud., Op. 85. Drei frische Lieder für Männerchor. 1. Dem Gesang (Tosast). 2. Der Sänger. 3. Der Weisscapella. 2 M. 60 Pf. Schaeffer, Aug., Op. 130 a. Der verlebte Hering. Ein Hering lobt eine Auster für Männerchor a capella 1 M. 50 Pf. Voigt, Hermann, Op. 71. Das liebe Schmelzkätzchen. Kuss-Polka für Männerchor a capella. 1 M. 40 Pf.

Obige heitere Kompositionen

eignen sich ganz vorzüglich für alle Vereine und für Garten- und Volkskonzerte.

Die vielen zustimmenden Kundgebungen lassen mich hoffen, dass es bald keine Gesangsvereine geben wird, die nicht mehrere dieser Werke mit Vorliebe singt. Preise billig, wie bekannt.

Carl Simon, Musikverlag, Berlin S.W., Markgrafenstrasse 21.

35000 in neu

Preis-Klavierschule.

Goldenes Melodienbuch.

LEIPZIG

Verkauf

Die schönsten Lieder

sind in nachstehenden Sammlungen enthalten:

Abt. Volkslieder-Album (173 Lieder) M. 8.-

Hauptkr. 100 Lieder berühmte u. beliebte. Komp. M. 3.-

Liederkranz. 75 berühmte Lieder M. 3. Liederquell von Tschirn. 261 Lieder M. 8.-

Liederschatz von Erk. Band I. II. III. M. 8.-

Liederschatz von Erk. Band I. II. III. M. 8.-

(Bitten um Angabe ob hoch oder tief.)

Alt-Album. 61 berühmte Arien M. 2. Bass. (Bariton-) Album. Berühmte Arien I. II. M. 2.-

Mezzo-Sopran-Album. Berühmte Arien I. II. M. 2.-

Sopran-Album. 60 berühmte Arien M. 3.-

Tenor-Album. 98 berühmte Arien M. 2.-

Zu beziehen durch die Osländersche Buchhandlung in Tübingen.

Musikalische Jugendpost.

= Illustrierte Zeitung für die Jugend. =

= Preis pro Quartal nur 1 Mark. =

Die „Musikalische Jugendpost“ erscheint vierteljährlich 6 mal und enthält illustrierte Erzählungen, Märchen, Gedichte, Rätsel, Unterhaltungsspiele, belehrende Aufsätze, sowie zahlreiche Musik-Beilagen: Leichte und gefällige Klavierstücke zu zwei und vier Händen, Lieder, Duette, Kompositionen für Violine und Klavier, ferner als ständige Extra-Beilagen bogenweise: Stieler. Deutsche Tonmeister, biographische Erzählungen und Charakterbilder, reich illustriert von C. Offerding, Paul Thumann und anderen hervorragenden Künstlern.

Einige Urteile der Presse über die „Musikalische Jugendpost“.

Die Jugendpost wird ausserordentlich zweckmässig bearbeitet und ist ein sehr empfehlenswertes Bildungsmittel für unsere Kinder. Nord und Süd.

Die „Musikalische Jugendpost“ ist bei dem regen musikalischen Streben der Gegenwart ein durchaus zeitgemässes Unternehmen, welches bezweckt, das junge Volk zum Studium der Tonkunst fördernd anzuregen. Die bei billigsten Abonnementspreisen (1 M. vierteljährlich) sehr reichhaltige und hübsch ausgestattete „Musikalische Jugendpost“ kann Eltern und Lehrern für ihre Pflegebefohlenen nur empfohlen werden. Gartenlaube.

Wir empfehlen Eltern und Lehrern und deren Pflegebefohlenen diese kleine Musikzeitung. Gegenwart.

Der Preis für diese prächtigen Beilagen beträgt allein vielmehr als der billige Abonnementspreis. Anzeig. für die neueste pädagogische Literatur. Leipzig.

Man kann sich unbedenklich älteren Kindern in die Hände geben; sie bietet des Anregenden und Bildenden, nicht bloss für Musikbegeisterte, reich viel. Central-Organ für die Interessen des Realschulwesens.

Da muss ja unsere musiktreibende Jugend vor Freude aufjauchzen und Lust und Liebe zur Musik bekommen. Haus und Schule.

Der Musikrezensent der „Reichl. Lehrerzeitung“ schreibt u. a. mit bezug auf die „Musikalische Jugendpost“: „Raten Sie Ihren Lesern an, sich Probenummern senden zu lassen; die Probenummern sind in diesem Falle die besten Abonnentenwerber.“

Ich möchte allen Vätern das reichhaltige Blatt für ihre musikalischen Kinder empfehlen. Preuss. Lehrerzeitung.

Ein glücklicher Gedanke und zeitgemäss dazu! Denn gerade die Jugend weist ja die weitaus grösste Anzahl Musikstudierender und Musikliebender auf. Elsass-Lothring. Schulblatt.

Wer seinen musiktreibenden Kindern eine Freude machen will, bestelle ihnen die Musikalische Jugendpost. Thüringische Schulzeitung.

„Eine allerliebste Zeitung für Kinder, die Musikunterricht haben, gerne Fortschritte machen, sich die Mühe nicht verdriessen lassen und sich über Musik und Musiker gerne unterhalten.“ Süssdeutscher Schulbote.

Die ersten und beliebtesten Jugendschriftsteller, Musikpädagogen, Komponisten und Zeichner sind Mitarbeiter der „Musikalischen Jugendpost“.

Probe-Nummern gratis und franko durch jede Buch- und Musikalienhandlung, sowie direkt vom Verleger. Abonnements-Bestellungen auf die „Musikalische Jugendpost“ nimmt jederzeit die nächste Buch-, Musikalienhandlung oder Postanstalt entgegen. Bereits erschienene Nummern des laufenden Quartals werden nachgeliefert.

Verlag von Carl Grüniger, Stuttgart.

Dieses Unternehmen ist der allgemeinen Unterstützung wert, der es hiermit empfohlen sein soll. Freie deutsche Schulzeitung.

„Die letzten Nummern der „Musikalischen Jugendpost“ (Verlag von Carl Grüniger, Stuttgart) bieten wieder des besten, Jung und Alt ergötzenden Inhalts in Hülle und Fülle.“ Schlesische Schulzeitung.

„Was die „Musikalische Jugendpost“ betrifft, so darf gesagt werden, dass sie sich mit Geschick eines leichten, kindlich-einfachen Stiles bedient und geeignet ist, nach und nach in das Verständnis der Musik einzuführen, soweit dies überhaupt für Kinder möglich ist. Die musikalischen Beilagen dürften jungen Klavierspielern sehr willkommen sein.“ Luzernisches Schulblatt.

Die „Musikalische Jugendpost“ verdient wegen ihres trefflichen Inhalts die weiteste Verbreitung. Die gute Ausstattung entspricht dem wertvollen Inhalt. Deutscher Schulwart. München.

Bei billigen Preisen wird hier der deutschen Jugend eine gediegene, lehrreiche und zugleich bildende, stets nach richtigen pädagogischen Gesichtspunkten gewählte Unterhaltung geboten. Zeitschrift für das Realschulwesen.

In unterhaltender, Phantasie und Gemüt anregender Weise bringt die „Musikalische Jugendpost“ eine Fülle die Kinder interessierenden Stoffes. Ungarischer Schulbote.

ein schmucker, mit zahlreichen hübschen Abbildungen gezielter Band, welchen Carl Grüniger in Stuttgart auf den Weihnachtstisch legt. National-Zeitung. Berlin.

Der letzte Quartalband der in Stuttgart erscheinenden „Neuen Musik-Zeitung“ und der „Musikalischen Jugendpost“ zeigen wieder, mit wie grossem Fleiss diese beiden Journale geleitet werden. In der Zeitungs-literatur der Musik nehmen sie ohne Zweifel mit Recht die ersten Plätze ein. Deutsche Wesp.

Eine ganz eigenartige Erscheinung auf dem Gebiete der Jugendschriften-literatur bildet die von L. Heilborn trefflich geleitete „Musikalische Jugendpost“. Dieselbe gewährt dem Spiel- und sangesfreudigen „jüngsten Deutschland“ eine solide Grundlage zu einer tüchtigen musikalischen Bildung und bezweckt zugleich, vermittelt einer gesunden und anregenden Lektüre das junge Gemüt zu hüten und zu hegen und in der Freude am Guten und Schönen zu erziehen und zu fördern. Berliner Tageblatt.

Sowohl die prosaischen und poetischen Beiträge dieser Zeitschrift, als die Musikbeilagen zu derselben geben ein Zeugnis für das erfolgreiche Streben der Redaktion, ihren jugendlichen Lesern das Beste auf dem von ihr kultivierten Gebiete zugänglich zu machen. Berliner Courier.

An der Ausführung der zahlreichen Illustrationen beteiligen sich hervorragende Künstler. Als Festgabe wird der sehr gut ausgestattete Band der „Musikalischen Jugendpost“ gewiss freudig begrüsst werden. Schlesische Zeitung.

Wir zweifeln nicht daran, dass das Journal bei diesen löblichen Grundsätzen auch fernerhin diejenige Anerkennung und Verbreitung bei Alt und Jung finden wird, welche es in reichem Masse verdient. Möge die zahlreiche Schaar seiner Anhänger sich auch fernerhin vermehren! Breslauer Zeitung.

Der abwechslungsreiche Inhalt ist durchaus geeignet, bei jugendlichen Musikbegeisterten, durch Lehre und Beispiel eine ideale Auffassung der Tonkunst zu erzielen. Breslauer Morgenzeitung.

Für die musikalisch angelegte und musikalisch sich bethätigende Jugend eignet sich der soeben fertig gewordene zweite Jahrgang der „Musikalischen Jugendpost“. Der literarische Teil bringt in reicher Abwechslung Biographien und Episoden berühmter Musiker, Erzählungen etc. etc. Der sehr hübsch ausgestattete Band kostet nur 6 Mark. Frankfurter Zeitung.

Die ganze Zeitschrift ist so hübsch und vortrefflich in allen ihren Teilen, dass selbst Erwachsene ihre Freude daran haben werden. Sie können nur mit warmer Empfehlung darauf hinweisen. Didaskalia.

„Fachschriften für die Jugend gehören zu den schwierigsten Unternehmungen auf dem literarischen Markt. Bezüglich der Musik, für welche ja unsere Jugend heute nur einmal von Kindesbeinen an erzogen wird, dürfte das Problem, eine geeignete Lektüre zu schaffen, durch das im dritten Jahr bestehende Unternehmen des Carl Grünigerschen Verlags in Stuttgart-Leipzig gelöst sein.“ Eltern, denen an einer musikalischen Unterhaltung für die Kinder gelegen ist, mögen auf die „Musikalische Jugendpost“ ihr Augenmerk richten. Kieler Zeitung.

darf es namentlich muskelliebenden Eltern empfohlen werden, für ihre Kinder auf die anmutige Zeitschrift zu abonnieren. Leipziger Zeitung.

Leipziger Zeitung.

Alles bekundet die geschickte Leitung, die warme Liebe für die Kinderwelt, das Verständnis für das, was ihr frommt. Die „Musikalische Jugendpost“ wird vortrefflich redigiert, sehr hübsch und reich ausgestattet, der Abonnementspreis ist dabei ein sehr geringer. Hannoversche Schulzeitung.

Mit Jubel wird gewiss von den kleinen Freunden und Jüngern der Tonkunst der in einem stattlichen, reich verzierten Bande vorliegende 11. Jahrgang der „Musikalischen Jugendpost“ begrüsst werden. Diese vortreffliche Musikzeitung für die Jugend. Kölnische Zeitung.

„Die jüngsten Nummern der „Musikalischen Jugendpost“ lassen erkennen, dass das Blatt auch in dem neuen Verlag von Carl Grüniger in Stuttgart dieselbe Bahn einhält, die von dem früheren Verleger mit so viel Glück betreten wurde.“ Kölnische Volkszeitung.

ein prächtiges, frisches Unternehmen, das sich bereits weit und breit gute Freunde und Freundinnen erworben hat. Königsberger Hartungsche Zeitung.

Einen reichen Schatz von Belehrung und Unterhaltung gewährt die illustrierte Jugendpost. Der Reichhaltigkeit und Gediegenheit des Inhalts entspricht die hübsche Ausstattung. München. Allgemeine Zeitung.

„Die „Musikalische Jugendpost“ weiss sich den Beifall, den sie während des früheren Verlags (P. J. Tonger, Köln) sich rasch errungen, fortgesetzt zu sichern und verdient solchen in der That. Der Preis (1 Mk. pro Quartal) ist in anbetrach des Gebotenen massig.“ Bayaria. Würzburg.

vortreffliche, illustrierte Jugendblatt ist bereits ein Lieblingsblatt der musikalischen Jugend und versteht es, in herzerfrischender Art und Weise das musikalische Wissen und Können zu bereichern. Schweiz. Frauen-Zeitung. St. Gallen.

Eine passende Gabe für den Weihnachtstisch ist der uns vorliegende Jahrgang 1887 der „Musikalischen Jugendpost“, die eine Fülle musikalisch-belletristischer und belehrender Aufsätze über Musik und Musiker, zahlreiche Musikbeilagen für Klavier, Violine und Gesang, unterhaltende Spiele etc. enthält, und der Kinderwelt viel Freude bereiten wird. Pester Lloyd.

Für die musikübende Jugend ist die letztgenannte Zeitschrift eine wertvolle nutzbringende Lektüre. Bohemia. Prag.

Bohemia. Prag.

Bohemia. Prag.

Bohemia. Prag.

Bohemia. Prag.

Bohemia. Prag.

Bohemia. Prag.

Bohemia. Prag.



IX. Jahrgang Nr. 17.

Stuttgart, 1888.



# Neue Musik-Zeitung.

+ Auflage 51 000. +

Vierteljährlich sechs, mit Künstler-Porträts etc. illustrierte Nummern und je einer Extrablatt, bestehend in verschiedenen, für Hausmusik geeigneten Gesangs- und Instrumental-Kompositionen, Musiker-Lexikon, illustrierte Musikgeschichte u. s. w.

Verlag Carl Grüninger, Stuttgart-Leipzig  
(vormals B. J. Töngers in Köln)  
Inzerate die künftigen Konzepte-Galle 75 Pfennig.  
Beilagen für je 1000 Exp. Mart 6.  
Kleinste Annahme von Inseraten und Beilagen bei  
Rudolf Mosse Stuttgart, Leipzig, Berlin u. dessen Filialen.

Preis pro Quartal bei allen Postämtern in Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Luxemburg, sowie in sämtlichen Buch- und Musikalien-Handlungen 80 Pfg.; direkt von Stuttgart und bei den Postämtern des Reichspostvereins 1 Mk. 50 Pfg. Einzelne Nummern 25 Pfg.

Alle früheren Jahrgänge sind neu aufgelegt in eleg. brosch. Bänden zu 80 Pfg. das Quartal, Einbanddecken à M. 1.—, Prachtdecken à M. 1.50 durch alle Buch- u. Musikalien-Handl. zu beziehen.

## Florian Jajic.

Biographische Skizze von  
C. A. Frey.

A9

Mit dem Künstler, von welchem wir hier eine kleine Charakterzeichnung geben wollen, beschäftigt sich die musikalische Welt erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit, aber sie preist ihn einstimmig als eine interessante und hochbedeutende Erscheinung. Und in der That ist der Violin-Künstler Florian Jajic unzweifelhaft eine solche: Interessant durch seine aus den kleinsten Verhältnissen bis zur ehrenvollsten Kunststufe stetig fortschreitende Entwicklung, hochbedeutend durch das, was er auf seinem Instrumente leistet.

Florian Jajic erblickte am 4. Mai 1853 in dem kleinen böhmischen Orte Unhošť als der Sohn braver, aber recht armer Eltern das Licht der Welt. Sehr früh zeigte sich bei dem Knaben eine ausgesprochene Neigung und Befähigung für die Musik, doch Vater und Mutter, die mit der Sorge um das tägliche Brot kämpfen mußten, hätten wohl nie daran denken können, ihrem Jungen die notwendige Ausbildung zu teil werden zu lassen, wenn nicht eine hochgestellte Persönlichkeit auf das Talent des Kindes aufmerksam geworden und bereit gewesen wäre, den kleinen Florian mit nach Prag zu nehmen und ihn dort dem hochbedeutenden Violin-Lehrer am Konservatorium, Moriz Mülbner, vorzustellen, der die Begabung des Knaben prüfen sollte. Mülbner



*Florian Jajic*

ließ ihn „vom Blatte spielen“ und war so überrascht und erfreut von seinem Talent, daß er seine sofortige Aufnahme in das Konservatorium vermittelte, trotzdem eine solche nur ausnahmsweise gestattet werden konnte, weil die Gelege des Konservatoriums vorschrieben, stets nur nach Ablauf von je drei Jahren — von denen jetzt erst reichlich eines verstrichen war — neue Schüler dem Institute zuzuführen. Hier empfing Jajic die für den künftigen Musiker hochwichtige künstlerische Grundlage, für welche er seinem von ihm innig verehrten Lehrer, der ihm leider schon nach drei Jahren durch den Tod entzogen wurde, herzlichste Dankbarkeit und Liebe bis auf den heutigen Tag bewahrt. Als Nachfolger Moriz Mülbners wurde er als ausgezeichnete Geiger und vornehmlich als Quartettspieler berühmte Anton Bennewitz an das Konservatorium berufen. Als ein schönes Zeugnis, in wie hohem Grade die Lehrer mit den Fortschritten und dem Betragen ihres Zögling zufrieden waren, kann der Umstand gelten, daß abnormals zu gunsten Jajics ein Ausnahmengesetz im Konservatorium gestaltet wurde: Der 14-jährige Knabe, der nach 5 Unterrichtsjahren die Anstalt hätte verlassen müssen, erhielt um seiner eminenten Begabung willen die Vergünstigung, noch einen 3 Jahre umfassenden Kursus durchzumachen, so daß Jajic im ganzen 8 Jahre dem Prager Konservatorium angehörte. In diesem Zeitraume hatte eine so glückliche Umwandlung mit dem armen, kleinen Geiger aus Unhošť stattgefunden, daß er nun als ein stattlicher Jüngling, die Brust

von freudigen Hoffnungen geschwellt, es wagen durfte, sein böhmisches Vaterland zu verlassen, hinauszugehen, ins Reich und weiter, um als ein Berufener der Kunst die Welt sich zu erobern! — Diese Welt beschränkte sich allerdings zunächst auf einen Platz im Theaterorchester zu Augsburg. Aber es war der Platz des Konzertmeisters, den der erst Siebzehnjährige mit so viel Ehren ausfüllte, daß bereits nach wenigen Monaten zwei Hofkapellmeister von München Wt in Braunschweig und Vincenz Lachner in Mannheim auf den jungen Zajic aufmerksam geworden und entschlossen waren, ihn unter ihre Fahnen zu berufen. Zajic entschied sich für ein Engagement in Mannheim, zunächst als Geiger im Hoftheaterorchester, jedoch mit der Aussicht auf ein schnelles Vorrücken, da er in die Konkurrenz mit den Konzertmeisterstellen mit eintreten durfte. „Wenn Sie wirklich so gut geigen“, hatte Vincenz Lachner geäußert, „wie mein Bruder Franz mir sagte, dann dürfen Sie auf die Konzertmeisterstelle rechnen.“ Und Florian Zajic geigte wirklich so gut, daß er sich nicht verrechnete hatte, denn schon nach 8–10 Monaten erhielt er seine Ernennung zum „Konzertmeister“, der achtzehnjährige Mann! Mit welchem Jubel wurde das Ernennungsdekret begrüßt, mit welchem Stolz! Und wie mußte die Nachricht von der Ernennung die fernem Eltern in Linzstadt mit gleich freudigen Gefühlen, wie den Sohn, erfüllen! — Doch diese anfänglich als ein hohes Glück gepriesene Stellung drohte mit den Jahren für Zajics Karriere verhängnisvoll zu werden. Wohl strebte er rasch vorwärts, aber an seine Berufung, ein wahrhaft großer Künstler zu werden, wagte er nur in seinen glücklichen Stunden zu glauben. Es fehlte ihm eben die Gabe des selbstbewußten Auftretens vor die Öffentlichkeit, des Sichgeltendmachens und der praktischen Verwertung der künstlerischen Leistungen. Durch Unterrichtsbesuche der jungen Konzertmeister seine sekundäre Lage zu verbessern, an dem Beispiel, den seine Solo-Vorträge in den Mannheimer Abonnementskonzerten erhielten, ließ er sich genügen, anstatt sich in die Reihen der ersten Virtuosen zu treten und mit ihnen um die Palme zu ringen. So vergingen 10 Jahre und Zajic war wohl in dieser zwar höchst achtbaren, aber im Verhältnis zu dem, was er leisten konnte, immerhin bescheidenen Stellung verblieben, wenn nicht ein guter Genius in Gestalt eines jungen, schönen, edlen Weibes dem Künstler sich genährt hätte. Es ist nicht wahr, daß die Liebe blind macht; die echte, wahre Liebe sieht scharf und erkennt die Fähigkeiten des Geliebten oft besser als der Geliebte selbst. So war es auch hier, als „der Liebe heiliger Göttertrank“ die Seele zweier Menschen getroffen hatte. Zu der glücklichsten Künstlerfamilie Wlzet, in welcher Zajic längst ein gern gesehener Gast war, begabte er einer anmutigen Mädchenfamilie, die nicht nur einem der angesehensten Geschlechter Mannheims, sondern des ganzen großherzoglichen Landes angehörte. Die junge vornehme Dame erhielt Gejungsunterricht im Hause der eben genannten Künstlerfamilie. Die erste Begegnung war entscheidend: Eine geheime innere Stimme sprach beiden jungen Leuten sofort von ihrer geistigen Verwandtschaft und einer gegenseitigen Ergänzung ihrer Lebensinteressen: sie liebten sich und ihre Liebe gab ihnen Kraft zu den kühnsten und edelsten Entschlüssen. Solche waren nötig, um die Hindernisse zu besiegen, welche einer ehelichen Verbindung zwischen der Tochter des früheren Ministers, dem Wirklichen Geheimrat Präsident Dr. Lamen, und einem mit äußeren Glücksgütern sehr sorg beendeten, wenn auch rechtschaffenen Künstler entgegenstanden. Doch die Mutter der jungen Dame nahm sich der Liebenden gütig an und bemühte sich mit echt weiblich zartbesaitetem Gemüt die Dissonanzen aufzulösen, die eine Vereinigung zwischen dem Vater der Geliebten und dem Künstler föhren mochten. Eine reine, harmonische Vereinigung sollte herbeigeführt werden und — der Vater selbst schuf sie, nachdem er auf sein Nachfragen über den Herrn Schwiegerohn in spe die künftigen Resultate erhalten hatte. Er beorderte den jungen Mann in sein Haus; mit klopfendem Herzen folgte der kühne, jetzt so zaghafte Bewerber der erhaltenen Aufforderung, denn er befürchtete in dem gestrengen Herrn Vater Minister im Geiste den Engel mit dem feurigen Schwerte, der ihn aus allen seinen Himmeln stürzen würde. Doch wie beschrieb die Seligkeit, als nach dem notwendig eintretenden Besprache der Vater die Hand des jungen Mannes ergreift, ihn in den Salon vor den Geburtstagsstisch der Tochter führt und ihn mit bewegter Stimme der Geliebten als kostbarsten Geschenk einbeschert.

Diese unvergeßlich schöne, erhebende Stunde bildete einen Wendepunkt von großer Bedeutung in

Zajics Dasein. Durch die Liebe einer edlen Frauensete sollte der Künstler zum vollen Bewußtsein gelangen, welch herrliche Gaben noch in ihm ruhten und zum Segen für ihn selbst und zur Freude der Kunstfreunde aus Licht des Tages heraufgeführt werden konnten. Nicht ließ Zajic vom neuen hohen Glück sich sorglos einmengen, nein, jetzt begann für ihn erst recht die künstlerische Arbeit, denn nun galt es ja, die auf ihn gesetzten Hoffnungen nach allen Seiten hin in glänzender Weise zu erfüllen. Durch beispiellose Energie festigte die treue Lebensgefährtin den Glauben des Künstlers an sich selbst, sein Vertrauen wuchs und mit ihm sein mutvolles Aufwärtstreben zu den höchsten Höhen seiner Kunst. Raslos wurde gearbeitet, 8–10 Stunden täglich geübt, um auch die größten technischen Schwierigkeiten auf der Geige leicht bewältigen zu können, deren Beherrschung notwendig, damit der Gedanke des Kunstwerkes klar und rein zum Ausdruck gelange. So zu einer hohen künstlerischen Durchbildung herangereift, trat Florian Zajic nach seiner Verheiratung aus dem stillen Wirkungsstreich seiner Mannheimer Thätigkeit als Violin-Virtuose in auswärtigen Konzerten auf und sein Name wurde mit bewundernder Anerkennung genannt. Bald folgte er einer Einladung zu einem öffentlichen Auftreten in der Hauptstadt der Reichslande; daselbst war von solch glänzendem Erfolge begleitet, daß man dem Künstler sofort die Stelle eines ersten Violin-Lehrers am städtischen Konservatorium (als Nachfolger F. Lottos) antrug, die er acceptierte. 1881 verließ er sein Mannheimer Donizetti, in welchem er 10 Jahre gewohnt, mit einem bleibenden Wohnsitz in Straßburg, von dem aus er größere Kunstreisen unternahm. Ueberall, wo er erschien; in den Hauptstädten Deutschlands, in der Schweiz, in London und Paris, durfte er eines großartigen Erfolges sich rühmen. 1885 wurde ihm das Glück zu teil, die Geige des am 18. Juli 1873 entschlafenen, unvergessenen Ferdinand David zu erwerben. Diese Geige, eine echte Guarneri, die mit ihrem wunderbaren Ton schon Tausende von Menschenherzen entzückt hatte, war wohl geeignet, das heilige Feuer der Schaffenslust in Zajic noch mehr zu beleben. Immer größere Ehren wurden ihm zu teil, selbst der strengste Vreopag erklärte, daß die kostbare Violine in ihrer würdigen Künstlerhänden sich befände. — Im Jahre 1885 wurde Zajic vom Großherzog Friedrich durch Verleihung des Titels eines Großherzoglich Badischen Kammer-Virtuosen ausgezeichnet, eine Ehre, deren bisher in Baden nur er teilhaftig geworden. — Ich hatte zum erstenmal die Freude, Florian Zajic am 25. Dezember 1886 im Abonnementskonzert in Stuttgart zu hören. Unsere Schwaben beobachteten gewöhnlich ihnen unbekannten Künstlern gegenüber eine reservierte, kritisch abwartende Haltung; selten oder nie erlebte ich hier, daß ein Künstler die Herzen des Publikums sich so im Sturm eroberte wie Zajic. Schon nach dem ersten Satz des Rag Bruchhagen G-moll-Konzertes hatte er geliegt und nach Schluß desselben wollte der enthusiastischste Beifall kaum enden. Gleiche Triumphe erlebte er in London und Berlin, in welch letzterer Stadt er am 19. Januar 1887 in der borthigen Kammermusik-Soiree auftrat und man ihn sofort als „zu den ausgezeichnetsten Geigern unserer in diesem Fache gewiß anpruchsvollen Zeit gehörend“ öffentlich anerkannte. — In Paris, woselbst Zajic im vorigen Jahr in einem der berühmten Concerts Populaires des M. Jules Pasdeloup spielte, wurde er infolge eines patriotischen Standals, der über den Arglosen hereinbrach, plötzlich der Held des Tages. Einige französische Heißsporne hatten den edlen Vortag geföhrt, den ihnen unbekannten Künstler und vermeintlichen Allemann, auszuweisen. Als Zajic bei seinem Erscheinen in dem mächtigen, dichtgefüllten Saale des Cirque d'Hiver von Publikum und Orchester mit Beifallklatschen empfangen wird, gellen schrille Rufe durch das Haus. Die Versammlung erhebt sich erlucht, erlucht; der Tumult wächst und nicht eher geliegt es dem alten wackeren Pasdeloup, seinen Gast verteidigend, die Bogen der Empörung zu beschwichtigen, bis die unverschämten Schlingel unanfs ins Freie befördert worden. Endlich konnte Zajic, der während des Lärmes eine muntere harte Kaltblütigkeit bewahrt hatte, sein Viuztempo-Konzert beginnen und feierte einen Triumph, wie er selbst bei den schnell erregten Franzosen selten ist. Wahre Beifallstürme umrauschten ihn, alles jubelte, Damen und Herren eilten auf ihn zu, schüttelten ihm die Hände und baten ihm die Unart der Musikdröcker ab; der würdige Pasdeloup aber erluchte ihn, in seinem 14 Tage später stattfindenden Karfreitags-Konzert nochmals aufzutreten. — Reiche Vorbeeren erntete unter Künstler in dieser Saison vornehmlich in Köln, Paris, Baden, Zürich, Prag und in Leipzig; er

riß das vermehrte Publikum der Gewandhaus-Konzerte zu vollsten begeisterten Bewunderung hin. Die „Neue Zeitschrift für Musik“ schreibt hierüber: „Wer, wie Herr Zajic, dem Bruchhagen G-moll-Konzert noch die und da neue Seiten abzugewinnen weiß, ist gewiß heutigen Tages eine beachtenswerte Entdeckung; wer nun vollends in Bachs tiefenprober „Giaccone“ eine Meisterhaftigkeit entwickelt, die nahezu an die von Joachim, gerade in diesem Tonstücke bewiesene heranreicht, der erobert sich die Hochachtung aller Geniegeheimen mit einem Schlag. Die Kunstwelt muß H. Zajic mit Freuden begrüßen und hat allen Grund, den Namen dieses hochbegabten Künstlers tief sich einzuprägen.“ Und die „Leipz. Nachrichten“ äußern u. a.: „Bis vorgestern hatten wir geglaubt, Joachim sei der einzige, der mit der Bachschen Violinkomposition vollständig fertig zu werden vermöchte. Jetzt sind wir erluchter der Weise eines besten belehrt: auch Herr Zajic ist ihr in jeder Hinsicht gewachsen: nach der virtuellen wie nach der künstlerischen Seite.“

Zajic ist als Mensch wie als Künstler, die nach meiner Ansicht nie ganz zu trennen sind, eine gleich hochachtungswürdige und liebenswürdige Persönlichkeit. Von seinen charakteristischsten Eigenschaften möchte ich nennen: anmutende Bescheidenheit verbunden mit großer Energie, innige Hingabe an seine Thätigkeit vereinigt mit vorzüglichem Geschmack für gute Musik, Anerkennung und Hochschätzung fremder Vorzüge und dankbare Erinnerung für ihm bewiesene Liebe und Teilnahme. „Ich gehöre gottlos noch nicht zu denen“, sagt er, „welche es selbstverständlich finden, daß man gut über sie schreibt; im Gegenteil, da ich mit meiner Leistung bis jetzt noch nie zufrieden war, wundere ich mich, wenn man überhaupt Gutes über mich berichtet.“ „Mein Fach“, äußert er ferner, „ist erste deutsche Achtung und klassisch-kammermusik.“ — Zajic ist ein Virtuoso im edelsten Sinne, d. h. das, was er bietet, versteht er mit vollständiger Virtuosität auszuführen, aber das, was er ausführt, sind keine virtuellen Kunststücke. Zajic blendet nicht, aber er erregt und erhebt; er sucht und findet seine Aufgabe nicht im effektvoll Außerlichen, in einer staunen-erregenden Technik, aber er besitzt diese Technik, die ihm jedoch nur als Mittel zum Zwecke dient, den idealen Gehalt des Kunstwerkes zum Ausdruck zu bringen. Die Seele in Zajics Spiel ist das wunderbare Ergreifende. Von ihm kann man mit Recht sagen: er singt auf seinem Instrument; darum ist er vor allem ein Meister der Kantilene, die er mit tiefster Innigkeit vorträgt. Sein Ton ist groß, voll und rund und von absoluter Reinheit, seine Technik so eminent, daß es für ihn keine Schwierigkeiten mehr gibt; die genagtesten Doppelgänge führt er mit spielender Leichtigkeit und in tadelloser Reinheit aus, im feurigsten Prestissimo perlen die Töne ebenso klar, wie in dem schmelzigsten Adagio. Was ihn jedoch vom hochbedeutenden Virtuosen zum großen Künstler erhebt, ist sein durchgezügelter, silboller Vortrag. Mit genialer Verständnisinnigkeit verliert er sich in den Geist des Kunstwerkes, folgt dem Komponisten in die Tiefen seiner Gedanken- und Empfindungswelt, denkt und fühlt mit ihm und so durchdrungen von dem Geiste der Komposition, offenbart er uns dieselbe in all ihrer Schönheit mit künstlerischer Feinfühligkeit, Wärme der Empfindung und jener Keuschheit, die nur das Kunstwerk, nicht das subjektive Ich zur Geltung bringen will. Daher wird Zajic jedem Stile voll und ganz gerecht, so daß er in Wahrheit Bruch, Mendelssohn, Beethoven, Bach spielt, darum aber auch elektrisiert er nicht nur seine Hörer, sondern er rührt, erschüttert und erhebt sie zu den höchsten Höhen der Kunst und offenbart ihnen die wunderbare Macht der Musik, von welcher der Dichter singt:

„Wie in den Lüften der Sturmwind saust,  
Man weiß nicht, von wannen er kommt und bräust,  
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen,  
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt  
Und wecket der dunklen Gefühle Gewalt,  
Die im Herzen wunderbar schliefen.“ —

Wäge Florian Zajic noch lange durch sein edles Spiel die Menschenherzen erlernen und begeistern, bedeutenden Talenten als Lehrer und Vorbild dienen, um so der Kunst dauernd zum wahren Segen zu gereichen!





# Der Kindergesang und seine Pflege

von  
Dr. Aug. Reikmann.

(Schluß.)

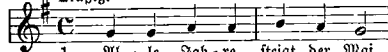
III.

## Der Schulgesang.

**D**a nicht anzunehmen ist, daß ein größerer Teil der, die Schule besuchenden Kinder in der Weise, wie im vorhergehenden Kapitel angegeben wurde, bereits in der Kindertube den Gesang übte, so muß hier wieder mit derselben Rücksicht auf das ungeschulte Organ der Liebestoff ausgewählt und behandelt werden, auch selbst wenn er einer größeren Zahl der Schüler schon bekannt und geläufig wäre. Er erlangt auch für diese jetzt größeren Kreis, weil das, was früher mehr mechanisch nachgeahmt wurde, nunmehr mit Bewußtsein und Verständnis eingehendere Pflege findet. Die Kinder werden jetzt angeleitet, die Töne nach ihrer Höhe und Tiefe zu beachten und den schönen, wohlthuenden Klang von einem unschönen, schlechtwirkenden zu unterscheiden; sie müssen jetzt selber einsehen lernen, bei welcher Stimmenlage und Mundstellung jener oder dieser erzeugt wird. In der Kindertube gilt es mehr, daß die Kinder nachsingen, wie ihnen vorgelesen wird; jetzt müssen sie schon mit den allgemeinen Gesetzen der Tonbildung, wie namentlich auch der Aussprache und des Atemholens bekannt gemacht werden. Dabei können die früher schon behandelten Lieder benutzt werden, aber daneben müssen auch neue, den gleichen Zweck verfolgende, aufgenommen werden. Der Text des nachfolgenden Liedes ist deshalb sehr günstig, weil er den Vokal „a“ und die ihm verwandten: „ei = ai und au = a-u“ bevorzugt.

## Der Mai.

Mäßig.



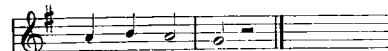
1. M = le Jah = re steigt der Mai
2. Was in stren-ger Fal = ter Gast
3. Ja = ge nicht, be- dräng = tes Herz,



1. zu der Gr = be nie = der, Klei = det prächtig
2. Win-ter hält ge = fan-gen, so = set er mit
3. wenn die Stür-me wü-ten, dir auch bringt der



1. sich auß neu, bringt uns Blu-men,
2. Zu-gend=frast, läßt zur Frei=heit
3. neu = e Benz neu = es Re = den,



1. Laub und Vie = der.
2. es ge = lan = gen.
3. neu = e Wä = sen.

Hier ist der Schüler gleich darauf aufmerksam zu machen, daß er das „a“ am Anfange nicht so kurz sprechen darf, wie es das folgende „u“ erfordert, weil ein guter Ton nur auf den Vokal ausklingt und diese deshalb so lang als nur irgend möglich gehalten werden müssen. Tritt also hier der Konsonant „z“ zu früh ein, so wird das freie Ausklingen des Tons dadurch gehemmt und der Wohlklang desselben getrübt. Selbstverständlich aber darf hier das „a“ nicht so lange tönen, daß das Wort „alle“ in „aale“ verwandelt würde. Da auf dieser Stufe die Lieder immer zunächst noch in einem etwas beschleunigten Tempo gesungen werden müssen, wird es auch leichter, die rechte Länge des „a“ zu treffen, ohne den Klang oder das Wort zu beeinträchtigen.

Bei diesem Liede schon mögen die Schüler darauf aufmerksam gemacht werden, daß das stimmungsgemäße Atemholen sowohl durch den Text, wie auch durch die Melodie bedingt wird. Zunächst gilt die Regel, daß man nicht durch unzeitiges Atmen den Sinn des Textes stört. Geübte Sänger werden jede Verszeile des in Rede stehenden Liedes in einem Atem singen; ungeschulte und namentlich Kinder dagegen werden sie teilen müssen. Der Sinn des Textes gestattet, daß man „alle Jahre“ in einem Atem singt

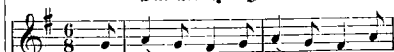
und ebenso „steigt der Mai“, allein die melodische Führung gestattet meist nicht am Schluß des Taktes zu atmen, sondern erst nach dem ersten Viertel des folgenden, und so würde hier: „Alle Jahre steigt“ in einem Atem zu singen sein und dann „der Mai“. Bei der zweiten Zeile macht der Sinn des Textes eine solche Ausführung unmöglich: hier muß am Schluß des (dritten) Taktes neuer Atem genommen werden, während die beiden folgenden Zeilen ein ebenso stimmungsgemäßes als der Melodie entsprechendes Atmen zulassen!

Alteid prächtig sie auß neu;  
Bringt uns Blumen, Laub und Lieder.

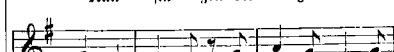
Hier schon müssen die Kinder weiterhin daran gewöhnt werden, eine aufsteigende Melodie mit wachsender, eine absteigende mit abnehmender Tonstärke zu singen.

Das nun hier folgende Lied erweitert den Stimmumfang wieder um einen Ton nach oben und einen nach unten und erfordert eine sehr vorsichtige Vokalisation:

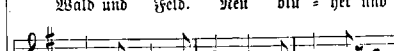
## Im Frühling.



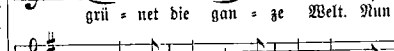
Nun sin = gen die Vö = gel in



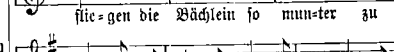
Wald und Feld. Neu blü = het und



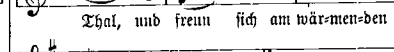
grü = net die gan = ze Welt. Nun



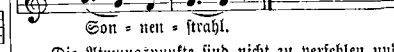
sie = gen die Vögelin so mun-ter zu



Thal, und freun sich am wär-men-den



Son = nen = strahl.

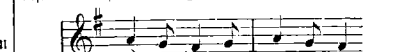


Die Atmungspunkte sind nicht zu verfehlen und sie können zugleich zu einer sehr zweckmäßigen Studie in der Atemeinteilung werden. Anfangs wird man in jeder Zeile drei solcher Punkte zum Atemholen nehmen:

Nun singen | die Vögelin | in Wald und Feld,  
dann aber nur zwei:

Nun singen | die Vögelin | in Wald und Feld.

Besondere Sorgfalt erfordert die Ausführung von zwei und mehr Tönen auf einer Silbe, wie sie hier in den meisten Takte notwendig wird. Sie erfordert, daß man den betreffenden Vokal, auf welchem der erste Ton gebildet wird, beim zweiten leicht, aber bestimmt aufs neue angibt:



si = in = gen die Vö = d = gelin

So ist immer bei der Wahl der Lieder darauf zu achten, daß die Kinder nicht nur den entsprechenden Liebestoff erhalten, sondern zugleich in der Anordnung derselben einen vollständigen Lehrgang des Gesanges, durch welchen die Stimme folgerichtig zu rechter Entfaltung gelangt und der Sänger zu der vollen Herrschaft über das Organ. Wenn das einigermassen erreicht ist, und die Kinder eine Anzahl Lieder schon zu singen im Stande sind, dann sollte man nicht versäumen, sie etwas weiter in den ganzen Organismus des Kunstwerkes einzuführen.

Die Kinder müssen nicht nur die Klänge, sondern auch die Intervalle unterscheiden lernen. Dazu hilft aber die Notenkennntnis entschieden sehr mit.

Ueber die Zweckmäßigkeit der Noten, den Ziffern gegenüber, ist denn kaum mehr wie in früherer Zeit zu streiten. Seitdem die Instrumentalmusik so sehr verbreitet ist, muß auch die Notenkennntnis eine allgemeinere werden, so daß es fast unpraktisch erscheint, die Schüler noch nach Ziffern singen zu lassen.

Zudem ist die Notenkennntnis und die Uebersetzung in Töne sehr leicht, wenn die Kinder rationell angeleitet werden. Der Lehrer muß die Noten den Kindern nicht als fertige Zeichen vorführen, sondern er muß sie vor ihren Augen entstehen lassen, indem er sie die Lieder, welche die Kinder bereits kennen, singen und dann nach seiner Anleitung aufnotieren läßt, was gar keine Schwierigkeiten bereitet. Sind die jugendlichen Sänger früh an die entsprechende Accentuation gewöhnt, wird es ihnen ebensoviele Mühe machen, die Takteinteilung zu begreifen, mit ihren verschiedenen Arten des geraden und ungeraden Taktes und der einfachen und zusammengefügten Taktarten.

Durch die lebendige, praktische Erfahrung wird ihnen so geläufig, was ihnen durch theoretische Erläuterung schwer verständlich zu machen ist.

Um den Begriff Tonleiter zu fassen, muß ihnen auch der Unterschied von Ganz- und Halbtöne klar gemacht werden, was wieder nicht sehr schwer wird, wenn man die Kinder früh daran gewöhnt, zu hören.

Die Konstruktion der Tonleiter ist dann leicht und ebenso die Entwicklung des ganzen Tonleiter- und Tonartensystems.

Weniger leicht ist es, den Kindern schon das Mollgeflücht begreiflich zu machen. Doch gelingt auch dies, wenn man ihnen den Unterschied der Moll- und der Durterz klar zu machen versteht.

Zu diesem Zweck läßt der Lehrer die Schüler Terzen singen und bringt dann mit einem Instrument oder auch singend das eine Mal noch eine Unter-, das andere Mal eine Oberterz.



Darauf läßt er die Schüler Grundton und Quint singen, und bringt in der angegebenen Weise einmal die große und dann die kleine Terz hinzu.



So muß hier, viel mehr noch als in der Kindertube, immer das Ziel verfolgt werden, den Kindern nicht nur einen entsprechenden Vorrat von passenden Liedern für Gegenwart und Zukunft mitzugeben, sondern sie dadurch zugleich systematisch zu bilden, daß sie nicht nur schön singen, sondern das Gesungene verstehen lernen.

In der Natur der Gesangsorgane aber ist es begründet, daß auch der mehr-, mindestens zweistimmige Gesang in der Schule nicht ausgeschlossen bleibt. Es ist bereits erwähnt, daß auch unter den Kinderstimmen schon hohe (Sopran-) und tiefe (Altstimmen) vorhanden sind, die berücksichtigt sein wollen. Dadurch ist es geboten, daß, während die hohen Stimmen die Melodie übernehmen, die tiefen die Begleitung singen. Zunächst sollen aber auch die tiefen Stimmen die Melodien, welche es zulassen, singen lernen und diese müssen in einer, beiden Stimmen möglichst bequemen Tonlage erst einstimmig geübt werden. Dann aber mag der Sopran die Melodie in der entsprechenden Lage singen und der Alt die begleitende Unterstimme dazu ausführen.

Für besonders feierliche Gelegenheiten, namentlich beim Gottesdienste, kann man auch den dreistimmigen Gesang ausbilden. Dabei macht der nur zweistimmige keine entsprechende Wirkung, er eignet sich mehr nur für die belebtere, leichtere Melodik. Der Choral aber und die ihm verwandten Formen wirken entschieden einstimmig noch besser als zweistimmig. Er verlangt in solchem Falle eine mindere dreistimmige Behandlung, wenn es nicht möglich ist, auch noch Männerstimmen hinzuziehen, durch welche die Zusammenfügung eines gemischten Chors ermöglicht ist. Der dreistimmige Gesang ist auch in der Volksschule zu erreichen; diese müßte ihn als das Ziel des ganzen Gesangsunterrichts hinstellen. Hauptfache bleibt natürlich immer neben der Erlernung des nötigen Liedstoffes die natürliche Ausbildung des Organs und des Musiksinns, aber diese müßte in der höheren Aufgabe des dreistimmigen Gesanges ihren Abschluß finden.

Eine so geschulte Jugend würde unsere Gesangsvereine und die verwandten Institute bald zu großer Blüte bringen. Man werde nicht ein, das Ziel sei zu hoch gestellt; es ist vielmehr das einzig nennenswerte. Zudem macht ein derartiger Unterricht weder den Kindern noch dem Lehrer große Mühe. Allen diesen Anforderungen zu entsprechen, wird den Kindern meist viel leichter, als den Erwachsenen, weil sie noch unverbildet und deshalb leichter bildungsfähig sind,

was man nur von wenig Erwachsenen sagen und be-  
weilen kann. Auch der Gesangsunterricht in der Schule  
darf sich nicht darauf beschränken, den Kindern eine  
möglichst große Anzahl von Liedern einzulernen, son-  
dern er muß sie zum schönen Gesang und damit zu-  
gleich zum fruchtbringenden Genuß desselben erziehen.



## Die Musik in der Münchener Kunst- Ausstellung.

Von  
Alfred Bertsch.

**N**icht, daß ich mich etwa unterfangen wollte, ein  
Résumé abzugeben über die gegenwärtig in  
den fontänenreichhaltigen Anlagen des Kunst-  
gewerbemuseums stehenden am 1. Januar  
täglich konzertierenden Militärkapellen und diversen  
andern musikalischen Gesängen, die in solcher Fülle  
vernehmlich sind — nein, vielmehr möchte ich einmal  
von der „stillen Musik“, wie das Wort im Unter-  
haltungsblatt bei der Kinderwelt lautet, reden; von  
der Musik, welche auf die Leinwand gebannt, uns  
nimmer belästigt, sondern nur gerade das ausdrückt,  
was der Ausstellungsbesucher gleichsam mit Augen zu  
hören vermeint.

Und wahrlich sind in den 88 Sälen und Kabi-  
netten des Glaspalastes, der die reichen Schätze der  
bildenden Kunst auf samtüberzogenem Sockel und  
im funkelnden Rahmen beherbergt, der Stoffe, die in  
irgend einer Weise mit der Tonkunst in Beziehung  
stehen, genug vorhanden, so daß es sich schon lohnt,  
die Sache etwas näher ins Auge zu fassen.

Der Vorkursus den Vorrang lassend, begegnen  
wir zuerst einem schweizerischen Künstler, dem Schöpfer  
der Fresken in der Zeltkapelle, Ernst Stückel-  
berg in Basel, der unter anderen Werken ein „Herbst-  
lied“ überstrichenes Gemälde ausgestellt hat. In  
einer idyllischen Gartenlaube, durch deren üppiges Blatt-  
werk der Erker eines Schlosses am hellen Himmel  
sich abhebt, stehen drei blühende Mädchengestalten um  
eine Matrone — wohl die Großmutter — gruppiert,  
die, auf der Steinbank sitzend, ihr greises Haupt mit  
dem lauschenden, wehmütigen Gesichtsausdruck ge-  
dankenvoll auf die Rechte stützt. In Gedanken folgt  
sie den Worten, welche die älteste der drei mittelalter-  
lich angelegten Jungfrauen zur Mandoline singt.  
Ihre Schwester hat ein Notenblatt in den schlaf-  
herabhängenden Händen und scheint ins Leere zu star-  
ren, während die jüngste, ein modern fixierter, her-  
ziger Kindskopf, an der Seite ihres Rechtschilbings nicht  
mindestens anhängig den Klängen zu lauschen scheint.

Das Laub fällt langsam zur Erde nieder; Herbst-  
stimmung in der Natur, Herbststimmung im Gemüt  
der Greisin, deren Scheitel schon vom Winter berührt  
worden ist. Wie das Stilleckelberg'sche Herbstlied wohl  
heißen mag? — Der Dichter verrät es uns, wenn  
er also singt:

Drum klag' ich nicht, drum zag' ich nicht,  
So steh' ich fest in Not und Pein,  
Und wenn mein Herz im Kampfe bricht,  
So muß die Sehnsucht Flügel sein.  
Da schwingt sie sich auf mit mir,  
Daß hell wie Liebesgruß es schallt,  
Und schwebt, und trägt mich heim zu dir,  
O Jugendzeit, du grüner Wald!

Der in München ansässige Schwede, Thure  
v. Cederström, bringt uns eine gemütliche Kloster-  
szene à la Grüner. Das Bild heißt „das hohe C“. In  
hochgewölbtem Bibliotheksaal sitzen ein halbes  
Dutzend Konfratres beisammen. Der eine von ihnen,  
eine stöckige Fastaffigur, begleitet seinen Gesang  
auf der Gitarre, der, aus den Wiener der Umstehen-  
den zu schließen, hoch ergötzt sein muß. Die in der  
Nähe befindlichen Trübsalsschreie verraten dem Be-  
sauer, daß der wackere Sängler sich seinen Mut zur  
Erkennung des hohen C künstlich zu erzeugen ge-  
wöhnt hat.

Von Cederström zu Deulliere y Gil, der  
uns in seinem Kolossalgemälde wie durch einen Zauber-  
schlag ins Kosmos der Siebenbürgelstadt versetzt.  
Den Vorwurf zu seiner Arbeit, die der Künstler „eine  
Vision im Kosmos“ genannt hat, gab ihm folgende  
Legende: Der heilige Almaguio, ein Einsiedler aus

dem Orient, wurde am 1. Januar 401 von den Ma-  
giatoren des Kolossiums, deren Geachte er hindern  
wollte, getötet. Von jenem Tage an hörten ber-  
gleichende blutige Schaupiele auf. — Seitdem geht der  
Heilige am Allerseelentage in der Nacht durch jene  
Ruine, von Märtyrern und Gerechten aller Zeiten  
begleitet, und stimmt das „Miserere mei Deus“ an,  
worauf sich ihm von der Erde zahlreiche Seelen an-  
schließen und folgen.

Es ist ein unheimliches, durchaus in grauen und  
schwarzen Farben gehaltenes Bild, ein phantastisches  
Nachtstück, das sich uns hier darbietet. Zu Tausen-  
den wirbeln die den Gräbern entstiegene, sich wild  
fasteienden Gestalten durch die vom rötlichen Voll-  
mond gepenstert beleuchtete Ruine, irlischerartig  
verschwindend und wieder auftauchend, psalmisierend  
in schauerndem Chor. Das Ganze ist wild und  
dämonisch im Stile Berlioz' und Bizet's.

Weit freundlichere Töne entweichen dem Porträt-  
bilde Luigi Mont's, das der Künstler unter dem Titel  
„Morgen“ in die Welt geschickt. Vom dunkeln Hinter-  
grund hebt sich eine jugendliche Frauengestalt in schne-  
weißem Gewande vortrefflich ab. Statt eines Hutes  
hat sie ein schlierartiges Tuch um das Köpfchen ge-  
schlagen, aus dessen lachendem Mitleid ein paar schat-  
thafte Augen und eine Reihe bläulicher Zähne hervor-  
leuchten. Mit den nach abwärts leicht ausgebreiteten  
Händen die Blumenköpfe und Halme berührend, so  
schreitet sie munter fröhlich in den lachenden Morgen  
hinein. Morgenstund hat Gold im Mund und in der  
Stehle; vielleicht zwar trällert sie bloß — wer weiß;  
also ein Lied ohne Worte.

Weiter zur Instrumentalmusik und fangen wir  
gleich bei dem hochbedeutendsten aller musikalischen In-  
strumente, dem Klavier, an.

Fautin-Latour (Paris) führt uns zu einem  
solchen, um das sich ein halbes Dutzend musikalischer  
Größen, sämtliche im schwarzen eintönigen Ge-  
schäfts-Anzug, gruppiert haben. Chabrier sitzt am  
Klavier und spielt den Herren Kollegen eine neue Kom-  
position vor. Das Bild macht den Eindruck einer  
erkünftelten Porträtgalerie.

Reizend dagegen in Auffassung gleichwie in der  
Ausführung ist die „Musikstudie“ von Clara  
Walt her in München. Ein Bachfischchen, dem  
noch der Kopf nach hinten hängt, sitzt andächtig vor  
einem tafelförmigen Instrument, und zwar auf einem  
Stuhl, der von manchem Theaterregisseur ohne Zan-  
dern als Thronpfeife verwendet würde; der musizier-  
enden Kleinen geht nämlich die Leine bis über den  
Kopf heraus, was ungemein komisch wirkt. Das noch  
kleinere Schwesterlein, dessen neugieriges Näschen mit  
einer Antrennung der Fußspitzen gerade bis zu der  
Klavatur heraufreicht, probiert im Wah einige Tasten  
anzutippen.

Neben der in der bildenden Kunst gern verwen-  
deten Lyra ist die Violine am meisten vertreten.

Sogar ein Geigenmacher, der berühmte Mathias  
Kloß aus Mittenwald (in der Nähe von Oberammer-  
gau und Partenkirchen) ist in einer Bronzestatue ver-  
ewigt, die aus dem Atelier F. von Millers in Mün-  
chen hervorgegangen ist. Noch jetzt ist Mittenwald  
ein oft besuchter Fundort für gute Violinen, und wenn  
Ganghofer und Heuert ihr zweites bayrisches Volks-  
stück „Der Geigenmacher von Mittenwald“ nannten,  
so konnten die Verfasser sicher sein, schon mit dem  
populären Titel einen Treffer gemacht zu haben.

Toby Rosenthal hat die Geige in sinniger  
Weise behandelt. Ein Junge, dem es während seiner  
Krankheit nicht vergönnt war, auf seiner lieben Vio-  
line zu spielen, fühlt sich heute zum erstenmal kräftig  
genug, um heimlich aus dem Bett zu schlüpfen und  
sein Instrumentchen zur Hand zu nehmen. Wie er  
so im Hemde auf seinem Schmerzenslager sitzend der  
Geige nach lang gedämmter Rast wieder die ersten Töne  
entlockt, da tritt die Mutter über die Thürschwelle,  
Freudenthränen in den Augen: Gottlob! der Ge-  
nehung entgegen!

„Eubigung für François Servais“ (der größte  
Cellovirtuose seiner Zeit) nennt Mme. Meunier in  
Brüssel ein Stilleben, das ein Violoncello, gleichmü-  
tig mit Vorberren, weißen Noten und einer rosenroten  
Schleife darstellt. Nicht minder glücklich hat die näm-  
liche Dame einen ähnlichen Gegenstand, eine mit Ven-  
dès überstrichene Violine, zu einem poetischen Stille-  
leben benutzt.

Heinrich Belting in Karlsruhe zeigt uns in  
seiner lustigen Gipsstatue einen „Hans am Weihnachts-  
morgen“. Für den kleinen Hans hat nämlich gestern  
unterm Tannenbaum eine glänzende lackierte Violine  
gelegen, und nun heute bei Zeiten munter geworden,  
hält es ihn nicht länger im weichen Netzen, er springt  
auf, und bald streicht der junge Künstler im flatter-

den Hemden seine vier Saiten; denn was Hanschen  
nicht bei Zeiten angreift, das lernt Hans in seinem  
Leben nicht mehr.

Am meisten hat mich eigentlich ein Gemälde von  
Soeaglin (München) zu fesseln gewöhnt. Es hängt  
im Saal Nr. 4 ganz in der Ecke. Adagio consolante  
ist seine nähere Bezeichnung. Soeaglin hat es wirk-  
lich vortrefflich verstanden, die gewollte Adagioim-  
mung beim Beschauer wachzurufen. Es ist eine Voll-  
Melodie oder auch wieder diejenige des Schumann-  
schen Abendliedes, welche uns beim Anblick dieses  
klosterlichen Gemäles umflutet.

Am geöffneten Fenster, durch welches die voll-  
aufgeblühten roten Rosen des Klostergartens herein-  
grünen, sitzt in brauner Kutte ein silberlockiger Greis.  
Er spielt wie träumend in freier Improvisation die  
Geige. Ein Sehnens erfasst ihn, er spielt weiter, und  
während es draußen zu dämmern beginnt, tritt lang-  
sam eine Frauengestalt im Trauergewande in die ge-  
schlossene Schwelle. Hier bleibt sie, an die Thüre ge-  
lehnt, stehen und lauscht mit angehaltenem Atem, das  
schöne, schmerzzerfüllte Antlitz leicht zur Seite ge-  
neigt, den Weisen des Alten. Adagio consolante!  
Sie ist's wohl selber, die „himmlische Melandotte“,  
die da draußen am Thürrahmen lehnt, unter Tränen  
lächelnd. Die Stimmung, die von diesem Gemälde  
ausgeht, hat Paul Heyse in einem seiner schönsten  
Gedichte ausgesprochen, aus dem ich hier zwei Stro-  
phen anführe:

Es kommen Blätter, es kommen Blüten,  
Doch keinen Frühling erlebt mein Herz,  
Ich sitze trauernd, ein Grab zu hüten,  
Und um Cypressen schweift mein Schmerz.

Wer darf vergessen, der je befehen,  
Was tief im Herzen so teuer war?  
Doch gibt's ein Gärtdchen, da steh'n Cypressen,  
Die tragen Rosen im dunkeln Saar.

Außer den schon angeführten wären übrigens noch  
alle erdenklichen Musikinstrumente — ein volles Or-  
chester — aus den hier ausgelegten Kunstobjekten  
herauszufinden. Genügende Quartettstücken, Pau-  
sen schwingende Cornen, Harfenspieler, Dubel-  
pfeifer, Trommel, Flöte und Klarinette — alles ist  
vorhanden, sogar eine Zieh-Harmonika hat auf einem  
Gemeinbildchen von Domenico Pennacchi ihre  
artige Verwendung gefunden. In gutem Humor nennt  
er sein Bild „sonate à quatre mains“: ein Mühl-  
gesch, echt italienisches Liebespärchen sitzt da im Grün-  
den, von denen jedes auf beiden Händen ein Ende der  
zum roten Wurm in die Länge gezogenen Harmonika  
festhält, deren Töne sicherlich die aufrichtigsten Liebes-  
gefühlsdünne repräsentieren sollen.

Eine vollständige Frühlings-Symphonie hat Gy-  
sis (München) zum besten gegeben; das in schillen  
Farben gehaltene, Böslein sein tollende Bild mit seinen  
musizierenden, halbnaekten Amoretten ist leider so ver-  
schwommen und dabei so wenigfahnd, daß man es  
gerne vermissen würde.

In ihrer Art Meisterwerke sind die beiden Ben-  
dants von dem Belgier Albert Hnnaix, der es  
unternahm, die zwei gleichwertigen koordinierten Künste  
Poesie und Musik uns lebendig vor Augen zu führen.  
Beides hat annähernd Frauengestalten. Auf beiden  
Gemälden sind sanftes Grün, Grau und Rosa ton-  
angebend. Ebenso ist das Landschaftliche sehr zart  
und dufsig ausgeführt.

Von Musikern ist Beethoven durch eine Bronze-  
büste von Jadow (Berlin), Rubinstein durch eine  
Gipsbüste von Römer, ebenda, vertreten. Die Jüge  
des großen Musikgelehrten und Kulturhistorikers W.  
H. Riehl (besonders bekannt durch seine bei Cotta  
erschienenen musikalischen Charakterköpfe) sind in der  
Büste von Hans Clement (speziell wiedergegeben.  
München) (München) hat die Büste des verstor-  
benen Komponisten Gferr ausgestellt, während Liszt im  
Enbachsaal neben anderen zeitgenössischen Größen,  
wie Bismarck, Wolke etc. zu finden ist. Eine Ma-  
dierung von Eitel (München) bringt ebenfalls Liszt's  
dämonisch eigenartigen Charakterkopf.

Um bei der graphischen Abteilung zu bleiben,  
sei noch eines vorzüglichen Kupferstiches von Ma-  
tey Darel (Paris), die letzten Augenblicke Mozarts  
nach Wundt's gleichbenannten Kolossalgemälde dar-  
stellend, in abschließender Weise erwähnt.



## Von der Zauberflöte zum Parfissal.

**U**nter diesem Titel schreibt Ludwig Hartmann folgende vergleichende Worte in der „Sächsischen Landeszeitung“: Während auf der Festschiffahrt als Hauptopfer für einen jüngst verstorbenen zeitgenössischen Meister emporgetragen, erstauete die königliche Hofbibliothek zu Dresden ein neues Spieljahr am 1. August mit dem ewig jugendlichen unübertroffenen Wunderwerke W. A. Mozarts. Wie hat es nur kommen können, daß man beide Kunstschöpfungen, deren höchste Spitzen sich in der Titelüberschrift dieses Aufsatzes berühren, als Gegensätze aufgefacht? Man handelt damit schnurstracks gegen die kunstphilosophischen Ansichten Richard Wagners selbst. Wagner hat niemals, zu keiner Zeit und in keiner Form etwas gesagt oder gethan, das ihn in einen Gegensatz zu Mozart brachte. Er hat Mozart als den göttlichsten Musiker seiner eigenen Worte — bewundert und mit unbegrenzter Verehrung zu L. van Beethoven emporgehoben. Sind Talentsgaben in Wortfreigeisteten in Zeitungen und Broschüren vorgekommen, welche in kläglichster Kurzsichtigkeit das Moderne erhoben zum Nachteil der Klassiker, so war sicher Wagner daran nicht schuld.

Man muß keine großen und praktisch weisen einschichtigen Mann nicht mit seinen Adepten und Nachbetern verwechseln. So wenig R. Wagner billigen würde, wie heute Bayreuth sich zu einem fanatischen Sektenhute entwickelt hat, bei welchem die Priester zu Göttern geworden sind, so wenig hat Wagner teil an der kolossal summen Anstalt, die klassische Kunst sei durch seine Erhebungen und Erfolge hingeführt gemacht. Es wird hohe Zeit, daß wir Wagnerianer der alten Obsession öffentlich ansprechen: daß Wagners Lehre von glühender Verehrung für F. S. Bach, Gluck, Mozart und Beethoven durchdrungen war, daß er stets mündlich und schriftlich die strenge Kontinuität der Kunstentwicklung anerkannt und sich lediglich als ein Glied in der Kette der Entwürfungen betrachtet hat. Das Beste was über Mozart und über Beethoven je geschrieben worden ist, rührt von Wagner her, der ein so großer Kritiker war, wie er als schaffender Künstler eine Welt in Bewegung zu setzen vermochte. Gegen die Entartung der Kunst ist er besterkerhaft losgegangen — niemals gegen irgend eine bedeutende Art die vor ihm geblüht hat.

Von der Zauberflöte zu Parfissal — ist denn der Weg so ungeheuerlich weit, daß die Menschen Ausgang und Ende in einem nicht zu überschauen Vermögen? Sind die Ideen im Parfissal aber abener als in der Zauberflöte? Anders finde sie, aber grabuell sind sie nicht verschieden. Parfissal fußt auf dem Mysterium der Menschwerdung Christi und der Entfaltung durch die Kraft des Glaubens und der Liebe. Die Zauberflöte fußt auf den erhabenen Gesetzen der Wahrheit, Tugend und Gerechtigkeit und Menschenliebe. Wagners Ziele und Mittel verschieden sein, in einem konnte Wagner Mozart schon nicht mehr überbieten: in der tiefsten Auffassung des Wesens aller Kunst. Die hehren Gedanken, die Mozart in den Priesterhöfen der Zauberflöte inkarnierte, die erschütternden Wunderklänge seines Requiem, — sie stehen so himmelhoch über der Welt des Wirklichen, daß das Einzige was je eine spätere Tonkunst vermag, in der Fortführung der Gedanken Mozarts besteht.

Die in Bayreuth wissen davon nichts mehr. Vergäbe sich nicht zugleich einseitig. Aber Wagner selbst hat es gewünscht, hat es bezeugt und hat es gelehrt: Es gibt nur einen Mozart.

Was sich nach Mozarts Tod vollzog, war naturgeboten. Der Ausdruck des Rein-Kunststillschen war durch ihn erschöpft. Die unmittelbare Göttlichkeit seiner Melodien, die wie die Sonne, wie die Sterne, wie die Blumen nur geschaffen scheinen, um das Da-sein Gottes in der Natur zu beweisen, — ist nie wieder erreicht worden. Die zauberhafte Schönheit der Musik der Zauberflöte und des Requiem ist ein Merkstein in der Geistesgeschichte der Menschheit. Generationen werden in heiliger Scheu sich hüten, diesen Merkstein verändern zu wollen.

Als dieser göttliche Musiker starb, mußte die Kunst sich andere Wege suchen. Ihre Natürlichkeit, ihre seltsamste Kindheit war zu Ende. Schmerzen, Bewußtsein, Grübeln, Philosophie zogen ein in das sonntags-königreich der Tonkunst, das Mozart verwaist gelassen. Ein Titan, Ludwig van Beethoven, führte das Scepter, das nun nicht mehr blumenumwunden eine

ätherische Welt regierte, sondern unter welchem die wunderbaren Tiefen des Denkens und der Metaphysik sich erschlossen. Wie Beethovens Zeit voll war der gewaltigen Kämpfe auf geistigem und politischem Gebiet, so ist seine Musik gewaltig und das Innerste aufwühlend. Beethoven war die notwendige Ergänzung Mozarts. Diejenigen aber, welche mit und nach diesen beiden schufen, verloren selbstverständlich alle generelle Eigenart. Schubert kam nach (wie in weit niedrigeren Grade auch Mendelssohn) als Mozartianer auf; in wesentlichen auch G. M. v. Weber. R. Schumann bagegen und R. Wagner stehen ganz direkt unter Beethovenschem Einfluß. Wagner indes hat vor Schumann die unendlichen Verschiedenheiten ihrer Kunst bleiben hier selbstredend ganz außer Betracht) voraus: die gleichzeitige Aufknüpfung bei Wagner die Großartigkeit der Intention, die Fülle des Gedanklichen. Aber trotz seinem Grübeln, trotz allem Schopenhauer und der Erbs-Philosophie hat in Wagner etwas von jener entzückenden Kindlichkeit Mozarts. Daß beide, Mozart wie Wagner, in ihren letzten Werken, dieser die religiöse, jener die philanthropische Erlösung vom Gemeinen erstrebten, darin liegt wohl nur eine zufällige Ähnlichkeit. Wichtiger dagegen ist die Gemeinsamkeit der beiden großen Musiker in der Sinnung zum Kindlichen. Freilich an Parfissal und an das letzte Bayreuth darf man dabei nicht denken. Aber Siegfried und Rheingold — sind sie nicht wie Nachklänge Mozartscher Märchenzauberkunst anzuhören? Und so ergibt sich die ganz merkwürdige Erkenntnis: Was Richard Wagner in gänzlich verschiedenen Einzelwerken einzeln erstrebt und erreicht hat, das ist bei Mozart in einem Werke verbunden. Siegfried und Parfissal haben ihr gemeinsames Vorbild in der Zauberflöte.

Und hier berühren wir zugleich einen Unterschied im Kunstschaffen von früher und von jetzt: Mozart war nicht einseitig, wie es nach ihm schon Beethoven war und wie es in höchster Potenz R. Wagner ist. Die außerordentliche Beharrlichkeit Wagners bei dem einmal Erfaßten, seine endlosen Längen, die durch ihn herbeigeführte physische und psychische Ermüdung, das alles fällt bei Mozart fort wegen der unbefehllichen wechselnden Beweglichkeit seines Genies. In einem Atem der holdste Lust, eine Verwunderung wie für Kinder, und hartbei die tiefste erschütternde Nachacht im Mysterium der Freimaurerei! Wagner dagegen hat die Götter in den Parfissal, das Märchen in den Siegfried verteilt.

Wagner hat zeitlebens geglaubt die Hauptsumme seines Vermögens von Beethoven geerbt zu haben. Und in der That der heilige Ernst und das auch bei Wagner „titaneische“ Ansehen scheinen dieser Annahme Recht zu geben. Als Philosoph fand Wagner Beethoven so nahe wie möglich. Aber der Humor Beethovens ist unbetheoretisch, der weist auf Mozart. Auch wenn Beethoven lachte, hat man oft zu zittern, wie seine synkopischen Scherzos beweisen und seine Bizarrieren in den letzten Streichquartetten. Dagegen der Humor Wagners in dem Drama Siegfried ist echt mozartisch. Er ist das selbste Selbstvergessen aller elenden Wirklichkeit. So hell, so leicht, so freudestrahelnd wie die Lieder der Zauberflöte hallen Siegfrieds Lieder in unsern phantasiebestäubten Herzen wieder. Das deutsche Märchen mit seiner holden Thorheit und weisheitsvollem Hintergrund wird lebendig in den Tönen beider Meister, in Mozarts Zauberflöte und in Wagners Siegfried.

Wohl — die Mittel beider Tonmeister sind ja so verschieden. Wer wollte das bestreiten. Innerhalb der diatonischen Skala hat Mozart schließlich das Gleiche erreicht, wozu Wagner die Unsumme aller Enharmonik und Chromatik gebraucht hat. Schlimm; aber das konnte der moderne Künstler nicht anders, und es ist ein Erkenntnisgegnis der pseudoklassischen Kritik, wenn sie einst über Wagner hergefallen ist, er habe zu viele Mittel angewandt. Jetzt hat sich die Allgemeinheit an das damals Außerordentliche schon gewöhnt und vor betrachten die besagtenwerte Hinzufügung der Kunstmittel als etwas gegen die Klaisier weit Zurückstehendes, gegen welches der moderne Autor machtlos ist, das er nicht vermeiden kann.

Nach also endlich als Wagner und Mozart als „Gegenstücke“ zu betrachten. Ob in Bayreuth Parfissal, in Dresdens Zauberflöte oder Hamburgs Fidelio erstingt: es ist eine Kunst, die Kunst der Genies. Die Kunst der Talente mag verschiedener sein. Sie lieft heut emsig aufzuheben die buntesten Brocken, und alles was sie an Gefallen erreicht, ist in zwei Jahren vergessen, verweht, „wie gewesen“. Aber die Kunst der Genies, an welcher zu allen Zeiten der

Reiz und die Kleinlichkeit generelt haben — an Beethoven und Mozart genau so wie an Wagner — diese Kunst ist unter sich eng verbunden: sie wurzelt in den Herzen derer, die sie uns schenken und wurzelt in Gott, der sie ihnen schenkte.

Anders hat Wagner nie gedacht. Für der Ultra-Bayreuthismus mit seinem eiteln Personen- und Parteibienst anderer Ansicht — gegen Wagner versteht es nicht, glühender Mozartbewunderer zu sein. Wagner ist nur durch den Tod verhindert worden, außer seinen Werken auch Gluck, Weber, Mozart u. s. w. in Bayreuth „stilgerecht“ aufzuführen. Das war sein Plan, den die Gegner der Welt verschwiegen. Als dann sollte die Einseitigkeit Bayreuths durchbrochen werden. Am 13. März 1882 schrieb nach Wagner in Palermo wörtlich: „Zur freien Kritik des Publikums sind wir genötigt, ohne welches die Existenz eines dramatischen Kunstwerkes gar nicht zu denken ist.“ Nach Entladung seiner Verpflichtungen gegen die Patronat-Verein sollte diese erweiterte Thätigkeit Bayreuths beginnen. Die Zauberflöte neben Parfissal unter Wagner in Bayreuth! Man darf dem Gedanken nicht nachhängen, es ist überaus traurig, daß er unerfüllt blieb. Ein Monate nach obigen Zeilen starb der große Mann und ließ Bayreuth nicht nur einsam, sondern einseitig zurück. Auf dem Rückwärts-Wege von Parfissal zur Zauberflöte ist sein Geist von uns geschieden, und wir vermissen ihn schwerer als jene die bei Parfissal-schiffen vergessen — was Wagner noch auf Erden gewollt hat!



## Von Juan.

Schizze aus Mozarts Leben.

(Aus dem Böhmischen der „Aethy“ von ThL)

**I**n einem heitern Nachmittage hielt vor dem Hotel zu den „drei Löwen“ ein bestaunter Reiterwagen. Dienstfertig sprang der flinke Aufwärter herbei, öffnete den Aufsteigschlag und half einer allerliebsten jungen Dame beim Heraussteigen; nach ihr schob sich ein kleiner, schwächlicher, dreißigjähriger Mann, ein lustiges Lächeln, aus dem Wagen heraus.

„I du mein heiliger Nepomuk! rief der Inhaber des Gasthofes, der sich in der Einfahrt postierte, um die Gäste zu bewillkommen. Ist's denn möglich? Herr Mozart wieder einmal in Prag?“

„Nun, seht Ihr, Wännen, daß ich Wort halte! sagte Mozart freudlich grüßend. Da habt Ihr mich und könnt mich nun den ganzen Herbst behalten. Da bringe ich mir auch mein liebes Weibchen mit — und dies nur Euch zu viel, damit Ihr nicht fürchten müßt, daß ich gar zu viel dumme Streiche mache.“

Der höfliche Wirt verbeugte sich tief vor der niedlichen Dame, und da er eben Lust zu einer langen und gehaltreichen Bewillkommungsrede verspürte, begann er mit großem Pathos: „hochzuverehrende Frau von Mozart...“ Aber Mozart ließ ihn nicht ausreden.

„Laßt die langen Introduktionen, sagte er, Männchen, und führt uns lieber in ein Zimmer. Dabei vergeht mir ja nicht auf einen bestaunten Imbiß — und dann, Wännen, seid so gefällig und schickt mir jemand zu Herrn Guaradoni — eine Empfehlung, und daß ich hier bin.“

Darauf reichte er seiner reizenden Dame den Arm und folgte mit ihr dem armen Wirt in die neue Wohnung; den Schluss des Auges bildete der Hausknecht mit Koffer, Schachteln und andern Reiseeffekten.

Wenige Augenblicke danach kam bei den „drei Löwen“ ein junger, schöner, schwarzäugiger Mann vorbei. Am Wagen und in der Einfahrt wurde noch Mozarts Name wiederholt. Wie er diesen hört, steigt der junge Mann schnell die Treppe hinauf, klettert schnurgerad ins Zimmer und stürzt dort Mozart in die Arme.

„I, daß dich der Teufel, du wilder Brausekopf, rief Mozart, wie hast du mich erschreckt!“

Dann wandte er sich zu seiner Frau, und selbstgefällig lächelnd und mit einer gewissen kindlichen Freude stellte er ihr den schönen Mann vor.

— Nun, wie gefallt er dir? Das ist unser Luigi Bassi. Nicht wahr, ein schmecktes Männlein das?

— Maestro Mozart, sprach Bassi mit freudigstolzem Selbstvertrauen, heut Abend singe ich den Grafen in Eurem „Figaro“!

— Ah, das ist schön! erwiderte Mozart. Nun, und was sagen die Brüder zu meiner Oper?

— Kommt nur abends ins Theater, da werdet Ihr es selbst sehen und hören! In sechzehn Tagen geben wir sie zum zwölften Male — und heute auf den Wunsch des kaiserlichen Prinzen Anton.

— Hoho! lächelte Mozart gleichmüthig, und eine leichte Röthe überzog seine weißen Wangen. Und was sagt Strohhack dazu?

— Der singt dem ganzen Orchester das alte Lied. Nach jeder Vorstellung hört man ihn verkünden, sie würden gern gleich wieder von vorne anfangen, obgleich es ein stichiges Stillsitzen ist.

Mozart rief sich vergnügt die Hände und sagte zu seiner Frau:

— Nun, mein Engel, siehst du? Was hab ich dir gesagt? O, ich wußte es wohl, daß mich Prag die Verdrießlichkeiten in Wien vergessen macht. Schon recht! die Prager verstehen mich, und ich werde ihnen dafür eine Oper schreiben, wie man sie nicht alle Tage aus dem Vernetl schüttelt. — Einen Kapitalkrieg hab ich dir dazu, Mädchen, fuhr er zum Bassi gewendet fort, ein verdammt ausgelassenes Libretto, unser Lorenzo da Ponte hat es mir geschrieben. Für einen Andern hätte er es so was nicht gemacht, sagte er, denn die Andern hätten nicht Courage genug dafür. Oh, mir kam es eben recht! Die Musik dazu nimmt mir schon lange im Kopfe — nur wußte ich bis jetzt nicht, was damit anfangen, es bot sich mir keine Gelegenheit dazu. In „Don Giovanni“ und im „Figaro“ findest du, Mädchen, freilich einige Anklänge; aber das alles ist nicht das Wahre — kurz, es war mir schon lange im Kopfe und im Herzen, als sollte und wollte der Frühling kommen, aber als könne er noch nicht. Auf allen Büschen, auf allen Bäumen haßt du tausend und tausend Knospen, aber sie sind noch verschlossen. Da kommt ein Gewitter und der Donner ruft: „Wäuten erhebe!“ — ein lauter Regen rieselt aus den Wolken und mit einem Male blüht und strahlt alles in nie gesehener Pracht! — Hol' mich der Teufel, wenn mir nicht gerade so ums Herz war, als mir der verdamnte kleine Ponte das Libretto brachte! Du kriegst die Hauptrolle, Mädchen, und der Teufel wird dich wirklich holen.

Bassi hätte freilich gern mehr von der neuen Oper erfahren; aber Mozart mochte nicht weiter mit der Farbe heraus; er lächelte nur pfiffig und verwies den Ungeheueren zur Geduld.

Mittlerweile war es Abend geworden, das Opernhaus war gedrängt voll und als Mozart in die Loge trat, begrüßte ihn stürmischer, lange anhaltender Beifall. Auch während der Aufführung des „Figaro“ wiederholte sich diese Auszeichnung fast nach jeder Nummer der Oper.

Dieser glückliche Erfolg mußte Mozart um so mehr Freude verursachen, als „Figaro“ in Wien nicht sonderlich gefallen hatte; denn die unwürdigen Intrigen Salieris hatten zur Folge, daß diese Oper schlecht besetzt war und noch schlechter gegeben wurde. Mozart schwor aber auch, nie mehr für Wien eine Oper zu schreiben. — Vivat! erscholl es von allen Seiten, als Mozart nach der Oper in den Wagen stieg und nach Hause fuhr. In seiner Wohnung fand er einige seiner liebsten Freunde, den genialen Dufschel, den fleißigen, guten Strohhack und Guarbasani, den gewandten, umflüchtigen Impresario, welche ein splendides Souper bestellt hatten; später kam Bassi, Bondini mit seiner hübschen Frau und die reizende, feurige Saporiti. So manches schöne Wort über Musik und Gesang und heiterer zwangloser Scherz wirkten das köstliche Mahl und feigerten die gesellige Lustigkeit; als aber der Champagner zu schäumen begann, da streifte die Munterkeit bis an die Grenze der ausgelassenheit, nie aber übertrat sie dieselbe.

In einer solchen Laune konnte Mozart nicht so hartnäckig bleiben gegen die ungeliebten Witten und Fragen des feurigen Bassi, und nach und nach ließ er sich so weit erweichen, daß er ihm die Stützerung seines neuen Werkes zeigte, von welchem die Arien bereits vollendet waren.

— Das ist alles recht schön, Maestro Amadeo! meinte Bassi, doch diese Arien sind für mich denn doch etwas zu unbedeutend.

— Was sagst du, Mädchen? fragte Mozart, Bassi mit einem schalkhaften Lächeln betrachtend.

— Ich meine, sagte dieser, daß darin gar keine

Schwierigkeiten vorkommen, daß das alles gar zu leicht ist.

— Glaubst du, Mädchen?

— Und darum, nicht wahr, teurer Maestro, darum schreibst Ihr mir noch eine recht große und schwere Arie, oder gebt mir eine aus Eurem Vorrat. Nicht wahr, Ihr thut es?

— Nein, das thut ich nicht! erwiderte Mozart forschend und fortdauernd lächelnd; ich thut's nicht, nein, herzlichstes Bassettchen, das thut ich auf keinen Fall!

Bassi sah ihn ein wenig verdrießlich an, doch Mozart fuhr gutmüthig fort:

— Siehst du, Freundschen, daß die Arien nicht lang sind, das ist wahr; aber sie sind gerade so lang, als sie sein müssen, und keine darunter, meine ich, ist kürzer, als nötig! — Und was die große Leichtigkeit anbelangt, über die du dich beklagst, Mädchen, so mach du dir deshalb keine Sorgen! Ich weiß für gewiß, daß du dich tüchtig zusammennehmen mußt, wenn du sie so singen willst, wie sie gelangen sein müssen.

— So? fragte Bassi in gebetenen Tone.

— Zum Beispiel, sing mir mal diese Arie:

„Fin ch'han dal vino!“

Dabei setzte er sich ans Klavier und Bassi, ein wenig verstimmt, trat hinter ihn; kaum in die Noten schend, brach er wie im Galopp los, und das eben nicht sehr melodisch.

— Langsam, langsam, mein Junge! rief Mozart herzlich lachend, indem er gleich nach den ersten Takten zu spielen aufgebört. Nur nicht so con furio über Berg und Thal! Oder kannst du nicht halb genug mit meiner Musik fertig werden? — Wo ich presto geschrieben, mußt du denn gleich prestissimo wiehern? Und was hast du vergessen, was forte ist und was piano? He, ich frage, junger Springinsfeld, singst das ein betrunkenen Hausknecht oder ein genussüchtiger spanischer Kavalier, dem mehr irgend eine Schöne als der Wein im Kopfe herumjuckt? Dieser soll ihm nur dazu verhelfen. Er aber, um seinen Genuß zu verdoppeln, malt sich jene in seiner erstickten Phantasie verführerisch aus. Ich bitte dich, geh und trink ein Glas Champagner, denke an dein Liebchen, und dann gehst du, wie es dir in den Ohren summen wird — in dem weichsten, zärtlichsten Tempo, — piano — piano! — crescendo — forte! — bis zuletzt alles in der wildesten, lautesten Luft aufjauchzt — so denn ich mir's.

Und Bassi sprang auf, holte ein Glas Champagner aus, schälte der prächtigen Saporiti einen Kuß und sang die Arie von vorne an — und nun so vortrefflich, mit solchem Feuer und Ausdruck, daß es die ganze Gesellschaft wie elektrisches Feuer durchzuckte; er mußte sie wiederholen.

— Nun, Mädchen? rief Mozart schmunzelnd, nachdem Bassi die Arie zum dritten Male abgehungen — nun? was hab ich gesagt? läßt es sich nicht pafseln anhören?

Und bevor es der große Meister verhindern konnte, ergriff der Sänger seine Hand, küßte sie ehrerbietig und sagte demüthig:

— Maestro, ich werde mich nach Möglichkeit bestreben, daß Ihr mit mir zufrieden seid!

— \* \* \*

Dufschel drang so lange in Mozart, bis dieser sich entschloß, seine Wohnung in der Stadt aufzugeben und sich hinter das Anseher Thor in den Weingarten Vertramita, Dufschels Eigentum, zu übersiedeln.

Es war an einem heitern frischen Septembermorgen, als Mozart seine neue Wohnung außerhalb der Stadt bezog. Dufschel hatte insofern ein kleines Fest veranstaltet, und Mozart war freudig überrascht, als ihn an der Schwelle seines Landhauses seine liebsten Freunde bewillkommten. Seine heitere Laune wurde noch höher gestimmt, als ihm Dufschel eine von vielen Autoritäten Brags unterzeichnete Anforderung überreichte, worin er angegangen wurde, ja recht bald ein Konzert zu geben. Zu diesem Zwecke wurde ihm das Theater angeboten, und Graf Thun machte sich anheißig, die Hälfte der Kosten zu tragen.

Mit Freunden versprach Mozart dieser Einladung zu folgen und legte gutzerzogen hinzu:

— Nein, das hätten die Wiener doch nicht für mich gethan!

— Es scheint überhaupt, grollte Dufschel, als ob keine lieben Wiener, wie du sie nennst, nicht einmal wüßten, wer du bist, und was sie von dir fordern sollen. Gott möge es ihnen verzeihen, daß sie sich deiner nicht besser annehmen.

— Nun, nun, werd nur nicht böse, du ehrliche

Geschehe! beschwichtigte ihn der gutmüthige Meister. Gar so arg ist's denn doch nicht. Die Herren dort haben auch auf gar zu viel andere Sachen zu denken, und ihr Urteil wird auch nicht von den besten Richtern geleitet. Was aber die Wiener selbst anbelangt, die laß du mir ungeschoren, Freundschen! — Das sind dir brave Leute, und mein Lebenslang werd ich's nicht vergessen, wie sie mich empfangen, als ich von Salzburg kam. Es kam mir nicht anders vor, als wäre ich im Himmel. Freilich hören sie es gern, wenn man sie großmüthig nennt und als große Kunstkenner rühmt — und wer ihnen dies beständig vorleiert, den vergöttern und verhäßeln sie wie ein Kind. Ich aber tange nicht recht zum Schmeichler — und so mögen sie denn einweisen diesen Salieri behalten und ihn mit ihren Lederbissen füttern — ihr aber gebt mir ein Glas Burgunder!

Und bevor sich noch Dufschel umwannte, um dem Freunde den Potal zu kredenzen, trat ein hoher, breitschulteriger Mann mit roten Wangen heran, und reichte dem gezeierten Meister mit freudigstolgender Miene und sich ehrerbietig verbeugend ein umfangreiches Glas mit dem roten Nebenast!

Behaglich leerte Mozart den mächtigen Potal, reichte dann seinem herkulischen Mundstücken freundlich die Hand und besamerte mit komischem Pathos:

„Schön willkommen, Van Nepomuk, Es grüßt Euch Mozarts Handgedruck!“

— Wie, der Herr Kapellmeister kennt mich noch? rief entsetzt der stämmige Ganyneb.

— Ei, wie sollte ich nicht kennen den bekannten, wackeren Bosanisten, Van Nepomuk Stradetzky? erwiderte Mozart. Und ich bin sehr erfreut, daß er heute im Kreise meiner liebsten Freunde nicht fehlt. Es ist dies ein schöner Tag, der in meinem Gedächtnis mit goldener Schrift aufgezeichnet bleibt.

Und es waren in der That selige, vergnügte Stunden, die an diesem Tage in dem freundlichen Weingarten verfloßen. Unvermerkt kam der Abend heran und überraschte die lustige Gesellschaft in höchster Laube beim fröhlichen Gelage. Da erscholl in der Nähe die Musik eines Prager Musikchors; es war dies eine der schönsten Melodien aus „Figaros Hochzeit“. Mit Wohlgefallen horchte Mozart der trefflich ausgeführten Musik, diese aber verlor sich nach und nach in dem nahen Gaine, immer sanfter, immer wehmüthiger wehten die süßen Töne aus der Ferne herüber, bis sie zuletzt in leisen Klängen langsam erstarben; in den benachbarten Bergen tauchte der Mond auf und ringsum herrschte heilige Stille; tief ergriffen erhob sich Mozart, wünschte seinen Freunden eine herzliche, gute Nacht und begab sich dann auf sein Zimmer, wo er bis spät nach Mitternacht am Klaviere saß.

\* \* \*

Mozart arbeitete indessen fleißig an seiner neuen Oper, und am 4. Oktober 1787 zeigte er dem Impresario an, daß sie bereits, einige Nebenrollen in der Instrumentierung und die Duettirte ausgenommen, vollendet sei.

Der gute Impresario war auch außer sich vor Freude bei dieser Nachricht, und hatte nichts Gileres zu thun, als Mozart das begehrgene Honorar von hundert Stück Dukaten auszugeben; als aber dieser von der Verteilung der Rollen zu sprechen begann, da gestand das geplagte Oberhaupt der Opernhebeln, daß ihn diese Angelegenheit schon durch vier Wochen zittern gemacht; denn seinem scharfen Herrscherange war die innere Gärung nicht verborgen geblieben, die das Gerücht von der neuen Oper in seinem Reiche verbreitet hatte und die, je mehr sich die Oper ihrer Aufführung näherte, immer drohender wurde, weil jeder Sänger und jede Sängerin auf die Hauptrolle Anspruch machte.

— Meine Leuten sind zwar sonst recht gute Gesangsleute, schloß er seinen Vortrag, und unser Bassi, der ist die Gutmüthigkeit selbst; aber in gewissen Umständen können sie einen armen Impresario doch zur Verzweiflung bringen, besonders die allerliebste Saporiti und die kleine niedliche Bondini, das sind Satanskinder, wenn sie sich einmal etwas in das Köpfchen legen.

— Laßt nur keine Furcht bilden, sagte Mozart; sie haben mich ein bißchen lieb, das weiß ich, und ich werde sie schon zur Raison zu bringen suchen.

— Unter uns, bemerkte der Impresario mit schlaumem Lächeln, die Saporiti fürcht' ich eigentlich nicht, die wird uns die wenigsten Hindernisse in den Weg legen, denn wenn sie auch die Stöße spielt, so sieht sie Euch doch gern und ich vermute, daß dahinter noch etwas anderes steckt.

— Ah, hört doch auf! unterbrach ihn Mozart, sich wohlgefällig die Hände reibend; denn obwohl er seine Frau liebte und ehrte, so ist ihr doch nicht immer so recht treu gewesen sein.

Guarabasi fuhr aber fort:

— Wie ich Euch sage; denn unlängst sagte sie selbst zu mir: „Du Signor Amadeo könnte ich mich verliehen, denn er ist ein großer Genius, und da würde mich seine nicht eben gefällige Gestalt nicht abbrechen.“

Was war's mit der Freude bei Mozart. Er war fürchterlich aufgebracht, daß sich die reizende Saporitti auf solche Weise über seine Gestalt geäußert, und das noch vor dem plauderhaften Impresario.

— Schickt sie mir nur alle her, Signor Guarabasi, lief er ganz im Feuer. Ich werde ihnen ein Kapitel lesen, daß sie gewiß singen werden!

Dieser versprach auf den kommenden Tag sämtliche Opernmitglieder in den Theaterjalen zu berufen.

\* \* \*

Am andern Morgen war die Oper vollständig im Theaterjalon versammelt; Mozart trat mit feierlichem Ernst ein, grüßte schweigend mit dem Kopfe links und rechts, und begann dann langsam, gemessen — bald aber, gemüthlich wie er war, immer ungenierter und freundlicher zu sprechen:

— Sehr geehrte Damen und Herren! Es wird euch nicht unbekannt sein, daß ich im vorigen Jahre von eurem Impresario die schmeichelfaste Einladung erhielt, für seine Gesellschaft eine Oper zu schreiben. Ich ergreife diese Idee um so freudiger, als ich euch persönlich genau kenne, und überzeugt sein kann, daß ich für wahre Künstler arbeite.

Mein Werk ist vollendet und ich kann mir das Zeugnis geben, daß ich mit ganzer Seele dahin strebte, nicht nur meiner gesamten Arbeit, sondern auch jeder einzelnen Partie derselben einen ekkantanten Erfolg zu sichern. Ich hege die Hoffnung, daß meine neue Oper gefallen werde; zugleich aber habe ich die Ueberzeugung, daß sie nur dann vollen Beifall erhalten kann, wenn sie sich in den Händen solcher Künstler befindet, wie ich sie in euch gefunden habe.

— Und in der That! wo findet sich ein vollkommener Don Giovanni, als mein junger Freund, Luigi Bassi? Seine herrliche Gestalt, seine brillante Stimme, sein Temperament und seine Glut, wenn er den Schönen heulenden soll, das alles macht ihn zum gebornen Helden meiner Oper. Von Leidenschaft und Lebenskraftigkeit wird, glaube ich, gerade so viel in ihm stecken, als für einen lockern Vogel nötig ist, und daß er allenfalls, auf eigenen Lebensrettung — einen alten, aufgebracht Vater seiner Schönen erstehen kann — aber nicht mehr! Denn mein Held ist kein gemeiner Verbrecher, sondern ein feuriger, leidenschaftlicher Jüngling!

— Und könnte ihm wohl eine passendere, trefflichere Donna Anna gegenüberstehen, als unsere schöne, stolze, aber tugendhafte Saporitti? Sie wird uns alle die Kontraste des Gefühls: den Haß und die Liebe, Mache und Mitleiden durch Gesang und Spiel so vollkommen veranschaulichen, als ich sie mir dachte, als ich ihre Rolle schrieb.

Und wer könnte die treue, zornstachelnde und immer wieder verständliche, liebende Elvira ergreifender darstellen, als unsere reizende, schwermüthige, anmutige Miscelli? Sie ist Giovanni's warmer Geist, der ihn erst in den letzten Augenblicken verläßt. Ach! solch ein Engel könnte auch mich bekehren, obwohl ich ein bedeutender Sünder bin, trotz meiner ungeschicklichen Gestalt.

— Und nun die niedliche, begehrtliche, schelmische, unerfahrene, aber gelesrige Zerline! O, reichet mir das Mädchen, Signora Bonibini! Auf Eure, Weibchen, ein Kuß würde auch nicht schaden; Ihr seid ja wie zum Küssen geboren, und wenn mein Brauchener „Vedrai carino“ so singen könnte, dann wäre es ja nicht auszuhalten.

— Daß unser guter Pongiani mit dem Leporello und der vortreffliche primo tenore, Antonio Baglioni, mit seinem Ottavio zufrieden ist, das freut mich ungemein. Signor Velli übernahm bei seinem schweren Gouverneur auch noch den Massetto, weil er wünscht, daß alle Partien aufs beste besetzt seien. Ich danke ihm bereits unter vier Augen und thue es öffentlich.

— Ich hoffe deshalb, daß wir insgesamt einen mit Erfolg gekrönten Abend erleben werden und daß sich meine neue Oper aus den Frühen erhalten wird. Mit diesen Worten schloß er seine Rede, verbogte und entfernte sich. Die Versammlung klatschte Beifall und ging heiter und vollkommen zufriedengestellt auseinander.

Am 28. Oktober war „Don Juan“ vollends

fertig — bis auf die Duvertüre, und die Proben begannen.

Am andern Morgen vor der Hauptprobe promenierte Mozart in der alten Allee. Vor ihm schritt die Gestalt des bekannten Posauisten Stradeb. Er schien in tiefes und ernstes Nachdenken vertieft. Mozart holte ihn ein und klopfte ihm auf die Schulter.

— Nun, was gibst? rief dieser in seiner Art ziemlich grob und lehrte sich unwillig um; doch Mozart erkannte, verbeugte er sich fast bis zur Erde und sprach entschuldigend: Ah, bitte tausend Mal um Verzeihung, hochgeachteter Herr Mozart! Ich war in Gedanken und dachte, es wäre ein Schalk, der mich foppen will; wollet es nicht übel nehmen.

— Et, was ist da übel zu nehmen, Männchen? lachte Mozart. Niemand hat's gern, wenn man ihn im Nachdenken stört, ich auch nicht. Aber sagt mir einmal, Bane Stradeb, über was habt Ihr denn so tief nachgedacht?

Mit heiterer Miene erwiderte der Posauist:

— Auf Eure Haut! ich denn sonst denken können, als auf Eure Oper, werester Herr Kapellmeister! Ist denn nicht ganz Prag voll Erwartung? Hol mich der Teufel, wenn man mich nicht überall, wo ich hinkomme, gleich fragt: „Nun, Herr Stradeb, wann ist die erste Produktion?“

— Wie denn, mein Lieber, unterbrach ihn Mozart, Ihr habt die Bassstimme, nicht wahr?

— Zu dienen.

— Habt Ihr auch Eure Partie schon durch-

gespielt, Herr Stradeb?

— Et, das versteht sich, schätzbarster Herr Mozart! Ich freue mich wie ein Kind auf die vollen, gedehnten Töne! Aber hin und wieder gibt es verdammt schwere Stellen!

— Et was, Ihr werdet sie schon treffen, Ihr

Mordmännchen, nicht wahr?

— Nun, wir werden trachten, daß wir sie treffen. Unter solchen Gesprächen gingen die beiden eine Weile die Allee auf und ab und begaben sich dann ins Theater.

\* \* \*

Die Generalprobe begann; Mozart war überall, in allen Winkeln — bald im Orchester, bald auf der Bühne; bald dirigierte er die Musik, bald ordnete er die Gruppierungen auf der Scene. Beim Ball im ersten Akte, wo Bassi nicht nach seinem Geschmack tanzte, stellte er sich selbst in die Reihe und tanzte mit Zerline den Menuett mit einem Anstand, einer Tourneüre, die seinem Meister Roverre alle Ehre machte.

Auch mit Zerline hatte er eine kleine Kollision. Sie schrie ihm nämlich, um Hilfe rufend, nicht durchdringend genug. Drei Mal mußte sie wiederholen, und doch war er nicht zugehört. Man fing die Nummer zum vierten Male an, Mozart schlich sich hinter die Sängerin, die schon ein wenig ärgerlich wurde, und als man zu der besagten Stelle kam, kniff er sie unverzüglich so stark in den Arm, daß sie nun wirklich durchdringend aufschrie.

— Bravo, mein Töndchen! rief Mozart lachend; so will ich es haben! so müßt Ihr abends aufschreien.

Mit der herrlichen Schlussszene endete die Probe. Mozart war mit den Sängern und dem Orchester ausnehmend zufrieden, und die Künstler versprachen sich alle den schönsten Erfolg.

So kam endlich der Tag vor der ersten Aufführung des „Don Juan“ heran, und Mozart hatte seine Duvertüre noch immer nicht fertig, ja nicht einmal angefangen. Der Impresario schwelte in tanzend Lusten, er bat, beschwor — auch Mozarts Freunde wurden besorgt — er aber lachte sie aus, und jagte endlich:

— Heute Nachmittag werde ich sie schreiben. Aber der Nachmittag kam, und Mozart schrieb nichts, sondern machte eine Lustfahrt ins Freie.

Da begann Guarabasi zu verweisen.

— Ihr werdet sehen, es wird nicht gehen! jam-

merkte er beständig. Ach! es kann ja nicht gehen!

— Und er sandte einen Boten nach dem andern in alle Gegenden aus, aber umsonst! Von Mozart war nirgends eine Spur, und Strohhack ließ sich schon vernahmen, er werde morgen im schlimmsten Falle die Duvertüre aus dem „Zdoneneo“ spielen lassen.

Es war nahe an Mitternacht, da endlich hielt Mozarts Bagen vor seiner Wohnung. Ganz aufgeregt kam er aus einer lustigen Gesellschaft zurück. Seine Freunde, den unglücklichen Impresario an der Spitze, erwarteten ihn noch, und umringten ihn mit Klagen, Witten und Beschwörungen. Er aber sprang mit lautem Gelächter unter sie.

— Jetzt laßt mich, jetzt wird's gehen! Mit diesen Worten schloß er die Thür hinter sich zu, setzte sich an den Tisch und begann zu schreiben; aber nach wenig Minuten sprang er wieder auf, rief seine anmutige Frau zu sich und sagte zu ihr: — Es geht noch immer nicht! Ich muß mich ein wenig schlafen legen! In einer Stunde werde mich und bereite mir dann ein Glas Bunsch!

Damit streckte er sich angeleibet aufs Bett. Seine Frau bereitete unterdessen den Bunsch, und trat nach einer Stunde aus dem Bett um ihn zu wecken, konnte es aber nicht übers Herz gewinnen, als sie ihn so sanft schlummern sah. Sie ließ ihn daher noch eine Stunde schlafen; dann aber mußte sie ihn wecken — und that es auch.

Mozart rieb sich die Augen, dehnte sich ein wenig, dann legte er sich wieder zum Tische und schrieb weiter. Seine reizende Lebensgefährtin setzte sich neben ihn, schenkte ihm fleißig von dem beliebten Getränk ein, und begann allerlei hübsche Märchen, lustige Schwänke und schauerhafte Geistergeschichten zu erzählen. Mozart lachte und schrieb in der ruhigsten Laune ohne Unterlaß fort. Am Morgen nach sieben Uhr lag die Duvertüre fertig vor ihm.

Der Schwindel ergriß ihn, als er vom Schreibtische aufstand, kaum erhielt er sich auf den Füßen. „Diesmal ging's!“ — sprach er matt in sich hinein, „aber zum zweiten Male will ich es nicht versuchen.“ Dann sank er erschöpft aufs Lager.

Um 8 Uhr holten die Kopisten die Partitur ab, um so schnell als möglich die Stimmen abzuschreiben. Sie wurden damit aber so spät fertig, daß der Oper erst ein Viertel auf neun Uhr beginnen konnte. Nach und nach voll Strands wurden die Noten im Orchester verteilt.

Unmittelbar vor der Aufführung standen die Mitglieder des Orchesters noch plaudernd auf der Bühne.

— Meine Herren, — sprach Mozart in ihren Kreis tretend, die Duvertüre konnten wir nicht probieren; aber ich weiß wohl, was ich bei Ihnen wagen darf, und deshalb in Gottes Namen! es wird schon gehen!

Die sonderbare Entstehungsgeschichte der Duvertüre hatte sich schnell im Publikum verbreitet; die Erwartung war aufs höchste gespannt, und als endlich Mozart ins Orchester trat, ward er von dem überfüllten Hause mit donnerndem Hurra und stürmischem Beifall begrüßt. Er dankte mit tiefer Verbeugung — ergriß das Taktstäbchen — gab das Zeichen — und wie das Schmettern und Dröhnen der Trompeten am jüngsten Gericht, ertönten die ersten Accorde des schauererregenden Adantes. Das wackere Orchester führte dieses, sowie das folgende Allegro voll Begeisterung aus, und als die Duvertüre verstummt, wollte der Jubel und betäubende Beifallssturm des Publikums gar kein Ende nehmen.

— Glücke Noten sind zwar zu Boden gefallen, sagte freundlich Mozart während der Introduction, aber im ganzen ging die Duvertüre gut.

Daß der Beifall und das Entzücken des Publikums während der Aufführung der Oper einen immer höheren Grad erreichte, braucht nicht erst erwähnt zu werden; welcher Beliebtheit sich aber dieses geniale Tonwerk seit der ersten Aufführung am 4. November 1787 bis heutigen Tages vor jedem gebildeten Publikum erfreut, weiß die ganze Welt.



## Der Sängerrinnen Kluch oder die beiden Rivalinnen.

Von Marie Knauff.

Einige Leute behaupten, daß die Bühnenkünstler groß seien im „Aufschieben“ (wer kennt nicht die Bedeutung dieses Scherzwortes!); ich aber bestreite mit vollkommener Entschiedenheit, daß „Aufschieben“ eine Spezialität des Theaterwüsthens ist. Ueberall — in allen gesellschaftlichen Kreisen — bei Hoch und Niedrig — zu allen Zeiten — hat es Leute gegeben, die es mit der Wahrheit nicht so genau nahmen, und z. B. mehr Ehrenbezeugungen für sich registrierten, als ihnen tatsächlich zugekommen waren. Fastaff, der von seinen



Wassenthaten erzählte, blieb nicht der einzige Prachthaus der Welt. Daß also auch ein Sänger bei Aufzählung der ihm gewordenen Triumphe während eines Gastspiels in der Zahl der Vorbeerkünze zu seinem Vorteil irrte, oder eine junge Liebhaberin darauf schwört, zweimal als Julia in Rigoletto hervorgehoben zu sein, während es tatsächlich nur sechsmal geschah — oder eine Primadonna ihrer Gage, Kolleginnen gegenüber, eine Null anhängt — oder die Moloturfängerin Mirandola aller Welt erzählt, daß der Herr Kapellmeister sie gern nach Wien an die Hofoper bringen möchte, während der Erwähnte in facto auf jeder Probe nur immer verzweiflungsvoll ausruft: „Mirandola! Ich wünschte, Sie wären mit Ihrem Tremolo — wo der Pfeifer wächst!“ — das kann schon vorkommen. Allein — im großen und ganzen wird wirklich — man kann mir's glauben — beim Theater nicht viel mehr gekünstelt und aufgedunsen, als irgendwo anders.

Sie lächeln, meine verehrten Leser? Nun, ich will Ihre besten Einsichten nicht bestreiten; ein jeder urteilt nach seinen Erfahrungen. Gewiß bleibt aber freilich, daß die Wahrheit am sichersten zum Ziele führt, und daß man sich zuweilen in seinen eigenen Sagen verirren kann.

Das erstehen auch Wanda und Helene, zwei erste dramatische Sänginnen und soi-disant Freiminnen, welche sich in Berlin zum Beginn der Winteraison eines Abends im Foyer des Opernhauses trafen. Beide hielten sich schon seit längerer Zeit in der Großstadt auf, um mit Hilfe der Agenten ein gutes Engagement nach außerhalb zu erhalten.

„Nun wie sieht's, meine Liebe?“ fragte Wanda ihre Freundin; „find Sie endlich verorgt?“

„Gott sei Dank, ja!“ antwortete die Gefragte, „und brillant! Wenn ich nicht so wäherlich wäre, könnte ich schon längst verorgt sein.“

„Sie haben recht, man muß sich nicht wegwerfen!“ befragte Wanda. „Auch ich habe abgeschlossen, heute und zwar den allervorteilhaftesten Vertrag — mit Aussicht auf ein zehnjähriges Engagement.“

„Durch welchen Agenten?“ interpellirte die Freundin.

„Durch Breller!“ lautete die Antwort.

„Breller?“ höhnte Helene; „der Mensch macht ja nur mit ganz kleinen Bühnen Geschäfte. Nur durch Agenten Mägel schließt ich ab. Sie kommen jetzt an eine Bühne ersten Ranges.“

„Ich auch! Allerersten Ranges!“ „Und darf man wissen, wohin Sie Ihre Schritte lenken wollen?“ fragte Wanda.

„Um Gotteswillen nicht! Ich verrate kein Wort!“ rief Helene aus; „nur nicht über Engagementssapeten sprechen; mancher Vertrag ist durch böswillige Nachrede rückgängig geworden. Bin ich erst aufgetreten, wird's schon bekannt werden. Uebrigens habe ich meinen zukünftigen Chef gekostet, beim Abschlus, persönlich kennen gelernt. Ein reizender Mann!“

„Sie hob schwärmerisch die Augen gen Himmel. „Ein Kavaller! Ich hab' ihm sehr gefallen!“

„Mein Intendant, welchen ich gekostet bei Breller traf, war auch entzückt von mir.“ beunete Wanda, „er ist eine unserer ersten Bühnenautoritäten. Ich erhalte eine Gage von 15 000 Mark, und für jedes vorübergehende Gastspiel 400 Mark. Wohin ich meine Schritte lenken werde, verrate ich selbstverständlich auch nicht.“

„Haben Sie den Vertrag definitiv abgeschlossen?“ forschte ihre Freundin.

„Er ist sogar unfindbar! Anders thue ich's nicht!“ lautete die selbstbewußte Antwort.

„Selbstverständlich!“ entgegnete Helene, „auch der meiste ist unfindbar. Nur erhalte ich 16 000 Mark Jahresgehalt und für jede Gastrolle 500 Mark; die Bedingungen sind also noch besser als die Züger.“

Nach dieser kurzen Unterhaltung trat eine Pause ein, und die beiden Freundinnen hielten sich etliche Minuten mit prüfenden Augen. Keine wußte so recht, was sie der andern glauben durfte; unsere Primadonnen mühten wohl betref's „Aufschneidens“ einige schlimme Erfahrungen gemacht haben.

„Also glückliche Fahrt und viel Erfolg!“ rief nun mit großer Herzlichkeit Helene.

„Ich wünsche Ihnen daselbe!“ entgegnete in nigen Lones Wanda.

„Wann reisen Sie?“

„Morgen!“

„Ich auch.“ Damit trennten sich die beiden Freundinnen.

Verfolgen wir zuerst die Kunststiege der Einen. Helene war in der That von dem Direktor einer mittelbedeutenden größeren Stadtbühne, welchem die Primadonna plötzlich durchgegangen war, eingeladen,

aber nur durch mündliche Verabredung, ein oder zwei Mal an seiner Bühne zu singen; der Erfolg dieses Versuches sollte entscheiden, ob ein festes Engagement möglich sei. Auf diese Abmachung rekrutierten sich alle praesentischen Spiegelschreier der Sängerin, ihrer Freundin gegenüber.

Unsere Künstlerin mußte nun, um L., das Reiseziel zu erreichen, den nach dem Süden gehenden Abendzug für eine kürzere Strecke benutzen, und dann die sich anschließende Zweigbahn. Da Helene sich verspätete und erst kurz vor der Abfahrt des Zuges auf dem Anhalter Bahnhof eintraf, konnte sie nur ihr Gepäck in aller Eile expedieren lassen und sich dann blühschnell, ohne Besinnen in das erste beste Coupé hineinstürzen.

Bereits nach einer Stunde erreichte sie glücklich die große Zwischenstation, wo sie umzustiegen gezwungen und ihr ein Aufenthalt von 30 Minuten gewährt war.

Nicht Minuten dauerte es zum mindesten, ehe die etwas umständliche junge Dame ihre zahlreichen Handgepäckstücke zusammengepackt hatte, nun aber schritt sie, mit der stolzen Gestalt einer Norma und Semiramis, gehoben durch das Bewußtsein, das brillanteste Engagement in der Reihe zu tragen, wie der französische Soldat den Marischallstab im Tornister, dem Wartesaal erster Klasse zu.

Der Saal war bereits angefüllt, und nachdem die Sängerin vergeblich ein freies Plätzchen gesucht hatte, machte sie kehrt, wandte sich dem Publikum zu, und stand plötzlich . . . . . vor ihrer Freundin Wanda.

„Wanda!“

„Helene!“

Mit diesem — mehr Schreckens- als Freudenruf — starrten sich die beiden Freundinnen, sprachlos, regungslos an.

Eine plötzliche Erkenntnis blühte ihnen beiden auf, wie das elektrische Leuchten dräuenden Unwetters.

„Wo reisen Sie denn hin?“ rief endlich mit zitternder Stimme Helene.

„Nach L., zum Gastspiel!“ lautete die Antwort.

„Wie ich!“ entgegnete matt die Freundin. „Also auch nach L.“

Wieder trat eine unheilsvollere Pause ein.

Es gibt im Menschenleben Augenblicke, in welchen auch alle Lüge, alle Heuchelei verjährt wird, und jede Maske fällt. Große tragische Momente verlangen Wahrheit! Es entspann sich nun zwischen unsern Primadonnen nachstehender Dialog im Lapidarstil:

„Der abscheuliche Direktor!“ stöhnte dumpf Helene.

„Hat uns beide angeführt!“ ergänzte Wanda, deren hübsches Gesichtchen momentan an ein Medusenantlitz erinnerte.

„Zwei Gastspiele! Natürlich, doppelt reist nicht!“

„Also eine Konkurrenz!“

„Haben Sie festen Kontrakt?“

„Wohnt! Nur mündliches Versprechen, ein oder zwei Partien zu singen!“

„Wie ich; ohne schriftlichen Vertrag!“

„Der Direktor hatte mir zugesichert, daß er auf mein Engagement fest zähle.“

„Auch mir! Das Ungeheuer!“

„Der elende Mensch! Ich sollte als Norma auftreten.“

„Auch ich! Haben Sie festes Honorar?“

„Gar nichts darüber bestimmt. Auf Diskretion des Direktors.“

„Wie ich, auf Diskretion. Wie einsfältig wir waren!“

„Ehr' einsfältig! Man erfährt's! Hineingefallen!“

„Gründlich! Jedenfalls sind noch mehr Sänginnen bei ihm als Gänse im Ei!“

„Ohne Zweifel! Wir werden's nicht allein sein.“

„Er wählt! Der Schurke!“ Die Epitheta gewannen an Ausdrucksfähigkeit.

„Was gebühren Sie zu thun?“

„Umkehren! auf alle Fälle! bei den ungewissen Chancen! Und Sie?“

„Umkehren! und zwar mit dem nächsten Zuge, nach Berlin zurück!“

„Wir haben Gott sei Dank nichts Schriftliches abgemacht!“

„Kommen Sie! Zwei Billette nach Berlin!“

Und so kam es, daß die beiden Sövalinnen nach 40 Minuten traulich nebeneinander saßen, in dem Coupé eines Personenzuges, der nach der Metropole fuhr.

„Sehen Sie, liebe Wanda!“ sagte plötzlich Helene, in einer Anwendung von Neue, Nührung und

Zärtlichkeit, indem sie die Hand der Freundin ergriff, „das sind die Folgen des „Aufschneidens“! Hätten Sie mir betref's Ihres Engagements die Wahrheit gesagt, wir hätten uns die Abreise sparen können!“

„Das ist richtig!“ entgegnete mit Lächeln Wanda, „aber nahmen Sie es denn mit der Wahrheit so genau?“

„Weiber nein! Ich hab's nicht besser gemacht! Man gewöhnt sich beim Theater das — Fabulieren so an! nach der alten verwerflichen Maxime: Klappern gehört zum Handwerk! Aber — er soll's entgelten. Dem Direktor auch ich!“

„Auch ich!“ stimmte die Freundin bei. „Ein Flausenmacher, ich sah's ihm gleich an! Lassen Sie uns ihm erst gemeinschaftlich suchen und dann einen Umhieb nehmen; ich habe Respekt!“

„Ja, Such ihm!“ könnte das pathetische Duett, und nachdem die Pflicht erfüllt war, trösteten sich die beiden Normas bald mit einigen Kaviarbröckchen über ihre künstlerische Zerstörung.

Und der böse Direktor?

Er wartet gewiß heute noch auf seine beiden Primadonnen, wenn er unterdessen — nicht schon ein Augen andere angeführt oder engagiert hat.



## Kunst und Künstler.

— Anton Urspruch's Oper „Der Sturm“ fand bei seiner neulichen Wiederaufführung im Frankfurter Opernhaus unter persönlicher Leitung des Komponisten eine sehr gute, zum Teil begeisterte Aufnahme seitens des zahlreichen Publikums.

— Der königliche Musikdirektor Jean Vogt ist in Oberswalde nach längerem Krankenlager verschieden. Die Leiche ist nach Leipzig überführt worden.

— Der königliche Musikdirektor und Professor Friedrich Wilhelm Jähns ist gestern früh in seinem achtzigsten Lebensjahre heimgegangen. Im Jahre 1809 zu Berlin geboren, bildete er sich anfangs zum Bühnensänger aus, ließ sich aber später als Gesangslehrer nieder und gründete 1845 einen Gesangsverein, welchen er bis 1870 leitete. Dieser zahlreichen Kompositionen für Klavier und Gesang hat er ein treffliches Werk über Karl Maria von Weber geschrieben, welches er auf einer umfassenden Sammlung von Druckachen und Manuskripten aufgebaut hatte, die 1881 in den Besitz der königlichen Bibliothek überging.

— In Breslau ist kürzlich der Musikdirektor Trautmann plötzlich gestorben. Nach dem zweiten Teile des Donnerstags-Konzerts im Volksgarten, gerade als die Symphonie beginnen sollte, fiel plötzlich Herr Trautmann von seinem Stuhle herab. Er wurde alsbald nach dem Saale gebracht, wo die anwesenden Ärzte nach sorgfältiger Untersuchung einen Schlaganfall feststellten. Kurze Zeit darauf trat der Tod ein.

— Salzburg. Die jüngst zur Feier des vierzigjährigen Regierungs-Jubiläums des Kaisers Franz Josef I. von der Internationalen Stiftung Mozarteum veranstalteten Festkonzerte haben in künstlerischer Beziehung einen glänzenden Erfolg zu Tage gefördert. Meinede aus Leipzig feierte als Mozart-Interpret am Klaviere wie als Komponist die größten Triumphe. Fräulein Bianca Wandi, Frau Alois Papier und Herr Gustav Siehr fanden für ihre unvergleichliche Leistungen reichliche Anerkennung, die in nicht geringem Maße auch dem Violin-Virtuosen Arnold Rosé aus Wien zu teil wurde. Dieser schmelzhaften Erfolg heimte der Baritonist des Hamburger Stadttheaters J. Ritter ein, dessen phänomenale Stimme allgemeine Bewunderung erregte. Neben diesen fremden Künstlern erregte das Debüt einer stimmbegabten Schülerin Bianchi, des Fräuleins Melly Gabos aus Budapest, das lebhafteste Interesse. Nicht vergessen darf man endlich der tüchtigen Leistungen des heimischen Orchesters unter Direktor F. F. Gummels Leitung. Das „Mozarteum“ hat, angeeignet durch den diesjährigen Erfolg, den Entschluß gefaßt, in der Mozartstadt alljährlich während der Sommerfession ein größeres Musikfest zu veranstalten und befindet sich bereits heute im Besitze von Versagen hervorragender Kunstkräfte zur erfolgreichen Durchführung dieser schönen Idee.

(Fortsetzung auf Seite 209.)



## Kunst und Künstler.

(Fortsetzung.)

— Bei einem der letzten Recitals in Saint-James-Hall wurde Rubinstein, wie englische Blätter erzählen, im Besitzbild von einer eleganten Dame in dem Augenblicke angehalten, als er sich anschickte, den Konzertsaal zu betreten. „O, Meister Rubinstein, wie glücklich bin ich, Sie zu treffen. Denken Sie nur, ich war nicht im Saale, auch nur ein einziges Billet zu erhalten, könnten nicht Sie mir eines verschaffen?“ „Madame,“ entgegnete der große Pianist, „ich kann nur über einen einzigen Platz verfügen, allein wenn Sie auf diesen rekonstruieren wollen, bin ich gerne bereit, Ihnen denselben anzubieten.“ „Ich nehme Ihr Anbieten dankbar an, Meister, und — wo ist Ihr Platz?“ „Am Klavier, meine Gnädige.“

— Der königliche Musik-Direktor Richard Schmidt in Berlin ist durch Verleihung des Prädikates „königlicher Professor“ ausgezeichnet worden.

— Adelinea Patti wird, wie man dem „V. L.“ aus London schreibt, am 1. September in England zurück erwartet. Buenos Ayres erwies sich für sie als ein Eldorado im eigentlichen Sinne des Wortes. Vierundzwanzig Vorstellungen lieferten einen Ertrag von 2094355 Pesos. — wobei der Anteil, welcher auf die Partie entfiel — sich auf 40000 Pesos. per Abend belief. Ihre Tour währte vier Monate mit einem Ertrag von 1500000 Pesos, und zwar netto! Von England wird sie sich nach Paris begeben. Vor ihrer Abreise von Buenos Ayres machte sie sich für ein Wiederauftreten im nächsten Jahre und zwar für dreißig Vorstellungen verbindlich, und in wenigen Tagen waren schon alle Sitze „vorgemerkt“.

— Rudolf Herold, der Pionier deutscher Musik, ist in San Francisco gestorben. Er war 1831 in Wierach geboren, wurde unter Mendelssohn und Moscheles in Leipzig ausgebildet und kam im Alter von noch nicht 20 Jahren nach Amerika. Er weckte besonders in Kalifornien das Interesse für Musik und hat viele Jahre hindurch an der Spitze jedes größeren musikalischen Unternehmens in San Francisco gestanden. Im Jahre 1870 wurde Herold auf einer Reise nach Europa vom Schläge gerührt; seitdem hat er sich nie wieder ganz erholt.



## Iur und Moll.

— Ein Musik-Feind. Von Labiche, dem berühmten französischen Lustspiel-Dichter, erzählt ein früherer Freund desselben und Mitarbeiter des „Monde“ einige interessante Details in betreff des Aufgebens dieses Schriftstellers vor der Musik. „Er wurde stets ganz wild,“ so berichtet jener, „wenn er Musik hörte, und suchte seinen Haß gegen die Göttliche auf jeden zu übertragen, mit dem er umging. Eines Tages begegneten wir Galanzier, dem damaligen Leiter der Großen Pariser Oper. „Sie lieben ebenfalls nicht die Musik, bekennen Sie es nur!“ rief er ihm zu, „denn Sie machen ein Geschäft mit ihr, und ich etwa ein Pfaffenbader gern Pfaffen?“ Ein einziges Mal ließ sich Labiche mit unwilliger Miße dazu verleiten, eine Oper zu besuchen. Es war zur Zeit, als er sich verheiratet wollte. Die Freunde und Verwandten hatten eine Zusammenkunft mit seiner Zukünftigen an einem dritten Ort vorge schlagen. Sie wählte die Große Oper und wollte mit ihren Eltern diese Vorstellung besuchen; also wurde auch Labiche dazu eingeladen. Bei der bloßen Mitteilung entsetzte sich der Dichter. „Eine Frau, welche die Musik liebt? O! Wie!“ Trotzdem ließ er sich schließlich überreden und ging, um nicht geradezu unhöflich zu erscheinen, an dem bestimmten Abend ins Theater. Es wurde Rossini's „Wilhelm Tell“ gegeben. Labiche betritt etwas bleich, aber gefaßt seine Loge und setzt sich neben seine Auserwählte. Alles schien gut zu gehen. Aber schon in der Mitte des ersten Aktes beginnt der Dichter Zeichen der Unruhe

und Aufregung von sich zu geben, die seine Umgebung nicht wenig föhren. Der zweite Akt beginnt — Labiche hält es nicht mehr aus — springt auf, verläßt die Loge und rennt mit großen Schritten, aufgeregt, auf dem Korridor hin und her. Zurückgekehrt und mit allen Bitten und Barmhertzigkeiten festgehalten, sitzt er, die Stirn von Angstschweiß bedeckt, sich mit den Händen die Ohren zudeckend. Da endlich, noch ehe der Akt zu Ende war, ist er nicht mehr Herr seiner Qual, er erhebt sich heftig, so daß der Stuhl mit Geräusch umgeworfen wird, er stürzt hinaus und verläßt die Loge, das Theater und die ihm zugedachte Braut — er hat die letztere nie wiedergegesehen!“

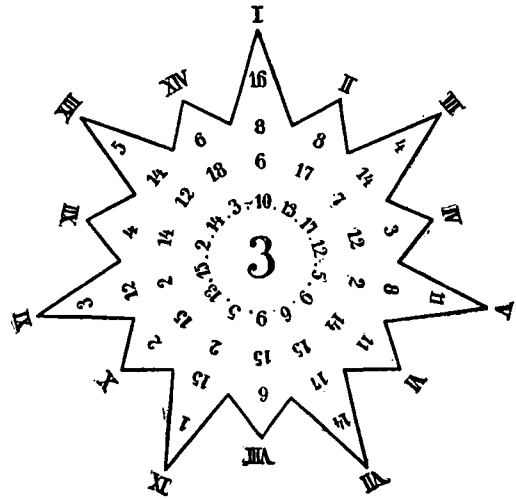
— F. R. Das Lampenfieber. Man könnte ein höchst unterhaltendes Feuilleton über das Verhalten der verschiedenen Komponisten während der ersten Aufführung einer Oper schreiben. Einige sind tapfer und selbstlos oder wissen es doch wenigstens zu scheinen, während andere das Lampenfieber bekommen, wie manche Rekruten das Kanonenfieber. In den letzteren gehörte auch Ruber, der trotz so langer Erfahrung und so zahlreicher Triumphe diese Angst bis zu seinem Lebensende nicht los zu werden vermochte. „Ich sehe ihn noch,“ berichtet der jüngst verstorbene Akademiker H. Blazé de Bury, „am Abend der ersten Aufführung von „Marco Spada“ beim Finale des zweiten Aktes plötzlich zittern und erblaffen, bis ihm ein Freund, der sich mit hinter den Gontissen befand, eine Hand auf die Schulter legte und ins Ohr flüsterte: „Aber so beruhigen Sie sich doch, verehrter Herr, es ist ja nur die Widelflöte!“ Ruber wählte, einen Pfiff vernommen zu haben. Seine Rüge erhielten sich wieder, aber er faute noch an den Nägeln, wie er in schwierigen Momenten immer that, und fragte miträuflig: „Die Widelflöte, wissen Sie das bestimmt? Ich kann mich gar nicht erinnern, hier die Widelflöte angewendet zu haben!“

— F. R. Zwei Vandalen. Als Rossini, den man in Wien über alle Maßen gefeiert hatte, nach Paris kam, wollte er auch seinem berühmten Landsmann Cherubini, dem Direktor des dortigen Konservatoriums, seine Aufmerksamkeit machen. Dieser

konnte, wenn er das auch nur in seiner humoristischen, originellen Weise zu verstehen gab. „Sie sind ein großer Meister, Herr Cherubini,“ sagte er eines Tages, „ich dagegen bin nur ein Ignorant und habe nichts als meine Pizzicati.“ Das hieß mit anderen Worten: „Ich bin ein Melodist, und Sie sind es nicht,“ und nach einigen Jahren bewies dann der Sohn des Trompeters von Belaro durch seinen „Wilhelm Tell“, daß er doch auch noch mehr hatte, „als seine Pizzicati.“

— F. R. Kuriose Auszeichnungen. König Ferdinand VII. von Spanien war einer der leidenschaftlichsten Raucher, die es je gegeben hat. Er behielt daher auch seine Cigarre im Munde, als ihm eines Tages Rossini auf der Durchreise durch Madrid durch den Gesandten Aguado vorgestellt wurde. Nach einigen Worten der Unterhaltung nahm der Monarch, um sich dem berühmten Maestro besonders gnädig zu zeigen, die schon halb aufgerauchte „Buro“ aus seinen Lippen und reichte sie dem Komponisten, der aber sich tief verneigend diese kuriose Auszeichnung unter dem Vorwande ablehnte, daß er nicht rauche. „Sie haben mit Ihrer Ablehnung sehr unrecht gehan,“ flüsterte ihm die Königin Marie Christine, seine Landsmännin, zu, „man erregte Ihnen damit eine Ehre, die nicht aller Welt zu teil wird!“ — Eine nicht weniger befremdliche Auszeichnung erwartete den „Schwan von Belaro“ bei dem Infanten Don Francisco, dem Bruder des Königs, der für des Meisters Musik schwärmte. „Ich fand ihn allein mit seiner Gemahlin Klavier spielen,“ erzählte Rossini; „wir plauderten zunächst über eine meiner Opern, die er gerade aufgeschlagen vor sich hatte. Dann unterbrach mich der Prinz plötzlich mit der Bemerkung, daß er eine Günst von mir erbitten wolle und fügte gleich hinzu: „Erlauben Sie mir, Ihnen die Arie des Assur vorzutragen, aber in dramatischer Weise, wie auf dem Theater.“ Neue Ueberraschung und neue Verlegenheit. Ich setzte mich also ans Klavier und begann mit dem Vorspiel, worauf ich dann den Prinzen am anderen Ende des Salons die allerfeinsten Stellen annehmen sah, und er seine Arie mit dem Bogen und dem Vortrag eines tollgewordenen Tragöden begann.“

## Stern-Zahlenrätsel.



C. L. Werben die hier eingetragenen Zahlen durch die entsprechenden Buchstaben ersetzt, so entstehen in den einzelnen Zaden dieses Sterns vierzehn Wörter mit gemeinsamem Endlaut (= 3). Die einzelnen Wörter sind: I. ein israelitischer Kriegsführer, II. ein Frauennamen, III. ein europäischer Vulkan, IV. ein Fluß in Italien, V. eine beliebte Oper, VI. ein Fluß in Rußland, VII. ein alttestamentlicher Prophet, VIII. ein indischer Gott, IX. ein asiatisches Reich, X. eine Stadt in Rußland, XI. eine Stadt in Oberitalien, XII. eine griechische Göttin, XIII. die Heldin eines Dramas von Grillparzer, XIV. eine Stadt in Belgien.

Ist alles richtig gefunden, so nennen die Anfangsbuchstaben einen bedeutenden Komponisten der Gegenwart.

Auflösung des Zahlenrätsels in letzter Nummer:

Mhr. Ruhe. Ruf. Busch. Schubert.





**Das beste u. billigste Harmonium der Welt.**  
Ein Schmuok für jedes Zimmer.  
Solidität, Schönheit, Wohligkeit.  
franko.  
Köln, Untere Goldschmied Nr. 39.  
Barmen, 40 Neuerweg 40.  
**Rudolf Bach,**  
Orgel- u. Harmonium-Meister.

**Wilh. Ed. Voigt jr.**  
Markneukirchen i. S.  
Gegegründet 1856.  
Musik-Instrumenten- und Saiten-Fabrik.  
Einzel-Verkauf aus eigener Hand.  
Anerkannter vorzügl. u. billigster Bezugsquelle. Illustrierte Preisverzeichnisse gratis und franko.

**A. Beuthner, Markneukirchen.**  
Musikinstrumenten- und Saiten-Fabrik.  
Versand zum Fabrik-Preis unter Garantie.  
**Salon-Pianos.**  
neue Instrumente, schon von Ton, in drei Grössen unter Garantie zu verkaufen.  
a) Mk. 500.— b) Mk. 600.— c) Mk. 700.—  
**Adalbert Heckt,** Kapellmeister,  
Mannheim, R. 4 15.

**Jacob Stäker** Geige 1661, tadellos, echt billig zu verkaufen. Flak, Berlin, Worthstr. 69 II.  
**Echte Giov. Batt. Chiodi-Violine.** billigst zu verkaufen. Gef. Offerten unter H. K. 74 befördert **Rudolf Mosse, Grlitz.**

Eine echte italienische Viola von Giovanni Granone in Mailand (Schüler von Guarneri), prachtvoll gebaut und gut erhalten, namentlich für Kammermusik passend, ist zu verkaufen im Musik-Zentral-Bureau, Berlin W., Mauerstr. 211.

**Edmund Paulus**  
Musik-Instrumenten-Fabrik  
Markneukirchen i. Sachsen.  
Preislisten auf Wunsch frei.

**SEKT**  
von O. & H. Graeger in Hochheim a. M.  
Schaumweinkellerei, gegründet 1868.  
Anerkannt bester Bezugs-Quelle.  
I. Sorte (Kabinett) pr. Dtlz. M. 36.—  
II. „ (Rieslingsekt) „ „ 28.80  
III. „ (Hoch-Mousseux) „ „ 21.60  
IV. „ Rhein-od. Mosel-Mousseux 10.80  
Versandt v. Fl. ab, auf Wunsch sortiert.

**Rheinwein.**  
Gegen Einsendung von M. 30 versende mit Fass ab hier 60 Liter solbsteigekelterten guten und Weisswein, für dessen Abgabegüte ich garantiere, absolute Naturreinheit ich garantiere.  
**Friedrich Lederhos,** Ober-Ingenieur a. Rh.  
Ein tüchtiges Bad erhält die Gesundheit.  
Bühl'sche Bad-  
stube. Obenwirts ein  
warmes Bad. Unent-  
behrlich für jeden.  
Bäderpreis 1.50.  
C. Pohl, Berlin, W. 41.  
Selbstgeher 134.  
Monatsabonnenten.

**FICHEL**  
HARTWIG & VOGL  
CACAO  
DRESDEN  
Nach Angabe und unter Kontrolle von Dr. SCHWEISSINGER.  
Niederlagen sind durch Plakate  
erkenntlich.

**PEDAL-INSTRUMENT**  
(für Orgel-Übungen)  
patentiert, selbständig klingend, zu jeder Art von Klavier-Instrumenten ver-  
wendbar, von Fach-Autoritäten für Musik-Institute, Lehrerbildungs-Anstalten  
sowie zum Selbst-Studium bestens empfohlen, fertigen  
**J. A. Pfeiffer & Co.,** Pianofortefabrikanten, Stuttgart.  
NB. Zeichnung, Beschreibung und Zeugnisse gratis und franko.  
Verlag von **Hugo Pohle in Hamburg.**

**Neue billige Ausgaben**  
meiner sämtlichen  
**Original- und Konkurrenz-Werke,**  
letztere in den vorzüglichsten Textrevisionen und besten Bezeichnungen.  
Verlags-Verzeichnisse werden auf Verlangen gratis und franko gesandt.  
**Neue billige Pracht-Ausgaben. — Grosses Musik-Format.**  
**Händel,** Klavierwerke. Rev. und bezeichnet von Carl Reinecke. In einem Bande  
M. 3.—. In 27 Heften à 50—60 Pf.  
**Haydn,** 20 Klavier-Sonaten. Rev. und bezeichnet von Wilh. Spieldel. In 2 Bänden  
gebunden à M. 1.20. In 30 Heften à 40—50 Pf.  
**Mendelssohn,** Klavierwerke. Rev. u. bez. von Wilh. Spieldel. In 5 Bänden  
M. 3.—. In 45 Heften à 20—30 Pf. Trios für Pianoforte,  
Violine und Vcllo (bez. von W. Spieldel, E. Singer, B. Cossmann) op. 49 und 56 à M. 1.50.  
Op. 64 Violon-Konzert, bez. von L. Fischer, M. 1.—. Fantasie für Violine, op.  
für Vcllo und Pfrte. (bez. von Spieldel und Cossmann) op. 49 und 56 à M. 1.—.  
**Mozart,** Sonaten für Pfrte. und Violine. Rev. und bezeichnet von Wilh. Spieldel  
und E. Singer. Jede Stimme in einem karton. Bande M. 6.—. In 18  
Heften à 40—100 Pf.  
**Schumann,** Werke. Rev. und bezeichnet von Charles Davidoff, Rob. Heckmann,  
Herm. Ritter, Xaver Scharwenka. Klav.-Quintett, op. 44, M. 2.—. Klav.-Quartett, op. 47,  
M. 1.50. Trios, op. 63, 80, 110, à M. 1.50. op. 88, 132 à M. 1.—. Streich-Quartette  
à M. 1.—. Duos für Klavier und Violine (oder Vcllo, Viola, Oboe, Klar.), op. 70, 73,  
94, 102, 105, 113, 121, à 50—100 Pf. Vcllo-Konzert M. 1.—. Fantasie für Violine, op.  
131, M. 1.—. Lieder-Alben (pariser Format) für hohe, mittlere und tiefe Stimme  
(jedes 108—111 Lieder) à M. 3.—. Kleine Ausgabe (43 Lieder) hoch und tief, à M. 1.20.  
Duett-Alben, 13 Duette für Sopran und Tenor, 18 Duette für Sopran und Alt, à 60 Pf.  
Rose Pflgerfahrt, Klavier-Auszug, M. 1.50. Klavier-Werke in 52 Heften à 40—100 Pf.  
Symphonien à 4 Händen à M. 1.—.  
Handelt es sich darum, im Geiste der Autoren textlich revidierte Ausgaben  
ihrer Werke zu besitzen, so kann man nur zu den Pöblichen greifen. In Rück-  
sicht dieses Umstandes und der glänzenden Ausstattung können wir dem Publikum  
diese Ausgaben als die besten und billigsten empfehlen. Die sämtlichen Preise,  
auch diejenigen der Originalwerke obigen Verlags, sind derartig billig, dass es  
sich nicht verlohnt, die Werke aus den Leihanstalten zu entnehmen. Man achte  
jedoch genau auf die in den Verlagsverzeichnissen vermerkten Preise! Überall  
dort, wo seine Ausgaben gar nicht oder nur zu höheren Preisen erhältlich,  
liefert der Verleger postfrei!

**von Zimmermann'sche Naturheilkunst**  
bei Chemnitz, in reizender Lage. Anwendung der physikalisch-ärztlichen  
Heilmethode. Ausserordentliche Erfolge bei Magen-, Lungen-,  
Nerven-, Unterleibs-, Frauenkrankh., Fettsucht, Gicht, Zuckerkrankh., u. s. w.,  
Sommer- u. Winterkuren. Prospekte mit Beschreibung der Methode gratis  
durch die Direktion, sowie durch die Filialen der Firma Rudolf Mosse.

Im Verlage von **Carl Grüniger in Stuttgart** er-  
schien und durch alle Buch- und Musikalienhandlungen zu beziehen:  
**Konversations-Lexikon**  
der  
**Tonkunst.**

Herausgegeben von **Robert Müsli.**  
Preis broschiert M. 5.—, elegant gebunden M. 6.—  
Ein ganz vortreffliches Nachschlagewerk, das alle Gebiete der  
Musik umfasst und auf jede, die Biographie, Geschichte, Aesthetik,  
Formen- und Instrumentenlehre etc. betreffende, Frage knappe, aber  
erschöpfende Auskunft gibt und die technischen Ausdrücke in leicht-  
verständlicher und treffender Weise erklärt.

**Gerhard Adam, WESEL**  
empfehlte kreuzsaitige Flügel und Pianos zu billigen Preisen gegen bar oder monatliche Raten.  
Grosse Aus-  
wahl.  
Garantie 5 Jahre.  
Frankolieferung.

**Bumbass! Neu.**  
Patent-Pilschke.  
Das neue Saiteninstrument,  
der „Bumbass“, ersetzt bei  
Begleitung einer Streichmusik  
auf originelle Weise sämtliche  
Schlaginstrumente und eignet  
sich besonders zu öffentlichen  
Auführungen. Tr. St. M. 32.  
Prospekt franko.  
**Adolf Klinger,**  
Instrumenten-Spezialitäten-  
Fabr. Reichenberg in Böhmen.

**Unverantwortlich**  
ist es, dass immer noch Damen Hutmädel  
oder Stecknadeln ohne H. F. Neussche  
(Aachen) Patent-Sicherheitsnadeln tragen.  
Zu haben in jeder Kurzwaren-Handlung.  
**Den Charakter einer Person**  
entziffert sich aus der (ungekünstelten)  
Handschrift derselben.  
Honorar 1 Mark.  
H. Richter, Berlin, S. W. Wilhelmstr. 118.

**„Wer seinen musikreihen-  
den Kindern eine Freude  
machen will, bestelle ihnen  
die „Musikalische Jugend-  
post“.**

„Thüringische Schulzeitung“  
Vierteljähr. 6 Nummern 1 Mk.  
Probennummern gratis u. franko  
durch jede  
Buch- u. Musikalienhandlung,  
sowie vom Verleger  
**Carl Grüniger, Stuttgart.**

**Musiklehrer**  
In welcher Stadt ist ein tücht.  
nötig? Off. sub  
B. 7915 an  
Rudolf Mosse in Köln.

Fräul. gesetzt. Alters, kath., best. em-  
pfohl., wünsch Stelle  
**als Klavier-Lehrerin**  
i. ein. Institut od. als Repräsentantin, Ge-  
sellschaftst. od. Erzieh. in feiner Familie.  
Lehrt auch deutsch, franz. Offerten unter  
R. 4274 an Rudolf Mosse, Stuttgart.

**Louis Köhlers** Zum Selbstunterricht vortrefflich geeignet:  
mit zahlreich. **Katechismus**  
in den Text  
gedruckten Noten-Beispielen. 333  
Preis brosch. Mk. 1.— geb. Mk. 1.60.  
Verlag von Carl Grüniger in Stuttgart.

**Nicolas Amati-Geige gesucht.**  
Muss ausnahmsh. gut u. preiswürdig sein. Off. nebst gen. Angabe des  
Datums der Herstellg., der Echtheit etc. unter C. V. L. durch  
**Raabe & Plothow.** Potsdamerstrasse 7a, Berlin W.

**Flügel, Pianos, Harmonium.**  
Niederlage in Berlin bei  
**Carl Simon, Markgrafen-  
strasse 21.**  
**Schiedmayer, Pianofortefabrik, Stuttgart**  
Hof-  
lieferanten Seiner  
Majestät des Deutschen Kaisers,  
Seiner Majestät des Königs von Würt-  
temberg, ihrer Majestät der Königin von England.

**ASBECK, OSTHAUS, EICKEN & CO**  
HAGEN Westph.  
PATENT-TIEGELGUSSTAHLDRAHT  
Specialität Garantie  
**KLAVIERSAITEN**

**Harmonium-**  
Musikalien. Spezialität  
E. Simon, Steffen.  
Auswahlgeld bereitwillig.  
Illustrierte Preislisten von  
Harmonium gratis.  
Musikalien-Katalog 1 Mark.

Die Stelle des artistischen  
**Direktors**  
an der behördl. konzess. Musikschule in  
Fettau kommt mit 15. September d. J.  
zu besetzen. Bewerber, welche sich  
mit Zeugnissen über Fertigkeit im  
Klavier- und Violonspiel und über ge-  
richtige Kenntnisse in Theorie, Chor-  
gesang u. Musikgeschichte ausweisen,  
und auch einen Dirigentenposten aus-  
füllen können, wollen ihre gehörig  
belegten Gesuche bis 1. September  
d. J. an die gefertigte Direktion ein-  
senden.  
Jahres-Gehalt 5. W. fl. 800.—, reich-  
licher Nebenverdienst nicht ausge-  
schlossen.  
Die Direktion des Pöttauer Musikvereins  
Fettau, Südtirolermark.

**Musikalische Jugendpost.**  
Preis pro Quartal 1 Mk.  
Inhalt Nr. 16.

Die erste Prüfung. Aus Pauline  
Ruccas Jugend. Von R. Erbach.  
Die Räuberzeit. Eine Waldbiblie  
von C. Haack. (Mit 5 Illustra-  
tionen).  
Ein Sommernachtsmärchen. Von  
C. Gerhards.  
Wie das Lied entstand. Waldmärchen  
von S. Meide.  
Der böse Raro. Höchst schauderhafte  
Vallade von H. R., vorgetragen  
von Lüttnich und Quiesfieschen.  
Briefkasten. — Rätsel. — Anzeigen.

Gratz-Beilage:  
**Stieler, Deutsche Tonmeister.**  
Seite 97—104. (Mit 3 Illustrat.)

**der Harmonielehre**



IX. Jahrgang Nr. 18.

Stuttgart, 1888.



# Neue Musik-Zeitung.

+ Auflage 51 000. +

Vierteljährlich sechs, mit Künstler-Porträts etc. illustrierte Nummern und je einer Extrabeilage, bestehend in verschiedenen, für Hausmusik geeigneten Gesangs- und Instrumental-Kompositionen, Musiker-Lexikon, illustrierte Musikgeschichte u. s. w.

Verlag Carl Grüniger, Stuttgart-Leipzig  
(normals B. & Z.anger in Köln).  
Inserate die fünfzehnte Nonpareille Seite 75 Pfennig.  
Beilagen für je 1000 Expl. Mark 5.—  
Kleinste Annahme von Inseraten und Beilagen bei  
Rudolf Mosse Stuttgart, Leipzig, Berlin u. dessen Filialen.

Preis pro Quartal bei allen Postämtern in Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Luxemburg, sowie in sämtlichen Buch- und Musikalien-Handlungen 80 Pfg.; direct von Stuttgart und bei den Postämtern des Reichspostvereins 1 Mk. 50 Pfg. Einzelne Nummern 25 Pfg.

Alle früheren Jahrgänge sind neu angelegt in eleg. brosch. Bänden zu 80 Pfg. das Quartal, Einbanddecken à Mk. 1.—, Prachtdecken à Mk. 1.50 durch alle Buch- u. Musikalien-Handl. zu beziehen.

## An unsere Leser!

Die Sommeraison ist tot, es lebe die Winteraison! es ist nicht unsere Absicht, der ersten hier einen Nachruf zu widmen oder ihr gar nachzutragen, wie sie uns — und noch mehr das Publikum — mit ihren unvermeidlichen Seeschlängen und Enten geplagt. „De mortuis nil nisi bene,“ auch die Zeit der „sauren Gurken“ hatte ihr gutes: während unsere Leser und Leserinnen es sich in irgend einer Sommer-Idylle möglichst wohl sein ließen, wo sie hoffentlich die erwünschte Erholung gefunden haben, war der Redaktionsstab der „Neuen Musik-Zeitung“ rastlos thätig, sich für die Winterkampagne zu sammeln und zu rüsten, um einerseits, „bis an die Bühne“ mit kritischem Rüstzeug bewaffnet, dem Anprall der auf ihn einfließenden Konzert- und Theaterereignisse gewachsen zu sein, sowie andererseits vom Kriegeschauplatz die neuesten Erfolge und die nicht ausbleibenden Niederlagen, von den Großthaten genialer Führer und von den ruhmreichen Leistungen wohl geschulter Massen schnell und getreulich zu berichten. Da es sich ja nun zum Glück nur um einen bevorstehenden Krieg im Frieden handelt, so werden auch die heiteren Momente, wenn nicht vorherzusehen, so doch voll zu ihrem Rechte kommen und so oft Waffenstillstand eintritt, wir meinen damit die wohlthunenden Ruhepausen,



*Hermine Spier.*

die gemüthlichen Familienabende, an denen man sich mit innigem Behagen in die Lektüre seines Lieblingsblattes vertieft, an denen man durch Pflege guter Hausmusik sich genussreiche Stunden verschafft, da wird die „Neue Musik-Zeitung“ überall da, wo überhaupt Musik Verständnis und Würdigung findet, die allbewährten Dienste thun, denen sie ihre wahrhaft volkstümliche Gunst und Verbreitung dauernd zu verdanken hat. Daß diese außerordentlich rege Theilnahme unserem Blatte nicht nur erhalten bleibe, sondern sich noch auf immer weitere Kreise des gebildeten Publikums übertrage, dafür tragen Redaktion und Verlag durch stete Vervollkommenung des Inhalts und der Ausstattung nach besten Kräften Sorge. Welch' wertvolle Bereicherung des vielseitigen und originellen Inhalts unserer Zeitung die Leser bereits in nächster Zeit zu erwarten haben, das wollen man gest. aus dem beiliegenden Prospekt ersehen, um dessen gerechte Durchsicht, sowie Verbreitung in Freundeskreisen wir höflichst bitten.

Redaktion und Verlag  
der  
**Neuen Musik-Zeitung.**

Die Erneuerung des Abonnements auf die „Neue Musik-Zeitung“ pro IV. Quartal bitten wir möglichst vor dem 1. Oktober besorgen zu wollen, damit die fernere, regelmäßige Zustellung keine Störung erfährt.

Abonnements-Bestellungen auf die „Neue Musik-Zeitung“ (80 Pfg. pro Quartal) werden jederzeit von allen Postanstalten und Buch- oder Musikalien-Handlungen entgegengenommen und die bereits erschienenen Nummern des laufenden Quartals nachgeliefert.

## Hermine Spies.\*

**H**ermine Spies hat im Bühnengesange das Heil ihrer Kunst und ihrer Laufbahn erblitten, so würde es bald keine Altstimmen mehr geben. Es ist merkwürdig, wie dieselben seit Glad nach und nach von der Bühne verschwunden oder gezwungen worden sind, durch Hinzueinkommen einiger Töne in der Höhe die Tiefe einzubüßten und die richtige Mittlauffarbe gegen eine Art Meszopraunklang nach und nach einzutauschen. Eine Altstimme, die nicht bis zum hohen A und B zu fangen vermag, kann heute keine belangreiche Beschäftigung am Theater finden, und es ist bezeichnend, daß in fast allen Opernansätzen, die seit 50 Jahren gedruckt worden sind, auf der zweiten Seite, welche das Verzeichnis der Personen und die Stimmfolge angibt, entweder nur Sopran oder höchstens noch Meszopraunklang figurirt, in seltensten Fällen der Alt. Wie anders die Männer, bei denen der Bass, Bariton und Tenor, womöglich noch der Bassbariton, genau unterschieden werden. Ein reicher Alt, der also nach dem gewiß als Autorität anerkannten Verzeichnisse vom kleinen F bis zum zweigeknickten E erstreckt, wird sich hüten, an so gefährliche Aufgaben, wie an die Fides in Meyerbeers Propheten oder an die Ortrud in Wagners Lohengrin heranzutreten, da dieselben leicht den endgültigen Verlust der Stimme zur Folge haben können; und die Vollen der Mütter, Virginitäten, Kinderwärtinnen, schweigsamen Freundinnen zu übernehmen, ist doch nicht die Sache einer begabten Künstlerin. Gütte Wagner mehrere solcher Vollen geschaffen, wie die Erde im Ringe der Nibelungen, so hätte er auch wohl einen stärkeren Mithras zur Wiederbelebung der Atrolken gegeben. Die Klage, daß die Altstimmen nach und nach verschwinden, muß also eigentlich eine Klage darüber sein, daß keine Altrollen mehr geschrieben werden. Altstimmen gibt es immer noch genug auf Erden; die Natur, die früher für solche sorgte hat, läßt sich bekanntlich nicht durch die Mode oder Geschnadtsrichtung der Musikfreunde veranlassen, plötzlich ein anderes Stimmregister zu bevorzugen, und von günstigen Jahrgängen pflegt ja wohl nur beim Wein die Rede zu sein, aber nicht bei Sängern und Sängerinnen. Wer sich mit dem wunderhohen Klange einer echten Altstimme so recht vertraut gemacht hat, wird bemerken müssen, daß das Verschwinden der Altstimmen von der Bühne ein Verlust für die Mannigfaltigkeit des Gesangsmaterials ist. Von welcher gefälligen Wohlklang, von welcher ungemein wohlthuenden Klangfülle eine Vereinigung von Altstimmen ist, kann man im Parfais bewundern. So haben sich denn die Altstimmen, welche nicht gewonnen waren, dem Theater die schöne Eigenschaft ihrer Stimme durch das Erhöhen ihrer Tonlage zu opfern, sich in das begrenztere, aber verklärtere Gebiet des Dratorien- und Liebesgesanges stützen müssen. Der Sopranstimmen, welche gleichzeitig auf dem Theater und im Konzertsaal wirken, gibt es viele, Altstimmen sehr wenige, da sie nicht zu gleicher Zeit in Dratorien die tieferen Lage, in Opern die höhere zur Verwendung bringen können. Glücklicherweise haben die Dratorien, auch die modernen, nicht an der Hinaufschraubung der Mithöhe, zu ihrem Glück und zu großer Bereicherung ihrer Wirkungen, teilgenommen. Wenn also eine Altstimme durch ihre ganze Anlage, durch Erheiterung, lebhaft Empfindung, lebendiges Mienenpiel eigentlich dazu berufen ist, auf der Bühne zu wirken, und wir sehen sie nur im Konzertsaal, so trägt sie nicht die Schuld daran, und wir müssen uns freuen, daß wir uns an ihren künstlerischen Vorzügen wenigstens im Konzert erfreuen dürfen.

Eine solche Künstlerin von so vielseitiger Begabung, von einer so ausgiebigen Stimme, von so nach innen und außen beidem Vortrag ist Hermine Spies, und der unmittelbar folgende Eindruck, den ihr Gesang überall, wo sie singt, erzielt, ist die beste Bestätigung für das Gefagte, daß sie nämlich eigentlich auf die Welt der Bretter, die Welt des leidenschaftlichen Empfindens und des deutlich sichtbaren Gefühlsausdrucks gehöre. Auch ist die überraschend schnelle Laufbahn, die sie zurückgelegt hat, ein weiterer Beweis für das Zündende ihres Vortrags und die Schönheit ihrer Stimme. Damit ist nun keineswegs gesagt, daß ihr Gesang uns an die Bühne erinnere oder zu seiner vollkommenen Würdigung die Bühne vermissen ließe; im Gegenteil! Hermine Spies ist eine so deutende und geschmackvolle Künstlerin, daß

sie die Unterschiede zwischen Bühnen- und Konzertgesang sehr wohl erkennt und daß sie wohl verstanden hat, die tiefe Empfindung, die ihren Vortrag durchströmt, in dem für den Konzertsaal passenden Maß zum Ausdruck zu bringen; und gar die Schulung ihrer Stimme ist bis zu einem Grade verfeinert und vervollkommenet, daß sie die höchsten Aufgaben des Konzertgesangs, die überreich mit Verzierungen ausgestatteten Altarien Nachs und Händels mit der spielenden Leichtigkeit überwindet, mit welcher ein Instrumentalist sein Instrument handhabt. Auch ihr Vortrag, worunter nicht allein die Wärme der Empfindung, sondern auch die feingedämpfte Phrasierung, die Mäßigkeit und Selbsthaltung der Deklamation, die Prägnanz, ja sogar der Gesichtsausdruck zu verstehen ist, atmet diese Zurückhaltung und Vornehmheit, die dem Konzertgesang zu eigen sein muß, soll er nicht als ein verpflanzter Bühnengesang erscheinen, soll der Konzertsaal nicht zu Konzertbühne werden.

Hermine Spies hat im Jahre 1861 in dem industriereichen Lahnthale auf einem der Buderischen Eisenwerke in der Provinz Nassau, und zwar auf Lahnbergshütte bei Weilburg das Licht der Welt erblickt. Die dort befindlichen Hüttenwerke bestanden sich im Besitze ihrer Verwandten, und ihrem Vater war die Leitung derselben übertragen worden. Mehr als es scheinen mag, hat dieser erste Aufenthalt dem künstlerischen Sinn der Sängerin als feste Grundlage gedient. Fern dem unheiligen Treiben der Großstadt, konnte sie hier das stille Wirken der Natur belauschen, hier die tausend Stimmen der wälderreichen Umgebung in sich widerhallen lassen und aus ihnen die Sangeslust ziehen, die sie stets erfüllt und die sie auch schließlich ihrer Laufbahn in die Arme trieb. Nicht durch Zerstreuungen und zahlreiche Spiegelfahrten abgezogen, konnte sie hier ihre frühesten Eindrücke in ihrer ganzen Mächtigkeit durchempfinden und bei sich ankreiden. Mit regelmäßigem Schläge hämmerte der Eisenhammer unermüdlich das rohe Metall zu kunstvollen Gebilden zurecht, daß die Funken flogen, und wenn hier das Lärmgefühl die erste und sicherste Anleitung fand, so konnte sich auch das Auge an zwar wiederkehrenden, aber farbenreichen Bildern ergötzen. Sollte nicht die elementare Gewalt, die sie auf ihre Zuhörer ausübt, eher den elementaren Eindrücken, unter denen sie aufwuchs, als noch so vortrefflicher späterer Unterweisung entzissen sein? Sollte nicht der Vater, der mit ihr die Wälder durchschritt und in ihr den Sinn für Waldesduft und Waldesheimlichkeit weckte, der mit ihr die blumenreichen Teppiche vor dem Hause säte und pflegte, der mit ihr hier einen verdorrten Zweig abhieb, dort ein Bäumchen pflanzte oder dem Unkraut wehrte, daß es nicht die garten Pflanzen ersäufte, sollte dieser Mann, der die Gabe besaß, sein häusliches Leben in den rosigsten Schimmer idealer Auffassung zu tauchen, der den Kindern stets den warmsten Sinn entgegenbrachte und den seinen stets das Beste und Neueste aus Poesie und Musik in ihr stilles Heim schaffte, sollte er nicht ihr frühestes und auch ihr bedeutendster Lehrmeister gewesen sein? Man mag von Märchen und Volksagen denken wie man will; sie sind ja heute aus der Mode, und es gibt in den aufgeklärten Großstädten Erzähler und Eltern genug, die dergleichen Ballast vollständig aus dem Erziehungsprogramm der Kinder streichen. Man braucht aber nur einen Blick auf die Stoffe der meisten Opern und den Inhalt der meisten Gefänge zu werfen, um zu erkennen, eine wie unerlöschliche Fundgrube gerade die Sagenwelt dem Dichter und noch mehr dem Tonkünstler für seine Gestalten liefert und welche Anregung er aus ihr für seine Phantasie nimmt. Da wird denn doch auch der reproduzierende Künstler weit mehr Herr seines Stoffes sein, er wird weit mächtiger, weil lebendiger vorzutragen wissen, wenn

er die Sagen an ihrer Quelle belauscht hat, als wenn er seine Kenntnis nur der Bücherweisheit verdankt. Darum sind bejahrte Großmütter, reibliche Förster, ruhige Köhler weit größere Träger künstlerischen Sinnes, als die nüchternen Typen der Großstadt, und das enge Stübchen beim Dämmerlicht im Schein des Kaminfeuers, während draußen die Stürme wirbeln, ist des Künstlers beste Erziehungsstätte. Wenigstens nahm die kleine Hermine solcher Art ihre erste geistige Nahrung in sich auf, und die Erinnerungen an ihre Kindheit sind heute noch mächtiger in ihr, als was sie nachher an guten und schlimmen Tagen erlebt; mag sein, daß ihr der Kaffee in der Stöcherhütte, mit dem sie nach ermüdendem March den trocknen Gaumen legte, heute noch ein größeres Labial dünkt, als die ausgeleierten Lederbissen, mit denen man gemeinlich die Künstler chrt. Und wenn ein Familienfest den Kindern Anlaß bot, statt sonst immer nur zu empfangen und zu nehmen, nun auch ihrerseits nach ihren jungen Kräften zu spenden und zu geben, ein Bouquetchen zu stiften, ein Sprüchlein zu lernen, dann kam wohl Hermine und sang zu aller Freude und Lieberfaffung mit ihrer Silberstimme ein Liedchen, und die Eltern mochte wohl eine Ahnung ergreifen, als ob bereinst das traute Stübchen mit dem großen Konzertsaal verstanden und aus dem Kinde eine freudenspendende Künstlerin werden würde.

Vier Jahre war sie alt, da hatte die Natur ein weisses Kleid angezogen. Es war ja Freitag, denn der Erloser war geboren. Am Weihnachtsmorgen sang sie das Kinderliedchen: „Seht der Himmel strahlt hell und rot wie Blut“, das ihr die Mutter für den Vater eingelehrt hatte; es war eine Scene freudiger Nahrung, und bald folgte sie der Vater, bald die Mutter in die Arme und der Zärtlichkeiten war kein Ende. Leider war es das letzte Lied, das sie von der Mutter lernte, und diese Freude die letzte, die der Vater von der Mutter erfuhr. Der unerwartliche Tod legte seine eiserne Faust auf das junge Familienglück und entriß Hermine die fürsorgliche Mutter, dem Vater die liebende Gattin.

Nicht lange mehr litt es den Vater an der des Glücks beraubten Stätte. Er vertauschte seine Stellung mit einer ähnlichen, ohne jedoch das ihm liebgeordnete Lahnthal zu verlassen. Die Erziehung seiner drei Bassen übertrug er einer Schwester seiner verstorbenen Gattin; er hätte keine bessere Wahl treffen können. Mit einer Hingebung ohnegleichen, mit dem feinsten Verständnis für alles, was den Sinn der Kinder für das Gute antregt, ihr Wissen erweitert, ihren Geschnad lütern konnte, stand sie dem Vater zur Seite. Auch wurde von nun an die Musik der Hauptgegenstand der Erziehung der Kinder.

So wuchs Hermine, von liebevollem Verständnis angeleitet, heran, und so nahte der Augenblick, wo sie zur Selbstständigkeit ihrer Ausbildung einem Pensionat übergeben werden sollte. Das geschah im Jahre 1875, und das Institut Verhardt im freundlichen Wiesbaden durfte die der Kindheit soeben entwachsene Jungfrau bei sich aufnehmen. Dabei galt es als selbstverständlich, daß sie neben ihrer wissenschaftlichen Ausbildung im Pensionat auch der Musikpflege in möglichst gründlicher Weise obliegen sollte. Das bekannte Freudenbergsche Konservatorium in Wiesbaden wurde mit ihrer musikalischen Ausbildung betraut. Während 2½ Jahren bildete sie sich zu einer vielverheißenden Kunstnovize heran, und nicht ohne Bedauern und mit den glänzendsten Zeugnissen haben ihre Lehrer, die das eben so fleißige, wie begabte junge Mädchen liebgekommen hatten, sie in ihre stille Heimat zurückgeführt.

Wenn Hermine und ihre Lehrer dachten, daß ihr so kräftig aufkeimendes Talent nunmehr brach liegen sollte, so hatten sie ihre Rechnung ohne den Vater gemacht. Kaum daß er ungewöhnliche Belege von der ungewöhnlichen Beanlage seiner Tochter wahrgenommen hatte, so wies er ihr Mittel und Wege an, daß sie ihre weitere gesangliche Ausbildung unter Professor Siebers Leitung in Berlin fortsetzen konnte. Hier wurde der Grund gelegt zu der wunderbaren Ausgeglichenheit ihrer Stimme und zu der Schönheit des Tons, der ihr zu eigen ist.

Zugzwungen hatte sich ihr Vater genötigt gesehen, wegen eines Herzeleidens seine Stellung aufzugeben. Als ferneren Aufenthaltsort, an welchem er seinem Leiden die nötige Behandlung angedeihen lassen konnte, wählte er Wiesbaden. Mit dieser Lieberfischung traf eine andere zusammen, die für Hermine's weitere künstlerische Entwicklung entscheidend wurde, nämlich diejenige Julius Stachhausens, des berühmten Altmeisters deutscher Gesangs Kunst, nach Frankfurt. Der Vater, der ungenügend seine Tochter in der Fremde wußte, konnte sie nun wieder bei sich haben, ohne daß er

\* Den Geburtstag zu erfahren, wollte mir bisher nicht gelingen. Sängerkreisen haben bekanntlich kein Alter, weil sie einzig leben. Man erinnert sich der Andeute, wie eine Pariser Schatzkammerbesitzerin einmal ein Begüterter, der Besuch zu begehren hatte und die ganze Pariser Gesellschaft sich aufgemacht hatte, um gelegentlich der vorgeschriebenen Fragen des Richters die Anzahl der Ringe der Künstlerin zu erfahren. Nachdem sie Namen, Stand und Religion angegeben, erfolgte endlich die Frage: „Wie alt sind Sie?“ Ganz Paris hielt den Atem an, um nur deutlich die Antwort zu hören von der Welt: „Schätzen Sie, Herr Richter, daß ich Ihnen diese Antwort ins Ohr sage?“ Der Richter war gelangt genug, ihrer Bitte zu willfahren und der Dichter konnte mit langer Nase aus dem Gerichtssaal wieder abgehen. Da ein Biograph nicht einmal von Staatswegen autorisiert ist, so inhaltsschwere Fragen an die Künstlerinnen seiner Wahl zu stellen, so wird er sich hüten, von ihnen direkten Aufschluß zu erbiten. So habe ich ihn nur auf Umwegen gegen Abgabe leidetlichen Bewordens zwingen können, mir aus dem Munde davon zu sagen. Da sagen und schreiben ja nicht dasselbe ist, habe ich das Geburtsjahr niedriger geschrieben; es zu sagen, werde ich nie zu bewegen sein.

\* Nachdruck nur mit Genehmigung des Verlegers gestattet.

ihre die reichste künstlerische Unterweisung, die das Deutsche Reich nur bot, vorzunehmen brauchte. So kam Germiné 1880 wieder nach Wiesbaden und brachte von hier aus das Dr. Hoch'sche Konservatorium in Frankfurt, an welchem Hochhausen als Gesangslehrer wirkte. Das reiche Wissen, die eminente Schätzung, die natürliche Intelligenz, der künstlerische Geschmack dieses Meisterjägers fanden in ihr den fruchtbarsten Boden, und wie Offenbarungen aus einer neuen Welt, so erschienen ihr seine Rüste und Rastplätze. Schon im selben Jahre konnte er sie nach Mannheim senden, daß sie dort auf dem Musikfest mit der kleinen Partie in Mendelssohns Balthusnacht die künstlerische Feuerprobe empfing, was denn auch mit Aufsehen erregendem Erfolge geschah.

Zu Gemächheit ihrer immer entschiedeneren Fortschritte begann sie nach und nach auf dem schwindenden Boden der Öffentlichkeit festen Fuß zu fassen. Ein Konzert in Berlin, ihr Auftreten im Leipziger Gewandhaus in Frankfurt a. M. waren die ersten Werksteine auf dem Wege ihrer ruhmgekrönten bisherigen Laufbahn, und als der Vater im Jahre 1884 seine Augen für immer schloß, da trug er die beruhigende Gewißheit mit sich, daß seine Waise um die künstlerische Ausbildung seiner Tochter die reichsten Früchte getragen hatte und daß dieselbe fortan ihren Weg allein zu finden im Stande sein werde.

Außer ihren zahlreichen Mitwirkungen in Oratorien veranfaßte Fräulein Spies Wiederholende, die stets eine bedeutende Anziehungskraft auf das Publikum äußerten, und mit solchen Vorträgen ist beim in der Regel ihr ganzer Winter schon bald nach Beginn der Saison angefüllt. Seltener bieten sich ihr Rasttage, und nicht wenige Konzertvorstände müssen auf ihre Mitwirkung verzichten, wenn nicht gerade Zeit und Ort günstig sind. Die Hauptorte ihres Wirkens sind Berlin, Wien und Kopenhagen; doch kennt man sie in Königsberg ebenso wohl wie in Köln und sie zählt niemanden zu ihren Zuhörern, weder Künstler noch Kunstfreund, der nicht immer wieder ihrer schönen Stimme und ihrem warmen Vortrag mit Vergnügen lauschte. Ihre Programme, soweit sie nicht durch die Oratorien fest bestimmt sind, berücksichtigen meist die Lieder der Klassiker und Romantiker: Beethoven, Schubert, Schumann. Von den Neueren hat sie besonders Brahms auf den Schild erhoben, und die Ursache der besonderen Verehrung, die dieser Künstler für sie hegt, ist eben die lebensvolle Wiedergabe, die sie seinen Liedern angedeihen läßt. Nach Anton Rubinstein befindet ihr den wärmsten Anteil und an Aufforderungen, nach Petersburg und Moskau zu kommen, hat es ihr nicht gefehlt.

Ein Beweis ihrer musikalischen Durchbildung ist ihr treffliches Klavierspiel, das von Raff, dem damaligen Direktor des Dr. Hoch'schen Konservatoriums für so hoffnungsvoll erachtet wurde, daß er sie von Josef Rubinstein unterrichten lassen wollte.

Auch Aufmerksamkeit hochgeachteter Personen hat sie in Fülle erfahren. Der sächsische und bairische Hof sehen nie in ihren Konzerten und in Wien kann man jederzeit die frühere Königin von Hannover und die Prinzessin Mary ihren Liebesvorträgen lauschen sehen. Auch der hochgeliebte Kaiser Wilhelm hat sich in huldvoller Weise über den hohen Genuß, den ihm ihre Singweise verschaffte, geäußert.

Eine treue Beraterin und Freundin hat die Künstlerin in ihrer Schwester Minna gefunden, deren erste Sorge darin besteht, ihr alle die zeitraubenden und sorgenerschaffenden geschäftlichen Erledigungen, die die Schattenseite einer künstlerischen Laufbahn bilden, abzunehmen; auch bei allen rein künstlerischen Fragen ist dieselbe fähig und erbötig, ein gewichtiges Wort mitzureden.

Die Erscheinung des Fräuleins Spies ist, wie auch das Bild zeigt, eine durchaus einnehmende und vorteilhafte, sie wird aber geradezu fesselnd und vergrößert nur noch die Gewalt auf ihre Zuhörer, sobald die Künstlerin zu singen anfängt. Das Gesicht wird dann der Spiegel des Gemüthens, und zumal ihr Auge nimmt den Ausdruck der Beseltheit und des Mitempfindens an.

Das erschöpfendste Bild ihrer künstlerischen Eigenart ergibt sich aus einer kleinen Zusammenstellung der Aussprüche erlehrer Geister über ihre Vortragweise. Hören wir zunächst, was ein Maler, Herr von Angeli, über sie äußerte: „Ein Maler glaubt, das Auge sei die Seele; wenn er Fräulein Spies hört, lernt er, daß die Seele in der Stimme liegt.“ Genauer charakterisiert sie der kürzlich verlebte Dresdener Musikschritsteller Emil Naumann: „Es ist nicht nur der direct zum Herzen dringende warme Ton ihres großen herrlichen Altes, durch den uns die Künstlerin rührt; sie fühlt und versteht zugleich

so völlig, was sie singt, und dringt hierdurch so tief in den Kern der vorgetragenen Komposition ein, daß wir den Konzertsaal und alles, was sonst Vortragende darin von konventionellen Manieren, von Skolastik und Salonallüren zur Schau tragen, völlig vergeffen. An die Stelle des mehr oder weniger hergebrachten und durch die Mode Eingebürgerten tritt bei ihr eine hohe Einsicht, Wahrheit und Natur und ein starkes, reines unausgefränktes Gefühl. Sie trägt recht eigentlich ihr Herz auf ihren Lippen und macht so das alte deutsche Sprichwort in neuer Weise wahr, daß „von dem, was das Herz voll ist, die Lippen übergehen.“ Louis Ehlerz rühmte ihr „Schönheit der Stimme, Wärme des Herzens, Größe der Gestaltungskraft und Grazie des Geistes“ nach. Der Franzose Raoul, der sie in Basel in „Israel in Egypten“ gehört hatte, schreibt über sie in seinem Werkchen Etude sur un Oratorio: „Sie besitzt den wunderbarsten Alt, den ich je gehört habe, — sie singt alles mit einem so tiefen Verstande und mit solcher Ueberzeugung, daß man an die Schönheit ihrer Stimme erst in zweiter Reihe denkt; ich dachte bei ihrem Hören nur an die Schönheit dessen, was sie vortrug, und die Uebereinstimmung zwischen der Absicht des Komponisten und ihrem Vortrage schien mir eine vollständige zu sein.“ Die genüßvollste Guldigung hat ihr wohl der holsteinische Dichter Prof. Claus Groth in Kiel dargebracht, indem er der Künstlerin folgende Verse widmete:

Du weest in oden Liden,  
Denn keim mitmüer mai  
En Baden\* ut den Hummel  
En Engel keim herbal.\*\*

Garr Klünken\*\*\* an die Schullern,  
En Balnblatt in de Hand  
In un und brocht den Segen  
In Freden öwer Land.

De Liden sund vöröwer —  
Wi Minschen bist allein,  
Keen Tröster ut den Heben,††  
Keen Engel ward noch seyn.

Man kann mitto verzagen,  
Wenn recht bedruckt dat Hart,  
Wenn allens dumpy und blüster,  
Went' Winter wedder ward. —

Doch sieh, denn kumt — woher denn?  
Um wenn't keen Engel is —  
Bum Himmel doch — en Sanger,  
As du, Germiné, bist.

De heet oy ehren Walter  
För jede Ohr den Lut,  
De löst in't hart de Thranen,  
De maakt dat Glend gut.

De wandert as en Baden,  
En Notenblatt in Hand,  
In singt de himmlischen Leeder  
Sin öwer dat dütsche Land.

In wenn sie geht — dat Echo  
Is lang noch nicht verstummt,  
Dat klingt uns jümmer tröstlich,  
Bet dat se wedder kummt.



## Karl Theodor Körner.

Ein Erinnerungsblatt zum fünfundsiebzigjährigen  
Todesstage des ritterlichen Sängers.  
Von C. Gerhardt.

**M** am 26. August jäherte sich wiederum der Tag, an dem man vor fünfundsiebzig Jahren in Wöbbslein bei Ludwigslust einen jungen Sölden zur ewigen Ruhe bestattete, der in flammender Begeisterung für Deutschlands Befreiung aus fremdem Joch ins Feld gezogen und den Tod

fürs Vaterland gestorben, einen Helden, dem der Genius der Poesie den Weisheitsfluß auf die edle Stirne gedrückt und dessen jangeschroter Mund nun für immer verstummt war. Unter einer alten Eiche versenkte man die sterblichen Reste Karl Theodor Körners, des Dichterjünglings und ihre grünen Zweige breiteten sich schweigend über ihn, der so fern seiner Heimat gebettet; später errichtete man zur Erinnerung an ihn ein ergzenes Standbild, aber dessen bedurfte es nicht: Im Herzen des deutschen Volkes lebt das Andenken an den Sängler, der seine patriotischen Gefühle in zündenden Liedern aussprach, der sein Herzblut freudig für das Vaterland vergoß. Heute schmückt man seine Ruhestätte mit Lorbeerzweigen und duftenden Blumen, heute singt man dem allzufrüh Heimgegangenen Trauerlieder und so laßt auch uns im Geiste an sein Grab treten und seines kurzen Lebensganges gedenken, der uns das Motto zu tragen scheint: Per aspera ad astra!

Karl Theodor Körner wurde am 23. September 1791 in Dresden geboren. Sein Vater, der Appellationsrat Christian Gottfried Körner, der einen regen Sinn für Kunst und Wissenschaft besaß und dessen gastliches Haus der Vereinigungspunkt der berühmtesten Männer seiner Zeit bildete, war der intime Freund Schillers; nicht nur sein Briefwechsel mit diesem Liebling der deutschen Nation, sondern auch seine ästhetischen Aufsätze, welche unter dem Titel: „Ästhetische Ansichten“ anonym erschienen, legen Zeugnis von seiner hohen Bildung, seinem Zerkreise für die Litteratur ab.

So wuchs der junge Karl Theodor unter den glücklichsten Verhältnissen heran, in einem Kreise, der die Erinnerung an den unsterblichen Dichter liebend pflegte, sorgfältig erzogen von dem klugen Vater, der einsinnigen Mutter, welche seine ersten gelungenen poetischen Versuche mit Freude begrüßte.

Nach Absolvierung des Gymnasiums besuchte Karl Theodor die Bergakademie zu Freiberg und studierte dort zwei Jahre lang Mineralogie; zu seiner weiteren Ausbildung bezog er 1810 die Universität Leipzig, nachdem zuvor dort seine ersten Gedichte unter dem Titel: „Knospen“ erschienen waren. Seine feurige Jugend, seine untrüben Ausichten von Genialität verwickelten ihn indeß in Quellschreitigkeiten, die ihn zwangen, schon nach einem Semester Leipzig und bald darauf auch Berlin zu verlassen.

Er wählte nun Wien zu seinem Aufenthaltsorte und ließ sich in der geistig regsamsten österrichischen Kaiserstadt überaus wohl. Sein dichterisches Talent geistigte hier schöne Blüten, in schneller Reihenfolge entstanden die dramatischen Arbeiten: „Die Braut“, „Der grüne Domino“, „Paß und Liebe“, „Toni“, „Die Sühne“, „Der Nachtwächter“, „Der Vetter aus Bremen“, „Jring“, „Kosmopolit“ und „Gedwig“. Er erreichte die Annahme sämtlicher Stücke, und in vorzüglicher Fassung dargestellt, errangen sie bei freundschaftlichen Beifall der Kritik und des Publikums, wie er es selbst in interessanter Weise in seinen liebevollen Briefen an seine Eltern schildert.

Körner war ein Kind des Glückes; seine lebenswürdige Persönlichkeit öffnete ihm überall die Herzen und die Häuser, sein edler Charakter, sein dem Hören zugewandter, reiner Sinn gewann ihm zahlreiche Freunde, sein schönes Talent erwarb ihm viele Gönner und bald auch erblühte ihm in Wien das Glück der Liebe. Einer jungen Schauspielerin von untergeordnetem Rang zwar, aber von großer Schönheit schenkte er seine Neigung und wir finden nun den Namen seiner Toni in allen Briefen an die Eltern, die seine Wahl billigten, erwähnt. So schreibt er an seinem Geburtstage im Jahre 1812: „Noch nie hat mich ein 23. September so glücklich gefunden. Der Kranz der Liebe ist um mich geschlungen und alle Blüten, die Ihr in mir erzogen habt, hat die Sonnenzeit meines heiligsten Gefühls, hat meine Toni mir zum ewigen Frühling aufgelöst.“

Durch seine Braut wurde er immer mehr dem Theater zugeführt und seine nähere Bekanntschaft mit demselben verliehen seinen Dramen eine erhöhte Willkürerichtigkeit und Formengewandtheit. Hoch beglückte es den jungen Poeten, daß ihm Goethe eine freundliche Anerkennung seines Talentes schriftlich ausdrückte. Wie sehr man ihn in Wien schätzte, geht aus der Tatsache hervor, daß er im Jahre 1813 zum kaiserlichen Theaterdichter ernannt wurde. Er erhielt als solcher ein Jahresgehalt von 1500 Gulden und verpflichtete sich, jährlich zwei große und zwei kleinere Stücke zu schreiben, die ebenfalls gut bezahlt werden sollten.

So befand sich Theodor Körner in glücklichster Lebensstellung, in der Liebe süßen Bann, in dem Bewußtsein, immer Besseres und Schöneres leisten

\* Note. \*\* herab. \*\*\* hatte Flügel. † brachte. †† Himmel.

zu können, und nur eines warf einen tiefen Schatten auf sein sonnenhelles Dasein — die Schmach seines unglücklichen, geknechteten Vaterlandes.

Hätte er vorher schon sein Leid über die Unterdrückung desselben in einzelnen Liedern kundgegeben, so war es nur sein schülisches Streben, nicht nur mit der Leier, sondern auch mit dem Schwerte in der Hand für Deutschlands Ehre und Freiheit zu streiten. „Deutschland steht auf“, schrieb er am 10. März an seinen Vater, „der preussische Adler erweckt in allen treuen Herzen durch seine kühnen Flügelschläge die große Hoffnung einer deutschen, wenigstens nord-deutschen Freiheit. Meine Kunst senkt nach ihrem Vaterlande —, laß mich ihr würdiger Jünger sein! Ja, lieber Vater, ich will Soldat werden, will das hier gewonnene glückliche und sorgenfreie Leben mit Freuden hinwerfen, um, sei's auch mit meinem Blute, mir ein Vaterland zu erkämpfen. — Wenn es nicht lieber, Leichtsinns, Wüthheit! — Vor zwei Jahren hätte ich es so nennen lassen; jetzt, da ich weiß, welche Seligkeit in diesem Leben reifen kann, jetzt, da alle Eternen meines Glückes in schöner Milde auf mich niederleuchten, jetzt ist es bei Gott ein würdiges Gefühl, das mich treibt, jetzt ist es die mächtige Ueberzeugung, daß kein Opfer zu groß ist für das höchste menschliche Gut, für seines Volkes Freiheit. . . . Eine große Zeit will große Herzen und föhlt' ich die Kraft in mir, eine Kette sein zu können in dieser Völkerverbindung; ich muß hinaus und dem Völkertum die mutige Brust entgegenbrücken.“

In seliger Begeisterung, in froher Hoffnung, wiederzukehren, zog Körner nach schmerzlichem Abschiede hinaus in den Kampf. Zu Anfang gefestete er sich den Lützowischen Jüngern zu, aber die Unfähigkeit, zu welcher dieselben nach der Schlacht bei Püßen gezwungen waren, bewog ihn, in die Kavallerie des Korps zu treten. Seine militärische Tüchtigkeit machte ihn schnell zum Offizier und bald darauf zu Lützows Adjutanten; seine Untergebenen schwärmten für ihren jungen Führer und das ganze Korps sang seine, in begeisterten Momenten entstandenen, von Karl Maria von Weber in Musik gesetzten Kriegslieder.

Als Lützows Adjutant beteiligte er sich natürlich an all den mutvollen Streif- und Kriegszügen des Korps, wurde aber in dem Gefecht bei Kissen schwer verwundet und entging nur mit genauer Not der Gefangennahme. Er erkrankte nach Leipzig, wurde hier von Fremden liebevoll gepflegt, erholte sich darauf in Karlsbad, stieß aber, sobald es sein Zustand gestattete, wieder zu seinem geliebten Korps. Nach Beendigung des Waffenstillstandes kämpfte er in mehreren Gefechten mit heldenhafteu Mute. Zum letzten Male focht er zwischen Schwerin und Gadebusch unweit Rosenburg am 26. August 1813. Nach langem, beschwerlichem Nachmarsch dichtete er bei den Strahlen der aufgehenden Sonne sein „Schwertlied“, las es seinen Kameraden vor, entflammte sie dadurch zu todesmutiger Begeisterung, stürzte sich in das dichteste Kampfgewühl und — fiel. Mit ihm sank der junge Graf von Gadenberg tödlich getroffen zu Boden und man begrub das edle Paar in dem Dorfe Wöbbelin mit militärischen Ehren.

Groß war die Trauer um den Heldenjüngling; es beweinte ihn nicht nur seine Eltern, seine Braut, seine Kameraden, seine zahlreichen Freunde, nein, ganz Deutschland, dessen Herz er durch seine Lieder im Sturm gewonnen, trug Leid um ihn. Tief erschütterte legte sein Vater als herrlichste Opfergabe eine Sammlung der Kriegslieder des Gefallenen unter dem Titel: „Leier und Schwert“ auf sein Grab.

Die Liebe und Verehrung, welche man damals dem Hingekiebenen widmete, galt ihm nicht allein als dem für des Vaterlandes Ehre gestorbenen Märtyrer, sondern auch als dem begabten Jünger unseres großen Dichtersfürsten Schiller. Wohl steht er seinem großen Vorbilde an schöpferischer Kraft, an Fülle der Lebenserfahrung, an Phantasie nach, aber der Enthusiasmus, der jenen besaß, durchglühte auch ihn, das Pathos, die Melodie, der Schwung der Sprache zeichnet auch seine Dramen aus und sein Talent hätte sicher noch reifere Blüten hervorgebracht, wenn ihm Zeit zu weiterer Entfaltung gegönnt wäre.

Sein Trauerpiel „Truny“, dessen Gegenstand der Despotismus des ungarischen Helden bei der Belagerung Sigets durch Soliman zur Zeit Maximilians II. ist, war durch die Darstellung echten Heldennuttes gerade in jener Zeit von unendlich großer Wirkung. Goethe sagte, daß dieses Stück auch in Weimar als Nachklang kurz vergangener Epoche dem Publikum sinn- und artverwandt gewesen sei. Ebenfalls fesselte das Trauerpiel „Moliandre“ durch die darin ausgesprochene Eingabe an alles Gute und Oble; beide

Werke sind in echt Schiller'schem Jambenpathos geschrieben.

Die Dramen „Toni“ und „Hedwig“ zeigen wohl viel Formenkenntnis und leiden aber an ihrem Mangel an Menschenkenntnis und echt dramatischem Leben. Sie konnten sich daher ebensowenig wie die vorgenannten auf der Bühne erhalten.

Selbständig ist Körner in seinen Lustspielen: „Der Nachwächter“, „Der Vetter aus Bremen“, „Der grüne Domino“, „Die Gönnermante“. Sie gehören durch ihren Humor, durch ihre fließende, melodische Sprache noch heute zu den besseren deutschen Komödien.

Unvergänglichler Ruhm aber wird Körner umstrahlen als Dichter der patriotischen Lieder, welche zu den schönsten, hinreißendsten Kriegs- und Vaterlandsgeängen gehören, welche die deutsche Litteratur überhaupt besitzt. Kinder der That, oft mitten im Kampfgewühl der Seele ihres Schöpfers entpflorren, lebendige Zeugen eines zuverläßlichen Glaubens an die gute Sache, Ausflüsse eines edlen, hochherzigen Gemüthes, wurden sie selbst That und feierten die Thaten der Vaterlandskämpfer zu herrlichen Ruhmes- thaten an.

Wer hätte damals, wenn er ein deutsches Herz in der Brust trug, dem mahnenden Anruf widerstehen können:

„Früh auf, mein Volk! Die Flammzeichen rauden,  
Heil aus dem Norden bricht der Freiheit Licht.  
Du sollst den Stahl in Feindes Ketzen tauchen;  
Früh auf, mein Volk! — Die Flammzeichen rauden,  
Die Saat ist reif; ihr Schmittet, zaudert nicht!  
Das höchste Heil, das letzte, liegt im Schwerte!  
Drück' dir den Speer ins treue Herz hinein,  
Der Freiheit eine Waise! — Wachs' die Erde,  
Dein deutsches Land, mit deinem Mute rein!“ u. f. w.

Ebenfalls eine Perle in dem Gollus „Leier und Schwert“ ist das „Gebet während der Schlacht“:

„Vater, ich rufe dich!  
Brüllend umwölft mich der Dampf der Geschütze,  
Sprühend umzuden mich rasselnde Blise;  
Leiser der Schlachten, ich rufe dich!  
Vater du, führe mich!

Vater du, führe mich!  
Füh' mich zum Siege, füh' mich zum Tode:  
Herr, ich erkenne deine Gebote;  
Herr, wie du willst, so führe mich.  
Gott, ich erkenne dich!

Gott, ich erkenne dich!  
So im herblichen Mauseu der Blätter,  
Als im Schlachten donnerwetter,  
Irauell der Gnade, erkenne' ich dich.  
Vater du, segne mich!

Vater du, segne mich!  
In deine Hand befehl' ich mein Leben,  
Du kennst es nehmen, du hast es gegeben;  
Zum Leben, zum Sterben segne mich.  
Vater, ich preise dich!

Vater, ich preise dich!  
'S ist ja kein Kampf für die Güter der Erde;  
Das Heiligste schülen wir mit dem Schwerte:  
Drum, fallend, und segnend, prei' ich dich,  
Gott, dir ergeb' ich mich!

Gott, dir ergeb' ich mich!  
Wenn mich die Donner des Todes begrüßen,  
Wenn meine Aemern geöffnet stehen:  
Dir, mein Gott, dir, ergeb' ich mich!  
Vater, ich rufe dich!

Selten hat wohl menschlichliches Gottvertrauen, Ergebenheit in den Willen des Höchsten einen ruhrender und erhabeneren Ausdruck gefunden, als in diesem Gebete. Jeder Gedante wurde in jenen Tagen dem Dichter zum Liebe; ja, als er nach dem Gefechte bei Kissen „schwer verwundet und hilflos in einem Solze lag und zu sterben meinte“, sang er noch:

„Die Wunde brennt; — die bleichen Lippen beben. —  
Ich fühl's an meines Herzens mattern Schlage,  
Hier steh' ich an den Martern meiner Tage —  
Gott, wie du willst! dir hab' ich mich ergeben —  
Viel goldne Bilder sah ich um mich schweben:  
Das schöne Traumbild wird zur Totenlage. —  
Mut, Mut! — Was ich so treu im Herzen trage,  
Das muß ja doch dort ewig mit mir leben! —  
Und was ich hier als Heiligtum erkannte,  
Wofür ich rath und jugendlich entbrannte.

Ob ich's nun Freiheit, ob ich's Liebe nannte:  
Als lichten Strahl ich' ich's vor mir steh'n; —  
Und wie die Sinne langsam mir vergehen,  
Trägt mich ein Hauch zu morgenroten Höhen.“

Damals bewahrte ihn das Schicksal noch zu größeren Thaten, mit neuer Liebe wandte er sich seinem Korps zu und besang es in dem feurigen Liebe „Lützows wilde Jagd“:

„Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?  
Hör's näher und näher dräuen.  
Es zieht sich herunter in düstern Reih'n,  
Und gellende Hörner schallen darein.  
Und erfüllen die Seele mit Grauen.  
Und wenn ihr die schwarzen Gezellen fragt,  
Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd.“ u. f. w.

Mehr aber, als alle anderen Gesänge ist das Lied Volks Eigentum geworden, welches Körner wenige Stunden vor seinem Tode schrieb, das schon erwähnte „Schwertlied“:

„Du Schwert an meiner Hüften,  
Was soll dein heitres Blitzen?  
Schau' mich so freundlich an,  
Hab' meine Freunde dran.  
Hurrah!

Mich trägt ein wacker Reiter,  
Drum blid' ich auch so heiter,  
Mir freien Mannes Wehr;  
Das freut dein Schwert sehr.  
Hurrah!

Ja, gutes Schwert, frei bin ich,  
Und liebe dich herzlich.  
Als wärst du mir getraut,  
Als eine liebe Braut.  
Hurrah!

Und zum Schluß heißt es:

Wohlauf, ihr festen Streiter,  
Wohlauf, ihr deutschen Reiter!  
Wird euch das Herz nicht warm?  
Nehmt's Liebchen in den Arm.  
Hurrah!

Erst that es an der Hüften  
Nur ganz verhoffen blitzen;  
Doch an die Rechte traut  
Gott sichtbarlich die Braut.  
Hurrah!

Drum drückt den liebebeihen  
Bräutlichen Mund von Gifen  
An eure Lippen fest,  
Glück! wer die Braut verläßt!  
Hurrah!

Nun laßt das Liebchen singen,  
Daß helle Funken springen!  
Der Hochzeitmorgen graut. —  
Hurrah, du Gifenbraut!  
Hurrah!

Und so, die Brust von Mute geschwellt, das treue Schwert hoch in der Rechten, sprengte der Jüngling, ein zweiter Tyrtaos in den Kampf, um sein edles Leben auszuhauchen. Er kam, er siegte und er starb, kann man von ihm sagen, aber sein kurzes Dasein war reich an Glück, reich an Liebe, ihm war es vergönnt, mitzukämpfen für unseres neuen deutschen Reiches Kraft und Herrlichkeit!

Darum trauern wir nicht um ihn, aber wir werden ihm stänze ewig grünen Lorbeers und wissen, daß sein Name leben wird, so lang noch deutsche Herzen glähen! Segnet sei sein Andenken!



## Zur Naturgeschichte vieler Tenoristen.

Ein warnendes Wort.

**W**ir leben in der Zeit der Eisenbahnen, der Monumente, der Kontraktbrücke, der Villengemeinschaften, der Musikfeste, der Ambrosien und — eines enormen Tenoristenmangels. Dieser Mangel erzeugt Ueberfluth an untergeordneten Organen, die in der Dornenwelt dominieren; er erzeugt Ueberhäufung, Arroganz und

verhältnismäßig Ansprüche, erzeugt tausenderlei Störungen und Lücken im Gebiete der Tonkunst, bildet Parteien, Fraktionen und wirft der Kritik einen ewigen Fehdehandschuh hin. Wir heben ihn auf, und der erste Streich, den wir führen, dringt tief ins Herz der Wahrheit. Herr A. z. B. könnte ruhig sein Fleisches schmauchen im väterlichen Hause bis an sein frühliches Ende, er könnte sein Liebdchen singen zur eigenen Herzerhebung und Freude seiner Nachbarn. Aber der erste Ton, den man von ihm hört, wird auch gleich zum Schwanenliede seines selbst und zukünftigen Bürgerglücks. A. hört ihn, ist entzückt und holt C. und D. zu Zeugen herbei. A. muß sein Liebdchen wiederholen; die Auditoren reimen davon, wie besessen und wie ein Heidebrand verbreitet sich die Geschichte von Herrn A. — Mein Gott, heißt es, welch ein Glück wird er machen! Wie? Hat er den Stein der Weisen gefunden oder nimmt ihn eine reiche Frau? oder hat er eine brillante Anstellung gefunden? — Er was, Anstellung! A. braucht keine Anstellung; er wird sich bald selbst anstellen und das — bumm genug. Kurz, A. hat eine Tenorsstimme. „Da müssen Sie zum Theater gehen,“ heißt es nun überall, „und das schleunigst, ehe Sie wieder zur Besinnung kommen!“ — Von der Stunde an wird A. verwirrt. Sein ehrsüchtiges und genüßliches Gewerbe stellt ihn an — er geht bei Tag herum wie ein Nachtwandler, träumt von Glanz, Ruhm, Lorbeer und Schätzen, einem glänzenden Leben, von Aufstern und Partetten und es dauert nicht lang, so befehlt ihm Herr C. — Welche Ehre, Herr Musikdirektor! — A. wird also examiniert, in wenigen Minuten ist alles abgethan. C. ist entzückt von der Wunderstimme. „Zum Theater, zum Theater, Freundschaft!“ ruft er außer sich und kühlt ihn. — „Schade wohl,“ heißt es mit fottelierter Bescheidenheit, „aber ich kenne noch keine Note.“ — „Was Noten!“ meint C. „Papalien! Die Vergehen und Nachtigallen kennen auch keine und haben doch das größte Publikum. Sie haben unter den hundert Erfordernissen, woraus die Nachtschall hervorgehen, neunundneunzig, d. h. Stimme, das fehlende geben die Bretter. Ich drücke Sie aus, und es soll Ihnen kein Mensch anhören, daß sie noch vor vier Wochen ein rohes Ei waren.“

Der Kontrakt wird abgeschlossen und nach den Grundsätzen der modernen Schule aufgesetzt, betritt der Gliebermann den Barnab. Die humane Kritik hat gebrüderweise eine allgemeine Spannung vorbereitet, und es konnte also nicht fehlen, daß jeder armseliche Ton, jeder eingetragene Schrei, daß jedes affektirte Melisma die Woge waren, worauf die Beifallsdonner brüllten. Was zum geistigen Leben führen soll, führt zum geistigen Todschlag. Vox populi, vox Dei! O du mißverständlicher Bruch! „Hat mir nicht dieses ganze Volk entgegengejubelt?“ räsioniert A., den Kopf schon höher tragend. „Also bin ich auch ein Verurtheilter, bin Sängler di grace cartello!“

Kraft dieses Keimwunders nun und des Hönigstiges der Journale — denn Rezensionen sind das Einzige, was A. vom Markt liebt — zerren ihn Theaterverhältnisse und Egoismus von einer Grandcaso-Partie zur andern. Der Kampf mit der eigenen Unbehilflichkeit währt aber nur eine Zeit lange und die Erinnungen schlummern nicht ewig. Das Publikum wird endlich müde, nur Stimme und nichts als Stimme zu hören und darauf immer neue vergebliche Hoffnung zu bauen, seine Protoktoren, besänftigt leerer Stroh zu dreihen. Jedermann kommt doch schließlich dahinter, daß Herr A. das hundertste Ingredienz fehlt: Talent, Gedacht, Gefühl, Herz, Gemüth, Geist, oder wie wir das belebende Prinzip nennen wollen. — Um nun die Orientierung voll zu machen, kommt ein Bühnen-Veteran daher, der meint es gut mit dem bethörrten Geldtenor und gibt ihm den sachgemäßen Rat, von der begonnenen Bahn abzuweichen und neue eingehende Studien nachzugehen. Und der alte Pratitler verstand die Sache, er hatte als Knabe schon Wachs Motetten vor den Häusern mitgeteilt, war bereits durch und durch musikalisch, als er, ein schüchtern, wenig begabter Jüngling der Bühne von der Wite auf diente — erst Lantzenträger, dann Ritter wurde — er wurde auf den Brettern goldweisz zum Kieien, allein, durch Protection der imwohnenden Kraft. Seine Prinzipien, ihm ins Blut getreten, zerichmolzen mit seiner tiefsten Empfindung. A. aber hatte angefangen, wo jener aufhörte. Seine erste Rolle war sein Testament, seine letzte sein Taufschrein. Allein, wer wird Sklave sein wollen, wo man König sein kann? Wieder von vorne anfangen, fühlte sich A. zu stolz. Das falsche Klappergold flehte bereits an seiner Seele fest, und mit Aufgeböhr aller Kräfte flog er von Forum zu Forum, flog immer weiter und rascher, um das Walhalla zu juchen, wo

Lindaut und Rabale ihn nicht verfolgten. Unsonst! Er stoch seinen eigenen Schatten und vergaß den unsichtbaren Geist der ewigen Wahrheit, der vor ihm herzog. — Nun endlich verließ den Armen sein Mut, denn — seine Stimme verließ ihn. Sie wurde, ehe er es ahnte, das notwendig fröhe Opfer geselbster Entwicklung, und andere Stützpunkte hatte er ja nicht. Die Verzweiflung, der Krampf der Anstrengung ward zum galoppierenden Tode für seine so mutvoll begonnene Laufbahn; und das Ende vom Liede? . . . Der junge Gott wurde ein alter Kollektant.



## Blumen der Musik.

Schuppenblatt  
von  
Elise Polko.

Der Musik treibt, aus voller begeisterter Seele, der muß auch die Blumen lieben und pflegen, zwischen Blumen und Tönen besteht eben ein geheimnisvoller Zusammenhang.

Was wäre die Erde ohne die Blumen mit ihrem Glanz und ihrem Auf: „Freue dich unserer Schönheit!“ Es gibt ja keinen Weg auf Berg und Thal, wo sie uns nicht entgegenreten, um tröstend zu flüstern:

„Wir sind bei dir!  
Bist nicht verarmt, bist nicht allein!“

Jeder gute Mensch liebt die Blumen und behandelt sie als seine treuen Lebensgefährten. Unsere Freunde wie unsere Trauerfeste sind unwidrig ohne ihren Schmuck, und wenn niemand mehr an uns denkt, da draußen auf dem stillen Friedhofe, die Blumen, denken an den, der da unten schläft und erzählen von ihm. Dort eben offenbart sich die Verbindung der Natur mit der entzückenden Menschengeist — für den, der sehen lernte. — Da schlief ein Kind, — die Mutter starb längst vor Schlußschweiß, — der Vater wanderte aus, und liegt weit in fremden Landen begraben, — wer weiß noch etwas von dem frühlichen Verzeusfieblich mit den lachenden Augen? Der Denkfleisch ist zerbröckelt, aber eine Haiselstaube breitet ihre Zweige aus, über den kleinen Hügel, und trägt in jedem Frühlings das lustige Spielzeug der schimmernden Mädchen herbei, — wer sie dorthin gepflanzt, weiß niemand. Und lebte kein Sohn, keine Tochter mehr, die Gräber eines Vaters, einer treuen Mutter zu schmücken, — Epheuranfen und Bergheimeinnicht kommen von selbst herbei auf leichten Füßen, und bedecken den eingestunkenen Hügel. Wo ein vergessener Tapferer nach heißen Kämpfe anruht, dem keiner mehr dankt für das Opfer seines Lebens, — da blüht allmählich der Mittersporn und Giesenhut und die Schwertlilie auf. — Himmelschlüssel und Schneeglöckchen stehen neben der Aueheltäste eines jungen Mädchens, von dessen Lieblichkeit längst kein Mund mehr redet, und wer könnte die Hand bezeichnen, die sie dorthin trägt, jahraus jahrein? — Und nun gar die Dichtergräber und die letzten Aufblätter der Musiker! Da breiten sich duftende Deeken aus und grüne Blätter, blühendste Lebensfülle, das geheimnisvolle Zeichen der Auferstehung; — denn zwischen diesen Auehenden und den Blumen gehen nun einmal, ich glaube es fest, im Leben und im Sterben goldene wunderbare Fäden hin und her. —

Wo gäbe es aber auch einen unserer großen und kleinen Meister im Reiche der Töne, dessen Hand nicht um die Worte mit den Dichtern nach den Blumen gegriffen hätte um sie zu besingen — nämlich nach jenen Versen, die von dem Zauber und dem Trost der Blumen reden?

Aus dem Leben und Schaffen eines jeden von ihnen weht Blumenluft zu uns herüber. — Steht nicht Vater Bach, mit seinen ersten großartigen Schöpfungen, gleichsam unter dem Zeichen der Lilie? Finden wir auch bei ihm keine Blumenworte — so fühlen wir doch, daß z. B. jene sonnige, jubelvolle Arie aus seiner Pfingstkantate:

„Mein gläubiges Herze  
Frohlocke, sing', scherze,“

nur entstanden sein kann, während die Fenster seiner Arbeitsstube, in dem alten Kantorhause auf dem Thomaskirchhof in Leipzig, weit offen standen, um den Linderblütenhauch einzulassen, zugleich mit den Sonnenstrahlen? — Und den heitern Tanzweisen und Inventionen merkt man doch den Schritt des Spaziergägers vor den Thoren der Lindenstadt an, — wo Sebastian Bach sich so gern „erlusterte“, nach strenger Arbeit, und nicht selten wie einer seiner alten Biographen erzählt, ein „Erzählchen“ mit heimbrachte. —

Daß Handel es liebte im Freien sich zu ergehen, wissen wir — er konnte sogar Zeit und Stunde der Proben vergessen im Umherwandern unter blühenden Bäumen, im Dahinwischen über Wiesen, und stundenlang ging er in den Parkwegen in London auf und nieder. Die edle Arie: „Verdi prati“, die Johanna Bachmann-Wagner einst so gern und unvergleichlich schön sang — ist durchdrönd von Schnüch nach dem irischen Grün von Wald und Fluß. — Und die schöne Faustina Halle, wenn sie ihm mit ihrer wunderbaren Stimme etwas vorsang, während ihrer Triumphe in der englischen Hauptstadt, hat gar manche seltene Blüte, manchen kostbaren Strauß aus seinen Händen empfangen.

Und Joseph Haydn? — Können wir uns das freudliche Antlitz dessen, der uns die „Schöpfung“ und die „Jahreszeiten“ geschenkt, anders denken, als in einem Rahmen frischer Frühlingsblumen, und jenem Grün, aus dem für alle „Wunden“ „Heil“ spricht?

„Komm holder Lenz“ —

so sang ein Herz, das sich an dem Zauber der Blumen und Wälden wieder und immer wieder bezauberte, und jene geeignete Zeit nie erwarten konnte wo:

„Froh der Ketzermann“

Samen austretend, dem Pfluge „Nötend“ nachschreitet. Weicher Gluck war nirgends glücklicher als in seinem Gartenhause, — und dort schrieb er denn auch eine Melodie nieder, die wie ein Waldbloumenstrauch erscheint, gepflückt neben einem marmeladen Waldbwasser:

„Einen Bach der fließt  
Und sich ergießt  
Sankt wie Zephyr rauschend,  
Nymphen belauschend,  
Der sich schlängelt und lenkt,  
Blumen und Wälden trinkt,  
Menschen Erquickung schenkt.“ —  
(Wälder von Welska.)

Man versichert von dem berühmten Wiener Hofkapellmeister, daß er stets ein paar Blumen und grüne Blätter auf seinem Klavier haben mußte, weil er sonst nicht spielen zu können behauptete. — Und daß er sich eine schöne, tanzende Frauentanzgestalt aus nicht anders zu denken vermochte, als im Schmuck frischer Blumen, das merkt man jener reizenden, schalkhaften Gavotte an, die Klara Schumann mit besonderer Liebe zu spielen pflegt. Die Tänzerin trägt ohne alle Frage dunkelrote Wälden an der Brust, — Gluck's Lieblichblumen. — Wer aber überdönd nicht fast atembrechender frischer Weichenduft bei dem Namen unseres geliebten Wolfgang Amadeus Mozart?

„Ein Weichgen auf der Wäde stand

„In sich gebüht und unbekannt“ —

Kennt jemand auf Erden ein „herzigeres“? — Wie soll das „Wolfgangler!“ als Knabe heimgeführt sein von einem Spaziergange, ohne eine handvoll Blumen — waren sie auch noch so einfach — für seine Schwester, für die Mutter, den Vater, oder wer sie sonst immer haben wollte. Und unzertrennlich von dem kleinen regellosen Strauß war dann die bekannte Frage der Augen und Lippen:

„Hast du mich lieb?“ —

Damals mag wohl mancher scherzend die Frage beantwortet haben mit einem lachenden, halberzwungenen „Ja!“ — Wir aber antworten im tiefsten Ernst aus vollem Herzen, wenn uns aus Mozarts Musik diese Frage entgegenkömt: „Wir haben dich lieb, so lange wir atmen, und denken dein, wo irgend jemals!“

„Ein Weichgen auf der Wäde stand —“

Man hat bekanntlich das Grab Mozarts nicht wieder zu finden vermocht, auf den Wiener Friedhöfen — ich glaube, wenn man dort nach Weichgen gesucht hätte, man würde es entdeckt haben, denn die hatten bestimmt treue Wächt an jener gewählten Stelle. —

Gefallen Hauptes wandert Ludwig van Beethoven an uns vorüber:



„Im Frühlingsgarten  
Wilt vom lieblichen Raublicht umflossen,  
Das durch wankende Blütenweige zittert — —“

Wir schauen ihm voll scheuer Ehrfurcht nach,  
und doch fühlen wir, daß seine Augen liebevoll an  
den Blumen hängen, daß dies große Herz die Herr-  
lichkeit und Erhabenheit der Schöpfung, die Schön-  
heit der Erde — im weitesten Sinne des Wortes —  
empfand und wie keiner sie tiefer zu empfinden vermochte.  
Wer hätte das Goethe-Motiv heller in Tönen zu  
jubeln vermocht als er?!

„Wie herrlich leuchtet mir die Natur,  
Wie glänzt die Sonne wie lacht die Flur. —  
Es dringen Blüten aus jedem Zweig  
Und tausend Stimmen aus dem Gesträuch —  
Und Freud und Wonne aus jeder Brust:  
O Erd', o Sonne, o Glück, o Lust!“ —

Er gab uns ja auch eine Pastoral-Symphonie —  
diesen Jannus auf das Leben in und mit der Natur. —  
Es ist gewiß: die Blumenangen schauten tröstend  
auch in das einsame stillster-Dasein dieses Tonhervors.  
Da wider Einer mit frohen Augen einen un-  
verwackeligen: „schönen grünen Jungferntanz“:

„Mit weichenblauer Seide —“

Karl Maria von Weber. Er streift mit  
frischen Sinnen im Walde umher und schaut auch ge-  
legentlich dem Schneeglöckchen zu, — das eben sein  
Köpfchen hebt:

„Was bricht hervor wie Blütenweiß  
Aus harren Winters Schnee und Eis?“ —

Deutsche Romantik: — Blumen und Grün,  
Sonn und Klang, stille Gärten, dunkle Wälder — —  
wer könnte sie trennen?

„Die Blum' im Taue spricht:

„Wein sie verriet dich nicht — —“

singt leise und süß auch Gipsanthie. —

Zu der Lössung bei Dresden, so erzählte mir ein  
alter Mann, geht von Lippe zu Lippe die Sage von  
dem Komponisten des Freischütz, wie er auf seinen  
Streitjügen in den Bergen, so oft im stillen Kampf  
vor den wilden Erdbecroblungen gestanden, die er so  
gern gepflügt, weil er sie ganz besonders liebte.  
Und dennoch hat man ihn oft sagen hören: „bleibt  
stehen in Frieden, — im Spätsommer, da bring' ich  
auch meine Jungen, die mögen sich dann nach euren  
Beeren blicken. Sie werden sich keinen Augenblick  
bedenken, macht euch nur darauf gefaßt!“ —

Wo duftet der Flieder wohl berauschender als  
vor dem Hause des Hans Sachs in Wagners  
Meisterfingern, — und wo erklingt ein heiterer Maien-  
gruß als im Liebe des Hirtens in seinem Tannhäuser:

„Der Mai ist da,  
Der liebe Mai!“

Meister Spohrs leider längst vergessene Oper  
„Zemire und Azor“ dagegen ist wie in Rosenluft  
getaucht, und wie verlockend leuchtet der „Selam“  
in schönen Frauenhänden, in seiner Jossonda,

„Der in glüh'nden Farben spricht:  
Sie vergaß dich nicht!“

Jenes berühmte auch schon beiseite gelegte Lied,  
das Rosenpreislied,

„Rose wie bist du  
Reizend und mild“ — —

Konnte nur Einer so seelenvoll singen, der, in seinem  
schmucken Garten in Kassel, jahraus jahrein die  
herrlichsten, weit und breit bekannten Rosen zu ziehen  
verstand, und mit Augensaugen behütete! Nur für  
seine geliebte Lebensgefährtin schnitt der damalige  
König der Geiger und Hofkapellmeister, dann und  
wann vorzüglich eine Blüte, niemand sonst wurde be-  
schenkt — nicht einmal sein Lieblingshändler der nach-  
malige Kantor der Leipziger Thomasschule, der ge-  
lehrte Kontrapunktist: Moritz Hauptmann. —

Gar viele Rosenlieder sangen und singen bis  
zur Stunde unsere Vorkomponisten fort und fort —  
wer könnte alle Namen hier nennen.

Wer lieh sich nicht begaubern von unsers unver-  
gleichlichen Franz Schuberts:

„Sah ein Knab ein Mädchen stehn,  
Näseln auf der Heiden — —“

und wie duftet Schumanns:

„Ich sende einen Gruß, wie Duft der Rosen,  
Ich send ihn an ein Rosenangeht — —“

und wunderbar reizvoll sind die drei, noch immer nicht  
genug bekannten, Rosenlieder von Robert Franz:

„Es hat die Rose sich beklagt,  
Daß allzufrüh ihr Duft verwehe“ —

Das schallhafte:

„In dem Dornbusch blüht ein Mädchen“

wie das tieftraurige:

„Und die Rosen die prangen,  
Draüber hin fährt der Wind — —“

Ergreifend wirkt das Lied von Johannes Brahms:  
„Rosen brach ich nachts mir im dunkeln Hage —“  
Marschner — Löwe — Reinecke — Jensen — Bücker  
— Kleffel, Giller, Ritz — — sie alle komponierten  
Blumenlieder, — und Louis Ehler sang auch  
die Cyane, die blaue Kornblume, die geweihte Lieb-  
lingsblume unseres heimgegangenen Kaisers Wilhelm.  
Geheimnisvoller Klang aber umgibt jene Wunder-  
blüte die, in einer mondhellsten Frühlingsnacht auf  
dem Wasserspiegel vorübergleitend, Robert Schu-  
mann in Tönen malt:

„Die Lotusblume ängstigt  
Sich vor der Sonne Pracht — —“

und einen Blumenkultus zarter Art enthüllt uns  
sein unvergleichliches:

„Du bist wie eine Blume  
So schön, so rein und hold — —“

Welch eine heisse Sehnsucht — — — — —  
welch ein süßer Trost  
lebt in Weitem:

„Du junges Grün, du frisches Gras —  
Wie manches Herz durch dich genas. — —“

Über einen ganzen Frühling bringt uns die  
Ueberfülle der Weichenslieder unserer Komponisten.  
Alle Poeten lieben und preisen von Alters her  
das Weichen, alle Musiker bringen doch mindestens  
ein Weichenlied in ihren Leben, und beide, Dichter  
wie Komponisten, schämen sich dieser Jugendblüh-  
merci, dieser Weichenliede niemals, sie sind auch die  
Lieblingsblüten unseres geliebten Kaisers Friedrich  
gewesen. — Die Weichen sind erst die wahren  
Frühlingsboten, mit ihnen sehen wir ihm selbst in  
die Augen — und welches Menschenherz vermochte  
sich jener Zeit zu verschließen, wo:

„Die blauen Tage brechen an,“

wo „die Welt in Weichen steht“ und ein „Meer von  
blauen Gedanken“ uns überflutet!

Ich denke neben dem Mozart-Weichen an das  
schlichte, reizende Duett von Friedr. Reichardt:

„Ein Weichen auf der Freie stand — —“

das wie von zwei schelmischen, fröhlichen Schäferinnen  
gesungen erscheint.

Da hat auch Ludwig Berger, der Lehrer  
Mendelssohns und Lamberts, gebrochen von dem Tode  
der geliebtesten Frau, seinem Ganges, die an seiner  
Seite in der nördlichen Meeresstadt an der Nawa, an  
dem Heimweg nach Deutschland krankte und starb, ein  
rührendes Lied gesungen:

„Von blauen Weichen war der Franz,

Der Hauch des Locken schmückte,

Als ich zum erstenmal im Tanz

Sie schüchtern an mich drückte. —

Schaut nun aus buntem Wiesenkor

Ein blaues Weichen still hervor:

Denk' ich der sel'gen Stunden! — —“

u. f. w.

Wer kennt diese hochpoetische Komposition?  
Mendelssohn brachte uns sein holdseliges „erstes“  
Weichen. — Taubert fragt in seinen herzigen Kinder-  
liedern:

„Es was blüht so heimlich

Im Sonnenstrahl“

Das sind die lieben Weichen,

Die blühen im stillen Thal — —“

Brahms umweht uns mit „Marschenduft“ in sei-  
nen Liedern, bestückt die Wiege im heimlichen Stüb-  
chen der jungen Mutter mit: „Nosen und Nägelein“,  
und wie seine Augen zu sehen verstehen, und wie  
tief sein Herz empfindet, das sagt uns in ergreifender  
Weise der Song von der: „Friedensankunft.“ —  
Und in unsern Volksliedern, erblüht da nicht  
ein ganzer Garten von Gelbweigen, Myrte und  
Thymian, von Rosmarin und Bergfarnkraut, und  
Nägelein und Tausendfüßler, Maienglocken und Him-  
melschlüssel? —

Also Blumen und Musik gehören von An-  
fang an und für alle Zeiten, zusammen — — es  
ist kein Zweifel, und somit gehört auch die Blumen-  
pflege ins deutsche Haus, wie eben die Musik.



## Es wohnet Lieb' bei Liebe.

Von Leop. von Sacher-Masoch.

Die Zigeuner spielten zum Tanz in der Königs-  
burg zu Ofen. Während sich die jungen  
Gosleute und die schönen adeligen Frauen in  
wildem Reigen drehten, saß König Ludwig II.  
an dem Fenster, das auf die Donau ging und blühte  
dünster vor sich hin. Er dachte an Sultan Soliman,  
der vor kurzen den Thron bestiegen hatte, an die  
Gefahren, welche seinem durch Partekämpfe zer-  
rissenen Reiche drohten. Im ihn standen der Palatin  
Bathory Graf Frangepan und einige andere Magnaten,  
denen das Wohl des Vaterlandes am Herzen lag.  
Sie harnten des Augenblicks, wo der König günstig  
gestimmt war sie anzuhören, und da er die Musik  
leidenschaftlich liebte, hatten sie die Zigeuner bestellt,  
um ihn durch ihre Weisen auf ihren Plan vorzu-  
bereiten. Nun icht es Zeit. Auf einen Wink  
Bathorys schwieg die Musik, die Tanzenden zogen  
sich zurück, und dann begannen die braunen Söhne der  
Heide, leise erst, dann immer kräftiger und ergreifender  
eine schwermütige ungarische Volksweise zu spielen.

Der junge König neigte gerührt das Haupt und  
in seinen Augen glänzten Thränen.

Er war eine edle Natur und ein tüchtiger Geist,  
dieser jugendliche Herrscher mit dem Bar eines ge-  
reisten Mannes, aber die ehrsüchtigen und habgierigen  
Großen hatten die verderblichsten Leidenschaften in  
ihm erregt und ließen ihn in einem Wirbel von Lust  
und Vergnügungen untergehen, um ihn zu einer  
Puppe in ihren Händen zu machen.

Während es an allen Vorkehrungen zur Ver-  
teidigung der Grenzen gegen die Türken fehlte, herrschte  
am Hofe Zügellosigkeit und Verschwendung. Ein  
Fest folgte dem anderen, Turniere, Jagd, Schachspiel,  
Tanz, Gelage dienten dazu den König von den Staats-  
geschäften abzugelenken, und den Mittelpunkt aller dieser  
Vergnügungen bildeten schöne, herrschaftliche Frauen,  
welche darin wetteiferten, den König zum Sklaven  
ihrer Kanten zu machen.

Bathory bemühte die weiche Stimmung des  
Königs, um ihn unerwartet von dem Verfall des  
Reiches, von den drohenden Gefahren einerseits, von  
dem Treiben an seinem Hofe andererseits zu sprechen  
und drang mit den anderen Vaterlandsfreunden in  
ihn, endlich seine Vermählung mit Maria von Oester-  
reich zu vollziehen, mit der er schon als Kind ver-  
lobt worden war.

Sie hofften durch diese Verbindung den König  
allen schädlichen Einflüssen zu entziehen und auch  
Hilfe von den Brüdern Marias, dem Kaiser Karl V.  
und Erzherzog Ferdinand zu erlangen.

Ludwig zeigte sich geneigt auf ihre Wünsche ein-  
zugehen.

„Ist sie schön?“ fragte er.

Bathory zog ein Miniaturbild der Erzherzogin  
hervor und zeigte es ihm.

Der König betrachtete es lange und verbarg es  
dann an seiner Brust.

„Liebt sie Jagd und Turniere?“ fragte er weiter.

„Sie gilt als die kühnste Reiterin,“ erwiderte  
der Palatin.

„Und liebt sie auch die Musik?“

„Es ist die Kunst, in der sie am meisten glänzt,“

sagte Frangepan.

Der König stand auf und rief: „So soll es  
denn sein, reist unverzüglich nach Linz zu dem Erzherzog  
und betreibt die Sache. Ich bin dieses Lebens müde.“

Noch in demselben Jahre fand die Vermählung  
König Ludwigs von Ungarn mit Maria und des  
Erzherzogs Ferdinand mit Anna, der Schwester  
Ludwigs in Linz durch Prokuration statt. Dann  
reiste die junge Königin zu Schiff bis Kremsburg und  
von dort, von einem zahlreichen und prächtigen  
Bandum ungarischer Adeltiger begleitet zu Land bis  
Ofen, vor dessen Thoren sie Ludwig II. empfing.

Beide waren erst siebzehn Jahre alt und beide  
von stolzer königlicher Schönheit. Der erste Blick  
entschied für das Leben. Sie liebten sich und zwar  
mit einer Leidenschaft und Treue, welche fast ohne  
Beispiel war. Maria wurde der gute Engel ihres

Gemahls, aber ein Engel mit dem feurigen Schwerte, denn die Befehl ebenbürtig Geist und Kraft als Anmut und Reize.

Das Beilager wurde mit großem Pomp gefeiert, ein Fest löste das andere ab, aber die jungen Gatten atmeten auf, als alles zu Ende war und sie sich für einige Wochen nach dem schönen Schlosse Wieselgraben an der Donau zurückziehen konnten, um fern dem Hofe, ja der Welt, ganz nur ihrer Liebe und ihren Reigungen leben zu können.

Es spielte sich hier eine königliche Idylle, aber freilich im Geiste jener Zeit und ihren Sitten gemäß ab, und die junge Königin benutzte die erwünschte Gelegenheit, um alle ihre Talente und Reize zu entfalten und den leidenschaftlichen Jagellonen ihren Einfluß vollständig unterthan zu machen. Die schöne, königliche Amazone ritt mit ihrem ritterlichen Gemahl um die Wette, sie jagte mit ihm den Reiter und hetzte Füchse und Hirsche; im Saal des stolzen Jagellschlusses zeigte sie ihre Anmut bei dem damals so sehr gepflegten Ballspiel. Vor allem bezauberte sie aber den König durch ihr Spiel auf dem Klavier und ihren Gesang, den sie geschickt auf der Laute zu begleiten verstand.

Die Natur hatte sie mit einer herrlichen Altstimme beschenkt, welche ein venezianischer Gesandter in seinem Berichte an den Dogen mit einer Orgel vergleicht. Ein italienischer Meister hatte sie in der Musik und im Gesange ausgebildet.

Als der König sie das erste Mal singen hörte, wurde er vollständig von ihr bewogen. Er hatte mit dem Palatin und dem Schatzmeister beraten und kehrte früher als Maria ihn erwartet hatte zurück. Im Gange draußen hörte er plötzlich ihren Gesang und blieb stehen, um demselben zu lauschen. Als er endlich eintrat, sah die Königin, die Laute im Arm, beim Fenster, vom Sonnenlicht in eine milde Glorie getaucht und sang ein deutsches Lied, das damals sehr beliebt war: „Es wohnet Lieb' bei Liebe.“

Der König warf sich ihr plötzlich zu Füßen und als er ihre Hände mit Küßen bedeckte, weinte er sie zugleich mit seinen Thränen.

Die Idylle wurde in beschleunigtem Maße in der Burg zu Offen fortgesetzt. Maria liebte die Wissenschaften und Künste, sie beschäftigte sich ebenso sehr mit den alten Meistern, als sie lebhaft an dem geistigen Kampf ihrer Zeit teilnahm. Sie hatte eine kostbare Sammlung von Büchern und Handschriften mitgebracht und fand in der Offener Burg die Reste der berühmten Bibliothek des Mathias Corvinus. In ihren freien Stunden las sie dem Könige vor, aus Virgil oder Ovid, aus Dante und andern.

In Offen gefiel sich Maria ausnehmend gut. Die Stadt war vollkommen deutsch, und ein großer Teil der Bürger hatte sich Luthers Lehre zugewendet, mit welcher Maria ebenfalls sympathisierte als ihre Brüder sie bekämpften.

Es geschah, daß der ungarische Landtag ein Gesetz beschloß, der König möge alle Lutherauer Köpfe lassen und ihre Güter einziehen, ein Gesetz, das allerdings niemals ausgeführt wurde, und zu gleicher Zeit war der Hofprediger Marias ein Lutherauer, ihre vornehmsten deutschen Diener huldigten der neuen Lehre, und die geistvolle, freisinnige Königin selbst las mit ihrem Gemahl die Bibel und sang die Kirchenlieder Luthers.

Daß dieser eine solche Anhängerin hoch zu schätzen verstand, ist sehr begreiflich. Er lenkte ihre gelehrte Episteln und geistliche Gesänge und widmete ihr sogar ein Buch.

Während sie aber mitten in der großen Bewegung der Geister stand, welche den Anfang einer neuen Zeit verheißt, und mit ihrem Gemahl schöne, durch Kunst, Dichtung und Musik verherrlichte Stunden heimlichsten Liebesglückes genoß, verlor sie niemals ihre eigentliche Aufgabe aus dem Auge.

Sie bot ihren ganzen Einfluß, alle ihre Klugheit und Energie auf, um Ungarn vor dem Untergang zu bewahren, um ihrem Gemahl die durch äußere und innere Feinde bedrohte Krone zu retten.

„Diese Frau hat den Geist und den Mut von zwanzig Männern.“ schrieb der päpstliche Legat nach Rom.

Sie schien über alle Hindernisse zu siegen, als gelang ihr, eine große Partei des Adels um sich zu sammeln; der Papst und Venedig, endlich auch das Deutsche Reich vertrugen Solbaten und Subsidien zu dem unvermeidlichen Kampfe gegen den Sultan.

Als dieser Behrainschaulich als Gesandten nach Offen schickte, um Tribut zu verlangen, eigentlich aber um die Lage des Reiches auszufragen und mit den Ungarischen Verbindungen anzuknüpfen, war Maria sofort entschlossen, das demütigende Ansuchen Solimans entschieden zurückzuweisen.

Der König empfing den Türken im Thronsaal, umgeben von den Großen des Reiches. An seiner Seite saß die Königin Maria stolz und schön in Purpurmant und Hermelin geleidet.

Nachdem Behrainschaulich gesprochen hatte, senkte der König das Haupt und da er zu überlegen schien, wagte auch keiner von den Räten zu sprechen. Da erhob sich die junge Königin und rief: „Dies unsere Antwort Deinem Herrn, wie wir Dich zum Schmel unserer Füße machen, so soll er uns seinen Nacken darbieten, wenn wir ihn verschonen sollen.“

Auf ihren Wink egriffen die Leibwächter den Gesandten, banden ihm Hände und Füße und legten ihn vor der Königin nieder, welche ihm nach orientalischer Sitte den Fuß auf den Nacken setzte.

Dann wurde er in den Turm geworfen. Als nach einiger Zeit durch Vermittelung des Boiwoden von Siebenbürgen einbroches Schreiben des Sultans eintraf, ließ Maria dessen Gesandten in einen Saal nähern und in die Donau werfen. Sie selbst wohnte der Ausführung ihres grausamen Befehls bei und begleitete den Fall des Unglücklichen in das Wasser mit einem lauten Lachen.

Nach dies war im Geiste der Zeit. Man war damals nicht sonderlich gefühlvoll, und die schöne Königin von Ungarn hatte mit einem Muselman nicht mehr Erbarmen als mit einem jungen Hunde. Winkte sie doch, wie barbarisch die Türken ihre Glaubensgenossen in der Sklaverei behandelten.

Die Folge dieser stolzen Zurückweisung der türkischen Annahmungen war die Kriegserklärung Solimans. Er drang an der Spitze eines Heeres von 300 000 Mann gegen Ungarn vor. König und Königin wetteiferten hier ihr Volk zu den Waffen zu rufen, aber der Adel kam nur zögernd herbei, und auch die Hilfsvölker trafen nur langsam ein. Maria wollte an der Seite ihres geliebten Gatten in das Feld ziehen, aber sie gab seinen Bitten nach und begnügte sich damit, ihn eine Strecke zu begleiten. Dann kehrte sie nach Offen zurück.

Als im ungarischen Lager der Anmarsch der Türken zugleich aber auch das Anrücken der Siebenbürger, Böhmen und einiger Bundesgenossen gemeldet wurde, waren im Kriegsrat die Stimmen geteilt. Ludwig und einige kriegserfahrene Große wollten den beträchtlichen Zug erst abwarten, die Mehrzahl stimmte aber für eine Schlacht, die verbündeten Magyaren wollten Sieg und Ehre nicht mit den Fremden teilen.

So geschah es, daß bei Mohacz nicht ganz 30 000 Ungarn den Kampf gegen die schmachvolle Uebermacht aufnahmen. In wenigen Stunden war das ungarische Heer vernichtet.

Ludwig II. war als Held gefallen.

Als die Nachricht in Offen eintraf, sank Maria ohnmächtig zu Boden. Man fürchtete für ihr Leben. Doch sie fachte sich bald angesichts der schrecklichen Gefahr und eilte nach Preßburg an die österreichische Grenze. Während die Türken Ungarn plünderten, betrieb Maria hier, da ihre Ehe kinderlos geblieben war, die Wahl ihres Bruders des Erzherzogs Ferdinand zum König von Ungarn und Böhmen. Erst nachdem sie diese beiden Reiche ihrem Hause erobert und gesichert hatte, zog sie sich nach Linz zurück, um hier ganz nur der Erinnerung an ihren geliebten König und der Trauer um ihn zu leben.

Ihr Schicksal fand in ganz Europa Teilnahme. Luther sendete ihr ein Beileidschreiben, Erasmus schrieb für sie sein Buch „Von der Witwe“. In Deutschland entstand ein Volkslied von König Ludwig und Maria und von der Schlacht bei Mohacz, das nach der Lieblingseise der unglücklichen Königin „Es wohnet Lieb' bei Liebe“ gelungen wurde.

Um ihres mangelnden Schmerzes Herr zu werden, griff die schöne junge Witwe nicht zu nützlichen Zerstreuungen, welche ihr Gefühl nur um so mehr berlekten hätten, sondern suchte Trost bei den erlesenen Gelehrten, denen sie schon so viel in ihrem Leben verdankte. Sie studierte die Klassiker, las viel in heiligen Büchern, unterhielt einen lebhaften Briefwechsel mit namhaften Gelehrten und beschäftigte sich mehr als je mit Musik, welche sie in einem Briefe an den berühmten Mediziner Manardi in Ferrara „die Arznei kranker Seelen“ nennt.

Das Witwenjahr war indes noch nicht um, als ihr Bruder der Kaiser bereits daran dachte sie wieder zu vermählen, um ihre Schönheit und ihre Geistesgaben seiner Politik wieder auf einen anderen Felde dienstbar zu machen. Zahlreiche Freier fanden sich ein, unter denen Jakob V. von Schottland von ihren Brüdern besonders begünstigt wurde.

Maria lehnte jedoch alle diese Anträge ab und erklärte, sie werde sich niemals wieder vermählen.

In diesem Augenblick erschien ein neuer Bewerber, der Pfalzgraf Friedrich, ihr Jugendfreund, an dem das Haus Habsburg ein Unrecht gutzumachen hatte.

Der Pfalzgraf hatte Marias ältere Schwester, die Infantin Eleonore geliebt und hatte bei ihr volle Gegenliebe gefunden. Es war ein wahrhaft ideales Bündnis voll poetischen Duftes, das in granitamer Weise durch die Mächtigsten der Politik zerstört wurde. Der Pfalzgraf wurde förmlich vom kaiserlichen Hof verbannt, und die unglückliche Infantin mußte mit blutendem Herzen dem großen König Emanuel von Portugal die Hand reichen.

Jetzt wendete der Pfalzgraf seine Blicke auf Maria und fand diesmal an deren Brüdern bereite Zuhörer. Maria von Ungarn kam in eine peinliche Lage. Sie wollte den Jugendfreund nicht tranken, und doch konnte sie sich nicht entschließen, dem toten Gatten die Treue zu brechen. Indem sie sich bemühte, den Pfalzgraf hinzuhalten, erweckte sie ihm wider Willen Hoffnungen.

Er wurde immer dringender und bat endlich um die Erlaubnis, sie in Linz besuchen zu dürfen. Die Königin lehnte in zarter aber entschiedener Weise ab. Einige Zeit hörte sie nichts vom Pfalzgrafen, dann kam ein Brief ihres Bruders Ferdinand mit Vorwürfen. Sie dachte eben im Erker ihres Prunkgemaches sitzend, über die Abfassung einer klingen und entscheidenden Antwort nach, als sich im Hofe Gesang vernehmen ließ.

Eine schöne männliche Stimme sang die Weise, die sie so sehr liebte: „Es wohnet Lieb' bei Liebe“ und jetzt vernahm sie auch die Worte.

Es war das Lied von der Schlacht bei Mohacz. Maria öffnete das Fenster und erblickte einen jener fahrenden Sänger, welche damals, als Nachfolger der Minnelänger, die deutschen Lande durchzogen. Sie jenseite eine ihrer Frauen hinab und hieß ihn heraufkommen.

Der Sänger trat ein, beugte ein Knie vor der Königin und sang dann das Lied von ihrer Liebe und Treue, von dem blutigen Tage, wo ihr Gemahl als Held gefallen und von dem herzerzitternden Leide der Witwe.

Maria hörte stumm, den Kopf in die Hand gestützt zu, bis die Mähnung sie übermannte und sie in lautes Weinen ausbrach.

Da stürzte der Sänger zu ihren Füßen hin und riß das Barock und den saligen Bart herab.

Es war der Pfalzgraf Friedrich.

„Ihr seid es.“ sammelte Maria.

„Ja, Königin.“ rief er, „ich konnte dem Drängen meines Herzens nicht länger widerstehen. Ich wollte alles wagen, selbst Euren Zorn, um von Euch selbst die Entscheidung über mein Schicksal zu erhalten.“

„Ich zürne Euch nicht.“ sprach Maria, „aber was bebringt Ihr mich so sehr. Noch ist kein Jahr in das Land gezogen, seitdem mein König und Gemahl gestorben als ein tapferer Held und guter Christ, wie konnte ich das Herz haben an neue Liebe zu denken.“

„Ich will mich gern gebüden.“ erwiderte der Pfalzgraf noch immer auf den Knien vor ihr, „sobald Ihr mir nur Hoffnung geben wollt, und wißt Ihr mich nicht für immer ab, so werde ich doch stets Euer treuer Diener bleiben, Euer Sklave.“

„Friedrich.“ sprach die Königin ruhig und sanft, „Ihr thut mir weh, Ihr reißt an meinem Herzen. Ich bin Euch gut und wollte, ich könnte Euer Gemahl sein, ja keinen anderen möcht ich mir erwählen als Euch, wenn ich jemals wieder den Witwenkleider ablegen sollte. Aber ich will es nicht, nun und nimmermehr. Es gibt niemand, der mich meinen Gatten vergessen machen könnte.“

„So wollt Ihr Euch niemals wieder vermählen?“

„Niemals.“

Der Pfalzgraf neigte sein Haupt über ihre Hände und bedeckte sie mit Küßen, während die Königin sich tief bewegt über ihn beugte und ihre Lippen, gleich einem Sauch seine Stirn berührten.

„Wenn ich mich jemals wieder vermählen wollte.“

sagte sie leise, „nehme ich keinen als Euch. Seid Ihr damit zufrieden?“

„Ja, ich bin es zufrieden.“ erwiderte der Pfalzgraf, dann riß er sich los, nahm den Bart vor, zog das Barock in die Stirne und eilte hinaus.

Maria blickte ihm vom Fenster aus nach. Noch lange hörte sie seine schöne Stimme die schmerzlichen Weise singen: „Es wohnet Lieb' bei Liebe.“ dann verließ sie in der Ferne, wie der letzte Senfener eines Sterbenden. Die Königin sank auf ihren Sitz nieder und begann laut zu weinen.

## La Barberina.

Der Roman einer Künstlerin.

Von I. Erbad.

Das Leben selbst ist oft romantischer,  
als der phantasievolle Traum.

**V**enedig war im vorigen Jahrhundert ungefähr das, was in unseren Zeiten Paris ist: Der Sammelplatz aller derer, welche Vergnügen und Genuß suchten, sowie derjenigen, welche Ruhm und Schätze begierigen Künstler und Künstlerinnen dort zusammen, wo sie einen günstigen Schauplatz für die Entfaltung ihrer Talente fanden. Die einst so stolze Republik, die Königin der Meere, die Nebenbuhlerin der mächtigsten Mächte, war tief von ihrer königlichen Höhe hinabgesunken, trotzdem immer noch „Venezia la bella“. Die wunderbare Lage, die weiche, lichte Luft, die herrlichsten Schätze der Architektur, Malerei und Skulptur waren ihr geblieben, und sie suchte daraus ihren Nutzen und Vorteil zu ziehen.

So war denn auch der Carneval des Jahres 1750 ganz besonders glänzend und belebt. Maskenzüge in Gondeln, Feste, Konzerte und Theateraufführungen wechselten miteinander ab. Einen vorzüglichen Anziehungspunkt bot das Teatro fenico, dessen erster Stern aber in dieser Stagione ganz ausnahmsweise nicht ein Tenorist, oder eine Sängerin, sondern eine Tänzerin war, welche bei jedem Auftreten die weiten Räume des Hauses bis auf den letzten Platz mit einem enthusiastisch begeisterten Publikum füllte. In der That war Signora Giuletta Barberini — kurzweg „La Barberina“ genannt — ein wahres Wunder von jugendlicher Schönheit, hinreißender Mimik und genialer Kunst, die bei ihr wiederum wie zur Natur geworden war, da man von der Mühe und Anstrengung der Schulung an ihren Leistungen nichts zu gewahren vermochte. Sie wußte den Gehalten der damaligen mythologischen und Schäferballade eine Wahrheit und ein dramatisches Leben zu verleihen, wie nur das gottbegnadete Genie es vermag.

Die Barberina war eine jener, nur in weiten Zwischenräumen erscheinenden Meteore, wie es in unserm Jahrhundert etwa die Götzler und die Taglioni gewesen sind. Sie verbrachte alle Primadonnen der sonst sehr guten Oper, und war der glänzende Mittelpunkt nicht nur des künstlerischen Interesses, da neben ihrer Kunst auch ihre Schönheit, ihr Geist und ihre Liebenswürdigkeit ihr die allgemeinste Beliebtheit erwarben. Mit seinem Takt wußte sie jedoch jede zudringliche, ein gewisses Maß überschreitende Annäherung zurückzuweisen und genuß daher eines Rufes, den selbst die bösesten Jungen nicht anzutasten wagten. Wenn sie einem ihrer Verehrer, einem jungen Engländer, einen gewissen Vorzug vor den übrigen zu scheuten schien, so geschah dies mehr, weil sie von der Aufrichtigkeit und Lauterkeit seiner Neigung überzeugt und dankbar dafür war, als weil sie dieselbe erwidert hätte.

Der „sehr ehrenwerte“ Mr. Algernon Burghers, der einzige Sohn des reichen und stolzen Lord Burghers, füllte sein eheliches junges Herz von dem Zauber der schönen Künstlerin so tief ergreifen, daß er seinen Aufenthalt in Venedig schon weit über die ihm dafür vorgesehene Zeit verlängert hatte, ohne jedoch sein Ziel, die Hand der Barberina, erreicht zu haben.

„Signor Inglese“, sagte sie, als der schlichterne Bewerber stotzend und in großer Verwirrung seinen Antrag aussprach, „es ist eine große soddisfazione für eine povera ballerina, daß Sie mir Ihre Hand und Ihren, leider für mich unaussprechlichen Namen anbieten, und ich sage Ihnen dafür mille grazie. Aber wir sind beide noch troppo giovane. Sie müssen erst die Welt und das Leben kennen lernen, und ich, ich liebe meine Kunst zu sehr, um ihr schon entsagen zu können. Ma restiamo amici!“

Dabei reichte sie ihm mit so strahlendem Lächeln ihre schöne Hand, daß er ihr weder zu zürnen, noch sich von ihr loszureißen vermochte.

Nach ein anderer Mann in Venedig interessierte sich sehr lebhaft für die schöne Tänzerin, wenn auch sein Interesse mit seinem Herzen nichts zu thun hatte. Es war dies kein Geringerer, als der königlich preussische Gesandte bei der erlauchtesten Republik Venedig, Baron von Bahlen. Sein Herr, der große König Friedrich II., suchte für seine von ihm neu geschaffene Oper in Berlin eine möglichst ausgezeichnete erste Tänzerin, und hatte seinen Gesandten im Aus-

lande, namentlich denen in Italien, den Auftrag gegeben, ihr Augenmerk darauf zu richten.

Baron Bahlen ließ sich das wohl gesagt sein. Geling es ihm die Barberina zu gewinnen, so war er sicher, seinen Auftrag glänzend ausgeführt und die volle Anerkennung des Königs verdient zu haben.

Er wußte wohl, daß seine Aufgabe keine leicht ausführbare sein würde, und als vorsichtiger Mann sondierte er zunächst das Terrain. Er bemühte sich, die Barberina für sein Vaterland, dessen Hauptstadt und für den König zu interessieren. Das letztere gelang ihm ungeschwer, denn der Ruhm von Friedrichs Thaten hatte bereits die ganze Welt erfüllt, und die Barberina liebte, wie alle Frauen, die Helben und den Ruhm. Auch daß der große König ein Freund der Künste sei und die Musik selbst ansäße, erregte ihr lebhaftes Interesse. Aber von La Prussia, un paese freddo e barbaro — einem kalten, barbarischen Lande — und von Berlino, einer città soldatesca, vermochte der Gesandte es nicht, ihr eine gute Meinung beizubringen.

Als ihr der Baron die Vollmacht zeigte und überlegte, welche ihn ermächtigte, auf alle Bedingungen ihrerseits einzugehen, hörte sie zwar ernsthaft zu, versicherte aber, daß der Antrag zwar molto onorevole — sehr ehrenvoll — sei, daß sie ihn jedoch dankend ablehnen müsse. So mußte denn der Gesandte unverrichteter Sache abgehen.

Doch gab er die Sache noch keineswegs verloren, und beschloß, zunächst Hilfskräfte anzuwerben, indem er die Mutter der Signorina zu gewinnen suchte. Anfangs schlug diese zwar die Hände über dem Kopf zusammen, daß ihre Tochter in ein so fernes kaltes Land gehen sollte, fand aber den Kontrakt generosissimo, und noch mehr gefiel es ihr, daß ihr der Gesandte, während des Engagements der Tochter, eine Pension zusicherte.

Schließlich erklärte sie, il signor bar-vo möge nur ein wenig Geduld haben. Sie werde sehen, was sie bei ihrer Tochter auszurichten vermöge, die ja — grazie a la Madonna — noch auf ihre alte Mutter höre. Dies schien in der That der Fall zu sein, denn die Barberina zeigte allmählich immer mehr Interesse für Berlin, und ließ sich endlich bewegen, den Kontrakt, welcher sie auf drei Jahre band, und ihr, außer freier Reise, zweitausend Dukaten jährlich garantierte, wenn auch immer noch etwas bedenklich und zögernd, zu unterschreiben.

Niemand war froher als Baron Bahlen, daß er diesen glücklichen Erfolg seiner Bemühungen nach Berlin berichten konnte. Er erhielt, mit dem Ausdruck der königlichen Anerkennung, zugleich den Auftrag, alles für die Reise der Signora vorzubereiten. Endlich waren, gleichzeitig mit Schluß der Stagione, die Vorbereitungen beendet, und der Gesandte hat die schöne Künstlerin, den Tag der Abreise zu bestimmen. Mit Erlaunen und Befremden vernahm er die kühle Antwort der Signora: Sie denke gar nicht daran abzureisen, es gefalle ihr sehr gut in Venedig und sie habe durchaus keine Sehnsucht, nach Berlin zu gehen.

„Aber der Kontrakt, Signora, der Sie vom ersten April an bindet!“

„Ah, il contratto! — — Ein Stück Papier, das ich zerreiße! — Ich will überhaupt nicht nach Berlino. Ich habe mich überreißt und bin überredet worden.“

„Aber der König wird die Erfüllung des Kontraktes verlangen. Er läßt nicht zu sich scherzen.“

„Er kann seine Soldaten nicht nach Venedig schicken. Ich reise nicht.“

Umsonst blieb alles Zureden des entsetzten Gesandten. Auch an die Mutter wendete er sich diesmal vergeblich. Sie guckte die Aspheln, verdröhte die Augen und schwor, daß sie über ihre Tochter nichts vermöge, wenn dieselbe einmal ihren Kopf aufgesetzt habe.

Mit Recht vermutete der Gesandte, daß Mr. Burghers, dem es durchaus nicht gefiel, daß die Barberina nach Berlin gehen sollte, den beiden Frauen eine abschreckende Schilderung von dieser Stadt, ja von dem König selbst gemacht habe, den er einen rücksichtslosen Tyrannen nannte.

So peinlich es dem Gesandten war, so blieb ihm doch nichts anderes übrig, als über die Weigerung der Tänzerin nach Berlin zu berichten.

Er erhielt darauf den Befehl, wenn die Signora Barberini ihrer Verbindlichkeit nicht nachkommen wolle, den Befehl der Regierung der Republik Venedig in Anspruch zu nehmen.

Es geschah. — Die Regierung der erlauchtesten Republik lehnte es aber zunächst kurzweg ab, in dieser Privatangelegenheit irgend etwas zu thun.

Erst als der Gesandte ernst darauf hinwies, wie groß der Einfluß des Königs in ganz Europa und wie gefährlich es sei, ihn zum Feinde, wie vorteilhaft, ihn zum Freunde zu haben, befaß sich der wohlweisliche Rat eines anderen, und ver sprach seine Unterstützung. Es erschien daher eines Tages ein Beamter der Signoria — des Rates — und erklärte der Tänzerin, daß sie sich für den anderen Morgen bereitfertig zu machen habe. Bis dahin würden zwei Soldaten ihr Haus bewachen, um jeden Fluchtversuch zu vereiteln.

Die Barberina hörte die Erklärung stumm und bleich, aber mit prüfenden Augen an. Sie wußte, daß jeder Widerstand vergebens war und gehörte nicht zu denen, die unnütz lamentieren.

Am anderen Morgen bestieg sie, nachdem sie von ihrer laut jammernden Mutter Abschied genommen, ebenso stumm und gefaßt die Gondel, welche sie bis zum festen Lande brachte. Dort harter ihr ein bequemer Reisewagen, der, soweit das Gebiet der Republik reichte, von einer militärischen Eskorte begleitet und bewacht wurde.

Baron Bahlen hatte in einem seiner Kausleibeamten, einem ehemaligen preussischen Feldwebel, namens Webderopp, eine sehr geeignete Persönlichkeit gefunden, um als Reisesecrär und respektive Wächter der schönen Widerpenitentin zu dienen. Ihm war, außer dem Rutscher, noch ein zuverlässiger deutscher Diener beigegeben.

So setzte sich denn die Kavalkade in Bewegung. In nicht weiter Entfernung folgte derselben ein anderer Reisewagen, in welchem Mr. Algernon Burghers, treu und unentwegt, seiner Inammorata, wohnen es auch immer sei, zu folgen fest entschlossen war.

Der wadere Feldwebel war zwar darüber sehr erregt, konnte es aber ebenso wenig hindern, als daß Mr. Burghers sein Quartier stets in denselben Gasthöfen, wie die Barberina, nahm. Doch wachte er streng darüber, daß nicht die geringste Annäherung stattfand, und einen Beschützungsvertrag des Mr. Burghers wies er in einer Weise zurück, die diesem eine mit Furcht gemischte Achtung abnötigte. Es mußte sich also der Verkehr zwischen der Barberina und ihrem treuen Anbeter auf Blicke und stumme Winke beschränken.

So fuhren denn die beiden Reisewagen allmählich dem Norden entgegen, und die Barberina hatte während der langen Reise voll auf sich, sich mit ihrem Schicksal auseinanderzusetzen. Sie mußte sich selbst sagen, daß sie im Unrecht gewesen war, und daß das Verfahren gegen sie, wenn auch etwas rauh, so doch nicht ganz unbillig und unverschämte sei. Sie beschloß daher mit den Thatsachen zu rechnen, erst das Weitere in Berlin abzuwarten, und sich jedenfalls, wie sie sah, daß der König nicht mit sich scherzen ließ, ihre Stellung dort von vornherein nicht zu verberaten. Nur so viel Groll und beleidigtes Gefühl wollte sie zeigen, als nötig war, um ihren Wert zu erhellen.

Endlich kam man in Berlin an, und der biedere Webderopp war sehr froh, daß er seine „bedrückte Dämonin“ ohne Schaden abliefern konnte, unterließ aber nicht, von der unerwarteten Begleitung des „verliebten Engländer“ Meldung zu machen.

Die Barberina fand in einem schönen Hause „Unter den Linden“ eine bequemen und geschmackvoll für die eingeordnete Wohnung, in welcher sie von einer fremdsprachigen, französisch sprechenden Zofe, die sich ihr zur Verfügung stellte, empfangen wurde.

Das war eine angenehme Ueberraschung für die erschöpfte Reisende. Wenn dies ein Gefängnis war, so war es wenigstens hübsch und elegant. — Berlin schien doch nicht so ganz barbarisch zu sein. Wie schön war die Strasse, in der sie wohnte. Zwar kein canal grande, aber dafür die herrlichen Linden, die gerade in ihrem ersten Frühlingsgrün prangten. In Venedig sah man so wenig Grünes. Und dabei war es warm, wirklich warm im kalten Norden, und eine klare Passonne strahlte vom blauen Himmel.

Die Barberina empfand als diese Eindrücke als wohlthuend, und beschloß ihrerseits auch einen möglichst guten Eindruck zu machen.

Sie empfing daher den am nächsten Tage sich ihr vorstellenden Intendanten des Hoftheaters, Grafen Zierotin, zwar etwas kühl und gemessen, aber höflich. Doch wußte der gewandte Weltmann mit leichtem Scherz über die etwas peinliche Situation hinwegzukommen. Die Barberina hielt es für das Beste, in seinen Ton einzustimmen und versank es, ihn durch ihre Liebenswürdigkeit ganz für sich einzunehmen. Kurz man schied im besten Einvernehmen voneinander, und wenn der Graf, ihr Chef, einen sehr guten Eindruck auf die Barberina gemacht hatte, so war dieser vollständig bezaubert von ihr.

(Schluß folgt.)

## Kunst und Künstler.

— Ueber das Musikfest in Birmingham wird uns von dort geschrieben: Das in jedem dritten Jahre in Birmingham abgehaltene viertägige Musikfest fand am 28., 29., 30. und 31. August statt. Das Programm war ein sehr mannigfaltiges.

Staub das Musikfest seinen unermesslichen Vorgängern an Werken, die absolut neu waren, auch entschieden nach, so sind doch die beiden Novitäten: das dramatische Oratorium „Judith“ von Barry und „Callithoe“ von Bröge von so unzweifelhaften Werte, daß die musikalische Welt dadurch entschieden bereichert worden ist. Wir können freilich nicht den enthusiastischen Freunden, die „Judith“ mit Mendelssohns „Elias“ auf eine Stufe stellen wollen, Hearsch folgen, verschließen uns aber durchaus nicht der Thatsache, daß es eines der effektivsten und genialsten Werke neueren Datums ist. Auch Dr. Bröge hat in „Callithoe“ eine Variante geliefert, die, mit seinen früheren Kompositionen verglichen, einen entschiedenen Fortschritt bezeichnet. Ein merkwürdiger Zufall ist es, daß sowohl in „Judith“, als auch in „Callithoe“ der Schlusschor am wenigsten anpricht.

Das größte Interesse erregte die Aufführung der „Totenküsse“ von Berlioz, eines der merkwürdigsten Werke des merkwürdigsten französischen Komponisten. Die Zusammenstellung des Orchesters war nicht ganz den Vorschriften des Tonsetzers gemäß; es sollen nämlich mitwirken: ein Orchester von 140, darunter 108 Streichinstrumente und 12 Hörner, und vier kleinere Orchester von im ganzen 33 Musikern, ausschließlich Blech und an vier verschiedenen Stellen des Konzertsaals placiert; weiterhin 8 Paar Pauken, 2 große Trommeln, 4 Tamtams und 10 Paar Becken. Die Bläser waren beinahe vollständig vertreten; aber Dirigent Richter beschränkte die Zahl der Becken auf 5 Paar mit einer großen Trommel und einem Tamtam. Diese Reduktion der Schlaginstrumente wird ihm niemand verübeln; denn der Effekt war ohnehin unermesslich reich genug. Die Wirkung der Tuba mirum, Rex tremendas majestatis und Lachrymosa, in welchen Nummern diese außerordentliche Kombination von Instrumenten zur Anwendung kommt, ist einfach unbeschreiblich, und nervenschwachen Personen empfehlen wir, einer Aufführung dieser Messe fernzubleiben.

Ueber die Aufführungen der verschiedenen Tonwerke ist im allgemeinen nur Lobenswerthes zu berichten. Obenan stand die geradezu vollkommene Wiedergabe der Beethoven-Symphonie. Am wenigsten befriedigte uns Bachs „Magnificat“, worin nicht nur die Solisten, sondern auch der Chor begründeten Anforderungen nicht entsprachen. Frä. Fauny Davies erntete durch ihre geistvolle Interpretation des Schumannschen Klavierkonzerts wieder allgemeine Anerkennung und Bewunderung. Daß die Orchesterpieten durchweg auf der Höhe standen, dafür bürgt der Name des Dirigenten Hans Richter. Herr Grieg hätte besser getan, auch die Leitung seiner beiden Tonstücke dem Wiener Kapellmeister zu übertragen; denn die komischen Bewegungen von Kopf, Armen und Beinen des skandinavischen Komponisten erregten die Lachmuskeln des Publikums in nicht geringem Maße.

Vom musikalischen Standpunkt war das soeben beendete Musikfest recht erfolgreich, leider aber nicht in finanzieller Beziehung, und wird der einem hiesigen Hospital zuzufallende Reinertrag nur ein geringer sein.

R. St.

— Der kgl. Musikdirektor Hermann Hauser in Berlin verstarb am 16. v. Mts. infolge eines Schlaganfalls in Bernierode, wo er Erholung gesucht hatte, im Augenblick der Rückreise in die Heimat. Hauser erntete sich auf dem Gebiete der Kirchenmusik wie des Schulgesanges eines hochgeachteten Namens.

— Eugen d'Albert arbeitet an einer Oper. Die Dichtung ist von ihm selbst verfaßt. Der Künstler wird in diesem Winter in Berlin im ersten Philharmonischen Konzert unter Bilows's Leitung auftreten.

— Frau Tschann-Wagner, einst gefeiert als Sängerin wie als Schauspielerin, wird im Monat Oktober von München nach Berlin übersiedeln, um dort als Gesanglehrerin zu wirken.

— Der um das Prager Musik- und Theaterwesen hochverdiente, langjährige Kapellmeister des deutschen Landestheaters, Herr Ludwig Stransky, ist um seine Pensionierung eingekommen.

— Ein Veteran der englischen Musikdriftelerei ist im 78. Lebensjahre gestorben: William Chappell, der Sohn des Begründers des großen Musikgeschäfts

Chappell & Co. in Bond Street (London). William Chappell übernahm nach dem Tode seines Vaters das Geschäft selbst, trat aber 1843 zu Gunsten seines jüngeren Bruders Thomas zurück und beschäftigte sich seitdem mit der Herausgabe der englischen Balladenmusik. Sein Hauptwerk ist „Popular Music of the old Time“ in zwei Bänden.

\*  
Zermischtes.

— Demnächst werden wir in unserem Blatte Preisausschreiben sowohl für Feuilletons als für musikalische Kompositionen erlassen, worauf wir unsere Leser schon heute aufmerksam machen.

— Der ungarische Magnat Graf Esterhazy ließ in seinem ungarischen Schlosse Totis ein glänzendes kleines Theater erbauen, in dem er von jungen Künstlern, die er ausbilden läßt, bemerkenswerte neue Bühnenwerke, unaufgeführte Dramen und Opern vor seinen Freunden und Gästen aufführen lassen will. Das Theater ist nun fertig, eine eifrige Schar jugendlicher Talente herangebildet; die ersten Vorstellungen haben bereits stattgefunden und haben bedeutende Erfolge erzielt. Ein neues Opernwerk „Lully“ von Karl Hofmann bestand am Esterhazy'schen Hoftheater in Totis in einzelnen Teilen bereits mit Glück die Feuerprobe.

— Das von dem Dresdener Bildhauer H. Schubert modellierte, für Waltersdorf bei Jittau, dem Geburtsort des Komponisten, bestimmte Friedrich Schneider-Denkmal wird im nächsten Frühjahr enthüllt werden. Ein abgestufter, auf einer Stufe von zwei Meter im Quadrat ruhender Obelisk bildet das Podest der gelungenen Bronzestatue des verdienten Mannes.

Aus einem kalifornischen Goldgräberdorf wird folgender Vorfall berichtet, der an so manchen gemüthvollen Zug in den „kalifornischen Erzählungen“ Bret Hartes gemahnt. In jenem Dorfe gehören Frauen und Kinder noch zu den größten Seltenheiten; kein Wunder, daß die Männer auf der Straße stehen bleiben, wenn ihnen von Zeit zu Zeit ein so seltener Anblick zu teil wird. Unlängst gab nun eine durchreisende Schauspieler-Gesellschaft eine Reihe von Vorstellungen im Dorfe. Eines Abends befindet sich zur freudigen Ueberraschung der Theaterbesucher auch eine Frau mit ihrem Kinde im Zuschauerraum. Das Orchester fängt gerade an zu spielen — da fest auch das Baby seine Augen in Bewegung. Sofort erhebt sich ein alter Goldgräber und ruft mit mächtiger Stimme den Musikern zu: „Hört auf mit eurem verdammten Fiedeln und laßt das Baby schreien; so was habe ich seit 10 Jahren nicht gehört.“ Das Publikum war mit dieser Aufforderung völlig einverstanden, das Orchester verstummte und das Kind führte sein Konzert unter allgemeinem Jubel zu Ende.

— Man schreibt uns aus Wien: „Für das im kommenden Jahre hier stattfindende Bundes-Fest des Deutschen Sängerbundes sind die Vorbereitungen im vollen Zuge. Der Festausschuß ist rastlos thätig, um das große nationale Fest in einer den Erwartungen der Sangesbrüder, die aus allen Teilen des deutschen Sprachgebietes zusammenströmen werden, entsprechenden Weise auszurüsten. Demnächst wird derselbe wieder eine Sitzung abhalten, in welcher über die Ehrenpräfektur des Festes, sowie über mehrere andere noch ungeklärte Fragen, die nachgerade drängend zu werden beginnen, beraten werden soll. Was den Besuch des Festes betrifft, so liegen heute schon Anzeichen vor, daß derselbe aus den deutschen Provinzen Oesterreichs sowohl als namentlich aus dem Deutschen Reich ein massenhafter werden wird. Ist doch keine Stadt mehr als unser laugefrohes Wien ge-

eignet, die Sänger aus allen deutschen Gauen anzulocken. Nebst die schöne, ja prächtige Kaiserstadt an sich schon einen eigenen Reiz auf jeden Besucher aus, so wird — des sind wir sicher — die Bevölkerung auch das ihre dazu beitragen, den zu erwartenden Gästen den Aufenthalt so angenehm als möglich zu gestalten.“

Die Londoner Vierteljahrs-Rundschau „Quarterly Review“ bringt in ihrem Juli-Fest zwei bisher unbekannte Briefe von Richard Wagner in französischer Sprache, beide an den Violonisten Prosper Santos gerichtet. Einer derselben, vom 4. Juli 1875 aus Bayreuth, enthält folgende Worte: „Ich habe meiner Frau meine ganze Lebensgeschichte diktiert, sie wollte sie gründlich lernen. Sie ist nun niedergegeschrieben und wird meinem Sohne vereert, daß er sie nach meinem Tode erscheinen lasse.“ Die Briefschreiberin hört sich wohl, doch mir, mir fehlt der Glaube!

— Theaterdirektoren-Verband nennt sich eine eben in der Bildung begriffene Vereinigung von Bühnenteatern. Die Verbindung, ein Seitenstück zum großen Bühnens- (Karl-) Verein, soll in der Hauptstadt die Provinztheater-Direktoren umfassen.

— Shakespeare, dessen Gänse-Gestalt von hervorragenden französischen Schriftstellern belächelt wurde, erhält ein Monument in Paris, und zwar am Kreuzungspunkte der Avenue Messina und des Boulevard Haussmann. Die Pariser Kunstkritiker zollen dem bereits fertigen Monument, welches ein Werk des Bildhauers J. Prouvier ist und demnächst enthüllt werden soll, alle Anerkennung.

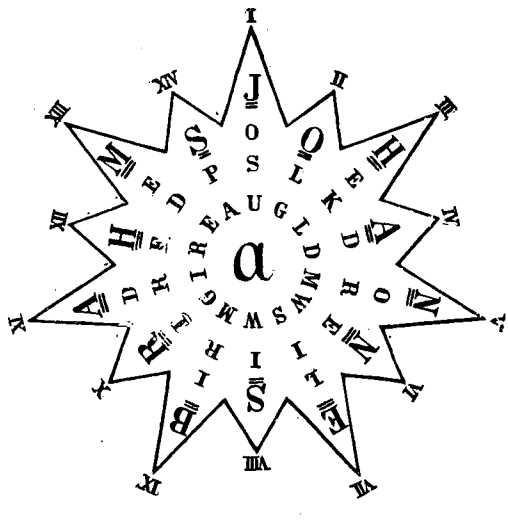
— Auch Franzensbad soll, gleichwie das benachbarte Karlsbad, ein neues Schauspielhaus erhalten. Wie die „Hygiea“ meldet, beabsichtigt man in Franzensbad ein großes, nach den neuesten technischen, hygienischen und künstlerischen Prinzipien ausgeführtes Theater zu erbauen, das in den heißen Sommertagen gleichzeitig als lustige Arena dienen soll. Die Anregung zu dieser für den Kurort so wertvollen Veranlassung ist von Johann Strauß ausgegangen. Zur Beschaffung der zur Ausführung dieses Prachtbaues nötigen Mittel sollen schon in der nächsten Zeit Theater-Vorstellungen, Konzerte, Bagare etc. veranstaltet werden, und die Konstituierung eines Komitees unter der Leitung des Schöpfers der Idee soll bevorstehen.

\*  
Charade (vier Silben).

Was früher die ersten am Tische gebüht,  
Mit hastenden Fingern genüßt und geküßt,  
Wird jetzt durch das Werk, das die letzten erdacht,  
In kürzester Frist oft zu stunde gebracht.

Den Menschen zur Lust hat in früherer Zeit  
Das Ganze dem Lied seine Muse geweiht;  
Von den ersten in Worte und Töne gelegt  
Entzückt es die lauschenden Hörer noch jetzt.

Auflösung des Sternzeichenrätsels in letzter Nummer:







**Wetzlar. F. H. Biedrich** Rän, Leipzig, Berlin, Frankfurt a. M. oder Stuttgart, in allen diesen Städten finden Sie für Ihre Zwecke die tüchtigsten Schreifer. Mehr läßt sich aus der Entfernung, ohne eingehende Kenntnis der Schläge, schwer raten.

**Strasburg i. E. K. L.** Sie haben sich offenbar in der Adresse geirrt, denn Sie werden doch nicht im Erst von uns erfahren werden, um was für ein Leben bei den betreffenden Künstlern es sich handelt. Wie können wir übrigens dazu, um ein solches Angelegenheiten ganz privater Natur zu kümmern und was können Sie für ein ernstliches Interesse haben, darüber Auskunft zu erlangen?

**Köln. B. H.** Eine entsprechende Briefe die „Sa. Cecilia“ von Köln sein; sie ist bei der Briefe in der Lage, sich von Sie eine Menge ähnlicher Werke haben können, ad 2: Schuber, „Der praktische Musikdirektor“ (Leipzig, Carl Neuberger, 90 Hfr.) dürfte Ihnen helfen.

**Leipzig. V. G.** Ganz schöne Gedanken, aber alles durcheinander, viel Arbeit und Mühen, — Sie scheinen Registrator zu sein. Wenn systematisch geordnet, werden wir das Manuskript gerne wieder sehen.

**München. H.** Die Zeichnung ist in Ihrem Falle regelmäßig auch am Anfang, nur ändert sich dieselbe gegenüber anderen Instrumenten je nach der Stimmung der betreffenden Instrumente, d. h. einer bestimmten Stimmung, entweder Es, F, B u. f. u. und die anderen Stimmen C, — da muß auch noch die Vorzeichnung eine entsprechende sein, ad 2: Signatur (Leipzig).

**Gravenstein. C. N.** Bekanntlich war der Komponist ein Schenck und Violschreiber und vieles ist ihm nicht bündig gelungen, so besonders auch die betr. Oper, mit Ausnahme der Ouvertüre. Auch ist der Text nicht wirksam.

**München. K. A.** Besten Dank — sind aber bereits allzu reichlich vorliegt. Das Häufel soll gelegentlich Verwendung finden.

**Katzburg. O. B.** Frau u. Venerables Familienname ist Ernst, nicht wie irrtümlich erwähnt wurde: Starke.

**Brandenburg. Abentrot.** Was würden Ihnen die Anfangsbuchstaben helfen? Der Komponist wird gewisser Umstände halber nicht genannt sein.

**Wiesig. M. E.** Soll tüchtigst bald erscheinen.

**Bernburg. M. H.** Können wir bis jetzt leider nicht auffinden. Siehe Sie in dem nächsten Briefkasten wieder nach.

## Für Musiker

oder Dilettanten: Tenorhorn, ganz neu, elegante Façon, zu verkaufen. Preis 50 Mk. Offerten sub D. 3738 an Rudolf Mosse, Frankfurt a. M.

## Rheinwein.

Gegen Einsendung von M. 30 versende mit Fass ab hier 50 Liter süßes, reines, gutes und Weisswein, für dessen Abgabegeld absolut.

Naturreinheit ich garantiere. Friedrich Lederhos, Ober-Ingelheim a. Rh.

## \* SEKT \*

von O. H. Graeger in Hochheim a. M. Schamweinellerei, gegründet 1850. Anerkennung bewährte Brauz-Quelle. I. Sorte (Kabinett) pr. Dtl. M. 28. — II. „ (Hoch-Monsieur) „ „ 21.00 III. „ (Hoch-Monsieur) „ „ 21.00 IV. „ Rhein-od. Mosel-Monsieur 16.80 Versandt v. 12 Fl. ab, auf Wunsch sortiert.

Ein tägliches Bad erhält die Gesundheit. Wohlgeschmakt, wohlschmeckend, ein warmes Bad, unentbehrlich für Jeden. Prospekt gratis. E. H. Graeger, W. 41. Leipzig, Gr. 134. Monatsabonnements.

## Unverantwortlich

ist es, dass immer noch Damen Hutnadeln oder Stecknadeln ohne H. F. Neussche (Aachen) Patent-Sicherheitsbüchse tragen. Zu haben in jeder Kurzwaren-Handlung

## Vogelliebhaber

erhalten gegen 20 Pf.-Marke frei mein neues: tes Preisbuch über alle Arten Vögel mit naturgetreuen Vogeldildern.

Gustav Voss, Köln a. Rh.

## Uhren-Fabrik

E. Naumann, Leipzig, Königspl. 6, vers. fr. u. b. v. d. H. E. Naumann, Kasse ff. Nass. Regulatorium. Schlagwerk. Nr. 1. M. 28. — Nr. 2. M. 31. — Preis-Kurant gratis.

Das beste u. billigste Harmonium der Welt.  
Ein Schmuck für jedes Zimmer.  
Solidität, Schönheit, Wohlklang.  
franko.  
Köln.  
Unter Goldschmidt Nr. 38.  
Barmen.  
40 Neuerweg 40.  
Amerik. Ester Cottage Orgeln.  
Rudolf Ihach,  
Orgel- u. Harmonium-Magazin.

Alle Arten von Instrumentationen für sowohl von kleinen als grossen Musik-Kompositionen übernimmt (unter Diskr.) bei billigem Honorar und sehr effektvoller Ausführung Adalbert Heekel, Kapellmeister, Mannheim N. 4. 15.

A. Brücken Hammig & Co. Markneukirchen. Instrumentenfabrik. Vorige Bezugsquelle aller Musik-Instrumente und Saiten. Reparaturen solid und billig. Preislisten franko.

Celli und Violinenverkauf. Auf meinen langjährigen Konzertreisen habe ich Cello und Violinen berühmter italienischer Meister aufgefunden, die ich nun gesonnen bin, zu verkaufen; darunter befinden sich einige Cello von Ruggeri, Aletti, Montagna, auch einige von alten deutschen Meistern. Adresse: Joseph Böhm, Cellovirtuose, München, Giselstrasse 11.

G. & A. Klemm. Rich. Schuster. Musikinstrumenten- u. Saiten-Fabrik. — Gegründet 1817. — Markneukirchen (Sachsen). Beste und billigste Bezugsquelle für Violinen Cello, Bass, Zithern, Blasinstrumente aller Art, Saiten etc. Preiskur. grat. u. franko.

Violinen Zithern etc. Instrumente am vortheilhaftesten direkt von der Instrumentenfabrik C. G. Schuster jun. 255/56, Erlbacher-Strasse, Markneukirchen, Sachs. Illustr. Kataloge gratis u. franko.

**Violinen Zithern**  
u. alle anderen Arten u. Streichinstrumenten, sowie alle alte deutsche u. italienische Meistergeigen, Celli etc. für Dilettanten u. Künstler liefern unter den besten Bedingungen und gegen monatliche Raten ohne Preiserhöhung. Garantie. Umsonst geholt. Preisbrosch. gratis.  
**Hamma & Co.**  
Saiten-Instrumenten-Fabrik  
Stuttgart, Eugenstr. 4.

Das schönste Geschenk ist und bleibt eine selbstthätige Zimmerfontaine von Louis Heinrich Zwickau i. S. Man verlange Katalog!

**Berliner Konservatorium**  
u. Klavier-Lehrer-Seminar, Berlin, Luisenstr. 35.  
Unterrichtsgegenstände: Klavier, Violine, Violoncell, Gesang, Orgel, Harmonium (von den ersten Anfängen bis zur Konzertreife), Theorie, Komposition, Musikgeschichte und vollständige Ausbildung für das musikalische Lehrfach.

Prospekte frei. Prof. Emil Breslaur. Sprechstunde 5—6.

**Konservatorium der Musik und Seminar zu Berlin W.,**  
31a Potsdamerstrasse 31a.

Unterrichts-Gegenstände: Piano-forte, Violine, Viola u. Violoncell, Harmonium u. Orgel, Sologesang, Chorgesang, Kompositionstheorie, Ensemble- und Partiturspiel, Pädagogik und Methodik des Klavierspiels, Geschichte der Musik, italienische Sprache. Das Wintersemester beginnt am 4. Oktober. Zur Aufnahme neuer Schüler und Schülerinnen sind die Unterzeichneten täglich von 4—5 Uhr, mit Ausnahme des Sonntags, im Konservatorium zu sprechen. Prospekte sind unentgeltlich durch das Sekretariat des Konservatoriums, sowie durch alle Buch- und Musikalienhandlungen zu beziehen. Gute Pensionen für Auswärtige werden nachgewiesen. Für die administrative Leitung: Der Direktor: Philipp Scharwenka. Prof. Xavier Scharwenka. K. K. Hofkapellmeister.

Philipp Scharwenka. Prof. Xavier Scharwenka.

von Zimmermann'sche Naturheilkraft  
bel Chemnitz, in reizender Lage. Anwendung der physikalisch-diätetischen Heilmethode. Ausserordentliche Erfolge bei Magen-, Lungen-, Herz-, Nerven-, Unterleibs-, Frauenkrankh., Fettleucht, Zuckerkrankh. u. s. w., Sommer- u. Winterkuren. Prospekte mit Beschreibung der Methode gratis durch die Direktion, sowie durch die Filialen der Firma Rudolf Mosse.

Durch alle Buch- und Musikalienhandlungen zu beziehen:

**Katechismus der Harmonielehre.**  
Von Prof. Louis Köhler. Mit zahlr. Notenbeispielen. Brosch. M. 1.— in Lwbd. geb. M. 1.60.

**Konversations-Lexikon der Tonkunst.**  
Von Robert Müsio. Brosch. M. 3.—, eleg. geb. M. 6.

**Musikalische Kunstausdrücke.**  
Von F. Litterscheid. Originell broschiert 30 Pf.

**Musikalisches Fremdwörterbuch.**  
Von Dr. G. Piumati. Eleg. broschiert 30 Pf.

**Musikalische Jugendpost.**  
Red. von L. Heilborn. II. Jahrg. Eleg. geb. M. 5.

Verlag von Carl Grüniger in Stuttgart.

**Geschäfts-Verkauf.**  
Wegen eingetretener Todesfälle steht die C. Schiller'sche Musikalien-, Saiten- und Instrumenten-Handlung zu Coburg unter sehr günstigen Bedingungen zum Verkauf. Das vor ca. 20 Jahren begründete Geschäft hat kompletten Warenbestand und geniesst einen weitverbreiteten Ruf. Nähere Auskunft erteilt Friedrich Schiller, Coburg, Steinweg Nr. 25.

Für einen grösseren Musikschülerchor in Berlin 12 Mann stark (Bliesmusik) wird ein Lehrer gesucht, welcher mit sämtlichen Bliesbläser-Instrumenten vertraut ist und nach Anweisung des ersten Dirigenten die Lehrgangsstunden zu übernehmen im Stande ist. Schriftl. Meldungen mit Zeugnisabschr. sub J. E. 8740 an Rud. Mosse, Berlin SW., erl.

Sehr tücht. Theoretiker (guter Klavier- u. Violinspieler) sucht wieder Stelle als Lehrer od. Dirigent. Geh. Offert. sub F. 3970 an Rudolf Mosse, Berlin SW., erl.

Zu Geschenken für die Jugend empfohlen:

**Musikalische Jugendpost**  
Jahrgang 1887  
in Prachtbänden gebunden, Preis 5 Mk. Reich und schön illustriert, mit vielen leichten und gefälligen Musikstücken, Gesellschaftsspielen etc. etc. Verlag von Carl Grüniger, Stuttgart.

Dieses für den Selbstunterricht bestimmte Werk gehört zu den letzten und gediegensten Arbeiten des rühmlichst bekannten Musikpädagogen und -Theoretikers und ist aus dem Grundgedanken hervorgegangen, seinen Lesern gründliche Kenntnisse der Harmonie in erschöpfender und leichtverständlicher Behandlung zu verschaffen und ihnen die Möglichkeit zu bieten, bei gutem Willen und einigem Fleiss den Weg durch das musiktheoretische Gebiet sicher zu durchschreiten.

Das vorliegende Lexikon beantwortet die wissenschaftlichsten Fragen aus der Biographie, Geschichte, Aesthetik, Formen- und Instrumentenlehre etc. der Musik in kurzer, aber erschöpfender Weisa.

Ein praktisches, in erster Linie für Musikschüler bestimmtes Nachschlagebüchlein, in dem hauptsächlich das für den Musikunterricht Notwendige und Wissenswerte Platz fand.

Der Autor, Lehrer am Konservatorium zu Köln, stellt sich die Aufgabe, eine einfache, aber genaue Erklärung der üblichsten Fremdwörter im Gebrauche der Musiksprache mit Angabe der Aussprache und der notwendigsten Regeln zu bringen.

Urteil des „Berliner Tageblatts“: Eine ganz eigenartige Erscheinung auf dem Gebiete der Jugendschriftliteratur. ... Dieselbe gewährt dem spiel- und sangesfreudigen „jüngsten Deutschland“ eine solide Grundlage zu einer tüchtigen musikalischen Bildung und bezweckt zugleich, vermittelt einer gesunden und anregenden Lektüre das junge Gemüt zu hüten und zu hegen und in der Freude am Guten und Schönen zu erziehen und zu fördern.

Sieben erschien im Verlage von Carl Rühle (vorm. P. J. Tonger) in Leipzig-Remnitz:

Ein Märchen, das uns die Sonatinen von

## M. Clementi op. 36

erzählen können.

Von A. Pieper.

Preis mit den 6 Sonatinen 1 Mark.

Nicht ein Versuch, sondern ein in der Praxis erprobtes Unterrichtsmittel. In brillanter Ausstattung und trotz des beifälligen Märchens zu demselben Preise, wie andere billige Ausgaben der berühmten 6 Sonatinen, erscheinen dieselben hiermit in poetischer Gewandung: für jede der 6 Sonatinen ist ein Kapitel dieses Märchens vorgedruckt, das in ansprechender Form den musikalischen Gehalt der einzelnen Sonatinen darstellt. — Wir lassen des Verfassers Vorwort zur Erläuterung hier folgen:

„Liebe Kinder! Ein Notenheft mit einem Märchen ist euch wohl noch nicht vorgekommen. Ihr macht gewiss ganz erstaunte Augen dazu! Diese Sonatinen sind, wie ihr seht, von dem „Sonatinenvater“ Clementi komponiert, der es als grosser Klavierlehrer natürlich sehr gern hatte, wenn seine vielen Schüler immer gut übten. Damit ihr nun recht Lust bekommt, die Sonatinen auch gut zu üben, ist das Märchen mitgedruckt.“

„Hoch hört!“

Das Märchen gehört zu allen 6 Sonatinen. Die Texte zu den einzelnen Teilen geben euch deren Inhalt noch genauer an, und müsst ihr die Noten im Sinne des Textes spielen. Dann wird euer Spiel inhaltvoll und schön klingen, denn nichts hört sich schlechter an, als ein gedankenloses Spiel. In meinen Klavierstunden habe ich schon vielen Kindern das Märchen vorgelesen, und sie haben, dadurch angeregt, mit grosser Freude und lobenswerten Eifer die vorher nicht besonders von ihnen geliebten Sonatinen geübt. Wenn ihr euch nun auch so über das Märchen freut und mit ebensoem lobenswerten Eifer das schöne und nützliche Werk Clementis übt, dann werden sich euer erstes euer Lehrer oder Lehrvater und eure Eltern sehr freuen, zweitens wird euer Verständnis für das Geheimnis der Töne wachsen, drittens werden eure Finger an Geläufigkeit gewinnen, und viertens — man braucht doch nicht immer mit „drittens“ aufzuhören, nicht wahr? — nun viertens werde auch ich mich darüber sehr freuen.

Doch nun schliesse ich das Vorwort mit einem freundlichen Gruss an euch.“

## 6 Clementis 6 Sonatinen

mit Märchen von A. Pieper

dürfte eines der besten und originellsten Erzeugnisse auf dem musik-literarischen Markte sein.

Vorrätig ist das Werk in den nachfolgenden Handlungen:

Rühle & Hunger in Berlin W., Friedrichstrasse 68 und S., Moritzplatz.

W. Aufbach in Berlin W., Taubenstrasse 16 und S.W., Friedrichstrasse 132.

P. J. Tonger, Hof-Musikalien-Handlung in Köln a/Rh.

Jede andere Buch- und Musik-Handlung kann es ausser den genannten ohne Preisaufschlag besorgen, wenn sie es nicht vorrätig haben sollte.

## Garantie-Seidenstoffe

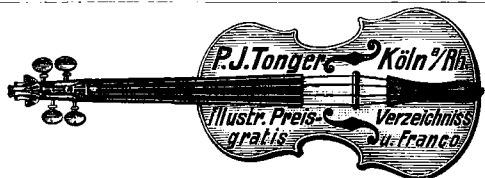
der Seidenwarenfabrik von: von Elten & Keussen, Crefeld

Fabrikmarke. direkt aus der Fabrik, also aus erster Hand, zu beziehen.

In beliebigem Meter-Mass zu Fabrikpreisen:

Garantirt solide schwarze Seidenstoffe, weisse und reine Seidenstoffe, schwarze und weisse karierte und gestreifte Seidenstoffe, Hochseidenstoffe für Wäsche, schwarze Sammet und Peluche etc. etc.

Gegründet 1879. Man schreibe wegen Zusendung der reichh. Musterkollektion.



Gerhard Adam, WESEL



empfiehlt kreuzsaitige Flügel und Pianinos zu billigen Preisen gegen bar oder monatliche Raten. Grosse Auswahl. Garantie 5 Jahre.

Frankolieferung.



**Ziehung am 8. und 9. October 1888.**

**Kunst-Ausstellungs-Lotterie zu Berlin.**

Gewinne: **80,000 Mk.** Werth  
darunter 2500 goldene u. silberne

**Drei Kaiser-Medaillen**

v. 20,000 Mk., gefertigt von der Kgl. Münze zu Berlin

Original-Loose **à eine Mark**  
empfiehlt und versendet der General-Debitour

**Carl Heintze, Berlin W.**  
Unter den Linden 3  
Telegramm-Adresse: Lotteriebanc Berlin.

Carl Simon, Musikverlag,  
Berlin SW., Markgrafenstr. 21.

## Spezialist

für das

## Harmonium

und Generalagent für Schiedmayer. Stuttgart, versendet die Preislisten der berühmten Harmoniums, sowie den Verlagskatalog über

Harmonium Musikalien gratis.

Antwort-Sendung, die ich als Fachkenner praktisch wähle, stehen billigt zu Diensten.

Einbanddecken à No. 1. —  
Prachtdecken à No. 1.50

zu allen Jahrgängen der

„Neuen Musik-Zeitung“

komplette Jahrgänge à M. 3.20, sowie

einzelne Quartale à 50 Pf. sind durch alle

Buch- u. Musikalienhandl. zu beziehen.

Carl Grüniger, Stuttgart.

## CACAO-VERO.

entölt, leicht löslicher Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergibt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.

Preis per 1/2 1/4 1/8 1/16 = Pfd.-Dose  
850 800 150 75 Pfennige.

**HARTWIG & VOGEL**  
Dresden

## Enthaarungsmittel

(Erfolg garantiert.) (Ganz unschädlich.) zum Entfernen unbeliebter u. unschöner Haare im Gesichte etc. Gegen Nachnahme à M. 2. —  
Louis Reiche, Halberstadt.

G. E. HÜFGEN, DRESDEN-N.  
PATENT KINDER- UND KRANKEN-  
WAGEN-FABRIK.



Belohnungsgünstigste Illustrirte Kataloge gratis und franco.

PATENT KINDER- UND KRANKEN-  
WAGEN-FABRIK.  
G. E. HÜFGEN, DRESDEN-N.

## Musikalische Jugendpost.

Preis pro Quartal 1 Mk.

Inhalt Nr. 17.

Einführung in die Oper, in Erzählungen und belehrenden Unterhaltungen. Von Ernst Pasqué. XVI. Joseph und seine Brüder. Ein musikalisches Drama in drei Akten. Von Méhul.

Die Fuldigung der Vögelin. Ein Sommermärchen. Erzählt von Tante Monika.

Sommerlust. Geht von H. N. (Mit Illustration.)

Franz Rietz. Seine Kindheit und Jugend. Von August Lejtmple. (Mit Porträt.)

Der blinde Geiger. Von J. B. Die zwei Musikanten. Von Ludwig Böhring.

Briefkasten. — Rätsel. — Anzeigen.

## Musikheftlage:

Otto Fichter, Früherer Mt. N. Kugels, Polonaise, für Klavier zu vier Händen. August Wiltberger, Die stummen Goldvögel, Lied für zwei Singstimmen und Klavier.



**LIEBIG Company's**

**Fleisch-Extract**

Nur aecht wenn jeder Topf den Namenszug in **BLAUER FARBE** trägt.

Zu haben in den Kolonial-, Delikatesswaren- und Drogen-Geschäften, Apotheken etc.



**ASBECK, OSTHAUS, EICKEN & CO.**

**HAGEN Westph.**

**PATENT-TIEGELGUSSTAHLDRAHT**

Specialität Garantie

**KLAVIERSAITEN**

IX. Jahrgang Nr. 19.

Stuttgart, 1888.



Vierteljährlich sechs, mit Künstler-Porträts etc. illustrierte Nummern und je einer Extrablattseite, bestehend in verschiedenen, für Hausmusik geeigneten Gesangs- und Instrumental-Kompositionen, Musiker-Lexikon, Illustrierte Musikgeschichte u. s. w.

Verlag Carl Grüniger, Stuttgart-Leipzig  
(vormals P. J. Zenger in Köln).  
Inserate die fünfgehaltene Sonnapresse-Zeile 75 Pfennig.  
Beilagen für je 1000 Expt. Mark 5.—  
Kleinste Annahme von Inseraten und Beilagen bei  
Rudolf Mosse Stuttgart, Leipzig, Berlin u. dessen Filialen.

Preis pro Quartal bei allen Postämtern in Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Luxemburg, sowie in sämtlichen Buch- und Musikalien-Handlungen 80 Pfg.; direct von Stuttgart und bei den Postämtern des Weltpostvereins 1 Mk. 50 Pfg. Einzelne Nummern 25 Pfg.

Alle früheren Jahrgänge sind neu aufgelegt in eleg. brosch. Bänden zu 80 Pfg. das Quartal, Einbänden zu Mk. 1.—, Prachtbänden zu Mk. 1.50 durch alle Buch- u. Musikalien-Handl. zu beziehen.

## Nikolai von Wilm.

Eine biographisch-kritische Skizze  
von R. Biggl.

In dem Deutschrussen Nikolai von Wilm tritt uns nicht ein Bahnbrecher im Reiche der Tonkunst, wohl aber eines der liebenswürdigsten, sinnigsten Talente der Neuzeit entgegen, eine echte, harmonisch in sich geschlossene Künstler-natur, deren Werke ebenso frei sind von grüblerischer Reflexion, wie geistloser Trivialität, vielmehr durchweg den Stempel einer gelunden, wohlkautvollen, in ihrem Schaffen glücklichen Persönlichkeit an sich tragen und daher auch den Hörer unwillkürlich froh und glücklich stimmen.

Das Leben des Mannes bietet keine spannenden Episoden, keine romanhaft abenteuerlichen Züge dar. Es fließt ruhig und sanft dahin gleich dem Strom, der sich sonnbeglänzt durch freundliche Gefilde schlängelt. Aber wie des Künstlers Schicksal ja stets seine Lichter und Schatten auf das Kunstwerk wirft, so spiegeln auch die Kompositionen Wilms deutlich genug die Eindrücke wieder, welche die Außenwelt in seiner Seele erzeugt hat, und es trägt daher die Kenntnis seines Lebenslaufes wesentlich zum Verständnis seiner Tonbildungen bei. Nikolai von Wilm wurde den 20. Februar (nach deutschem



Kalender 4. März) 1834 zu Riga in Livland geboren, wo sein Vater (verstorben 1879 zu Weimar), ein namhafter Rechtsgelehrter, Jahrzehnte lang die Stelle eines russischen Staatsbeamten bekleidete. Musikalisch gebildet, führte er selbst den Knaben in die ersten Geheimnisse des Generalbasses ein. Früh schon bildete das Wilmsche Haus einen Mittelpunkt des tonkünstlerischen Lebens der Stadt. Ward doch hier das erste Rigasche Streichquartett gegründet und vereinigte sich längere Zeit allwöchentlich einmal zur Pflege der edlen Kammermusik! Wie die künstlerischen Bestrebungen Wilms überhaupt im stammverwandten deutschen Nachbarland ihre Wurzel und Nahrung fanden, so fühlte sich auch die städtische Theaterkapelle fast lediglich aus deutschen Musikern zusammen. Von den Mitgliedern derselben, die sich teilweise ebenfalls durch gesellige, wie musikalische Talente hervorhoben und denen die Wilmsche Familie ein gastliches Heim bot, stüben zwei auf Nikolai bedeutsamen Einfluß aus. Der eine war der 1871 zu Riga verstorben Koncertmeister Weller von Berlin, ein trefflicher Künstler und liebenswürdiger Mensch, der unsern Komponisten bis zu seinem Abgang nach Leipzig Unterricht erteilte; der andere war der Sachse Marg-Markus, ein Schüler des alten Cellomeister Dohauer, der sich gleichzeitig mit Weller von Direktor Ringelhard, dem bekannten Leipziger Theaterunternehmer, für Riga

hatte gewinnen lassen und im Wilmschen Hause wohnte. Noch heute verbindet uns. A. Müller ein freies Freundschaftsband mit dem gegenwärtig als Professor an der Hofkapellkapelle zu Petersburg thätigen Manne. Gleichzeitig bereiteten der Klavierlehrer Willmanns, der Domorganist Althe, ein Schüler des Erfurter Theoretikers Gebhardi, sowie der Kapellmeister Schramm den Jüngling für die pianistische, theoretische und kompositorische Seite seiner Kunst vor. Den eigentlichen Ausschlag für Wilms' Eintritt in die tonkünstlerische Laufbahn gab aber Kapellmeister Konradin Kreuzer, der bekanntlich den Abend seines vielbewegten Lebens in Niga verbrachte und, nachdem ihm der Unfall einige Arbeiten Wilms in die Hände gespielt, den Vater überredete, er solle Nikolai nicht dem ursprünglichen Plan gemäß ein wissenschaftliches Studium ergreifen, sondern ihn Musiker werden lassen, wozu ihn Gott geschaffen habe. So beschloß man denn 1851, den jungen Mann im Leipziger Konservatorium unterzubringen. Für den russischen Unterthanen war es nach den Revolutionen Jahren 1848 und 1849 unter Kaiser Nikolaus I. Regierung keineswegs leicht, eine längere Reise ins Ausland anzutreten. Nur der Intervention des Fürsten Suworoff, damaligen Generalgouverneurs der Nizeprovinzen, verbannte es Wilms, daß er aus Petersburg einen freilich mit 500 Rubel Jahressteuer belasteten Paß erhielt, welcher überdies nicht nach Leipzig, sondern für die Wälder von Baden lautete. So langte der Jünger der heiligen Cecilia, von seinem treuen Mentor Marx-Marius begleitet, Herbst 1851 nach achtjähriger Postfahrt mit geschwollenen Beinen kaum bewegungsfähig in der Stadt seiner Schicksal an. Bald gab er hier die zunächst eingezeichnete Virtuosenkarriere auf und widmete sich namentlich der Theorie und Komposition. Seine Hauptlehrer waren Hauptmann, Richter, Nieg, David, Dreyschodt, Plaidy und Brendel, während gleichzeitig eine Anzahl bedeutender Professoren der Leipziger Universität wohlthätig auf des Jünglings allgemeine wissenschaftliche Ausbildung einwirkten und sich freundschaftliche Beziehungen zu hochbegabten Mitbürgern, wie Fink, Dräke, Tottmann, Döring, geknüpften. In Wilms' liebsten Erinnerungen aus dieser Zeit hoffnungsstrotzenden Emporkletterens gehört ein Besuch bei Louis Spohr in Kassel, dem er verschiedene seiner Kompositionen vorspielte und der den jungen Kollegen aus herzlichster zu weiteren Schaffens ermunterte. In Leipzig selbst erlitten sich mehrere seiner Erstlingsarbeiten, die bei Anstaltsprüfungen an der Öffentlichkeit traten, günstiger Beurteilung seitens der Kritik. Nachdem Wilms den Kursus vollständig absolviert und ein weiteres Jahr den Privatunterricht Moritz Hauptmanns genossen hatte, trat er eine längere Reise durch Deutschland, Belgien und Frankreich an, um die Welt kennen zu lernen und möglichst viel Schönes zu sehen und zu hören. Besonders ausregend wirkte Paris auf ihn, wo er zwar nichts komponierte, dafür aber unter dem Eindruck der großartigen Stadt und ihrer Kunstschätze so mehr Werke nieder schrieb. — In die Heimat zurückgekehrt, übernahm Wilms 1857 die zweite Kapellmeisterstelle am Nigauer Stadttheater, gab dieselbe jedoch schon nach Jahresfrist wieder auf. War doch die Mützezeit, welche die Wilne unter Fran von Tschernewsky und Carl von Soltes Leitung erlebt, längst vorüber. Das Bestreben der rasch wechselnden Direktoren ging lediglich dahin, das Institut als lohnende Einnahmequelle auszunutzen und das kleinliche Intriguemwesen, das hinter den Coulissen spielte, mußte unseren Künstler um so mehr abstoßen, als er sich vermöge seiner Erziehung und gesellschaftlichen Stellung den Gewohnheiten und dem oberflächlich leichtfertigen Ton der Theaterleute überhaupt nicht zu accommodieren verstand. Auf Zureden des bekannten Reichthum-Biographen W. von Lenz wandte er sich 1858 nach Petersburg, wo Rubinstein, Henkel, C. Schubert, Graf Malibey Wülfhorst, General Woff, dem Komponisten aufs lebenswürdigste entgegenkamen und ihn in die musikalischen Zirkel der nordischen Residenz einführten. 1860 wurde ihm auf Empfehlung W. Henkels als Musikinspektor der Staatskapellkapelle die Stelle eines Lehrers für Theorie und Klavierpiel am kaiserl. Nikolai-Institut übertragen, in der er bis 1875 mit Erfolg wirkte. So hoch Wilms übrigens die nordische Gastlichkeit, den ungezwungenen feinen Ton schätzte, welcher die gebildete Gesellschaft Petersburger kennzeichnet, so wenig konnte er sich auf die Dauer der Lieberzeugung verschließen, daß daselbst nur das vollnationale unbedingt anerkannt und gefördert, daß es ihm, dem Deutschen, daher nie gelingen werde, als Komponist festen Fuß zu fassen. Da seine Name weder Zwanoff, noch Michailoff, sondern Wilms hieß, brach er 1875 unmittelbar nach

seiner Emeritierung und Verehelichung mit einer Tochter des Staatsrates Dr. Kessig eine Zelte in Petersburg ab und wählte als neue Heimat das Land, dem er seine Studien, sowie die ganze Entwicklung seines inneren Lebens und Charakters verdankte. Er setzte sich zunächst in Dresden fest, um 3 Jahre später, 1878, nach Wiesbaden zu überziehen, wo er noch heute, ohne eine musikalische Berufstellung einzunehmen, lediglich seiner Kunst lebt. Während des Petersburger Aufenthaltes waren bei seinem ersten Verleger A. Rittner (D. Richter) die Klavierwerke op. 2, 5, 6, 8, 9, 11, 12, sowie das Streichquartett op. 4 erschienen. Fast alle späteren Kompositionen — dieselben erreichen gegenwärtig die Opus-Zahl 68 — sind in Wiesbaden entstanden 1881 hat der Nigauer Verleger A. Stieba eine Sammlung von lyrischen Gedichten Wilms veröffentlicht, welche den Titel „Ein Gruß aus der Ferne“ trägt und die Wärme und Zartheit seiner Empfindung, aber auch jene seines Formtalents auf ähnliche Weise widerspiegelt, wie es in seinen Liedgedichten geschieht.

Ueberblicken wir letztere in ihrer Gesamtheit, so sind die im Druck erschienenen Werke mit wenigen Ausnahmen lediglich Klavierkompositionen und ein- oder mehrstimmige Gesänge. Das orchestrale Gebiet hat Wilms nicht betreten und auch dasjenige der Kammermusik gleichsam nur gestreift. Ein Streichquartett op. 4, das wir nicht kennen, fällt noch in die Leipziger Zeit. Dagegen beweist das später entstandene Sextett op. 27 für 2 Geigen, 2 Bratschen und 2 Celli, daß sich der Komponist auch in diesen weiträumigen Formen sicher bewegt und sie mit selbständigem Gehalt zu erfüllen versteht. Die Aufgaben des Werkes zeichnen sich durch frische Erfindung und stichhaltige thematische Arbeit, das Adagio, sonst gewöhnlich die Achillesverse unserer Epigonen, durch edlen, breitenleuchtenden Gehang aus und das ebenso lebendige wie melodische Scherzo legt dem Ganzen die Krone auf. Sehr zahlreich sind Wilms' Klavierarbeiten, und zwar sowohl die 2- als die 4händigen. Für das ammutig gefestigte Genre der Musik a quatre mains besitzt unser Künstler besondere Vorliebe und hervorragendes Talent. In dem Geschick, mit dem er den Stoff auf die beiden Spieler verteilt, aber auch in der Schönheit und dem Reichtum des Klangcoloris berührt er sich mit W. Jensen, wie denn die Munnut und poetische Zartheit der Wilmschen Ausdrucksweise vielfach an diesen Liebhaber der Grazien erinnern. In jüngerer Zeit hat unser Lieddichter auch die keineswegs übermäßig belegte Literatur für 2 Pianoorte um eine Reihe sehr beachtenswerter Kompositionen bereichert, von denen wir die phantastische und wohlklangenvollen Variationen op. 64 hervorheben. Was die äußere Gestalt seiner Klavierwerke betrifft, so pflegt Wilms ähnlich wie Stephen Heller, W. Jensen, Theod. Kirchner und die meisten Neuern nicht die klassischen Stilformen der Sonate, sondern fällt sich an das knapper gegliederte Lied ohne Worte, das Scherzo, Rondo &c. Seine Technik erweist sich durchweg als eine maßvolle, schlicht natürliche. Nirgend behängt er seine Gebilde mit virtuosen Füllern, sucht er den Hörer durch ängere Effekte, glänzenden Passagenwerk, reiche Coloratur, impulsive Klangmassen zu bestrahlen. Wilms' Klavierwerke verlangen daher keine hochgradige Fingerfertigkeit. Wohl aber poetischen Sinn, Geschmach im Vortrag, eine den melodischen Umriß, wie die dynamischen Abstufungen feinfühlig wiedergebende Hand, und gerade hierfür dürfen ihm unsere gebildeten Dilettanten besonders dankbar sein, während die Fachpianisten für ihre Konzertzwecke bei unserm Musiker freilich wenig Ausbeute finden. — Daß die Form des stilisierten Tanzes, welche seit Chopins musterhaftem Vorgang eine Menge von Komponisten beschäftigt hat, besondere Anziehungskraft auf Wilms ausübte, versteht sich bei dem Frohsinnigen, von sehr mehr der heiteren als der Nachtheit des Lebens zugewandten Naturell des Künstlers fast von selbst. In der That hat er eine Menge von Tanzstücken geschrieben und nicht bloß den modernen Tanz zum künstlerischen Gebilde verklärt, sondern auch den Tanzweisen vergangener Zeiten mit liebevollem Verständnis nachgebildet. Zeitlich sich doch eines seiner reichhaltigsten und ammutigsten Werke (op. 31), das 2- und 4händig vorliegt, „Bilder und Zeiten im Spiegel ihrer Tänze.“ Und wie sich hier dem provençalischen Nigauden von echt südländischer Lebhaftigkeit ein gemüthlich deutscher Ländler, dem berüchtigten norwegischen Springtanz eine altfranzösische Gavotte voll froher Grazie, der gravitätisch einherstreichenden spanischen Sarabande ein ungarischer Csárdas jäh auflodernd wie Steppenfeuer gesellt, so faßt Wilms in seinen trefflichen 4händigen Suiten (op. 25, 30, 44) Tanzgebilde verschiedenartiger

Epochen zusammen und versteht es ebenso gut eine energische Courante à la Händel zu schreiben, als in einer Menuett das zierliche Rondo der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts widerzuspiegeln. Dem beschwingten Genius des Walzers hat Wilms in mehreren seiner Compoete genühigt, von denen beispielsweise die „Valse brillante“ op. 13 Nr. 2 und das Valse impromptu op. 45 mit ihrer phantastischen Grazie die Gesellschaft Chopinscher Walzer nicht zu scheuen brauchen. Vielesicht das stichtliche Tanzgedicht, das der Komponist geschaffen, enthält übrigens der „Gustus „Im russischen Dorfe“ op. 37, wo er uns als Nr. 2 einen „Brautanzug der Dorfmadchen“ von bezauberndem Liebreiz vorführt. Noch zahlreicher finden wir in Wilms' Klaviermusik, das sagen. Charakteristischer vertreten, welches nach Schumanns Vorbild in knappen Mahnen meist mit erlösender Lieberlichkeit irgend eine Stimmung oder auch ein äußeres Darstellungsobjekt prägnant zu illustrieren sucht. Gerade auf diesem Boden gibt uns der Künstler sein Eigenstes und Bestes. An das einfachste Bild, den scheinbar unbedeutendsten Vorgang knüpft seine Phantasie die Fäden an, aus der sie die reizvollsten Gebilde schafft. So bietet ihm in op. 61 („Sechs Charakterstücke“) Nr. 4 die ballspielende Jugend den Stoff zu einem Scherzopag, dessen flüssige Lieberlichkeit jeder Beschreibung spottet. Das buntbewegte Getriebe der Kunst gestaltet sich in seinem „Kalendarium“ op. 39 Nr. 8 zu einem musikalischen Genrebild von Leinwandlicher Heftigkeit und sogar das „schlechte Wetter“ des Aprils regt ihn zu einer Caprice voll feder Raune an (op. 39 Nr. 4). Wie sich landschaftliche Eindrücke bei Wilms unmittelbar zu farbenhaften Tongemälden umwandeln, zeigen die schöne Suite zu 4 Händen „Eine Harlandschaft“ (op. 53), die Frucht des Sommerausflugs, den der Komponist 1885 zur Beobachtung der Witterungszone nach Finnland machte, oder die „Reisebilder aus Schlesien“ (op. 18), welche einer Sommerfrische in Warmbrunn ihre Entstehung verdanken. Daß Wilms aber auch romantisch gefärbten Vorwürfen gewachsen ist, daß er auch lebendig zu erzählen versteht, beweist sein überaus pittoreskes Tongebilde zum „Märchen von der schönen Magelone“ für Pianoorte zu 4 Händen op. 32. Die Erwähnung der reichhaltigen und wertvollen Sammlung russischer Romanzen und Volkslieder, welche der Komponist in op. 5, 11, 15, 42, teils 2-, teils 4händig für Pianoorte bearbeitet hat, leitet uns zu seinen Gesangswerken hinüber.

Versteht es sich doch gewissermaßen von selbst, daß eine so melodienreiche, lyrische Natur, wie sie Wilms' Klavierwerke offenbaren, auch auf dem Gebiete des vokalen Liedes heimisch sein muß. In der That besteht etwa ein Drittel der Wilmschen Arbeiten aus Gesängen für eine oder mehrere Stimmen, welche die namentlichen Vorzüge aufweisen, wie seine Instrumentalkompositionen, Frische der Erfindung, Schlichtheit und Munnut des Ausdrucks, überflüssige Barmonisch gegliederte Form. Auch hier geht unser Künstler dem natürlichst-büßeren, weisheitsgemäßen aus dem Wege, bevorzugt dagegen Texte, deren Grundton ein heiterer, hoffnungsstrotzender ist. Seine Lieblingspoeten sind dementsprechend der Rheinländer Otto Noquette, der frohsinnige Sänger von „Waldbühnen Brautfahrt“, ferner der lebenswürdige, forngewandte Schweizer Friedr. Her, denen sich Hühland, Hofmann von Fallersleben, Geibel u. s. w. anreihen. Der Schwerpunkt liegt bei Wilms' Liedern überall in schönbewegter Kontur der Singstimme, während der Klavierpart diskret behandelt ist, ohne dürftig zu werden. Manches nähert sich unmittelbar dem Volks-ton, wie die reizende Liebesweise (op. 10 Nr. 3), die der Komponist zu Goethes „Heidenröslein“ gesetzt hat. Durch leichten Fluß und ebenso praktischen wie klangvollen Satz zeichnen sich des Komponisten mehrfach preisgekürnte Männerchöre aus, wenn sie auch von einzelnen etwas verbrauchten Wendungen nicht völlig freizusprechen sind. Unter Wilms' mannigfaltigen, nicht weniger sangbaren und nobel gehaltenen Arbeiten für gemischten Chor a capella bilden eine besondere Gruppe die 3- bis 8stimmigen Motetten op. 40, denen lateinische Kirchengänge zu Grunde liegen. Auch religiöse Empfindung, weichevolle Schönheit des Ausdrucks verbindet sich hier mit einer Kunst der Stimmführung, einer Meisterlichkeit des polyphonen Aufbaus, welche die Kompositionen dem Besten anreicht, was in den letzten Jahrzehnten von Kirchenmusik geschrieben wurde.

So stellt sich uns Nikolai von Wilms, mag man diese oder jene Seite seines Kunstschaffens ins Auge fassen, als eine durchaus einheitliche, hergewinnende Persönlichkeit dar, deren Schöpfungen durch ihre maßvolle Schlichtheit, ihr völliges Freisein von Affek-

tation und Effekthascherei um so erfreulicher wirken. Möge die Muse dem gegenwärtig im 54. Lebensjahre stehenden Tonkünstler noch lange treu bleiben und der Sonnenglanz, den seine Musik um den Hörer breitet, auch auf seinen künftigen Werken ruhen!



## Stimmerzeugung — Stimmeredung.

Von Prof. G. Scharfe.\*

Das menschliche Stimmorgan nimmt als erster und ältester unter allen Tonerzeugern beinahe das gleiche Interesse der Musiker und Musikliebenden in Anspruch, mögen sie einem Instrumente oder Zweige der Tonkunst dienen, welches oder welcher es immer sei. Alle Musik entstand aus dem Bedürfnisse des Menschen, den verschiedenen Phasen seiner Empfindung in Tönen Ausdruck zu geben, wozu er zunächst das ihm von der Natur mitgegebene Instrument: sein eigenes Stimmorgan verwandte. Und heute noch, da die Kultur auch in Hervorbringung der verschiedensten Instrumente eine — man möchte wohl sagen — schon mehr schwindende Höhe erreicht hat, heute noch überlegt sich der musikalische Gedanke sowohl im Kopfe des Laien wie in dem des Musikers zuerst und am liebsten in den Tönen der menschlichen Stimme. Wenn ich nun von Stimmerzeugung sprechen will, so muß ich die geheerten Fächer zunächst auf ein ganz unmusikalisches Feld führen. Da ich nämlich den Begriff Stimmerzeugung ganz wörtlich nehme, habe ich dort anzufangen, wo in der That keine Stimme vorhanden ist; also bei den wirklichen Stimmen oder — was noch bezeichnender — bei den Taubstimmigen, bei jenen Unglücklichen also, deren Behandlung ich nicht zum kleinsten Theile meine in der Stimmzubereitung nach und nach gesammelten Erfahrungen danke. — In den Kulturstaaten gibt es — dank der gesteigerten Humanität unseres Jahrhunderts — keine dauernd Taubstimmigen mehr.

Das Gehör bleibt bei den meisten freilich tot, die Stimme aber wird erzeugt, entwickelt. Das Stimmorgan ist auch bei den Taubstimmigen vorhanden, und zwar meist vollkommen gesund, aber die Stimme fehlt — mit wenig Ausnahmen — vollständig. Hier tritt uns also eine scharfe Trennung von Ursache und Wirkung, von Tonerzeuger und Tonerzeugnis entgegen. Der Ton fehlt nämlich nur, weil die Taubheit den Nachahmungstrieb für denselben ungereizt läßt. Ich erinnere hier an eine analoge Thatsache. Wiederholt hat man, wie bekannt, Menschen aufgefunden, die sich als Kinder im Urwalde verirrt und dort in völliger Einsamkeit aufwuchsen. Sie hatten die Manieren derjenigen Tiere angenommen, mit denen sie verkehrten und gaben somit, als man sie auffand, statt der menschlichen Sprache nur tierähnliche Laute von sich. Sie athmeten also nach, was sie sahen und hörten. Der Taubstimmige hört aber gar nichts; für ihn zeigt unser sprechender Mund vorläufig nur sinnlose Bewegungen, denn der sie füllende Ton bleibt von ihm ungehört. Er ist also stumm, weil er taub ist. Wie nun wird der stumme Mund entstumm, wie der Ton hervorgerufen? Da der Sinn des Gehörs verlagert, müssen eben andere Sinne dafür eintreten. Es sind dies der physische Gefühls- und der Geistesinn. In erster Reihe also der Gefühlsinn. Das taubstimmige Kind von guten geistigen Anlagen — denn es gibt natürlich auch taubstimmige Idioten — wird veranlaßt, die Hände auf die Brust und an den Kehlkopf des Lehrers zu legen. Dieser öffnet den Mund zur Vokalform des a. Er gibt diesen Vokal zuerst hauchend, also tonlos an. Der Schüler vor ihm fühlt nun den warmen Lufthauch und wird dies als pantomimische Anfrage des Lehrers wiederum pantomimisch bestätigen. Nun singt der Lehrer, während die Hände des Taubstimmigen immer auf seiner Brust und am Kehlkopf ruhen, plötzlich einen lauten Ton in dieselbe vorher tonlose — Mundform des Vokal a. Sogleich wird der geübte Gefühlsinn des Taubstimmigen die hierdurch entstehende Vibration an Hals und Brust des Lehrers wahrnehmen. Dies ist also etwas ganz Neues, Unerwartetes, von ihm bisher den

Mundöffnungen beim Sprechen noch nie hinzugebacht. — Pantomimische Aufforderungen des Lehrers, diese neue Wahrnehmung an sich selbst zu erproben, werden das begabte Kind nach kurzen Mühlungen dieser Versuche bald dahin bringen, die erstrebte Vibration in Kehlkopf und Brustknochen an sich selbst zu erreichen, sein Stimmorgan zu gebrauchen, wie es der Lehrer that, also einen Ton hervorzubringen. Die Freude des Kindes über diese neuerlernte Kunst ist groß. Die Versuche wiederholen sich, die Stimme ist also gewonnen. Freilich wird nicht bei allen Taubstimmigen der Sieg so leicht. Bei weniger Begabten müssen oft drastischere Mittel, wie Angst, Schreck u. dergl. angewendet werden, um den ersten Aufschrei hervorzubringen, der dann natürlich von dem Lehrer sofort mit freundlichen Gebärden, ja mit materiellen Belohnungen wie Süßigkeiten z. bewillkommnet wird, um das Kind zur Wiederholung desselben Lautes und somit zum Bewußtsein seiner Stimme zu bringen.

Es würde hier zu weit führen, wenn ich die Umbildung des rohen Sprachtones in die Formen der Sprache beschreiben wollte. Nur so viel, daß der vorgehaltene Spiegel dem Schüler die verschiedenen Formen des Mundes bei immer fortgesetzter Anwendung des nunmehr gefundenen Tones als verschiedene Vokale zeigt, deren schriftliche Bezeichnung, also die Buchstaben, ihm sofort gegeben und sehr bald geläufig werden. In gleicher Weise werden die Bewegungen der Lippen, der Zungen Spitze, des Zungenrückens ihm als Nebenlaute bekannt gemacht. Das „p“ z. B., indem man ein auf die Hand gelegtes Stückchen Papier mit starkem P-Laut hinwepustet. Vokale und Konsonanten werden dann zusammengefügt und so lernt das Kind die Dinge, welche es umgeben, sprachlich bezeichnen. J. B. B-1-a-tt, zusammen Blatt, wobei ihm ein Blatt vom Baume und aus dem Bunde gezeigt wird, und das so weiter durch das reiche, unabgrenzte Gebiet der Sprache. Diesen langen, mühevollen Wege zu folgen, liegt nicht in meiner Aufgabe. Hier handelt es sich nur um die erlangte Thätigkeit des Stimmorgans, um den Ton. Dieser bleibt natürlich bei dem Taubstimmigen nur auf die Sprachverwendung beschränkt. Der Gesangsston braucht ja das Ohr unbedingt, und das bleibt leider dem Entstummten fast immer verschlossen. Stimmzubereitung also im musikalischen Sinne ist nur beim Hörenden möglich. So gelange ich denn zum zweiten Theile meines Themas, zur Veredelung des Sprechtons zum schönen Gesangsston.

Unter Stimmorgan versteht, wie bekannt, aus folgenden Theilen. Zunächst die Lunge, welche in ihren zwei Fächer gleichsam als Wasserbalg dient. Aus den letzteren wird die angesammelte Luft in die Luftröhre getrieben. Am Ende derselben befindet sich der Kehlkopf, ein knorpeliges Gefäß, in welchem waggerecht die Stimmblätter befestigt sind. Diese sind feste, elastische Faserbänder von weißer Farbe. Man unterscheidet die unteren oder eigentlichen und die oberen oder falschen Bänder. Diese letzteren finden sich in einer Entfernung über den eigentlichen Bändern ausgespannt. Sie dienen nur zum Rütteln, also als Resonatoren. (Man denke an die übergespannten Saiten bei den Akkordpianos.) Als wirkliche Tonerzeuger haben wir also nur die unteren Stimmblätter zu betrachten. Diese stehen beim Atmen so weit voneinander entfernt, daß die Luft ohne Geräusch hinein und heraus kann; sobald man aber einen Ton anstößt, nähern sie sich einander dergestalt, daß nur eine schmale Ritze zwischen ihnen bleibt, welche Glottis oder Stimmritze heißt. Durch diese enge Ritze nun hindurchegebläst, reißt die strömende Luft stark an den Stimmblättern und versetzt diese somit in lebhafteste Vibrationen (wie der Bogen die Violinsaiten, auf welcher er kreist). Der Ton ist also durch die Schwingungen der Stimmblätter erzeugt. Die nunmehr gleichfalls schwingende Luft (seht eben Ton genannt) steigt senkrecht auf, stößt das Zäpfchen und Gaumensegel in die Höhe, so daß hierdurch die Nasenkanäle dem Tone verschlossen werden. Dieser schlägt nun an den harten Gaumen, wird von hier nach vorn an den Vordergaumen geworfen, von wo er im entgegengelegten Winkel über die Lippen ausströmt. Der Anschlag an den Vordergaumen erzeugt in diesem die Resonanz, und es bildet somit die knöchige Gaumenplatte nebst den Zähnen für die Stimme den Resonanzboden. Der Ton erhält hierdurch sein Metall und seine Verstärkung in ähnlicher Weise, wie bei einer Pfeifbohle, die man auf die Tischplatte legt. — Die Höhe und Tiefe der Töne wird — wie bei der Violinsaiten — durch den Grad der Anspannung der Stimmblätter bestimmt. Je straffer die Bänder, desto höher der Ton. Außerdem steigt derselbe auch durch stärkeres Anblasen. Wir

sehen hieraus, daß unser Stimmorgan ein Blasinstrument und zugleich ein Seiteninstrument ist. Die Röhre des Blasinstruments stellt sich uns in der Luftröhre, der Schalltrichter aber in der Mundhöhle dar, während die strömende Luft den streichenden Bogen und die Stimmblätter gewissermaßen die Saiten vorstellen. Aus dieser Zusammenwirkung ergibt sich die große Modulationsfähigkeit und Ausdrucksfähigkeit des Gesangsstones, zugleich aber auch die Schwierigkeit, einen an- und abschwellenden Ton auf gleicher Höhe zu halten. Damit also das Crescendo den Ton nicht steigen, das Decrescendo ihn in der Intonation nicht fallen mache, muß beim Zunehmen der Atemkraft die Spannung der Stimmblätter etwas nachlassen und umgekehrt. Dieser Vorgang vollzieht sich natürlich unbewußt unter der Kontrolle des musikalischen Gehörs. Die Umbildung nun des Sprechtones in den eben Gesangsston ist die erste Aufgabe des Stimmbildners. Auch beim Sprechen sind alle Teile unseres Organs beteiligt, nur in etwas anderer Weise als beim Singen. Beim Sprechen, wenigstens beim konversationellen, kommt es mehr auf Deutlichkeit als auf Tonfülle und Tonhöhenheit an. Im Singen dagegen, wo der Vokal zugleich der Träger eines vollendeten Tones sein soll, treten an den Gebrauch des Stimmorgans erhöhte, ich möchte sagen, instrumentale Forderungen heran. Diese beziehen sich zunächst auf die Atemgebung. Die gesteigerten Aufgaben des Atmens in der Gesangkunst bedürfen eben auch einer Kunst des Atmens. Das lange Zurückziehen, die genaue Berechnung des genommenen Atmens sind z. B. Dinge, die dem Atmen im gewöhnlichen Leben durchaus fern stehen. Es handelt sich zunächst um Beschaffung größerer Atemmengen. Die hierdurch notwendig werdenden, tiefen Atemzüge dürfen den Stimmerzeuger, also den Kehlkopf, nicht bei seiner Arbeit beschäftigen, müssen demnach im allgemeinen auf den unteren Teil des Brustkorbes beschränkt bleiben. Also kein Schlüsselbeinathmen sondern ein Zwerchathmen, wie wir es bei den Singvögeln und bei Tieren sehen, welche große Lungenfähigkeit nötig haben, z. B. beim Fische. Der in der Regel schnell zu nehmende Gesangsston ist beim Singen in wohlberechneter, dem jeweiligen Bedarf für kurzen oder langen, leisen oder starken, schnellenden oder abnehmenden, ruhigen oder bewegten Ton angepaßter Intensität und Zeitdauer, aber immer ruhig — einem Selbstton gleich stehend — wieder anzugeben. — Das zweite Moment für die Bildung des Gesangsstones ist die Stellung der Stimmblätter und des Kehlkopfes, die Dehnung des Halses und der Weg des Tones im Munde. Im Sprechen nimmt der Kehlkopf eine unbestimmte und meist etwas hohe Lage ein; die Zunge wechelt die ihrige gleichfalls beständig nach Bedürfnis der Vokale und Konsonanten; die Stimmläute und die Lippen bewegen und öffnen sich nur so viel, als zur Deutlichkeit des Sprechens nötig ist. Das alles ist im Singen anders. Wie der Körper überhaupt bei jeder schwereren Arbeit eine feste, widerstandsfähige Haltung annimmt, so bedürfen ihrer auch die Teile des Gesangsorgans zur Bildung feststehender, starker und in den Zusammenklang anderer Instrumente wirksam eingreifender Töne. Der Kehlkopf muß daher nicht der mit ihm zusammenhängenden Zungenwurzel tiefer als sonst gestellt werden, so daß eine runde, offene Kehle, eine sogenannte Unterkehle entsteht (wie dies z. B. beim Ansprechen der Silbe „ga“ geschieht). Dies aber, um die Halsöffnung geräumiger und für den großen, runden Ton geeignet zu machen. Der Tonerzeuger — das ist eben der Kehlkopf mit den Stimmblättern — erhält hierdurch zugleich die geforderte feste, widerstandsfähige Stellung. Hierbei ist natürlich jeder Druck der ihn umgebenden Muskeln zu vermeiden, weil sonst Gaumentonen entstünde. Nun weiter zu dem Anschlag oder Schalltrichter, d. h. zu dem Raume zwischen Kehlkopf und Lippenraum. Diesem hat bestimmte, festzuhalten instrumentale Formen anzunehmen, welche sich den verschiedenen Vokalen demnach anpassen, daß diese immer nur verschiedene Stufen desselben edel geformten Körpers darstellen. So bilden die Vokale a, o, u eine Klotzform, ä, e, i eine Wulstform, ö und ü eine Kesselform. Da diese Formen das Gefäß des Tones darstellen, so sind sie viel ausprägbarer zu bilden als im Sprechen; denn während sie hier beständig wechseln, haben sie im Singen während langer Töne, Stalten zc. fest zu stehen. In diesem Sinne spricht man eben von einer Mundstellung. Die Lippen haben hierbei etwas fester gegen das Zahnfleisch zu drücken und sind in ihrem roten Rande von den Zahntönen — besonders von denen der Dergänge — abzudrängen. Dies, um den andrängenden Tonstrom in seiner Vokalform

\* Lehrer Emil Göpel.



festzuhalten und zugleich die Vibration der Zähne ungehemmt zu lassen. Diese Vibrationen aber werden dem Sänger an den knöchernen Teilen des ganzen Vorderkopfes deutlich gefühlt. Sie geben dem Tone, wie schon früher erwähnt, jenen metallischen Glanz, jenes Silberglänzen, welches ihn, sei er stark oder schwach, durch den weitesten Raum trägt. Denn die Vibration der Zähne verleiht den tieferen umgebenden Luftström in Wellenbewegung, die sich durch den Saal bis an die Wände in gleicher Weise fortpflanzt, wie es bei den Wellen des Seiches geschieht, wenn man einen Stein hineinwirft. Ein durch falsche Zungenlage oder durch Druck im Halse an diesem Schlüssel veränderter Ton wird dieses Vorteils entbehren, auch wenn er mit aller Kraft hervorgebracht würde. Daher die an Naturfängern oft wahrzunehmende Anstrengung bei Gesangsaufgaben, die dem kunstgebildeten Sänger nur Kleinigkeiten bedeuten. Die ersteren belasten eben den Kehlkopf mit Luftmassen, die der Kunstfänger vor an die Resonatoren schiebt, wo sie den Ton bereichern, ohne den Tonzeuger auszureizen.

Alle diese Vorteile werden desto leichter erreicht, je kürzer der Weg des Schwingen ist. Die Verstärkung aber des letzteren geschieht durch ein geringes Zurückweichen der Unterlippe gegen den Hals. Dies wird durch ein kräftiges Anziehen der Unterlippe gegen das Zahnfleisch bewirkt, ähnlich dem Vorgange, wie er sich von selbst beim Gähnen vollzieht. Man kann dabei beobachten, daß durch das Zurückweichen der Kinnlade der Schall sich erweitert, die Zungenwurzel mit dem Kehlkopf in die Tiefe steigt, während Rachen und Gaumensegel sich heben und hierdurch also — wenn die Zunge gleichzeitig flach im Rahmen der Unterzähne liegt — in der Mundhöhle jener schon erwähnte weite, luftstille Raum entsteht, der für den großen Ton notwendig ist. Der so geformte Gesangston verhält sich zum gewöhnlichen Sprechton etwa wie der Klang des modernen Konzertflügels zu dem des alten Spinett. Wir verlangen also vom Gesangston, daß er frei von jeder Spitze und Schärfe, in jeder Tonstärke weich und von edler Mundung sei, ohne dabei jener deutlich abgegrenzten Kontur zu entbehren, die ihn metallisch, also tragfähig macht.

Somit wären denn die Hauptbedingungen des edlen Gesangstones klar gelegt. Wie sich nun die Entwicklung der Stimme vollzieht in Hinsicht des Umfangs nach Höhe und Tiefe, ihrer Ausgleichung in den Registern, ihren Mäßen, in der Kraft- und Farbengebung, nach ihrer technischen Beweglichkeit, ihrer Einleitung als einheitlicher Kontinuum in die Formen der Sprache, endlich in ihrer individuellen Eigenart der Stimmgattung als Sopran, Mezzo-sopran, Alt, Tenor, Bariton und Baß — alles das ist Gegenstand der Darstellung jeder guten Gesangsschule. So verschieden hierin sind die Methoden, sind: seine wird der Grundbedingungen für die Bildung des schönen und großen Tones entbehren können, in welchem wir allezeit den Grund- und Eckstein jedes künstlerischen Gesanges erblicken müssen.



## Künstler-Silhouetten.

Musikalische Erinnerungen von Max Ring.

**N**achdem ich in der Musik, wie ich gestehen muß, nur Late bin, habe ich mich stets für die edle Tonkunst lebhaft interessiert, wozu wohl der Umstand beitragen mochte, daß mich ein günstiges Geschick auf meinem Lebenswege vielfach mit verschiedenen bedeutenden Komponisten, Virtuosen und Sängern zusammenführte. — Als ich 1836 in Breslau Medizin studierte, war ich Hauslehrer in einer angenehmen, gebildeten Familie, in der damals die vorzüglichsten einheimischen und fremden Künstler freundschaftlich verkehrten. Unter den ersteren ragte besonders der verdienstvolle Mosewius als musikalischer Charakterkopf hervor.

Derselbe war in Königsberg geboren, aber mit Breslau innig verwachsen. Begabt mit einer schönen und kräftigen Stimme, ging er zur Oper, nachdem er eine sorgfältige akademische Bildung und im Gesang den Unterricht des Italieners Cartastieri und Hillers in Leipzig genossen hatte. Im Jahre 1816

nahm Mosewius ein Engagement bei dem Theater in Breslau an, wo er als Öskmin in der „Entführung aus dem Serail“, als Aspar in „Freischütz“, Reporello in „Don Juan“ und Figo in „Figo“ Hochzeiten große Anerkennung und Beifall fand. Auch als Schauspieler trat er als Kent in „König Lear“, als Lorenzo in „Romeo und Julia“ und als Kottwitz in „Prinz Friedrich von Homburg“ mit vielem Erfolg auf.

Da aber Mosewius sich mit dem Theaterdirektor Birey überwarf, so verließ er die Bühne und gründete mit Unterstützung seiner zahlreichen Gönner 1825 die „Breslauer Singakademie“, nachdem er schon früher im Verein mit Schall die „große Liebertafel“ gestiftet hatte. Bald wurde er die Seele des neuen Instituts und der Mittelpunkt des musikalischen Lebens in Breslau. Seine Begeisterung für die Kunst, seine ungewöhnliche allgemeine Bildung, sein seltenes Talent als Lehrer und Dirigent, sowie seine alle Schwierigkeiten und Hindernisse bezwingende Energie erhoben ihn zu einer Autorität ersten Ranges auf musikalischem Gebiete. Als Begründer und Direktor der Singakademie gab er im wörtlichen Sinne den Ton an, — ihm verdankte Breslau hauptsächlich durch die vollendete Aufführung der bedeutendsten Meisterwerke den daselbst herrschenden Geschmack für klassische Musik, die Bedung und Belebung des künstlerischen Sinns.

Wie in seiner Kunst nahm Mosewius auch in der Gesellschaft vermöge seines Geistes und seiner vielseitigen Begabung eine hochgeachtete Stellung ein und erfreute sich einer ungemessenen Beliebtheit. Schon seine äußere Erscheinung, die unterste kräftige Figur, das stark gerötete, glatte Gesicht mit der hohen Stirn, den hellen, klugen Augen, mit dem breiten, fast immer lachenden Mund und der jovialen, beweglichen Physiognomie verrieten auf den ersten Blick eine ferngehende, frische und echte Künstlernatur, eine glückliche Mischung von Geist und Herz, von Verstand und Gemüt, von kindlicher Gutmütigkeit und feiner Lebensklugheit. Mit diesen Eigenschaften verband er noch einen hinreißenden Humor und eine unverwundlich gute Laune, welche selbst mancher harter Schicksalsschlag nicht zu trüben vermochte. Sein schallhafter Blick, sein helles, schmetterndes Lachen waren unübersehblich und gewannen ihm alle Herzen. Man mußte von ihm eine feiner Bärenpartie oder ein lustiges Lied im Freundeskreise hören, um die außerordentliche Popularität dieses Mannes zu begreifen, der, ohne selbst ein bedeutender Komponist und Virtuoso zu sein, den größten Einfluß auf die musikalische Welt übte und durch seine persönliche Liebenswürdigkeit der Kunst unvergänglich Dienste leistete.

Eine verwandte, aber weitgereisere Künstlernatur war der ursprüngliche Freund Mosewius in Breslau, dessen interessante und höchst lehrreiche Selbstbiographie der mit ihm befreundete Dr. Viol herausgegeben hat. Wenn man in diese Mitteilungen einen Blick wirft, glaubt man bald ein Kapitel von Jean Paul, bald eine Seite aus den romantischen Novellen von Eichendorff oder aus Holteis lustigen „Ragabunden“ zu lesen; bald den kindlichen „Quintus Firmin“, bald den liebenswürdigen „Taugenichts“ auf ihren abenteuerlichen Fahrten zu begleiten. Freudenbergs Wanderungen durch ganz Italien, mit 150 Thälern in der Tasche, seine Erlebnisse in Rom und Livorno, seine wunderliche Brautwerbung, seine Gesandtenfreunden und -leiden sind die köstlichsten, humoristischen Genrebilder aus dem Leben eines wahren Künstlers und mehr wert, als manche vierbändige Romane.

Ebenso originell wie seine Biographie war die Person ihres Verfassers. Eccentrisch und phantastisch gleich dem toten „Freisler“ in Hoffmanns Erzählungen, barock in seinen Ansichten und Urteilen, voll scharfer Geiz- und Kanten, starr eigensinnig, rückwärts bis zur klassischen Grobheit, aber wahr, ehrlich und uneigennützig bis zur höchsten Selbsterleuchtung, anspruchslos und bescheiden, heiter und sorglos, begeistert für die Kunst und ihr alles opfernd, erschien der „lange Miesentantor“, wie ihn sein Freund Schall zu nennen pflegte, als der treue Typus eines jener alten Organisten, deren Religion die Musik war und die ihrem Herrn dienten, ohne sich um den Lohn und die Anerkennung der Welt zu kümmern. Das Gegenstück Freudenbergs bot sein Kollege, der berühmte Orgelspieler Hesse, der ebenso die wie der Miesentantor mager, ebenso materiell wie dieser ideal gesinnt war und wegen seiner Korporulenz und seines plumpen Wesens nur der „Bär auf der Orgel“ hieß. Aber wenn Hesse an seinem Instrument saß und seine plumpen Hände die Tasten berührten, dann ergriß er die Seelen der Hörer mit überirdischer Gewalt und erfüllte alle Herzen mit Andacht und Bewunderung.

Von fremden Virtuosen lernte ich in meiner

damaligen Stellung den ausgezeichneten Violinspieler Ernst kennen, der sich längere Zeit in Breslau aufhielt und als Mensch und Künstler eine hohe Anerkennung genoss. Besonders schätzten die Damen für den ebenso schönen als genialen Virtuosen, dessen interessantes Gesicht mit den schwärmerischen bunten Augen und den langen, geschweiften Haaren an den Johannistopf von Domenico erinnerten. Ein Schüler Mesfingers in Wien und später von Beriot in Paris ausgebildet, fesselte Ernst weniger durch den Glanz seines Spieles als durch einen eigentümlichen melancholischen Zauber, der besonders in der von ihm komponierten „Legende“ eine ergreifende Wirkung übte, während er durch den „Karnaval von Venedig“, einer Nachahmung der gleichnamigen Variationen von Paganini, einen der größten Heiterkeitserfolge erzielte und der an sich unbedeutenden Komposition eine ungemeine Popularität verschaffte. Allerdings mußte Ernst durch sein geniales Spiel die bekannten italienischen Mästen so zu verführen, daß man das laute, tolle Lachen Garlins, das neckische Flüstern und Kichern Kolombins, das Brummen und Grinsen Pantalons zu hören und die Sprünge und Grimassen der närrischen Weselen, das ganze lustige Treiben des Karnevals zu sehen glaubte. Wie sehr Paganini selbst das Talent des jungen Künstlers schätzte, bewies er durch sein Testament, worin er Ernst eine seiner kostbaren Geigen vermachte, welche dieser wie eine heilige Reliquie bewahrte und auf allen seinen Reisen mit sich führte. Im persönlichen Verkehr war Ernst einer der liebenswürdigsten Menschen, einfach, natürlich und bescheiden, frei von allem Virtuosenbüßel und jede Falschheit verabschwendend, dabei fein gebildet, eine wahrhaft vornehme Natur. Leider zwang ihn ein unheilbares Leiden, dem er 1864 in Vizza erlag, noch im besten Mannesalter seine glänzende Laufbahn aufzugeben und sich in das Privatleben zurückzuziehen.

Nachdem ich im Jahre 1838 Breslau verlassen hatte, um meine Studien in Berlin fortzusetzen, schloß ich mich daselbst einem Kreise talentvoller junger Männer an, welche mit der berühmten Vettina von Arnim verkehrten. Die geniale Diadotrii schwärmte nicht nur für Musik, sondern komponierte auch wunderbare Lieder, Symphonien mit Dithyramben, unter denen besonders ein Geistergesang auf uns einen tiefen Eindruck machte. Gern und oft erzählte sie auch von Beethoven, mit dem sie intim befreundet war, die interessantesten und interessantesten Geschichten, wobei sie Wahrheit und Dichtung miteinander vermischte. Zuweilen überließ sie sich wie eine gottbegünstigte Pythia ihren eigentlichen Inspirationen und erging sich in originellen Offenbarungen über das Wesen der Kunst, die eine merkwürdige Ähnlichkeit mit den Anschauungen Wagners über die Zukunftsmusik hatten und gewissermaßen der Zeit voraneiften.

Unter den zahlreichen jungen Dichtern und Musikern, welche sich wie eine Jüngerschaft um die außerordentliche Frau sammelten, gefesselte von ihrem dämonischen Geist, befand sich auch der norwegische Violinvirtuose Ole Bull, der ebenso sehr durch sein großes Talent und seine interessante Erscheinung, wie durch sein bizarres Wesen auffiel. Schon als Student erregte er in seiner Heimat durch seine musikalische Begabung ein ungewöhnliches Aufsehen. Zu seiner ferneren Ausbildung ging er zu Spöhr nach Kassel, bei dem er jedoch nicht die gewünschte Aufnahme und Unterstützung fand, weshalb er sich nach Paris wendete, wo er längere Zeit in den dürftigsten Verhältnissen lebte und mit Mangel und Not kämpfen mußte. Hier hörte er Paganini, dessen eccentric-dämonisches Spiel er sich zum Muster nahm und nach zu überbieten suchte, ohne jedoch den genialen Meister zu erreichen. Mit der Zeit verfiel Ole Bull in eine unwürdige Charaktere und überließ sich einem unruhigen Virtuosenleben, das ihn durch ganz Europa und mehrmals nach Amerika führte, wo er mit Hilfe der üblichen Klänge große Triumphe feierte und auch bedeutende Einnahmen erzielte. Durch seine raffinierten glänzenden Kunststücke, geschickte Anwendung von Flageoletttönen, Doppelgriffen und Arpeggien gelang es ihm besser die große Menge zu blenden, als die wahre Kenner zu befriedigen, obgleich ihn auch edle feelebende Töne zu Gebote standen, besonders wenn er die originellen Melodien seiner nordischen Heimat spielte. Um so mehr war es zu bedauern, daß Ole Bull als Künstler immer mehr entartete und im Fahren nach Effekten unterlag. Da er nach seiner letzten Rückkehr aus Amerika nirgends den gehofften Beifall fand und auch einen Teil seines erworbenen Vermögens in verfehlten Länderspekulationen verlor, übernahm er die Stellung

eines von ihm gegründeten Theaters in seiner Vaterstadt Bergen, wo er in der ihm gehörigen Villa fast vergessen starb.

Einem meiner Freunde verdanke ich auch in jener Zeit die Bekanntschaft des interessanten geistreichen Musiktheoretikers und Komponisten Bernhard Marx, der in seiner Stellung als akademischer Lehrer durch seine anregenden, auf den Anschauungen der damals herrschenden Hegel'schen Welttheorie ruhenden Vorlesungen die studentische Jugend fesselte und durch seine Schriften auch auf weitere Kreise einen bedeutenden Einfluß übte. — Nachdem Marx, der ursprünglich die Rechte studiert, seinen Abschied als Kammergerichtsreferendar genommen hatte, widmete er sich ausschließlich der Musik, obgleich er als Komponist seinen durchschlagenden Erfolg zu erringen vermochte. Um so mehr wirkte er als gelehrter Theoretiker und scharfsinniger Kritiker durch die Herausgabe einer musikalischen Zeitung. Lange Jahre mit Felix Mendelssohn intim befreundet, stand er dem jüngeren, ihm aber produktiv überlegenem und schöpferischen Künstler mit seiner Einsicht und Erfahrung besonders bei der Komposition der Ouvertüre zum Sommerabendstraum rathend zur Seite, bis die Verschlebung ihrer Charaktere und Ansichten einen unheilbaren Bruch zwischen beiden herbeiführte.

Im persönlichen Umgang zeichnete sich der kleine, höchst bewegliche Marx durch heitere Laune, scharfen Witz, dialektische Schlagfertigkeit und durch einen Schatz interessanter Erinnerungen aus, die er später gesammelt, in zwei Bänden herausgab. Das noch immer wertvolle Buch enthält eine Reihe charakteristischer Schilderungen und Bilder von Spontini, Bizet, Wilhelm Meyer, E. L. v. Hoffmann, Heinrich und Charlotte Stiess, Adolf Schir, Johann Venald und besonders der Mendelssohn'schen Familie, mit der Marx lange Zeit im vertrauten Verkehr stand. Ein Freund des Scherzes, verstand und ertrug er auch Scherz, ohne empfindlich zu werden. So nahm er es auch nicht übel, als ich bei der Aufführung seines Dramas Moses in Breslau im Verein mit dem witzigen Doktor Hermann Wollheim, dem Verfasser des bekannten Studentenliedes: „Sind wir nicht zu Herrlichkeit geboren?“ ein parodistisches „Loboratorium“ zum besten gab, worin der Referendar Moses den grausamen Oberlandesgerichtspräsidenten Barao um Urlaub bat und mit Hilfe seines Bruders, des schlauen Theologen Kron durch allerlei Intrigen und lustige Studentenstreiche die verweigernde Erlaubnis erzwang, wobei es nicht an scherzhaften Anspielungen auf die juristische Laufbahn des früheren Kammergerichtsreferendar Marx fehlte. — Zu den Eigenheiten des geistreichen Musikers zählte auch seine Vorliebe für — Strategie. Er selbst hielt sich für ein militärisches Genie und entwarf unablässig Feldzugspläne oder unterzog die Schlachten Friedrich des Großen und Napoleons des Ersten einer strengen Kritik, indem er beiden die von ihnen begangenen Fehler mit vielem Scharfsinn nachzuweisen suchte, wodurch Marx seinen Freunden die Veranlassung zu manchen Scherzen und Neckereien gab. Diese lebhafte, fast jenseitige Idee hing damit zusammen, daß Marx ein vorzüglicher Schachspieler war und sich deshalb die Fähigkeit zutraute, ebenso gut wie seine Schachfiguren ein großes Heer zu führen und seinen Gegner auch auf dem blutigen Schlachtfelde zu schlagen.

Nachdem ich fast zehn Jahre als praktischer Arzt in Ober-Schlesien verweilt hatte, wo ich nur selten Gelegenheit fand, mich an musikalischen Genüssen zu erfreuen oder interessante Künstler kennen zu lernen, führten mich meine schriftstellerischen Neigungen nach Berlin zurück, wo ich bei der Voss'schen Zeitung eine Anstellung als Theaterkritiker erhielt und mit dem Redakteur derselben, Dr. Otto Linbner, einem durch Geist, vielseitiges Wissen und besonders durch musikalische Bildung ausgezeichneten Schriftsteller, in ein inniges Freundschaftsverhältnis trat. Linbner war ein geborner Breslauer und hatte in seiner Vaterstadt Philosophie und Philologie studiert. Auf der Universität schloß er sich dem berühmten freisinnigen Botaniker Rees von Genöben an, der einen Kreis strebsamer junger Männer um sich sammelte, aber später wegen seiner sozialistisch gefärbten Lehren von der Regierung aus seinem Amt entlassen wurde.

Nachdem Linbner sein Doktorexamen rühmlichst bestanden, ging er nach Berlin, wo er zuerst Mitarbeiter und nach einiger Zeit Chef-Redakteur der Voss'schen Zeitung wurde. Angeborner Haug und unglückliche Familienverhältnisse machten ihn nur zu sehr empfänglich für die pessimistische Weltanschauung Schopenhauer's, dessen eifrigster Schüler und Verehrer er war. Als solcher wirkte er besonders für

die Verbreitung und Anerkennung des originellen Frankfurter Philosophen, der zum Dank in seinem Testamente die höchste Achtung für Linbner bezeugte und diesem die von ihm getragene wertvolle Taschenuhr hinterließ.

Ebenso bedeutend als Musiker wie als Philosoph und Politiker, machte sich Linbner weniger durch seine Kompositionen als durch seine Schriften „Geschichte des deutschen Singspiels“, „Beiträge zur Zukunft“ u. s. w. bekannt. Zugleich übte er durch seine Stellung einen großen Einfluß auf die musikalischen Kreise der Hauptstadt aus. Hauptächlich durch seine Bemühungen und Anregungen trat der „Vad-Berein“ ins Leben, und wurde von ihm die Herausgabe der Vadschen Werke wesentlich gefördert und unterstützt. Vorzugsweise aber schenkte er seine Teilnahme den lebenden jüngeren Talenten, die bei ihm stets Rat und Hilfe fanden. So veranlaßte er mich, für den hochbegabten Komponisten Hugo Illich einen Operntrakt zu dichten, für den sich Linbner lebhaft interessierte.

Illich selbst war in Doppel geboren, Sohn eines geachteten Gymnasiallehrers und hatte eine klassische Bildung erhalten. Neigung und ungewöhnliche Begabung veranlaßten ihn, seine Studien anzugeben und sich ganz der Musik zu widmen. Nachdem er einige Jahre den Unterricht der besten Lehrer in Breslau und Berlin genossen, komponierte er die Symphonie triumphe, welche in Brüssel mit dem ersten Preis gekrönt wurde und bei der daselbst stattgefundenen Aufführung einen ungewöhnlichen Beifall fand. Nicht minder günstig wurde seine H-moll-Symphonie in den klassischen Konzerten der berühmten Berliner Kapelle aufgenommen und von der Kritik beurteilt, so daß Illich zu den höchsten Hoffnungen berechtigte.

Durch sein Talent und seine persönliche Lebenswürdigkeit erwarb sich der junge Komponist zahlreiche Freunde, unter denen sich besonders der geniale Augenarzt Albrecht von Gräfe so sehr für ihn interessierte, daß er ihn auf seine Kosten nach Italien reisen ließ, wo Illich unter Verdis Leitung die dramatische Musik, besonders aber die italienische Technik des Gesangs studieren und seine Oper schreiben wollte. Nach einem Jahre kehrte er nach Berlin zurück und brachte zwei Alben seiner Oper mit, die in Gräfe's Wohnung aus vor einem befreundeten kunstverständigen Hörerkreis aufgeführt wurden und die größte Anerkennung der anwesenden Kunstkenner fanden. Leider erkrankte Illich bald darauf an einem unheilbaren Nierenerkrank und starb, bevor er den dritten Akt vollenden konnte, unter traurigen Verhältnissen, die er zum Teil selbst durch Leichtsinn und extravaganter Leben verschuldet hatte. Die Partitur der beiden Akte war verschwunden und wurde trotz aller Nachforschungen in dem Nachlaß des Verstorbenen nicht aufgefunden.

(Fortsetzung folgt.)



## La Barberina.

Der Roman einer KünAlexin.

Von I. Erbach.

(Schluß.)

Der König vernahm mit Befriedigung den Bericht des Intendanten, unterbrach aber dessen begeisterte Schilderung der schönen Tänzerin mit den Worten: „Werden ja selbst sehen, was an ihr ist. Ich bin curieux. Freut mich, daß sie traitabel ist. Ihm scheint sie übrigens den Kopf gründlich verdröht zu haben. Sollte er lieber die Augen offen, daß sie uns nicht erschappiert. Habe schon gehört, daß ihr so ein Narr von Engländer von Venedig nachgelaufen ist. Werde ihm das Handwerk schon legen. — Also aufpassen, hört er! Aber sie soll nichts merken.“

Was war in dessen aus Mr. Algernon Burghers geworden? — Zunächst war er in einem der Wohnungen seiner Angebeteten möglichst nahe gelegenen Gasthof abgetrieben. Am anderen Tage gelang es ihm, da der Verberns Webberdopp verschwunden war, zu seiner Ueberraschung, ohne Schwierigkeiten zur Bar-

berina zu bringen, welche ihm nicht ohne Mühe für seine Anhänglichkeit dankte, aber dabei äußerte, daß er Berlin doch wohl mit so schwarzen Farben geschildert habe. Was sie bis jetzt gesehen und erfahren, erschien ihr durchaus nicht abgesehen.

Dies letztere war zwar Mr. Burghers nicht recht angenehm, aber dennoch ging er beglückt und hoffnungsvoll von hinnen, ohne zu ahnen, wie bald seinen Träumen die rauhe Wirklichkeit ein Ende machen würde.

Wenn es schon großes Mißvergnügen hervorgerufen hatte, daß er der Barberina nach Berlin gefolgt war, so wurde daselbe durch seinen beständigen Verkehr mit ihr noch vermehrt, den man jedoch nicht hindern wollte, um die Tänzerin nicht zu verlieren und ihr, obgleich sie in Wirklichkeit beständig bewacht wurde, den Anschein völliger Freiheit zu geben.

Man befragte Mr. Burghers anlich über den Zweck seines Aufenthaltes in Berlin. Unerwartet antwortete er, daß er der Signora Barberini gefolgt, welche zu Lady Burghers zu machen ihm höchster Wunsch sei.

Der König war darüber sehr ungehalten und gab dem Minister des Auswärtigen den Befehl, den englischen Gesandten in Berlin vertraulich von der Sachlage zu unterrichten. Dieser war zufällig ein guter Bekannter des Vaters von Mr. Algernon, des alten Lord Burghers, welchen er auf den möglichst schnellsten Wege von den Absichten seines Sohnes in Kenntnis setzte, in der richtigen Voraussetzung, daß Lord Burghers dieselben nicht billigen würde.

Bald kam denn auch die Antwort des erzürnten Vaters an. Sein einziger Sohn und Erbe eine italienische Tänzerin heiraten! Nimmermehr! Er beschwor den Gesandten jedes Mittel anzuwenden, um den betöhrten Sohn aus der Nähe der gefährlichen Circe zu bringen, wenn derselbe dem peremptorischen väterlichen Befehl, unverzüglich in seine Heimat zurückzukehren, nicht freiwillig Folge leisten sollte.

Mr. Algernon aber erklärte ebenso peremptorisch, Berlin nicht ohne Signora Barberina verlassen zu wollen.

Nun glaubte der Gesandte das äußerste Mittel anzuwenden zu müssen. Er ersuchte die preussische Regierung, den innozem Mr. Algernon Burghers zwangsweise nach Hamburg und dort auf ein englisches Schiff bringen zu lassen.

Weiter hatte man nichts gewollt, und war sehr besorgt, dem Ansinnen des Gesandten zu entsprechen. Der arme Mr. Burghers wurde ungeduldet seiner Proteste in seinen Reisewagen geist, und bei Nacht und Nebel entführt. Hoffen wir, daß er sich getrotet und in den Armen einer schönen Witwe seinen Jugendtraum vergessen hat. — Wenigstens ist er der Barberina nie wieder nahe getreten.

Und diese? — Welchen Eindruck machte das plötzliche Verschwinden ihres getreuen Verehrers auf sie? Man hatte ihr gesagt, Mr. Burghers sei infolge einer Nachricht aus seiner Heimat sofort dahin abgereist.

Ob sie nun daran glaubte, oder die Wahrheit ahnte, — jedenfalls war sie nicht sehr betrübt, ja sie fühlte sich fast erleichtert, von diesem allzugetreuen Verehrer, den sie doch einmal nicht lieben konnte, erlöst zu sein, zumal ihr Leben inzwischen eine buntere, glänzendere Gestaltung angenommen hatte. — Nach einiger Zeit hatte ihr der Intendant eröffnet, daß Seine Majestät das Auftreten der Signora zunächst auf seiner Privatbühne in Sanssouci wünsche.

Der Abend der Vorstellung war herangekommen. Es war nur eine kleine Gesellschaft, vor welcher die Barberina zuerst auftreten sollte, eigentlich nur der intime Kreis geistvoller Männer, in welchem von anstrengender Arbeit sich zu erholen, dem König ein Bedürfnis war. Da umgaben ihn, welcher vorn in der Mitte des Parterres saß, d'Alenbert Montpertuis, der seine Italiener Marquis Enchepini, und — last not least — Voltaire mit seinem blicklichen Offensicht, in welchem die kleinen Augen von Geist, Witz und Bosheit funkelten.

Auch die tapferen Generale und die vertriebenen Staatsmänner Friedrich's fehlten nicht, obgleich sie in diesen Zirkeln, wo die geistreiche Unterhaltung vorherrschte, mehr zurücktraten. Vor dieser, von vorne herein wenig wohlwollenden Gesellschaft — war die Barberina doch gewissermaßen eine Lebensbühlerin um die Gunst des Königs — trat sie also zuerst auf. Um so größer war der vollständige Sieg, welchen sie errang. Schon in ihrer ganzen Persönlichkeit lag ein fesslender Zauber, welchem sich zu entziehen sehr schwer war. Ebenso bot ihr Tanz nicht bloß eine Reihe leidenschaftlicher Bravourstücke, sondern die eindrucksvollste Virtuosität war bei ihr nur die Dienerin der be-

iechten Grazie und der hinreichendsten mimisch-plastischen Ausdrucksfähigkeit.

So war denn ihr Triumph ein vollständiger. Die auf die Günst des Königs eiferluchtigen Ausländer konnten trotzdem ihre Bewunderung nicht verbergen, die allen biederer Generale schimmelten und brummen wohl in den Bart: „Ein ganz verurtheiltes Frauentzimmer,“ und der König sah betrüblich und heiterer aus, als seit langer Zeit.

Nach beendeter Vorstellung begab sich Friedrich selbst auf die Bühne, um die Barberina zu begrüßen. „Bon soir, Mademoiselle,“ redete er die ihm von dem Intendanten vorgestellte Künstlerin an, „ich freue mich, Sie kennen zu lernen, nachdem Ihre Kunst mich schon zu Ihrem Sklaven gemacht hat.“

„Gw. Majestät belieben zu scherzen. Ich bin die demüthige Sklavin Gw. Majestät, welche Sie ihrem Vaterlande entführt haben.“

„Jedenfalls sind Sie, Mademoiselle, die schönste meiner Gruben. — Warum ließen Sie sich aber auch in einen Kampf mit mir ein?“

„Ich hätte allerdings bedenken sollen, daß Gw. Majestät niemand widersehen kann.“

„So lassen Sie uns jetzt einen ehrlichen Frieden schließen.“

„Mit Freunden, Majestät;“ und mit tiefer Verehrung legte sie einen Augenblick ihre kleine Hand in die dargebotene des Königs.

Darauf lenkte der König das Gespräch, welches in französischer Sprache geführt wurde, auf Italien und seine großen Dichter und Künstler. Die Bildung, der Geist und der vollendete Taft, welchen die schöne Künstlerin in dieser Unterhaltung zeigte, nahmen Friedrich, der geistige Grazie über alles schätzte, völlig und im besten Sinne ein, während die Barberina wiederum in dem großen Helben und Regenten den geistreichsten, lebenswürdigen Menschen bewundern mußte.

Bald darauf fand das Debit der Barberina in dem von Knobelsdorf neu erbauten, in seiner äußeren Gestalt noch jetzt erhaltenen Opernhaus statt, dessen Devise über dem Hauptportale „Apollini et musis“ ein fanatischer Prediger jener Zeit mit „dem Teufel und seinen Gefellen“ verdrückt hatte.

Auch hier, vor dem großen Publikum, war ihr Erfolg ebenso glänzend, in seinen Umgebungen aber viel stürmischer. Ganz Berlin schwärmte fortan für die Barberina. In der vornehmen, sonst so erklüfteten Gesellschaft wurde es förmlich Mode, sie als Gast einzuladen, damit der König Gelegenheit fand, sich ihrer geistreichen Unterhaltung zu erfreuen, da die Gräfinette es nicht gestattete, daß die Tänzerin bei den offiziellen Hoffesten erschien. Die Achtung, welche der König ihr bei allen Gelegenheiten erwies, hob sie hoch empor, und ihr eigenes takvolles Benehmen, ebenso weit entfernt von Umnähe, wie von Unterwürigkeit, machte sie auch gesellschaftlich zum allgemeinen Liebling. Natürlich war sie der Gegenstand vieler Huldigungen seitens der jungen Herrenwelt. Doch hielt sie alle in einer gewissen Entfernung. Nur einer von den jungen Kavaliern hatte sich eines Vorzuges bei der schönen Künstlerin in ähnlicher Weise, wie einst Mr. Burgess, zu erfreuen, und auch aus derselben Ursache. Seine Neigung war, wenn auch feuriger, doch ebenso ehrlich und aufrichtig, wie die des jungen Engländers, welchem er jedoch an körperlichen und geistigen Gaben weit überlegen war. Es war dies der junge Kammerassessor Franz von Cocceji, ein Sohn des vom König hochgeschätzten Großkanzlers von Cocceji. Seine geistvolle Unterhaltung fesselte die Barberina, sowie die unverfälschte Bewunderung und Verehrung, welche er auf die glühendste und zugleich achtungsvollste Weise zu zeigen wußte, ihr schmeichelten. Den Frauen gefält ein kluger, feuriger Bewerber immer viel besser, als ein schüchtern und zurückhaltender, und so machte denn auch der schöne, lebhafte und bedeutende junge Mann einen gewissen Eindruck auf sie. Doch zögerte und ver barg sie ihre eigenen Empfindungen, in der Erkenntnis, wie die gefeierte Tänzerin immerhin durch einen großen Abstand von dem Sohn des Großkanzlers, welchem eine glänzende Zukunft sicher war, geschieden sei. Sie wußte wohl, daß weder die Eltern des jungen Mannes, noch selbst der ihr sonst so gnädig gesinnte König ihre Verbindung mit ihm zugeben würden. Ein anderes Verhältnis aber einzugehen, gestatteten ihre Selbstachtung und ihr Stolz nicht. Da gab ein Vorfall, den das Unglück ihm des jungen Cocceji herbeiführte, der Sache eine andere Wendung.

Man gab im Opernhause das Ballett „Daphnis und Chloë“, in welchem die Barberina die Chloë darstellte, und, wie gewöhnlich, alles zur lebhaften

Bewunderung hinriß, welche sich nach dem ersten Akte in brandenden Applaus Luft machte.

Dem jungen Cocceji genügte dies jedoch nicht. Er war wie trunken, und mühte der Himmelsheer selbst sein Entzücken auszusprechen. Er eilte blindlings durch die kleine Thür im Orchester hinter die Coulissen, und von dort auf die Bühne, auf welcher sich die Barberina, nach dem eben erfolgten Hervortritt, gerade allein befand. Von seinen Empfindungen fortgerissen, stürzte er der Gräfinetoe zu Füßen, ergriß ihre Hände, die er mit Küßlen bedeckte, und stammelte dabei glühende Liebesworte.

Da flog plötzlich, sei es aus Versehen, sei es weil der Applaus noch immer fortdauerte, der Vorhang in die Höhe, und zeigte dem Publikum das überraschende Tableau: den Kammerassessor von Cocceji als Daphnis vor Chloë knieend.

Lachen und ironische Bravo- und Tacaportuse erklangen, bis der Vorhang vor der Gruppe fiel.

Es war ein vollständiger Standal, welcher auch ernste Folgen haben sollte. Vergebens suchte Cocceji die tief empörte und beschämte Barberina zu versöhnen. Sie hörte ihn nicht an, und wies seine Besuche ab. Als er ihr brieflich, als einzige Genugthuung, welche er ihr bieten könne, seine Hand antrug, erhielt er gar keine Antwort.

Inzwischen hatte sich das Gerücht von dem Vorgange mit Windeseile und unter mannigfachen Zusätzen und Ueberreibungen in der ganzen Stadt verbreitet, und war auch zum Großkanzler, sowie zum König gedrungen. Der erstere stellte sofort seinen Sohn entrüstet zur Rede, und verlangte, daß derselbe jede Beziehung zur Barberina abbrechen sollte. Dieser antwortete ehrenrührig aber fest, daß er die Signora Barberina liebe, ihr Genugthuung schuldig und daß es sein höchster Wunsch sei, sie zu seiner Gemahlin zu machen.

Alle Vorstellungen des Vaters, alle Bitten und Thränen der Mutter vermochten es nicht, seinen Entschluß zu beugen.

Da faßte sich der Großkanzler kurz und schrieb an den König. Er bat ihn um Verzeihung für das Vergerniß, welches sein Sohn erregt hatte, und zugleich um die Entfernung desselben durch dienliche Verlegung aus der Nähe der gefährlichen Circe.

Die Antwort des Königs lautete folgendermaßen: „Mein lieber Großkanzler von Cocceji! Ich hatte schon, bevor Sie Schreiben arrivirte, von der standalösen extravagance seines Sohnes connaissance erhalten. Da derselbe sonst bisher im Dienst und im Leben eine gute Conduite bewiesen, so will ich, um seines Vaters meriten willen, seine étonderie pardoniren, ihn aber, auf daß sich sein Blut in der distance abfühle, als Rath an meine Kammer in Kürtis versetzen. Die p. Barberini ist nach Allem, was in Erfahrung gebracht, innoceente an der mauvaisen Affaire und hat sich überhaupt immer als ein honnêtes Frauentzimmer ausgeführt. Um Uebrigem verbleibe ich

sein wohlaffectionirter  
Friedrich rex.“

Indessen hatte sich die unschuldige Urheberin dieser Wirrnisse seitdem in sehr widerspruchsvoller Stimmung befunden. Trotz aller Beschämung und Empörung über den ihr coram publicis zugefügten Affront, welche sie veranlaßt hatten, von dem König ihre Entlassung zu erbitten, sprach dennoch eine Stimme in ihrem Herzen für den von dem Unglück seiner Leidenschaft fortgerissenen jungen Mann. Das in ehrlichen, warmen Worten ausgesprochene Anerbieten seiner Hand rührte und überzeugte sie von der Lauterkeit seiner Gesinnung.

Da erhielt sie ein Schreiben aus dem Kabinett des Königs des Inhalts, daß Seine Majestät sowohl aus dem Briefe der Signora Barberini als nach dem Ausfall ansehnlicher Erkundigungen, die Ueberzeugung von der völligen Schuldlosigkeit der Dame gewonnen habe, und daß ihr durch Entfernung des unbewonnenen jungen Mannes Genugthuung werden solle. Uebrigens bleibe ihr Seine Majestät gnädig gewogen, könne aber in ihr Entlassungsgesuch nicht willigen. — Zugleich erschien in der „Gauze- und Speener'schen Zeitung von Staats- und Gelehrten Sachen“, damals der einzigen Zeitung in Berlin, folgender Artikel:

„Es haben sich über einen Vorfall, der im königl. Opernhause bei Aufführung des Ballets: „Daphnis und Chloë“ arrivirt ist, verschiedne curieuse Gerüchte verbreitet. Man kann mit völliger assurance behaupten, daß dieselben zumeist auf Unkenntniß, oder auf böswilliger Invention beruhen, vorzüglich soweit sie eine beliebte und estimirte Actrice betreffen, welche zu dem événement die geringste occasion gegeben hat.“

Man glaubte, daß der König, welcher öfters Artikel aus seiner Feder in die Zeitung rücken ließ, auch diese Kundgebung selbst verfaßt habe. Die Folge davon war, daß die Barberina, als sie zum ersten Male nach jenem Abend wieder auftrat, ganz besonders herzlich empfangen wurde.

Je mehr so ihr gekränktes Gefühl beruhigt wurde, desto mehr schwand ihr Groll gegen den Urheber dieser Begebenheit, ja sie empfand im tiefsten Herzen Mitleid über die Strafe, die ihn getroffen, und die ihn von ihr entfernte. Jetzt erst fühlte sie, was er ihr gewesen, wie sehr seine Huldigungen von denen der anderen sich unterscheiden hatten.

In dieser Stimmung befand sie sich am Abend nach ihrem ersten Wiederauftreten, als ihr Mädchen ihr ein Billet brachte. Sie erkannte die Hand Cocceji's, und hatte nicht den Mut, es unerbrochen zurückzusenden. Es enthielt nur die wenigen Worte: „Gönnen Sie einem Unglücklichen, der aus Ihrer Nähe verbannt wird, wenigstens den Trost Ihrer Verzeihung und eines Abschiedswortes.“

Die Barberina fühlte eine tiefe Bewegung. Sie konnte derselben nicht widerstehen und befohl, den Ueberbringer des Billets vorzulassen. — Jedenfalls mußte ihm Verzeihung und vielleicht noch beglückende Hoffnung zu theil geworden sein, denn mit strahlenden Augen verließ er das Haus, welches er so zaghaft und betrübt vor kaum einer Stunde betreten hatte. So begab sich denn der Geröstete, in beruhigter, ja freudiger Stimmung, am andern Morgen auf den Weg nach Kürtis, wohin ja auch einst Friedrich von seinem strengen Vater verbannt worden war. War doch Kürtis von Berlin nicht allzuweit entfernt, und Zeit und fester Wille würden ja die schwersten Hindernisse hinwegzuräumen vermögen, die seiner, nun nicht mehr hoffnungslosen Liebe entgegenstanden.

Wah mußte man denn auch in Berlin davon, daß die Barberina von Zeit zu Zeit einen geheimnißvollen Besucher empfangen, unter welchem man, trotz sorgfältiger Vermummung, den verbannten Regierungsrath von Cocceji erkannt haben wollte. Schließlich verbreitete sich sogar das Gerücht, daß derselbe heimlich mit der schönen Künstlerin vermaht sei. Dies Gerücht drang auch zum König, der zwar daran nicht recht glauben, aber doch Gewißheit haben wollte. Er befohl daher dem Präsidenten des Kammergerichts, sich persönlich bei der Signora Barberini zu erkundigen, wie es mit der Wahrheit oder Unwahrheit jenes Gerüchtes stände.

Die Barberina bekannte offen, daß sie mit dem Regierungsrath von Cocceji verheiratet sei.

Der König war in hohem Grade erzürnt, ganz außer sich aber waren die Eltern des jungen Cocceji.

In seinem ersten Zorn wollte der König die Ehe für null und nichtig erklären, und die Barberina des Landes verwiesen. Der junge Ehemann aber erklärte muthig, er werde dann seiner Frau folgen. Die Ehe zu trennen habe selbst Seine Majestät nicht die Macht, da sowohl er als seine Frau der katholischen Kirche angehörten, und nach deren Ritus getraut seien. Nur der Papst könne die Ehe lösen.

Der König wußte, so zornig er war und so gern er das Geschehene ungeschehen gemacht hätte, nicht recht, was er hier thun sollte. Einerseits hielt ihn die Rücksicht für den von ihm hochgeschätzten Großkanzler von äußerster Mahregeln ab, andererseits war das Wohlwollen, welches er der schönen, geistreichen Künstlerin geschenkt, trotz allem noch nicht ganz erloschen.

Obgleich in den Vorurteilen seiner Zeit befangen, mußte er sich doch selbst sagen, daß die Barberina ihren Plaz als vornehme Dame viel besser ausfüllen würde, als manche andere von vornehmer Geburt.

Seinem Schwanken machte folgendes Schreiben der Barberina ein Ende:

„Gw. Majestät

haben mir bisher so vielfache Beweise Ihrer Gnade zu theil werden lassen, daß ich es wage, auch jetzt an dieselbe zu appelliren, und Verzeihung für einen Schritt zu ersuchen, ohne welchen zwei für einander bestimmte Menschen für immer getrennt und für immer unglücklich geblieben sein würden. Gw. Majestät werden Diejenige, welche Sie bisher Ihrer Achtung, ja Ihres Unmanges gewürdigt haben, nicht für unwürdig halten, die Gattin eines braven Mannes zu sein, nur weil sie bisher so unglücklich — oder so glücklich — gewesen, eine Künstlerin zu sein. Dazu denken Gw. Majestät zu ebel und frei.

Nicht als eine Bettlerin würde ich in die Familie meines Gemahls treten. Wollten Gw. Majestät meinem Gemahl und mir Ihre Verzeihung gewähren, so würde ich mein Vermögen in liegenden Gütern in



seiner Macht auf Erden möglich war: zum Singen gegen Ihren Willen. — Doch es ist nun auch an der Zeit, daß Sie erfahren, vor wem Sie die Ehre hatten Ihre schöne Kunst zu produzieren.“ Sorblich erhob sich in ehrfurchtsvollster Haltung. „Vielleicht gar vor seiner Höchste, meinem gnädigsten Herrn, dem Kurfürsten?“ fragte er bekommen. „Gehorsamer Diener!“ lachte der andere und nahm die Maske ab, „vor niemand weniger und mehr als dem — Scharfrichter und seinen Henkersknechten!“ Die ganze Gesellschaft demaskierte sich; Sorblich schandete die Kopfhaut bis unter die Haarwurzeln im unheimlichen Kreise dieser Dienerschaft der heiligen Justitia. Der Scharfrichter fuhr fort: „Gemeinhin war der Landesherr sich und der beleidigten Gesellschaft schuldig. Möge Ihnen diese gelinde Bucht in alle Zukunft Lehre und Warnung sein; Missethäter können Ihren Hochmutsstempel teuer zu stehen kommen.“

Sorblich fandte die Demütigung zu verschmerzen, und als bald darauf Bontemps Wert wiederholt wurde, setzte er seine ganze Kraft ein, der Welt zu zeigen, daß seine Kunst es leichtlich vermochte, die schmachvoll gefallene Oper in der glänzendsten Weise wieder aufzurichten. — Er sang und spielte mit einer solchen Hingabe und Innigkeit, daß er sich selbst übertraf und im Fluge sich die Gnade des Kurfürsten und die Gunst des Publikums zurück eroberte. Bontemps war so gerührt und erfreut über die Meisterleistung, daß er nach dem Schluß des letzten Aktes auf die Bühne eilte, um den Primo Uomo förmlich zu umarmen. Sie blieben von der Zeit an gute Freunde, denn der Dichterkomponist hütete sich wohlweislich fernherin „zweispännige“ Guldigungsnetze zu verfertigen, magen er zur Einsicht und Erkenntnis gelangt war, daß die „vernünftigen Nachtigallen“ wie die vernünftigen — ich meine die gesiederten — am liebsten alleine gehöret und gelobet sein wollen.



## Ein Jahr des Glückes.

(Aus der Mappe eines alten Musikers.)

Von Franz Heinschel.

Es war eine wunderhübsche Mondnacht, als ich mit einem der größten Organisten unserer Zeit aus einem Verein kommend, „Unter den Linden“ in Berlin entlang ging.

Wir sprachen über Kirchenmusik und den betreffenden Komponisten derselben. Wider Erwarten lehrte mein Begleiter um und schlug vor, noch eine Promenade durch den Tiergarten zu machen. Das war mir erwünscht, um so mehr, da wir über Mendelssohn sprachen, mit dem der Organist befreundet gewesen.

„Schade“, sagte ich, „daß dieser so begabte Mann, den das Schicksal zugleich mit großem Reichtum gesegnet, dennoch so früh sterben mußte.“

„Ihm bleibt doch der Ruhm“, entgegnete mein Begleiter. Er und seine Werke werden nicht vergessen werden. Zu bedauern sind andere, die trotz ihrer großen Bedeutung sehr bald vergessen worden sind, zum Beispiel Bernhard Klein.“

„Auch er starb im besten Mannesalter und reich an Glücksgütern wie Mendelssohn“, sagte ich hinzu. „Klein ist noch mehr zu bedauern“, fuhr der Organist fort, „denn sein verhängnisvolles Schicksal gab ihm den frühen Tod.“

Da alle mit bekannten Biographien über Klein seinen Tod nur kurz erwähnen, drückte ich meine Verwunderung über diesen Auspruch aus und hörte zu meinem Erstaunen das Folgende.

Bernhard Klein war 1819 von Köln nach Berlin gekommen, um hier die Musikverhältnisse kennen zu lernen und dann wieder nach Köln zurückzukehren, um die Musikdirektorstelle am Dom anzunehmen.

Der junge strebsame Künstler zog es jedoch vor, in Berlin zu bleiben, er wollte sich hier seine Heimat gründen. Bald war es ihm gelungen, trotz der damals noch nicht „graffirenden Klavierepidemie“, in den besten Häusern Unterricht zu erteilen. Auch ein hübsches Mädchen, die Tochter des sehr reichen Herrn W., zählte zu seinen Schülern.

Bald hatten sich beide Herzen in inniger Zuneigung gefunden und Klein suchte sich unendlich glücklich.

Als Ehrenmann hielt er es für seine Pflicht, dem Vater seiner Geliebten ein Geständnis zu machen, und das liebende Mädchen glaubte nicht, daß ihr

Vater dem geachteten Künstler eine abschlägige Antwort geben würde.

Der alte Herr jedoch, ein echter Geldmann, war außer sich vor Entrüstung, daß ein „Musiklehrer“ es wagen könne, statt zu unterrichten, seiner Tochter Liebesgedanken in den Kopf zu setzen und sogar den Mut habe, um ihre Hand anzuhaken.

Da Klein sich zu rechtfertigen suchte, wurde Herr W. immer bestiger und wies dem Lehrer die Thür mit dem Bemerkens, sich nicht wieder blicken zu lassen, denn niemals würde er die Hand seiner Tochter erhalten.

Klein raffte alle Kraft zusammen, um seine Liebe zu vergessen. Er arbeitete fleißig, und in nicht langer Zeit erhielt er die Stelle als Musikdirektor in dem neu errichteten Institut für Orgelspiel und Kirchenmusik.“ Seine Trant jedoch fand keinen Trost. Sie wurde mit jedem Tage fäuler und bleicher, trotz der vielen Medikamente, die ihr von ihrem Hausarzte gereicht wurden. „Unser Doktor hat Ihnen Lust und Zerstreuung anempfohlen, liebes Fräulein!“ sagte Friedrich, der treue Diener des Hauses zu seiner jungen Herrin, „Sie sollten eine Promenade durch den Tiergarten machen. Das Wetter ist sehr schön und die Bäume sind alle herrlich grün, da bekommt der kranke Kopf bessere Gedanken.“

Das Fräulein befolgte den Rat, nahm Hut und Mantille und ging nach dem Tiergarten.

Nicht lange war sie hier umhergewandelt, als sie sich ermattet auf eine Bank setzte, um zu ruhen. Der Spazierweg schien sie wenig ermüdet zu haben, tiefe Seufzer entströmten ihrer Brust.

„Sie sind wohl krank, Fräulein?“ fragte eine Stimme.

„Nein!“ erwiderte kurz das junge Mädchen und wandte sich zur Seite, woher die Stimme kam.

Eine alte, dürrig gekleidete Frau, die neben ihr saß, hatte gefragt und zugleich ihren eleganten Anzug aufmerksam betrachtet.

„So schön und so jung und auch nicht krank“, versetzte ihre Nachbarin, „wie kann man da solch schwere Seufzer ausstoßen?“

Da keine Antwort erfolgte, fuhr die Frau fort: „Sie müssen mir nicht böse sein, liebes Fräulein! Aber es ist eine große Sünde, wenn reiche Leute, bloß aus Langeweile unnützerweise seufzen. Die Seufzer sind nur für uns Arme.“

„Ich verstehe!“ sagte die junge Dame, zog ihre Börse und reichte der unleselichen Sprecherin mehrere Geldstücke. Die Alte lächelte, nahm das Geld, hielt aber die Hand des jungen Mädchens fest und die innere Fläche ihrer Hand betrachtend, versetzte sie:

„Eine schöne, weiße Hand! — Und Sie verzagen?“

Ihnen wird ein Jahr des höchsten Glückes erblihen — doch —

„Doch erst müssen die Menschen und ihre Ansichten andere werden“, fügte das Fräulein hinzu und entzog der Alten ihre Hand.

„Das leidige Geld!“ sagte sie dann halbleise und senkte den Kopf. „Hierdurch wird sogar dem Menschen die Zukunft entzogen. Wie lächerlich!“

Als sie wieder aufsaß, war die Alte verschwunden.

Monate vergingen, der Zustand des jungen Mädchens verschlechterte sich mehr und mehr, und da die Verordnungen des Hausarztes ohne jeden Erfolg blieben, wandte sich Herr W. an den berühmten Heilm.

Dieser, der wie allgemein bekannt, in derben Worten seine Meinung ansprach, erklärte Herrn W. kurzweg: „Ihre Tochter ist krank am Herzen. Da helfen keine Arzneien. Sie wird sterben, wenn sie nicht den Mut und die Kraft hat, vergessen zu lernen.“

Herrn W., dem doch bangte, sein einziges Kind zu verlieren, entschloß sich daher, sein gegebenes Wort zu brechen und sich dem Willen seiner Tochter zu fügen.

Hierzu wurde der Geburtstag derselben erwählt. Reiche Geschenke bedekten an diesem Tage den Tisch. Abgepasst und schmerzlich lächelnd betrachtete die Tochter alle diese Sachen, ohne ein Wort des Dankes zu sagen.

„Du siehst alles so starr und kalt an, liebes Kind! Macht dir denn nichts mehr Freude?“ fragte der Vater, dem die Thränen in den Augen standen.

„Nein, Vater!“

„Solltest du nicht einen Wunsch haben?“ — Sprich ihn aus und sei überzeugt — wenn möglich — erfülle ich ihn.“

Friedrich, der in der Nähe des Fräuleins stand, zupfte diese am Kleide und flüsterte ihr zu:

„Hassen Sie Mut! Die Gelegenheit ist da.“

„Ich habe nur einen Wunsch“, begann die Tochter mit leiser Stimme zum Vater, „der dir ja bekannt ist. Du würdest ihn nicht erfüllen. Weshalb vergeblich bitten?“

„Wer weiß! Sprich doch!“

„Nun denn! — Vereine mich mit dem Manne meiner Liebe.“

„Gut! Du sollst ihn haben, und Friedrich soll dir sogleich den Bräutigam ins Haus bringen.“

Mit einem hellen Ausbruch der Freude hing die Tochter am Halse des Vaters; Friedrich mußte anspannen, um den Bräutigam herbeizuholen.

Klein sah in erstem Nachdenken in seinem Zimmer, als Friedrich mit den Worten hereinströmte:

„Geschwind, Herr Klein, sein läubdlich geschmückt, heute ist ja der Geburtstag Ihrer Braut, da muß doch der Bräutigam ins Haus kommen!“

„Ich bin sehr wenig zu solchen Späßen geneigt“, versetzte Klein mürrisch. „Was wünschen Sie, lieber Friedrich?“

„Herr Gott, ich sage Ihnen ja“, erklärte der Diener, „daß Sie sich möglichst rasch aufbeben sollen. Der Alte hat nachgegeben, und das Fräulein erwartet Sie mit großer Sehnsucht. Unten steht der Wagen.“

Unbeschreiblich war die Freude, als sich die beiden Liebenden nach langer Trennung vereint wieder sahen. Noch an demselben Tage war Verlobung, und bald darauf folgte die Hochzeit.

Ein Jahr des unendlichen Glückes verlebte das junge Paar. Da nahen trübe Wolken, die dieses Glück zu zerstören drohten.

Frau Klein hatte eine schwere unglückliche Entscheidung gehabt, und der Tod des Kindes war zu fürchten.

„Was bringen Sie mir für Nachrichten? Was macht mein Kind, Herr Geheimrat?“

So rebete in heftigster Aufregung Klein den aus dem Krankenzimmer kommenden Arzt Heim an.

„Seien Sie ein Mann und suchen Sie sich zu fassen!“ erwiderte dieser mit tiefem Ernst. „Sie müssen sich auf das Schlimmste vorbereiten.“

„Sprechen Sie es aus! Diese Ungewißheit macht mich wahnsinnig. Ich will alles wissen!“

Heim sah in das totenbleiche Gesicht Kleins und antwortete tief aufseufzend: „In einer Stunde ist Ihr Kind tot. Auch der Zustand Ihrer Frau hat sich sehr verschlimmert.“

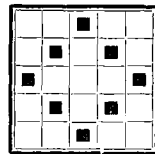
„Nun ich noch hören!“ stöhnte Klein.

„Morgen ist Ihre Frau eine Leiche“, versetzte Heim.

Am nächsten Tage waren zwei Leichen im Hause Kleins.

Diesen jähen Wechsel des Geschicks vermochte Klein nicht zu ertragen. Er suchte er seine Sinne in Wein zu betäuben, dann trank er — er trank weiter. Das Leben war ihm verhasst, er wünschte den Tod, der ihn am 9. September 1832 erteilte.

## Quadrat-Aufgabe.



Mit Verwendung der Buchstaben, welche in den Wörtern Dumas, Hauch, Huhum, Enge und Norma enthalten sind, sollen fünf neue, ebenfalls fünf-silbige Wörter gebildet werden. Diese sind:

- 1) ein französischer Opernkomponist,
- 2) ein Kleidungsstück,
- 3) ein giftiger Wind,
- 4) ein Bewohner der österreichischen Monarchie,
- 5) ein europäischer Strom.

Werden diese Wörter in die senkrechten Reihen des obigen Quadrats von oben nach unten eingetragen, so erscheint an den mit Punkten bezeichneten Stellen der Name eines deutschen Komponisten.

Auflösung des Rätsels in letzter Nummer:

Meisterfinger.







Drei Tage waren verstrichen. Bei verschlossenen Fenstern (natürlich nur seitens der Klaviervirtuosin) — aber was half der hermetischste Versuch gegen ein Papageienorgan?! — tobte der Tonkampf zwischen den beiden „Geistlichen“ in ohrerreißender Heftigkeit. Toto hatte sich während dieser kurzen Zeit schon zu „eingenernt“, daß ein Blick von mir auf die Thür genigte, um ihn zu den außerordentlichsten Schreileistungen zu spornen.

Am vierten Nachmittag — es hatte sich soeben Webers „Leise, leise, fromme Weise“ mit einer dem Charakter des Liedes nicht völlig entsprechenden Gewaltthätigkeit „zum Sternentrisse“ aufgeschwungen — rief es, nach plötzlichem jähem Abbruch des Spiels, an der Klingel meiner Wohnung.

Wenn Oeffnen sah ich den „Vierhänder“ vor mir stehen, der zugleich ein Vierschröter war — lang, breitschulterig, ein Saiten-Altleth mit doppelstauspannigen Fäusten. „Er“ schien jenseitig erregt und sein Antlitz durchdrannete Jörn oder Kognat oder beides; ich war allein, und in familiärer Beziehung für Thätigkeiten nicht eben veranlagt; „ihn“ hinderte nichts, mein Hausrecht zu üben, mir also blieb nur der Schlüssel der Höflichkeit.

Ins Zimmer zu nötigen braucht ich ihn nicht — er war, an mir vorüber, schon vorher hereingetreten; doch freut' ich mich, ihm wenigstens noch einen Stuhl bieten zu können, den er auf dankend ablehnen zu wollen schien, da er auf meine Einladung nichts erwiderte, sondern nur mit einigen großen Schritten schweigend das Zimmer durchmaß.

„Guten Abend, mein Herr!“ ertönte es plötzlich anwortend, klar und deutlich vom Bauer her; Toto ist eben ein wohlgeressenes Geschöpf und weiß, was sich gegen Fremde gegiemt.

Uebrigens bemerke ich hier nochmals ausdrücklich, daß dieser Papagai keine „Gute“ ist! Ich wurde gelegentlich der Wiedergabe seiner Wiedergabe an unserm Gespräch dem Realismus unachtsame Konzeptionen, und kann unter jede der nachfolgenden Aeußerungen wahrheitsgemäß die Handschloße gewissenhafter Chronisten setzen: „Des Vogels eigene Worte.“

„Guten Abend!“ entfuhr es mit unwillkürlicher Höflichkeit auch dem musikalischen Väter; dann aber, sich eines schlechteren beginnend, trat dieser, die Stirn gerunzelt, dicht vor mich hin und sagte im Tone schärfsten Vorwurfs:

„Mein Herr, Sie haben einen Vogel....“  
„O, wer hat den heutzutage nicht, mein Herr?“ unterbrach ich mit der ganzen mir angeborenen Hülfe der Einsinnigkeit, „..... einen Vogel, der freilich, daß man's bis — bis — bis an den Äquator hören könnte, wenn man — wenn man.....“ sprudelte der Groll aus ihm.

„Wenn man verhältnismäßige Ohren besitzt,“ ergänzte ich freundlich; aber die des Künstlers überhört es, und er erwiderte weiter:

„Einen Vogel, der brüllt, wie — wie — wie.....“

„Ei, der artige Toto!“ äußerte hier, nicht ohne einen gewissen Grad von Selbstbewußtsein, mein Käfigbewohner.

„Artig — haha!“ lacht grimmig der Vierhänder auf, der in der Unruhe des Auf- und Niederhastens, und durch die sinkende Dämmerung beirrt, die Spendung dieses Kopfschüttens in Rechnung brachte; artig?! „Eine Bestie ist's, der Sie den Hals umbrehen sollten, je eher, je lieber!“

Ueber diesen allerdings etwas rabiaten Vorstoß ging der Papagai selber mit dem schlichten Wunsch: „Gefegnete Mahizeit!“ zur Tagesordnung über, während ich dem Klavier-Verfechter die Versicherung gab, daß in jenen Naturalen nur die überwiegende Begeisterung des Tieres für die Musik zum Ausdruck gelange.

„So —?“ meinte milder der Musiker, und Toto warf ein befriedigendes, deutliches „Ja“ dazwischen. „Aber diese Begeisterung wirkt störend, sie regt auf,“ fuhr der Vierhänder fort: „Fräulein Nuttig ist meine Braut.“ — Fräulein Nuttig ist meine Braut.....

„Ach Gott! ach Gott! ach Gott!“ rief der geäußerte Sprecher im Tone tiefsten Bedauerns. „Wie sagten Sie?“ wandte der glückliche Bräutigam sich hastig zu mir.

„Es war nur der Vogel,“ bemerkte ich entschuldigend.

„Meine Braut hält das nicht aus — sie ist schon gänzlich nervös davon —“

„Was macht denn das gute, alte Kerlchen?“ erkundigte Toto sich teilnahmsvoll, wenn schon nicht ganz sachgemäß.

„Verbieten Sie doch dem Vieh den Schnabel!“ eiferte, unangenehm berührt, der Musiker. „Man verzieht ja sein eigenes Wort kaum, wenn das immer dazwischen schwagt! Im übrigen will ich Ihnen nur eins sagen.....“

„Na, was ist denn los!“ fragte in der lästigen Sprechweise meiner berlinischen Dienstmagd der im Bauer.

„Was los ist?“ wiederholte der Vierhänder hitzig; „daß es mit diesem Geschrei hier nicht länger so weitergeht, — daß ist los!“

„So leben wir, so leben wir,“

„So leben wir alle Tage!“

pff! Toto frisch und melodisch.

„Daß ich mich an den Wirt wenden werde —“

„August, sollst mal runterkommen!“

mühte sich der Vogel mit einer beliebten volkstümlichen Redensart ein, die er wohl ebenfalls von „dienstlicher“ Seite erfahren hatte.

„— an die Polizei!“ schrie der Künstler.

„Nanon, zu dir ist mein liebster Gang!“

schaltete Graunbund singend dazwischen.

„Sie sollen von mir hören, mein Herr!“

Ich bin der Klaviervirtuos Schenker!“

ruft der Vierhänder, der Thür zuend.

„Ich bin der Herr von Toto!“ köstet dagegen der Papagai, dessen Abel noch etwas grünlichen Stammbaums — ihm erst kürzlich von meinem Barbier verliehen worden war.

Zum Zimmer hinaus stürmt der Pianist; ich schickte mich an, dem lieben Versuch das Geleite zu geben, wobei natürlich sofort und im höchsten Distinkt des Vogels nervöses Abstoßesgetreife mir nachschallte.

„Das ist ja rein um verrückt zu werden!“ tobte auf dem Flur noch der wütende Künstler; doch Toto behält des Zwiesgesprächs letztes Wort mit einem kraftvollen „Nun aber raus!“

Im Gefühl der Volornis, ob meinem redegewandten Freund die Erregungen dieser Stunde nicht etwas geschadet, setzte ich, da die Eingangstür frisch ins Schloß gefallen, zum Käfig Totos zurück. Er sah erst auf der Stange — eine gefiederte Spühling, nicht ein paar mal stumm mit dem würdigen Haupte, und hararte dann halbblau vor sich hin: „Quatschtopf!“

Die Klaviernegare hat, wie ich soeben erfahren, zum nächsten Quartal ihre Wohnung gekündigt.

Der Himmel erhalte mir meinen Papagai, und ihm — seine Nerven!



## Die großen Töten in Bayreuth.

Zu unserm Bilde.

In der Schwelle einer neuen Bayreuther That ist das idyllische Bild des Berliner Künstlers Melchior Lechters entstanden. Zu Lebzeiten Meister Wagners waren die durch Unkenntnis, wie durch üblen Willen genährten und unterhaltenen Vorurteile, die dem Wesen und Willen des großen dramatischen Schöpfers sich entgegen stellten, an Zahl und Einfluß beträchtlich nicht gering. Der tiefbetruante, die ganze Kunstwelt erschütternde Heimgang desselben hat die Kampfeswogen geklärt, den Streit geschlichtet — der Tod gleicht ja alles aus, und zudem trägt ja, des ist jeder bewußt geworden, jede Genialität ihre Freisprechung in sich. An derselben Stätte, an der uns aus den gewaltigen Klängen des Nibelungen-Ringes das verkörperte Bild germanischen Heldentums entgegen getreten, wo die prangende Götterburg, das Symbol der weltbeherrschenden Macht sich in die geweihte Gralsbasilika des deutschen Idealismus gewandelt, ist das, was an dem Meister herblüht war, unter den feierlichen Friedensklängen der Gralsglocken in tiefe Erde versenkt worden; das gleiche Schicksal hat nur um wenig später sein väterlicher Freund Franz Liszt geteilt. Trauer ist damals durch die Welt gezogen und erschütternd standen wir diesen Ereignissen gegenüber. Eine Welt voll Schmerz liegt ja in dem kleinen Worte „Tod“ — es verbunkelt alles um uns her — wenn auch die Sonne auf Millionen Glückliche scheint. Unter solchen Gefühlen hat der Künstler sichtlich das, den beiden Helden gewidmete Bild gemalt; düstere Todes- und Traurigkeit spricht aus demselben, es überkommt und ergreift uns so recht das Gefühl der Verlassenheit,

der Vergänglichkeit. Doch ist es uns auch zugleich ein Bild der Erinnerung an die großen Töten; sind ja doch — wie Feuchtersleben sagt — Erinnerungen der Stoff, woraus unser Gemüt die Bestie unseres Lebens gestaltet. Gatten wir diese Bestie!

## Kunst und Künstler.

— Anlässlich des Geburtsfestes J. M. der Königin von Württemberg haben Mitglieder des k. Hoftheaters in Stuttgart nachstehende Auszeichnungen erhalten: Dem Musikdirektor Steinhart wurde das Ritterkreuz I. Klasse des Friedrichsordens verliehen, Kammervirtuos Mehrle wurde zum Musikdirektor ernannt, Maschinemeister Georges erhielt den Titel eines Obermaschinenmeisters, Kammermusikant Wien den Titel eines Kammervirtuos, Hofmusikant Schoch den Titel eines Kammermusikanten, Choränger Müller wurde zum Supplenten des k. Hoftheaters ernannt.

— Aus Weimar wird uns geschrieben, daß Fräulein Irma Senfrah nunmehr für immer dem öffentlichen Künstlerleben entzogen habe. Die treffliche Geigerin vermählte sich mit dem Rechtsanwalt Hoffmann vor dem hiesigen Standesamte.

— Der frühere Opernsänger Gerhard Brassin, Vater des bekannten, ebenfalls verstorbenen Brüsseler Pianisten, ist kürzlich in Brühl gestorben.

— Lieberfüllung in allen Branchen. Der königliche Musikdirektor Carl aus Stuttgart ist unter 81 Bewerbern an Stelle des verstorbenen Barlow zum Leiter der im Hofsaale zu Hamburg stattfindenden Konzerte gewählt worden.

— Richard Sempf, der Dirigent des Sessischen Gesangsvereins, hat einem Aufse nach Darmstadt als Dirigent des dortigen Mozartvereins Folge geleistet. An seiner Stelle wurde zum Dirigenten des Sessischen gemischten Chores Hr. Volbach, Lehrer am kgl. akademischen Institut für Kirchenmusik und Dirigent der akademischen Liedertafel, gewählt.

— Der Musikfischfischer Dr. Wag Schütz, Musikreferent des „Bester Lob“, ist in Graz an einem Gehirnschlag gestorben.

— Im Monate-Theater zu Brüssel soll in dieser Spielzeit „Fidelio“ in französischer Sprache zur Aufführung gelangen. Dieses künstlerische Ereignis verdient ein allgemeineres Interesse, da der belgische Komponist Gaveert, der Leiter des Brüsseler Konservatoriums, zu der Beethovenschen Oper neue negative geschrieben hat, welche zum erstenmale bei diesem Anlaß zu Gehör gebracht werden sollen.

— Der Generalintendant Baron zu Puttkam in Karlsruhe hat auf den Wunsch des Großherzogs seine Bereitwilligkeit erklärt, die Leitung des Hoftheaters bis zum Beginn der nächsten Sommerferien weiterzuführen.

— In Mailand ist Tito Ricordi, einer der größten Musikverleger Europas, gestorben. Er war Verleger und intimer Freund Verdis und hat es verstanden, durch Verbi sich und den Maestro zu bereichern. Aber Ricordi war nicht nur Musikverleger, sondern auch Musikkennner und Virtuose. Der ihn ebenfalls befreundete Thalberg pflegte ihn den „König der Dilettanten“ zu nennen und in manchem Hause forgiert lag man Ricordi und Liszt zusammen vierhändig spielen. Die Stadt Mailand beklagt in dem Verstorbenen einen ihrer populärsten Bürger.

— Die Mäzger Liedertafel beabsichtigt im Sommer des nächsten Jahres ein mittelheimisches Musikfest zu veranstalten und damit zugleich das Jubiläum ihres Dirigenten, des Musikdirektors Fr. Zug, zu verbinden, der bis dahin 25 Jahre der musikalischen Leiter des Vereins ist.

— Musikdirektor Herm. Mohr in Berlin hat eine Professur am Konservatorium zu Philadelphien angenommen.

— Auch in Prag hat H. Böllners „Faust“ überaus gefallen.

— Die Berliner Generalintendant plant für den Monat Dezember die erste cyllische Wiedergabe von Richard Wagners „Der Ring des Nibelungen“ im künftigen Opernhause.

— Die von der Berliner Hofoper zur Aufführung angenommene Oper „Voreleg“ des unterdessen verstorbenen Dresdener Prof. Emil Naumann ist in ihrem letzten Akte noch nicht instrumentiert. Der Fertigstellung dieses Teils wird sich nun Herr Hofkapellmeister Albert Dietrich in Oldenburg unterziehen.



## Jeremisches.

Das neue, sehr schöne Stadttheater in Elberfeld wurde jüngst mit höchst glänzendem aufgenommenen Festspiel eröffnet, welches den vollen Beifall des Publikums fand. Für den hervorgerufenen Dichter und Komponisten, Herrn Buthe, dankte Direktor Gettle. Dann folgte in abgerundeter und guter Darstellung die „Iphigenie“.

Die Normalstimmung im Heere. Nachdem die Pariser Stimmung bei den Musikinstrumenten der Militärkapellen eingeführt worden, sollen nun, nach einem neuerlichen Erlass des Kriegsministers, auch die Signaltrompeten der Kavallerie, Feldartillerie und des Trains auf den neuen Normalton umgestimmt werden.

In der Hinterlassenschaft Liszts wurde ein Oratorium gefunden mit der Aufschrift „Via crucis“, welches angeblich bald veröffentlicht werden soll.

Die treffliche, seit 1885 in Paris erscheinende „Revue Wagnerienne“ stellt ihr Erscheinen ein.

Das Lessing-Theater in Berlin wurde am 11. September unter dem Zeichen seines Schutzpatrons mit „Nathan der Weise“ eröffnet. Das neue Schauspielhaus befindet sich im Herzen von Neu-Berlin und scheint sich auch schon räumlich mit Glück und Zukunft der Hauptstadt verschärfen zu wollen. Es ist nicht zu groß, hat nur zwei Galerien und etwa 1200 Sitze, läßt aber mit seinem herrlichen Barockschmuck im Innern des Hauses an und für sich schon eine wohlhabende Anziehungskraft aus. Eingeleitet wurde der Abend durch einen frischen und schwingvollen Prolog, gedichtet von dem Begründer und Direktor des Theaters, Oskar Blumenthal, meisterlich gesprochen von Frau Claar-Delia. Die Vorstellung selbst war eine trefflich abgerundete. Postart als Nathan und Klein als Dersavida fanden den meisten Beifall. Auch die herrlichen Dekorationen wurden nicht übersehen. Der Abend war ein Fest für Berlin, und der vollständige Applaus, der fast nie aussetzte, bewies nicht allein die kräftige Musik des neuen Hauses, sondern ist auch eine unabweisungsgute Vorbedeutung für ein Unternehmen, welches, vor Jahresfrist begonnen, heute schon einen großen Erfolg zu verzeichnen hat.

Aus Wiesbaden wird uns geschrieben: Angelegentlich der bevorstehenden Umwandlung der hiesigen Hofbühne in eine unter städtischer Verwaltung stehendes Theater ist von der Wiederbesetzung der durch den Rücktritt von Karl Schultes freigewordenen Stelle eines artistischen Leiters Abstand genommen worden. Die Funktionen eines Regisseurs für das Schauspiel wurde Max Köhly, jene eines Opernregisseurs Otto Dornowatz übertragen.

Am Desamerone des Wiener Burgtheaters findet sich a dem Leben des jüngst verstorbenen Karl Weigner neben anderen folgenden Geschichte, die in das Gewand des Humors eine bittere Wahrheit kleidet. „Im Jahre 1848 — so erzählt der Künstler — war ich als Igl. württembergischer Hofschaukünstler von Leipzig aus durch das große Bankierhaus Frege an den damals in Stuttgart hochmüthigen Hofrat Hackländer, welcher als Privatsekretär des Kronprinzen thätig war, empfohlen. Er nahm mich unbeschreiblich liebenswürdig auf — und wir sind herzliche Freunde geblieben. Er bewohnte das zweite Stockwerk eines Hauses im Igl. Schloß und versammelte allwöchentlich an einem Abend Freunde zu einer Whistpartie. Seine Stellung war eine höchst angenehme — darum traf uns die Kunde von seiner plötzlichen Pensionierung wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Ich saß im Café Marquardt beim Whist, als Bichel mit der Nachricht hereinlief. Am Morgen früh 10 Uhr eilte ich zu Hackländer. Ich war gewohnt, in einem seiner Vorzimmer ein oder zwei königliche Lakaien in ihrer roten Livree zu finden, welche auf seine Befehle warteten. Ich finde nirgends einen — alles still und leer — endlich treffe ich seinen Kammerdiener, der mich lächelnd ansieht und mich auffordert, nur unangemeldet hineinzugehen zum Herrn Hofrat. Letzterer habe das für seine Freunde so angeordnet — es sei aber noch niemand dagewesen. Ich trete ein. Hackländer's Arbeitszimmer war reizend eingerichtet und mit Andenken an seine Orientreise sehr geschmackvoll ausgestattet. Es war ein kalter Tag — Hackländer lag auf einer türkischen Ottomane — eingehüllt in einen

Bärenpelz. „Bravo, Weigner, daß Sie kommen,“ ruft er mir entgegen, „nehmen Sie sich nur geschwind einen Pelz, da hängt einer!“ Ich schaue ihn über diese verwunderliche Einladung fragend an. Er versteht die stumme Frage und gibt mir die Erklärung: „Spüren Sie denn nicht, daß es hier eifig kalt ist? Gestern bin ich pensioniert worden, heute haben die Kerle nicht mehr eingeholt!“

In Chicago soll ein Opernhaus gebaut werden, welches alle übrigen an Größe übertrifft. Dasselbe soll den Namen „Chicago-Auditorium“ führen und 8000 Sitzplätze enthalten. Zum Direktor des neuen Theaters ist der Impresario Oberst J. G. Macielon auserselzen.



## Nur und Noll.

— Glück als Dirigent. Ueber Glück's außerordentliches Direktions-talent und die Art seines Dirigierens, auch darüber wie es bei den Proben zugeht, haben uns namentlich die Memoiren der Gräfin Genlis, der Freundin des Meisters, aus der Zeit seines Aufenthaltes in Paris, anziehende Schilderungen hinterlassen, von denen hier einiges mitgeteilt sei.

Die von Glück geleiteten Proben, in denen man sah und hörte, wie der Meister, zugleich geduldig und eifrig, rang, seine Werke in die Erscheinung treten zu lassen, wie er aus mechanisch abgerichteten Künstlern, solche von Gefühl und Verständnis machte, die fähig waren seine erhabenen Gestalten darzustellen, hatten einen hohen Reiz für die Franzosen und der Andrang dazu war so groß, daß sie fast öffentlichen Vorstellungen gleich.

Trat der berühmte Meister in das Orchester auf den Dirigentenplatz, so legte er, der sonst viel auf Formen hielt, jeden einengen und störenden Zwang ab, denn er fühlte sich hier gewissermaßen im Schoße seiner Familie, deren Mitglieder alle seines Blickes gewärtig waren. Nicht nur Hut und Stock legte er ab, sondern auch, um sich frei bewegen zu können, den Leberrock, ja er nahm auch die schwere, heiße Mongoleperiode ab und ersetzte sie durch ein schwarzes Leinwandhemd.

Nun war er gerüstet zum Werke und machte sich an dasselbe mit vollster Hingabe und unermüdlicher Ausdauer, die den Mitwirkenden oft harte Proben auferlegte. Seinen Augen entging nichts, er beobachtete den letzten Choristen so gut wie den ersten Solisten, nicht weniger jede Gebärde und Miene der Sängerin, die genau mit dem Tonfall des Recitativs stimmen mußte, wie das Zusammenstimmen der Orchester. Ueberall hin leuchteten Blicke, flogen Winke, ertönten Befehle, ertlangen launige Worte oder auch heftiges Schelten.

Anfänglich freilich wollten sich die verwöhnten Pariser Sänger und Sängerinnen dem Nachtgebot des deutschen Meisters nicht fügen, und es ging dabei nicht ohne Kämpfe ab. Sollte so eine folge, an Weichheit gewöhnte Primadonna ihre Irie gelingen und Glück sagte anstatt der erwarteten Worte des Weifalls: „Mademoiselle, il faut bien recommencer,“ so gab es entrüstete Miemen und Blicke, Sträuben und Drohen. Dann erklärte der Meister ganz kalt: „Gut, Mademoiselle, wenn Sie nicht singen wollen, so kann die Iphigenie nicht aufgeführt werden, und ich werde es Ihrer Majestät der Königin, welche die Gnade hat, sich sehr dafür zu interessieren, sagen. Das würde denn sogleich und machte die Spröde geschmeidig, wie denn überhaupt die Königin Maria Antoinette sich als wahrer Schutzherrin für ihren Landsmann und alten Lehrer erwies. Ohne ihren mächtigen Beistand wären wahrscheinlich die gegen Glück angezeigten Skandale siegreich geblieben und seine Werke in Paris gar nicht zur Aufführung gekommen.

So waren diese Proben ein merkwürdiges Schauspiel, fast noch anziehender wie die Vorstellung selbst. Man sah Geist und Intelligenz im Kampfe mit Trägheit und geistigem Mühsal, Schlenkerian, das Kunstwerk zum Leben erwecken und die Bewunderung der Zuschauer und Zuhörer teilte sich schließlich auch den Mitwirkenden mit, weil sie sich der Einsicht nicht verschließen konnten, daß sie außerordentlich viel bei dem deutschen Meister lernten.

Auch der bekannte Kapellmeister Reichardt, der Glück 1783 in Wien besuchte, erzählt einige ergötzliche Beispiele von Glücks Eifer beim Dirigieren. So rief derselbe einst, als die Trompeten nicht stark genug

bliesen, mit Donnerstimme: „Mehr Blech, mehr Blech!“ Ein andermal, da der Kontrabaßist durchaus nicht auf seinen Bunt achten wollte, tauchte Glück an seinem Pult unter, kroch bis zu dem Spieler und kniff ihn so heftig ins Bein, daß er laut aufschrie und vor Schreck sein Instrument fallen ließ. Von nun an postete er besser auf.

Eines Tages kam Glück dazu, wie der Kaiser Joseph, sein großer Gönner, mit seinem Bruder, dem Erzherzog Maximilian Franz, einzelne Arien aus Iphigenie in Tauris am Madier sang. Glück schaltete mit dem Kopf, räusperte sich wiederholt und gab allerlei Zeichen von Ungebuld und Mißvergnügen. Endlich bemerkte es der Kaiser und fragte: „Sie sind wohl nicht mit uns zufrieden?“ — „Et, da wollt' ich doch lieber drei Meilen Post laufen, als meine Musik so aufhören hören!“ rief der Meister, welcher sein guter Fußgänger war, mehr aufrichtig als höflich. Der Kaiser aber nahm es nicht übel, sagte vielmehr lächelnd: „Sein's ruhig, Sie sollen Ihre Musik nicht länger verhungern hören. Da, sehen's sich selbst aus Klavier und geben Sie uns Besseres, als wir Ihnen bieten können.“

F. R. Salieri und Mozart. Man weiß, wie sehr Mozart in Wien durch die Skandale der Italiener zu leiden hatte, an deren Spitze der einflußreiche Hofkapellmeister Antonio Salieri stand. Dieser konnte es nicht erwinden, daß die Opern des genialen Salzburger Meisters seine eigenen Werke so ganz in den Schatten stellten, und spamm daher gegen diesen unwürdigen Rivalen, leider nicht ohne Erfolg. Daraus entstand nach Mozarts Tode das Gerücht, Salieri habe ihn vergiftet, und es heißt, daß der Komponist der „Zauberflöte“ selbst jenen düsteren Argwohn gehegt und gegen vertraute Freunde geäußert habe. Es kam dies später auch zu Salieri's Ohren, und der sonst liebenswürdige, wohlwollende und ehrenhafte Mann fühlte sich sehr schmerzlich davon betroffen, vielleicht um so mehr, weil sein Gewissen ihm vorwarf, daß er gegen den so jung der Kunst entrissenen Mozart in bildlichem Sinn allerdings Gift gespritzt hatte. Daß er ihn aber wirklich vergiftet haben sollte, das erregte ihn über die Mahnen, und noch auf seinem Totenbette vernahm er sich feierlich gegen jene Anklage. — Als Moyses, sein Schüler, anfangs 1825 nach längerer Abwesenheit nach Wien zurückkehrte, vernahm er, daß der Komponist des „Zarare“ schwer krank im Hospital liege, und besuchte sich, ihn aufzusuchen. Das Wibersehen war, wie Moyses später erzählte, höchst ergreifend. Salieri sprach zuerst in abgerissenen Worten von seinem nahen Ende, plötzlich aber richtete er sich auf und rief: „Es ist nicht das Geringste an jenem unsamen Gerüchte wahr! Sie wissen, man erzählt sich, daß ich Mozart vergiftet hätte. Verleumdung, nichts als schändliche Verleumdung! Gehen Sie hin, mein teurer Moyses, und sagen Sie es der ganzen Welt, daß der alte Salieri es Ihnen versichert, daß er es Ihnen auf seinem Totenbette zugeschworen hat!“ — Moyses hatte Mitleid, seine Thränen zu verbergen. Am 7. Mai starb Salieri, dessen Angeben heute längst von jenem Flecken gereinigt ist, da über Mozarts wirkliche Krankheit und Todesursache keinerlei Zweifel bestehen kann.

M. H. Richard Wagners erste Liebe. Die Mutter der berühmten Sängerin Lilli Lehmann, die Harfenpielerin Marie Lehmann, war es, welche zu Magdeburg den am dortigen Theater angestellten jugendlichen Kapellmeister R. Wagner mächtig fesselte. Der Meister war damals noch „Gefelle“, und die Leidenschaft für die in seinem Orchester wirkende Künstlerin schlug eines Abends bei Aufführung des Hoffmann'schen „Othello“ so mächtig über ihm zusammen, daß er einen „Sprung“ in seiner Partitur überjah und Soli, Chor und Musiker darüber in die Brüche zu gehen drohten. Da rief die gefällige Harfenpielerin dem „Topflosen“ Oberhaupt ein energisches „Wetter!“ zu; das Publikum aber verstand „Feuer!“ und drängte in wilder Eile nach den Ausgängen. Erst ein kräftiger Zuruf von der Bühne vermochte Ordnung in das Chaos zu bringen. — Marie Lehmann war es auch, die später dem zu Zürich in großer Geldnot lebenden Freunde einen merkwürdigen „Zufuß“ verschaffte. Am Prager Landestheater engagiert, überreichte sie den Direktor Stöger, sich beifalls Ankaufs Wagnerscher Opern an den Komponisten selbst zu wenden. Nach längerem Schwanken geizig dieß; der Direktor griff mit tiefem Seufzer in die Tasche und erstand den „Tannhäuser“ und „Lohengrin“ für die horrenden Summe von — fünfzig Gulden!

✱





Mitte Oktober erscheint folgende hervorragende Neuigkeit:

## Von der Wiege bis zum Grabe.

Ein Zyklus von 16 Phantasieclavierstücken für Klavier zu 2 und 4 Händen.

Neue Komposition von **Carl Reinecke**, op. 202.

Inhalt:

- |   |                                    |
|---|------------------------------------|
| Preis 2 h. 4 h.   | Preis 2 h. 4 h.                    |
| 1) Kindesträume „ M. 1.— 1.30                           | 8) Hochzeitszug „ „ „ 1.— 1.50     |
| 2) Spiel und Tanz „ „ 1.— 1.30                          | 9) Des Hauses Weihe „ „ 1.— 1.50   |
| 3) In Grossmutter's Stub- chen „ „ 1.— 1.30             | 10) Stilles Glück „ „ 1.— 1.50     |
| 4) Rüstiges Schaffen „ „ 1.— 1.30                       | 11) Trübe Tage „ „ 1.— 1.50        |
| 5) In der Kirche „ „ 1.— 1.30                           | 12) Trost „ „ 1.— 1.50             |
| 6) Hinaus in die Welt „ „ 1.— 1.30                      | 13) Geburtstagsmarsch „ „ 1.— 1.50 |
| 7) „Schöne Maienacht“, wo die Liebe wacht; „ „ 1.— 1.30 | 14) Im Silberkranz „ „ 1.— 1.50    |
|   | 15) Abendsonne „ „ 1.— 1.50        |
|   | 16) Ad Astra „ „ 1.— 1.50          |
- shänd. komplett 6 M., eleg. geb. 8 M.; 4händ. kompl. 8 M., eleg. geb. 10 M. Ich empfehle diese hinreissend schönen Stücke dieses berühmten Meisters **Carl Reinecke** allen Musikfreunden angelegentlichst, dieselben sind ein Schatz für jede Familie. **Verbindlicher Text hierzu gratis.** Zu beziehen durch jede Buch- und Musikhandlung oder direkt franko vom Verleger.

**Jul. Heinr. Zimmermann**, Leipzig, St. Petersburg u. Moskau.

Im Verlage von A. E. Fischer

in Bremen erschien:

### Fuchs, Osc.

Op. 34. 25 Etüden für Violine (mittelschwer) „ n. 1.50

Op. 37. 25 Etüden für Violine (schwer) „ n. 1.50

Op. 38. 20 leichte Klavier- trags-Etüden f. Piano forte n. 1.50

## Bücher

in alten, schönen Einbänden mit Leder- od. Goldprägung, graviert od. getrieben. Bucheinbände in Silber u. anderem Metall, ebenso solche mit Steinen ausgeschmückt. Max Eichinger, k. b. Hofbuchhandlung, Ansbach (Bayern).

## Pianoforte-Bibliothek

in 6 einzelnen Bänden, enthaltend 313 Stücke auf grossem

Notenformat, zusammen für

### 6 Mark.

Inhalt der Pianoforte-Bibliothek:

120 Volkslieder 4 M., mit 20

30 Opern- und Opern-Extrakte 4 M.

26 Pläne von Strauss, leicht arrang.

56 Mendelssohn's Lieder ohne Worte,

12 beliebte vollständige Ouvertüren,

20 gediegene Salonstücke.

313 Stücke für zusammen 6 Mk.

Zu beziehen von **Berlin C.,** Münzstrasse 23 a.

**W. Latte,** Münzstrasse 23 a.

**Werkey, A. Michaelis:** Lehre vom

Orgelpunkt E und den Choral:

„Wie schön leuchtet etc.“ 1.20 Mk.

Op. 10. 2 Fugen über die Namen **Abt**

**u. Gade** f. Orgel (Piano) 1.20 Mk.

**Frauen als schaffende Ton-**

**künstler**, ein biographisches

Lexikon 1.20 Mk.

**Führer durch die Musik-Littera-**

**tur** 1 Mk. (Für Dirigenten,

Musiklehrer etc.) Gegen Einsen-

dung des Betr. d. A. Michaelis in

Wolffenbüttel, Neustr. 25.

**Humoristische Gesänge**

zu Aufführungen in Gesellschaftskreisen

und Liedertafeln vortrefflich geeignet.

**Kippes, H. op. 56.** Ein lustiger Vor-

mittag oder Der verhängnisvolle Früh-

schoppen. Ein kurzes Singspiel für

6 Solostimmen 1.20 Mk.

Flügel, Tenor und 5 Männerstimmen

mit Klavier. Klavierauszug Mk. 4.—

Solostimmen komplett Mk. 2.50. Regie-

und Textbuch 25 Pf.

**Neibig, G. op. 59.** Der Kuss. Solo-

stücke für mittlere Stimmen, mit Piano.

Mk. 1.—

**Simon, E. op. 122.** Ein Posaunen-

Konzert. Duett für 2 mittlere Stimmen,

Mk. 2.80.

— op. 134. Eine ärztliche Konsultation.

Humor. Duett f. Tenor u. Bass. Mk. 2.80.

— op. 135. Ein Gesangsverein vor Ge-

richt. Scene für Männerchor und Soli.

Klavierauszug Mk. 2.30. Chorstimmen

1.20 Mk. Solostimmen 30 Pf.

— op. 136. Auf der Heimkehr vom

Sängertag. Scene für vierst. Männer-

chor und Soli. Klavierauszug Mk. 2.—

Chorstimmen Mk. 2.40. Solostimmen 30 Pf.

Ansichtssendungen stehen auf Ver-

langen. **Verlag Praeger & Meier, Bremen.**

**Staabs** beliebte Männerchöre liefert jede Musikalienhandlung.

## Der Gesangs-Komiker.

Ausgewählte Couplets, Duette, Solosonges

etc. mit Piano- oder Orgelbegleitung.

22 Bände (Band 30—32 neu) a 1 Mk.

Inhaltsverzeichnis gratis und franko

Leipzig. **C. A. Kochs Verlag.**

Neuer Verlag v. Breitkopf & Härtel, Leipzig.

**Josef Werner, Klavierschule.**

Preis 4 Mark.

Logisch geordn., lusterregendes Material.

Durch alle Musikalienhandl. zu beziehen.

In neuer Auflage erschienen:

**Becker, Jul.** Op. 43. Winder-

rosen, leben. Eine Rhapsodie

in sieben Gesängen mit verbindl. Text

für gem. Chor. Solo-Stimmen und

Orchester-Partitur. netto M. 15.—

— Orchester-Stimmen. „ „ 15.—

— Klavier-Auszug. „ „ 4.50

— Sing-Stimmen. „ „ ord. „ 3.50

— Textbuch. netto „ „ 1.50

Leipzig, Dresden und Chemnitz.

Aug. 1888. **C. A. Klemm,**

Kgl. Sachs. Hof-Musikh.

Jüngeren begabten Komponisten wird Ge-

legenheit geboten, bisher ungedruckte

Kompositionen mit Erfolg und event. unter

günstigen Bedingungen zu veröffent-

lichen. G. O. Offen aus B. 6707 an

**Rudolf Mosse** in Leipzig erbeten.

**Franz Brendel**

**Geschichte der Musik**

7. Auflage. Fr. 10 Mark.

**Hetrich Matthes, Leipzig.**

Schillerstr. 5. — Soeben erschienen.

**Neue sehr wirksame**

**Humoristica.**

**Blumenthal, Paul.** Op. 17. Herr Cantor,

er hat Recht! für Bariton und Piano-

forte. (Männerchor od. Hb.) 1 M. 30 Pf.

**Felzer, Rich.** Op. 20. Der Handschuh von

Schiller, humoristisches Potpourri für

4 Männerstimmen. (Soloquartett und

Chor ad libit.) mit Klavier 4 M.

**Lied, Emil.** Op. 10. Musikalische Gegen-

sätze, humoristisches Quartett für 4

Männerstimmen mit Klavier. 4 M.

**Lied, Emil.** Op. 12. **Lorchens Ley.**

Ein tragikomischer Rheinsang für

Männerstimmen mit Klavier 4 M.

**Palme, Rud.** Op. 35. Drei frische Lieder

für Männerchor. 1. Dem Gesang (To-

ast), 2. Der Sänger, 3. Der Wein

a capella. 2 M. 60 Pf.

**Schaeffer, Carl.** Op. 130a. Der ver-

liebte Hering. Ein Hering liebt eine

Auster\* für Männerchor a capella

1 M. 80 Pf.

**Voigt, Hermann.** Op. 71. Das liebe Schmel-

keithchen. Kuss-Polka für Männer-

chor a capella. 1 M. 40 Pf.

Obige heitere Kompositionen

eignen sich ganz vorzüglich für alle Ver-

eine und für Garten- und Volks-

konzerne.

Die vielen zustimmenden Kundgebungen

lassen mich hoffen, dass es bald keinen

Gesangsverein geben wird, der nicht meh-

rer dieser Werke mit Vorliebe singt.

Preise billig, wie bekannt.

**Carl Simon, Musikverlag, Berlin S.W.,**

Markgrafstrasse 21.

**„Wir kennen keine**

bessere, lusterregend, u. lusterhaltendere

„Ja Lust u. Fleiss steigerrndere Schule.“

Signale f. d. musikal. Welt, Leipzig.

\* G. Damm, Klavierschule, 58 Aufl., 4 Mk.

Steingraber Verlag, Leipzig.

**„Liederquell.“**

251 Volks-, Vaterlands-, Soldaten-, Jäger-

u. u. Kompositionen in der besten klass.

moderne u. geistl. Gesänge f. Singstimme

m. leicht Piano- u. Orgelbegl. v. W. H. Tschiroh.

Preis 3 Mk. Fein gebunden Mk. 4.20. Lyra:

„Die Sammlung hat nicht ihresgleichen.“

Steingraber Verlag, Leipzig.

## Klindworthsche Musikschule.

20 Potsdamer Str. Berlin W., Potsdamer Str. 20

Anfang des Winterkurses am 2. Oktober 1888. Lehrfächer: Klavier (Solo und Ensemble), Orgel, Gesang (Solo und Chor), Theorie und Geschichte der Musik, Sprachen.

Ausführliche Pläne der Schule durch den Direktor

Sprechst. 12—1.

**Karl Klindworth.**

## Schlesisches Konservatorium

Breslau, Ohlauerstrasse 74.

Beginn des Wintersemesters am 8. Oktober.

Der Direktor: **Adolph Fischer.**

Neue billige Lieferungs-Ausgabe.

## BEETHOVENS WERKE.

Gesamtausgabe für Unterricht und praktischen Gebrauch.

(Orchester für Klavier übertragen.)

Vollständig in 20 Bänden binnen 2 Jahren.

Preis jeder Lieferung M. 1.—

Auf Gesang- und Klavierwerke einerseits, Kammermusik andererseits wird

besondere Subskription angenommen.

Beginn des Erscheinens 15. September 1888. Verzeichnisse unentgeltlich.

Durch jede Buch- oder Musikalienhandlung zu beziehen.

Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Welches sind die besten, billigsten und lusterweckendsten Schulen?

Antwort:

Beim Klavier-Unterricht:

Reisers

**Universalklavier-**  
**Schule** 3 Mk.

Preis

die auf 150 Seiten (grösstes Noten-

quartformat) vom ersten Anfang

an bis zum Schlusse die Lust am

Klavierspiel stärkt und den Schüler

in angenehmer Weise bei erstem

Studium nach streng pädagogi-

schens Grundsätzen zum tüchtigen

Klavierspieler macht.

Die Schule kostet trotz ihres

grossen Umfangs nur 3 Mk. Sie

ist in des Wortes wahrster Be-

deutung eine **Universalschule**, eine

Schule ersten Ranges!

Verlag von **Carl Rühle, Leipzig-Reudnitz**

(vormals P. J. Tonger).

Beim Violin-Unterricht:

Schröders

**Preis-Violin-**  
**Schule** 3 Mk.

Preis

Sie ist zur Zeit das weitver-

breitetste Unterrichtswerk für die

Violine. Einer der ersten Violin-

meister, Herr Professor Joachim,

hat sie als das beste Werk auf

diesem Gebiete bezeichnet und aus-

gewählt, als infolge einer Preis-

konkurrenz zahlreiche Schulen im

Manuskript eingesandt waren. —

Ein anderer Violinmeister nannte

das vorzügliche Werk „die Schule

der Schulen“. Der Preis dieser

Schule ist trotz grossen Umfangs

(124 Seiten Noten, Quartformat)

nur 3 Mark.

Unter Goldschmied 38 **KOELN** 38 Unter Goldschmied.

**RUD. I. BACH SOHN**  
Stylvolle Flügel und Pianinos.  
Piano- u. Klavierfabrik

Neuerweg 40 **BARMEN** 40 Neuerweg.

**ASBECK, OSTHAUS, EICKEN & CO.**  
HAGEN Westph.  
PATENT-TEGELGUSSTAHLDRABT  
Specialität Garantie  
KLAVIERSAITEN

## 14 Militär-Märsche

der neuesten beliebtesten

für Piano forte zu 2 Händen.

Heft IX.

Zusammen nur Mk. 1.50.

Gegen Einsendung des Betrages franko.

Louis Oertel, Musikverlag, Hannover.



## G. & A. Klemm,

Rich. Schuster

Musikinstrumenten- u. Saiten-Fabrik.

Marktschützen (Sachsen).

Beste und billigste Bezugsquelle für Violinen,

Celli, Bässe, Zithern, Blasinstrumente aller

Art, Saiten etc. Preisverk. grat. u. franko.

Violinen, Zithern etc.

Instrumente am vortheilhaftesten

direkt von der Instrumentenfabrik

**O. G. Schuster jun.**

25



IX. Jahrgang Nr. 20

Stuttgart, 1888.



← Auflage 51 000. →

Vierteljährlich sechs, mit Künstler-Porträts etc. illustrierte Nummern und je einer Extrabeilage, bestehend in verschiedenen, für Hausmusik geeigneten Gesangs- und Instrumental-Kompositionen, Musiker-Lexikon, illustrierte Musikgeschichte u. s. w.

Verlag Carl Gruninger, Stuttgart-Leipzig  
(vormals J. F. Zenger in Köln).  
Inserate die fünfgehaltene Kondoreille-Seite 75 Pfennig.  
Beilagen für je 1000 Expl. Markt 5.—  
Kleinste Annahme von Inseraten und Beilagen bei  
Rudolf Mosse Stuttgart, Leipzig, Berlin u. dessen Filialen.

Preis pro Quartal bei allen Postämtern in Deutschland, Österreich-Ungarn und Luxemburg, sowie in sämtlichen Buch- und Musikalien-Handlungen 80 Pfg.; direkt von Stuttgart und bei den Postämtern des Westpostbezirks 1 Mk. 50 Pfg. Einzelne Nummern 26 Pfg.

Alle früheren Jahrgänge sind neu aufgelegt in eleg. brosch. Bänden zu 80 Pfg. das Quartal, Einbanddecken à M. 1.—, Prachdecken à M. 1.50 durch alle Buch- u. Musikalien-Handl. zu beziehen.

## Wolfgang Amadäus Mozart.

Wie hat er eigentlich ausgesehen?

von  
Professor Dr. v. Schachhäuti.

**D**iese Frage ist jetzt, nachdem in drei Jahren ein Jahrhundert nach Mozarts Tode verfloßen ist, nichts weniger als eine müßige. Ich sah vor kurzem bei einem unserer musikalischen Matadore in München über seinem Arbeitstisch eine Photographie, welche uns einen Mann zeigt über einen Arbeitstisch geneigt, mit zurückgeklämmten steifen, buschigen Haaren und ein Paar hervorstehenden messerscharfen Lippen.

„Wer ist denn dieser sonderbare Herr?“

„Das ist Mozart.“

„Was? Mozart?“ „Ja, das beste Bildnis

Mozarts nach dem Zeugnisse seines eigenen Sohnes.“ Ich habe ein halbes Duzend Photographien vor mir liegen, die alle Mozart vorstellen sollen — von denen keine der andern auch nur ähnlich ist, bis zur Mozart-Photographie in Kabinetformat, wo der gute Mozart einem pfiffigen Schneidermeister gleich, und bis zur letzten Photographie Ganstängis in Lebensgröße, wo wir einen sentimentalen Candidatus libr. artium vor uns haben.

Auch in Wüste haben wir unsern guten Mozart in Lebensgröße, wo er mit seinem feinen, zierlichen Oval mehr einem Kaulbachschen Engel als unserm Heros gleicht, der des Morgens mit seinem Freunde Schifaneder vor einer Flasche Champagner über eine populäre Arie in der Hauberküste disputierte, und des Abends vor einem Glas Punsch über die Qualifikation und Adaptabilität seiner Sängerrinnen verhandelte.

Da unter dem Fittig der Photographie zuletzt ein Bataillon von Mozartschen Porträten erscheint, von denen keine Abbildung der andern gleicht, so ist die Frage: Wie ist es möglich dahinter zu kommen, wie der wirkliche Genius eigentlich ausgesehen hat, da keine Seele mehr lebt, die den großen Geist gesehen, oder die sich bei einem überlebenden Zeitgenossen erkundigen könnte, wie Mozart eigentlich ausgesehen habe.

Zedenfalls ist anzunehmen, daß zu Mozarts Lebzeiten, oder kurz vor oder nach seinem Tode es wohl kein Künstler von Bedeutung gewagt haben würde, statt eines Porträts des allbekannten Genius eine Karikatur dem Publikum vorzulegen.

Wir sehen in den Abbildungen aus Mozarts Zeit unsern Meister immer in Profil, weil gerade



dieses die charakteristischen Merkmale, und den sogleich zu erkennenden Charakter seines Kopfes wiedergibt. So hat uns der ausgezeichnete Kupferstecher Kobi in Wien als Titelbild zur Biographie Mozarts, Graz 1793, ein Profil von Mozarts Kopf in Oktav geliefert, wovon wir bald sehen werden, daß er die Eigentümlichkeiten des Mozartschen Kopfes am getreuesten wiedergibt. Die Haare Mozarts erscheinen da nicht steif, sondern weich gewellt, und die Locke, die uns die Witwe Mozarts nach München brachte, von schöner glänzender brauner Farbe, war in allen ihren Teilen geringelt.

Der über die Ovalelinie von der Stirn aus gezogen von der Nasenwurzel an hervorstretende untere Teil des Gesichtes, die beinahe vertikal herabsteigende Oberlippe, die geschlossenen Lippen, der weiche Umriss, namentlich der Oberlippe, sind überall leicht zu erkennende charakteristische Merkmale des Mozartschen Profils.

Indessen über die Ähnlichkeit des angeführten Profils Mozarts haben wir noch bessere, eigentlich die letzten Beweise.

Als Schwanthaler den Auftrag erhielt, eine Statue Mozarts zum Standbild in Salzburg zu formen, war es ihm natürlich die erste Aufgabe, das Antlitz Mozarts in größtmöglicher Ähnlichkeit zu bilden.

Man veranlaßte deshalb die Witwe Mozarts, Constanze Nissen, die ihren Mann gewiß besser kennen mußte als sein Sohn, der damals, als sein Vater starb, 7 Jahre alt war, nach München zu kommen, um unsern Schwanthaler die bestmöglichen Anhaltspunkte zu verschaffen. Constanze Nissen übergab Schwanthaler ein Medaillon, auf welchem Mozarts Profil in halb Relief geschnitten war, mit der ausdrücklichen Versicherung: „Dies sei das ähnlichste Profil Mozarts.“

Schwanthaler nahm sich eine Gipsform des Medaillons und von diesem erhielt auch ich einen Abguss, der nach photographischer Aufnahme hier vergrößert folgt, von Freiherr von Branca gezeichnet, der durch seine schönen Zeichnungen seit geraumer Zeit den Lesern dieses Blattes bekannt ist. Das abgebildete Profil ist dem Kopschen Kupferstich vollkommen ähnlich und vielleicht hat auch wohl seinen Kupferstich nach diesem Medaillon hergestellt.

Was die Zeichnung des Mozartschen Kopfes en face betrifft, so hat Constanze unsern Schwanthaler ebenfalls Gemälde zur Disposition gestellt und dieser das Standbild unter der Beratung der Witwe Mozarts hergestellt. Constanze hatte schließlich nichts mehr gegen die Ähnlichkeit einzuwenden, und so wurde endlich das Standbild zum Gusse fertig gestellt.

Im Salzburger Mozarteum befindet sich ein Gemälde, den sechsjährigen Mozart darstellend in der Galackleidung, welche ihm die Kaiserin Marie Theresie von Österreich an ihrem Namensstage den 15. Oktober 1762 durch ihren Hofschaffmeister übersandte, das keine Karikatur oder Schmiererei ist.

Des Knaben Züge en face sind charakteristisch und lassen recht gut auf das Aussehen des zum Manne gewordenen Kindes schließen.

Schwanthaler's Mozart läßt sich recht gut aus dem Knabengesichte entwickeln. „Die körperliche Entwicklung scheint hinter der geistigen zeitigen Entwicklung des genialen Knaben sehr zurückgeblieben zu sein. Hinter dem kleinen unscheinbaren Männchen hätte wohl kein Mensch den gewaltigen Schöpfer des Don Juan gesucht.“

Bei dem Jubiläum im August v. J. in Salzburg, dem hundertjährigen Geburtstage des Don Juan, der größten dramatischen musikalischen Schöpfung seines und vielleicht aller Jahrhunderte, fand sich unter andern Photographien Mozart in schlanker hoher Gestalt



und war mehr z. B. dem Violinvirtuosen Ole Bull, als unserm zarten Männchen Mozart ähnlich. Das Jubiläum in Salzburg war eigentlich eine Vorfeier, denn Mozart hatte erst am 28. October seine Oper, inebell noch ohne Diveriture, vollendet und erst am 4. November trat sie zum ersten Male auf der Bühne ins Leben.

Auch die physische Charakteristik Mozarts endlich in seinen letzten Jahren in Wien liegt noch sehr im Dunkeln und wird es bleiben. Mozart komponierte meistens bis Morgens früh, noch im Bette liegend, und verbrachte die Wirkung seiner Kompositionen, wenn er aufgestanden war, am Klaviere, wobei ihm seine Freunde Schach und Süßmeier mit ihren Singstimmen beistanden. Der große Musiker traute selbst seinem



wohl kaum fehlbaren Gefühle nie ganz — er mußte die Wirkungen der Schöpfungen seines Geistes erst in ihren wirklichen Stängen vernehmen. Mozart entfernte sich dann von Hause, gab Unterricht, verlebte die übrige Zeit mit seinen Freunden und kam abends spät wieder nach Hause, so daß, um von Mozarts Leben und Denken eine richtige Idee zu bekommen, sein eigentlicher Lebenslauf außerhalb des Hauses aufgedeckt werden muß.

Darüber konnten und mußten seine Freunde Aufschluß geben, deren Mund längst verstummt ist. Unter allen seinen Freunden, selbst Schiltnerer nicht ausgenommen, war der Intimus nicht, wie man gewöhnlich sagt, Süßmeier, sondern der Tenorist Benediktus Schach, eigentlich (böhmisch) Giazal geschrieben, für welchen Mozart den Tamiu in der Zauberflöte kom-

ponierte, den Schach auch über 116 mal sang. Schach war ein sehr gebildeter Mann, und wurde aus dem Studium der Medizin nur herausgerissen durch eine gute Aufstellung als Kapellmeister in Schließeln, die ihn auf einmal seinen brillierenden Verhältnissen entzog.

Schach war der eigentliche Hausfreund Mozarts, der auch sekundär helfend der Familie zur Seite stand, und als Mozart gestorben war, fand sich der augenblickliche Mangel an Geld so groß, daß Schach schnell seine goldene Repetieruhr ins Versteck trug, um die ersten augenblicklichen Ausgaben bei solchem Sterbefalle bestreiten zu können. Mehrere Anekdoten, die man von Süßmeier erzählt, beziehen sich auf Schach.

Schach verließ nach Mozarts Tode das Schiltnerische Theater in Wien, ging nach Graz und wurde 1796 von dem damaligen Intendanten des Münchener Hoftheaters, Grafen von Seran, an das Münchener Hoftheater eingeladen, wo er bis zu seinem Tode 1826 als Sänger und Komponist wirkte.

Als Nissen seine Biographie Mozarts zusammen-schreiben wollte, fehlte ihm eine eigentlich charakteristische gefasste physische Darstellung aus dem Leben Mozarts, namentlich aus seinen letzten Jahren in Wien. Mozarts ehemalige Frau wußte wohl, daß der gebildete und innigste Freund Mozarts, Schach, am besten dazu geeignet wäre, diesen fehlenden Teil der Biographie Mozarts auszufüllen. Sie schrieb deshalb, oder vielmehr ihr Mann Nissen schrieb mit Constanzens Unterschrift den folgenden Brief, der durch den Hof-Organisten Keller in Altdorf, der mit Nissen immer in brieflicher Verbindung stand, an Schach übergeben werden sollte.

Der Brief war am 16. Februar 1826 geschrieben an Schach, aber dieser war bereits mit 1. Dezember 1825 gestorben, so daß der Brief nicht mehr an seine Adresse gelangen konnte.

Der Brief, in meinem Besitze, lautet wie folgt:

Salzburg 16. Febr. 1826.

Hochstgeehrter lieber Freund meines seligen Mannes und der meine Güte,

Sie sollen sich nicht lange wundern, diesen Eingang nicht mit der Unterschrift vereinigen zu wissen: ich eile, Sie zu unterrichten, daß es Mozarts Witwe ist, die sich das Vergnügen macht, Ihnen zu schreiben. Ich hoffe, daß Sie sich meiner, wenn auch nur als eines Appendix's von Ihrem herrlichen Freunde, noch ein wenig erinnern. Ich erinnere mich recht sehr Ihres als eines talent- und genievollen heitern und gefälligen Mannes, als welchen Sie sich auch zuletzt in München gegen mich bewiesen haben; und es wird mir beifällig, daß Sie nicht aufgehört haben, Ihrem liebenswürdigen Charakter treu zu bleiben. Gewiß würden Sie mir also erlauben, daraus Vorthell zu ziehen und Ihre Eigenschaften und Gesinnungen wieder in Anspruch zu nehmen, wenn es auch nicht der Fall wäre, daß ich, wie ich, gewiß sein darf, daß mein Zweck an sich so viel Anziehendes für Sie selbst hat, daß Sie mir am Ende gar dankbar sein werden, Ihnen Gelegenheit zu geben, Ihre Empfindungen für M. wiederholt auszusprechen und zu seiner Ehre öffentlich noch mehr beizutragen, als Sie es bisher schon gethan haben.

Mich nicht mit den lückenhaften Skeletts von Lebensbeschreibungen meines seligen Mannes begnügend, beschäftigte ich mich, in Vereinigung mit einem tüchtigen Lebensgefährten, alle Hilfsmittel zu einer umfassenderen zu sammeln. Die meisten seiner Zeitgenossen, die mir deren reichen könnten, sind dahin: Einige sind träge; Andere nicht Beobachter gewesen. Ich sehe Sie für denjenigen an, der mir besser und befriedigender wie irgend Jemand beistehen kann. Ich muß mich daher an Sie wenden. Sie verbinden das Vermögen mit reinem Willen. Ich wüßte durchaus Niemanden, der in einer solchen Vertraulichkeit und so viel mit ihm gelebt hat, Niemanden, der ihn mehr gekannt oder dem er sich mehr hingegen hätte, als Sie, und das namentlich in seinen wichtigsten letzten Jahren bis an seinen Tod, und während des Aufenthaltes lust in Wien, von welchem wunderbarer Weise die Biographen fast nur die Namen einiger seiner Werke, Nichts von dem Menschen selbst zu berichten gewußt haben. Die größte der Lücken in seiner Biographie betrifft wirklich Wien.

Wenn ich mich nur nicht verleiten lasse, zu viel von Ihnen zu wünschen! Mein Wunsch geht weit: er geht dahin, daß Sie belibien möchten, sich vorzustellen, Sie hätten einen Auserwählten, der Nichts von M. wüßte und Alles zu wissen begierig wäre, und dem Sie die Neigung hätten Alles mitzutheilen, was Sie selbst mit ihm erlebt, was Sie an ihm be-

merkt, und was Sie durch Andere erfahren hätten, nicht allein in musikalischer Hinsicht, sondern auch überhaupt, beides was den Menschen insbesondere und was den Künstler betraf, alles charakteristische, kleine und große Ereignisse, Anekdoten, kurz was immer die Geschichte seiner Person, seines Umganges, seines Charakters, und die Geschichte seiner Werke im mindestesten berührt, seine häufigsten und liebsten Gespräche, seine Art zu sein in Ernst und Munterkeit u. s. w. u. s. w. und daß Sie dieses niederschriften, sei es in Prosa- und muse-loser, die wenigste Zeit Ihnen kostender, Briefform oder wie Sie es in freundschaftlichem Gespräche ungezwungen, je nachdem es Ihnen eben in den Sinn fiel, ohne mindeste Anstrengung erzählen würden. Alles, auch geringfügig Schmeinelles, schätze ich, weil Alles charakteristisch ist, und weil Manches, was geringfügig scheint, oft dient, Anderes zu erläutern.

Wie kommt Ihnen diese Bitte vor? Nehme ich mir nicht zu viele Freiheit? Begehe ich keinen Mißbrauch? Würde dieses nicht Ihrer wenigen Mühe zu großen Eintrag thun? Ich sage, Ihrer wenigen Mühe; denn wie ist daran zu zweifeln, daß ein Mann von so seltenen Talenten und so ungemeiner Thätigkeit, von welcher Herber und Apowshy mir das Detail auf's Neue in das Gedächtnis gerufen haben, sich je der Anhe hingee?

Neuerst glücklich würde es für mein Unternehmen sein, wenn Umstände Ihnen gestatteten bald Hand an das Werk zu legen, und mich von Zeit zu Zeit mit halben oder ganzen Bogen, gleich nachdem sie beschreiben wären, durch die Briefpost zu schicken.

Ich fühle die Größe der Probe, auf welche mein Zutrauen Sie stellt; Sie werden Sie aber bestehen, und sofern es thunlich ist, denn, wie mein Mann spricht, ultra posse nemo obligatur. Sie werden die beiden Namen, die in gedruckten Schriften und auch noch immer im Munde vieler vereinigt sind, auch fernerhin und dauernd zu vereinigen einwilligen, und so fern es Ihnen thunlich ist, habe ich aber in meiner Bitte diese Grenze überschritten, so wählen Sie unter Einzelheiten, theilen mir isolirte Vorfälle und Bemerkungen mit, Anekdoten, und was Ihnen etwa die werthtesten Erinnerungen sind. Alles und Jedes, auch noch so Wenige, auch noch so kleine Animosen werde ich mit Gerechtigkeit empfangen.

Haben Sie keine Briefe, Briefchen, Billets oder irgend andere Handschrift (außer in Ihren Partituren) von M.? Zu Ermangelung der Originale für meinen Behuf würden mich auch die bloßen Abschriften verpflichten. — Wissen Sie sonst Jemand, der einen Papierstempel hat? — Von einem so großen als allgemeinen Interesse wird sein, was Sie etwa von M.'s Paar Compositionen in Ihren Opern aufzählen können? — Erinnern Sie sich wohl noch, welche Bücher über Musik (nicht Partituren, die Sie meint Apowshy) M. Ihnen ließ? Das möchte ich auch gar gerne wissen.

Einer vollständigen Biographie v. M. M. müßte, dünkt mich, die seines Vaters und Ausbilders vorgehen, und ich habe auch dazu zu sammeln gesucht. Dieses braven Mannes Bekanntschaft haben Sie auch gehabt: was würde Ihr imaginärer Freund über ihn von Ihnen erfahren? Ich werfe mir vor, daß es mir hier erst einfallt, Ihnen zu melden, was mich zu meinem Unternehmen ermuntert hat. Erfahren Sie es ist. Meine Schwägerin, die in ihrem 75 Jahre, seit kurzem leider! in gänzlicher Blindheit, lebt, hat uns vor ein Paar Jahren mit ungefähr 400 Briefen beschenkt, die die viel-jährige aber nur bis 1781 gehende Correspondenz zwischen Vater und Sohn ausmachen, und um die keiner der bisherigen Biographen das Geringste gemerkt hat. Sie macht dem Leopold M. außerordentliche Ehre.

Wo ich auch in allem Gebrachten suche (nicht nur was ein professo von M. handelt, seinen Namen an der Stirn trägt, sondern auch wo er im Vorbeigehen genannt wird, oder wo ich auch nur denken kann, daß er genannt wird) find vielfache unermüdete Veruche, mir folgende Büchlein zu verschaffen, vergeblich geblieben. Das erste scheint gar der Verfasser nicht mehr zu haben. Von dem zweiten find beim Verleger alle Exemplare vergriffen: man müßte also glauben, es sei von einigem Werth; und doch weiß ich Niemanden, der es gelesen hat, auch kann ich den Namen des Verfassers nicht erfahren. O könnten Sie mir beide zuweisen!

1. Wiener Theater Almanach für 1794, von Sonnenleithner junior, der in derselben „Mozarts Leben“ liefert.

2. Mozarts Biographie in musikalischer Hinsicht von R\*\* Prag (bei Widmann) 1797.

Wenn ich nun nur noch hinzüfge, daß meine Wohnung auf der hiesigen Post bekannt ist und daß ich Sie um die Angabe der Ihrigen erlaube, damit ich Ihnen directer schreiben kann und unser Briefwechsel schneller gehe, so kommt es mir zu, zu endigen und Sie für die Länge meiner Zuschrift um Vergebung zu bitten. Ungehindert bin ich auf die Antwort, mit der Sie mich erfreuen werden. Sie wird mich belehren, in wie ferne ich Hoffnung habe, einen Briefwechsel mit Ihnen von Zeit zu Zeit unterhalten und nach meinem jeweiligen Bedarf, Mozart und seine Werke betreffende Fragen Ihnen stellen zu dürfen. Mein erster Mann war ja Collega in Apostel und zuweilen Ihr Mitarbeiter; als zweiter weiß, daß er nicht solche Ansprüche zu machen hat. Demüthigen Sie ihn daher nicht noch mehr, sondern bleiben Sie unser, also auch sein Mitarbeiter. Es gehört Ihnen so schon in Mozarts Lebensbeschreibung ein eigenes recht interessantes Capitel: Mit gar Niemanden scheint M. in solchem Grade, wie mit Ihnen intim gewesen zu sein. Ich vertraue, daß Sie uns in den Stand setzen werden, auch in dieser Hinsicht, Ihnen so volle als öffentliche Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und wie gesagt, die Vereinigung Ihrer beider Namen zu erhalten.

Meinem Striebenden gebe ich noch den Befehl, die kleinern Gegenstände, die ich Ihnen an das Herz gelegt habe, zu unterschreiben, damit Sie sie nicht lange zu suchen haben, wenn Sie so gütig sein wollen sich damit zu beschäftigen.

Ich bin mit aufrichtiger Freundschaft  
und gleicher Hochachtung

Ihre ergebenste  
Constance Nissen.

Schad mich auch allen früheren Anforderungen eine Biographie Mozarts zu schreiben aus und antwortete auf derartiges Andringen bloß: Man weiß genug von Mozart; höchstens erzählte er in Gesellschaft guter Freunde einige Momente aus Mozarts Leben und seinem Zusammenleben mit der Mozartschen Familie.

Das gerechte Urtheil über so außerordentliche Erscheinungen im menschlichen Leben, über Menschen die mit ihren Genies die Welt beherrschen, ist überaus schwierig.

Dieser die Welt beherrschende Genius ist kein Bireaumann, der in ungeörter Ruhe in seinem Amtszimmer unter seinen Akten wühlt und dessen Ruhe höchstens bei Anknist zu Hause durch seine Frau oder seine Familie gestört wird.

Der Mahlab, der bei Beurteilung des Wesens und Wirkens allmächtiger Geister angelegt wird, verläßt uns in seinen Resultaten, verläßt uns in seinen Angaben, sobald wir ihn an das Leben und Wirken außerordentlicher, einziger Erscheinungen in der Welt anlegen wollen.

Der eigentliche Genius im Menschen, als Erbgelborenen, lebt immer in zwei Welten, der sublimen Welt, von der Schwere beherrscht und der irdischen Welt, der Geister und Dämonen; da wir aber im Evangelium lesen, daß niemand zwei Herren dienen kann, so wird auch bei den eigentlichen Genies die eine Welt immer zu kurz kommen. Das eigentliche Leben unserer Genies ist die zweite Welt, die Welt des Geistes und der Geister.

Schiller beleuchtet dieses poetische geniale Leben in recht poetischer Weise:

Wo warst du denn, als man die Welt geteilt?  
Ich war, sprach der Poet, bei dir!  
Mein Auge hing an deinem Angesichte,  
An deinen Himmelsharmonien mein Ohr!  
Verzeih! wenn ich von deinem Lichte  
Berauscht das Irdische verlor.  
Was thun? spricht Zeus, die Welt ist weggegeben,  
Der Markt, die Jagd, der Fischfang nicht mehr mein;  
Wißt du in meinem Himmel mit mir leben,  
So oft du kommst, der soll dir offen sein!

Allein, dieser Himmel ist unser Genies denn doch zu weit entfernt, sie bleiben also verzieltend an der Erbscholle hängen, und was von ihnen der Schwere angehört, zerfällt mit der Erbscholle, die sie getragen.

Die Welt findet oft leider, wie sie selbst betrauert, zu spät das Unterblinde, das aus dieser zerfallenden Hülle hervorging.

Die lebendige Erläuterung gibt unser Mozart.

Als Mozart starb, war ganz Wien in der gemüthlichsten Beaglichkeit, nur wenige seiner nächsten Freunde folgten dem Sarge des großen Toten; er wurde als ein armes und verkommenes Individuum in die gemeinlichste Grube geworfen, in welcher alles, was arm und elend in Wien aus der Welt ging, der allgemeinen Auferstehung harret. Seine Gebeine modern, den bereuenden Zeitgenossen für immer verloren, und die allgemein verbreitete Sage von dem gereinigten Schädel Mozarts ist eine Mythe.

Der erste unarmbarig streng Biograph Mozarts, der dessen Witwe so sehr empörte, schließt seine Biographie mit folgenden, sehr wahren Worten:

„Dieser immer zerstreute und tändelnde Mann (wenn er sich nicht in ungenialer Gesellschaft befand, hätte der Biograph hinzusetzen sollen) war plötzlich ein anderes Wesen, wenn er sich aus Klavier setzte. Dann spannte sich sein Geist, und seine Aufmerksamkeit richtete sich ungeteilt auf den einen Gegenstand, für den er geboren war, auf die Harmonien der Töne. So glänzend auch musikalischer Genius seine Laufbahn war, so kurz war sie auch. Kaum war er 36 Jahre alt, als er (am 3ten December 1791 zu Wien) starb. Aber er hat sich einen Namen gemacht, der nicht untergehen wird, so lange nur noch ein Tempel der Muse der Tonkunst stehen wird, und oft noch wird von gefühlvollen Seelen, sanft bewegt durch den Reiztönen und die Schönheit seiner Harmonien seinem Andenken ein begeistertes, dankbares Lob gewidmet werden.“



## Dichter und Tonkünstler.

Skizze von Joh. Peter.

In vorigen Jahre waren es hundert Jahre, daß ein heute beinahe vergessener und doch in der Reihe der Klaffler glänzender deutscher Dichter, einer der feurigsten Freiheitsherolde, gleichsam zum zweitenmale das Licht der Welt erblickte. Nach zehnjähriger Haft auf dem Hohenasperg wurde der mannhaftige Schubart, einer der markantesten Vertreter der Sturm- und Drangperiode, aus dem Gefängnisse entlassen und mit diesem Zeitpunkt schloß auch so ziemlich sein an Verirrungen und Drangsalen reiches Leben — denn vier Jahre danach verstumte sein lieberreicher Mund für immer.

Man wird den viel verleumdten genialen Schubart erst recht verstehen, wenn man sich klar ist über den faulen Geist seiner Zeit, über seine dichterische Ursprünglichkeit und über das eigenartige Wesen und Gebaren der sogenannten „Original- oder Kraftgenies“, denen er angehörte.

Durch Klopstock, Wieland und Lessing waren der freisheitsdürstigen deutschen Jugend neue Bahnen gebrochen worden — eine gewaltige Strömung machte sich besonders in der Literatur bemerkbar. — Alles drängte zurück auf die Ursprünge der menschlichen Gesellschaft. Rousseau gab in seinem Emil den Anstoß zu dieser literarischen Umwälzung, in Deutschland hatten die Abenteuerromane, insbesondere der „Simplicissimus“ des Christoph v. Grimmelshausen und die Robinsonaden, deren man 1760 vierzig zählte, schon diesen Ideen vorgearbeitet und auch Klopstock und die Barden hatten auf das urdeutsche Heldentum der Mythen zurückgewiesen. Das „Naturereangelium“ Rousseaus war nach Hettner die eigentliche Wurzel der Sturm- und Drangperiode, welche in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zum Ausbruch gelangte und in Goethe, Schiller, Herder, Klinge, Schubart, Müller, Lenz und Baschew energische Vertreter fand. Manche davon gingen zu Grunde, andere wieder arbeiteten sich aus dem Sumpfe der Verirrungen „zu geläuterter Kunstausfassung, zu vollendeten Dichtungen empor“. Genialität und Originalität war der Stürmer Selbstgeheim — und genial und originell war unter Schubart, ein Klaffler im wahren Sinne des Wortes, und hätte er auch sonst nichts geschrieben als die „Fürstengruft“, das „Kapitel“ und den Symmus „An die Tonkunst“.

Dieser vom Schicksal so hart gezeichnete Mann verdiente es, daß sein Andenken wieder aufgerichtet werde, gerade heute, wo der Deutsche Grund hat, auf seine erlauchten Geister und Vorkämpfer mit Bewunderung zu blicken und bei ihnen Trost und Er-

mutigung im heißen Kampf ums heilige Volkstum zu suchen.

Chr. Fr. Dan. Schubart wurde im Jahre 1739 in der Grafschaft Limburg geboren. Anfangs zeigte er wenig Fähigkeiten, doch bald regte sich in ihm das gewaltige Talent und namentlich zeigte er große musikalische Anlagen. 1753 kam er auf das Venedig zu Nordlingen, wo er die alten Griechen und Römer las, Klopstocks Messias studierte und Volkslieder dichtete, er auf selbst komponierte. Drei Jahre darauf ging er auf die Schule zum hl. Geist nach Nürnberg, 1758 nach Jena, wo er Theologie studieren sollte. Allein ein ausschweifendes Leben verwickelte ihn in Schulden und zerrüttete seine Gesundheit, daß ihm schließlich nichts übrig blieb, als ins Vaterhaus zurückzukehren. Darauf ward er Hauslehrer, jedoch nur kurze Zeit. Plan- und thatenlos irrte er umher, durch Verwirren in Gesellschaftsreisen und allen möglichen gelegentlichen Dienstleistungen den sorgen Kreuzer erwerbend. 1764 erhielt er den Schullehrer- und Organistenposten zu Weisingen, verheiratete sich in dieser Eigenschaft mit einer herzensbraven Frau, die seine Verirrungen und Ausschweifungen mit beispielloser Liebe und Nachsicht vergalt. 1765 ward er zum Musikdirektor in Ludwigsburg ernannt, wo er sich in lotharischer Gesellschaft dem ziellosesten Leben ergab, so zwar, daß sich sein Schwiegervater bemüht sah, die schwermüthig gewordene Frau samt ihren Kindern zu sich zu nehmen. Seines anstößigen Benehmens wegen kam er auf Befehl des Herzogs einige Zeit in Haft, welche Schmach er mit der ägenden Länge der Satyre vergalt, indem er ein höhnenndes Truglied auf die Dörlinge verfasste. Dieses Beginnen kostete ihn seine Stellung und brachte ihn Landesverweisung. Mit einem Thaler in der Tasche verließ er Stuttgart, um sich nach Heilbronn zu wenden, wo er sich durch Musikunterricht kümmerlich ernährte; von hier ging er zu dem menschenfreundlichen Grafen Nesselrode, der ihm Gelegenheit verschaffte, sich vor dem Kurfürsten zu produzieren. Schon wollte ihn der Kurfürst anstellen, als er sich durch eine unvorsichtige Bemerkung über die Mannheimer Akademie auch den Mißmut dieses Fürsten zuzog. Jetzt wandte sich der Dichternomade nach München, mußte sich aber auch dort seiner freisinnigen Aeußerungen wegen aus dem Staube machen. In Augsburg wurde er nun — Journalist, indem er das erste gediegene deutsche Volksblatt, die „Deutsche Chronik“ (1774 bis 1778) gründete und leitete, welche außerordentlichen Erfolg fand. Diese tüchtige Zeitung behandelte mit viel Freimut, Fröhlichkeit und Volkstümlichkeit, Politik, Literatur, Kunst und vaterländische Sitten, und Schubart brachte es bald zu einer Art Wohlstand, so daß er jetzt hätte ein sorgenloses Leben führen können. Doch seine Verdrüßung kannte auch in dieser neuen Sphäre keine Grenzen; auch verschonte seine heftige Satyre und sein flehender Witz niemand. Magistrat und Geistlichkeit hatten viel von seinen Angriffen zu dulden, und so kam es, daß ihm der Magistrat den Aufenthalt in Augsburg verbot. Schubart ging nun nach Ulm, setzte dort sein Blatt und seine Ausfälle namentlich gegen den würtembergischen Hof fort, vereinigte sich mit seiner Familie wieder, machte sich aber durch seine maßlosen Spottereien zahllose Feinde. Karl Eugen sann auf Rache: Er ludte den unglücklichen Freiheitskämpfer auf freilich unwürdige Art auf würtembergisches Gebiet, ließ ihn gefangen nehmen und auf den Hohenasperg in Gewahrsam bringen, wo er ihn in Ketten legen und bei Wasser und Brod zehn ganze Jahre lang schmachten ließ. In dieser jammervollen Lage lernte ihn der jugendliche, für Schubart hochbegeisterte Schiller kennen.

1787 schlug die Stunde seiner Erlösung. Der unmenlichste Fürst wollte sein Verbrechen an Schubart sühnen: er ernannte ihn zum Direktor der herzoglichen Kapelle und des Stuttgarter Theaters. Auch nahm der nun in den Hohen des Friedens gelandete — freilich nun halbbelebte Dichter die Herausgabe der „Deutschen Chronik“ wieder auf, komponierte verschiedene Musikwerke und arbeitete an seiner Lebensbeschreibung, während welcher ihn 1791 der erlösende Tod überraschte.

Dies in kurzen Strichen der originelle Lebensgang des allerdings viel durch eigene Schuld unglücklichen deutschen Dichters.

Was nun Schubart als Dichter anbelangt, so wollen wir darüber Meyer sprechen lassen, der sich in der „Familienbibliothek der deutschen Klaffler“ (Hildburghausen und Amsterdamm: Verlag des bibliographischen Instituts 1841) folgendermaßen äußert: „Als Dichter steht Schubart hoch an unserm literarischen Himmel. Nur darf man ihn nicht nach



der Gesamtheit seiner dichterischen Leistungen beurteilen, wenn man ihn zu unsern Klassikern zählen will. Die Hälfte seiner Arbeiten sind durch Noheiten und Schicksal entsetzt und haben auf einen Platz in der Bibliothek der Klassiker keinen Anspruch. Dagegen wird man einer Auswahl seiner Gedichte einen solchen gern gönnen. Man wird in keiner der ausgewählten Poëmen den genialen, feinnigen Dichter erkennen, würdig, den Helden der goldenen Zeit unserer Literatur zur Seite zu stellen."

Wir bekräftigen dieses kraftvolle Urteil aus innerster Ueberzeugung.

Schubarts Gedichte erschienen während seiner Gefangenschaft und sie fanden begeisterte Aufnahme. Je mehr sein trauriges Geschick in Deutschland bekannt wurde, desto mehr steigerte sich das Interesse für den mutigen Poeten und allerorts erhoben sich gewichtige Stimmen für ihn und Schmädhungen wider den harten Herrscher, der ihn so immensisch seines Lebensquells, der goldenen Freiheit, beraubte.

Gäbe Schubart sonst nichts geschrieben, als die Fürstengruft, das Kapitol, das Mutterherz, Aberlässe, Frohkränze, Märchen, Friedrich der Große, An die Freiheit, An die Tonkunst und Mahader — er hätte sich mit diesen Perlen der Weltliteratur den Nachruhm, die Unsterblichkeit erworben.

Was Schubarts ausgewählte Gedichte insbesonbere auszeichnet, das ist die feurige Begeisterung für alle Wahre und Gute, vorzugsweise aber für die Freiheit, die gewaltige, oft donnerähnliche Dichtersprache voll Schwung und Bilderreichtum und der persönliche Mut, womit er dem faulen Geist seiner Zeit entgegentritt. Fast alle seine Gedichte tragen das Gepräge des Freiheitsgedankens.

Kann Schubarts Sprache „schaubaren, poltern, donnern, tragen, kann sie doch auch spielen, scherzen, lieben, gurren, kühnen, lachen, wie wir es in „Mutterherz“ und „Märchen“ finden. Der Hymnuston ist meisterhaft getroffen in „Friedrich der Große“ und „An die Tonkunst“, wozu letztere er folgenbermaßen apostrophiert:

„Göttin der Tonkunst, auf purpurnen Schwingen  
kamst du von Zion zu Menschen herab;  
Lehrtest sie sitzen und spielen und singen,  
Griff in die Harfe, die Jova dir gab.  
Tiere und Pflanzen  
Streben zu tanzen;  
Kummer und Schwermut mit wolfigem Blick  
Wichen dir, mächtige Göttin! zurück.“

Das deutsche Volk wird eine heilige Pflicht erfüllen, wenn es diesem gottbegnadeten Dichter, der mit beispiellosem Mute für die hehren Güter der Freiheit und Wahrheit in Wort und Schrift eingetreten, ein freundschaftliches Gedächtnis bewahrt. Als Dichter war Schubart auch ein Seher und mit Prophetenstimme sagt er seinen „Deutschen Spruch“, mit welchem wir diese Skizze schließen wollen:

„Wenn Deutschland seine Würde fühlte,  
Nicht mehr mit Auslands Puppen spielt;  
Die alte deutsche Eitelkeit und Art  
In Wort und Wandel treu bewahrt;  
Den Christenglauben nie verlegt,  
Und Wahrheit über alles schätzte;  
Nicht Jermwüchsigkeit Aufführung nennt,  
Weil es die Leuchte Gottes kennt;  
Wenn Mannkraft, wie zu Hermanns Zeit,  
Den Entel stählt mit Tapferkeit.  
Wenn Deutschland all dies thut und hält:  
So wird's das erste Land der Welt.“

Dies Dichtervort hat sich glänzend bewährt! —



## Künstler-Silhouetten.

Musikalische Erinnerungen von Max Ring.  
(Schluß.)

Dem freundschaftlichen Verkehr mit Lindner verdanke ich auch die Bekanntschaft des berühmten belgischen Violinpielers Vieuxtemps, in dessen anregender Gesellschaft ich manche angenehme Stunde verlebte. Als Virtuoso und Kompo-

nist zeichnete sich Vieuxtemps durch seine Gebiegenheit und den großen Ton aus. Frei von jeder Effekthaserei, verfiel er nicht selten in den entgegengelegten Fehler einer allzufrühen Objektivität und Leidenschaftslosigkeit. Auch in seiner äußeren Erscheinung verriet er bei oberflächlicher Betrachtung nicht den bedeutenden Künstler, und sein ausdrucksloses, durch einen leichten Hautausschlag entstelltes Gesicht hatte nichts Anziehendes und gab ihm ein gewöhnliches, fast philisterhaftes Aussehen, das man jedoch bald vergaß, wenn er sprach oder musizierte. Dieser Umstand war auch die Veranlassung zu einer lustigen Geschichte, welche Franz Professor Dirichlet, geborene Mendelssohn, die Mutter des bekannten Reichstagsabgeordneten, mit Vieuxtemps erlebte. Die selbst musikalisch hochgebildete Dame bedauerte es sehr, daß keines ihrer Kinder die geringste Neigung oder Talent für Musik besaß. Eines Tages jedoch, als Vieuxtemps in der Mendelssohnschen Familie durch sein Violinspiel allgemeine Bewunderung erregte, bemerkte sie zu ihrer großen Freude, daß ihr ältester dreizehnjähriger Sohn den berühmten Virtuosen mit stauenden Blicken zu verfolgen schien und sein Auge von ihm wendete. Als Vieuxtemps genötigt hatte, fragte sie in der Voraussetzung, daß das musikalische Interesse des Knaben erwacht sei, diesen: „Du müdest wohl auch so schön Violine spielen können, wie Herr Vieuxtemps?“ — „O nein!“ erwiderte der Sohn zu ihrer großen Enttäuschung, „das fällt mir nicht ein.“ — „Aber du hast ihn ja so aufmerksam betrachtet und ihn immerwährend angesehen. Was interessiert dich denn so sehr an ihm?“ — „Die roten Fäden in seinem Gesicht; ich habe sie gezählt; er hat vierzehn Fäden auf der Stirn.“ —

Eine noch komischer Geschichte erlebte ich selbst mit Lindner und dem berühmten Schweizer Dichter Gottfried Keller, der, durch seine große Gutmütigkeit und strenges Gerechtigkeitsgefühl verurteilt, Lindner und mich eines Tages anforderte, eine fremde Sängerin, welche zufällig mit ihm in demselben Hause wohnte, gegen den ihr angeblich feindselig gestimmten Generalintendanten Herrn von Hülsen in Schutz zu nehmen. Die gekränkte Dame, welche Fanny Ubi, née de Bryans hieß, hatte nach ihren Mitteilungen die Aufmerksamkeit des damaligen Königs Friedrich Wilhelm des Vierten in hohem Grade auf sich gezogen. Wie der verstorbene Geheimsekreter und Vorleser Louis Schneider in seinen hinterlassenen Memoiren erzählt, wurde dem König in einer dunklen Sommernacht bei seinem Aufenthalt in Stolzenfels von einer Dame eine Serenade gebracht. Der seltsame Vorgang reizte die Neugierde des romantischen Herrn, welcher der vermeintlichen Lorelei durch Schneider nachforschen ließ. Erst nach langen vergeblichen Bemühungen gelang es diesem, die mysteriöse Sängerin mit Hilfe eines Theateragenten ausfindig zu machen. Nach den erfolgten Ermittlungen hatte dieselbe in Mailand und Neapel vor vielen Jahren, aber immer nur kurze Zeit mit großem Beifall gesungen; augenblicklich lebte sie, von der Bühne zurückgekehrt, in München unter ausnehmend günstigen Verhältnissen, da sie bei Rothschild in Frankfurt a. M. accreditiert war.

Auf diesen Bericht fand sich der König bewegt, der ihn interessierenden Dame zum Dank für die Serenade eine kostbare Brosche in Form einer Lyra von blauer Emaille, über der ein Stern von Brillanten schwebte, zukommen zu lassen. In ihrem Dankschreiben gab sie dem Geheimen Hofrat Schneider die gewünschte Auskunft über ihre persönlichen Verhältnisse. Danach hatte sie früher ein bedeutendes Vermögen besessen, aber infolge großer Geldverluste sich gezwungen gesehen, zum Theater zu gehen. Mit einer wunderbaren Stimme und einem ungewöhnlichen Talent von der Natur ausgestattet, habe sie von dem Theatre français in Paris den Antrag erhalten, die Stelle der berühmten Schauspielerin Mademoiselle Mars zu ersetzen, aber auf den Rat Rossinis und ihres Lehrers Donizetti ein Engagement an der Oper in Neapel angenommen, das sie aber wegen der Intriguen und Skandalen ihrer Kollegen bald wieder aufgegeben. Zugleich sprach sie den Wunsch aus, in Zukunft nur noch ausschließlich für Seine Majestät, den von ihr angebeteten König, singen zu dürfen.

Bald darauf kam die Signora selbst nach Berlin, wo Herr von Hülsen aus Mitleid auf den sich für sie interessierenden König sie sogleich anforderte, in einem Salonkonzert mitzuwirken. Obgleich die alte Primadonna ein vollständiges Fiasko erlitt und mit ihrer affektierten Stimme und wunderlichen Allüren ausgelacht wurde, verlangte sie nichts weniger als den Titel einer „première cantatrice honorifique de Leurs Majestés le Roi et la Reine de Prusse“ und daß Herr von Hülsen sie in der Oper als Galt

auftreten lassen sollte. Da dieser unter solchen Umständen ihr Gesuch abschlagen müßte, hoffte sie durch die Brosche einen Druck auf die Generalintendanten auszuüben und auf diesem Wege ihr Ziel zu erreichen, zu welchem Zweck sie den in der musikalischen Welt hoch angesehenen Doktor Lindner und mich durch den arglosen Dichter einladen ließ, um vor uns eine Probe ihres Talentes abzulegen und uns für ihre Person zu interessieren.

Zur bestimmten Stunde begaben wir uns in die Wohnung der Signora, deren äußere Erscheinung vollkommen dem Bilde einer abgedankten Primadonna entsprach und uns nicht wenig enttäuschte. Sie blühte, längte die Linie passierte Dame zeigte eine kleine, fette Figur und ein volles geschminktes Gesicht mit stechenden Augen und stereotyp fühlendem Lächeln. Auf ihrem à l'enfant frisiertem Tituskopf trug sie einen Fegen roten Samts, mit goldenen Treifen besetzt, welche um den gelben Nacken und die biden Ohren wie die Schellen eines geschminkten Schlitzenpferdes fortwährend baumelten. Ihre sonstige wunderliche Toilette bestand in einer blauen Seide, bis zu den Knien reichenden griechischen Tunika mit weiten Ärmeln und tiefem Ausschnitt, die königliche Brosche durfte natürlich nicht fehlen. In ihrer Gesellschaft befand sich ein schwächlicher junger Mann, mit einem blonden Bärtchen, in einem schwarzen abgetragenen Leibrock, der die Sonnenbrille machte und den sie uns als ihren Freund und Accompanateur vorstellte. Nachdem wir uns auf ihre Einladung niedergelassen und eine Tasse Thee mit einigem Gebäck genossen hatten, befragte sich die Signora unter heißen Thränen über das ihr widerfahrene Unrecht und die Skandalen des Herrn von Hülsen, der sie aus Vorliebe für seine Sängerinnen verurtheilt hatte, einen großen Triumph in Berlin zu feiern und la première cantatrice honorifique zu werden. Nun wollte sie uns zeigen, daß sie eine solche Behandlung nicht verdiene und daß sie des Beifalles aller Kenner und unseres Schutzes würdig sei.

Auf einen Wink der Primadonna setzte sich der schwächliche Begleiter an das in dem Zimmer befindliche Pianino, worauf sie sich mit majestätischer Miene erhob und eine große Arie von ihrem Lehrer, dem divino maestro Donizetti mit tremulirender Stimme und halbschmerzlichen Trillern vortrug. Obgleich ihr Gesang eine gute Schule verriet und einzelne Passagen eine große Volubilität der Stimme bekundeten, wirkten ihr theatralischen Geste, die rollenden Augen, die schmerzhaften Blicke, die sie uns fortwährend zuwarf, und die unnatürlichen Bewegungen und Anstrengungen der fetten Gestalt so komisch, daß wir beide nur mit Mühe unser Lachen zu unterdrücken vermochten. Unsere unwillkürliche Heiterkeit wurde noch dadurch erhöht, daß der gute Keller mit dem ernstesten Gesicht von der Welt voll Andacht zuhörte und an den Lippen der alten Sängerin mit bewundernden Blicken zu hängen schien.

Nachdem die Signora noch einige Lieder in derselben Weise zum besten gegeben hatte, verabschiedeten wir uns so rasch als möglich, um nicht vor Lachen ersticken zu müssen. Erst vor der Thür machten wir unserer unterdrückten Heiterkeit Luft und brachen in ein schallendes Gelächter zur großen Ueberraschung Kellers aus, der uns anfänglich verblüfft anstarrte, aber von uns angestrichelt, mit einstimmte. Trotzdem blieb er dabei, daß der Dame ein schweres Unrecht geschehen und daß Herr von Hülsen verpflichtet sei, sie aufzutreten zu lassen. Von innigem Mitleid erfüllt, verteidigte er die arme heruntergekommene Sängerin so eifrig, daß wir uns fast unserer Heiterkeit schämten. Diese selbst verließ darauf Berlin, nachdem sie sich als eine überpaunte Abenteuerin entpuppt und ein Gesuch um Unterstützung zur Bezahlung ihrer Schulden und um ein Reisegeld eingereicht hatte, das sie auch in anbetender der eigentümlichen Verhältnisse und um sie los zu werden, aus der königlichen Kasse bewilligt erhielt.

Interessanter als die unglückliche Primadonna war mir die Begegnung mit der berühmten Sontaga, welche ich eines Abends zugleich mit der nicht minder berühmten Tänzerin Fanny Eister in einer Gesellschaft bei Barnhagen antraf. Nachdem die gefeierte Sängerin die Bühne verlassen und sich mit dem italienischen Gesandten, Grafen Rossi, verheiratet hatte, sah dieselbe sich durch die Verhältnisse gezwungen, zur Oper zurückzukehren und wieder öffentlich aufzutreten. Im Begriff die für sie so verhängnisvolle Kunstreise nach Amerika anzutreten, erkundigte sich die Sontaga bei der mit den dortigen Zuständen genau bekannten Tänzerin nach den amerikanischen Theaterverhältnissen, über die ihr Fanny Eister bereitwillig die gewünschte Auskunft erteilte. Als die

liebenswürdige Tänzerin bei dieser Gelegenheit die seltsamen Sitten und Gewohnheiten der Amerikaner erwähnte, wie unter andern die Künstler an ihren Besuchstagen die Büllete in ihrer Wohnung dem Publikum verkaufen, sich von denselben anstehen und besichtigen lassen müßten, tief Graf Rossi empört: „Das verb' ich niemals meiner Frau gestatten, nicht um alles Geld der Welt.“

„Mit der Zeit“, versetzte lächelnd die Tänzerin, „gewöhnt man sich daran und findet die Sitte gar nicht so übel, da die Amerikaner trotz ihrer schlechten Manieren sehr galant und nobel sind, wie ich das an einem Pfänger aus den Südstaaten erlebte, der mir zu meinem Benefiz ein Kästchen mit Cigarren verehrte.“ „Und Sie haben ein solches Geschenk angenommen“, fragte der Graf, „und dem Kerl nicht die Thüre gewiesen!“ — „Im Gegentheil ich schüttelte dem eben Yante dankbar die Hand; denn die hundert Cigarren waren ebenso viele echte Goldbarren, mit einem Tabaksblatt bedeckt.“ — „Das nenn' ich wirklich nobel und galant“, entgegnete die Sontag. „Und wie viel haben Sie zu Ihrem Benefiz eingenommen?“ — „Nach Abzug aller Kosten zwanzigtausend Dollars!“ — „Wirklich!“ rief Graf Rossi überaus zu seiner Gemahlin gewendet. „Das lohnt sich schon der Mühe und nun habe ich freilich nichts mehr dagegen, daß du auch Büllete verkaufst und mit den Amerikanern Hände schüttelst.“ —

In dem Hause der mir befreundeten, ebenso liebenswürdigen als talentvollen Hofschaulpielerin Goppé hatte ich auch das Glück die geniale Wilhelmine Schröder-Devrient, Deutschlands größte dramatische Sängerin, kennen zu lernen, welche damals nur gezwungen in Berlin verweilte, weil ihr wegen ihrer demokratischen Gesinnung und ihrer Beteiligung an dem Maiaufstande in Dresden der Aufenthalt bei ihrem dritten Gatten, einem jungen geistreichen litauischen Gelmann, Herrn von Wed, von der russischen Regierung nicht erlaubt wurde. Die geniale Frau, welche sich schon vor mehreren Jahren von der Bühne zurückgezogen hatte, bezauberte uns alle durch ihre hinreißende Liebenswürdigkeit, ihren Geist und Humor. Treffliche Bemerkungen über das Theater, pitante Erzählungen aus ihrem eigenen bewegten Leben und glänzende Einfälle entzückten die ganze Gesellschaft. Selbst in der gewöhnlichen Unterhaltung verriet sich ihr großes dramatisches Talent und die unbedeutendste Geschichte erhielt durch ihren lebendigen Vortrag und ihr bewegtes Mienenpiel einen besondern Reiz.

Man glaubte in der That, die Menschen, von denen sie sprach, zu hören und zu sehen, indem ihr eine wunderbare Begabung der Sprache, ein seltenes Nachahmungstalent und eine Kenntnis der verschiedensten Dialekte zu Gebote standen. Diefers hatte ich den Genuß, sie in kleinerem, intimem Kreise, in ihrem eigenen Hause und in den Konzerten des Stern-Vereins als Sängerin zu hören. Obgleich ihre Stimme, welche ich noch in ihrer Glanzzeit bewundern konnte, durch das Alter gelitten hatte, so blieb sie in der Kunst des dramatischen Vortrags noch immer unübertroffen und unvergleichlich. So war ich in einer Privatgesellschaft Zeuge eines wunderbaren Triumphs, den die damals fünfzigjährige Schröder-Devrient über die jugendliche, noch in der vollsten Kraft stehende Johanna Wagner feierte, welche sie lediglich durch ihren seelenvollen Ausdruck und dramatische Leidenschaft besiegte und zur Anerkennung ihrer geistigen Ueberlegenheit zwang.

Noch immer ergriß sie die Herzen der Hörer mit unwiderstehlicher Gewalt und konnte durch ein Lied von Schubert oder Schumann entzücken, begeistern und bis zu Thränen rühren. Wenn sie den Erlkönig, Raschlos Liebe, den Wanderer, Am Meer, Frauenthe und -leben, Trockne Blumen sang, dann fraßte sie in ewiger Jugend und in der unwertlichen Schönheit des Genüß, dann glückte es einem jener antiken Götterbilder, welche trotz aller Verwundungen und Verwüstungen der Zeit die höchste Bewunderung erregen. Noch als Torjo und Ruine stand sie groß, unerreichbar und einzig da.

Mit ihr und ihrem feingebildeten Gatten bald befreundet, verlebte ich mit beiden mir unvergeßliche Stunden. Gewöhnlich besuchten wir zusammen die verschiedenen Theater und genossen den von der genialen Frau trefflich bereiteten Thee und ein frugales Abendbrot, das durch ihre bald scherzhaften, bald ernsten Urtheile über die eben gesehene Aufführung gewürzt wurde. Sie selbst war von der höchsten Veleisterung für die Kunst erfüllt und besaß das feinste dramatische Verständnis. Wie sie mit einmal mittheilte, beabsichtigte sie ihre Gedanken und Erfahrungen über die Hauptrollen ihres reichen Repertoires zum

besten ihrer Kollegen zu veröffentlichen, was sie leider unterließ. Auch gedachte sie ihre Memoiren zu schreiben; öfters teilte sie mit beratiger Bruchstücke aus ihrem interessanten Leben mit, welche die mit ihr befreundete Schriftstellerin Claire von Glümer in Dresden sammelte und später herausgab.

Am liebsten und häufigsten gedachte sie ihrer Jugend; besonders ausführlich erzählte sie ihr erstes Debüt in Wien als Fideleio am Namenstage des Kaisers, wobei der bereits vollkommen taube Beethoven seine Oper selbst dirigierte. Vor natürlicher Angst und Aufregung zitternd, vor den durchbohrenden, auf sie gerichteten Blicken des großen Komponisten bebend, versagte der damals sechzehnjährigen Debütantin in der ergreifenden Kerkterene die Stimme. Nur mit der höchsten Anstrengung ließ sie, von einem plötzlichen Krampf erfaßt, einen unartikulierten Schrei aus, der jedoch so wunderbar der erschütternden Situation entsprach, daß das tief ergriffene Publikum in einen Beifallsturm ausbrach und die kleine Sängerin einen unerwarteten Triumph feierte. Mehr aber als dieser Erfolg freute sie das freundschaftliche Lächeln des tauben Beethoven, dem der Jubel des Publikums nicht verborgen blieb. Er küßte sie nach der Vorstellung und versprach, eine Oper für sie zu schreiben. — Auch über ihr späteres Schicksal in London und Paris berichtete sie viele interessante Einzelheiten. Mit größter Anerkennung sprach sie neils von ihrer berühmten Rivalin, der Malibran, und von ihrem Wettkampf mit dieser Sängerin, welche am ersten Abend in der Rolle der Desdemona die Schröder zwar besiegte, aber dafür bei der nächsten Aufführung als Othello eine um so größere Niederlage erlitt. Nichtsdestoweniger wurden beide innige Freundinnen, und ein Albumblatt von der Hand der Malibran bezeugte in reizenden französischen Versen ihre hohe Verehrung für die deutsche Kollegin. Gleiche Anerkennung zollte die Schröder-Devrient der genialen Tänzerin Marie Taglioni, welche sie bewunderte. Sie verkaufte sie eine Vorstellung der ausgezeichneten Künstlerin, von der sie sich versicherte, viel gelernt zu haben.

Gewöhnlich ließ sie auf diese interessanten Mitteilungen einige der schönsten Lieber folgen, so daß ich nach und nach fast den ganzen Schubert und Schumann von ihr zu hören bekam. Ganz besonders liebte sie Schubert, von dem sie einmal sagte: „Seine, Schubert und mich hat der Himmel für einander geschaffen.“ — Als ich ihr an einem solchen gemüthlichen Abend von dem tiefen Eindruck sprach, den sie in meiner Jugend als Romeo und Fideleio auf mich gemacht hatte, und ich hizuückte, daß ich als achtzehnjähriger Student mich überglücklich gefühlt hätte, ihr so nahe wie jetzt zu stehen, erwiderte sie lachend: „Sie dummer Mensch! Warum haben Sie mich nicht aufgesucht; damals wären Sie mir auch lieber als heute gewesen.“ — Gern überließ sich die geniale Frau in Männergesellschaft einer zwanglosen Scherze, frei von jeder Biederkeit, obgleich selbst die gemäßigteste Scherze in dem Munde der geistreichen Künstlerin nicht verlor. Als sie in einer größeren Gesellschaft eine verboschliche Geschichte äußerst drastisch erzählte und die anwesenden Herren laut darüber lachten, fragte die berühmte Hofschaulpielerin Crelinger nach dem Grunde unserer Fröhlichkeit. Da wir verlegen schwiegen, antwortete die Schröder-Devrient ihrer älteren und nichts weniger als pruden Kollegin: „Nichts für Damen, liebe Crelinger!“

Dagegen verstand die Schröder-Devrient in der Kunst keinen Scherz; diese war ihr heilig, und wenn sie davon sprach, glühte sie von wahrer Begeisterung. Alle Gerichte, die sie auf der Bühne mit anderen Künstlern während der Vorstellung Spässe gemacht und als Romeo die im Sarge liegende Julia zum Leben gezwungen, erklärte sie mit höchster Entrüstung für eine niederträchtige Verleumdung. „Gehsogut“, sagte sie bei einer solchen Gelegenheit, „könnte man von mir behaupten, daß ich eine Hofstie gestohlen habe.“ — Aus ihrer demokratischen Gesinnung machte sie kein Geheim, obgleich sie dadurch in den reaktionären Kreisen Berlins häufig anstieß. Zwar widersprach sie der in den konservativen Zeitungen absichtlich verbreiteten Nachricht, daß sie in Dresden auf der Bartrade gestanden und das Volk zum Kampfe angefeuert habe, aber sie verleugnete ebensoviele ihre Liebe für die Freiheit und ihren Haß gegen jede Unterdrückung.

Den innigsten Anteil nahm sie an der Not der Armen, und jeder Bedürftige durfte auf ihre Unterstützung rechnen. Sie war eine Socialistin im besten Sinne des Wortes, befragt für das Wohl der unteren Klassen und stets bereit, ihnen zu helfen. Wir und zahlreiche Beweise ihrer fast verschwenderischen Großmuth und einer schrankenlosen Wohlthätigkeit bekannt.

Einem talentvollen Musiker, der zu arm war, sich ein ihm unentbehrliches Instrument anzuschaffen, ließ sie heimlich in seiner Abwesenheit ihr eigenes Klavier in die Wohnung stellen. Bei ihrer Abreise von Berlin empfahl sie mir die Kinder ihrer Wälderin, für die sie mir eine für ihre Verhältnisse ansehnliche Summe zurückließ, um auch in ihrer Abwesenheit für die Erziehung und Bekleidung derselben zu sorgen. Mit Recht konnte man von der genialen Frau sagen: „Sie hat viel geliebt, darum wird ihr auch viel vergelien werden.“



## Der Mut der Enlsagung.

Episde aus der Bühnengeschichte erzählt von Rich Keller.

So betrübend sie ist, so unlenghar muß die Thatsache zugestanden werden, daß die Bühnenschmerz ihren Jüngern — insbesondere denen vom weiblichen Geschlecht und zu der Zeit, da unsere Erzählung spielt, eine Art Zeichen auf die Stirn drückte. Gewahrte man doch überall in der sogenannten „besseren“ Gesellschaft unwillkürlich gleich die hochmüthigen Näschen sich rümpfen, wenn — als interessante Neugier — erzählt wurde, das talentvolle Töchterlein dieser oder jener wohlangelegenen Familie habe sich — der Bühne genähert! Der Sohn des Herrn Bankier, Doktor oder Geheimrat X. sei — Schaulpieler geworden! Wiederholt ist sogar der Fall vorgekommen, daß Bühnenspielerinnen die unwerdende Schmach jenes Ratzezeichens, das ihnen vielleicht durch eine außergewöhnliche Verkettung der Umstände besonders fühlbar wurde, nicht mehr zu ertragen vermochten und kurzerhand den ungerechten Anfeindungen ihres Daseins ein jähes Ende bereiteten. Verstießen sie damit auch gegen Eshung und Gebot, so wird doch jeder, der irgend des Lebens Widersprüche an sich selbst erfährt, den Vermuthen ein herzlich Mitgefühl nimmer wohl verjagen können.

Nichtsdestoweniger wird man die Selbsten der nachfolgenden Zeiten höher schätzen müssen, welche in ähnlicher Lage wie jene, noch ehe sie der tragischen Schuld verfiel, es über sich vermachte, mit dem Mute der Enlsagung den Gefahren zu begegnen. Signora Tesi hieß die Gottbegnadete, welche — im zweiten Decennium des achtzehnten Jahrhunderts — sich rühmen konnte, nicht nur der Ziebling der Mufen und Grazien, sondern auch der Abgott des ganzen, vom Kaiserthron bis zur Bettlerstiege allezeit musikalischsten Wien zu sein. Keineswegs waren es allein die wunderbaren Gaben der Künstlerin, das feurige Temperament, Schönheit und Anmut der radenswarz gelockten, heißblütigen Italienerin, wodurch eben diese die Kunst der Menge so ohne Maß sich tributpflichtig gemacht, mehr vielleicht noch verbannte sie der Reinheit ihres Wandels, ihren hohen jugendlichen Tugenden jene allgemeine Beliebtheit und Achtung und zugleich eine gesellschaftliche Stellung, wie sie uns für eine „Kombodiantin“ damaliger Zeiten schier einzig und unangleich erscheint. Unbedenklich, ja mit Herzslichkeit öffneten sich ihr die höchsten Zirkel und selbst des Kaisers Töchterlein, obwohl von Kindesbeinen an in feste spanische Mäntel gewickelt, entblüdete sich nicht, eines engsten, beinahe freundschaftlichen Umganges mit sie würdigen.

Dieser Verkehr bei Hofe brachte die Künstlerin — öfter als nach dem Verlaufe der vorliegenden Geschichte ihr gut war — in nähere Beziehung zu einem jungen Kavaller, dem die knappe Hofbedienstung der Jugend heikleren, bestigeren Herzschlag noch nicht so unwiderstehlich fest einzubannen vermochte. Vom ersten Augenblicke an, da der junge Graf Adolf Sternberg die Sängerin kennen lernte, loberte es für sie in seinem Mufen und das Feuer, das durch die Blüte sich unaufhaltbar dem Auswärtigen suchte, fand in dem unergründlich tiefen, buntglühenden Auge der heißblütigen Südländerin Bündstoff genug, sich auf diese alsobald zu übertragen. Noch hatten die Lippen jedoch nichts davon einander zu vertrauen gewagt; ein Hofball erst, auf welchem der Graf die Sängerin zum Mennett führen durfte, bot die erste Gelegenheit dazu. Hinter den Vorhängen einer einsamen

dunklen Fensterhülle, wo die Sängerin Kühlung suchte, stand ihr der Graf, was ihm die Brust längst schon zu sprengen gedroht. Auch in der Jungfrau Wunden wogte es unübersehlich, so daß sie ihn achte, hochschätzte, auch vielsicht mehr als dies. Doch schon im nächsten Augenblicke kam es wie Fieberfrost über die aus einer selbststrebenden Umschlingung sanft, doch bestimmt sich freimachende, holdungsvolle Gestalt. Mit der süßen Stimme lieblichsten Wohlklang beschwor die Künstlerin den Geliebten sich loszureißen, ihrer zu vergessen, ewig von ihr abzulassen, da die Kunst, wenn auch der reinste, unzweideutige Gottesadel, in den Augen der Welt neben dem der Geburt zu wenig auf gleicher Höhe gelte. Mit heilem Drängen mahnte sie den Leuten, ihres Standes zu gedenken, die Hoffnungen nicht zu übersehen, welche die Seinen, das Vaterland, der Kaiser auf ihn gesetzt und die durch eine Verbindung mit ihr zweifellos bereichert werden müßten. Sie erinnerte ihn an den Ehrgeiz des Vaters, den Stolz der Mutter, Spott und Aerger seiner hochgestellten Verwandten, die durch eine solche Verbindung sich beschimpft und entehrt fühlen würden. — unheimlich! Des jugendlichen Startopfes hochherziger Entschluß, unbekümmert um alle Genumnisse nur des Herzens Stimme zu folgen, blieb unerschütterlich. Drauf mit einem letzten Kuße schieden die beiden voneinander, der Graf in der freudvollen Zuversicht, das ersehnte Glück morgen bei der Geliebten wiederzufinden, diese mit dem festen Vorsatz: — auf nimmer!

Alles Bestreben Wolffs, in den folgenden Tagen der Leuten sich zu nähern, blieb erfolglos; mit Milde und Schonung, jedoch bestimmt, wurden fernherhin seine Schwermüden von ihr abgelenkt. Um so eifriger nur — auf Schritt und Tritt — mußte die Sängerin nun von dem Unglückseligen sich verfolgt sehen, dessen blühende Gesundheit mehr und mehr dem stillen, verzehrenden Gram zum Opfer fiel. Bei aller Zurückhaltung entging ihr das letztere keineswegs und immer tiefer von so unwandelbar ausdauernder Anhänglichkeit und Treue gerührt, schien es ihr, als ob auch sie, trotz des ergebenden Bewußtseins ihrer freiwilligen Entfagung, auf die Dauer sich ihre hochherzigen Grundzüge nicht werde erhalten können. Immer öfter, selbst wenn der Verstand ihrer Sinne völlig Herr war, ertappte sie sich auf Anschauungen, nach welchen der junge Graf mit seinen Wünschen und Beteuerungen ihr gar nicht mehr so ganz auf unrichtigen Wege schien. Andererseits wiederum mußte sie ohne Aufheben von dem Zirkumstanz, den Untrieben der gräflichen Familie sich überzeugen, welcher die Neigung des Jünglings leider nicht verborgen geblieben war. Einen Abgrund von Mißgefallen sah sie vor sich entstehen, in den sie den jungen Grafen, erhörte sie ihn, unsehbar stürzen mußte. So litt die Verwirrung unendlich schwer und mit ihr — ihre Kunst, der sie nicht zum mindesten um deswillen so hehre Dienste bisher geleistet, weil allseitig sie derselben ungeteilt ihr ganzes Wollen und Können hatte widmen dürfen.

Eines hellen Mattages, mehr als je von all diesen widerstrebenden Leidenschaft bedrängt, schloß sie sich zu enge in ihrem Heim, hieß daher ihren Wagen kommen und fuhr alsbald durch die Vorstadt Wiens unter die in dusterer Blüte stehenden, dichten Baumanlagen immer weiter und weiter in die Einsamkeit hinaus. Da ertönte plötzlich aus dem Buschwerk des nahen Schloßes glöckchen und weich eine volle, klare Männerstimme; mit einer ihrer schönsten Arien wird die Signora aus den sie umflüsternden Gedankenträumen aufgeweckt. „Ah misera io sono!“ schallt es über die Heide hin, wie noch vor wenigen Tagen von ihren eigenen Lippen auf der kaiserlichen Bühne es erklingen hatte, als sie im Gefühl des sie selbst bedrückenden Leides der tiefempfindenden Weiße Jomellis so übergewundene Bahrheit gelassen, daß sie nie zuvor die Hörer davon sich übermäßig und hingezogen zeigten. Nun selbst mächtig ergriffen, heißt sie den Kutscher die Pferde anhalten, um, hinter Buschwerk verborgen, nichts von dem Wohlklang der ihr so eigentümlich sympathischen, keineswegs ungeschulten Stimme, den innig wohlwollen Tönen entgehen zu lassen, die ihrer eigenen Sangesweise in Fiorituren und Ornamenten so auffallend ähnlich klingen, — ganz unverkennbar, als sei der Sänger sie nachzuahmen bemüht. Bei den Schlusstonen der Arie entseigt die Signora ihrem Wagen und nähert sich der Stelle, wo der so seltsam sie fesselnde Gesang mit einem wohlgeklungenen „Morendo“ eben verhallt. Dort gewahrt sie einen gar einfachen, fast dürftig und zwar fremdlich gezeichneten Jüngling mit edelgeschmittenen, treuherzigen

Jügen, einen blassen, schlanken Burschen, der den schmunden Brustkorb auf ein schlichtes Kniegestütz, träumerisch vor sich hinstellend, lang ausgestreckt im Grate ruht. Dichter in ihre Schleiern sich hüllend, tritt die Sängerin plötzlich dem überrascht aufspringenden Jüngling näher, befragt ihn um woher und wohin und sieht in denselben einen Landsmann nicht allein auch einem Kunstgenossen sich gegenüber — einem aus Italien mit einer wandernden Operntuppe herübergekommenen Sänger — der alsbald in entfangenen freimütigem Geplauder gleich seine ganze Lebensgeschichte ihr kundgibt, welche darin gipfelt, daß, von den Freunden verlassen, von Mißgeschick verfolgt, in Wien just den letzten Gulden er geopfert habe, nur ein einzigesmal seine gefeierte Landsmännin, die weltberühmte Vittoria Tezi, zu hören, worauf hungernd und darben sich nach der Heimat zurückzubetten, sein nichts weniger als nebensächliches Los nun sei.

„Und die Tezi gehst dir, Landsmann?“ fragt die noch immer Verblödete wie beiläufig weiter. „Bei allen Seligen, — das ist kein Fleck und Blut, kein irdisch Wesen, Signora! Wo blieben die Beschreibungen, die man zuvor mir gemacht, meine kühnsten Erwartungen, da ich dem Himmelswohlklang ihrer Töne lauschte, an dem hohen Genusse ihrer Erscheinung entzündet mich weiden durfte. Kennt Ihr den Liebreiz der Madonna della sedia in der Galerie Pitti zu Firenze? Nur ihm ist der ihre vergleichbar, und nicht anstehen würde ich, wie vor jenem Mondenbilde, so vor meiner fortan mir heiligsten Göttin, der holdseligen Tezi, wenn sie ich ihr nahe kommen könnte, verendend überzustiegen.“ Und wie in Verzückung starre der Jüngling träumerisch wieder in die weiten Ferne hinaus.

Da dämmerte der aus tiefster Erschütterten, deren Blick teilnahmsvoll an des schmunden Burschen verklärten Jügen hing, plötzlich ein Gedanke auf. Sorgfältig erforchte sie, ob der Bedauernswerte von jeglichem Zwange frei, durch kein Gelübde oder sonst irgendwie hinsichtlich seiner ferneren Lebenswege gebunden sei, und als seine Antworten durchweg nach Wunsch und Erwartung ausfielen, da schlug die Tezi den Schleier zurück und gab sich dem Jüngling zu erkennen, der erst wie versteinert vor ihr hinüberstarrte und dann in der That einem verzückten Peter gleich in stummer Verehrung knieend vor ihr am Boden lag. Die Tezi aber fuhr fort, ihm zu erklären, wie er ihr gut gefiele, so daß sie seiner sich annehmen, in der Kunst des Gesanges ihn weiter noch ausbilden, aufs beste für ihn sorgen, ja ganz sich ihm widmen wolle, falls er sich entschließen könne. — — — ihr Gatte zu werden, und zwar unverzüglich, am selben Tage noch mit ihr vor den Priester zu treten bereit sei.

Wie vom Blitz getroffen, sank der Jüngling vollends zur Erde nieder, doch nur, um mit dem forschenden Blick eines an der Wirklichkeit Irrewerdenben gleich starr wieder sich aufzurichten. Als aber sein Auge unverändert noch denselben Jügen bescheidener Sanftmut und unzweideutiger Aufrichtigkeit begegnete, da schwanden die Zweifel, wie der Frühjahrs-Nachtreif, wenn er die Morgenjonne gewahrt; hastig griff er nach der ihm freundlich dargereichten Hand und bedeckte dieselbe in wilder Leidenschaftlichkeit, so innig als ungezählt, mit Thränen wie mit glühenden Küßchen. Den vor Erstaunen immer noch Sprachlosen ermunterte die Tezi, sich aufzuraffen, der Ueberraschung Meister zu werden, in den Schicksalswechsel sich zu finden, wie es einem Manne gezieme. Dann geleitete sie ihn zu ihrem Wagen und fuhr mit dem auf so seltsame Art geborenen Brautpaar kürzesten Weges ihrer Wohnung zu. Dort erläuterte sie dem seinem Glück immer noch nicht Trauenden den vollen, wahren Grund der so rasch von ihr gewünschten Vermählung, indem sie nur so allein der Hand eines andern sich zu entziehen vermöchte, dem zu entsagen das Pflichtgefühl unabwieslich von ihr fordere. An demselben Abend noch ward dem so kurzerhand geschlossenen Ehebande der priesterliche Segen, dem glücklicherweise auf keiner Seite gekehrte Hindernisse im Wege standen.

Graf Wolff raste, als am darauffolgenden Tage die Heißgeliebte eigener Hand von der Vermählung ihm Kunde gab. In müden, schonenden Worten bat sie ihn inständigst, gleich ihr den Mut der Entfagung zu betätigen, ins Unabänderliche sich zu finden, freundliches Gedebten für sie bewahren, wie er des übrigen wohl sich versichert halten könne, — doch den Frieden des Hauses ihr nicht zu verflummern. Der Graf, so schwer es ihm fiel, bemühte sich mit Aufbietung aller Willenskraft, ihrem Wünsche zu willfahren. Unter dem tapfern Bräutigam Eugen nahm er Kriegsdienste, und im Kampfgetümmel mit den Türken

verlegte sein Gram nach und nach, so daß es ihn bald gelang, durch eine glänzende Laufbahn die hohen Erwartungen des Kaisers wie die Hoffnungen der Seinen zu rechtfertigen. Die Tezi blieb lebenslänglich seinem Auge fortan entrückt, da er Wien nicht eher wieder aufsuchte, als bis er zuverlässig wußte, daß seine, die an der Seite ihres Gemahls ein glückliches Familienleben führte, mit eben diesem nach Italien in die gemeinlichste Heimat für immer zurückgeführt war.



## Zwei Spaziergänge nach Neuilly, 1842.

I. Ein improvisiertes Konzert und die Pastetchen Ludwig Philipps. — II. Eine Tragödie.

Ein heiteres und ein ernstes Erlebnis des Erzählers Ernst Pasqué.

Schon mehrfach habe ich an dieser Stelle von fünf jungen Musikern erzählt, die zu Anfang der vierziger Jahre in damals recht freundlichen Manfaden der Rue des Martyrs zu Paris ein zwischen mühseligen Arbeiten und frischem Geizigen geteiltes Leben führten: arm an Geld, doch reich an Hoffnungen und überreich an jugendlichem Frohsinn, der sich sehr oft bis zum vollen Liebesnarr steigerte. Und immer wieder führt die Erinnerung mich zurück in die schönen sonnenigen Tage meiner glücklichen, sorglosen verlebten Jugend — denn ich war ja einer der Fünf, und ein angeheuer Sänger. Die in letzterer Zeit oft genannte Fürstin Clementine von Koburg-Gohary rief mir eine Epitaph aus diesem frühlichen Pariser Leben, bei der ich sie als junge Bräutigam, wie auch ihren Vater, den Bürgerkönig Ludwig Philipp, gesehen und gesprochen, ins Gedächtnis zurück, und zwar so lebendig, als ob sie erst in jüngster Zeit zugefahren hätte. Von ihr will ich erzählen.

Die letzte Woche des Monats Juni jenes oben genannten Jahres 1842 war herangekommen und ein Schmalhaus schlimmerer Sorte unser Stückenmeister. Zwei von uns, Gold und Solberg geheßen, ersterer Chef d'Orchestre eines Balls der Barrière, der andere Dirigent des Konzerts Vienne, das schon seit Monaten weder leben noch sterben konnte, erwarteten ihre schmale Monatsbezahlung — wenn eine solche für den Konzert-Dirigenten überhaupt erfolgen sollte! — erst anfangs des nächsten Monats Juli; Dapper, der Geiger, und Heinrich Lütgen, der Cellist, hatten nicht die geringste Aussicht auf Stundenlohn, aus dem einfachen Grunde, weil das Studieren ihrer Instrumente — richtiger: das süße Nichtstun, sie nicht zum Studieren geben konnten ließ; und ich, der Sänger, lebte überhaupt nur von den Honoraren, welche die anderen erwarben, oder auch nicht erwarben, und im übrigen wie sie — fast von der Luft!

Es war ein herrlicher Sommertag, die Sonne schien so golden herab auf das ewig tönende Paris und sein Häusermeer; sie lodte übermächtig ins Freie, ins frische Grün, und wir saßen trübselig, weil mit nur zum geringsten Teil befriedigten Mägen, in unserer Manfaden. Da rief plötzlich Gold, der älteste, dabei der längste von uns und somit unser natürliches Oberhaupt: „Stinder, die Tischen geleert, damit wir zusammenrechnen, was wir noch an Fonds besitzen. Dann mache ich euch einen Vorschlag, wie wir diesen wunderbar schönen Tag herrlich und in Freuden — und unter würdig verleben können. Heraus — mit den Sous, fünfshiresthalter, die besser sind wie Viards!“

Die Tischen waren nur so rasch umgelegt, doch kamen leider nur einige dicke kupferne Sous, nicht einmal Viards, geschweige denn wirkliches Silber, zum Vorschein, es waren im ganzen — 25 Sous. „O weh!“ meinte Gold mit einem Seufzer in Moll, „damit können wir meine so schön erdachte Randpartie nicht ausführen.“ Der Seufzer hatte einen Widerhall in unserer Brust geweckt und schon gestaltete er sich zu einem Quartett in verschiedenen Tonarten, das bald zu einem Charivari werden mußte. „Still! und Psst!

über euch, Verschwenker!" schrie Gold abwehrend, doch nahm er auch sein Pflösch zur Hand, natürlich nur um seiner grauslichen Scuzler-Quartette zu ver-bollständigen.

Da ertönte plötzlich die Stimme Lütgens, der in seiner ruhigen Weise sagte: "Spiele uns doch lieber deine Pastoral-Symphonie auf, vielleicht finden sich dann die noch etwa fehlenden kuppernen Noten."

Das Scuzzen ging jetzt in einen lauten Jubel über, denn wir wußten nur zu gut, daß der stille Gelächter auch in der schwersten Zeit der Not einige Franks im Verborgenen hütete.

"Hör!" rief Gold, den Kopf dann durch eine helle Fanfare seines Pflöschs verstärkend. "Wir spazieren über Neuilly nach Bougival, wo es die beste und billigste Fritur gibt; hierauf ersteinen wir Louveciennes, besuchen den Pavillon der Dubarry und finden im Garten vielleicht einen von den vielen Schönen, die die arme, gleich leichtsinnige, wie unwürdige Courtesane dort vergraben hat, bringen dem Grafen Monte-Christo, Alexander Dumas, in seinem Insel-Pavillon bei Marly ein Ständchen, der uns natürlich zum Diner einladen wird, und kehren über St. Germain mit der Eisenbahn heim."

Ein helles Gelächter begrüßte dieses unmögliche Programm, doch Lütgen sprach gleich ruhig, wie früher: "Und wie viel verlangt du dafür für uns Fünf?"

"Nur fünf Franks, pro Mann einen Frank! Billiger kann ich's nicht thun," entgegnete Gold mit dem Stolz eines — Don Quixote.

Schon wollte das tolle Lachen von neuem losbrechen, als Lütgen plötzlich die Arme ausstreckte und in jeder Hand ein blankes Zweifrankstück hoch emporhielt: "Hier sind vier Franks — meine letzten, ich schwör's bei Mozart! Dort liegen 25 Sous, also für jeden noch einen Sou als Supplement."

Jetzt war kein Gasten mehr, die allgemeine Freude äußerte sich in einer bedentlichen, geradezu furchtbaren Weise, wenn wir auch sehr wohl wußten, daß wir mit diesen Kapitalien höchstens bis Bougival kommen würden. Gold hatte sein Pflösch an die Lippen gesetzt, die übrigen ergriffen ihre Geigen, ich tatete füngend in ein Badhorn — denn alle diese Instrumente waren in unserer Manfarde vertreten — und die entsehlischen Danklieder blasend, getönd und singend, drangen wir auf den armen Gelächten ein, der sich die Ohren zühlte und aus einer Ecke unseres schiefen Dachstuhls in die andere flüchtete. "Genug!" schrie plötzlich Gold, "und auf nach Valencia! Eben hat's Jehn gefascht — in 10 Minuten müßten wir in den Champs-Élysées, um elf Uhr in Bougival sein. Ein jeder von euch steckt einen Band Orpheus ein für unser Diner beim Grafen Monte-Christo und ich — ich stecke das Geld ein. En avant!" —

Gegen elf Uhr hatten wir mit Not zwar die Champs-Élysées, aber Neuilly, Bougival erst noch recht nicht erreicht. Dazu schien die Sonne wohl sehr schön, doch auch gleich heiß auf das in frühlicher Laune dahinwandernde Künstler-Quintett nieder. Wir waren froh, in den Schatten der Bäume der elysäischen Fesler, die damals ganz anders wie heute, größtentheils in einer natürlichen Wäldchenpracht sich darstellten, zu gelangen. Ein halbes Stündchen später passierten wir den Arc de Triomphe, der damals noch lange nicht die heutigen prachtvollen Avenuen zeigte, sondern frei dastand, nur von kleinen Restaurants und Marchands die Win in respektvoller Ferne umgeben. Immer weiter, gerade aus ging es, in noch immer gleich guter Laune. Die Fortifikationen, damals kaum im Werden, wurden durchschritten, an der Porte Maillot zogen wir ohne Aufenthalt vorüber, und nach einem Spaziergang, der mehr einem Marsch gleich, langten wir in Neuilly und im Angeficht der großen Brücke an, dort, wo 1608 Henri IV. und Maria von Medicis halb ertrunken waren, wo etwa 50 Jahre später der berühmte Schriftsteller Pascal seine Betrachtung fand, die aus dem tiefstimmigen Philosophen einen Theologen und Einsiedler machte.

Wir waren müde, das Wandern begann zu verstimmen und Andeutungen in einen der vielen Cabarets Neuillys einzuführen, dort unser Festmahl zu halten, wurden anfangs schüchtern, dann immer bedentlicher laut; "hier ist ein offenes Thor," sagte Gold, einen Mittelweg findend, "es führt zum königlichen Schloß. Wir wollen uns den Park ansehen, an hübscher Stelle ausruhen, was uns der Bürgerkönig Ludwig Philipp gewiß nicht wehren wird, als zweites Dejeuner den Orpheus verspeisen, — das heißt: einige Quartette singen und dann einen männlichen Entschluß fassen,

entweder kühn weiter voran in das Paradies der Umgegend von Paris bringen, oder vorerst in Neuilly stehen bleiben."

Gelacht, gethan! Wir traten hocherhobenen Hauptes in den königlichen Park, als ob wir dort zu Hause wären, ein und der erste Weg, den wir einschlugen, führte uns zu einem allerliebsten, schattigen Ruheplätzchen, mit eleganten Gartenmöbeln versehen. Da saßen wir nun, erleichtert aufatmend, und wie auf einen Zauberstrich war die frühliche Stimmung wiedergekehrt. Lustig und lachend besprachen wir nochmals unseren Vergnügungszug nach Bougival zu der köstlichen Fritur und zwar mit den drockigsten, übermütigsten Variationen. Da rief der stille Lütgen, welcher sich unbemerkt entfernt hatte, mit geheimnisvoller Stimme: "Hierher kommt! und ihr werdet ein Wunder sehen." Rasch und nicht wenig erwartungsvoll legten wir die wenigen Schritte zurück und befanden uns nun auf einer Terrasse, deren Ausblick allen einen lauten Aufschrei der Bewunderung entlockte. Vor uns ausgebreitet lagen die entzückend schönen, "Environ de Paris," die mit vollem Recht ein Eden-Paradies genannt werden dürfen. Wie durch einen riesigen Blumenkranz, mit bunten Städtchen, Wäldern und Wäldchen überzogen, zog die Seine in breiten Windungen der Ferne zu, die von dem Mont Valerien, den lieblichen Höhen von Louveciennes, Marly und St. Germain mit seinem Walde abgeschlossen wurde. Das herrliche, sonnige Landschaftsbild, welches sich so überaus unsern Blicken zeigte; die friedliche Ruhe, welche darüber gebreitet lag, künnte uns feierlich und ohne Aufforderung, wie etwas Selbstverständliches, zogen wir unsere kleinen Orpheus-Partituren aus der Tasche. Ein nur leise geküßter Wort Holbs, als ob dieser sich scheute, in solchem Augenblick laut zu reden, ein Wink seiner erhobenen Hand und — das herrliche Quartett unseres Kreuzzers: "Das ist der Tag des Herrn," flog leise in seinen ergreifenden Klängen und Accorden aus dem Grün der Terrasse empor, in die reine, sonnige Luft. Wir sangen uns in eine so anhängliche Stimmung hinein, daß ein jeder sich wahrhaft und mächtig davon ergreifen fühlte.

Als wir zu Ende, vernahmen wir plötzlich ein mehrstimmiges lautes Bravoorufen und Händeklatschen, und als wir erschraken uns umwandelten, erblickten wir an der Stelle, wo wir die Terrasse betreten hatten, vier Herren, die nun auf uns zuschritten. Es war ein alter Herr mit drei jüngeren Begleitern, zwei von ihnen gingen in Zivilanzügen, die beiden Anderen, von denen der jüngste etwa 18 Jahre zählen mochte, trugen Uniformen. Die hohe, spitze zulaufende Stirn, die dicken Gängebägen, die dem Gesicht des alten Herrn in der That Nüchternheit mit einer Würde gaben, waren nicht zu verkennen, ebensowenig die Züge eines seiner Begleiter; wir standen vor dem König der Franzosen Ludwig Philipp und seinem präsumtiven Thronfolger, dem Herzog Ferdinand von Orleans; die beiden Anderen konnten nur die Herzoge von Anjou und Montpensier sein. Mit tiefer Verehrung und nicht wenig verwirrt erkannten wir dies, doch schon sprach der König uns in deutscher Sprache an:

"Ich danke Ihnen, meine Herren, in meinem Namen und in dem meiner Damen, für Ihren schönen Gesang," so sagte er äußerst freundlich, "und wir sind abgeseht worden, Sie zu Madame Amélie und meinen Töchtern zu geleiten, die Sie gerne sehen und sprechen und erst recht noch einmal hören möchten. Sie finden dort eine Landsmännin, die Gemahlin meines Sohnes Nemours, eine Prinzessin von Koburg." "Sie werden gewiß die Güte haben, uns noch eines Ihrer schönen Lieder zu singen," fügte der Herzog von Orleans, die Worte des Königs gleichsam ergänzend, mit ritterlicher Höflichkeit hinzu, "wenn auch ich Sie im Namen unserer Damen darum ersuche."

"Geben Sie Ihre köstliche Fritur in Bougival immerhin Preis!" lachte der kleine, runde Herzog von Montpensier in jugendlichem Freimuth. — "Oh! wir haben alles gehört," fuhr er noch lustiger fort, ohne sich an unserer diesmal wirklichen Verlegenheit zu stören. "Warum sprachen und lachten Sie auch so laut — und warum mußten wir alle auch dicht neben Ihnen stehen, nur durch eine Tapaswand voneinander getrennt?"

Der König und der Herzog von Orleans lachten hell auf, nur der kleine, runde Herzog, doch lächelte auch er. Ersterer sagte dann: "Unsere unfreiwilige Indiskretion werden Sie somit entschuldigen müssen, wie Sie auch Ihren Plan, in Bougival zu dejeuner, nicht zur Ausführung bringen können, es würde viel zu spät dazu werden! Für heute müssen Sie

schon mit einem Dejeuner in Neuilly vorlieb nehmen, wo es auch ganz passable Restaurants gibt." Hierauf wendete er sich zum Gehen.

Wie zum Beispiel — der Restaurant du Cha-teau! — nur dürfte es dort keine Fritur Genre Bougival geben! — flüsterte der junge Herzog von Montpensier uns im Vorbeigehen mit schelmischen Lächeln zu, und wir wußten nun, daß die hohen Herrschaften unser früheres, übermütig-lustiges Gespräch nicht allein Wort für Wort gehört, sondern auch verstanden hatten.

Nur wenige Schritte brachten uns zu den Damen der königlichen Familie. — Wir hatten in der That vorhin nur durch ein dichtes Tagzugesbüsch von der ganzen hohen Gesellschaft getrennt, uns ausgerührt und geplaudert. — Die Königin, Madame Amélie, noch immer eine stattliche Dame, sah in einfachem Kleide, mit einem breiten Strohhut auf den ergrauten Locken, zwischen zwei Prinzessinnen. Die eine davon war, wie wir wußten, die Herzogin von Nemours, ein deutsches Fürstentum; die andere, wie wir später erfuhr, die Prinzessin Clementine (heute durch ihren Sohn Prinz Ferdinand, weit und breit bekannt geworden, damals ein hübsches, schlankes Mädchen von etwa zwanzig und einigen Jahren). Die drei Damen, besonders die Königin, grüßten uns durch Neigen des Hauptes äußerst hübsch und mit freundschaftlichem Lächeln. Der König stellte uns als deutsche Musiker vor, die in Paris lebten und studierten und die Güte haben würden, den Damen noch einige ihrer schönen deutschen Lieder zu singen. Nun kamen auch wir zum Wort; vorerst jedoch nur der lange Gold, wie sich dies ja auch für ihn, als unseren eigentlichen An- und Vorführer ziemte, während wir übrigen so etwas wie: "große Ehre" — "mit vielem Vergnügen" u. s. w. in den mehr oder minder spresenden Part murmelten, dann sangen wir. Zuerst die Kreuzerische "Kapelle", dann, hohem Wunsch nach einem Volksliede entsprechend, das hübsche Wernerische Quartett: "Sah ein Knab' ein Mädelin stehn!" Jetzt erhoben sich auch die Damen. Hatten sie nach dem eindringlichen Gesang der unvergänglich schönen Komposition unseres Kreuzzers, weil sichtlich ergreifen, nur scheinbar mit den Fingern applaudiert, so klatschten sie nun tapfer, wie die Herren, in die Hände. Dabei näherten sie sich uns und nun erst kamen auch wir zum Reden. Mir ward die Ehre, von der Prinzessin Clementine angesprochen zu werden. Ob heute die Fürstin Clementine von Koburg-Cohary sich jenes improvisierten Konzerts im Park von Neuilly noch erinnert? Ich glaube kaum. Aber ich habe die junge Prinzessin Clementine nicht vergessen, und noch steht sie lebhaft vor mir, wie damals, mit ihren hübschen, doch etwas strengen Zügen. Auch sprach sie nur französisch mit mir, obgleich sie der deutschen Sprache wohl ebenso mächtig war, wie ihr Vater und ihre Brüder. Nur kurze Zeit dauerte diese Konversation. Ein Lafai erschien und machte dem Herzog von Orleans leise eine kurze Meldung; da verabschiedete uns der König durch eine hübsche Gebärde und die Worte: "Nochmals Dank, meine Herren, für Ihren Gesang, und sollten Sie wiederum den Park von Neuilly zu besuchen wünschen, steht er Ihnen jederzeit offen." Auch die Königin und die beiden Prinzessinnen grüßten freundlich und nach tiefen Wüßlingen traten wir, unwillkürlich aufatmend, unsern Aufzug an.

Der Herzog von Orleans und der von Montpensier begleiteten uns, doch langsam! — nicht nach dem Ausgangsthor ging der Weg, dafür wahr und wahrhaft schnurgerade auf das Schloß los. Hier wurden wir einem Lafai übergeben und nachdem der Herzog von Orleans einem jeden von uns die Hand zum Abschied gereicht, sprach er noch mit freundschaftlichem Lächeln: "Nehmen Sie vorlieb, meine Herren Künstler, mit dem, was wir Ihnen bieten können, und thun Sie, als ob Sie zu Hause wären."

"Über im Restaurant zu Bougival!" sagte der junge Herzog von Montpensier lachend hinzu. Noch eine gegenseitige Verbeugung und die beiden Herren kehrten zu ihrer Gesellschaft auf der Terrasse zurück, während wir dem Lafai höchst freudig über-rascht und nicht wenig erwartungsvoll folgten.

Welch ein Anblick wurde uns, als wir von dem Manne in einen kleinen, reizend und einladend ausgestatteten Speisesaal, im Parterre des Schlosses ge-legen, hineincomplimentiert wurden. Eine Lafai fanden wir, so überreich mit den köstlichsten köstlichen Speisen bedeckt, mit so vielen Weinflaschen in verschiedensten Formen bestückt, daß wir bei größtem Heißhunger mindestens acht Tage daran genug gehabt haben würden! Und dazu noch einen königlichen galonierten Lafai als Bedienung! denn der Mann rückte die

Stühle zurecht und begann sein Amt als unser „Gargon“. Ohne uns weder an seine bestreute Gegenwart, noch an den vornehmen Ort zu stören, saßen wir unserer Freude, die bald in eine tolle Lust aufstauete, freien Lauf, um uns dann wie echte Grands-Seigneurs bedienen und zugleich wie mit ungewöhnlichem Appetit gelegene Kränker es uns schmecken zu lassen. Das war ein Dejeuner, wie es nur wenige Male durch profane Götter an uns herangetreten war. Und diese Weine! Chablis und Chabertin, sogar echter Wein vom Rheine! Wie klangen die Gläser wider einander! wie leuchteten die Augen und wie schlürften die Lippen den köstlichen langentbehrten heimischen Trank! Und diese Trinksprüche! launig ernst und übermütig lustig: auf den König Ludwig Philipp den Großmütigen und seine Familie! auf die deutsche Heimat — auf unsere schöne Kunst — auf die Westtälchen-Schatzammer des Glases, auf des Geigers Dapper vorstehenden Bart, der stets mit dejeuner wollte. Es drohte zu arg zu werden und vergebens gebrauchte Gold in drolliger Weise das Wort Ludwigs XV., das dieser bei ähnlichen Gelegenheiten so wirksam hören ließ: „Messieurs, le Roi!“ Endlich ging das Spreisen und Trinken zu Ende — es ging überhaupt nicht mehr: wir hatten dejeuner, dinert und sogar soupiert und nuckten fort, hatten schon zu lange in dem königlichen Speisesaal gewelt und gestan — wie der Herzog von Orleans gesagt — als ob wir zu Hause, daheim in unseren Maniarden gewesen wären!

Ein lustiges Lied zum Abschied — und zugleich als Dank dem Gargon, dem wir leider nur das Gold unserer Zähne als Douceur hinterlassen können! rief Gold, die Tafel aufhebend, und Mollberg setzte rasch hinzu: „Ihr singt unser Quartett. Ich hör' meinen Schatz, wie den Hammer er schwinget, und ich spiele auf meinem Holz- und Strohinstrument den Hammer, den Amboss und das Glöckchengläute dazu. Voran!“ Es war kein Halten mehr: der Wein war uns zu Kopf gestiegen und der tolle Einfall mußte ausgeführt werden. Daß dies so aufständig als möglich geschah, dafür sorgte der Vernünftige von uns, der gute, lange Gold.

Unbarmherzig wurden die Stühle einer auf den andern gestülpt, die vorhandenen Stühle noch hinzugezogen, so daß die oben liegenden Sitzgelegenheiten alle vier Beine in die Luft freckten. Mollberg prohierte mit dem Heft der großen Tranchiergabel die Stuhlbeine, mit der Klinge eines Dessertmessers leiste die verschiedenen leeren Flaschen und Gläser, und stellte die ausgewählten dann zwischen die in einer Reihe aufgestellten Stuhlbeine. — Mollberg war nämlich nebenbei ein ganzer Virtuose auf dem Holz- und Strohinstrument, und schon mehrfach hatten wir diesen musikalischen Scherz zum größten Gaudium unserer Zuhörer ausgeführt. Hier sollte er seine Wirkung ebenfalls nicht verfehlen. Wir begannen in fröhlicher Lust unser Quartett:

„Ich hör' meinen Schatz,  
Wie den Hammer er schwinget,  
Das rauscht, das klinget,  
Das bringt in die Welt  
Die Glöckchengläute  
Durch Wästen und Bläs.“ —

Und während wir sangen, sprang Mollberg, seine Messer- und Gabelstiele schwingend, mit einer drolligen Behendigkeit von einem Stuhl zum andern — gerade wie der falsche Wilde im Keller der Blinden im Palais royal — und vollführte dabei auf Stuhl- und Stuhlbeinen, auf Flaschen und Gläsern eine begleitende Musik, die einestheils gar nicht so übel zu dem Lied stimmte und doch auch wieder im Verein mit der Persönlichkeit des Virtuosen zum Lachzucken war. Nach der ersten Strophe konnten wir selbst uns eines tollen Lachens nicht erwehren — und jetzt! — dort, hinter der Thür eines Nebenraumes lachte es ebenfalls hellauf und mehrstimmig. Es konnte doch kein Echo sein? Nein! nein! es waren die Stimmen der Herzoge von Orleans und Montpensier und auch eine Frauenstimme war dabei; wir hatten sie nur zu gut wiedererkannt, denn es lachte echt deutsch, aus voller Brust. — „Nach die zweite Strophe“, flüsterte Gold uns zu, „und dann hinaus! wir mühten sonst befürchten, aus diesem königlichen Paradiese hinaus — befördert zu werden.“

So geschah es; und schon wollten wir uns rasch und unhörbar ins Freie stehlen, als wir hinter uns die Stimme des Lakaien hörten, der da rief: „Un instant, Messieurs! Einen Augenblick, meine Herren!“ Erschrocken, wie auf einer bösen That erfaßt, hielten wir inne, wendeten uns zagend um und sahen — eine neue Ueberraschung!

Der Lakai hielt eine große, silberne Platte, auf der fünf Paletchen, sauber in weiß Papier gepackt, und mit roten Bändchen übers Kreuz verschmürt, lagen. „Für morgen, zum Dejeuner“, sagte er. Die hohen Herrschaften ließen bitten! — Damit präsentierten er uns die Platte, und — wir griffen zu, natürlich mit Stäuben, doch auch mit aufrichtig wohlgemeintem Dank.

Das improvisierte Konzert im königlichen Park, das unerwartete königliche Dejeuner im Schlosse zu Neuilly, sie waren vorüber, und nun ging es mit frischer Lust hinaus ins Freie, neuen Vergnügen und wohl auch neuen Abenteuern entgegen.

(Schluß folgt.)



## Berliner Saison.

IX.

Berlin, im Oktober.

Das lange währt, wird gut — und es hat wirklich recht lange gewährt, bis die Berliner Götter sich entschlöß, den Nibelungen-Gott durch die Einführung des Schlußgottes, der Götterdämmerung, abzurunden. Eine wahre Weltwanderung hat dies Musikdrama zurückgelegt, bevor es bei uns ein festes Heim fand, und wenn man die Zeitintervalle berechnen will, in denen das Werk aus seiner Uranlage in „Siegfrieds Tod“ seine endliche Gestalt annahm, um erst in Bayreuth, dann auf verschiedenen deutschen Opernbühnen zu erklingen und schließlich auf dem Unweg über Amerika in die deutsche Reichshauptstadt zu gelangen, so hat man als Wagenreißer nicht das Jahr, sondern das Jahrzehnt zu wählen. Genau genommen mußte erst eine Art von Kapellmeister- und Verwaltungsdämmerung vorbegehen, bevor die Götterdämmerung bei uns zur Wahrheit werden konnte. Mehr als eine der alten Gottheiten vom Dirigenzpunkt und von der Regie sank dahin, und eine schwere Krisis war zu überleben, ehe das Scepter in die Hand eines Meisters glitt, welcher voll und ganz der neuen Ära angehört. Nun ist das Schwanken und Wanken, das Paktieren mit der Unfähigkeit und Mittelmäßigkeit vorüber: Joseph Sacher, der Orchesterchef, um den wir Hamburg so lange beneideten, ist der unsere geworden, und ihm verdanken wir eine Ausführung des Nibelungetwerks, welche getrost als die vornehmste Großthat der Berliner Opernbühne bezeichnet werden darf.

Es wäre Unrecht, heute in der Freude über das Errungene des Mannes und der Troupe zu vergessen, die uns zuerst vor sechs Jahren die ganze Wagnerische Trilogie erschlossen haben. Wenn heute das Berliner Publikum fast vorbehaltlos auf alle textlichen und musikalischen Schwierigkeiten des Nibelungetwerkes eingeht, so gebührt der Verdienst nicht immer zum Teil dem kühnen Angelo Neumann, der mit seinem ambulanten Wagnertheater hier wie anderswo den Boden des Verständnisses so trefflich vorbereitet hat. Auch daran wollen wir uns erinnern, daß in einzelnen gefälligen Leistungen die Neumannschen Vorstellungen den gegenwärtigen überlegen waren. Noch immer will das Bild der Brünhilde Reicher-Rindermann, der früh dahingekleideten, in unserer Erinnerung nicht verblasen, ebensowenig wie das des Neden Siegfried, der damals in dem noch stimmfrischen Heinrich Vogl eine unübertreffliche Vertretung fand. Aber das Lob des Vergangenen darf auch nicht die Anerkennung für das Gegenwärtige unterdrücken; die Totalwirkung des Werkes gründet sich nicht auf einzelne Stimmen, sondern auf das Zueinandergreifen zahlreicher Faktoren, und in dieser Hinsicht, das heißt in der Aufstellung eines ohne Fehl und Tadel arbeitenden Gesamtapparats hat unser Opernhaus die enorme Aufgabe ohne Mißstand gelöst.

Ich muß es mir hier selbstverständlich versagen, kritische Streifzüge in die Partitur zu unternehmen. Nur die Aufführung ist zu erörtern, und diese bildet, wie ohne Uebertreibung behauptet werden darf, einen Markstein in der Entwicklung des Berliner Operninstituts. Von dem Ernst, mit welchem die neue Aufgabe ergriffen wurde, gibt schon die Thatsache Kunde, daß man es unternommen hatte, die Götter-

dämmerung unverkürzt zu Gehör zu bringen. Die Berliner Oper galt ebendam, um ein Wort Wagners anzuwenden, als eines der „bestreichenden“ Häuser, wobei man sich unter den Streichinstrumenten die Kostüm- der Regie vorzustellen hat. Hier sollte zunächst an einem überzeugenden Beispiel dargelegt werden, daß die Leitung des Theaters entschlossen ist, mit einem System zu brechen, welches nur allzuoft an die Thätigkeit des Wohlwichtigen Brokrates erinnert hat. Wer wollte es leugnen, daß dieses System gerade in den Kreisen des Publikums die allereifrigsten Förderer findet? So hätte sich auch diesmal zum mindesten kein Protest erhoben, wenn die Götterdämmerung, die sich nach Ausweis ihrer Schicksale ganz vorzüglich zum Streichen eignet, um die beiden großen Szenen der Nornen und der Waltraute entlastet worden wäre. Selbst unter den unbedingten Wagnerianern gibt es nicht wenige, welche diese Szenen als tote Anhängel erachten und sie im Interesse der theatralischen Wirkung geopfert zu sehen wünschen. Wenn nun der gegenwärtige Dirigent selbst an diesen Längen festhält, so ersehen wir, daß jetzt endlich ein neues Moment als ausschlaggebend in den Vordergrund tritt: der Respekt vor dem Willen des Meisters, dessen Absichten unter allen Umständen verwirklicht werden sollen.

Es fragt sich nun aber, ob diese Absichten richtig erraten werden, wenn man die Götterdämmerung auch fernerhin, nämlich sobald sie als Glied der vollständig aufgeführten Tetralogie erselgen wird, unverkürzt bestehen läßt. Manche Einzelheiten des Dramas dienen doch zweifellos nur zur Orientierung für diejenigen, welche sich mit dem Inhalt der vorangehenden Dramen noch nicht recht vertraut gemacht haben. Wie nun aber, wenn diese Vertrautheit mit allen Motiven des Werkes im großen Publikum als Regel vorausgesetzt werden darf? Dann wäre es gewiß an der Zeit, eine Revision des Textes im Sinne der Verkürzung vorzunehmen, einfach aus dem Grunde, weil Wagner selbst vermutlich manche Wiederholung des längst Bekannten unter jener Voraussetzung beseitigt haben würde. Die Thatsache, daß das gesamte Bühnenfestspiel in das Repertoire der großen Opernhäuser aufgeht, gehört der Neuzeit an; mit dieser Thatsache konnte Wagner nicht rechnen, wir aber haben sie in Betracht zu ziehen, nicht im Interesse des Normalarbeitstages in der Oper, d. h. der dreistündigen Spielzeit, sondern um die Wirkung des Gesamtwerks nicht zu beeinträchtigen.

Als Träger der Hauptrollen excellierten Rosa Sacher und Heinrich Ernst, die erstere namentlich in ihrer Eigenschaft einer impotanten Darstellerin, welche jeder Stellung ein statuarisches Ansehen zu verleihen wußte. Die Bewegungen der Chormassen gerieten im Meinerer Stil, alles Dekorativ rührte von Meisterhand her, und über dem Ganzen waltete Sachers Wunderthat, welcher dem Orchester bald seraphische Klänge, bald titanische Braulen entlockte und alle Schätze des unermesslichen Werkes als klingende Offenbarungen zu Tage förderte.

R. Muszkowski.



## Schiebrässel.

Sommerabendrot, Donauwörth, Verferreisch,  
Sobornheim, Püttlerland, Harmoniegesellschaft,  
Feiertagsoper.

Obige Wörter sind genau, Buchstabe unter Buchstabe, untereinander zu schreiben und so lange festlich zu verwechseln, bis eine sentreche Reihe einen Kompositen nennt. Ist dies der Fall, so erscheinen in zwei anderen sentrechen Reihen ohne weitere Verschiebung zwei Werke desselben.

Auflösung des Rätsels in letzter Nummer:

M	S	S	U	D
E	C	A	N	O
H	I	M	G	N
U	U	A	A	
L	H	M	R	U

✱



## Kunst und Künstler.

— **Stuttgart.** Die frühere so berühmte Primadonna unserer Hofoper, Kammerfängerin Mathilde v. Marlow, ist am 22. v. Mts. im Theater, wo sie der Aufführung von Wagners „Rheingold“ beizuwohnen wollte, infolge eines Lungenschlages plötzlich gestorben. Ein eigentümlicher Zufall wollte es, daß sie in demselben Hause, in dem sie einst ihre höchsten Triumphe feierte, ihren Geist aufgab. Kurz nach 7 Uhr hatte sie das Hoftheater betreten, um der Aufführung von Rheingold beizuwohnen. Während des Aufstiegs auf der Treppe zu den ersten Ranglogen überkam sie plötzlich eine starke Atemnot. Frau Leonore Wahi mann, die bekannte ausgezeichnete Heroine unserer Hofbühne, begabte zufällig der so unerwartet schwer erkrankten Sängerin und führte sie in ein Garderobezimmer, wo sie nach wenigen Minuten verschied. Ein junger Militärarzt, der zufällig im Theater anwesend und schnell zur Hilfe gerufen war, konstatierte ihren Tod als Folge einer Lähmung des Herzens. Mathilde v. Marlow, wie sie sich nannte (ihr Geburtsname war v. Wolfram, verheiratet war sie mit Herrn v. Homolatsch), stammte aus Kroatien; sie war in Agram geboren und erreichte ein Alter von etwa 64 Jahren. Ende der 40er Jahre wirkte sie in Darmstadt, kurz nachher in Hamburg, 1863 wurde sie Mitglied der Wiener Hofoper, seit April 1864 gehörte sie unter lebenslänglichem Vertragsverhältnis der Stuttgarter Bühne an. Unter glänzenden Ovationen feierte sie hier im Jahre 1879 das Jubiläum ihrer 25jährigen Thätigkeit. In den letzten Jahren trat sie nur noch in Konzerten auf, zum letzten Male vor etwa 8 Monaten. Ueber ihren Gesang spricht sich Adolf Palm in seinen „Briefen aus der Bretterwelt“ folgendermaßen aus: „Zur Zeit ihrer Blüte besaß sie einen wunderbaren Glanz und Wohlklang der Stimme; kristallhell, süß und innig war der Ton, der Vortrag deßt, sinnlich warm, und das trodene Floriturwesen des kolorierten Gesanges eigenförmlich und fast belebt von genialer Fügung.“ Der Name Marlow wird hier unversehrt bleiben, denn mit der Glanzzeit unserer Bühne ist er auf das innigste verbunden.

— Dem Vorstande des Stuttgarter Liederkranzes, Herrn Oberpostmeister Siebde, wurde von dem deutschen Kaiser der Igl. preussische Kronorden III. Klasse verliehen.

— An Stelle des im Mai d. J. verstorbenen Musikdirektors Selmar Müller wurde der Domorganist Alfred Michaeis aus Halle a. S. zum Seminar-Musiklehrer und Organisten an der Hauptkirche „Beatae Mariae Virginis“ in Wolfenbüttel ernannt.

— In Bernburg hat ein durch den dortigen „Gesangverein“ aufgeführtes Oratorium „Aders Lob“, Text und Musik von Otto Weständig, sehr gefallen.

— Eugen Lünig (der Dirigent des dortigen Musikvereins) hat in Wilmauer (Wisc.) ein Konservatorium gegründet, welches seinen Namen führen wird. — Alfred Meisner, einer der jüngsten, aber bedeutendsten Violoncellisten, konzertierte in den letzten Monaten in Ausland, und zwar mit einem Erfolge, wie ihn vor ihm kaum ein deutscher Künstler in Ausland zu erringen wußte.

— Der Direktor des Cäcilienvereins und der Akademischen Musikschule Musikdirektor Alexis Holländer in Berlin ist zum königlichen Professor ernannt worden.

— Franz Schuberts Gebeine wurden den 23. v. Mts. vom Währinger Friedhofe in Wien nach v. dem von der Kommune gewidmeten Ehrengrabe auf dem Zentralfriedhofe feierlichst übertragen. Die Beisetzung des Publikums war großartig. Zahllose Kränze aus Oesterreich und auch aus Deutschland schmückten den Sarg. Die Straßenlaternen brannten auf dem ganzen Wege. Die erste Einsegnung nahm Vater Schubert, der Bruder des Tonichters, vor. 1600 Sänger erschienen, geleitet vom ältesten Chorleiter Mair, auf dem Schillerplatz Schuberts Nachbarn. Auf dem Zentralfriedhof nahm die Beisetzung vor. Der Männergesangsverein sang hier zwei Lieder. Hofkapellmeister Cavillon sprach Ludwig August Frankels Festgedicht. Die Gemeinde übernahm von dem Männergesangsvereine das Grabdenkmal. Schubert liegt neben Beethoven.

— Fritz Baselt in Nürnberg, der Komponist der mit Erfolg gegebenen Operette „Der Fürst von Sevilla“, arbeitet gegenwärtig an einer Oper im

volkstümlichen Stile, die den Titel „Der Dessauer“ hat und welcher die Liebesepische des Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau mit der Apothekerstochter Anna Föhle zu Grunde liegt.

— Mannheim. Ferd. Langers Oper „Muriilo“ erlebte am 16. September bei ihrer im Grunde ersten Aufführung in Mannheim (die Oper erschien in der ursprünglichen Form, wie Frau G. Henle sie gedichtet, in 3 Akten) einen großen und seltenen Erfolg. Alle Stimmen, die über das Werk und die Aufführung laut wurden, einigen sich dahin, daß Langer in „Muriilo“ eine Oper geschaffen, die eine hochwillkommene Bereicherung des Repertoires einer jeden Bühne bilden wird. Eine interessante und spannende, rasch sich entwickelnde Handlung, dankbare künstlerische Aufgaben nebst einer Fülle zum Herzen sprechender Melodien und wirksame Ensemblestücke jeder Art, welche die Zuhörer zu höchstem Beifall hinrissen, bürgen für einen Erfolg überall, wo das Werk nur einigermaßen entsprechend zur Aufführung gelangen kann. — Kapellmeister Dr. Schletterer, Direktor der Musikschule in Augsburg, hat einen Ruf nach Jedd o als Direktor des dortigen Konservatoriums erhalten, über die Annahme desselben sich jedoch bis jetzt noch nicht schlüssig gemacht.

— „Der Schelm von Bergen“, die neue Operette von Deßlegel, Text von Löwe und R. Lindau, hat am Samstag am Theater an der Wien einen außerordentlichen Erfolg davon getragen; das Libretto und die nicht gerade originelle, aber gefällige und melodische Musik werden von der Presse hervorgehoben.

— „Der Barbier von Bagdad“ von Cornelius ist in Prag am deutschen Theater zum ersten Male aufgeführt worden und zwar mit durchschlagendem Erfolge. Auch die Kritik bezeugt sich für die „reizend feine und geistreiche“ Oper. Darsteller, Dirigent und Regisseur wurden wiederholt gerufen.

— Fräulein Gabriele Tobis, eine Schülerin der Gesangsmeisterin Granchstädtin, aus Wien hat ihre Künstlerlaufbahn im Opernhaus in Frankfurt a. M. als „Gilda“ in „Rigoletto“ mit einem außerordentlichen Erfolge begonnen.

\*

## Hermisches.

— Das Schwäbische Sängerbundsfest 1889 wird am 7. und 8. Juli in Göppingen stattfinden. In Anwesenheit des engeren Sängerbundsausschusses wurden die ersten Vorträge bereits an Ort und Stelle erlebt. Die Direktion hat Altmeister Prof. Dr. Faist übernommen. Das Fest besteht in Wettgefang, Hauptaufführung und Preisverteilung u. s. w. Für die Hauptaufführung sind bestimmt: Choral: „Nun danket alle Gott“, „Württembergelied“ von Binpantener, „Nähe der Geliebten“ von Reintaler, „Wunderstrom“ von Seibel, „Nun leb wohl“ von Söcher, „Deutsches Land, du schönes Land“ von Otto, „Abendruhe“ von Hauptmann, „Jetzt reisen wir zum Thor hinaus“ von Seyhl, „D mein Heimatland“ von Baumgartner, „Zurückwärtelied“ von Kreuzer, „Am Schwarz und blauen Bunde“, „Volkslied“, „Frühlingsgruß an das Vaterland“ von B. Nachner. Von einer Anzahl ausereisener Vereine kommt die Faist'sche Kantate „Des Sängers Wiederkehr“ zur Ausführung, ein glänzendes Opus, das f. z. von dem Meister zur Einweihung des Upland-Denkmal komponiert wurde. Außerdem ist ein großer Chor (von Fr. Schubert) in Aussicht genommen. Den Schluß bilden die gemeinschaftlichen Chöre „Deutsches Lied“ von Rallinoda, „Hoch Deutschland, hoch“ von Abt, und Wendelsjohns „Nun zu guter Letzt“.

— In Greifeld fand unlängst die Versteigerung des Schreibstifts statt, an dem Karl Wilhelm die „Nacht am Rhein“ komponiert hat. Die Greifelder Liebtafel, deren Leiter Wilhelm einst gewesen ist, erkaufte denselben zum Preise von 335 M.

— In Hamburg ist für die neuen Abonnementskonzerte unter Hans von Bülow's Leitung die Orchesterfrage, welche so viel Staub aufwirbelte, glücklich gelöst, und zwar hat sich das Orchester aus Hamburger Musikern gebildet. Damit ist das Besetzen dieser Konzerte auf vorläufig drei Jahre gesichert, auch eine erhöhte Anzahl von Konzerten (und zwar zehn) für nächsten Winter in Aussicht genommen. In welcher Weise das Hamburger Publikum diesem Unternehmen seine Teilnahme zuwendet, zeigt die nahezu Tausend betragende Zahl der Abonnenten. Eugen d'Albert, Prof. Joachim, Professor Hausmann, van Dyt, Professor Davidoff, Emil Sauer und andere

haben ihre solistische Mitwirkung zugesagt, und Johannes Brahms hat ausdrücklich den Wunsch ausgesprochen, daß sein neues Doppelkonzert in Hamburg unter Bülow's Leitung zum ersten Male zur Ausführung gelange.

— Eine kürzlich am Theater Quirino zu Rom stattgehabte Aufführung des „Troubadour“ nahm einen eigentümlichen Verlauf. Nicht nur, daß nach den vorliegenden Berichten die Primadonna Giustani entsetzlich falsch sang, verschlehte die Azucena (de Nicola) im Terzett des letzten Aktes den Gesang, welchen statt ihrer — das Publikum intonierte, zerbrach zu Beginn des „Miserere“ die Glocke und mußten während der Vorstellung mehrere Störenfriede hinausgeworfen werden. Graf Luna jedoch gefiel derart, daß er einen Vorbeiranzug und — sechs Flaschen Genganowein erprobte!

— Freiherr Karl von Cotta, Chef des J. G. Cotta'schen Verlags in Stuttgart, ist auf seinem Schloß Strach bei Göttingen infolge eines Schlaganfalls verstorben. Bekanntlich hat Cotta u. a. auch eine vorzügliche Ausgabe unserer musikalischen Klassiker verlegt.

— In Waldbkirch fand jüngst die Hauptversammlung des „Badischen Sängerbundes“ statt. Nach Mitteilung des Berichtes über die Geschäftsführung und über den Bestand der Bundesrechnung wurde für den erkrankten Musikdirektor Jemmann aus Mannheim, Mitglied des Musikauschusses, eine Ehrengabe bewilligt und für Herstellung der 7. Lieferung der Bundesliederammlung ein Kredit von 4000 Mark genehmigt, sowie als Ort der Hauptversammlung des nächsten Jahres Karlsruhe gewählt. Für die Dauer der Erkrankung Jemmanns, der sich auf dem Wege der Besserung befinden soll, wurde Hofkapellmeister Langer in Mannheim als Stellvertreter in den Musikauschuss berufen.

— Wir sind noch mit der Bescheinigung über den Empfang der Jahresberichte verschiedener Musikschulen im Rückstande. Es betrifft dies die königl. Musikschulen in München und Würzburg, das höchste Konservatorium, sowie das Konservatorium in Frankfurt a. M. Die hohe Zahl der Eleven dieser Anstalten sowie die sonstigen Ausführungen erweisen, wie sehr dieselben im Kreise der Interessenten gewürdigt und in ihrem Aufblühen begriffen sind. Es besuchten im abgelaufenen Studienjahr die königl. Musikschule in München 229 Schüler und 48 Hospitanten, die königl. Musikschule in Würzburg 213 Schüler und 22 Hospitanten; außerdem erhielten durch die Lehrkräfte dieser Schule (welche bekanntlich die einzige Fachschule ist, an welcher die Mitterliche Viola alt gelehrt wird) Unterricht die Angehörigen folgender Staatsanstalten: der Universität 56, des alten Gymnasiums 162, des neuen Gymnasiums 173, des Lehrerseminars 94; das Dr. Hochschule Konservatorium in Frankfurt a. M. 204 Schüler; ferner zählt die Vorkursule 26 und die Seminarische 37 Zöglinge. Das Raff-Konservatorium in Frankfurt a. M. 130 Schüler, zu welchen die Elementar-Klavierklasse mit 13 Eleven zu rechnen ist. Das neue Unterrichtsjahr hat allseits bereits begonnen.

\*

## Iur und Noß.

F. R. Historische Ragenmusik. Karl V. ließ schon 1549 in den Niederlanden seinem Sohne Philipp huldigen, aber der finstere, in spanischer Gemessenheit erzogene Prinz fand keinen Gefallen an den lustigen Festen, die bei dieser Gelegenheit gegeben wurden. Da erriethen die Brüsseler ein Stück, das selbst Philipp's Ernst zum Wanken brachte. Auf einem der Wagen in dem zu Philipps Ehren veranstalteten Festzuge befand sich eine Orgel, deren Pfeifen aus Behältern bestanden, worin Ragen von verschiedenem Alter und verschiedener Stimme eingesperrt waren. Ihre Schwingen waren so mit den Tasten der Klaviatur verbunden, daß wenn der als Vär verummunte Organist darauf spielte, sofort eine unbeschreibliche Ragenmusik erscholl, zu der Jungen, als Affen, Hunde und kleine Bären verkleidet, tanzten. Die Menge wälzte sich bei diesem Schauspiel vor tollem Lachen, und selbst der finstere Philipp konnte ein Lächeln nicht unterdrücken. Es sei das einzige gewesen, erzählte man später, das die Niederländer jemals auf seinem Gesicht gewahrt hätten.

\*



# Musestunden.

**50**

der schönsten u. beliebtesten  
**Melodien, Volkslieder**  
und  
**Volks hymnen**  
der verschiedensten Nationen,  
**für Cello**

allein und mit Klavier.

Leicht bearbeitet, in progressiver Ordnung zusammengestellt, mit Fingersatz und Bogenstrichen versehen

**Jos. Werner.**

Jos. Werner, Verfasser der rühmlichst bekannten Celloschule, bietet hier ein Werk, welches neben jeder Schule zu gebrauchen, vielen Lehrern und Schülern eine willkommene Erscheinung sein dürfte.

## Inhalt.

1. Beethoven, Freude, schöner Götterfunken
2. Mendelssohn, Es ist bestimmt in Gottes Rat
3. Löffel, Russische Volks hymne
4. Handel, Gebet
5. Niederländische Volks hymne
6. Sizilianisches Volkslied
7. Glück, Iphigenie in Aulis
8. Grétry, Richard Löwenherz
9. Lang, lang ist's her
10. Paisiello, La Molnara
11. Bach, Was Gott thut, das ist wohlgethan
12. Mendelssohn, Lieblingsplätzchen
13. Glück, Iphigenie auf Tauris
14. Reichardt, Was ist des Deutschen Vaterland
15. Schubert, Sehnsuchts walzer
16. Himmel, Ewiger Wechsel
17. Schier dreissig Jahre bist du alt
18. Graun, Choral
19. Glück, Iphigenie in Aulis
20. Wilhelm, Die Wacht am Rhein
21. Schubert, Ecossaise
22. Auber, Die Stämme von Portici
23. Donizetti, Die Regiments tochter
24. Cherubini, Der Wasserträger
25. Handel, Rinaldo
26. Paisiello, Quant à pù bello
27. König, Gustav I., Schwed. Volkslied
28. Weber, Du Schwert an meiner Linken
29. Glück, Armida
30. Weber, Aufforderung zum Tanz
31. Weber, Letzter Gedanke
32. Méhul, Arie aus Joseph
33. Méhul, Romanze aus Joseph
34. Wagner, Habsbrölein
35. Donizetti, Lucia
36. Haydn, Oesterreichische National hymne
37. Kreutzer, Das Kirchlein
38. Schubert, Wanderers Nachtlied
39. Schubert, Ave Maria
40. Mendelssohn, Grass
41. Schubert, Am Meer
42. Boieldieu, Die weisse Dame
43. Beethoven, A. dur-Quartett
44. Manzanos, Griechische National hymne.
45. Mozart, Don Juan
46. Campenhaus, La Brabançonne
47. Mozart, Don Juan
48. Sardinische National hymne
49. Mozart, Die Zauberflöte
50. Carey, Heil dir im Siegerkranz.

Nr. 1—50 zusammen in 1 Bande  
für Cello allein . . . Mk. 1.—  
„ „ mit Klavier . . . 3.—

**Gustav Jensen**

**5 melodische Vorträge**  
für  
**Cello oder Violine und Klavier,**

Nocturne, Rondoletto, Arioso,  
Barcarole, Sarabande.

**op. 8. Preis Mk. 2.50.**

„Diese an mehreren Conservatorien eingeführten leichtesten Vortragsstücke sind allen Freunden guter Musik bestens empfohlen.“

**2. Sonate**  
für Cello und Klavier

von  
**J. W. Harmston**  
op. 222. Preis M. 4.50.

**S. de Lange**  
Andante für Cello mit Klavier.

Op. 36. Preis Mark 1.50.  
Ein ansprechendes mittelschweres Vortragsstück

**Divertissemento all'ongarese**  
für Cello und Klavier

von  
**Ferd. Thieriot, op. 10.**  
Preis Mark 3.—

**Rondo**  
für Cello und Klavier

bearbeitet von  
**Ludw. Hoffmann, op. 19.**  
Preis Mark 3.—

# Cello-Schule

systematischer Unterricht in allen Ton- u. Stricharten

durch entsprechende Uebungen in allen Positionen,

von  
**Jos. Werner.**

**Ausgabe in vier Heften à 1 Mark.**

Komplett in 1 Bande 3 Mark. — Klavierbegleitung (2. Cellostimme)  
in 4 Heften à 1 Mk., komplett in 1 Bande 3 Mk.

Heft I 1. Position. — Heft II 2.—7. Position. — Heft III Vortragsstücke. — Heft IV Daumenaufsatz etc.

„Wir müssen der Wahrheit gemäss sagen, dass die uns bisher bekannt gewordenen Violoncell-Schulen, auch die berühmtesten mit eingeschlossen, nicht den Stoff, die weise Anordnung und die echte Lehrhaftigkeit zeigen, wie die Schule von Jos. Werner.“

Signale Leipzig.

**Prof. Louis Köhler.**

Petersburg, 1./13. April 1882.

Hochverehrter Meister.

Ich habe die mir von Ihnen zugestellte Violoncell-Schule von Josef Werner mit grossem Interesse durchgesehen, und freue mich in der Lage zu sein, dem Werke das beste Zeugnis geben zu können.

Die Schule ist mit grosser Sachkenntnis zusammengestellt, sehr progressiv durchgeführt, und somit auch ein nicht gewöhnliches pädagogisches Talent des Autors; meiner Ansicht nach kann die Schule allen Violoncell-Studierenden mit bestem Gewissen empfohlen werden.

Sehr hochachtend

**C. Dardor.**

Der Unterzeichnete nahm genaue Einsicht von der vom kgl. Kammermusiker Herrn Jos. Werner verfassten Violoncell-Schule, und freut sich, diesem mit seltenem Fleisse, musikpädagogischem Geiste und konsequenter Durchführung angelegtem Werke das beste Zeugnis geben zu können. Eine langjährige, erfolgreiche Lehrthätigkeit kam dem Autor zu statten, und jeder, der sich dem Studium des Violoncells hingeben will, nehme getrost die Wernersche Schule zur Hand.

**Josef Rheinberger,**  
k. b. Hofkapellmeister, Professor und Inspektor  
der kgl. Musikschule in München.

Die von dem kgl. Kammermusiker Herrn Jos. Werner neu verfasste Violoncell-Schule kann vom Unterzeichneten als ein Werk bezeichnet und empfohlen werden, welches gewiss geeignet sein dürfte, dem Schüler die Erlernung dieses Instruments durch den passendsten, beim Unterricht schon mit grossem Vorteil erprobten Uebungsstoff ungemein zu erleichtern und ihm durch die beigelegte Klavierbegleitung (ausser der begleitenden Cellostimme) ein Mittel an die Hand zu geben, die Töne besser unterscheiden und das Gehör bilden zu lernen. Ein so wohlgeordneter und den ganzen Bildungsgang in sich begreifendes Werk ist mit grosser Freude zu begrüssen.

**Ludwig Abel,**  
k. b. Konzertmeister, Inspektor und Professor  
an der kgl. Musikschule in München.

Von dem Gedanken ausgehend, dass gerade bei diesem seelenvollen Instrumente es angemessen erscheint, den Schüler für gesangvolle Ausführung zu gewinnen und zu erwärmen, hat der Verfasser den rein technischen Studien auf allen Stufen eine gute Anzahl Vortragsstücke beigegeben, denen eine einfache, gewählte Klavierbegleitung als harmonische Unterlage dient.

**Rhein.-Westf. Schulzeitung.**

**La Consolation**  
für Cello (oder Violine)  
und Klavier

von  
**Jul. Sachs, op. 38.**  
Preis Mark 1.50.

**Largo von Beethoven**  
(s. d. Sonate op. 2 Nr. 2)

für Cello und Klavier  
übertragen von  
**K. Mats, op. 4.**  
Preis Mark 1.—

**E. Weissenborn**  
2 Lieder ohne Worte op. 68, 69 à 75 Pf.

**Ein Schlummerlied**  
op. 71 Mk. 1.—  
für Violine oder Cello und Klavier.

„Allerliebste Vortragsstücke, welche ebenso gerne gespielt wie gehört werden.“

**Carl Grammann, op. 47.**  
**Albumblatt**

für Cello und Klavier.  
Preis Mk. 1.—  
(Auch für Violine und Klavier (M. 1.—)  
erschieden.)

**24 mittelschwere Etüden und Uebungsstücke**

**für Cello**

von  
**Ferd. Büchler, op. 21.**  
2 Hefte à Mk. 2.50.

„In 14 verschiedenen Tonarten wird hier ein überaus reicher Uebungsstoff geboten; das Werk ist dem Cellisten ganz besonders zu empfehlen, welcher bereits eine gewisse Kunstfertigkeit besitzt.“  
„Deutsche Musikzeitung.“

„Diese Kompositionen sind reich an Melodie und dabei doch recht instruktiv, so dass sie Cellisten, welche über den Anfänger-Standpunkt hinweg sind, warm empfohlen werden können.“  
„Deutsche Schulzeitung.“

**Schuberts**  
**Lieder-Cyklus**

für Cello oder Violine mit Klavier oder Harmonium

bearbeitet von  
**Louis Köhler.**

- |                                |                                    |
|--------------------------------|------------------------------------|
| 1. Ständchen . . . 1.75        | 7. Der Lindenbaum . . . 2.25       |
| 2. Ave Maria . . . 2.25        | 8. Lob der Thäler . . . 1.75       |
| 3. Am Meer . . . 1.—           | 9. Des Mädchens Klage . . . 1.75   |
| 4. Nacht und Träume . . . 1.50 | 10. Du bist die Ruh . . . 1.75     |
| 5. Sei mit geduldet . . . 2.—  | 11. Morgenstund . . . 1.50         |
| 6. Der Nussknacker . . . 1.75  | 12. Des Müllers Blumens . . . 1.75 |
- Die besten Schubertschen Lieder liegen hier in einer mustergültigen Bearbeitung vor uns. Die Litteratur in diesen Genre ist sehr angeheimlich und darf daher dieses Werk, das besonders kleinen Hauskonzerten vorzügliche Programme bietet, um so mehr begrüsst und empfohlen werden.

**5 melodische Vortragsstücke**  
**für Cello**  
(oder Violine) und Klavier.

von  
**J. W. Harmston.**  
Preis à 50 Pf.

- op. 223. Serenade.  
„ 224. Chant du soir.  
„ 225. Meditation religieuse.  
„ 226. La Complainte.  
„ 227. Sur le lac.

Diese gefälligen Kompositionen eignen sich ganz besonders zum Vortrag, denn sie verbinden mit entsprechenden u. warm empfundenen Melodien eine angenehme Spielart und bieten dem Ausführenden nur geringe Schwierigkeiten.

**2 Stücke für Cello u. Klavier**  
von  
**Karl Matys, op. 19.**

Nr. 1 Preis Mk. 1.— Nr. 2 Preis Mk. 1.25.

**Traumleben**

**Notturmo für Cello u. Klavier**  
von  
**L. Friedr. Witt, op. 64.**

Preis Mk. 1.25.

(Auch für Violine und Klavier (1.25) erschienen.)

**3 Adagios von J. Haydn**  
für Cello (oder Violine) und Klavier

von  
**C. M. Kudelski.**  
Preis Mark 2.—

**Impromptu von Schubert**  
(op. 90 Nr. 3)

für Cello und Klavier  
von  
**A. Schultz.**  
Preis 1 Mark 50 Pf.

Verlag von **Carl Rühle** (vorm. P. J. Tonger), **Leipzig-Reudnitz.**



IX. Jahrgang Nr. 21.

Stuttgart, 1888.



# Neue Musik-Zeitung.

— Auflage 51 000. —

Vierteljährlich sechs, mit Künstler-Porträts etc. illustrierte Nummern und je einer Extrabeilage, bestehend in verschiedenen, für Hausmusik geeigneten Gesangs- und Instrumental-Kompositionen, Musiker-Lexikon, Illustrierte Musikgeschichte u. s. w.

Verlag Carl Grünninger, Stuttgart-Leipzig  
(vormals F. J. Richter in Leipzig)

Inserate die fünfzehntägige Monatsrate zu 75 Pfennig.  
Beilagen für je 1000 Expt. Mark 5.—

Alleinige Annahme von Inseraten und Beilagen bei  
Radolf Mosse Stuttgart, Leipzig, Berlin u. dessen Filialen.

Preis pro Quartal bei allen Postämtern in Preussland, Oesterreich-Ungarn und Luxemburg, sowie in sämtlichen Buch- und Musikalien-Handlungen 80 Pfg.; direct von Stuttgart und bei den Postämtern des Reichspostvereins 1 Mk. 50 Pfg. Einzelne Nummern 25 Pfg.

Alle früheren Jahrgänge sind neu aufgelegt in eleg. broch. Bänden zu 80 Pfg. das Quartal, Einbänden à Mk. 1.—, Prachtbänden à Mk. 1.50 durch alle Buch- u. Musikalien-Handl. zu beziehen.

## Teresa Tosti.

Die treffliche Künstlerin, deren Bild wir heute unsern Lesern vorführen, ist, wie die berühmtesten Koryphäen auf dem Gebiete der Musik und Gesangs-kunde, als Gounod, Bizet, Madame Viardot-Garcia, Madame Marchesi in Paris u. a. anerkennen, eine Gesangsgröße vornehmsten Ranges! Teresa Tosti ist am 28. Juli 1865 in Paris geboren. Ihr Vater lebte als hochangesehener Arzt in Berlin, ihre Mutter entstammte einer alten holländischen Patrizierfamilie. Ihre Jugend verlebte sie teilweise in Berlin, teilweise in Paris. Das Elternhaus, in welchem die Kunst stets eine wohlgepflegte Stätte fand, bot dem intelligenten Kinde mancherlei Anregung. Der Vater selbst ließ es an Belehrungen und Unterweisungen nicht fehlen, so daß die kleine Teresa schon als zehnjähriges Mädchen in Berlin öffentlich als Pianistin auftrat. Es war natürlich nun ausgemacht, daß sie sich ganz dem Klavierspiel widmen sollte. Indessen beherrschte diese Kunst die Sinne des aufgeweckten Kindes nicht ausschließlich. Was ihre lebhafteste Seele empfand und sie in Tönen noch nicht deutlich genug offenbaren konnte, ließ sie mittels des Stiftes und später des Pinsels zu Tage treten. Ein bedeutendes Talent zur Malerei entwickelte sich in dem Kinde und trug schon in frühen Jahren bewundernswerte Blüten. Bevor die seltene Stimme Teresas sich Geltung verschaffte und sie der Kunst endgültig als Sängerin zuführte, kam sie mit dem berühmten Maler Kaulbach zusammen, der, über ihre Leistungen aufrichtig erfreut, ihr ernstlich riet, sich seiner Kunst zu widmen. Während dieser von so kunstiger Hand in die Seele des empfänglichen Kindes geschleuderte Funke zur hellen Bohle sich zu entflammen suchte, kam das seelische Feuer unermutet in ganz anderer Weise zum Ausbruch. Teresa war 14 Jahre alt, als sie mit ihrer Mutter eine Reise durch Tirols herrliche Berge und



*Teresa Tosti*

Thäler machte. Auf ihren einsamen Spaziergängen, entzückt von den gewaltigen Schönheiten der Natur, ließ die noch fast in den Kinderschuhen stekende Jungfrau in freier Improvisation ihre Stimme erschallen. Das hörte der damalige k. k. Opernfachmeister Broch aus Wien, der unweit von den Wanderern dieselbe Tour einschlug. Wir lassen diese Begegnung, sowie weitere Begegnisse ihres Lebens Teresia am besten selbst erzählen: „Ich sehe ihn noch vor mir, atemlos von der Anstrengung, das gewisse Jemand zu erreichen, welches eben gelingen hatte. Mein Kind, sagte er zu mir, wo ist die Dame hingegangen, die da so schön gesungen, weißt du's nicht? Meine Nachsichtigkeit emporste das „Du“ mit dem er mich anredete, andererseits wollte mich meine Schüchternheit nicht gestehen lassen, daß ich selbst die Sängerin war, doch erfreute mich natürlich das große Lob. Ich gab ihm erst recht trostlos Antwort, dann aber gestand ich unwillkürlich. Nun drang er gewaltig in mich und meine Mutter, mich ausbilden zu lassen. Davon wollte diese aber absolut nichts wissen, da — wie sie sagte — über die Zukunft bereits bestimmt sei, und so reisten wir schließlich ab. War die Entfernung zwischen Tirol und dem Riesengebirge auch eine ziemlich große, so legten wir diese doch zurück, um nur den von Broch angeregten Mänen aus dem Wege zu gehen — und doch sollte und konnte selbst diese Entfernung nichts daran hindern. Wir waren in Johannisbad i. B., als mir unglücklich vom Zufall die Gelegenheit aufgebunden wurde, auf offener Landstraße unter freiem Himmel ein Konzert zu geben. Ein invalider, bedeutend alter Leierkastenmann stand an der Promenade des hübschen Gebirgsbades und drehte unermüdlich die kurble seiner Orgel. Die zahlreichen Passanten hatten indes andere Dinge in dem Kopfe, als den bettelnden Musikanten zu beachten. Sein alter Sack blieb leer. Ich stand unweit von dem ehrwürdigen Mann und hatte noch das ganze herrliche Mitgefühl, das in solcher Nacht nur ein Kind empfinden kann. Da ich sah, wie er unver-



droffen spielte und spielte und kein Kreuzer in seinen Gut fiel, tief ich, von einer inneren Gewalt angepornt, auf den Mann zu, obwohl ihm ohne weiteres das Drehholz und spielte selbst für ihn. Unwillkürlich fing ich, auch die bekannte Melodie zu singen an, erst leise, zaghaft, dann lauter, munter und zum Schluss so innig und ausdrucksvoll, daß ich mich kaum selbst erkennte. Bald war das Plätschen der Promenade, wo wir, der invalide Kriegermann und ich, das 14-jährige Mädchen in kurzen Röcken, handend, gedrängt voll Menschen. Lautlos lauschten die Leute und griffen in die Taschen, um dem erst jetzt durch meine Intervention von ihnen beachteten bejammernswerten Juvaliden eine Gabe zu spenden. Ich sang weiter und weiter, und als ich schließlich inne hielt, hatte der überglückliche Mann die ungefähre Summe von 100 Gulden in seinem Hute. Welch ein Kapital für ihn!

Nun aber lief ich so schnell es ging von dannen, zu meiner Mutter, welche durch den eben erzählten Vorgang Johannesbad reich fast bekam. Inmorgin hatte dieses erste improvisierte Konzert für mich den Vorteil, daß meine Mutter, welche nur erst so recht auf meine Stimme aufmerksam geworden war, nun eifrig an die Ausbildung meiner Stimme dachte. Abwechselnd in Berlin und Paris studierte ich bei Prof. Stodhaußen, dem Meister des deutschen Liedes, bei Frau Désirée Arlot und besonders bei Frau Wardot-Garcia und Frau Marchesi in Paris. Die Zeit meiner Studien ist eine so schöne gewesen, daß sie zu den herrlichsten Erinnerungen meines Lebens zählt. Mit welcher berühmten Namen, großen Geistern, bedeutenden Künstlern und Gestalten bin ich doch in jenen und den nächstfolgenden Jahren zusammen gekommen! Ich lernte Paul Senje, Hippolyte Daudet, die Königin von Hannover, Baron Haugmann — den „Erbauer“ von Neu-Paris, Gounod, Richard Wagner, Franz Liszt, Berthold Auerbach, Hans Makart, Gustav von Moier, Langhals, Fischer, Künstler und Diplomaten in großer Zahl kennen. Welch reiche Abwechslung und welche Anregung für Geist und Gemüt! Wie werde ich meiner ersten Begegnung mit Franz Liszt vergehen, bei welchem ich durch einen bedeutenden Musikschaffsteller eingeführt wurde. Zitternd präsentierte ich mich dem großen Meister, der mich miträuschlich betrachtete und kühl zum Probeforschen aufforderte. Frau Jaell begleitete mich. Ich sang eine Arie aus „Saint-Saens, Camille und Dalila“. Als ich geendet, sprang der Musikmeister begeistert auf, umarmte und küßte mich, voll überprüfenden Lobes. Natürlich war ich ob dieser unerwarteten Anzeichnung in höchster Ergriffenheit und konnte kein Wort über meine Lippen bringen. Nun kam ich Kompositionen von Liszt, die er selbst begleitete. Beim Abschied überreichte mir der lebenswichtige, ehrwürdige Greis einen Strauß Rosen und küßte mich abermals. Er besuchte mich später mit Frau Jaell und stellte mir das günstigste Prognostikon als Künstlerin. Was ich heute erreicht habe, kommt nicht zum Unweilendlichen auf das schmeichelhafte Zeugnis des Musikmeisters Liszt, das mich stetig aneignete — ich wollte mich seiner Prophezei würdig zeigen.“ — Soweit Teresa Tofti selbst. Fügen wir diesen interessanten kurzen Notizen der Signora Teresa Tofti noch hinzu, daß sie in den wenigen Jahren, die sie als Konzertgängerin der Öffentlichkeit angehört, ihre Kunst oft und freudig in den Dienst der Wohltätigkeit gestellt hat. Sie gab im Frühjahr dieses Jahres 10 Konzerte zum besten der Ueberflüssigen, sie sang in Altenburg zum besten des Pensionsfonds von Witwen und Waisen des Hoforchesters, veranstaltete 6 Konzerte zum besten armer Musiker, davon 2 in Paris, ferner ein Konzert in Paris zum Vorteil der Opfer der Opéra comique und verschiedene Musikaufführungen für Krankenpflegewerke etc. Sie konzentrierte mit den bedeutendsten Virtuosen der Kunst und sang in Berlin, Wien, Paris, London, Karlsruhe, Dresden, Hamburg, Frankfurt a. M., Stettin, Stuttgart etc. Ihre erste Tournee führte sie auch nach Südrussland. Ueberall wurde Teresa Tofti vom Publikum und der Presse gefeiert.

Ihre Stimme ist ein prächtiger sonorer, aber bis in die Höhe des Soprans reichender Alt. Er besitzt fast 3 Oktaven Umfang, in allen Lagen gleich wohlklingend. Eine Spezialität der Künstlerin ist die vollendete Koloratur und in dieser Beziehung ist sie unter den lebenden Sängerinnen ohne Rivale, weshalb Gesangsmeister sie mit dem bezeichnenden Namen einer „Koloratur-Virtuosin“ belegt haben. Ihr Vortrag ist ein so seelenvoller und doch des dramatischen Ausdrucks nicht entbehrender, so daß Teresa Tofti sowohl im Liede (besonders in das Gebiet des Volksliedes in allen Sprachen ihre Domäne), wie im

Dratorium, als auch in der italienischen Bravourarie gleich Vollenendes leistet. Ihr Repertoire ist außerordentlich umfangreich.

Teresa Tofti hat vieles erreicht und die Leiter des Ruhmes bereits ziemlich hoch erklimmt; sie ist aber noch nicht an ihrem Kulminationspunkt angelangt. — die nächste Zeit aber wird ihre Kunst voll und ganz krönen. In Paris wurde die Künstlerin, die in ihrer Erziehung und Charakterbildung echt deutsch geblieben ist, schon jetzt in Lobeshymnen angeklungen und als ein star allerersten Ranges gefeiert. Die Kritik nennt sie eine „gottbegnadete Sängerin“, wie sie seit der Trebelli, Albani und Pasta nicht mehr dagesewen sei. Auch in Deutschland, der eigentlichen Heimat der im übrigen internationalen Künstlerin, wird man sie sehr bald als das erkennen, was sie in der That ist, als eine jener Auserwählten, welche der Genius des Gesanges die Stimme geschenkt.



## Lenau und die Musik.

Nach seinen Gedichten und Briefen.

Von  
Dr. Wihl. Kahl.

**M**einige Tage, bevor Lenau durch den Tod den Qualen des Irrensinns entrückt wurde, jagte er zu einem seiner Freunde: „Es geheißen noch Wunder! Ich bin ganz gesund! Die Musik hat mir geholfen. Die Töne sind wie Tau auf meine Seele gefallen und haben sie erfrischt.“ Lenau hatte früher einmal zu M. v. Schwind das schaurige Wort gesprochen: „Das Licht geht aus!“ Jetzt glaubte er wieder an eine Errettung aus der Nacht des Wahnsinns, in der er schon 6 Jahre schmachtete. Und wer hatte es vermocht, in Lenau solche tröstliche Gedanken zu einer Zeit zu wecken, da ihm fast niemand mehr rechten Trost einzusprechen wußte? Die Musik! Gerade in den letzten Lebensjahren und -tagen hat Lenau, wie uns berichtet wird, viel unüßiert; seiner Geiste entlockte er zauberhafte Töne, die ihn — auf kurze Zeit wenigstens! — über das Leid hinwegtäuschten, das so schwer auf ihm lastete.

Schon früh verriet Lenau eine nicht ungewöhnliche Begabung für Musik; er empfing sorgfältigen Unterricht im Spiel der Gitarre und der Violine; im Reiten besaß er eine besondere Virtuosität; sein Schwager Schurz schreibt: „Ich habe nie ein so schönes, nie ein runderes und flingenderes, gedemutertes wie auch geäußertes Gitarrespiel gehört als das Lenaus. Sein Reiten hatte Geist und Seele, wie das Lied der Nachtigall.“

Während eines Aufenthaltes in Wien, 1820, wurde Lenau der Schüler eines der berühmtesten Geiger Wiens: Jos. v. Mumenthal.

Seit ungefähr 1830 können wir die ersten Spuren des Einflusses verfolgen, den Beethoven auf Lenau gewann: unter allen Komponisten stand für Lenau Beethoven am höchsten. Seine Freunde mochten ihm die Einseitigkeit zum Vorwurfe machen, mit der er andere Tonkünstler, so auch Mozart, unterschätzte: Lenau fuhr fort, Beethoven mit dem Chimborazo, Mozart mit dem Popper (einem kleinen Berg bei Stuttgart) zu vergleichen. 1830 wohnte Lenau in dem Hause, in dem Beethoven seine letzten Lebensjahre zugebracht hatte. Am 20. Juli 1830 hatte er das Glück, in Karlsrue einer Aufführung des Fidelio beizuwohnen zu können, die auf ihn einen tiefen Eindruck machte; er schreibt: „Da war ich wieder von einem Sturm der Empfindungen ergriffen und auf zwei Stunden ganz gewiß der Glückseligkeit auf Erden. Wenn ich an solche Genüsse zurückdenke, so vergeht mir der Mut, mit dem Schicksal zu rechnen.“

Auch in das Liebesverhältnis, welches Lenau 1831 mit Lotte Gmelin verknüpfte, spielt Beethoven hinein: mit Beethovens Adelaide sang sich Lotte in des Dichters Herz. Unter den Liedern, in denen Lenau die Geliebte feierte, sind vor allem die Schicksalieder voll Musik; tiefe Gedanken und herrliche poetische Bilder

schmelzen sich mit einem bezaubernden Wohlklang der Sprache in unser Ohr; sie sind eine würdige Gegengabe für die musikalischen Genüsse, welche Lottes Spiel und Gesang dem Dichter bereitet. Durch Lenaus Lyrik zieht sich überhaupt ein stark musikalisches Element — wir erinnern hier nur an den „Postillon“ — das überall den musikalisch feingebildeten Dichter erkennen läßt, der in der Musik eine Ergänzung des poetischen Ausdrucks erblickte. — Nicht lange sollte jene hellere Stimmung andauern, in die Lenau durch das Glück seiner Liebe versetzt war. Die Beziehungen zu Lotte lösten sich; Hypochondrie und Melancholie bemächtigten sich Lenaus und schufen in ihm jene trübe Gemütsstimmung, die ihn nimmer des Lebens froh werden ließ. Die Dichtkunst und die Musik waren es fast einzig, welche in dieser schweren Zeit Lenau zu trösten vermochten. Es wird berichtet, daß Lenau in jener Zeit sich oft zu unheimlichen Melodien, die er meist improvisierte, begabte: oft erlittenen Thränen seinen Gesang und sein Spiel. Seine „düstere Ruhe“, wie er sie selbst nannte, schmückte eine Riste Beethovens „mit erstem, fast zornigem Ausdruck“, welche den Dichter zu einem herrlichen Gebilde über Beethoven begeisterte.

Noch einmal schien Lenaus wahres Liebesglück erblühen zu sollen, und wieder war es die Musik, welche zwei liebende Seelen aneinander ketzte. Lenau hatte die berühmte Sängerin Karoline Unger\* Schönberts, Wanderer und „Gretchen“ vortragen hören; er selbst beschrieb den Eindruck, den ihr Gesang auf ihn machte, mit folgenden begeisterten Worten: „Karoline sang vor Tisch den „Wanderer“ und das „Gretchen“ von Schubert hinreißend schön. Es rollt wirklich tragisches Blut in den Adern dieses Weibes. Sie liegt in ihrem Gesang ein singendes Gewitter von Leidenschaft auf mein Herz los. So gleich erkannte ich, daß ich in einem Sturm gerate; ich kämpfte und rang gegen die Macht der Töne, weil ich vor Fremden nicht so gerührt erscheinen mag; umsonst, ich war ganz erschüttert und konnte es nicht verhalten. Da sagte mich, als sie ausgegangen, ein Jörn gegen das sieghafte Weib, und ich trat ins Fenster zurück, sie aber folgte mir nach und zeigte mir beiseite ihre zitternde Hand, und wie sie selbst im Sturm gebebt. Das verjüngte mich.“ Am 5. Juli 1839 schreibt Lenau: „Die letzte Woche war für mich eine Zeit stürmischer Bewegung. Karoline ist ein wunderbares Weib. Nur am Sarg meiner Mutter — an der Lenau mit reißender Liebe gehangen hatte — hab' ich so geschluchzt, wie jenen Abend, als ich die herrliche Künstlerin im „Bellario“ gehört hatte. Die Sängerin ging weit über jede Einzelheit hinaus, und ich hörte in ihren leidenschaftlichen Klagen, in ihrem Aufschrei der Verzweiflung das ganze tragische Schicksal der Menschheit rufen, die ganze Welt des Glückes auseinanderbrechen und das Herz der Menschheit zerschellen. Mich ergriß ein namenloser, ungeheurer Schmerz. — — Ich war viel mit Karoline zusammen, sie füllte ich mit Verstand, wie eine Wetterwolke der andern. . . . Sie sagte mir, meine Ergriffenheit in genannter Oper sei ihr größter Triumph, den sie in Wien erlebt. . . . Ich freue mich ihrer Freundschaft, denn sie ist, was ich ihr auch sagte, eine der höchsten Naturen, die wir auf Erden zu verehren haben.“ (A. d. P. LVIII.) Man mag aus diesen begeisterten, fast überhewigen Worten entnehmen, welch tiefen nachhaltigen Eindruck Musik auf Lenau machen konnte. Das, was Lenau voll Sehnsucht erhofft hatte: den Rest seiner Tage an der Seite der heiß geliebten Künstlerin zu verbringen, ward ihm nicht beschieden; er mußte entgehen, bevor er noch recht seines Glückes inne geworden war; Karoline folgte einem andern. Seit jener Trennung gewannen die düsteren Geister, die „wie melancholisches Gumpfflügel ihn umflatterten“, wieder Macht über Lenau.

Damals auch nahm Lenau mit erneutem Eifer seine musikalischen Studien auf; Groß, ein berühmter Beethoven-Spieler, ward sein Lehrer und bald brachte es Lenau zu großer Gewandtheit im Violinspiel. Der Komponist Karl Gers (1819–1875) schreibt sein Spiel als wild und unregelmäßig, aber ergreifend und genial im höchsten Grade. Mit besonderer Vorliebe spielte Lenau Beethovens Kreutzer-Sonate (op. 47). „Die Accorde zu Anfang des Musikstücks wurden ihm sehr schwer, er übte nun manden Tag acht Stunden hindurch mit solcher Leidenschaft, daß die gefährliche Stelle endlich so ziemlich klappte, seine Gesundheit aber darunter litt. Besser gelangten

\* Bgl. Lenaus sämtl. Werke. Herausg. v. H. Burg I, IX; auf die einleitende Biographie Lenaus sei hier ein für allemal verwiesen.

\*\* Bgl. a. a. D. I, p. LXVI. Kreutzers Nachfolger nannte er „musikalische Schmeißer“.

\* Karoline Unger, geb. 1800, Schülerin Ronconis, war von 1828–1839 Primadonna in Wien, Rom, Genua und Neapel. Lenau lernte sie in Wien kennen. 1840 betrat sie den französischen Sabatier; sie starb 1877 in ihrer Villa bei Gien.

ihm die Variationen, bisweilen sogar sehr gut; in dem letzten feurigen Satz ging freilich seine Phantasie in der Regel mit der Geige durch, er hörte gar nicht mehr auf den Klavierspieler, und hielt endlich, wenn ihm die Stim voll hellen Schweifstropfen stand, erschöpft inne. Seinen Fehler sah er wohl ein, war aber nicht zu dänigen, wenn er ins Feuer kam. Am besten führte er die heiligen und oberflächlichsten Ländler aus, überließ bei dieser Musik auch niemals das Tempo, sondern sangte vielmehr zu seinem Spiel in ruhiger Heiterkeit im Zimmer auf und ab." (A. a. D. p. LXVI.) Seine Geige war eine echte Guarnieri, die er für 300 Gulden erstanden hatte; der Gitarre, der er früher ein eigenes Gedicht gewidmet hatte, war er in seinen späteren Lebensjahren ganz entfremdet. Wir wollen an dieser Stelle noch den Bericht eines anderen Musikers mitteilen, Schmid, da er uns ein außerordentlich lebendiges Bild von Lennas Spiel gibt. „Es war an einem frühen Herbstabend, daß ich Lennau vom Kaffeehaus heim begleitete. In sein Zimmer eingetreten, hat er mich, ihm einige ungarische Nationalmelodien vorzuspielen. Stumm lehnte sich Lennau in seinen Stuhl, den gestrichelten Kopf auf die Hand gestützt, und horchte sinuend zu. Ich mochte wohl schon mehrere Lässen und Freisen gespielt haben und wollte eben die Geige aus der Hand legen, als Lennau aufstand, wortlos das Instrument ergriß und zu spielen begann. Ich werde diesen Moment nimmer vergessen. Auf den Stuhl hinstehend, horchte ich den magischen Tönen, die aus dem nächtlichen Dunkel, denn es war mitt. erweile im Zimmer ganz finster geworden, herausklangen, so zauberhaft und dabei so wehmütig und tief ergreifend. Ein prophetischer Geist war über den Spieler gekommen und belebte seinen Bogen. Sein eigenes Loos und das Schicksal seines Volks malte er in Tönen. Es war ein Bild, das die Seele mit unwiderstehlicher Gewalt faßte, und das Herz mit schmerzlicher Nührung erfüllte. In jedem Ton lag der Ausdruck des Schmerzes, der bald in den wehmütigen Klängen des Lässen wie im stillen Jammer fortweinte, bald wieder im raschen Freisen wild aufschrie. Ich weiß nicht, wie lange Lennau gespielt, plötzlich aber verstummten die Klänge, eine Totenstille trat darauf ein. — — — Es war mir, als hätte Lennau die ganze Wucht des Schmerzes, die auf seiner Seele lastete, in seinen Tönen auf die meine gewälzt." (A. a. D. p. LXXII.)

Der ungarischen Volksweisen, welche Lennau schon früh in seiner Heimat kennen lernte, hat er in manchem seiner Gedichte gedacht; so in den „drei Zigeunern“, in der „Hedelschenke“, wo er sagt:

„Das Lied frohlockt und es klagt  
Schweremütig süßne Weisen.“

Das Wilde und Regellose der Form, die in den ungarischen Nationalmelodien zumeist dem Ausdruck wehmütiger Trauer und herben Schmerzes dient, paßte so recht zu Lennaus Charakter, der bei allem Wild-Gauffischen von einer tief elegischen Grundstimmung beherrscht war.

Ein besonders Interesse bieten die mannigfachen Äußerungen Lennaus über Beethoven, die uns gerade aus den letzten Lebensjahren reichlich erhalten sind. Wir erwähnten schon oben, wie sehr Lennau Beethoven schätzte. Wie tief er den Geist der Beethovenschen Musik erfasst hatte und wie lebhaft er nachsüßte, was Beethoven in Tönen aussprach, beweisen folgende Strophen des Gedichtes „Beethovens Büste“:

„Ha! ich fand des Mannes Büste,  
Den ich höchst als Meister ehre  
Nebst dem schroffen Urgebirge  
Und dem grenzenlosen Meere.  
Kämpfen lern' ich ohne Gassen,  
Stehend lieben und entsagen,  
Und des Todes Donnenschauer,  
Wenn Beethovens Lieder klagen.  
Wenn sie jubeln, Leben schmetternd,  
Daß die tiefsten Gräber klüften,  
Und ein dionysisch Tummeln  
Rauschet über allen Grüssen.  
Horch! noch leiser dem Naturgeist  
Abgelassene Lieder find es,  
Die er küßte in das erste  
Träumen eines schönen Kindes;  
Die er spielt auf Mondstrahlsteinen,  
Ob dem Abgrund ausgepaukten,  
Deren Rhythmen in der Erdnacht  
Ertönen zu Kristallenanten,  
Und nach deren Raubertakten  
Nose läßt die Kniee springen,  
Kranich aus des Herbstes Wehmuth  
Lüftet seine Wanderschwingen. —

Ach Coriolan!\* vorüber  
Ist das Klingen, wilde Hochen,  
Möglich sind's die letzten Töne,  
Dampf verhallend und gebrochen.  
Wie der Held im schönen Frevel  
Ueberstürmt alle Schranken,  
Dann — der tragisch Liebeswunde  
Stehn geliebten in Gedanken.  
Horch! im Zweifelspalte dieser Töne  
Klingt der Zeiten Wetterdiesse,  
Jeho rauschen die Verführung  
Nach der Menschheit Kampf und Leide.  
In der Symphonien Rauschen,  
Heiligen Gewittergüssen,  
Seh' ich Zeus auf Wolken nah und  
Christi blut'ge Stirne fließen;  
Hört das Herz die große Liebe  
Alles in die Arme schließen,  
Mit der alten Welt die neue  
In die ewige gerstehen. —

Und in einem Gedichte, in dem er den Tod einer „jung, edlen Freundin und tüchtigen Beethovenspielerin“ besingt, deren Namen nicht bekannt ist, sagt er:

„Ich schau' wie dich der große Geist umraunt,  
Den sie Beethoven nannten dich,  
Wie deine zarte Bildung schwanket  
Im Sturme seiner Melodie;  
Der Geist, dem seliges Verderben  
Das Erdenleben sich entläßt,  
In dessen Lieb viel süßes Sterben  
Und Harmonie des Todes rauscht.  
Sein Herz, von Schmachtsqual zerklüftet,  
Zieht dich hinab in seinen Brand,  
Und deine trauende Seele küßt  
Der Erdenhülle leichtes Band.  
Mir ist das Scherz so nicht verkungen,  
Wo nach Adagios wildem Schrei  
Der heiße Schmerz sich mitgerungen,  
Zu träumerischer Ländelei:  
So spielt der Jüngling an der Bahre  
Der Braut, wenn schon das Herz ihm bricht,  
Noch ständelnd mit dem Lockenhaare,  
Und starrend in ihr tot Gesicht. —

Die Werke aus Beethovens dritter „regelloser“ — wie man sie zu nennen pflegt — Periode fanden bei Lennau volles Verständnis und geradezu begeisterte Aufnahme. Von den letzten Quartetten sagte er einmal: „Neulich habe ich einige von den sogenannten „verrückten“ Quartetten Beethovens gehört. Das eine nennen lahme Philister gar „Teufelsquartett“. Wenn das der Teufel gemacht, so bin ich sein auf ewig. Es hat Stellen, bei denen mir fast das Herz gesprungen wäre.“

Kennen Sie nicht jene falsche Verzweiflung, in die uns Beethoven reißt? Mit jedem solchen Tonstück geht mir ein Stück Leben davon. Ich fühl' es ganz deutlich. D, es ist ein süßliches Gefühl, wenn einem so das Leben verfliehet!“

Ueber die neunte Symphonie äußerte er sich in folgenden Worten: „Ich habe, was mich sehr freute, gleich bei der ersten Probe der neunten Symphonie von Beethoven jeden Gedanken lassen und verfolgen können. Es sind lauter ewige Gedanken, ewige Formen, in denen er sich bewegt. Die Aufführung — das war vielleicht die größte, die schönste Stunde meines Lebens. Diese neunte Symphonie ist das Größte vielleicht, was in der Musik vorhanden. Sie fand in Wien geteilten Beifall. So sagte mir nach der Aufführung Grillparzer, der sehr musikalisch ist, selbst ein Instrument recht schön spielt: „Es ist sonderbares Zeug!“ Was das Verstehen Beethovens so erschwert, ist, daß man zu große Massen umfassen muß, um seinen Ideen zu folgen. Sie haben so große Umrisse und nicht alle Menschen können so viel aufnehmen — im Spektakel ihrer Phantasie.“ (A. a. D. I, 346.) Man wird erstaunt sein, bei Lennau eine so verständige, zutreffende Beurteilung von Beethovens IX. Symphonie, der letzten Symphonie, wie sie R. Wagner zu nennen pflegte, zu finden. Lennau ist mit seinem Urteil über Beethoven seiner Zeit weit vorausgeeilt; denn die „Philister“, denen Beethovens letzte Sonaten, Quartette und Symphonien, in welchen der große Meister die tiefsten Gedanken, wenn auch zum Teil in neuen, noch wenig gekannten Formen ausgesprochen hatte, als „Teufelswerk“ erschienen, waren zu Lennaus Zeiten in der Mehrzahl denen gegenüber, welche den hohen musikalischen Wert auch dieser Werke zu schätzen wußten.

\* Bezieht sich auf Beethovens Coriolan-Quartette op. 62.

Erst in unsern Tagen ist eine allseitige gerechte Würdigung dieser herrlichen Schöpfungen auf Grund einbringenden Verständnisses vorbehalten geblieben. —

Die ausgesprochenen, schier unbegrenzte Vorliebe, welche Lennau für Beethoven hatte, bewachte ihm nicht immer die nötige Objektivität anderen Komponisten gegenüber. Von Mozart sagte Lennau: „Mir ist Mozarts „Figaro“ lieber als Mozarts „Requiem“. Für die andere Musik taugt er nicht; es ist auch in diesem „Requiem“ keine Veröhnung, sondern alle Schreden des Gerichts. Mozart ist viel zu lustig zu einem Requiem und deshalb hat er darin solche Gesichter schneiden müssen.“ Lennau hatte Schubert anfangs sehr hochgeschätzt und hatte seinen Ruhm nach Schwaben getragen, wo Schubert noch wenig bekannt war; ja er schätzte einmal seinem Freunde Frankl gegenüber: „Wie Alexander klagte, daß er keinen Homer habe, so schmerzt es mich, daß Schubert vor dem Erscheinen meiner Gedichte gestorben ist.“ Später aber sagte er: „Ich entfremde mich immer mehr von Schubert. Nicht — daß dieser keinen Eindruck auf mich machte; er erregt sehr, aber Dissonanzen, die er nicht harmonisch auflöst; er ist zu warmblütig, er wühlt zu viel auf, es ist eine sentimentale Verliebtheit in ihm; in Beethoven dagegen alles, Liebe und Schmerz, idealisiert.“

In Wendelssohns ist Lennau mehrfach in persönliche Beziehungen getreten; seiner Musik konnte er anfangs keinen rechten Geschmack abgewinnen.\* Nur langsam lernte er sie würdigen; zuletzt versprach er Wendelssohn sogar einen Oratorientext, mit dessen Ausarbeitung er sich lange beschäftigt hat. Zuerst gedachte er die gefallenen Engel in den Mittelpunkt der Handlung zu stellen; er versprach sich von dem Studium der Gnostiker manchen fruchtbaren Gedanken für diesen Plan. Später wollte er die Geschichte des Judas Ischariot dramatisieren; endlich ging er von dem Vorhaben, einen Oratorientext zu schreiben, ganz ab. Er sagt: „Vielleicht ist die Zeit der Oratorien überhaupt vorbei, vorbei die Zeit, wo die Kunst unmittelbar und direkt sich zum Himmel aufschwang. Wir müssen vielleicht erst durch die Leidenschaft hindurchgetrieben und von Affekten verunndet werden, ehe wir um einen Balsam beim Himmel anfragen. Diesen Weg führt uns Beethoven, in welchem wir das Höchste in der neueren Kunst zu verehren haben, wie ich meine.“\*\*

Unter den Gedichten Lennaus befindet sich eines, Herd, Hüller gewidmet, das Lennau wegen der Komposition seiner „drei Zigeuner“ schätzen gelernt hatte. Es lautet:

Wenn seine Sonne hat das Licht,  
Aus der ein Meer von Strahlen bricht,  
Wo ist die Sonne für den Klang,  
Ein Meer ausströmend von Gesang?

Dies Gedicht, das Lennau am 20. Juli 1844, von Hüllers Klavierstück begeistert, in dessen Album schrieb, ist eine der letzten poetischen Äußerungen Lennaus. Mehr und mehr unmaßte sich sein Geist und nur in seltenen lichten Augenblicken vermochte er sich noch zu geistiger Thätigkeit aufzurufen. Daß Lennau in diesen Tagen des Traumlens von der Musik das Heil erwartete, das er von der ärztlichen Kunst vergebens erhoffte, haben wir schon oben erwähnt. Er mußte eifrig und äußerte sich öfters seinen Freunden, so auch Dr. Schelling, dem Bruder des Philosophen, gegenüber, welch heilsame Wirkung die Musik, namentlich das Violinspiel, auf ihn ausübe. Ja, er machte sich sogar daran, in einem Aufsatze, der für die „Augsburger Allg. Ztg.“ bestimmt war, den wohlthunenden Einfluß der Musik auf seine Krankheit auseinander zu legen. Während sind auch die Worte, die er einmal in den Tagen des Irrens zu seinem Freunde Wiser sprach: „Ja, die Ärzte, sie haben lang an mir herumfariert. Da hab' ich doch meine Violine angefaßt und bin davon gelund geworden.“

Am 22. August 1850 starb Lennau.

Es gewährt einen eigenartigen Reiz, zu beobachten, wie die Musik den unglücklichen Dichter durch sein Leben hindurch als lieblich tröstende Freundin begleitet hat.

Fröhliche Weisen singend, lustige Lieder pfeifend, „wie eine Nachtigall“, zog der junge Dichter ins Leben hinaus; in schweremütigen, wild erregenden Tönen klagte er am Abende seines Lebens all das Leid aus,

\* Ueber Wendelssohns Paulus urteilte er: „M. Paulus ist schön, aber es ist zu wenig Feuer und Kraft darin, er ist kein Paulus.“ — 1855 vermochte er einer Aufführung des Paulus nicht bis zu Ende beizuwohnen.

\*\* Daß Wendelssohn eine Reihe der Lennauschen Lieder komponiert hat, dürfte bekannt sein, z. B. Herbsttage, Primula veris u. a. m.

das ihm in fast allzu reicher Fülle zugemessen war. Denn durfte sich glückselig schägen, daß sich ihm das Verständnis der Beethovenischen Kunst voll erschlossen hatte. Zwei verwandte Geister berührten sich hier: was Beethoven in den Zeiten entfangensvoller Einigkeit geschaffen hatte, das fand einen begeisterten Widerhall im Herzen des Mannes, den das Schicksal von den Bahnen abgedrängt hatte, in denen sonst der Mensch leben zu wandeln pflegt, der in den Offenbarungen des Beethovenischen Genies den vollkommenen Ausdruck, das vollendete Bildwerple dessen erblickte, was er in sich, in einem schmerzgedrängten Gemüte, erlebte, nur selten „himmelhoch jauchzend“, meist „zum Tode betrübt“.



## Verdi „Othello“ in Frankfurt a. M.

Auch auf dem Gebiete der Kunst gilt das Gesetz der Wechselwirkungen. Deutsche, Franzosen und Italiener, sie alle besitzen eine stark ausgeprägte nationale Eigenart, die sich bis zu einem gewissen Punkte in uneingeschränkter Selbstständigkeit künstlerisch entwickelte, dann aber fremden Einflüssen zugänglich wurde und durch den Austausch der aus eigener Kraft gewonnenen künstlerischen Errungenschaften die Formen der Schönheit erweiterte und die Schönheit selbst zu einem Gemeingute in der nationalen Natur gestalten half. Länger als ein Jahrhundert galt Italien als das Heimatland der Musik; von seinen fernsten Gestaden nahm jedwede Kunst ihren Ausgang und wenn der deutsche Maler, Bildhauer oder Musiker den Quellen der Schönheit zu strebte, so suchte und fand er dieselben unter italienischem Himmel. Das ist heute anders geworden auf allen Gebieten der Kunst, insbesondere auf dem der Musik: das Gesetz der Wechselwirkungen tritt in seine Rechte. Die allgemeine Strömung, die eben den Sünden flutete und den deutschen Musiker über die Alpen trug, hat eine umgekehrte Richtung eingeschlagen; der Zug nach dem Süden ist in einen Zug nach dem Norden gewandelt. Und so mächtig ist der Einfluß, den die deutsche Musik auf die Kunstströmungen der Gegenwart ausübt, daß sie selbst einen Meister, der seine glänzendsten Erfolge im Dienste der weltlichen Muse gefunden, der deutschen Kunst in die Arme führt. Kein geringerer als der hervorragendste Vertreter des modernen italienischen Opernstils, Giuseppe Verdi, hat diesen künstlerischen Entwicklungsgang zurückgelegt und wir begleiten ihn vor wenigen Tagen an das Genußziel seines Strebens, zum letzten und einhelligsten Werke des großen Meisters: zu seinem „Othello“, der im Frankfurter Opernhaus seine erste Aufführung für Mitteldeutschland erlebte.

Der Weg von Italien nach Deutschland ist nicht weit, aber für Verdi bedeutet er ein ganzes Künstlerleben. Und das ist es, was uns gerade dieser Oper mit einem Gefühl der Ehrfurcht begegnen läßt, der Sänger des „Trovatore“ und der „Traviata“ spricht im „Othello“ sein letztes Wort; er spricht es mit besonderem Nachdruck und mit einer dramatischen Accentuierung, wie wir sie aus keinem Munde noch nicht vernommen haben. Wir laufen ihm daher mit gesteigertem Interesse, um nachher der Frage gegenüber zu stehen, ob dieses letzte Wort auch sein letztes gewesen. Man wird diese Frage keineswegs mit einem unbedingten Ja beantworten können. Beim jungen Verdi dominiert das Gefühl, beim alten Verdi der Verstand. Damit ist in wenigen Worten der Gegensatz zwischen dem „Othello“ und den früheren Schöpfungen des Meisters gekennzeichnet. Aber trotz alledem ist die Oper ein Werk von höchster künstlerischer Bedeutung, weniger durch ihren inneren Wert, wie als Abschluss eines kompositorischen Schaffens, das sich an der Hand einer leicht gestalteten melodischen Erfindung durch die abgelebten Formen des italienischen Opernstils zu den Idealen der musikalisch-dramatischen Kunst hindurchgerungen. Man könnte „Othello“ das Schulbekenntnis eines verfehlten Lebens nennen, wenn die Verfindigungen des jungen Verdi gegen die Forderungen eines streng-dramatischen Stiles nicht durch ebenbürtige Schönheiten melodischer Art längt entfielen wären. Der Verdi von ebendort opferte die Wahrheit der Schönheit des Ausdruckes, der Verdi von heute sucht beides

miteinander zu vereinigen, und wo ihm dies nicht gelingen will, schlägt er sich auf die Seite der Wahrheit.

Damit bekennet er sich frank und frei als Anhänger jener großen Fortschrittsbewegung, welche durch Richard Wagner ins Leben gerufen wurde und in den Formen seines Musikdramas ihren vollendeten künstlerischen Ausdruck gefunden hat. Was aber bei Wagner als logische Folge des Entwicklungsganges der deutschen Oper erscheint, steht bei Verdi unter dem Einflusse eines künstlerischen Zwanges, welcher dem Ausdruck des angeborenen Empfindens Fesseln anlegt und durch die Gewaltmittel einer reflektierenden Kunst der italienischen Oper neue Bahnen zu weisen sucht. Schon in „Aida“ hatte der Meister dem Stile der alten italienischen Oper den Rücken gekehrt, aber er nimmt dort doch noch einen ganz anderen Standpunkt ein, als er ihn heute im „Othello“ bekennt. In „Aida“ verliert er sich in den Formen einer orientalistischen Musik und bringt so durch das nationale Kolorit die Oper in Gegensatz zu den früheren Hervorbringungen seines Schaffens. Anders im „Othello“, der Stoff fordert kein Verleugern der bisher von ihm befolgten Kunstprinzipien; ein Landsmann und älterer Kunstgenosse, Rossini, hat denselben bereits vor Jahren genau nach den Regeln des italienischen Dramas bearbeitet und der mit Koloraturen und Trüben in den Tod gehenden Desdemona mitleidenswürdigsten Beifall gesichert, wie heute Verdi seiner dem Formen des musikalischen Dramas anhaften. Es ist also lediglich die veränderte Anschauungsweise über die Forderungen der Oper, welche den Kompositionen des „Othello“ zu seiner ganzen künstlerischen Vergangenheit in Widerspruch treten und die bisher begangenen Schaffenspfade verlassen läßt. „Othello“ ist demnach nicht das Produkt eines langsam in ununterbrochener Entwicklung herangereiften Talents, sondern das Resultat eines Denkprozesses, der im Gegensatz zu den Schönheitsformen der italienischen Oper in den Wahrheitsformen des deutschen Musikdramas die künstlerischen Ideale gefunden. Diese auf kritischem Wege gewonnene Erkenntnis läßt die Schaffenskraft des italienischen Meisters, drängt die nach Ausdruck ringende melodische Erfindung zurück und zwingt in der scharfen Betonung des charakterisierenden Elements der Künstler zu einer musikalischen Gestaltung, in der er uns bei aller technischer Meisterschaft doch ewig fremd bleiben wird. Die Schatten der Metaphor haben die Unmittelbarkeit des Empfindens verneigt und damit dem Werke jene ursprünglichen Reize genommen, welche die älteren Opern Verdis in so hohem Grade auszeichneten. Wir wollen den Banalitäten des Stiles, wie sie uns dort entgegen traten, gewiß nicht das Wort reden, aber neben ihnen fröhnte in breiter Melodie eine Sprache der Leidenschaft, deren zündende Kraft wir im „Othello“ vergeblich suchen. Der Komposition des „Othello“ arbeitet in einer Zwangslage, in welche er durch seine kunsthilosophischen Studien getrieben worden; er ist nicht nur älter, sondern auch ernster, gründlicher, gediegener geworden — die Naivität, die warme Empfindung der Jugend aber ist ihm verloren gegangen.

Das erklärt die merkwürdige Zurückhaltung, mit welcher man aufzutreten, auch bei der Premiere im Frankfurter Opernhaus, der Novität begegnet. Das Werk besitzt eine ganze Reihe musikalischer Schönheiten ersten Ranges, es ist dramatisch konzentriert und genügt den Vorzug eines vorzüglichen Librettos — doch der zündende Funke, der Begeisterung weckend ins Publikum überspringt, ist ihm nur an vereinzelten Stellen gegeben. Ein Meisterwerk musikalischer Stimmungsmalerei bietet der erste Akt; die denselben einleitende Sturmscene gehört zu dem charakteristischsten, was die moderne Oper aufzuweisen hat, das Orchester malt mit den Farben eines potenden Realismus, während ein dramatisch bewegtes Ensemble die Handlung einleitet. Wir befinden uns an der Küste von Cypern. Mitternacht, Donner rollen, ein heftiger Sturm peitscht die Wogen des Meeres, die Brandung grollt, die entsehten Cyprioten erheben die Hüfte des Himmels gegen das Wüten der Elemente — eine Introduction von prächtiger Wirkung. Da der Librettodichter die in Venedig spielende Scene des Schafespeers Originals nicht in das Textbuch aufgenommen, treten wir sofort auf dem Schauplatz der Tragödie in medias res. Othello erscheint, im iten des Sturmes hat er das Ufer erreicht. Der sich anschließende, reizend instrumentierte Streichchor, das Trinität Jago und das den Akt beischließende Duett zwischen Othello und Desdemona bezeichnen die schönsten Nummern des ersten Aufzuges.

Ganz wundervoll ist der von einer innigen Kantilene der Celli eingeleitete Zweigeleise zwischen Othello und Desdemona, der in einzelnen Partien — wir erinnern an Othello: „Du liebst mich um meiner Abenteuer“ u. i. w. und sein späteres „Stille mich wieder!“ — den früheren Verbi mit seiner ganzen vom sinnlicher Blut durchzitterten Wärme des Ausdruckes zum Worte gelangen läßt.

Der zweite Akt bietet mit seinen die Leidenschaft-lich-Intigru exponierenden Szenen der musikalischen Behandlung einen großen Stoff, der durch die Einschaltung eines lyrischen Intermezzos in Gestalt einer Huldigungsscene vor Desdemona den Formen der Oper zugänglicher gemacht ist. Neben diesen, wenn auch melodisch nicht bedeutenden, aber doch recht anmutigen und durch die Instrumentation national gefärbten Tonlagen spielt der Akt in dem „Crebo“ Jago, einem charakteristisch gestalteten pessimistischen Glaubensbekenntnis, sowie der rhythmisch eigenartig wirkenden Erzählung Jago von Cassios Traum. Der sich anschließende und den Akt zu Ende führende Mutterschmerz der Wahren malt mit den Farben der Leidenschaft als fresco — eine jeder einen breiten Boden einnehmenden Stellen der Partitur, welche die reine Schönheit dem charakteristischen Ausdruck zum Opfer bringt. Den dritten Akt eröffnet ein Duett voll zu Herzen gehender Melodie zwischen Othello und Desdemona, welchem sich ein scharf accentuierter, kräftiger Monolog Othellos anschließt. Die musikalisch wiederum schwer zu behandelnde Schlußszene leitet dann zu dem in großem Stile gehaltenen Finale über: der Ansturm der venezianischen Gefandten und der schimpflichen Verleumdung Desdemonas durch den Mohren. Das letztere schließt mit seiner wirkungsvollen Verwendung der Massen und seinem breiten, mächtig ausfallenden musikalischen Aufbau den Glanznummern der Oper.

Mit dem vierten Akte treten wir vor die Partie der Partitur. Verden bedeuten Thänen — und wie der Schmerz verhaltener Thänen klingt es uns aus dem wunderbaren Vorbilde des Aktes entgegen, welcher das Martyrium Desdemonas in sich schließt. Hier hat Verdi für das rührende Gescheh der schönen Dulderin Töne gefunden, wie er sie ergreifender selbst in den Jahren seines fruchtigen Schaffens nicht befehlen; in dem Lied: „O Weide, grüne Weide!“ liegt der Ausdruck eines tiefen, herzerkitternden Wehs; bangt fönt er aus, wie Ahnung des kommenden Verhängnisses, um sich in dem einfachen, plamodierend gehaltenen „Ave Maria“, dem Gebete zur Himmelskönigin, in sanfte Resignation aufzulösen. Das Auftreten des zum Morde entschlossenen Mohren ist wiederum von jenen instrumentalen Tonfiguren begleitet, welche den Stimmungsgehalt der Scene so trefflich wieder zu geben wissen und an welchen die Partitur der Oper so reich ist. Dann folgt im Geschwindigkeits der vom furchtlichsten Grauen gegebene Tragödie die erschütternde Morbience, welche die Musik in keiner Weise durch den beschönigenden Zauber der Töne zu mildern sucht, sondern in ihrem ganzen brutalen Realismus vor uns hinreißt. Nur noch einmal schwingt sie sich auf zu dem Ausdruck eines edleren Empfindens: als Othello schilt über die schlummernde Desdemona zum Kusse beugt und aus dem Orchester die Reminiscenz an jenes Begegnende und verheißungsvolle „Stille mich wieder!“ aus dem Liebesduette des ersten Aktes in eindringlicher Melodie emporsteigt. Und diese melodische Phrase ist es denn auch, welche, nachdem das Furchtbare geschehen, noch einmal von den Stimmen des Orchesters getragen, zu uns herüber klingt, sich verklärend über die Scene breitet und die erschütternde Tragödie der Leidenschaft mit einem Worte der Liebe zum Abschlusse bringt. Ein feiner Zug, mit welchem der Komponist dem im Grauen erstarrten Dichter zu Hilfe kommt.

Wir haben das von Max Kalbe überlegte Textbuch bereits als eine vorzügliche Arbeit bezeichnet. Arrigo Boito hat sich mit Hingewandlung des ersten Aktes streng an das Schafespeers Original gehalten und in der Gestaltung der Szenen sich an den Formen der älteren Oper vollständig emancipiert. Die geschlossenen Musikstücke fehlen oder treten nur vereinzelt auf; die Handlung bleibt in fortgesetzter Entwicklung und fordert vom Komponisten einen Gesangstil, der in dem bekannatorischen Arioso der Wagnerischen Oper sein Vorbild gefunden hat. Und hier ist der Berührungspunkt zwischen Verdi und Wagner. Von den sonstigen Forderungen des Wagnerischen Stiles, namentlich den Leitmotiven, hat der Komponist des „Othello“ nichts angenommen, wie müßten denn die durch die Entwicklung der modernen musikalischen Technik bedingten instrumentalen Klangkombinationen, die rhythmischen und harmonischen

Verchiebungen, den häufigen Wechsel der Tonarten u. s. w. als spezifische Wagnerische Eigenschaften betrachtet, so erscheint denn die letzte Verdische Oper als eine Schöpfung hoch bedeutender Art; bedeutend nach Seiten des Inhaltes wie der Form, am bedeutendsten aber als Abschluß eines Schöpfens, das sich von den abgeforderten Formen der weltlichen Oper auf den Boden deutscher Kunst gerettet und hier am Spätabende eines arbeitsreichen Lebens die künstlerischen Ideale gefunden. Mit den glänzenden Gaben, die ihm früher gegeben, mit der vollen Individualität und Frische der Empfindung, hat Verdi freilich diesen Idealen als Dreißigjähriger nicht mehr zu huldigen vermocht — aber vielleicht bewährt sich auch hier das Wort des Dichters:

„Was glänzt, ist für den Augenblick geboren,  
Das Echte bleibt der Nachwelt unverloren.“  
Die Zukunft hat das Wort. Sie wird ein unbefangener Richter sein, als die Gegenwart. — —

Es erübrigt noch, mit einigen Worten der Darstellung zu gedenken. Dieselbe gestaltete sich unter der Leitung von Kapellmeister Dessoff zu einer fein abgeordneten, durchweg abgemessenen. Von den Einzeldarstellern verdient der Jago des Herrn Heine in erster Linie genannt zu werden; eine geradezu vollendete Leistung, welche die reiche dramatische Gestaltungskraft dieses Künstlers in die vortrefflichste Beleuchtung treten ließ. Neben ihm rangiert Fräulein Jäger, in dem dieselbe den poetischen Stimmungsgehalt der Desdemona-Partie aufs glücklichste zur Geltung brachte. Weit weniger auf der Höhe der Situation stand Herr de la Grac als Othello, obgleich auch ihm für die Hingabe, mit welcher er sich der Bewältigung der überaus schwierigen Partie widmete, unsere Anerkennung nicht vorenthalten sei. Der Sänger konnte befriedigen, da Grac besitzt ein prächtiges Material — aber der Schauspieler blieb uns noch manches schuldig. Dem Darsteller dieser Partie ist freilich schier übermenschliches zugemutet und so dürfte ein idealer Othello wohl nur unter den günstigsten Verhältnissen zu finden sein.

Mag von H. Stotow.



## Blondel.

Von Emil Mario Vacano.

Es gibt wohl unter den Minnesängern (deren Lebenslauf fast der romantischen Sagenwelt oder der Legende angehören scheint) keinen, der so sympathisch und schlicht uns annimmt, wie Blondel, der getrene Kronbadour des wilden, edelherzigen Königs Richard Löwenherz. Wenn uns der deutsche Luthner durch Wagner erst so recht aus dem Venusberge der Vergessenheit erschlossen wurde, Heinrich von Ofterdingen (eigentlich von Ofterding in Oesterreich) durch Novalis' prophetisch-heiligen Roman, der französische bel fringaire durch die Geschichten der romantischen Neu-Litteratur, so ist uns auch Blondel wohl erst wieder erweckt worden, im eigentlichen Sinne durch die liebliche Oper Grétry's. Wie rührend ist da die Scene, wo Blondel unter dem Gitterfenster des gefangenen Königs sitzend, das süße, schwermüthige Lied singt:

O Richard, ô mon roi,  
L'univers t'abandonne  
Sur la terre il n'y a que moi,  
Qui s'intéresse à ta personne . . .

Unsere Großeltern hatten dieses Lied in ihr Herz geschlossen, die Royalisten fangen es in den Tagen, wo noch Hoffnung war, Ludwig XVI. zu retten, und gar manche stimmten es auf dem Wege zur Guillotine an, wie ein mitrallenes Glaubensbekenntnis der Sache, für die sie starben; und vielleicht kamte der arme Märtyrer für die Sünden seines Vorgängers keinen ichöneren Trost, als wenn er diese Melodie von irgend einem Dachfenster herüberhören hörte, als Geuß der Liebe und Treue. Und zur Napoleonzeit erkante es in Deutschland auf jedem Spinnet, zur Guiltarre, zur Harfe — gesungen von den starken Frauen ihrer Königin Luise, oder von Studenten und Soldaten — denn damals war alles Student oder Soldat. Das brachte auch uns Deutschen die Gestalt Blondels nah. Aber es war eine nebelhafte, verpoetisirte Gestalt,

und der historische Blondel wurde darüber fast vergessen.

Der, welcher diese Zeilen schreibt, hatte — selber ein alter Fährer und Wanderrührer — von jeher sein eigenartiges Interesse an Blondel, seinem Kollegen aus uralter Zeit.

So klar stand von Jugend an dessen Bild vor meiner Seele, wie uns ein altes Miniaturbild anschauen kann aus einem auf Pergament geschriebenen Manuskripte. Hinter ihm reicher Goldgrund. Er selber in langem, mit weichen Pelzwert verbrämten Talare, unter dem in spize Tuschhüte gehüllte Füße hervorragten. Auf dem jugendlichen, lächelnden Haupte trägt er ein Barett, von welchem ihm eine hellseidene Draperie anmutig über die Schultern niederhängt. In der einen Hand hält er die Harfe, die andere trägt in zierlich gezeichneten Fingern eine Blume, die Blüte der Treue.

So grüßte er mich in Träumen, und nickte mich an, als wollte er sagen: „Du suchst mein eigentliches Wesen finden? Frage die Steine, und sie werden dir antworten, und frage die Fußspuren der Wege, auf denen ich gewandert; und suche an heißen Sommernachmittagen in den blauschattigen Kammern der Klosterbüchereien nach jählich geschriebenen oder wunderlich gedruckten, maulbeerenartigen Büchern, und du wirst erfahren, was du wissen möchtest vom treuen Sängler!“

Und so behielt ich auf meinen Wanderwegen stets den Sängler der Treue und der Freundschaft im Herzen, und wo ich Spuren fand von ihm oder seinem königlichen Freunde, da verweilte ich und sann über denselben; an windlauten Herbsttagen, wo die bürren Plätter auf den Gartenwegen raschelten und das Schmelzwasser mein Herz ergaß, da sprachen sie am deutlichsten zu mir.

In den Hallen der alten, alten Abtei von Fontevrault im schönen Frankreich, da sah ich das verwitterte Steinbildnis vom Grabsteine des Königs, die fausten Farben noch sichtbar auf den Falten und Formen der versteinerten Figur ohne Hand, die Füße defekt, die Krone zerbrochen. Aber männliche Schönheit und eine königliche Majestät lebte noch über der Gestalt dessen, den ein Tafelchen an der Wand also bezeichnete: „Hic jacet cor Ricardi regis Angliae, cor leonis vocati.“ Dann fand ich an einem sonnigen Sommernachmittage, wo die Fliegen durch die Höfe summten und die Blumen in der Gartenschwille träumten, in einer blauschattigen Klosterbücherei ein wunzertreffliches Leberwurstbüchlein, und auf dem wunderlich gedruckten Titelblatt stand: „La Tour ténébreuse et les Tours lumineuses.“ Chronique, composée par Richard, surnommé Cœur de Lion, roy d'Angleterre. A Amsterdam. 1708.“ Darinnen fand sich neben der Erzählung von Richards Gefangenschaft „dans un château près de Lints“ auch noch manches Lied Blondels und des Königs mit altmodischen Noten, und eine Haubergesichte Nicolin Nicodon, die der König erkunden haben soll; und außerdem ersch man aus dem Inhalte deutlich, daß es zweierlei Blondel am Hofe Richards gegeben habe. Der eine, Blondel oder Blondiau de Nesles, war Ritter, Kofcher und Freund des Königs, der andere Blondel war nur ein Musikant — ein Spielmann; zu entscheiden, welcher von den beiden der Blondel der Legende sei, oder ob in dieser Figur diese beiden Blondels: Der Künstlerling und der Spielmann ineinander flossen, das zu entscheiden dürfte heutzutage wohl schwer sein, wäre aber, wie ich meine, keine undankbare Aufgabe für einen Gelehrten.

Endlich existiert auch noch eine Folge von uralten Manuskriptblättern, welche zumeist die Minnelieder des Königs und des Spielmanns enthält, und deren Titel lautet: „Chronique et fabliaux de la composition de Richard Roy d'Angleterre, recueillis tout de nouvel en l'an 1308, et conjoints ensemblement par le labour de Tehan de Sores.“

Endlich an einem regengrüßtem Herbsttage, als ich die grünen Weingelände der Donauufer durchwanderte, weilte ich auch in der ungeheuren Trümmerburg Dürrenstein bei Weiskirchen, Rostlag gegenüber — in dieser Ruine alter Mäuren mit ihren Thürmen, Kerkern, Gängen, Gemälden, Kapellen, engen Gäßchen im Innern des Burgfriedens und Ringmauern, die fast bis zum Ufer herabreichen. Und auf einem Steine unter dem Verbleibsturm (den die Tradition als Richards Kerkter bezeichnet), vielleicht auf demselben, von dem Jung-Blondel sein Lied himan sandte zum Gitterfenster, hinter dem sein königlicher Herr schmachtete, da habe ich zusammengefügt in meinen Gedanken, was ich zerstreut gefunden vom Leben und Streben Blondels des Spielmanns.

Im Schloß zu Nesles, in der Provence, da lebte ein zupferleinhäuteter Rittersmann, der von seiner ersten Frau ein kleines Wiegenschindeln übernommen hatte, und weil das Schindeln so schön häßlich hatte wie gepoennenes Gold, so ward es von allen nur Mondiau genannt oder Blondel. Das Schindeln brauchte aber eine Pflege, und so entschloß sich Sire Hains (so hieß der alte Herr von Nesles) zum zweitenmal so freien. Traf aber wie alle älteren Männer pflegen, eine schlechte Wahl, denn er heiratete seine bisherige Wittkasterin, Dame Annetie, die bislang ein gar süßes Grinsen für alle Welt, heimliche gute Wißen für das Gesinde und Zerkersplätschen für das Knäblein gehabt hatte. Sobald sie aber mit dem alten Ritter Hains zusammengegeben worden war in der Schloßkapelle durch den alten Schloßprießer und Schreiber Gualterius, ei, wie war da gleich ihr Wesen verwandelt, und aus dem süßen Grinsen wurde eine feindliche Frase, aus dem heimlichen Grinsen für die Knechte schmale Gemüthsstöße und verschmüßelt Brot, und für den kleinen Blondel gab es statt Zerkersplätschen nur Kopfnüsse und eine Aute, die stets gedämschig blieb, da sie über Nacht stets in Essig und Salzwaßer lag.

Wohl sah jetzt Ritter Hains ein, daß er ein Giel gewesen, aber diese Erkenntnis kommt dem Menschen immer erst, sobald er den Sack auf dem Rücken hat; und er durfte nicht mucken, da Dame Annetie ihm wohlweislich die hüßelbedernen Büchlein wegggenommen und sich selber angezogen, dafür aber dem Ritter den Nachschapel in den Arm gegeben. Und so tröstete sich denn der Alte damit, daß er von früh bis abends bedachte — kriegte freilich nur den fauren Wein, den er sonst den Knechten vergönnt hatte, so jetzt helles Wasser trinken mußten.

Und hätte der kleine Blondel nicht drei Freunde gehabt in der so veränderten Burg seines Vaters, er wäre wohl schon als kleiner Junge elendiglich verkommen. Der eine Beschüßer, das war der alte Knappe Landolin, der lehrte ihn die Knabdrust spannen, den Speer schleudern und im Sattel halten; der zweite war der alte wunderliche Burggeistliche Gualterius, der nahm ihn in sein Turmkammerlein und lehrte ihn lesen in alten Büchern, Buchstaben malen, wohl auch lesen in alten Klumpen und Viebselungen — geistliche und weltliche; der dritte Beschüßer aber war der große Ritter Heinrich, der trug den Ruben willig auf seinem zottigen Rücken im Hofe umher, und wenn Dame Annetie gar zu feind wurde, da wies ihr Heinrich kühnend die Zähne, daß sie schlemmte aus seinem Verdecke mit ihm stürzenden Schlüsselbunde und klappernden Wappensteinen. So ging's, bis Blondelin in die Jahre kam, daß ihm ein Värtlein sproßte unter der Nase und am runden Kinn. Da ward aber der treue Knecht Landolin bei einer Balgerei zu Boden gehaut, daß er nimmer wieder aufstund, Gualterius kam in sein Kloster zurück, da er bröckelt wurde, und den zottigen Heinrich fand man eines Tags verendet an einem Säugelchen, das ihm sicher die alte Annetie gedreht hatte in ihrer Hengstammer. So stand denn Blondelin allein, und mochte es nicht mehr ertragen auf der väterlichen Burg. Und an einem schönen Frühlingstage, wo der Flieder duftete, die Vögel lobjagen und Hirschhörner tönten durch den fernem Forst von Claravall, da setzte sich der Junfer die Schauben aufs Ohr, ergriff seine liebe Laute, wartete, bis alles die Mittagruhe genos, sogar die Pferde im Stall und die Vögelin auf den Firsken, schlich durch das Gartenspförtlein den Berg hinauf, und verschwand im dufenden Tannenwald, wo derselbe am dichtesten war.

Und wanderte, wanderte, wanderte ohne Raft, ohne Ruh, und als die Sonne zu Miste ging, da war's ihm, als liege schon die ganze Welt zwischen ihm und dem Schloße seines Vaters, und als lie er ganz allein auf der weiten Erde.

Im Walde, da kam er an einer Kapelle vorbei, in welcher vor einem Bilde unserer lieben Frauen ein rotes Vampelin glühte. Dort betete er seinen Abendgefen, spielte auch eins auf der Laute, als ein einziges Opfer, das er zu bringen hatte, kauerte sich dann in eine Ecke des kleinen offenen Baues, und dachte nach.

Die Welt lag nun offen vor ihm, was suchte aber der dumme Ruhe da? — Wohl fühlte er's lange schon im Gemüte, aber in Worten hatte er's noch nicht fassen können. Die Weita, seine Amme, hatte ihm oft erzählt von einem Wälmlein, das drei Wälmlein habe: ein goldenes, ein silbernes und ein grünes.

Ich kenn' eine schöne Blume,  
Drei Blättlein stehn um ihr Herz,  
Die Blättlein bringen viel Sonne,  
Die Blättlein bringen viel Schmerz.  
Das Goldene, das ist die Liebe,  
Das Silberne Freundschaften,  
Der Rubin ist grün wie Smaragden,  
Erstarrt sie dir alle drei.

Dies Blümlein nun wollte er suchen, vergan  
bergaß, thalain thalain. Am kostbarsten wohl er  
sah ihm das Blättlein der Liebe mit dem goldrothen  
Schein; und es war ihm, als könne er ganz gut die  
beiden anderen missen, hätt' er sich nur erst das ans  
Herz genehlet.

So dachte er, und empfahl sich dem Schutze der  
lieben Himmelsmutter, und entschlief in seiner Ede  
so ruhig, als läge er warm im weichsten Lotter-  
bettlein.

So wanderte er weiter durchs schöne Franken-  
land, und kimperte und sang vor allen Thüren, und  
die Gaben floßen nicht spärlich dem schmucken Jungen  
mit den hellen Augen und den goldenen Haaren.

Dann kam er in die Normandie, in König Richard  
Corlions Reich.

Ein Lenzttag war's, so frisch wie der Wald, der  
voll junger Blätter hing; und Blondel blühte auf  
durch dieses Blattgeflüster zum Himmel und sah dabei  
einen Jägermann nicht, der mit Pfeil und Bogen  
daherlief auf moosigem Ge. Er ramte an den  
reinen Mann, und der sagte mit einem kräftigen  
Händchen den schlanken Jungen und legte ihm flugs ins  
Gras. So starr nun aber auch der Jäger war,  
der Blondel war feinst und geistreich, und im  
Ausrufen unterließ er dem Schützen, und da lagen  
sie und blühten aufeinander los, daß der Waldboden  
bräunte und raffte sich dann wieder auf und glockte  
einander feuchend an, bereit zu neuem Anlauf. Ver-  
schickte sich aber das grüne Wamms des Jägers auf  
der Brust, und farbenhell eingnäht in das Unterkleid  
sah der Blondel ein Wappen, das er gar wohl  
kannte, hatte ihm's doch der gute Qualterius oft und  
genau erklärt im Wappenbuche auf Nesles. Der  
Junge starrte und schaute dann dem Jägermann ins  
Angesicht, das breit und lustig, von braungelbem  
Bart umrandet und von himmelsfarbenen Augen er-  
hell war.

„Dho, wer seid ihr?“ — rief der Säger.  
„Was künnt's dich?“ sprach der Hirschbinder.  
„Doch heiß ich Sangot, der Hubschreden, will dich  
gleich wieder zur Erde strecken!“

„Und heißet Ihr, wie Ihr auch mögt, ein Diener  
seid Ihr vom Corlion, dem tapferen König auf Eng-  
lands Thron, was ich gehört, will ich nimmer be-  
reiten, und könnt' ich auch zehnmal gewinnen und  
siegen!“

„Ei, sag' mir, du Fant, so ehrt du den König?“  
„Ihn ehren? Das sagt mir wahrhaftig wenig.  
Ich liebe den Tapfern, den Löwenmuth,  
und möcht' ihm wohl dienen mit Lieb oder Muth.“

„Und willst du ihm dienen, so laß es geschehn —  
Nimm auf deine Laute, und laß mich sehn,  
Was dir in der Brust für ein Lieblein just blüht,  
Und ob's mir wohl dringet in Seel und Gemüt.“

„So lagerten sich die beiden ins Moos,  
Und Blondel sang, die Laute im Schoß,  
Vom König Richard stolz und kühn,  
Vom Löwenhergen voll Gellimm.

Von der Sangeskunst, die der König ehrt,  
Von seinen Diensten bei Frauen wert.  
Da schlang seine Arme um ihn der Mann  
Und zog ihn an sein Herz heran,

Und küßt ihn auf den Liebermund,  
Und sagte: „Wir schließen den Bruderbund!“  
Und gingen beide zum murmelnden Quell,  
Der lustig plätschert von Schwell' zu Schwell',  
Trauf einer dort aus des andern Hand,  
Das ist das festeste Freundschaftsband.

Dann sagte mit frühlichem Lachen der Mann:  
„Jetzt bist du König Richards Kumpan!“

Ein gar lauter, lustiger Hof warb's, den dan  
der englische König auf seinem Erbe auf französischem  
Boden hielt. Nur die Frau Königin Berengaria  
selber fehlte jetzt, da sie auf einer frommen Wallfahrt  
begriffen war. Aber das that der Luft keinen Ein-  
trag. Herrliche Degen und schöne Frauen waren  
da, zarte junge Bagen und lächelnde Mägde, Hof-  
narren, Falkeniere, Säger und Dichter. „Ei, ist  
das Welt!“ — meinte der Blondel und machte  
große Augen. Aber er fand Gefallen daran, besonders

an dem Reigen auf blumigem Ager. Da suchte er  
das goldene Blättlein der Wunderblume, found's aber  
nicht finden.

Er war des Königs Liebling geworden und  
mühte mit ihm singen und lachen.

Eines Tages aber ritt Blondel, die Laute  
über der Achsel, auf munterem Roslein querfeldein,  
und merkte nicht, daß finstre Wetterwolken aufstiegen.  
Kam ihm aber da eine kleine Schar entgegen zu  
Herbe — Lamen und Mitter zu ihrem Schutze. Die  
eine voran in goldgesticktem Kleid und mit hellem  
gelbem Haar, war gar herrlich und stolz und an-  
zusehn. Fuhr's dem Blondel durch den Sinn: „Das  
ist wohl gar die Königin?“ Seitwärts aber, die  
Augen finstig auf den Sattelknopf gelenkt, ritt ein  
schlichtes Frauenbild, fast ärmlich gekleidet, in dunklem  
Schleier, wie's Pilgerinnen ziemt. Da ward's dem  
Blondel zum erstenmal im Leben, als sei er nicht  
mehr auf Erden sondern schier im Himmel.

Wie lieblich ihr Schauen, wie rösig ihr Mund,  
O schönste der Frauen, o schmerzliche Mund!

Da wandte er sein Pferd, und sprenkte zurück,  
und der Regen strömte, und die Wäge züngelten, und  
das war ihm recht.

Daheim wart er sich ganz durchnäht auf sein Lager  
im Kämmerlein und dachte, und dachte, und dachte  
nichts als sie! Als aber der Abend kam, da ließ der  
König ihn suchen und in den Saal holen, wo der  
zurückgekehrte Königin ein Fest gefeiert wurde. Und  
als der Säger eintrat mit seiner Laute, da winkte  
ihm der König, und führte ihn zum Hochsitz, wo  
die Königin thronte in hellem Kleide, durchzogen von  
goldenen Wolkenranken. Da ist er, der Säger,  
von dem ich die erzähl' — sagte der König, und der  
Jüngling sah dann eine zarte Hand, die sich ihm  
freundlich bot, und ergriß dieselbe und berührte sie  
mit seinen Lippen, und schaute dann auf, und — o  
Himmel! Die Frau, die ihm die Liebe, die erste und  
endlose, ins Herz geendet an diesem Nachmittage,  
war Berengaria!

So hatte er das erste, das goldene Blättlein der  
Wunderblume: Die Liebe gefunden, aber sie war  
ihm verweltet bei der Berührung, wie Hergold zu  
dürrem Blattwerk wird. O der schrecklichen Liebe!  
Der Liebe ohne Hoffnung, die doch nicht lassen kann  
von dem Gegenstande ihres Schmerzes, und die nur  
mit dem Tode enden mag.

Zu dieser Zeit war's, wo Blondel sang:

Und bist du auch grauam,  
Und denkst nicht mein,  
Will ich doch gebührend  
Ergeben dir sein!  
Nur mögst du auch andern  
So grauam stets sein,  
Denn leichter erträgt sich  
Gemeinsame Pein!

Ferner folgendes Liedchen:

Ich, wäre Amor nur gerecht  
Und strafe alle Lieb' die schlecht,  
Und lohnte alle treue Gint,  
Wie ginge es da mit Armen gut!  
Doch ach, die Lieb' kennt kein Gebot,  
Und quält und lohnt ohne Grund —  
Und gönnt mir weder raschen Tod,  
Noch läßt sie jemals mich gesund!

Und noch das folgende:

O süße Herrin, wie so schön  
Sind deine Augen anzusehn,  
Wie lieblich ist dein Lächeln mir,  
Wie herrlich deiner Loden Zier!  
Doch alles das sind Fesseln schwer,  
Die lösen sich mir nimmermehr,  
In ihnen ich vermacheten muß,  
Befreit mich nicht dein Liebesgruß!

Dann zog der König gegen das heilige Land  
mit den Kreuzfahrern, und ließ seinen Säger daheim  
als Schutz der Gattin.

Im Lager der Kreuzritter jedoch hatte er einen  
heftigen Streit mit dem jahrgornigen und rachgierigen  
Fürsten Leopold von Oesterreich, und der ließ ihm  
auf der Rückreise durch sein Land aufschauern, nahm  
ihn gefangen und schleppte ihn auf die Feste Dürren-  
stein an der Donau; dort ließ er ihn in einen Ge-

fängnisturm setzen und niemandem kund werden, wo-  
hin er den König gebracht.

Berengaria war nun verlassen als eine Witwe,  
und jeder andere Liebende als Blondel hätte nun  
Hoffnung geschöpft für seine Liebe.

Da zeigte sich aber so recht, was treue Freunds-  
chaft vermag über die Liebe. Wohl lange stritt seine  
Leidenschaft für die nun wehrlose und verlassene,  
von ihrem Schwager Johann verachtete Frau, und  
seine Treue für seinen König und Sangesgenossen,  
der sein Herz, sein Lieb und sein Lager mit ihm ge-  
teilt hatte. Aber die Freundschaft und die Ehre  
blieben Sieger. Und eines Tages trat er in das  
Gemach der angebeteten Herrin, ließ sich auf ein  
Knie vor ihr nieder, und schwur ihr, den Gatten  
heimzubringen, oder zu sterben beim Versuch.

Ueberkam die trauernde Königin eine Ahnung  
— zum erstenmal — von der stillen unbesiegbaren  
Liebe des Sängers? Vielleicht. Denn sie neigte sich  
über ihn, daß ihre hellen Haare an ihr herabfloßen  
wie goldige Tränen, und küßte ihn auf seine Stirne  
und sagte:

„Blondel, du lieber Knabe,  
Du züchtst mich wieder aus dem Grabe,  
Du flüchtst wieder mir das Leben —  
Möge Gott dir sein Gelingen geben.“

Und so zog er nach Oesterreich und durchirrte  
das Land von Ort zu Ort, von Burg zu Burg,  
überall singend, überall forschend und fragend. Er  
bettelte sich sein Brot vor den Thüren und sein Lager  
im Stalle in den Herbergen und ward nimmer müde.

So kam er einst im Herbst, wo der kalte Regen  
über den grauen langsam dahinschwellenden Fluß rauschte  
und die Nebel sich an den Höhen zerrissen, in das  
Städtchen Dürrenstein, über welchem die trostige Feste  
liegt mit ihren Ringmauern, Bastionen und Zinnen.  
In der Schenk im Städtlein, wo er vorsprach, da  
hörte er sprechen von einem geheimnißvollen Gefangenen,  
der namenlos sei und im höchsten Turm schmachtete,  
wohlbehütet. Und eine innere Stimme sagte dem  
Spielmann: „Das ist der Geliebte, das ist der König  
deines Herzens.“

Und in den ziehenden Regennebeln kletterte er  
hinan die verschlungenen Wäde, und hielt sich dann  
stills auf einem gebühmrannten Steine unter dem  
Gitterfenster des höchsten Turmes. Und als die Nacht  
herabgesunken, die Lichter des Städtchens unten und  
der Burgeubäude oben erloschen waren und alles still  
geworden, da stimmte der durchnähte, frierende, treue  
Blondel mit verhaltener Stimme ein Lied an aus  
besserer Zeit. Er wußte, daß der Gefangene es  
hören würde, denn das Unglück hat einen so leisen  
Schlaf wie die Schuld. Und siehe da — da er-  
schallte aus dem Turme, gefungen von einer in Hoff-  
nung, Währung und Entzünden bebenden Stimme die  
zweite Strophe des Liedes.

„O Richard, mein Herr!“ rief nun Blondel,  
der mit beiden Armen den Turm umspann und seine  
brennende Wange an die nassen Steine des Fensters  
drückte, wie er sie in glühenden Stunden an die  
männlichen Wangen des Freundes gedrückt, und die  
Tränen mischten sich ihm mit den Regenthränen;  
„O Herr mein!“

Wie es dann der treue Mann dahingebacht,  
daß er zum Wächter des Turmes ernannt wurde,  
wie er dann alles aufwandte um den Gefangenen zu  
befreien — würde zu lang zu erzählen sein. Genug,  
es gelang ihm. Und ein Blättlein der Glückseligkeit  
hatte er gefunden, das schöne, silberreine, tugen-  
dellichte: das der Freundschaft!

Und als er den König zurückgebracht hatte zu  
seinem Volke und zu seiner hohen Frau, da wußte  
er, daß er den Gipfel seines Lebens erreicht habe:  
er hatte geliebt und entsagt, und er hatte Treue ge-  
halten.

Und die Historie vom guten Blondel lebt bis  
heute noch im Herzen der Menschen und in den  
Wäldern der Erzähler. Und hatte er die Liebe ge-  
opfert und hatte er die Freundschaft gehalten,  
so hatten ihm diese beiden Blättlein auch das dritte  
gebracht, den ewiggrünen Ruhm.

Wer hat mir von alledem Kunde gebracht?  
Das Vöglein, das in den Zweigen lacht,  
Der Sonnenchein, der auf den Bergen glüht,  
Das Blümlein, das an der Feste blüht.





# Am Allerfeiertag.

Von Eugen Simson.

In einem Allerfeiertage war's. Von dem Schottenhore Wiens, durch alle Vorstädte bis zum Dorfe Währing, und an diesem vorbei bis zum großen Währinger Friedhofe, dem beliebtesten und besuchtesten der Kaiserstadt, drängte sich zu Fuß und zu Wagen die anständige oder — schaulustige Menge; für das immer fröhliche Wien wird alles zum Fest — warum nicht auch der Gang — nach der stillen Stadt, wo alles Leben ein Ende hat?

Der kleine Währinger Friedhof, westlich von der großen Heerstraße in einem fremdlichen Versteck gelegen, hatte zwar schon sein vergoldetes Gitterthor geöffnet, aber noch hatten sich nicht viele Besucher eingefunden. Die Wenigen, die sich leichten Schrittes den Gräbern ihrer Lieben näherten, mochten es wissen, daß der große Strom der Menschen erst in späterer Stunde hier vorbeiziehen würde. Wenigstens wußte es die Dame, unter deren Föhrung sechs junge Mädchen, nicht rechts, nicht links anschaunend, wie es bei den Zöglingen eines Erziehungsanstalts Sitte ist, auf eines der schönsten Grabmonumente zuschritten.

Dort angelangt trat eines der jungen Mädchen aus dem Kreise der Gefährtinnen, und legte einen dichtgewundenen Kranz von blühenden Rosen und Immortellen auf die Stufen des Denkmals.

„Deine Freundin schickt ihn dir! Sie hofft dich bald wiederzusehen,“ sagte das Mädchen und machte das Zeichen des Kreuzes. Die andern tauchten die Finger in den Weihwasserkeßel, der neben dem Grabe stand und besprengten dasselbe. Dann sprach die Vorsteherin des Stilles — denn sie war's, die ihren Zöglingen das Geheiß gegeben hatte — „Friede seiner Ache!“ worauf ein andächtiges „Amen!“ von den jugendfrischen Lippen der Zöglinge der kleinen Feier den Abschluß gab, und die kleine Gesellschaft sich zum Gehen wendete.

Aber ein ältlicher Herr von schlichtem Ansehen, der unweit des Grabes gestanden und den Vorgang mitangehen hatte, trat jetzt grüßend heran.

Die Vorsteherin kannte ihn und reichte ihm freundlich die Hand.

„Sie hier, Baron Spaun?“ sagte die Dame, folgte aber sogleich hinzu: „Ach das darf mich nicht Wunder nehmen. Geshören sie doch zu den Wenigen, die Beethoven noch zeitweise empfing, als er schon in ausgeprochener Menschenfeindlichkeit alle abwieß, die sich ihm nähern wollten.“

„Armer, armer Freund!“ entgegnete Baron Spaun. „Aber sagen Sie doch, gnädige Frau, was die kleine Feier zu bedeuten hat, die ich nicht ohne Föhrung mitangehen habe. Sind diese junge Damen so musikalisch? oder —“

Der gutmüthige Blick des ältlichen Herrn ruhte auf der Kranzpendlerin, die es auch sogleich übernahm, ihm unbefangenen Antwort zu geben.

„Ich lege an jedem Allerfeiertage einen Kranz von Rosen und Immortellen auf Beethovens Grab. Heute geschah's zum letztenmal, da ich in diesem Jahre das Stilt verlaßte. Ich thue es im Auftrage meiner mütterlichen Freundin, Gräfin Therese Bruns- wick, die Beethovens Schülerin war.“

„Therese Bruns- wick!“ wiederholte Baron Spaun, während die gutmüthigen Augen sich umflorten. Und nach einer Pause fügte er gedankenvoll und leise vor sich hinnermelnd hinzu: „Und da heißt es: dem Verdienste seine Krone! — Dornenkrone sollte man sagen!“

\* \* \*

Viele — viele Jahre waren seitdem vergangen! — Da föhrtin liebe Freunde mich eines Tages zu Peter Cornelius. Wir trafen den Meister in geistig frischer Stimmung, doch achtete er nicht sehr darauf, als sie mich ihm vorstellten. Als sie aber hinzusetzten, ich sei eine Ungarin, wendete er sich mir sogleich mit großer Aufmerksamkeit zu.

„Eine Ungarin!“ sagte er lebhaft. „Schönes Land! Schöne, gute Menschen, die Ungarn! O, ich habe viele liebe Bekannte und Freunde dort!“

Darauf hatte ich geantwortet. „Gräfin Therese Bruns- wick —“ sagte ich. Er ließ mich nicht weiter reden, sondern nahm mir mit beinahe jugendlichem Feuer den Namen von den Lippen.

„Therese Bruns- wick! Merkwürdige Frau! —

Hätte die in Berlin gelebt, die Leute hätten Bücher über sie geschrieben! — Ich habe sie in Italien kennen gelernt; dann in Wien und zuletzt in München wiedergelesen. — Denken Sie sich,“ fuhr er zu einer Freundin gewendet fort, „eine Frau, die bei den Griechen und Römern, wie in der Bibel und in den modernen Sprachen zu Hause ist; eine Frau, die mit ausgeprochener Talent dichtet, malt und meißelt, und, wenn sie sich aus Klavier setzt, so spielt sie, wie ich nie eine andere spielen hörte! Hat jemand Beethovens Geist erfasst, so ist sie es — seine beste, seine bedeutendste Schülerin. Haydn — Beethoven — Mozart sind die drei Sterne, die über ihrem Leben geleuchtet haben! Es war eine Frau, der — nur die Schönheit fehlte, um vollkommen und unwiderstehlich zu sein.“

Gräfin Therese ist längst heimgegangen! Auch Meister Cornelius ist tot; und die Welt hat Beethovens Gedächtnisfeier begangen.

O, wie mich das an jene Stunden mahnt, wo ich — ein halbes Kind — dieser merkwürdigen Frau zu Füßen lag, sie ihre Hände liebend auf meinen Scheitel legte und mir von ihrer Kindheit, von ihrer Jugend, von ihrem geliebten Lehrer erzählte.

Auf Martonwäfer, dem Schloße ihrer Eltern, ging es hoch her. Aber das Hauptaugenmerk war und blieb die Erziehung der Kinder. Die Vorfahren der Familie stammten nicht umsonst aus dem Reich. Der Drang nach Wissen, der Zug zum Schönen, der die germanischen Rassen auszeichnet, hatte sich in dem Hause Bruns- wick erhalten, obgleich es seinen Stolz darin setzte, ein echt magarisches zu sein.

Gräfin Therese gezeichnete sich schon als Kind durch die richtigen geistigen Anlagen wie durch eine beinahe übergroße Bescheidenheit und Herzengüte aus. „Um die Musik zu pflegen,“ so erzählte sie mir eines Abends, „als ich neben ihr lag und alles still und sanftlich um uns war, brachten wir gerne den Winter in Wien zu. Joseph Haydn verkehrte viel in dem Hause meiner Eltern, und an ihn wandte ich meine Mutter, um einen Klavierlehrer für mich. Es erschien denn auch eines Tages ein junger Mensch mit einem Brief von dem alten Maestro, der ihn meiner Mutter, als für diese Stelle tauglich, recht warm empfahl.“

„Der steht ja aus, wie ein Wilder!“ flüsterte meine Mutter mir zu. Und wahrlich, wie er dafach auf dem Stuhle, der ihm geboten worden war, die scheuen Augen auf den Teppich des Fußbodens gehetzt, die Haare horrig aufwärts stehend, die Stirne in Falten, den Mund in böse Winkel gezogen, hatte man das Gefühl, als sollte er gleich wieder aufspringen und zur Thüre hinausstürzen, zu der er eben hereingekommen war. Ich fing schon an, in den Zügen meiner Mutter, die den Zustand und die Gefälligkeit des Benehmens sehr hochschätzte, eine abweisende Antwort auf die Empfehlung Haydns zu lesen, als der Lieblingshund meines Vaters unter dem Sofa hervorlief, wohn er sich bei der Ankunft des Fremden knurrend zurückgezogen hatte. Ich dachte nun nichts anderes, als der alte Bullen- beißer wolle auch sein Veto gegen den unheimlichen jungen Patron durch einen Angriff mit seinen noch sehr scharfen Zähnen einlegen.

„Hektor!“ wollte ich rufen, aber die Angst schnürte mir die Kehle zu. Und das war gut, denn — Hektor war klüger und besser, als wir alle. Mit dem Schwange wedelnd gab er das Zeichen des Friedens und schritt gravitätisch auf den Fremden zu, der ihn — lächelnd — (Gott sei Dank! dachte ich, er kann also lächeln) empfing. Das schöne Tier legte den großen Kopf auf die Kniee des jungen Mannes, und dieser fuhr mit den langen Fingern der rechten Hand zärtlich drüber hin, während er mit der linken die Vorderpfoten des Tieres anfasste. — Ehe ich noch denken konnte, daß dies ein Bild zum Malen wäre, wurde es vor meinen Augen doppelt und dreifach malerisch. Denn auch mein kleiner Bruder kam hinter dem hohen Armstuhle hervor, in dem meine Mutter wie zu Gerichte lag, und ging — zum Feinde über. Der hübsche, zierlich gekleidete Knabe wurde zwar von diesem nicht ganz so gut wie Hektor empfangen, aber er wich doch nicht mehr von seiner Seite. — Ich blieb schüchtern neben meiner Mutter stehen, aber mein Herz war schon bei dem Wilde, das meine Augen so fesseln, daß ich es nach Jahren aus dem Gedächtnis malen konnte.\*

Noch hatte kein Mensch ein Wort gesprochen, und ich erschrak beinahe, als meine Mutter, die ichönen, stolzen Augen von dem Briele Haydns auf den jungen Mann bestend, fragte:

\* Wenn ich nicht irre, ist das Bild noch im Besitze der Familie und befindet sich jetzt auf Martonwäfer.

„Aber — wie ist denn Ihr Name? Der Maestro vergaß ihn zu nennen.“

„Das ist — weil ich noch keinen habe!“ antwortete eine tiefe, aber wohlklingende Stimme.

„Wie sagten Sie? Ich habe wohl nicht recht verstanden.“

„Ach — so — ja wohl — nein, gnädige Frau — Excellenz Gräfin wollte ich sagen — ich heiße — Beethoven.“

Hastig durcheinander sagte er das alles. Er war dabei aufgesprungen, hatte den Hund und den Knaben abgeschüttelt, und war nun wirklich im Begriff zur Thüre hinauszuflühen. — Wie ich es wagte, ihm in den Weg zu treten, weiß ich heute noch nicht. Daß ich es aber that, daß ich laut, vielleicht überlaut rief:

„Herr Beethoven, ich will von Ihnen Klavier- spielen lernen! Das steht fest.“

Als meine Mutter dann dem Vater, der eben verweist gewesen war, diese Scene erzählte, fügte sie hinzu:

„Hektor und die Kinder haben sich für ihn entschieden. Aber aber von Kindern und Hunden geliebt wird, ist ein guter Mensch. Für den guten Lehrer bürgt Maestro Haydn.“

So war also der Pakt geschlossen, und — einen Fall ausgenommen, wo es beinahe zum Bruche zwischen meiner teuren Mutter und meinem geliebten Lehrer gekommen wäre — lebten wir von dem Tage an, durch viele schöne Jahre — die schönsten meines Lebens! — in Frieden und Einigkeit mit ihm, wie er mit uns. Den einen Fall will ich dir auch erzählen, Kind! . . .

Ich war sechzehn Jahre alt geworden. Gäste, Verwandte und Freunde lobten mein Klavierspiel über die Maßen. Beethoven lobte nicht, aber er tabelte seltener, und das war mir das liebste Lob! — Eines Tages — lag es in seiner Stimmung oder lag es an meinem Spiel — konnte ich es ihm gar nicht recht machen. Er war aufgestanden und ging mit ungleichen Schritten, bald langsam, bald hastig im Zimmer auf und ab. Mein Spiel ward dadurch nicht besser — und — bis zum Weinen erregt, ungeduldig und unglücklich zugleich, griff ich statt des Schlußaccordes eine Dissonanz. Zum nächsten Augenblick fühlte ich einen wütenden Schlag auf meiner Hand, und eine zornige Stimme rief:

„Der Teufel höre ein solches Geklimper an!“

Ich hatte aufgeschrien und war aufgesprungen, und ich weiß doch deutlich, daß ich wieder das Eine noch das Andere ihm wollte. Im nächsten Augenblick stand meine Mutter in der Thüre.

„Was geschah hier vor?“

„Mama!“ stammelte ich, „mein schlechtes Spiel hat — meinen — lieben Lehrer gereizt!“

„Die Comtesse hat Eins auf die Finger bekommen!“

„Herr Beethoven!“

D wie die bebende Stimme meiner Mutter hange machte!

„Mama!“ rief ich, „es that nicht weh!“

„Nicht weh?“ grölkte er. „Wohl that's weh! Aber gewiß nicht mehr weh, als mir die Dissonanz!“

„Herr Beethoven!“ sagte meine Mutter noch einmal. Aber er war nicht mehr da. Ohne Hut war er zur Thür hinaus, und, seinen Mantel im Vorgimmer vergehend, die Treppe hinabgestürzt. Und ich? Ich packte seinen Hut und lief ihm nach. Und hinter mir her rannte der Diener mit seinem Mantel; und oben auf der Treppe stand meine Mutter und rief — zum erstenmal in ihrem Leben vergebens:

„Therese!“ Ihre gehorsame Tochter hörte nicht und kehrte nicht um. Zu meinem Glück erreichten wir den fliehenden im Thorweg des Hauses. Der Diener gab ihm den Mantel um; ich reichte ihm den Hut. Einen Augenblick sah er mich nur verwundert an; dann aber bekam sein Blick einen feuchten Glanz.

„Sie sind ein Engel! und ich war ein Tölpel! Verzeihen Sie mir!“ sagte er und küßte meine Hand.

Schwer hielt es, meine Mutter zu besänftigen. Erst als Beethoven an einem Abend bei der Fürstin Esterhazy so hinreichend spielte, daß alle Anwesenden wie aufgelöst in staunendem Entzücken den Wunderthönen lauschten, trat auch sie auf ihn zu und reichte ihm die Hand. „Therese hat recht!“ sprach sie bewegt, „Sie darf man nicht mit dem Maßstab aller messen. Sie sind ein Vot Gottes auf der Erde!“

\* \* \*

Arme Gräfin Therese! Ihr fehlte, um unwiderstehlich zu sein, nur die Schönheit.\* Daß Meister Cornelius der Maler so fühlte, ist gut und recht. Ihm mußte Schönheit das Haupterfordernis

sein. Aber o wie traurig ist's, daß auch der größte Meister im Reich der Töne so fühlte. Und darum legte er die Krone seiner Liebe der schönen Guterda zu Füßen, die sie ihm als Dornenkrone zurückgab. Darum lebte Gräfin Theresie ein einsames Leben, das von Stumm und Wissen häuften, als fargen Schätze für das Herz, das sich ihr nicht erschloß. Und in der öden Wohnung des menschenfeindlichen Verhofen blieb darum kein liebendes Wesen zurück, als sie ihn hinausstrungen auf den Friedhof von Währing, um ihn fürstlich zu bestatten. Nur die Spinnen, die ihre Netze vom Stand der fahlen Wände bis an die Staubdecke des alten Flügels niederzogen, lauften den letzten Tönen, die seine welken, im Todesfroste erstarrenden Finger den stoden Saiten entlockten. Hätte er sie wiedergeliebt, die bis über das Grab hinaus in treuer Liebe an ihm hing — sein Leben wäre ein glücklicheres geworden!

„Stille, stille stund!“ jagte die Gräfin einmal, als ich es wagte, diese Saiten anzuschlagen. „Wenn Gott so hoch stellen will, wie mein edler Meister stand, dem gibt es das nicht, was wir andern Erdenglück nennen. Erdenglück ist die beste Nahrung der Unsterblichen im Reiche des Geistes.“



## Oper in Köln.

**M**ir schreiben schon Mitte Oktober und noch ist unser Opernpersonal noch nicht ganz aus der Prüfungszeit heraus, mit welcher jedes Stadttheater, das nicht das ganze Jahr hindurch den Theatrischen ficht, seine Saison eröffnet. Die Tenorfrage, diese Allotria aller Musiktempel der ganzen musikalischen Welt, harret immer noch der letzten Klärung. Emil Göde, unser Meistersinger, hat nun schon seit dreioiertel Jahren unserer Bühne mit einem Urlaub auf ungewisse Zeit den Rücken gekehrt. Ueber seine Krankheit verlautet durchaus nichts Zuverlässiges. Auf einer Postkarte, welche er von Langer in Afrika aus hieher schrieb und in welcher er von Stiergehehen, „Carmen“ in Madrid und anderen sensationellen Dingen meheres in seiner scherzhaften Weise zu berichten wußte, hat er wieder von dem Besinden seiner Stimme noch von dem Zeitpunkt seines Wiederertriffens in Köln Andeutungen zu geben für nötig erachtet. Wie ich aber aus sicherer Quelle erfahre, werden in der Wohnung einer ihm befreundeten Familie mehrere Genäcker für ihn hergerichtet, und der 1. Januar dürfte ihn entweder schon in Köln oder nicht weit davon finden.

Wenn er nun kommt, wird er dann auch singen?

Wenn er singt, wird er dann auch — Neue Verlegenheit! Sie werden ahnen, geschätzte Leser, was ich meine. In jeder Oper sind stets zwei, die sich lieben, genau wie im Roman. Sämt hat seine Margarete, Don José seine Carmen. Nun ist bekanntlich Göde im vorigen Winter etwas aus der Rolle gefallen und hat seiner Margarete, seiner Carmen Herz und Hand auch über die Bühne hinaus angeboten, ohne daß dieses Anerbieten jedoch eine größere Dauerhaftigkeit zur Folge gehabt hätte, als es in den Opern zu sein pflegt. Da bleibt nun die Haupt- und Kardinalfrage zu erledigen, wird er wieder mit ihr singen? Wird sie mit ihm singen?

Als Grias für Göde hat sich Dr. Seidel zu sehends eine größere Verrückung seiner Rollen und die steigende Genuß des Publikums zu erringen vermocht. Namentlich für Rollen, welche zwischen dem Hebeln- und dem Irdischen faden stehen, ist der junge, mit angenehmer Stimme und sehr schöner Höhe begabte Sänger mit der hübschen Erscheinung und dem ritterlichen Auftreten recht geeignet. Wir werden uns seiner noch zwei Jahre zu erfreuen haben, dann wird er seinem Prädestinat „Opernsänger“ das „Kgl. Hof-“ vorziehen und den „Berliner“, die ihn gelegentlich seiner Gastrollen sehr in ihr Herz geschlossen haben, zuzählen.

Für Feldpartien haben wir uns den Wiener Hofopernvortrag Leo Griginger, der hier schon früher gastierte, „ausgeliehen“. Wie ich höre, ist er in Wien als Meistersänger thätig, d. h. er springt bei vorbandenen Lücken, eintretenden Krankheiten der ersten Sterne, ein. Er verbindet mit großer, nur manch-

mal zu heller Stimme, große Lebhaftigkeit der Darstellung. Ein anderer Feldtenorant galteit eben jetzt; ein dritter aus Karlsruhe, ein Anfänger mit schöner Stimme, ein Göde reditivus, wenigstens in bezug auf seine äußere Erscheinung, ist für später engagiert. Für kleinere Rollen ist Herr Bürger, für komische Herr Kaps ein trefflicher Vertreter.

Zu Baritonjuch ist Herr Karl Mayer nach wie vor erfolgreich thätig. Der sehr tüchtige Herr Schaffganz wird einzelne Rollen, wie den Tell, Hans Sachs, auch ferner übernehmen. Zu kleineren Rollen und in den größeren des Jägers im „Nachtlager“ von streuter, des Wolftram von Eichenbach im „Tannhäuser“, des „fliegenden Holländer“ hat sich mit durchschlagendem Erfolg der 24jährige Baptiste Hoffmann aus Graz hören lassen, der Bestger einer der schönsten Stimmen, die man wohl hören kann, eine selbst für unsern nicht gerade akustischen Theaterraum machtvolle Stimme, die trotzdem des weichen Schmelzes fähig ist, vereinigt sich bei ihm mit einem angeborenen Geschick für das Spiel. Als erster Bass wirkt nach wie vor Herr Ritter, in leidenden und Spielpartien Herr v. Schmid.

Wichtigere Veränderungen, als die bisher besprochenen, sind im Damenpersonal erfolgt. Die Damen Peschka-Leutner, Möllgen und Vandiola haben uns verlassen. Geblieben sind die Damen Kalmann für Soubretten-, Sandow für Mezzosopran-, Richter für Molotatur- und andere Partien, Donita für ihre Partien, Alles für die Rollen höherer Jahrgänge. Frä. Richter besitzt eine solche Beherrschung des weiblichen Repertoires, daß es kaum eine Rolle außer dem hochdramatischen Fach gibt, die sie nicht in gewandter Weise darstellen vermocht. Frä. Sandow, bestimmt eine der besten hübschen Erscheinung, hat sich in diesem Jahre dazu verstanden, auch einzelne „Mütter“, die eben mehr geringen, als gespielt werden müssen, zu übernehmen; Frä. Donita singt nach wie vor Carmen, Mignon, Margarete, Mädchen (in Göde), „Widerpenstiger“, Mädchen, Margarete, Mignon, Carmen, allerdings in reicher Weise. Welchen Schatz Herr Julius Hofmann, unser Direktor, hob, als er Frau Mielke für dramatische Rollen engagierte, ließ sich schon am Ende der vorigen Saison feststellen, sowie es jetzt immer mehr zu Tage tritt. Eine Sängerin mit höchst sauberer Molotatur ist uns in Frä. Gieser und eine begabte Sopranistin mit welcher, schöner Stimme in Frä. Kollar zu teil geworden. Auch bei der Besetzung der kleineren Fächer hat diesmal ein günstiger Stern gelenkt, wovon ein andermal.



## Aus den Memoiren eines Impresario.

— Schauspieler, Primadonnen und Sänger haben der Welt ihre Erinnerungen im Druck mitgeteilt und dabei von ihren Impresariats nicht immer Nützliches ausgegagt. Diesmal kommt ein Impresario an die Reihe und erzählt dem Publikum, was er von den Primadonnen und den Sängern denkt, mit denen er geschäftlichen Verkehr hatte. Oberst Mapleson, der seit etwa 40 Jahren als Impresario thätig ist, hat in London zwei Bände Memoiren herausgegeben, in denen viel Unterhaltendes zu lesen ist über Leute, die zum Teil noch den Lebenden sind. Da hören wir von dem nicht minder berühmten Impresario Smith, der immer eine Banknote für Mr. 1000 in der Tasche führte, für deren Besitz er einem Bucherer ein Pfund täglich bezahlte, um sich in kritischen Augenblicken Kredit zu verschaffen; wir treffen Sir Julius Deubert und Signor Arditi an, beide faßlosig, welche fürsorglich die Haare in verschiedener Richtung büsteten, um nicht miteinander verwechselt zu werden. Mapleson ist der Ansicht, daß viele Konfliktier eigentlich Kinder sind, wie Kinder behandelt und gehandelt werden müssen. Nichts entzückte Gunglini mehr als Stacheln loszubrennen und Drachen steigen zu lassen. Unter seiner Leitung trat auch die Gril zu letztmal auf; es war ein schreckliches Fausto; über Mario berichtet er, daß er nie ohne die Cigarre sein konnte; spielte er Faust, so pflegte er während der Liebes- scene im Garten regelmäßig hinter den die Büsche vorstellenden Coullisen zu verschwinden und an dem dort versteckten Glühmangel ein paar Züge zu thun.

Er vergeudete ein Vermögen für Tabak. Die Primadonna hat gewöhnlich irgend ein Tier, einen Papagei, Hund, Affen oder dergl., mit dem sie sich abgibt. Zima de Mur'sa aber reiste mit einer ganzen Menagerie. Ihr Neuenhund Pluto, ein Neuenhundländer, dinierte mit ihr jeden Tag und war so abgerichtet, daß er ohne den Teppich oder das Tischuch zu bekommen von einem Teller neben der Primadonna essen konnte. Die herrliche Muetote ist die, welche Mapleson von Madame Nilsson und dem Schah von Persien erzählt. Der letztere sollte 1873 in Drury Lane einer Aufführung beivohnen. Das Programm erhielt den 3. Akt der „La Favorita“, mit Frau Titens als Leonora; den 1. Akt der „La Traviata“, ein kurzes Ballett und den 1. Akt der „Mignon“, mit Frau Nilsson in der Titelrolle der beiden Opern. Der Prinz von Wales war erschienen, um den Schah zu empfangen, aber der Orientale blieb aus. „La Traviata“ war von der leeren königlichen Loge schon zu Ende gespielt und „La Favorita“ bereits begonnen, als der Schah endlich anlangte. Frau Nilsson war bitter enttäuscht. Der Prinz von Wales machte den Vorschlag, die schwedische Primadonna als Grias dem Schah in ihrem Anzug als Violetta sofort vorzustellen. Mapleson, froh, aus der Verlegenheit gezogen zu werden, in welche ihn das späte Erscheinen des Fürsten verwickelt hatte, ging zu ihr und fand sie bereits in die Kuppen geküßt für die Rolle der Mignon. Sie weigerte sich zu kommen. Mapleson stellte ihr vor, daß es sich um einen Befehl handle, den sie erfüllen müsse. Sie willigte ein. Er begleitete sie zu der königlichen Loge; ohne jedoch die Vorstellung abzuwarten, trat die Schmeichlerin stracks auf den erlauchten Monarchen zu, der in einer Ecke saß und Vorfürche aus der hohlen Hand aus, und sagte in bestem Französisch: „Vous êtes un très mauvais Shah, tout à l'heure j'étais très riche, avec des costumes superbes, exprès pour votre Majesté;“ „présent je me trouve très pauvre et sans souliers“ und stracete ihm mit diesen Worten ihren rechten Fuß bis nahe unter die Nase. Der Schah blinzelte ihn durch seine Brille erkannt an, war aber von der originellen Erscheinung und der noch originelleren Anekdote der Sängerin so erfreut, daß er sich entschloß, sie spielen zu lassen, und den Lord Mayor, den Prince Warben und die Citymagnaten, welche in der Goldsmiths Halle ein Bankett für ihn bereitet hatten, bis Mitternacht warten ließ.

Auch von Adeline Patti erzählt Mapleson ein großes Erlebnis, welches so recht die „Accurate“ der Primadonna illustriert: „Ich war“ — so beginnt er — „kontrafaktisch verpflichtet, ihr vor Beginn jeder Vorstellung 1000 Pfund einzuhändigen. Eines abends konnte ich nur 800 Pfund geben, deren Annahme sie verweigerte. Der Agent, Signor Franchi, kündigte mir an, daß damit unser Kontrakt förmlich aufgelöst sei. Ich schickte mich in das Unvermeidliche mit dem tröstlichen Gedanken, daß ich noch andere gute Kräfte zur Verfügung und außerdem die 800 Pfund in der Tasche hätte. Zwei Stunden später erschien jedoch Signor Franchi abermals bei mir und teilte mir mit, Madame Patti habe sich besonnen und wolle unsere Verbindung nicht abbrechen, er sei ermächtigt, die 800 Pfund Sterling entgegenzunehmen und zu erklären, Madame Patti werde sich rechtzeitig zur Aufführung der Traviata und vollständig im kostüm der Violetta angeliefert einfinden — bis auf die Schuhe. Sobald die Kasse geöffnet würde, ginge ja Geld ein, wovon ich den Rest bezahlen könnte; und sobald sie es in den Händen hätte, würde sie die Schuhe anziehen und auf ihr Stichwort auftreten. Ich gab ihm die 800 Pfund Sterling und erhielt einen zweiten Besuch von ihm nach Eröffnung der Kasse. Es waren jetzt 160 Pfund eingegangen, die ich ihm übergab mit der Bitte, sie unverzüglich der gefälligen Primadonna einzuhändigen, die, so hoffte ich, im Besize von 960 sich wohl veranlaßt sehen würde, bis zum Eintreffen der letzten 40 ihre Toilette zu vervollständigen. Diese hoffungsvolle Erwartung wurde auch teilweise erfüllt. Mit strahlendem Gesicht kam Signor Franchi zurück und überbrachte mir die freudige Nachricht, daß Madame Patti jetzt einen Schuh angezogen habe. „Schicken Sie ihr die 40 Pfund“, fügte er hinzu, „und sie wird auch den anderen anlegen.“ Und richtig zog Madame Patti den zweiten Schuh nicht eher an, als bis sie ihre letzten 40 Pfund erhalten hatte; dann erschien sie strahlend vor Vergnügen auf der Bühne und die schon angefangene Oper wurde glänzend bis zu Ende durchgeführt.

Schluß von „Zwei Spaziergänge nach Neuilly von E. Pasqué“ folgt in nächster Nummer.

## Kunst und Künstler.

— Stuttgart. Schon neulich wurde an dieser Stelle von dem Hinscheiden der einst so gefeierten K. württ. Kammerfängerin Mathilde Marlow berichtet. Die Teilnahme war eine außerordentliche und allgemeine, sie befand sich beim Leidenbegräbnis, in der Tagespresse, in der Gesellschaft. Die Theaterfreunde älterer Generation erinnerten sich wieder lebhaft der guten alten Zeit, der Glanz-Epoche unserer Oper, einer Marlow, eines Heinrich Seinherr, des seinerzeit phänomenalen Tenoristen, der als rüstiger Kunstveteran noch unter uns weilt, der trefflichen Schröder-Hanffkäng und anderer Sterne erster Größe, die früher an unserem Kunsthimmel strahlend geleuchtet, für die wir Epigonen keinen vollen Ersatz erhalten haben. In gewissem Sinne genannt allerdings unsere Oper an jene gute alte Zeit, namentlich was die vorherrschend konservative Richtung des Repertoires betrifft. Musikalischer Novitäten zeigt man sich hier mehr als künsfenswerth unzugänglich und wenn die heutige Opern-Produktion auch keine reiche Auswahl wirklich einübungs- und aufführungswürdiger Werke zuläßt, so gibt es deren doch mehrere, die ein Anrecht haben, in das ständige Programm einer größeren Hofbühne aufgenommen zu werden: Weber's nachgelassene Oper „Die drei Héros“, Heinrich Büllner's Musikdrama „Gault“, Adolf Genens nachgelassene einzige Oper „Turandot“, Berbis „Othello“, Goldmar's „Merlin“, Peter Cornelius' wiedererweckter „Barbier von Bagdad“ u. s. w., Werke, die man aufführen und würdigen wird, wenn der lebige, sentimentale „Prompeter“ längst ausgelassen haben wird. Selbst — „Mildred's, Sieben Schwaben“, „Ein Haus Schwabe“, wie's im Volksmunde heißt, die hier übrigens mit ihren wenig originellen, aber recht gefälligen Melodien und den reich eingestreuten, perfisierenden Anspielungen lokalen Charakters anhaltend gut aufgenommen werden, können uns über verglichenen Reflexionen und fromme Wünsche nicht hinwegtrösten. Dagegen sind wir stets gerne dabei, das wirklich Gebotene nach Kräften anzuerkennen, so die Pflege, die in letzter Zeit die heilige Hofbühne Wagner's Werken angedeihen läßt. Wie im Frühjahr die „Meistersinger“, so erfahren jetzt „Hiegolds“ und „Walsire“, „Lannhäuser“, letztere in dankenswerter leuchtender und feinsinniger Neugestaltung wiederholt eine zwar nicht in allen Stücken mullergütige, doch durchweg würdige Wiebergabe und erfreuen sich des lebhaftesten Interesses von Seiten des Publikums. Unter Künstlerpersonal ist das alte geblieben — dardon, da ja auch die Künstlerkreise darunter gemeint sind, forgiere ich diesen Ausdruck: ist das nämlich wie früher, und damit geben wir uns im großen und ganzen zufrieden, denn hatten wir so seinen Grund, mit allsgroßen Aufzügen dieser Theateration entgegenzusehen, so bleiben uns andererseits auch die vielfachen Enttäuschungen erspart. Die früher oder später neu engagierte Kräfte doch häufig dem Theaterbesucher bereiten. Die ebenerwähnten Wagner-Aufführungen erbrachten den Beweis für die gefangliche wie darstellerische Leistungsfähigkeit unserer Operntuppe, die unter der neuen, rührigen Leitung des Hofkapellmeisters Dr. Paul Kengel und des Regisseurs Gromada allem Anschein nach sich zu lebhafterer, höherer Kunstbetheiligung aufschwingen wird. Diese beiden Künstler teilten sich auch vornehmlich in die Ehren, die das erste Abonnement-Konzert unserer trefflich geschulten künftl. Hofkapelle im Königsbau allen an der Aufführung Beteiligten erbrachte. Die mächtigen Gasseiler des Programms bildeten Mozarts Symphonie (D-dur, ohne Menuett) und Beethovens C-dur-Symphonie, beide mit minutiöser Sorgfalt einstudiert und von Dr. Kengel schwungvoll dirigiert. Herrn Kammerfänger Gromada war eine große Aufgabe zugefallen, die er glänzend löste, er erreichte uns mit Schubert's „Dem Unenblühen“ (Hartenbegleitung Kammervirtuos G. Krüger) und Schumann's Lieber-Gythus „Dichterliebe“. Die allgemeinen Sympathien, die Herr Gromada als Bühnenfänger sich hier längst erworben, gelten ihm nicht minder als feinsinnigem Konzertfänger. — Hoffentlich geben uns die folgenden Konzerte immer Gelegenheit, die Bekanntheit wenigstens einer neuen Nummer eines modernen Meisters zu machen. — Ein ganzes Füllhorn interessanter musikalischer Gaben schüttete das erste populäre Konzert unseres Lieberfranzes in der Wiederhalle vor uns aus. — b'Albert entzückte wie schon so oft — durch den Vortrag von Beethovens Es-dur-Konzert. Man unterschätzt den Künstler und man verkent das gerade an ihm Charakteristische, wenn man in erster Linie seine virtuose Seite betont, gerade als

Beethoven-Spieler zeigt sich d'Albert in seiner höchsten Künstlerkraft. Die durchgeistigte Tiefe seiner Auffassung, seine geniale Wiebergabe einer genialen Schöpfung sind das Bewundernswürdigste; da wächst das kleine Männchen vor unserm geistigen Auge ins Riesenhafte. Daß die übrigen durchweg ansprechenden Nummern, Nocturne und Ballade von Chopin, Rhapsodie von Brahms, Tarantella von Liszt und eine hümmlich verlangte Zugabe (Cantus) brillante Walzer-Paraphrase die Hörer vollends hinreißten, wird jeder begreifen, der d'Albert je gehört. Neben einem solchen hervorragenden und durch die Kunst des Publikums besonders ausgezeichneten Künstler hat eine hier zum ersten Male auftretende Sängerin keinen leichten Stand. Daß es Fräulein Tereza Tosti doch gelungen, durch ihre Gesangs-Vorträge das Eis der Reserve zu brechen und dem Auditorium einen von Lied zu Lied sich steigenden Beifall abzurufen, gereicht der Künstlerin zum gerechten Lobe. Eine eingehende Charakteristik ihrer künstlerischen Individualität bringt unser heutiger Leitartikel. Ich kann dem Urteil über ihre stimmliche Begabung und Vortragsweise nur beipflichten: Wohl laut, fast völlige Ausgeglichenheit aller Register — nur die Mitteltöne erschienen mir etwas schwächer —, prächtige, ionore Tiefe der Stimme, geschmackvoller, geistvoller Vortrag, frei von jeder Empfindsamkeit und Maniertheit, unfehlbare Brauour in den Roloraturen, über die selten eine Aulistik so souverän verfügt, das sind die rühmlichen Eigenschaften, die wir in einer Künftlerin wie aus dem „Barbier von Sevilla“ und in Liebern von Beethoven, Rubinstein und Schubert an Frä. Tosti zu bewundern Gelegenheit hatten. — Die verschiedenen Chorvorträge des Stuttgarter Viertertrags, der kürzlich bei seinem 65. Stiftungsfeste vom König von Württemberg durch Verleihung der goldenen Medaille für Kunst besonders geehrt worden, zeichneten sich durch Frische und Gestalt aus und fanden wie immer beifällige Aufnahme. — Unsere populären Konzerte stellten noch eine große Anzahl musikalischer Genüsse für diesen Winter in Aussicht, unter Geranziehung berühmter Gäste, wie Frä. Clotilde Kleeberg (Paris), Frä. Elisabeth Leisinger (Berlin), Charles Davidoff (Petersburg), Ysaï (Brüssel) u. a. Eine great attraction bilden, wie überall in der Welt, so auch hier, die von Pauline Lucca in den nächsten Tagen (nach vor Ausgabe dieser Nummer), sowie von dem ritterlichen Polen Mirzinski im nächsten Monat hier zu veranstaltenden Konzerte. Die ersiere, die noch vor wenigen Monaten als „Carmen“ hier gastierte und durch Spiel wie Gesang allgemeine Begeisterung hervorrief, ist und bleibt der verwöhnte Liebling der Grazien und des Publikums, sie bleibt ewig jung — nur die Konzert-Eintrittspreise sind von ihrer früheren, nur den oberen Zehntausend erschwinglichen Höhe wesentlich heruntergegangen.

L. Heilborn.

— Julius Schulhoff, der berühmte Klaviermeister, wird sich nach seiner in der Umgebung von Dresden verbrachten Sommer-Willagatur für diesen Winter in Berlin niederlassen und im nächsten Jahre bauend nach Dresden überfiedeln.

— Der „Sängerverein“ zu Meerane feierte sein 50jähriges Stiftungsfest mit dreitägigen, außerordentlich gut gelungenen Veranstaltungen.

— Einen sehr bedeutenden Erfolg hatte in London Sullivan's neue Operette „The Yeoman“. Der Dialog des einem Viktor Hugo'schen Stoffe entlehnten Libretto ist witzig und Sir Sullivan's Musik ungewöhnlich melodienreich und pikant. Die Ausstattung ist glänzend.

— Der Intendant des Frankfurter Stadttheaters, Emil Claar, hat den Vertrag mit der dortigen Theatergesellschaft bis zum Jahre 1892 verlängert.

— Kapellmeister Herr Ludwig Deppe in Berlin hat nicht nur die Leitung der Symphonie-konzerte der künftlichen Kapelle einbüßig niedergelegt, sondern nunmehr überhaupt um Enthebung von seinem Posten als Kapellmeister und Mitglied der künftlichen Oper gebeten und die nachgeschickte Entlassung sogleich erhalten.

— Minnie Hand hat für die Saison 1889 unter glänzenden Bedingungen eine Konzert-Rundfahrt durch Süd-Amerika vereinbart. Die Künstlerin wird in sechs Monaten an 90 Abenden singen, und erhält für jedes Auftreten nicht weniger als 8000 M.

— Die Vorliebe Kaiser Wilhelm II. für Richard Wagner ist bei Gelegenheit des Gala-Konzerts in der Wiener Hofburg wiederum stark hervorgetreten. Das offiziöse „Wiener Fremdenblatt“ berichtete darüber: „Mit Rücksicht auf die bekannte

Vorliebe des deutschen Kaisers für Wagner'sche Musik waren die Hauptnummern des Programms aus Wagner'schen Opern bestritten worden. . . . Der deutsche Kaiser kam in seinen Gesprächen mit den Künstlern immer wieder auf Bayreuth zurück.“ Hieran knüpfen die „Hamb. Nachr.“ folgende Mitteilung: „Die für die edle Sinesart und Geschmacksrichtung des deutschen Kaisers charakteristische Bevorzugung des Wagner'schen Kunstwerkes dürfte dem Vernehmen nach im nächsten Jahre eine bemerkenswerte äußere Befundung erfahren, welche hoffentlich als der erste Schritt zu dem längst im Interesse der nationalen Kunst erforderlichen offiziellen Eintreten des Reiches für das „Deutsche Olympia“ (Bayreuth) — um einen kaiserlichen Ausdruck zu gebrauchen — anzusehen sein wird.“

## Fermisches.

— Schon ist er herabgekommen, der erste Schnee, in schüchternen Flöden nur, beständig, zaghaft, als schäme er sich seines vorzeitigen Eintreffens. Noch war es nicht jener dauerhafte Winter Schnee, der den Dächern, Brunnen und Laternen solche weiche Hähnen aufsetzt, den marmornen Musikmeistern und Poeten, den bronzernen Gelehrten und Potentaten auf hohem Sockel Pranken überfließt, einen weichen Teppich über die Straßen ausbreitet und den Passanten das Gesicht beubert, sondern ein ganz vorzeitiger, simpler Oktober-Schnee, der kaum den Boden berührend gestoffen und sich in eitel Wasser aufgelöst. Nur hier und da blieben die winzigen Krystalle in einem städtischen Vorhof, oder — o der Höl! — auf den Flechten einer jungen Schönen haften und stiftete ein etwas längeres Dasein, als seine Kameraden, die zwischen den Pflastersteinen oder in der Gasse rasch ein nasses Grab fanden. Der erste Schnee pflegt übrigens auch dem bebauenswerten Schicksal des hohen Leuzes nicht zu entgehen, — wie dieser wird er aufs erbarungslosigste abgedrückt. Hat ihn doch einmal ein Dachstuhlspott mit den schäblichen Worten bezeugen:

„Was kommt dort von der Höh?“

Der erste, weiße Schnee! u. s. w.

Uns aber summen die ersten Schneeflocken ein gar anheimelndes Lied ins Ohr: Sie künftigen von der Poesie der Weihnachtszeit, von Nussknug, von düstigem Tannengrün, von frischwangigen Kleinen und von der Beaglichkeit des wohlbeheizten Heimes. Sie künftigen aber auch von dem Reiche der göttlichen Kunst, in dem die hohe Herrscherin mit ihrem großen, mächtigen Hofstaat bereits die ersten Vorbereitungen zur Reise auf unsere profanische Erde trifft, um da wieder ihr Winterheim aufzuschlagen und uns mit zauberhaften Weisen Kopf und Sinne zu bekränzen — und darum, erster Schnee, magst du willkommen sein!

— Das Marschner-Denkmal, welches die Stadt Jittau ihrem Sohne Heinrich Marschner errichtet hat, ist am 1. Oktober feierlich enthüllt worden. Seinen Platz hat das Denkmal an einem der schönsten Teile der Brauenecke erhalten.

— Der Kölner Männer-Gesangverein wird im kommenden Frühjahr eine Kunstreise nach Italien unternehmen. Von Mailand beginnend, soll Rom den äußersten Punkt der Reise bilden. Jedemfalls ist das Unternehmen ein großartiges zu nennen und es steht zu hoffen, daß die geschehenen einleitenden Schritte zu einem Resultate führen, welches nicht nur dem berühmten Kölner Männergesangsverein neue Ehren einbringen, sondern bei der Teilnehmern auch unvergessliche Eindrücke hinterlassen wird.

— Die Väter der Stadt Düsseldorf haben den Umbau der dortigen städtischen Tonhalle mit einem Kostenanwand von 700 000 M. beschlossen.

— Das Direktorium des Allgemeinen Deutschen Musikvereins hat an Stelle des verstorbenen Professor Dr. Karl Nibel den General-Intendanten Herrn Hans v. Bronjart in Weimar als Vorsitzenden des Vereins gewählt und Herr von Bronjart hat die Wahl munter angenommen. An seine Stelle ist Herr Hofkapellmeister Dr. Lassen in den Gesamtvorstand berufen worden.

— Mainz. Bei der Preisverteilung für die besten Pläne zu einem Breinshaus der „Lieber-tafel“ entfiel der erste Preis auf den Architekten Bruno Schmitz in Berlin; der zweite Preis wurde vom Preisgericht dem Architekten Hecker in Düsseldorf zuerkannt.



## Neue Klavier-Musik.

- 24 hübsche Salonstücke . . . für 3 Mk.  
 24 berühmte Märsche . . . 3 „  
 48 Tänze (leicht) . . . 3 „  
 36 Opernoperetten . . . 3 „  
 36 Opernphantasien . . . 3 „  
 36 Lieder berühmter Meister . . . 3 „  
 36 Volksliedertranskriptionen . . . 3 „  
 100 Opern-, Volks- u. Tanzmelod. . . 3 „  
 Franko-Zusendung.

Richard Moske, Leipzig.

## Operntext:

„Die letzten Tage von Pompeji“ über-  
 geben ich renommierter Tonichter. Briefe  
 befördert Rudolf Moske, Wien, sub. „D. 1471“.

## A. E. Fischer,

Bremen, Katharinenstr. 30/31.

## Musik-Instrumentenfabrik und Saitenspinnerei

(gegründet 1864)  
 empfehle von schönen, altem Holze  
 gearbeitete

Violinen, 5 Jahre  
 Violas, Garantie.  
 Violoncelli,

Zithern, Flöten,  
 Klarinetten, Oboen.

Trompeten,  
 Trompetinen, Kornett  
 a Pistons, Waldhörner,  
 Posaunen etc. etc.

Sämtliche Blasinstrumente sind von  
 besten Material angefertigt und sehr  
 sorgfältig abgestimmt; ich liefere  
 dieselben sowohl in den alten hohen,  
 als auch in den neuen tiefen Stimmung.

Keine selbstverfertigten Instru-  
 mente fanden nicht ein in Deutsch-  
 land, sondern auch im Auslande (Russ-  
 land, Schweden, Dänemark, England,  
 Amerika etc.)

wegen ihrer Güte und verhältnismäßig  
 billigen Preise.

grosse Anerkennung, und bin ich im  
 Besitze von Hunderten lobender Zeug-  
 nisse etc.

Preiskurante gratis und franko.

Alle vorkommenden Reparaturen werden  
 schnell und billig ausgeführt.



W. Ed. Voigt jr.

Markneukirchen i. S.

Gegründet 1856.

Musik-Instrumenten-

und Saiten-Fabrik.

Einzel-Verkauf

ausserer Hand.

Anerkennungsvorg.

u. billige Bezugs-

quelle. Illustrierte

Preisverzeichnisse

gratis und franko.

## Schul-Violine,

vorz. i. Ton, Ebenh., Garn. u. f. Bogen,

stark gefüllt, Holz., best. Bezug 15 Mk.

Schul-Zither vorz. i. Ton, 31sait.,

best. Bez. 20 Mk. u. Schlüs-

sel, Ring u. Stab, gefüllt, Holz. 20 Mk.

liefert franko P. Ed. Moske, Trieb. u. bayr.

Hoflieferant.

## Salon-Pianos,

neue Instrumente, schön von Ton, in drei

Größen, unter Garantie zu verkaufen.

a) Mk. 500. — b) Mk. 600. — c) Mk. 700. —

Adalbert Heckl, Kapellmeister,

Manheim, B. 4 16.

Beste Bezugsquelle für echt

romantische Saiten aller Instru-

mente. Versand franko nach

allen Ländern. — Fabrikpreise.

Preiskurante franko.

E. Tollert, Rom, Ripetta 57.

## Violinen Zithern

u. alle anderen Arten v.

Streichinstrumenten,

insbesondere u. italienische

Meistergeigen,

Cellos etc. für

Dilettanten u. Anfän-

ger liefern unter den

besten Bedingungen

ausser ordentliche

Raten

ohne Preisverhöhung.

Garantie.

Umtausch gestattet.

Preiskurante franko.

Hamma & Co.

Saiten-Instrumenten-Fabrik

Stuttgart, Eugenstr. 4.

## Franz Teubner in Magdeburg.

## Atelier für Streichinstrumente

Konzert-Violen, Meister-Instrumente

nach echten Originalen wie Stradivari,

Amati etc. etc. Preis von M. 50—150.

Alte Violinen stets vorrätig.

Schüler-Violen (Ehrl.) mit v. M. 10 an.

Violoncelli Solisten Mod. Bausch od. Tourt.

Grösstes Lager v. sämtl. Musikinstrum. und

deren Bestandteile.

Lieferung pünktlich! Preise streng reell!

Preislisten gratis und franko.

## Edmund Paulus

Musik-Instrumenten-Fabrik

Markneukirchen i. Sachs.

Preislisten auf Wunsch frei.

## G. & A. Klemm,

Rich. Schuster

Musikinstrumenten- u. Saiten-Fabrik.

Gegegründet 1817.

Markneukirchen (Sachsen).

Beste und billigste Bezugsquelle für Violinen,

Celli, Bässe, Zithern, Blasinstrumente aller

Art, Saiten etc. Preiskur. grat. u. franko.

## Violinen, Zithern etc.

Instrumente am vortheilhaftesten

direkt von der Instrumentenfabrik

C. G. Schuster jun.

255/56, Elbächer-Strasse,

Markneukirchen, Sachs.

Illustr. Kataloge gratis u. franko.

## Das beste u. billigste

Harmonium der Welt.

Ein Schmuck für

jedes Zimmer.

Solidität, Schönheit,

Wohltklang.

franko.

Kataloge gratis.

Köln, Unter Gold-

schmied Nr. 38.

Barmen, 40 Neuerweg 40.

## Amerik. Estey Cottage Orgeln.

Orgel- u. Harmonium-Magazin.

Unter Gold-

schmied Nr. 38.

Barmen, 40 Neuerweg 40.

Amerik. Estey Cottage Orgeln.

Orgel- u. Harmonium-Magazin.

Unter Gold-

schmied Nr. 38.

Barmen, 40 Neuerweg 40.

Amerik. Estey Cottage Orgeln.

Orgel- u. Harmonium-Magazin.

Unter Gold-

schmied Nr. 38.

Barmen, 40 Neuerweg 40.

Amerik. Estey Cottage Orgeln.

Orgel- u. Harmonium-Magazin.

Unter Gold-

schmied Nr. 38.

Barmen, 40 Neuerweg 40.

Amerik. Estey Cottage Orgeln.

Orgel- u. Harmonium-Magazin.

Unter Gold-

schmied Nr. 38.

Barmen, 40 Neuerweg 40.

Amerik. Estey Cottage Orgeln.

Orgel- u. Harmonium-Magazin.

Unter Gold-

schmied Nr. 38.

Barmen, 40 Neuerweg 40.

Amerik. Estey Cottage Orgeln.

Orgel- u. Harmonium-Magazin.

Unter Gold-

schmied Nr. 38.

Barmen, 40 Neuerweg 40.

Amerik. Estey Cottage Orgeln.

Orgel- u. Harmonium-Magazin.

Unter Gold-

schmied Nr. 38.

Barmen, 40 Neuerweg 40.

Amerik. Estey Cottage Orgeln.

Orgel- u. Harmonium-Magazin.

Unter Gold-

schmied Nr. 38.

Barmen, 40 Neuerweg 40.

Amerik. Estey Cottage Orgeln.

Orgel- u. Harmonium-Magazin.

Unter Gold-

schmied Nr. 38.

Barmen, 40 Neuerweg 40.

Amerik. Estey Cottage Orgeln.

Orgel- u. Harmonium-Magazin.

Unter Gold-

schmied Nr. 38.

Barmen, 40 Neuerweg 40.

Amerik. Estey Cottage Orgeln.

Orgel- u. Harmonium-Magazin.

Unter Gold-

schmied Nr. 38.

Barmen, 40 Neuerweg 40.

Amerik. Estey Cottage Orgeln.

Orgel- u. Harmonium-Magazin.

Unter Gold-

schmied Nr. 38.

Barmen, 40 Neuerweg 40.

Amerik. Estey Cottage Orgeln.

Orgel- u. Harmonium-Magazin.

Unter Gold-

schmied Nr. 38.

Barmen, 40 Neuerweg 40.

Amerik. Estey Cottage Orgeln.

Orgel- u. Harmonium-Magazin.

Unter Gold-

schmied Nr. 38.

Barmen, 40 Neuerweg 40.

Amerik. Estey Cottage Orgeln.

Orgel- u. Harmonium-Magazin.

Unter Gold-

schmied Nr. 38.

Barmen, 40 Neuerweg 40.

Amerik. Estey Cottage Orgeln.

Orgel- u. Harmonium-Magazin.

Unter Gold-

schmied Nr. 38.

Barmen, 40 Neuerweg 40.

Amerik. Estey Cottage Orgeln.

Orgel- u. Harmonium-Magazin.

Unter Gold-

schmied Nr. 38.

Barmen, 40 Neuerweg 40.

Amerik. Estey Cottage Orgeln.

Orgel- u. Harmonium-Magazin.

Unter Gold-

schmied Nr. 38.

Barmen, 40 Neuerweg 40.

Amerik. Estey Cottage Orgeln.

Orgel- u. Harmonium-Magazin.

Unter Gold-

schmied Nr. 38.

Barmen, 40 Neuerweg 40.

Amerik. Estey Cottage Orgeln.

Orgel- u. Harmonium-Magazin.

Unter Gold-

schmied Nr. 38.

Barmen, 40 Neuerweg 40.

Amerik. Estey Cottage Orgeln.

Orgel- u. Harmonium-Magazin.

Unter Gold-

schmied Nr. 38.

Barmen, 40 Neuerweg 40.

Amerik. Estey Cottage Orgeln.

Orgel- u. Harmonium-Magazin.

Unter Gold-

schmied Nr. 38.

Barmen, 40 Neuerweg 40.

Amerik. Estey Cottage Orgeln.

Orgel- u. Harmonium-Magazin.

Unter Gold-

schmied Nr. 38.

Barmen, 40 Neuerweg 40.

Amerik. Estey Cottage Orgeln.

Orgel- u. Harmonium-Magazin.

Unter Gold-

schmied Nr. 38.

Barmen, 40 Neuerweg 40.

Amerik. Estey Cottage Orgeln.

Orgel- u. Harmonium-Magazin.

Unter Gold-

schmied Nr. 38.

Barmen, 40 Neuerweg 40.

Amerik. Estey Cottage Orgeln.

Orgel- u. Harmonium-Magazin.

Unter Gold-

schmied Nr. 38.

Barmen, 40 Neuerweg 40.

Amerik. Estey Cottage Orgeln.

Orgel- u. Harmonium-Magazin.

Unter Gold-

schmied Nr. 38.

Barmen, 40 Neuerweg 40.

Amerik. Estey Cottage Orgeln.

Orgel- u. Harmonium-Magazin.

Unter Gold-

schmied Nr. 38.

Barmen, 40 Neuerweg 40.

Amerik. Estey Cottage Orgeln.

Orgel- u. Harmonium-Magazin.

Unter Gold-

schmied Nr. 38.





IX. Jahrgang Nr. 22.

Stuttgart, 1888.



Werkeltjährlich sechs, mit Künstler-Porträts etc. illustrierte Nummern und je einer Extrabeilage, bestehend in verschiedenen, für Hausmusik geeigneten Gesangs- und Instrumental-Kompositionen, Musiker-Textikon, illustrierte Musikgeschichte u. s. w.

Verlag Carl Gruninger, Stuttgart-Leipzig  
(vormals V. J. Zenger in Köln).  
Inferate die fünfgehaltene Monatszeit 75 Pfennig.  
Beilagen für je 1000 ZpL. Kart 5.—  
Wenige Annahme von Inseraten und Beilagen bei  
Rudolf Mosse Stuttgart, Leipzig, Berlin u. dessen Filialen.

Preis pro Quartal bei allen Postämtern in Deutschland, Österreich-Ungarn und Luxemburg, sowie in sämtlichen Buch- und Musikalien-Handlungen 80 Pfg.; direkt von Stuttgart und bei den Postämtern des Weltpostvereins 1 Mk. 50 Pfg. Einzelne Nummern 25 Pfg.

Alle früheren Jahrgänge sind neu aufgelegt in eleg. brosch. Bänden zu 80 Pfg. das Quartal, Einbanddecken à M. 1.—, Prachdecken à M. 1.50 durch alle Buch- u. Musikalien-Handl. zu beziehen.

## Zwei denkwürdige Theaterabende.

Von R. Biggli.

**M**ohl kaum je sahen die Pariser Freunde des Théâtre Italien in der Salle Favart, welche damals den Platz der späteren Opéra-Comique einnahm, dem Aufgehen des Vorhangs mit größerer Spannung entgegen, als am Abend des 14. November 1831. Auf dem Theaterzettelt stand als Benefiz-Vorstellung von Maria Felicitä Malibran Rossini's Othello. Die berühmte Sängerin hatte, nachdem sie als Desdemona alle Welt entzückt, diesmal die Rolle des eifersüchtigen Mohren übernommen, um das unerfüllte Publikum durch ein neues Reizmittel zu fesseln. Dagegen trat ihr als Gattin des Tithelhelden die deutsche Wilhelmine Schröder-Devrient zur Seite, während die Partien des Iago und Brabantio in den Händen Rubinis, des wohlklingendsten Tenors derzeit und des nicht weniger herrlichen Bassisten Lablache lagen. Also nicht bloß ein Zusammenwirken unvergleichlicher Kräfte, sondern eine Art Wettstreit zwischen den beiden Künstlerinnen, die man, was lebensschaffende Dramatik, bis zum Dämonischen gesteigerte Gewalt der Darstellung betrifft, als die größten dieses Jahrhunderts bezeichnen kann. In der Technik des Gesanges übertraf die dunkeläugige Spanierin, deren Stimme von ihrem Vater Manuel Garcia, dem vollendeten Vertreter des Bel canto, mit eiserner Strenge gelehrt worden war, ihre blondgelockte deutsche Nebenbühlerin freilich ebenso sehr wie in der wunderbaren Versalität des Talentes. Auch fühlte sich die Malibran auf dem Boden der italienischen Oper vollkommen heimisch, während das edle, seelenvolle Organ der Schröder-Devrient in seinem Erguß durch die Rossini'schen Koloraturen stets etwas gehemmt wurde. Trotzdem und obgleich Frau Schröder bisher als Mitglieb der Möckelschen Gesellschaft den Pariser nur deutsche Rollen in ihrer Muttersprache vorgeführt hatte, trug sie an dem Abend einen entscheidenden Sieg über ihre große Kollegin davon. Während sie in ihrem Kleid von sanftblauer Farbe, geschmückt „mit der Perle mildem Glanz“ schon äußerlich die unglückliche Dulderin aufs schönste verkörperte, paßte die Gestalt des

ralenden Mohren durchaus nicht für den zarten Gliederbau der Malibran. Friedrich Chopin, sonst ein glühender Verehrer der „in ihrer Art einzigen“ Altistin, welcher der Vorstellung für den teuren Preis von 24 Fr. beizuwohnte, schrieb den 16. Dezember 1831 darüber an seinen politischen Freund Titus Banceichowski: „Die Malibran ist klein, die Deutsche größer. Man dachte manchmal, die Desdemona würde den Othello erdroffen.“ Und ganz ähnlich äußert sich der Referent des Journal des Débats unterm 22. November 1831: „Im letzten Duett hatte Desdemona stets die Liebermacht und jedermann bewunderte die Gültigkeit dieses Opfers, das sich durch einen Othello erdrücken ließ, dem sie ohne Anstrengung durch einen einzigen Griff den Hals hätte umbrechen können.“ Dazu kam, daß Maria Malibran, obgleich ihr Kontralt drei Oktaven umfaßte, sich genötigt fand, die Partie des Gelben wesentlich zu kürzen, ja den ganzen ersten Akt wegzulassen und daß die hohen Tenornoten trotzdem ihrer Stimme sichtbar ermüdeten. Deshalb hält denn auch der oben erwähnte Berichtserstatter der exzentrischen Frau eine scharfe Strafpredigt, weil sie zu Paris eine Rossini'sche Wert profanierende Maskerade gewagt, die in London gefallen hätte. Weit besser kommt Frau Schröder-Devrient weg, obgleich auch sie bei der Othello-Ausführung ihre kolossalen Pariser Erfolge als Fidelio, Agathe, Eurantide bei weitem nicht erreichte. Sie spielte die Desdemona gut, heißt es von ihr und hatte schöne Momente der Inspiration, „würde aber weit besser thun, wenn sie sich entschließen könnte, sich in den Grenzen ihres Talentes zu halten. Eine vereinfachte, aber selbst bis auf die Hauptnoten reduzierte, aber mit Kraft artikulierte und mit dem ganzen Reiz ihres Organs, mit der Gewalt ihres Ausdrucks vorgetragene Koloratur würde von ganz anderer Wirkung sein als eine schleppende und in der Höhe noch mit ganzer Stimme gegebene Roulade.“ Die Vorstellung, bei welcher Rubinis meisterhaft sang, Lablache als Senator „außerordentlich nobel aussah“, sollte übrigens nicht ohne einen Vorfall enden, welcher der Tragödie einen hochkomischen Beigeschmack verlieh und die Veranlassung einer amüsanten Anekdote wurde. „Nachdem“, so lesen wir wiederum im Journal des Débats, „beide Personen (Othello und Desdemona) tot zur Erde lagen, schien alles zu Ende; allein die Damen, an dergleichen Expeditionen wenig

gewöhnt und ohne männliche Hilfe, die ihren Fall hätte dirigieren können, waren zu nahe an den Lampen niedergefallen. Der Vorhang ließ sich dessen ungeachtet herab und Desdemona, welche den Dolchstoß mit der Standhaftigkeit einer Spartanerin empfangen, erbeute, als sie die Gardine auf sich zukommen sah. Ein Entschluß mußte gefaßt werden. Madame Devrient hat sich also lachend aufgerichtet und ihren Mörder am Rockärmel gepußt, als wollte sie zu ihm sagen: „Bruder Jakob, schläfst du?“ — Aus diesen humoristischen Thatsachen, deren Wahrheit unfruchtlich erhärtet ist, entwickelte sich die durch Claire von Glümer erzählte Sage: die Malibran habe erbittert darüber, daß sie ihre Rivalin nicht in Grund und Boden zu fügen vermochte, am Ende der Vorstellung noch einen Coup de Théâtre ausgeführt, um Madame Schröder in eine lächerliche Situation zu bringen und so ihren Triumph zu vernichten. Deshalb habe sie nach Desdemona's Tod das Opfer ihrer eifersüchtigen Wut so dicht an die vorlere Lampenreihe geschleppt, daß der fallende schwere Vorhang Frau Schröder hätte erschlagen müssen. Letztere habe in ihrer Todesangst schließlich den Kopf so vorstreckt als möglich zurückgezogen, worauf das Publikum in schallendes Gelächter ausbrach und der Zweck der Malibran erreicht worden sei. — Daß eine derartige Verächtlichmachung der letzteren vollständig unbegründet ist, dafür bürgt uns ebenso sehr der durch und durch edle, neidlose Charakter der großen Sängerin, als die liebevolle Bewunderung, die ihr Wilhelmine Schröder-Devrient zeit seines Lebens gezollt hat. „Die Pakt“, schrieb sie während ihres Pariser Aufenthalts von 1830 an Ed. Genast, „die Pakt ist bei weitem nicht so groß als ihr Ruf, aber die Malibran tausendmal größer. Das ist eine Künstlerin, vor der man niederstinken muß.“ Und wie die berühmte französische Schauspielerin Madame Dorval der Sängerin nach einer Vorstellung des Othello mit Thränen der Rührung im Auge für das, was sie von ihr als Desdemona gelernt, dankte, so versicherte Frau Schröder wiederholt, ihre großartigen Erfolge in der genannten Rolle erklären sich nur dadurch, daß sie ausschließlich dem Vorbild von Maria Malibran gefolgt sei.

Das kurze Dasein der letzteren sollte übrigens nicht zu Ende gehen, ohne daß die beiden Künstlerinnen noch einmal im nämlichen Stück nebeneinander auf den weltbedeutenden Brettern erschienen wären. Diesmal gab Wilhelmine Schröder die Veranlassung,

indem sie während ihres Londoner Aufenthaltes vom Sommer 1833 die gleichfalls in der englischen Hauptstadt weilende Malibran bat, bei ihrer Abchiedsvorstellung vom 3. Juli mitzuwirken und sofort eine freudige Zusage erhielt. Das Programm war ein reichhaltiges, denn die deutsche Künstlerin sang an dem Abend im Covent-Garden-Theater den ganzen Helden, sowie die ersten Akte der Eurypantos deutsch, außerdem noch nach dem dritten Akt des Othello, wobei sie den Mord, die Malibran die Desdemona gab. Diesmal übertrafen die Stimmen- und Spielgewaltigen sich selbst und entzückten die Zuhörer beifällig. Wenn Frau Schröder je den ihr als Leonore vom Londoner Publikum beigelegten Namen der „Thränenkönigin“ verdiente, war es bei diesem Anlaß, wo der Geist Beethoven's mit all seinen erhabenen Schauern über sie gekommen zu sein schien und selbst ihr feinstes Spiel jedes Herz erbeben machte. „Die Spanierin“, schrieb Henri Chorley, unsere Sängerin über die Malibran vergleichend, „war wie Schrecken in die Kerkelreue, aber die Deutsche steht vor mir, wie sie in der Introduction des Chors der Gefangenen, da diese aus ihren Zellen hervorströmten, ein totenbleiches Gesicht nach dem andern mit der herzerbrechenden Frage einer lange zurückgebliebenen Hoffnung anblickte. Nichts Technisches hat man je beim der unvollkommenen Bühne gesehen.“ Und auf der nämlichen Höhe standen beide Künstlerinnen im 3. Akt des Othello. Hier vereinigte sich Moßmünder's Melodienreue mit der vollen Ausdrucksgewalt Shakespeares und als die beiden Leidenschaft-durchglühten Stimmen das letzte Duett vollendet hatten, Wut, Schmerz und Todesangst ineinander mischend, da vermodete niemand zu jagen, wenn in dem einzigartigen Wettkampf die Palme gebührte, ob der in männlichen Rollen herrlich aussehenden Deutschen mit dem Flammenbild, dem fast übermächtig ausgebaute Hinterkopf, der kräftigen, hochragenden Gestalt, oder dem zartgegliederten Kind des Südens mit dem schwarzen Seidenhaar, den Taubengängen, dem schwermütigen Timbre ihrer aus tiefer Seele quellenden Töne. Es war das letzte Mal, daß sich die Frauen auf der Bühne begegneten. Schon am 23. September 1836 endete Marie Malibran infolge eines unglücklichen Sturzes vom Pferde zu Wandfester ihre meteorologische Laufbahn, während Wilhelmine Schröder-Devrient erst den 26. Januar 1860 ein Leben beschloß, ebenso reich an Talent und Ruhm, wie an Unglück und leidenschaftlichen Schmerzen. — Auf dem Gebiete der dramatischen Musik haben die beiden Sängerinnen ähnlich wirkende Wirkungen hervorgebracht, aber auch die Fehler und Ausstellungen übermächtiger Naturen miteinander geteilt. Ihre Namen gehören daher in der Geschichte der Tonkunst zusammen und es ist nicht bloß ein anmutiges Spiel des Zufalls, sondern gewissermaßen von symbolischer Bedeutung, daß sich wiederholt ihre Wege kreuzten.



## Erinnerungen an Carl Taubig.

Von  
Carl Graf von Kroschwitz.

Gegen Ende der fünfziger Jahre lebte ich mit meiner jetzt verstorbenen Frau in Dresden. Bei einer uns besuchenden Familie, welche Männer der Wissenschaft, Künstler und andere Berühmtheiten von nah und fern in ihrem gastlichen Hause zu sehen pflegte, lernten wir in einer kleinen Abendgesellschaft Carl Taubig kennen.

Der damals noch sehr junge Mann, welcher sich den geistlichen Formen gemäß alleseitig vorstellte, war damals etwa achtzehn Jahre alt. Der erste Eindruck, den mir jener Jüngling machte, war ein sehr günstiger; neben freundlicher Bescheidenheit und recht bemerkbar schüchternem Befangenheit in fremden gesellschaftlichen Kreisen, wurde es mir doch bald klar, was ich bei späterer Bekanntschaft befähigt fand, daß bei ihm ein eifriges Bemühen nach Vervollkommenung seines Charakters und das Enden nach Recht und Wahrheit, in allen Dingen die Grundzüge seines Wesens ausmachte.

Für diejenigen Leser dieser Mitteilungen, welche damals den jungen, mit der Welt und den Mühen des Lebens noch nicht erfahrenen Taubig gekannt

haben, werden die hier nach meinem Tagebuche wiedergegebenen ersten frühen Eindrücke, welche ich nach meiner ersten Begegnung mit dem leider so früh Verstorbenen zu Papier brachte, jetzt wohl von großem Interesse sein. Für diejenigen, welche ihn nicht persönlich gekannt haben, verleihe ich hier eine kurze Schilderung seiner Persönlichkeit. — Von kleiner unterster Gestalt, hatte Taubig damals eine gute Körperhaltung und ein richtig frisches Gesicht, welches später sehr blaß wurde und aus welchem ein paar Augen leuchteten, die etwas kurzichtig, doch in steter Beobachtung der Umgebung, ruhig und heiter um sich schauten.

Der große Kopf war dicht von dunkeln, schlüchten Haaren bedeckt und à la Visz getrimmt. Der steiner von Galls Schädeltheorie fand an Taubig's Kopfe den an beiden Schläfen hervortretenden Musciliun bemerkbar. — In schüchternem Weise sich zurückhaltend und wohl in die Beobachtung der fremden Gesellschaft vertieft, folgte Taubig dann einer Aufforderung unserer Wirtin, seine Kunst hören zu lassen. Ich weiß nicht mehr was er vortrug; aber das weiß ich noch, daß der Eindruck ein bedeutender und allgemeiner war, und ich ihm gegenüber mit den Ausdrücken meines Beifalles nicht zurückhielt. — Nach dieser ersten Begegnung machte der junge Künstler uns bald seinen Besuch, und wir sind nach und nach in immer nähere Beziehungen getreten.

Im Sommer 1860 waren wir eine längere Zeit in Teplitz, als uns Taubig dort besuchte und wir damals ihm den Vorschlag machten, in dem alten Kurortale sein erstes öffentliches Konzert zu geben. Wegen zu kurz bemessener Zeit wurde die Angelegenheit etwas übereilt, auch war die heiße Jahreszeit für ein Konzert nicht ganz günstig und geeignet. Dennoch hatte der junge Virtuose vielen Erfolg und fand eine nicht ganz unbedeutende Zuhörerschaft. Die damals in Teplitz wohnende, allen Badegästen bekannte Fürstin Co. . . einige Musikfreier, Offiziere, Badegäste und Bewohner der Stadt hatten sich zu dem Konzerte eingeladen, um die noch nicht bekannte, jugendlich frische Musikkraft kennen und würdigen zu lernen. Der Beifall war ein alleseitiger und wohlworbender. Hiermit in die Öffentlichkeit eingeführt, verbreitete sich sein Ruf bald mit großer Schnelligkeit, zuerst in den österreichischen Kreisen, welche es Taubig hoch anrechneten, daß er in seinem Heimatlande Böhmen sein erstes öffentliches Konzert gegeben hatte. In der Nähe von Warchau 1841 geboren, hatte Taubig seine Jugend in Böhmen verlebte und zählte sich selbst zu der dortigen deutschen Bevölkerung. Mit großer Bescheidenheit sprach der Künstler über seine Leistungen, welche sichtlich zu den besten Hoffnungen berechtigten und daß diese in wenigen Jahren sich in vollem Maße erfüllten und dem Künstler noch in sehr jugendlichem Alter zu einem wahren Welttrübe verhalten, brauche ich hier nicht erst zu sagen. — Den darauffolgenden Winter hatte die Witwette bald Veranlassung, den auf seiner ersten Kunstreise befindlichen Virtuosen in mehreren deutschen und österreichischen Städten und in Warchau zu hören und sein unübertrefflich fein durchdachtes und zu dem Herzen des Zuhörers sprechendes Spiel zu bewundern. Die Instrumente von Reichen in Berlin wurden meist von dem jungen Künstler in seinen Konzerten benützt. — Es liegt hier nicht in meiner Absicht, dem jungen Manne auf seinen verchiedenen Kunstreisen zu folgen und die im Vertrauen uns damals gemachten Mitteilungen, Aufichten und Meinungen des jugendlichen Hausfreundes an die Öffentlichkeit zu bringen. Nur über manche Begebenheiten und Ereignisse jener Zeit, soweit der genannte Künstler dabei mitbeteiligt war, soll hier von mir in einfacher Weise erzählt werden.

Es wird wohl mehr oder weniger bei allen jungen Musikern vorkommen, daß sie über ihrer künstlerischen Ausbildung, die viel Zeit und Mühe in Anspruch nimmt, in der außerhalb ihres Berufes liegenden Bildung Mängel zeigen oder diese fühlen. Um nun diesem von ihm lebhaft empfundenen Mangel anzuhelfen, hatte Taubig neben Sprachstunden auch das Studium der Philosophie betrieben, und war dabei unglücklichlicherweise an den damals noch weniger bekannten, ihm sehr anprechenden Schopenhauer geraten. Er betrieb dieses Studium sehr ernsthaft und jenes Philosophen Besinnung hat er sich denn auch für sein ganzes Leben angeeignet. In wenigen Jahren wurde aus dem heiteren und frühlichen jungen Manne ein ernster, nach den tieferen Gründen dieses Daseins forschender Jüngling, welcher kämpfte und strebte, um zu einer klaren und richtigen Weltanschauung zu gelangen. Dabei blieb er der bescheidene, ernsten Studien stets ergebene Künstler. Neben der Fertigkeit im Klavierspiel betrieb er aber damals auch eifrig

eine andere, damit sehr wenig verwandte — das Violonschlagen. Trotz seiner Kurzsichtigkeit eignete er sich einige Fertigkeit darin bald an.

Als ich ihn einst fragte, warum er so manche Stunde dem Violonschlagen opferte, antwortete er mir: „Man muß auch im Waffengebrauch seinen Mann stellen.“ Als ich darauf lachend erwiderte: „Sie sind mit Ihrer Figur einem Gegner gegenüber schon im Vorteil“, antwortete Taubig mir darauf: „Die Waffenübung macht mir Vergnügen und sollte ich auch nie ernsthaften Gebrauch davon machen müssen, so ist es doch gut für meine Brust, auch an solchen Tagen zu gewöhnen.“ Soviel ich weiß, hatte Taubig nie ein Duell in seinem kurzen Leben auszufechten, obgleich er einst nahe daran gewesen war. —

Wie ich eines Tages in Dresden aus meiner Wohnung trat, begegnete mir ein Herr v. R., dem ich sagte, zu Taubig gehen zu wollen, um mit diesem zu spielen. „Was“, rief v. R. gelehrt im höchsten Erstaunen, „Sie spielen mit Taubig? Da müssen Sie eine große Fertigkeit haben, welche ich gar nicht bei Ihnen vermutet hätte. Spielen Sie vielmals?“ „Ja“, antwortete ich und ging zu Taubig, um ihn in der Kunst des — Billardspieles zu unterrichten. Mit Taubig habe ich manchen Scherz über unser vierhändiges Spiel gehabt und Herr v. R. gegenüber dies kleine Geheimnis erst nach einigen Jahren, bei gelegentlichen Besprechungen über Musik, ganz zufällig verraten und mitgeteilt. Nachdem Taubig als berühmter Künstler schon recht bekannt und an verschiedenen Orten gehört worden war, wurde er von einem Teil der Damenwelt in Schutz genommen, oder richtiger gesagt — so arg belästigt, daß er sich vor deren Zudringlichkeit verbergen mußte, und deshalb Wohnung und Wohnort oft wechselte. In jener Zeit sprach sich Taubig meiner Frau und mir gegenüber in trefflichen und scharfen Bemerkungen hierüber aus, so daß meine Frau ihm sagte: „Kaffen Sie die tollen Frauenzimmer laufen, beantworten Sie keine Briefe und gehen Sie Ihren Studien nach.“ Dieser Rat muß von Taubig auch befolgt worden sein, denn nach mehreren Wochen kam er ganz vergnügt und heiter, wie er es lange nicht gewesen war, zu uns mit der Nachricht: „Die Schmach habe ich gewonnen; über dreißig, meist ungleiche Briefe, von zarten Händen geschrieben, habe ich verbrannt und hoffe nun nicht weiter belästigt zu werden.“ —

Zumersch hat Taubig bis zu seinem Tode einen kleinen Anhang von Frauen nicht abschütteln können, doch seine Studien und Arbeitskraft haben mehr unter seinen philosophischen Dilemmationen, als durch seine geistlichen Beziehungen gelitten; während er seine Zeit für Arbeit, Unterhaltung und einige farberliche Liebungen verwendete. Eine eigentümliche Schüchternheit und Scheu vor einer Begegnung mit weiblichen Wesen konnte Taubig lange Zeit nicht ablegen. Ob dies aus ibleh Erfahrungen herkam oder seine Kurzsichtigkeit diese Schüchternheit hervorrief, weiß ich nicht anzugeben, erinnere mich aber einer höchst komischen Scene, welche durch seine ängstliche Bescheidenheit, den Damen aus dem Wege zu gehen, hervorgerufen wurde. In einem besetzten Hause wollte er einen Besuch machen, da trat aus der Thüre eine ihm bekannte Dame. Sofort eilte unter junger Künstler nach der Treppe zurück und erst als erstere ihm nachrief: „Herr Taubig, Sie werden von meiner Mutter und Schwester erwartet.“ zog er befangen seinen Hut und schlüpfte schnell ohne ein Wort zu sagen, an der Dame vorbei durch die offene Thüre in die Wohnung hinein. Ich habe damals auch bemerkt, daß der junge Künstler gegen alle ihm fremden Menschen eine gewisse Befangenheit und etwas künstlich erdickende Zurückhaltung noch in einem höheren Grade angenommen hatte. War er, wie man so sagt, erst angefaßt und hatte die Leute sich recht angesehen, trat er bald in den geistlichen Verkehr ein, in dem er sich unter Umständen sehr angenehm machen konnte und einen guten Eindruck hinterließ. Mit einem bewundernswerten Feingefühle oder einer Art von Instinct verstand Taubig die ihm zulaufenden Menschen bald herauszufinden, um danach unter Umständen eine feste Freundschaft zu schließen. Hierzu hatte er die besten Anlagen, er war zu Gefälligkeiten und Scherzen bereit, konnte Opfer bringen und gut unterhalten, nicht krankhaft empfindlich suchte er die Gesellschaft auf, doch am besten gefiel es ihm im engsten Freundeskreise.

(Schluß folgt.)





wunderbare Porträtist der brillanten lebenslustigen Renaissance-Höfe. So angenehm, so hübsch lacht seine Erscheinung bis in unsere Tage hinein. Er war der Maler der Eleganz. Niemand hat außer ihm so schön malen können. Seine Dentelles sind wahre Feenwebwerke, lustig und spinnwebartig — die echten Prüßler Feenwebwerke. Seine Frauenhände sind wie Lilienblätter, und die Haare, die er malte, duften förmlich. Er hat die Haarponade gemalt wie Demter die Mägen. Und wie übermäßig und milde lächelt seine Männer, wie so oft seine Damen. Man hört die Leute — die Poeten, die er gemalt hat, beinahe französisch sprechen. Sein Atlas raschelt förmlich, und der Duft der Note, welche Königin Henriette in den Händen hält, betäubt. — Ich muß heute ins Theater, und mir diesen Van Dyck anhören und ansehen — schon aus Pietät für seinen Ahnherrn. — „Ah-Dusel, Ah-Dusel!“ grinst der Vinofel des Kritikers.

„Sie sind ein Narr.“  
„Aber ein Narr, der für heute ein Zogenbillet hat.“ glitzerte das Vinofel.  
„Das sind die Unschädlichsten!“ sagte ich. Und es ward verabredet, daß wir uns abends in der Loge trafen. Tagsüber hörte ich hier und da von Leuten, die die Theater besuchen, noch eine Menge Bemerkungen über den neuen Sänger.  
„Er ist eine wunderbare Erscheinung. Elegant, distinguiert.“

Es ist derselbe, der in Paris den Lohengrin sang bei der verunglückten Wagner-Entreprise des Herrn Lamoureux, wo der Lohengrin nur ein einziges Mal nacheinander aufgeführt werden konnte, weil der politische Janagel das Theater zu stürmen drohte, in dem man die Musik eines Prussian aufzuführen wagte.“

„Glauben Sie wirklich, daß die Politik im Spiel war? Der Tannhäuser wurde lange vor dem Jahre 1870 aufgeführt in Paris — und sogar mit Niemann und der Fürstin Metternich, die in einer Loge „den Chor“ machte, und wurde doch ausgepfiffen. Damals konnte doch von nationaler Feindschaft keine Rede sein. Wagner ist eben für die Franzosen unverdaulich.“

„Unverständlich, wollen Sie sagen?“  
„Was sagt man denn von der Stimme dieses Van Dyck?“

„Sie ist frisch, stark, kraftvoll, markig, blendend.“  
„Aber er ist doch kein Wagner-Sänger. Es fehlt ihm etwas dafür, oder hat etwas zu viel dafür... Man weiß nicht recht, was es ist...“

„Wenn Sie damit sagen wollen, daß er nicht so ist, wie alle diejenigen, welche man Wagner-Sänger par excellence zu nennen pflegt, so ist das ein Lob für den jungen Mann. Diese sogenannten Wagner-Sänger sind zumeist stark und dick wie die — verzeihen Sie den Ausdruck — Fleischhacker. Zehrer, Trivialis, der Gladiatorenallüren hat und nicht den bel canto der Italiener besitzt, heißt heutzutage Wagner-Sänger. Ich finde, es ist das eine Veleibigung für unser Nationalkomposition. Weil Niemann eine Kaster mißt, glaubt jeder, der gleichmäßig ist und zu wenig Sangeslust besitzt, um Mofsin singen zu können, er sei ein Wagner-Sänger, und das Publikum ist naiv genug, sich dies einreden zu lassen. Tadelhaft war voll Mumm, hat nie geschrien, und war doch ein Tannhäuser, der bis heute unverrückt ist.“

Ich hörte mir das alles an, und abends saß ich in der Loge zwischen der Pianistin und dem Kritiker, und die Oper begann.

Bei den ersten Szenen war ich mit den Gedanken faum auf der Bühne. Ich dachte unwillkürlich an alle Lohengrins, die ich gehört hatte: an Niemann den hartnäcksten Geros mit der kalten Stimme und dem zwingenden Wesen, dem „man alles glaubte“, weil er alles füllte, an Alois Ander den poetischen Märchenhelden mit dem Goldhaare, den Bergheimen nicht-Augen und der süßlichen Liebe im Herzen, an tutti quanti. Dann an die Elsa der Dufmann, so voll Anbacht und Reinheit — eine heilige Gestalt, welche an ein Madonnenbild gemachter, an die der schönen Emilie Schmidt, die schlanke Doppelgängerin der Kaiserin Eugenie mit dem, wie von Sonnennebeln verschleierten Zügen; an die der Gabriele Krauß mit dem siegreichen Wesen und der klarlichenden Stimme; an die Verdrud der Auguste Stöger, die echt diabolische, unverrückte, vor der selbst die Tadmam-Wagner zahn erschien.

Jetzt kam Bewegung in die Massen auf der Bühne, und ich erwachte gleichsam. Der vom Schwan gezogene Nachen naht sich dem Ufer.

In dem Nachen stand ein strahlender Ritter. Und das sollte Lohengrin sein? Der Lohengrin,

an den wir gewöhnt sind? Nein. Das war das geistvolle, lächelnde, französische Gesicht eines echten Van Dyck, aber kein deutlicher Graalsritter. So scharf sah es aus, so weltlich hübsch, gar nicht träumerisch, sondern fröhlich, lebenslustig; der ganze Mann so gar nicht märchenhaft, sondern elegant anmutig, fast sinnlich. Und dieses Auge, so lachend, — um die Mundwinkel zuckte das heimliche Schlinglein.

„Und das soll ein Lohengrin sein?“ sagte der Kritiker. „Der Mann weiß ja gar nicht, wen er vorstellen soll! Er muß keinen Begriff vom Inhalte der Oper haben!“ — In der That, er nimmt nicht die verklärte, fromme Miene aller Lohengrinsänger an, — murmelt die Pianistin. „Aber warten wir auf die Stimme.“ — Und die Stimme erkante. Das war nicht die klagende, plaudernde Stimme der Lohengrins, wenn sie den Schwan verabschieden. Es war eine silberhelle, jugendliche, gebietende Stimme, eine fröhliche Stimme fast. — „Es ist, als ob er seinen Komfortable verabschiedete!“ höhnte das Vinofel.

Ich sagte nichts. Aber ich war selber ganz verblüfft über diesen merkwürdigen Mangel an Pietät für die Tradition. Verstand dieser Mann wirklich nicht, was er sang? Dabei aber war mir, als fühlte ich, wie die Morgenröthe über die Schelde strahlte, wie die Bogen glänzten, wie die Erde, unter der der Jüngling lag, lustig rauschte... Und merkwürdig, das alles fand ich zum erstenmal in der farbenflehenden Musik dieser Scene!... Dann kam die Herausforderung, der Zweikampf. Van Dyck sang das fast ohne Nachdruck, mechanisch, wie trambefangen, fast wie man eine eingeleitete Rolle abhüt. Dann kam der Sieg, Telramund lag am Boden. Lohengrin schenkt ihm das Leben. Ganz ohne Pathos. Aber mit welcher übermüthiger Siegeslust! Dann kam das Verbot:

„Nein, das ist nicht anzuhören!“ blühte das Vinofel. „Gar keine Würde! Jeder Lohengrin hebt und droht fast dabei. Das Publikum soll ja doch erfahren, daß die ganze Handlung in dem Verbot wurzelt!“

In der That, dieser Lohengrin wich von allen Traditionen ab. Sein Verbot lang er fast, wie man eine Verpflichtung abhüt, aber kaum weiter. Dagegen blühte förmlich sein ganzes Wesen auf in dem Anblick seiner hohen Braut. Seine Augen umflossen sie wie Sonnenlicht, seine Worte unwallten sie wie Weihrauch; jetzt, da er erfüllt, was ihm geboten, gab er sich ganz dem Zauber seiner ersten aufleuchtenden Liebe hin... Sein Leben hing an zu blühen, er lachte ihm entgegen, er gab sich der süßen Freude seines Maintages hin... Das Schlinglein zuckte um seine Lippen... „Der Mensch weiß nicht, was er singt!“ — jammerte das Vinofel blühend.

„Und ich sage Ihnen, ich weiß zum erstenmal, was die Musik Wagners sagt!“ sagte die Pianistin hochatmend, das Auge auf die Bühne gebannt.

Und so erging es mir. Das war das Schöne! Das war das, was mir noch kein anderer Lohengrin erschlossen hatte! Wie klar war mir nun alles: Lohengrin kommt gleichsam erst auf die Welt in dieser Scene, weil er zum erstenmal in die Welt kommt... Er hat sein ganzes Augenleben in dem phantastischen, märchen-dämmerigen, mystisch-dumpphen Zaubertempel Monatsbad verbracht. Er ist wie Eckhard, der aus der Klosterküche und der Bücherei in den fröhlichen frauendurchleuchteten Hofganz des Hohentwiel tritt. Er ist kein idealer Misset mehr, sondern ein Jüngling, ein Mensch! Er atmet, sieht, liebt zum erstenmal — alle Fröhlichkeit, alle Lust der herrlichen Welt überkommt ihn! Kein Lohengrin-Darsteller hat das begriffen vor Van Dyck! Das ist jetzt nicht mehr der mystische, erkannte, freie, gedankenlose Ritter des Nachens, der sich freit, ein wenig hinauszukommen ins Dasein, es ist der Sieger, welcher die Liebe empfindet, jauchzend, und welcher den schönsten Preis errang! Er liebt und lächelt. Das Glück, die Liebe, das Leben umgänzen, umdrehen, umrunden ihn, dahin ist all das unburchsichtige Gewölke, zerissen von der Sonne des Lebensfrühlings! Er lacht!

Dann kam die Nachtszene zwischen Elsa und Ortrud, dann der Hochzeitsmarsch, dann die Scene vor der Kirche. „Elsa, mit wem verheirathet du dich?“ — das wird immer so schuldlos ermahnd gesungen, selbst Ander that das, aber Van Dyck singt das wie erkannt, leichtsin, seiner Geliebten so sicher... Die Pianistin und ich, wir hatten schon unzähligen Lohengrin-Vorstellungen beigezogen, — aber ich neigte mich jetzt hinter dem Rücken des Kritikers zu ihr und sagte: „Ich sehe heute den Lohengrin zum erstenmal.“

„Ich auch,“ sagte sie leise.  
Nun kommt die Liebescene in der Mondnacht. Fast alle Lohengrin-Darsteller sind da einander gleich. Sie haben alle dieselben Mienen seit der ersten Aufführung. In seinen Opern (die Hugenotten und Faust vielleicht ausgenommen) wird so nach der Schablone gearbeitet von den besten Künstlern selbst, wie im Lohengrin. Sie schieben's auf die Tradition. Van Dyck kümmert sich nicht im mindesten um die Tradition. Er singt das Liebesduett wie etwa der Rossinische Ricciardo seine Liebesklage, der Ernesto Donizettis sein Schulschuldlied singt, und jetzt erst begriff ich, wie viel Musik, Herz, Gefühl, Jügend in Wagners „gelehrter“ Musik liegt! — Immer Wagner — du mit Gewalt zum urbedeutenden dramatischen Geisteswerkemacher gemacht! Genus! Jetzt erst ließ ich, warum du deine letzte Zeit am liebsten in Italien verbrachte, wie du düstend selig warst in italienischen Musik, Opern- und Possen-Darstellungen, daß du alle Couplets nachsangst, wie du durchaus die Emilia Ghioni für deine Elsa haben wolltest! — Du bist so ganz Musik gewesen, daß du vergeblich für deine süßesten Szenen Sänger träumtest, die auch des bel canto fähig wären! Van Dyck Singen in der Liebescene ist mondchein-dämmerig, jasmintendend, glühend und blühend. Es ist das Lieb der Nachtigall, das Wagner in dieser Scene singt — sucht es nur! Ich habe vor diesem Sänger noch nie eine Nachtigall auf der Bühne singen hören.

Telramund mit den Banditen stürzt herein. Diese Scene wird stets wie eine Walgerei behandelt. Wie anders Van Dyck! Im Nu hat er Telramund unter der Felle, ohne großes Pathos. Er dünkt ihn zertreten, diesen Buren! Er hat dabei eine Stellung, die unbeschreiblich mäterlich ist. Wo sah ich dergleichen? — Ah, das ist Michael, der Erzeengel, wie er den Fuß auf den Drachen setzt!

Diese Siegesmajestät zerfließt aber plötzlich in Thränen. „Weh, nun ist all unser Glück dahin!“ — kann man meined singen? Van Dyck kann es.

Von diesem Augenblick aber ist er auch tot. Alles Lächeln, alles Leben, ja ich möchte sagen, alle Liebe ist von ihm wie weggekehrt. Er ist verloren für die Welt, für das Glück.

Die Scene der großen Erzählung und des Abschieds kommt. Selbst die besten Lohengrinsänger machen eine Deklamation daraus. Van Dyck ist da wie einer, der nur noch schreibend auf Erden weilt. Er deklamirt nicht, er hat kein Pathos, keinen Nachdruck, fast kein Leben. Seine Liebe ist tot! Er hat keine Anmut, keine Plastik mehr. Starr steht er da, sogar die Stimme ist tonlos, selbst am monoton. Er ist kein Mensch mehr, sondern ein sprechendes Gespenst. Er weilt noch zwischen den glücklichen Menschen, aber er ist wieder ein Mönchsritter geworden. Alles Leben ist abgefallen von ihm. Er selber ist wieder ein Misset. Er nimmt Abschied mit verhaltener Stimme. Wie er in den Nachen steigt, ist gleichsam alles entblättert, er steht da, sein eigenes Manfouren...

Nein, — Van Dyck ist kein Wagner-Sänger in dem leiser laubläufig gewordenen Sinne des Wortes. Dazu ist er zu elegant, zu großartig, zu geistreich, zu liebenswürdig, Augen und Lippen sind zu lebensvoll. Er ist kein Lohengrin im hergebrachten Sinne, aber er ist die Verkörperung alles dessen, das Wagner sich im Lohengrin gedacht haben muß. So träumte ihn sicher der Meister, würden sonst seine Noten erst durch Van Dyck zur echten, lebensvollen, liebeatmenden Melodie?

Van Dycks Lohengrin ist die Lösung dieses musikalischen Räthsels, das man bisher als „Sagenfigur“ abhüt wollte. Er ist der Vertreter, der seines Gelübdes entbunden, ein frohglücklicher Mensch wird, und dann durch einen Zauberspruch wieder das wird, was er war: ein Schatten.



## Der Sieblingschüler Giovanni Annis.

Von Johs. Glantwell.

In Jahre 1572 stand in der Via Nuova, der Straße, welche den oberen Teil, das Patrizierviertel des römischen Ghetto abschließt, ein hohes, schmales Haus, über dessen Pforte der siebenarmige Leuchter in den Stein gemeißelt war. Dies Haus bewohnte Samuele Piana, den seine Glaubens-



genossen den „glücklichen Samuele“ nannten, denn er war mit Reichthum begabt und besaß eine Tochter, deren Schönheit alle Köstlichkeiten in ihres Vaters Schatzkammer weit überstrahlte. Mächtige junge Römer durchschritt am Tage die Via Nuova, um die schöne Jüdin am Fenster zu sehen, — aber vergebens, denn Samuele hüllte seine Tochter wohl und erst nach dem Ausläuten, wenn die Thore des Ghetto geperlt und es Späher entfernt waren, durfte sie die Abendluft im Freien genießen. Auf den Vater wartend, lehnte Esther eines Abends am Fenster und spähte hinaus, um das Geräusch seiner nahenden Schritte nicht zu überhören. Aber nur das Seufzen des Nachtwindes ließ sich vernehmen und angstvoll sah das Mädchen, wie spät es schon sein müsse, denn der Mond stand hoch am Himmel und sandte in immer volleren Strahlen sein zauberliches Licht herab. Da kante plötzlich durch die Stille ein leiser, mehrstimmiger Gesang, dessen süße Töne das ganze Herz der Jungfrau gefangen nahmen und sie ihre Angst um den Vater vergessen ließ. Esther lauschte mit Entzücken und mit einer Art von bewunderndem Staunen, denn niemals hatte sie etwas Ähnliches gehört — dieses Suchen und Finden der verschlungenen Melodien dünkte ihr ein hohes Wunder aus Arnolds Zauberarten zu sein. Jetzt schienen sich die Stimmen zu entfernen, flogen sich wie im netzigen Spiele, um gleich darauf in vollen Accorden ineinander zu klängen; und dieses süße Gewirr von Tönen kam dem Mädchen wie ein schöner Strauch vor, den eine kunstfertige Hand aus vielen verschiednen farbigen Blumen zu einem lieblichen Ganzen zusammengefügt hat. Esthers Lebensrauschung war aber fast noch größer als ihr Entzücken über dies Neue, Niegehörte, — denn bei dem Gesange, den ihre Glaubensgenossen zu Ehren Gottes anstimmten, bewegten sich alle Stimmen vereint, langsam und feierlich von Ton zu Ton, und wenn sie selbst zur Laute sang, so klang ihre tiefe Stimme so traurig in dem einsamen Gemache, daß ihr jeder Laut fast in der Seele erstarb. Doch dieses Liebeslied, das da so lieblich verlosend herüberkante, ließ Esthers Herz freudiger schlagen und unwillkürlich öffnete sie ihre Lippen, um in den Gesang mit einzustimmen. Doch welcher der verschiednen Stimmen sollte sie folgen? Kein Zweifel — der schönsten, und diese schönste Stimme tönte so kräftig und klangvoll aus dem Chöre heraus, daß es für Esther ein neues Entzücken war, sich ihr einigermaßen im Gesange anzuschließen. Von dem Wunsche befeuert, die Sänger zu sehen, bog sich die schöne Jüdin weit aus dem Fenster und blickte die stille Straße hinauf, — doch niemand war zu entdecken — der Gesang mußte aus einem Garten kommen, der durch eine hohe Mauer vom Ghetto getrennt war und damit auch die Via Nuova abschloß. Plötzlich öffnete sich ein Thürchen in dieser Mauer und Esther sah mit Staunen ihren Vater aus demselben treten. Mit wankenden Schritten kam Samuele auf sein Haus zu, schob den schweren Riegel zurück und lag bald darauf in den Armen der Tochter, welche ängstlich fragend in sein bleiches Gesicht blickte. Die traurigste Gestalt gegen das Herz preßend, stöhnte endlich der Alte: „Meine Schmach müssen wir dulden, — doppelte Schmach, weil einer unseres Stammes sie erlitten hat. Du weißt, wenn ich meine, — Andreas, der Abtrünnige, der den Glauben unserer Väter verließ, schlug dem Papst vor, jeden Sabbat dreihundert der Unseren zu zwingen, der Messe in San Benedetto alla Regola anzuhören und er fand für diesen Vorschlag nur zu williges Gehör. Furcht ihm, der unserm geduldeten Volke diese neue Marter ersann, der Friebe stieg sein Herz, das, selbst voller Grausamkeit, auch grausam von Jehova gerichtet werden möge!“ — Das Auge voller Grimm, blickte Samuele wie rasch fordernd empor und ein schweres Seufzen hob seine habersüßte Brust. Als die leidenschaftlich erregte Stimme Samueles schwieg, klang wieder deutlich der Gesang in das stille Gemach, der früher Esther so entzückt hatte, und die süße Liebesweise rief den Alten aus seinem finsternen Innern. Er trat zum Fenster, deutete hinaus und sprach bitter: — „Da höre! dieser Gesang begleitet mein Fieber, als ich dort meine Knie beugte vor Francesco Ferrabosco, dem Neffen des Papstes, um Gnade zu erbitten und Erlösung von dem harten Gesetze. Meine Stimme tönte wohl seine Freude an dem Tode, denn der Graf ließ mich schweigen und hatte als Antwort auf meine Bitte nur die ärgerlichen Worte: es war thöricht von mir, Euch gerade heute hergerufen zu haben, heute, wo wir Giovanni Nannini neuesten Adrignal hören wollen. Kommt nächste Woche wieder, Samuele — oder sagt dem Nannini Euer Anliegen, er will morgen zu Euch, glaube ich!“ — und damit war ich entlassen, und zwar in Gnaden entlassen.“ — Höhnisch aufschend wandte

sich Samuele seiner Tochter zu, die bleich vor ihm stand und sagte müde, als er den Schrecken in ihren Augen sah: „Nichts mehr davon — ich bin müde von all den Aufregungen und will ruhen. Schlafe auch du wohl, mein Kind!“ — Damit drückte er ihre Hand zum Abschiede und ging hinaus in sein Zimmer, die Jungfrau in einem Sturm verworrenen Gedanken und neuer Empfindungen zurücklassend.

Am anderen Morgen tönte früh schon der Klopfer an Samueles Thüre und ein Mann begehrte Einlaß, dessen Stimme die junge Jüdin zusammenzucken ließ, denn dieser volle schöne Klang hatte die ganze schlaflose Nacht hindurch in ihrem Herzen nachgedeut. Hinter dem Thürvorhang versteckt, lauschte Esther in das Nebenzimmer, wohin ihr Vater soeben den Fremden führte. Dieser antwortete, den Eig. verschmähend, den Samuele ihm anbot, auf die Fragen nach seinem Begehren: „Unser Geschäft wird hoffentlich bald zu Ende sein und dadurch erleichtert werden, daß ich Euch meinen Namen nenne. — Ich bin Giovanni Nannini und darf mich den Freund Pierluigi Palestrinas nennen. Wir beide waren Schüler des großen Claudio Goudimel, dessen Nachlaß nach seinem Tode in Eure Hände kam, Nanno. Auch seine Laute befand sich dabei, von der ich hoffe, daß sie noch in Euren Händen ist — fordert, was Ihr wollt dafür, nur gebt sie mir wieder.“ — Samuele zauderte und bat um Verzug; die Laute gehörte seiner Tochter und die müsse er erst fragen, ob sie in den Handel einwillige, oder nicht. Der Alte trat ins Nebenzimmer, wo Esther, die Laute in der Hand, ihm schon entgegen trat und mit leise zitternder Stimme bat: „Schenkt sie dem Meister, o Vater, mir zuliebe!“ — „Noch betroffen von Esthers festem Gebahren, überreichte Samuele das Instrument dem jungen Mann, der es gefordert hatte und sagte: „Meine Tochter schenkt Euch die Laute gerne, da Ihr ja ein Recht darauf zu haben scheint.“ — Ein Recht? Ja — das der Liebe und Verehrung für ein Ding, das von teurer Hand geweiht wurde. Diese Laute wird Pierluigi und mir Glück bringen und uns stets unsern großen Meisters und seiner Lehren eingedenk sein lassen, wenn wir selbst unsere Schüler lehren!“ rief Nannini mit begeistertster Stimme aus. „Sagt Eurer Tochter meinen besten Dank für ihre Güte und Freundschaft, Nanno. Vielleicht kann ich ihr übrigens diesen Dank schon morgen selbst abstrafen, morgen ist ja Sabbat und die erste Messe, die Ihr in San Benedetto alla Regola besuchen werdet. Palestrinas feinstimmigste Messe wird da gesungen und es ist möglich, daß ich Euch nach der Kirche sehen werde. Lebt wohl für heute, Nanno, und nochmals meinen Dank!“

Mit finsternen Blicken sah Samuele dem Scheidenden nach und ein wilder Wind entrang sich seinen Lippen, als die Thüre sich hinter ihm geschlossen hatte. Möglicherweise stand Esther vor dem Vater und sagte mit bebender Stimme: „Warum fluchst du Dem? Was hat er dir gethan?“ — Er ist ein Christ, darum hasse ich ihn; und er dient dem Papst, darum hasse ich ihn wieder!“ — „Nein! er dient niemandem, er ist geweiht durch die Kunst, die ihm im Herzen wohnt und die ihn hoch über die anderen erhebt!“ — „Erhebt? O, über die Thörin! Frage ihn doch, wie sie seinem Freunde, dem Palestrina, mitgespielt haben — seine Kunst hat ihn nicht davor geschützt, daß sie ihn von Amt und Brot jagten, weil er als „verheiratet“ nicht im päpstlichen Sängerkhorst bleiben durfte. Jetzt freilich überhäuft ihn der neue Papst mit Güte — aber nur, um Palestrina an sich zu fesseln, dessen Kunst der Kirche neuen Glanz verleihen soll. Und die Ehren und Würden, die er Palestrina verleiht, sind nur die spärlichen Zinsen für das kostbare Gut, das er wie ein schlauer Kaufmann dem Künstler abgewinnt.“ — „Dein Haß macht dich blind.“ — rief Esther empört. „Kannst du nicht glauben, daß die reine Freude am Schönen und Erhabenen auch den Papst, das Haupt der Christenheit, zwingt, sich vor dem durch die Kunst begabtesten Menschen zu beugen, gerade so wie sie mich, das arme Judenmädchen, dazu zwingt? Vor der Kunst bin wir alle gleich und in ihrer wunderbaren Allmacht schlägt die Kunst uns alle in ihre Banden, läßt uns ihr willig gehorchen!“ — „Du hast nur Jehovas zu gehorchen, Abtrünnige — nicht nach irdischen Erbsinnen zu trachten — und hörst du wieder solche Worte von dir, wie vorhin, so —“ Entsetzt sah Esther dem Alten in die Augen und seine zornige Stimme brach jäb ab — er wandte sich, machte noch eine drohende Bewegung mit der Hand und verließ das Gemach.

Lange starrte ihm Esther wie betäubt nach, dann begann sie mit fieberhafter Hast ein Bündel zu schnüren, in das sie alles warf, was sie an Schmuckstücken und Geld besaß. Nachdem dies gethan war, ging

das Mädchen hinüber in das Zimmer der Mutter, das seit deren Tode unverändert geblieben war, öffnete eine große Truhe, die dort stand und begann darin zu suchen. Bald hatte Esther gefunden, was sie wollte, ein schwarzes Gewand aus ihres Vaters jungen Jahren, wo noch kein barbarischer Zwang den Hebräern eigene Kleidung vorgezeichnet hatte. Ein Parett und ein Mantel lag dabei und am Grunde der Truhe fand sich auch noch ein Dolch, den Esther entlocken zu sich stellte. Ein leises Überdrehen ließ sie plötzlich aufstehen, aber gleich darauf überlegte sie lächelnd des Triumphes ihrer schönen Züge, denn jetzt hörte sie deutlich, wie ihr Vater mit schweren Schritten die Stiege hinabging, das Hausthor öffnete und hinaus trat. Ein schneller Blick durch das Fenster überzeugte das Mädchen, daß sich Samuele nach der Stadt hin entfernte, ein günstiger Umstand für das Vorhaben der jungen Jüdin. Bald umhüllte die Männerkleidung ihren zierlichen Körper, der in der dunklen Tracht doppelt schlank erschien, die schwarzen Locken fielen frei ihrer Fesseln, bis auf die Schultern herab und die schönen Augen Esthers blickten so feurig und so voll Energie unter den kühnen Augenbrauen hervor, daß man einen Jüngling zu sehen glaubte, der trotz der feinsten Gestalt schon die gereifte, geistige Kraft des Mannes zu besitzen schien. Das Bündel unter dem Mantel verborgen, gelangte Esther unbemerkt auf die Straße und stand zwei Stunden später am Tiber, vor dem Hause Nanninis, das sie nach vielen Fragen endlich gefunden hatte. — Lachend und plaudernd kam eben eine sehr junge Leute die Treppe herab und einer von ihnen, mit übermäßig blühenden Augen, trat an Esther heran, schlug ihr die Hand auf die Schulter und rief mutwillig: „Heraus mit deiner Postkarte, schöner Page, welche von den Damen Noms schickst dich an Meister Nannini mit einem süßduftenden Briefchen, das ihm sagt, wie sehr er geliebt wird? Glückliche Giovanni, wie ich muß die Herrin sein, die einen solchen Bogen hat!“ — Während der junge Mann noch sprach, erschien Nannini auf dem oberen Treppe und ein zierender Junge gebot dem übermühten Sprecher Schweigen. Lachend machte dieser eine Gebärde, die um Verzeihung flehen sollte, blickte aber dann mit unvorstellbarem Staunen der schlanken Gestalt Esthers nach, welche die Treppe hinaufgeklommen war und sich oben zu Nanninis Füßen hinwarf. Der Musiker richtete sie liebevoll auf und führte die Schwantende in sein Gemach, wo sie von neuem vor ihm in die Kniee sank. Die Aufregung känderte ihr die Stelle zusammen und sein Laut kam über ihre Lippen; nur die Augen schloß am Willkür, sprachen von all der Angst, von allen den Wünschen und Hoffnungen, die in des Mädchens jungem Herzen kämpften. Nannini blickte zuerst verwundert, dann mit inniger Teilnahme auf die vor ihm knieende Gestalt — endlich trübte er sonst mit der Hand über die dunklen Locken Esthers und sagte müde: „Armer Knabe! Was mag dir wohl geschehen sein, das ich stande war, deine junge Seele in solchen Ansturm zu bringen? Sprich getrost — wenn ich dir helfen kann, soll es gewiß geschehen.“ — Die freundlichen Augen und die gütige Stimme Nanninis gaben Esther den verlorenen Mut wieder und zuerst bebend, dann in immer leidenschaftlicheren Worten sprach sie zu dem Meister: „Kommt Ihr Euch vorstellen, wie es dem Armen zu Mute ist, der, in Elaverei geboren, nichts anderes als die öden Kerkermauern sieht, nichts anderes als Jammern und Wehklagen hört, der keinen freundlichen Sonnenstrahl, keine Blume, keine Freude des Lebens kennt? Daß er all dies Schöne nicht kennt, ist vielleicht sein einziger Trost, denn er kann nicht erneuen, was er entbehren muß. Da bricht ein Tag an, der ihm diese niegekannte Herrlichkeit der Erde entkühlt, der Moment, wo sich vor seinen erkannten Blicken eine Welt öffnet, die er nie geahnt, nie geträumt hat. Die blendende Lichtfülle, die ihm da überwältigend entgegenstrahlt, zeigt ihm aber auch zugleich die finsternen Schrecken seines bisherigen Lebens, gibt ihm grausame Erkenntnis, gibt ihm erst den Maßstab für seine Leiden. Nach diesem Momente den Armen wieder zurückzuführen in das frühere Glend, heißt ihn töten — in Wahnsinn und Verzweiflung treiben! Aufsteigend verlor Esther ihr Bewußt in den Händen, wie um das Bild dieses Jammers nicht zu sehen, dann aber umkammerte sie die Rechte Nanninis mit ihren zarten Fingern und rief: „Diese Hand, die eine Hand war, die den Schalter von meinen Augen riß, die mir zeigte, was ich verloren hatte, ohne es je befehlen zu haben — deine Hand soll mich auch retten aus meinem Glend. Lindere durch deine Güte die Qualen, welche mein armer Herz zerreißen, oder — töte mich!“ — Erschöpft, nach Atem ringend, hielt Esther inne und ihr Kopf sank herab, als erwartete sie das tödliche Nicht-

beil. Da hob Nanini leise ihr Kinn in die Höhe und zwang sie so, ihm in die Augen zu sehen, dann sagte er kopfschüttelnd: „Wunderliches Kind, wie kann ich dich in solche Verzweiflung gestürzt haben — ich, der dich niemals sah, der nicht einmal weiß, wie du heisst?“ — „Nennt mich Felice, den Glücklichen, wenn Ihr mich aufnehmt in die Schar Eurer Schüler — wenn nicht, — so brauch' ich keinen Namen mehr!“ — „Sieh den Hinstopf — er macht mich zum Mörder, wenn ich nein sage. Da muß ich dich ja annehmen als Schüler, denn deiner Art zu bitten, kann niemand widerstehen. Laß meine Hand, Felice und sag' mir deinen Dank erst später. Zuerst wollen wir sehen, was du schon kannst, dann erst darf ich dich mit Zug und Mecht in die Zahl meiner Schüler aufnehmen. Da — nimm die Laute und zeige, was du weisst!“ — Nanini nahm Gondimers Laute vom Tische und gab sie dem freudestrahelnden Mädchen, das erst einen dankbaren Kuß auf die Hand drückte, die ihr das Instrumment reichte und dann mit einem schalkhaften Anblicken der schwarzen Augen die Melodie jenes Madrigals zu spielen begann, das sie am Abend vorher gehört hatte. Erkenntend blickte Nanini auf, als er die ihm so wohlbekannten Klänge hörte und jetzt erst gestand ihm Esther, daß bei den Tönen dieser süßen Melodie es wie eine Offenbarung über sie gekommen sei und sie von nun an ihre ganze Kraft einer Kunst weihen wolle, die so wunderbare Wandlungen im Menschenherzen hervorbringen könne. Lächelnd hörte Nanini der Begeisterten zu und als sie ihr ganzes Herz vor ihm ausgeschüttet hatte, versprach er nochmals, Felice als Schüler annehmen und schon am nächsten Morgen mit dem Unterrichte beginnen zu wollen.

Glücklich, die Hand auf die befreit aufatmende Brust gedrückt, stieg Esther die Treppe hinauf, auf deren unteren Stufen eine lange Gestalt wie schlafend ausgestreckt lag. Als Esther sich nahte, sprang der Ruhende empor und sie erkannte den jungen Mann, der sie vorhin angesprochen hatte, wie sie zu Nanini wollte. „Kommt Ihr endlich, schöner Page? Die Botenschaft war lang, die Ihr Giovanni überbrachte und meine Ungeduld wurde hart auf die Probe gestellt. Meine Kneiter, Euch nochmals zu sehen, war aber doch noch größer als meine Ungeduld.“ — „Ich bin Paolo Giffra, der faulste Schüler und dabei der begierigste Anhänger Naninis — damit wißt Ihr alles, was wißenswerth von mir ist! Nun kommt Ihr mir auch getrost Eure Geheimnisse anvertrauen, denn ein Geis kann nicht stummer sein, als ich und für meine Freunde ginge ich durchs Feuer, ihr Euch aber fühle ich Freundschaft, noch ehe ich mich von Euch trenne, als Euer hübsches Mädchen. Schlagt ein, mein Junge, auf gute Kameradschaft!“ —

Fortgehend sah das Mädchen in Paolo's Antlitz und legte dann schüchtern ihre Rechte in seine Hand. Bald hatte Giffra alles erkundet, was seine Teilnahme reizte — er wußte nur, Felice sei fremd in Rom, den Fesseln entflohen, die seine freudlose Jugend eingekerkert hatten und er wollte jetzt Giovanni Naninis Schüler werden. „Euch hat ein Gott das Mächtige eingegeben, Felice!“ — rief Esther, „daß Ihr zu Nanini gingt und nicht zu Palestrina! Ich weiß wohl, wie hoch Der steht über uns allen, aber gerade das drückt uns zu Boden, lähmt unsere ohnehin schwachen Flügel noch mehr. Wir zittern dann um ihn, wie eine Schar kleiner Vögel, wenn der Adler kommt; — während Giovanni wie die Nachtigall ist, die mit ihrem süßen Singen die anderen nicht einschüchtern, sondern auffordert ein Gleiches zu thun. Milde und gewinnend, wie sein Wesen, sind auch seine Lieder, seine Madrigals, die so lieblich zum Herzen sprechen können. Doch das wißt Ihr ja, Felice, haben sie doch auch Euer Herz bezaubert!“ — „Laßt mich gehen.“ — sprach Esther, — „daß ich mir darüber keine Meinung schaft gar — nicht der Musiker, sein Werk hat mich anfangs begeistert. Und der Zauber, der mich gefangen nahm, liegt, glaube ich, gerade in dieser überirdischen Koseligkeit der Musik von menschlichen Händen.“ — „Dieser Ansicht bin ich nicht — ich bin eine viel zu kritische Natur, um mich zu bieder abstrakten Höhe der Bewunderung aufzulungeln, Felice. Ich kann den Schöpfer von keinem Werke nicht trennen, — bei beiden spüre ich so lange nach, bis mir ihr innerer Zusammenhang verständlich wird. Das Eine muß mir das Andere erklären helfen, so lange, bis mir das Gesamtbild von beiden deutlich wird!“ — „Wer weiß aber, was Ihr da alles hineinbeutet und am Ende wird Euch doch nur Euer eigenes Wesen klar dabei, Signore Commentatore! — denn ich glaube, daß Ihr, vielleicht ohne es zu wollen, doch nur Euer eigenes Spiegelbild in allem wiederfindet: so viele Köpfe, so viele Meinungen!“ — Der lä-

chelnden Esther drohte Paolo mit dem Finger und sagte scherzend: „Man muß sich hüten vor Euch und Eurer Zunge, Felice, aber überzeugt hat mich Eure Beweisführung noch lange nicht. Kommt morgen mit mir nach San Benedetto alla Negola, dort die neueste Messe Palestrinas zu hören. Vergleiche sie dann mit Dem, was Ihr von Giovanni's Melodien kennt und Ihr werdet sehen, wie sich Euch aus diesen Tönen auch zwei verschiedene Gestalten entwickeln werden. — Uebrigens wird es morgen doppelt interessant, denn Papst Gregor XIII. hat angeordnet, daß an jedem Sabbat — Doch was habt Ihr? — Ihr schwankt? — Oh, es war thöricht von mir, Euch so lange aufzuhalten mit meinem Geschwätz, Ihr müßt ja müde sein, Felice!“ — Kräftigen Arms stützte Giffra die halbhornmüchtige Esther, vor deren Augen plötzlich wieder das Bild ihrer Vergangenheit aufgestiegen war. Mit mühsam gefestigter Stimme daß sie Giffra endlich, er möge ihr ein Unterkommen verschaffen, sie sei zu fremd in Rom und wisse nicht, wohin sich wenden. Paolo drang lange in sie, daß sie doch sein Anbieten, bei ihm zu wohnen, annehmen solle — aber erst ihr energischer Widerstand hielt ihn von seinem Willen abstecken. So brachte er sie zu einer alten Frau, die nicht weit von der Peterskirche eine Osteria besaß, und von der er wußte, daß sie ab und zu auch Fremde beherberge.

(Schluß folgt.)



## Zwei Spaziergänge nach Neuilly, 1842.

I. Ein improvisiertes Konzert und die Pastetchen Ludwig Philipp's. — II. Eine Tragödie.

Ein heiteres und ein ernstes Erlebnis des Erzählers

Ernst Pasqué.

(Schluß.)

In der Brücke von Neuilly trafen wir auf einen leeren Concou,\* der sich nach langem Unterhandeln dazu verstand, uns für einen Franken nach Boulogne zu fahren. Nach einem solchen Dejeuner konnten wir uns diesen Vergnügen schon erlauben, blieben uns doch für die übrigen Genüsse des Tages noch ganze vier Franken und fünf Sous! Es war vier Uhr, als wir dort anlangten und bald darauf in einem der Cabarets am Ufer der Seine saßen, vor uns große braune Kistbüche mit dem leichten, roten Landwein, der wohl lange nicht so gut schmeckte, wie die Weine aus dem Keller Ludwig Philipp's, doch bei der glühenden Hitze immerhin angenehm trübte und den Durst stillte. Unter heiter geführtes Gespräch drehte sich mir um das erlebte hübsche Abenteuer und den gewiß köstlichen Inhalt der weißen Pastetchen, welche wir in der Tasche trugen. Die allgemeine Neugierde auf dessen eigentliche Beschaffenheit war keine geringe, und ich wagte fast den Vorstoß, eines der so sorgfältig verschmürten Büchlein zu öffnen, seinen Kern zu untersuchen und natürlich auch — zu versuchen. „Unterfuch' dich!“ drohte Hold mit drohlendem Grinsen, als der kleine vorstige Geiger Dapper, der bis dahin still und unbeachtet in einer Ecke gesessen, als ob er schliefte, plötzlich von seinem Stuhl emporsprang und wie ein Vesuvianer umherkante, dabei den bekannten Chor aus „Robert der Teufel“ in einer so tollen Lustigkeit parodierend, als ob er in der That verrückt geworden sei. Er sang, oder vielmehr, er grölte: „Ach! das Gold ist nicht Chimäre.“ —

Wir alle waren aufgesprungen und schon hatte Gold ihn an der Kehle gefaßt. „Wa-as?“ schrie er den tollgewordenen Geiger an, „du hast Gold im Sack?“ — Heraus damit! befenne, wo du den Raub ausgeführt hast, — wohl gar einen Raubmord unter erschwerenden Umständen.“ — „In die Seine mit ihm, seine Unthat abzuhängen! Doch vorher unterricht' ihn! — plündert ihn!“ So rief es durcheinander; denn auch wir übrigen hatten den armen Dapper, der sich lachend, wie ein dem Tollhaus Entspringener wehrte, gefaßt. Wüßig riß er sich los und streckte seine beiden Hände hoch empor; in der einen Hand hielt er den vorzeitig und so rücksichtslos enthüllten Inhalt seines Päckchens: eine kleine, goldgelb leucht-

ende Pastete, und zwischen den Fingern der anderen — ein wahr und wahrhaftiges goldenes Zwanzigfrankenstück. „In der Pastete hab ich's gefunden — in der Pastete!“ so schrie und sang er dabei, da capo, ad infinitum!

Das wieder wie ein Zauber! Im Nu waren wir alle wieder am Tische und unsere Pastetchen aus den Taschen. In einer Eile, die zerschend hätte wirken können, wurden sie entbunden, aufgewickelt und frische, goldgelb gebackene Pastetchen kamen zum Vorschein, und unter den Deckeln, auf dem Fleischhau lag in jeder Pastete — ein Wunder und dennoch goldene Wirklichkeit! — sauber in Papier eingewickelt, ein funkelneulagegoldenes Zwanzigfrankenstück!

Das war zu viel — überwältigend! Stumm, wie niedergeschmettert von solchem goldenen Regen und Segen und seines Wortes fähig, sanken wir auf unsere harten Holzstühle zurück, und Hold, den langen Arm mit den noch längeren hageren Fingern ausstreckend, sprach mit der zitternden Milde erregenden Stimme eines alten, der Anblikung nahen Greises: „Kinder, — gebt her! damit ich unterjuche, ob sie echt und nicht verjagt oder gar nur Spielmartern sind.“

Vertrauensvoll legten wir die Goldstücke in seine verlangende Hand und nachdem er sie eine ganze Weile stumm, mit zärtlichem Blicke — wahrhaftig! gar mit nassen Augen betrachtet, sagte er, anfänglich gerührt, dann in seiner natürlichen trockenen Weise: „Fein funkelneulagegoldenes Philippador — sie tragen kein edles Konterfei! macht genau hundert Franken. — Ich stecke sie ein und hebe sie uns auf für das nächste cleibte Monatsende. Nun die Weinböcke geleert auf des mackeren Bürgerkönigs Wopf! und dann hinaus und hinauf nach St. Germain, dem Ziel unserer herrlichen Ausfahrt.“

Gerecht, wie die Ausfahrt begonnen, endete sie also dabei mit einem Abenteuer, das uns in der Folge wie ein Märchen aus „Tausend und eine Nacht“ dünken sollte. —

Ganz anders, als ein entleerndes Gegenstück zu diesem sonnigen Freudentage, sollte sich ein baldiger zweiter Spaziergang nach Neuilly gestalten.

\* \* \*

Es war nicht ganz drei Wochen später, am 13. des folgenden Monats Juli — ich habe den verhängnisvollen Tag nicht vergessen! — da hatten wir wieder einmal viel freie Zeit, was übrigens ungefähr dreihmal im Monat der Fall war, und spürten abermals Lust, sogar einen unbedenklichen Brang zu einer Ausfahrt ins Grüne, ins Boulogner Holzchen, oder — warum es verschweigen? — nach Neuilly und dem bewußten königlichen Park. Wie damals brachen wir alle fünf gegen zehn Uhr auf und langten flüchtig etwas vor zwölf in der Nähe der Porte Mailot an, wo wir uns entscheiden mußten: entweder lüts ins Bois de Boulogne und etwa nach Auteuil, oder gerade aus nach Neuilly. Noch waren wir zu keinem Entschluß gelangt, als hinter uns eine offene Alleealeiche, mit zwei Pferden bespannt und einem Postillon in Gala, heranraute. Ein höherer Offizier in Generalsuniform fuß darin: es war der Herzog von Orleans. Die Pferde waren durchgegangen, vergebens bemühte sich der Postillon sie zu zügeln, und entsetzt wichen die Leute, die Wagen und Karren, welche die Avenue nach beiden Richtungen hin durchzogen, so viel als nur möglich zur Seite. Wöblich — in der Nähe der Porte du Mailot und nicht weit von der Stelle, wo wir unwillkürlich und beratschlagend standen, ertönte ein martdurchdringender Schrei. Der Herzog war entweder aus dem Gefährt geiprungen, oder ein gewaltiger Stoß des auf ein Hindernis gestoßenen Wagens hatte ihn hinausgeschleudert; mit dem Kopf war er zu Erde gestürzt, der furchtbare Schlag hatte einen Bruch der hinteren Schädeldede zur Folge gehabt, und wie leblos lag er auf dem Boden der Straße. Der Unglückliche!

Das war ein Schrecken, ein Entsetzen ringsum! ein Schreien und Sammern. Alles stürzte hinzu — wir waren natürlich nicht die letzten, doch als wir an der Unglücksstätte anlangten, da hatten bereits näherstehende Leute den armen, allgemein geliebten und verehrten Prinzen, die Hoffnung Frankreichs — emporgehoben. Nun wurde der scheinbar entleerte Körper in das gegenüberliegende Haus eines Spegereichwandlers namens Corbier getragen und dort in der Wohnkammer auf eine reich herbeigeklepte Matratze gelegt. Wenige Augenblicke später umstanden Tausende von Menschen das Haus und zur Ehre der damaligen Barriere Besöderung sei es gesagt: kein Auge blieb trocken, eine Ergriffenheit hatte sich der Menge bemächtigt, die seine lauten Klagen, nur

\* Zweirädriger Wagen ohne Federn, von außen bunt angestrichen, mit zwei Rädern an den Langseiten, damals die Hauptfahrgelegenheit nach Versailles und der sonntäglichen Umgegend von Paris — und bei den Kleinbürgern, den Kommis und Christen sehr beliebt.

leises, wehes Murren, Flüstern und Seufzen zuliess. Ueberraschend schnell waren die „Municipals“, welche damals den öffentlichen polizeilichen Sicherheitsdienst verwalten, zur Stelle. Reitende Boten gingen nach Neuilly, wo der König und die Königin noch immer weilten, nach Paris ab und kurze Zeit darauf langten von beiden Seiten, in rascher Eile die Wagen mit der königlichen Familie, mit den Aertzen und Ministern an. In stummem Schmerz ließ die Menge das greise Königspaar in das Unglücksdhaus zu ihrem Hoffnungslosen — sterbenden Sohne eintreten. Wir sahen sie nach und nach alle wieder, die wir kurze Zeit vorher so heiter und zufrieden gesehen — und heute? — welch ein Unterschied! Und doch schien die Sonne heute so golden, wie damals den Glücklichen, Hoffnungsreichen!

Der arme Herzog atmete noch, alle nur möglichen Mittel, ihn dem Leben zu erhalten, wurden angewendet — vergebens! Um vier Uhr und wenige Minuten drangen plötzlich aus dem Innern des Hauses herzerregendes Schluchzen und das jammervolle Aufstöhnen weiblicher Stimmen und kündeten nur zu deutlich, daß alles vorüber sei.

Der Herzog von Orleans war tot, die Hoffnung Frankreichs unwiderrücklich dahin! —

Im folgenden Jahre erhob sich an der Stelle des Cordierischen Hauses zur Erinnerung an den unter so furchtbaren Umständen, in der Wüste seiner Mannesjahre Geschickenen, die Kapelle St. Ferdinand, Schutzpatron des Toten, ein erinnerungsschweres Denkmal, das die Revolutionen von 1848 und 1870, sogar die zerstückungslustige Kommune von 1871 verschont haben.

Tief ergriffen, nur wenig und leise miteinander redend, legten wir gegen Abend nach Hause zurück. So schön und sonnig unser erster Spaziergang nach Neuilly gewesen war, so endete der zweite, wenn auch gleich wenig angetreten, doch unter den schrecklichsten Eindrücken, die ich je erlebte. Die Tage folgten sich, doch gleichen sie sich nicht: auf Sonnenschein folgten Sturm und Regen, wie der Jugend das Alter folgt. Wohl dem, der sich dann die Erinnerung, diese, dem Menschen auf den Lebensweg mitgegebene fremdbildende Fee, zu bewahren verstanden hat! Sie allein vermag uns die sonnige Jugend in mildem Glanze zurückzuführen. Der Erzähler glaubt sagen zu dürfen, daß ihm dies zu seinem Wohl, zu seiner Freude gelungen ist, und deshalb lautet sein einfacher Wahlspruch:

„Was erhält uns frisch und jung? —  
Arbeit und Erinnerung!“



## Berliner Saison.

### X.

Seit einigen Wochen beschäftigt sich das musikalische Berlin mit Musik. Man spricht von Schwingungsverhältnissen, Resonanzen, Saal-Echos und andern Dingen, die zwar immer im Hausat der Frau Musik eine beträchtliche Rolle gespielt haben, ohne indes bisher die tonkünstlerischen Gespräche sonderlich zu beeinflussen.

Der musikalischen Debatte ist diese kleine Abwechslung sehr wohl zu gönnen; im Grunde genommen hören wir doch immer nur die nämlichen Orchester, die nämlichen Solisten und, soweit die gegenwärtige Spielzeit in Frage kommt, auch die nämlichen Stücke. Ueber den Letztbald eines Wilow, die Spielweise einer Gipsfopf und die Melodie eines Chopinschen Konzerts läßt sich füglich nichts Ueberraschendes mehr sagen. Dafür haben wir eben gegenwärtig ganz andere Novitäten, nämlich unsere neuen Konzertsäle und die neuen Klangwirkungen, welche in ihnen erprobt werden sollen.

Da ist zunächst der neue Saal der Philharmonie, ein architektonisches Schönheitswunder, dem ich im Bereiche meiner Erfahrungen kein ähnliches an die Seite zu stellen vermag. Wie es in der kurzen Spanne der Sommerferien entstanden ist, das mögen die Geizelwundern wissen. Als wir am Schlusse der vorigen Saison dem alten philharmonischen Gebäude Abien jagten, verließen wir einen immerhin recht unabhängigen Musikraum, in dem sich's gut konzertieren ließ, und der auch das Auge in keiner Weise beleidigte; freilich trug er an jeder Mauer das Kennzeichen des Provisoriums und in seiner spiederartigen Deckenwölbung sogar die Erinnerung an seinen früheren,

ganz und gar nicht künstlerischen Beruf eines Statings-Kinls. Wer hätte es vermuten dürfen, daß sich dieser in den Dimensionen sehr ansehnliche, allein in der Bauart ebenso begehliche Musentempel während einer kurzen Ferienpause zu einem wahren Feenpalast umwandeln könnte? Hier hat sich in der That ein Mirakel vollzogen, und wenn unsere Zeit nur das mindeste Talent zur Legendenbildung besäße, so müßten wir bald von einem modernen Amphion hören, der durch die Macht seines Saitenpiels die Tragheit des Stoffes überwand und aus dem Rohmaterial über Nacht die prächtige Burg hervorzauberte.

Aber die Zeit ist prosaisch, und der Berliner vollends weiß sich von mythologischen Umwandlungen durchaus frei. Anstatt nach einem Amphion zu forschen, erkundigt er sich nach der Anzahl der Arbeiter, die der Regierungsbaumeister Schwachten zur Verfügung gehabt hat, und wenn er etwas übriges thun will, so räumt er ein, daß in den paar Monaten der Bauzeit wirklich „schneidig“ gearbeitet worden sei. Dann sendet er einen Blick nach dem fäulnissgeschmückten, in der Anlage gewaltigen Orchesterpodium, einen zweiten nach der neuveranteten fotofastischen Konzertsorgel, einen dritten nach dem im äppigsten Schmucke der Farben und Ornamente prangenden Renaissance-Masofund und erklärt sofort, es klinge nun auf die Hauptfrage an, nämlich darauf, wie es klinge.

Und er hat Recht. Die beste Ovation, welche die Baukunst der Musik darbringen kann, besteht in jenem unsichtbaren Geheimnis, welches die gute Musik des Saales einschließt; aber gerade bezüglich dieser Ovation sieht sich der Baumeister zumeist aus's Glüd verwiesen, und wenn er auch ein Duzend Gelehrte vom Schläge Schopenhörs als Geiseln hätte. In seinem Gebiete der Kunst spielt der Zufall eine so allmächtige Rolle, nirgends deckt sich die Theorie so wenig mit der Praxis, als hier, mit einem Worte, jenes Geheimnis läßt sich nicht berechnen und nicht erzwingen. Gewiß kann man den guten Hausgeist der Musik mit Gewalt verjagen, aber noch gibt es kein Mittel, um ihn mit Sicherheit einzufangen.

Garnier, der Erbauer des Pariser Opernhauses, hat erklärt, daß er sich fünfzehn Jahre lang vergeblich um die „bizarren Wissenschaft“ der Musik bemüht habe; er gelangte zu dem Endresultat, daß ein Saal, um gut zu klingen, entweder lang oder breit sein müsse, hoch oder niedrig, rund oder vieredig, von Holz oder von Stein und daß zwei Räume von vollkommen gleicher Bauart akustische Verhältnisse von grundsätzlicher Verschiedenheit ergeben. So überließ sich Garnier, der das einschlägige Material kannte, wie kein zweiter vor und neben ihm, schließlich ganz dem blinden Zufall, er baute ohne Rücksicht auf das akustische Endresultat und ward vom Glück gekrönt; „ich selbst“, so bekannte Garnier, „habe kein Verdienst um die gute Klangwirkung des Hauses, ich trage bloß die Ehrenzeichen!“

Auf der anderen Seite gingen der Erbauung des großen Trocadero-Saales in Paris die umfassendsten und genauesten Experimente voraus; der ganze Ban wurde unter dem Gesichtspunkte der Physik betrieben, man wollte den Genius der Musik durch hundertfache List beschwören und durch das schlaueste System von Vorrichtungsmaschinen am Entweichen verhindern. Und er ist doch entwischt. Der Trocadero-Saal ist in der Theorie ein akustisches Modell geworden und in der Praxis ein echoschwangerer, schalltrübender Raum geblieben.

Mit besserem Gelingen haben sich die Baumeister der neuen Berliner Philharmonie auf die Erfahrung gestützt. In den Raumverhältnissen schließt sich der Prachtsaal an andere Räume von bereits erprobter Akustik an, und hinter der reichen Feldbergliederung der Wand- und Deckenflächen birgt sich ein tiefer, auf die Klangwirkung bezüglicher Sinn. Diese zahlreichen kleinen Vorprünge, die in ihrer Gesamtheit so reizend auf das Auge wirken, zerstören thätlich bis zu einem gewissen Grade das schädliche Echo, als dessen eigentlicher Erzeuger die glatte Fläche gelten kann. Trotzdem berückdichte das Einwirkungskonzert als Klangprobe nur sehr bedingungsweise. Der Fehler lag an der Aufstellung des Orchesters, dessen Mitglieder, der freien Anlage des Podiums gemäß, hoch übereinander gestülpt waren, so daß die Bläser ihre streichenden Kollegen gewaltig überschrien. Im ersten Philharmonischen Abonnementsabend unter Hans von Bülow's Leitung hatte man das musizierende Bataillon, militärisch ausgedrückt, rechts und links deplacieren lassen; die Bläser stiegen aus ihrer olympischen Höhe herab, und das Klangresultat gestaltete sich dementsprechend zu einem ziemlich befriedigenden, wenn auch noch nicht tadellosen. Vielleicht

wird der Orchesterboden selbst, der als ein enormer Resonanzkörper des Guten zu viel leistet, umgebaut oder mit einer dämpfenden Schalldecke überdacht werden müssen.

Auch unsere alterthümliche Sing-Akademie hat der neuen Zeit ihren Tribut gebracht. Sie ist durch einen hübschen Anbau erheblich in die Länge gewachsen, sie hat ebenfalls eine stattliche Orgel erworben und überdies mit der neueren Beleuchtungsstechnik ihren Frieden gemacht. Bis vor kurzem herrschte in der Singakademie der patriarchalische Schein der Oel-Lampe; keine Petroleumlampe, kein Gasrohr hat jemals diese heilige Halle entweiht. Mit ihrem Dämmerlicht hielt sie bis in diesen Herbst hinein die Tradition der musikalischen Vorzeit aufrecht; dahin, dahin! Edisons Helligkeit hat gesiegt, und den alten Lampen ist nicht einmal ein bescheidenes Requiem nachgeklungen worden. Wiederum fragte man bloß „wie klang es?“ und da es gut klang, nahm man den schönen Erweiterungsbaustand samt den elektrischen Kronen als eine selbstverständliche Erfüllung unerwarteter Anforderungen mit Gelassenheit entgegen.

R. Moszkowski.



## Kunst und Künstler.

Wie man uns aus Wien schreibt, gedankt Frau Pauline Lucca ihre amerikanische Tournee nun dennoch auszuführen. Die Bedingungen sind derart verlockend, daß die Künstlerin ihre Absichten überwinden hat. Es werden ihr für 40 Vorstellungen 150,000 Gulden garantiert, von welchen 75,000 Gulden im vortheilhaftesten Fall erlegt werden. Mit dem amerikanischen Gastspiel will Frau Lucca ihre Bühnenkarriere schließen und dann in der Heimat eine Opernschule ins Leben rufen. „Nicht materielle, sondern reine künstlerische Interessen“, äußerte sich die Künstlerin, „bestimmen mich, nach Abschluß meiner Bühnenkarriere mich dem Unterrichte von Gesangslehrerinnen zu widmen.“ Im Sommer will Frau Lucca ihre Gesangsschule in Gmunden weiter führen. Dasselbst hat die Künstlerin gemeinsam mit der Gräfin Widenbrud die Rosenwilla, welche früher Eigentum der Erzherzogin Elisabeth war, gekauft, und gleichzeitig einen Neubau in Angriff genommen, der eben den Zwecken der projektierten Opernschule dienen soll. Frau Lucca will mit ihren Schülern in Gmunden oft konzertieren, und zwar zu gunsten der Armen, die aus dem Luccafonds bezieht werden.

Das diesjährige Felix Mendelssohn-Bartholdy-Stipendium für ausübende Tonkünstler im Betrage von 1500 Mk. ist dem früheren Schüler der Berliner königlichen Hochschule für Musik, Charles Gregorowitsch, das Stipendium für Komponisten aber unverliehen geblieben. Außerdem sind Stipendien aus den Reservebeträgen der Stiftung den Schülern des Konservatoriums in Köln: Oswald Sträßer und Mathieu Neumann, dem früheren Schüler der genannten Berliner Hochschule für Musik, Ed. Behm, den Schülerinnen deselben Instituts: Fanny Richter und Lucy Herbert Campbell, sowie dem Schüler des königl. sächsischen Konservatoriums in Dresden, Percy Sherwood zuerkannt worden. Das Kuratorium für die Verwaltung der Felix Mendelssohn-Bartholdy-Staats-Stipendien besteht aus den Herren Joachim, Nadeck und Bargiel.

In Eberfeld haben die beiden angesehensten Musiker, die Herren Butts und Raugeneder, eine Musikschule ins Leben gerufen.

Drei Mitgliedern der Wiener Hofoper, welche f. z. in dem zu Ehren der Anwesenheit des deutschen Kaisers im Ritterale der Hofburg veranstalteten Hofkonzerte mitwirkten, nämlich den Herren Hermann Winkelman und Theodor Reichmann, sowie Frau Rosa Papier, ist vom Kaiser von Oesterreich der Titel als Kammerlänger bzw. Kammerlängerin verliehen worden. Die übrigen Mitwirkenden, die Damen Pauline Lucca und Amalie Materna, welche diese Auszeichnung bereits besaßen, erhielten kostbare Geschenke.

Das erste Neue Abonnements-Konzert in Hamburg unter H. v. Bülow's Leitung ist trotz des vollständig neu zusammengeführten Orchesters unter gewaltigem Beifall für den Dirigenten und für den Solisten d'Albert (der den letzten Satz des ideal schön gelpielten Brahmschen B-dur-Konzertes als stürmisches Verlangen sogar wiederholen mußte) verlaufen.

— Wie wir bereits vor einiger Zeit meldeten, ist Viktor Meßler gegenwärtig mit einer neuen Oper beschäftigt, die in seiner Vaterstadt Stralsburg spielt. Die Hoftheater-Intendantz in München hat schon jetzt mit dem Komponisten ein Nebenkommen getroffen, wonach die Münchener Hofbühne sein neuestes Werk überhaupt zum erstenmal zur Aufführung bringen wird. Die Novität ist für den Herbst nächsten Jahres in Aussicht genommen.

— Der neuen Europäischen Operette „Die Jagd nach dem Glück“, Libretto von Gené und Javert, welche erstmals im Wiener Hoftheater in Szene gegangen, wird viel gutes nachgelagt. Die Aufführung war von einem „glänzenden und rauschenden Beifall“ begleitet, wie ihn Suppé und das Hoftheater seit „Boceaocio“ nicht zu verdienen gehabt. Das Libretto zeigle sich von anregendem Inhalt; in der warmblütigen Musik scheint sich der Komponist völlig versüßt zu haben, „wie muet wie ein musikalischer Johannisbräutchen“. Die reiche mise en scène wie die liebevolle Darstellung vereinigen sich zu einem trefflichen Bild. Der Komponist und die Mitwirkenden wurden stürmisch gerufen und mußten wiederholt vor dem dichtgedrängten Hause erscheinen.

— Der langjährige verdiente Leiter des musikalischen Vereins, Hofkapellmeister B. Tschirch in Gera, welcher bereits das siebenzigste Lebensjahr überschritten hat, ist von der Leitung der Konzerte zurückgetreten. An seiner Stelle wurde der Musikdirector Hermann in Dessau gewählt.

— An der Singakademie in Berlin hat ein junger Klavierkünstler, Max van der Sandt, beachtliches Aufsehen gemacht.

— Die neueste Festungsanführung der Militär-Kapellmeister Aspirantenschule des k. Musikdirectors H. Buchholz in Berlin SW., Seminarelektrische 9, hatte einen so sehr guten Erfolg, daß eine Erwähnung geredet werden könnte.

— Franziska Wierst, die Gattin des Professors Richard Wierst, ist am 22. ds. Mts. gestorben. Franziska Wierst war bereits als Liedersängerin sehr beliebt und gesucht, wie sie als Gesangslehrerin bis zu ihrem Lebensende stets sehr erfolgreich gewirkt hat. Sie hinterläßt einen Sohn, kgl. Baumeister, und eine Tochter, die als Sängerin und Lehrerin gleichfalls thätig ist.

— Aus Karlsruhe erfahren wir, daß an Stelle des Hoftheater-Intendanten zu Püttli, der mit Ende dieser Saison aus dem Hoftheaterverband tritt, Herr v. v. Gulat, Verfasser des hübschen Gynäseums „Götterin“, in Aussicht genommen sei. Derselbe ist zur Zeit „Erster Staatsanwalt“.

— August Förster, der bisherige Societäts-„Deutsches Theater“ in Berlin, ist zum Director des Wiener Burgtheaters ernannt worden und hat seine Funktionen dort bereits übernommen.

\* Malbert von Chamisso, der Dichter mit fremd klingendem Namen, aber echt deutscher Gesinnung, hat nun auch sein Denkmal in der deutschen Reichshauptstadt. An einer altgeschichtlichen Stätte, auf dem Montjoieplatz, ist das jüngste Dichtendenkmal Berlins unlängst feierlich enthüllt worden.

— Die Feier des 60jährigen Künstlerjubiläums der Frau Dr. Clara Schumann. Das Hofische Konservatorium in Frankfurt a. M. feierte dieses bedeutamen Ehrenfest seines hervorragendsten Mitglieds durch eine am 21. v. Mts. im Konzertsaale des Instituts vor geladenem Publikum abgehaltenen Matinee. Nachdem der Orchestervorleser, welcher im Vereine mit anhaltendem Applaus der Jubiläarin Erscheinen im Saale begrüßte, trug die Orchesterklasse den ersten Satz aus Mozarts sogenannter Jupiter-Symphonie vor, welchen vollendet schöne Liebesvorträge (Kompositionen von Frau Schumann) durch Herrn Dr. Gungz, der neugewonnenen Lebkraft, folgten. Hierauf hielten Anreden, in herzlicher Weise den Künstlerinnen wie den rein menschlichen hohen Verdiensten und Vorzügen der Jubiläarin huldigend: Senator v. Mumm im Namen des Kuratoriums, Director Scholz im Namen des Lehrerkollegiums, der Jubiläarin bei dieser Gelegenheit Adressen der Direction der Leipziger Gewandhauskonzerte und des Leipziger Konservatoriums überreichend, und eine Schülerin im Namen der Jüglinge, welche ihrer verehrten Lehrerin einen prächtigen Blumenkranz darbrachte. Beethovens „Feierlicher Marsch und Chor“ (aus den „Nämen von Athen“) beschloß die schöne Feier zu Ehren der 60jährigen Wirkenszeit der Frau Dr. Schumann, einer Wirkenszeit, welche noch lange Jahre auszuüben ein glückliches Geschick der edlen Künstlerin begünstigen möge, zum Heile ihrer Jüglinge, zum Frommen der Kunst, zur

Erhebung und Erbauung ihrer Mitmenschen. Von historischem Interesse ist ein Jubelgedicht, das vor einem halben Jahrhundert (1838) Grillparzer in Wien an die Jubiläarin richtete, als sie zuerst Beethovens F-moll-Sonate (Appassionata op. 57) spielte, welches lautet:

Clara Wied und Beethoven.  
Ein Wundermann, der Welt, des Lebens Jatt,  
Schloß seine Zauber groß und ein  
Im fast verwahrten, demantartigen Schrein,  
Und warf den Schlüssel in das Meer und starb.  
Die Menschlein mühen sich eckig ab,  
Umsonst! Kein Sperrzeug löst das harte Schloß,  
Und seine Zauber schlafen wie ein Meister.  
Ein Schäferkind am Strand des Meeres spielend,  
Zieht zu, der hastig andenkend den Jogh.  
Zunächst gedankenlos, wie Mädchen sind,  
Zent sie die weißen Finger in die Flut,  
Und faßt, und hebt, und hat's. — Es ist der Schlüssel!  
Aufsprung! Sie, auf, mit höh'ren Herzensschlägen,  
Der Schrein blüht wie aus Aegen ihr entgegen:  
Der Schlüssel pakt, der Dösel fliegt. Die Geister,  
Sie steigen auf und setzen diemend sich  
Der amnreischen, unschuldvollen Herrin,  
Die sie mit weißen Fingern, spielend, lenkt.

— Max Buch hat kürzlich eine dramatische Kantate für einen halben Konzertsabend: „Das Feuerkreuz“, vollendet, deren Stoff Walter Scotts romantische Dichtung „The Lady of the lake“ entnommen ist. Der Verfasser des Textbuchs ist Dr. Heinrich Vultaupt in Bremen, von dem auch die Dichtung zu „Achilles“ herrührt. Das neue Werk wird dem Vernehmen nach im Laufe dieses Winters in Breslau zur ersten Aufführung gelangen und im Frühjahr 1889 im Verlage von R. Simrock in Berlin erscheinen.

— Henry Schradiek hat seine Stellungen als Lehrer am College of music und als Dirigent des Symphonieorchesters in Cincinnati niedergelegt. — In Syracuse, N. Y., ist Dr. Wm. Heinrich Schulte, ein bekannter und geachteter Musikprofessor an der Syracuse Universität, gestorben. Er war im Jahre 1827 in Celle (Hannover) geboren. Schulte ist öfters mit Jenny Lind, Mad. Sontag und anderen Gesangsgrößen zusammen aufgetreten und war mehrere Jahre hindurch Dirigent des „Vostouer Quintett-Klub“ gewesen.

## Permisches.

— Theodor Thomas in New York hat sein Orchester, einen der vornehmsten Musikkörper der Vereinigten Staaten, aufgelöst. Das Hinscheiden

dieser seit achtzehn Jahren bestehenden musikalischen Vereinigung reißt eine empfindliche Wunde in das Kunstleben der amerikanischen Weltstadt, welche nicht leicht ausgefüllt werden dürfte. Die letzte Konzertation schloß mit einem Defizit von 20 000 Dollar, welches Thomas zu decken hatte. Neben den emporgeklauten Mitgliedern laut Vorbericht der Musikunion zu erhalten hatten, ist der Mangel einer eigenen, für derartige vornehme Konzert-Aufführungen geeigneten Halle der Hauptgrund des finanziellen Fehlschlags.

— Am Geburtstage Franz Liszt's (22. Oktober) fand in Weimar die konstituierte Versammlung der „Liszt-Stiftung“ statt. Diese Stiftung wurde von der Fürstin Marie Hohenlohe begründet, welche dem Fonds 80 000 Mark widmete. Zweck der Stiftung ist die Unterstützung talentvoller Musiker und Klaviervirtuosen und auch durch das Alter invalide gewordener Musiker. Als Kurator fungiert der Großherzog von Weimar. Der allgemeine deutsche Musikverein hat die Mitverwaltung. Nikolaus Dumba und Hofkapellmeister Hans Richter in Wien sind in das Kuratorium berufen. Die anderen Vorstandsmitglieder sind: Freiherr von

Bronckart, Dr. Gille, Martin Krause aus Leipzig, Hofkapellmeister Lassen aus Weimar und Oskar Schwalm aus Leipzig. Sitz der Stiftung ist jenes Haus in Weimar, in welchem Liszt lebte und worin auch zugleich das Liszt-Museum untergebracht ist.

— Kaiser Wilhelm und Lohengrin. Aus Rom schreibt man der „W. A. Z.“: „Während der Hofkapell zu Ehren des Deutschen Kaisers wurde u. a. das Wozspiel des dritten Aktes aus „Lohengrin“ gespielt. Gleich nach den ersten Taktten erhob sich Kaiser Wilhelm, näherte sich der Kapelle und hörte nicht eher auf seinen Platz zurück, bis der letzte Ton des Stückes verklungen war. Hierauf wandte er sich entschuldigend an seine Tischnachbarin, die Königin Margherita, und sagte: „Ich muß Eurer Majestät erzählen, daß dieses Konzert mich bei den wichtigsten Augenblicken meines Lebens begleitete. Es erlangte bei meiner Hochzeit, bei der Geburt meines ersten Sohnes, man spielte es, als mein treuer Großvater zum letztenmal in unserem Salon weilte, und auch in der Stunde, in der mein guter Vater aus San Remo nach Berlin zurückkehrte. Es ergreift mich daher wunderbar, wenn ich diese Klänge höre, mit Allgewalt zieht es mich zur Stätte hin, von der sie ertönen.“

— Die Liederrafel in Elberfeld beging ihr goldenes Jubiläum mit glänzenden, über drei Tage sich erstreckenden Veranstaltungen. Besonders wurde bei dieser Gelegenheit auch der Dirigent des Vereins, der durch seine reizvollen Männerchöre weit bekannte Komponist Alfred Wegert gefeiert.

— Köln. Unter Leitung des Prof. Dr. Franz Wüller werden im kommenden Winter elf Götterisch-Konzerte stattfinden, und zwar am 23. Oktober, 6. und 20. November, 4. und 18. Dezember 1888, 8. und 29. Januar, 12. und 26. Februar, 19. März und 14. April 1889 — das siebente zum Festen des Theaterorchesters-Pensionsfonds. In denselben sollen u. a. zur Aufführung kommen: Mathäus-Passion von Bach, Deutsches Requiem von Brahms, Schöpfung von Haydn, Gächlein-Ode von Händel, Glöck von Scholz, Psalm 114 von Mendelssohn, Te Deum von Willner, Symphonien von Beethoven (IV., VI., VIII., IX.), Wenzelheim (III.), Mozart (A-dur), Schumann (II.), Strauß (II.). Kleinere Chöre und Orchesterwerke von Beethoven, Berlioz, Giller, Mozart, Mendelssohn, Schumann, Tschakowsky, Wagner (Vorspiele zu Lohengrin und Meistersinger, Szenen aus Parsifal). — Von Solisten haben bereits ihre Mitwirkung zugesagt: die Damen Brandt-Görz, Herzog, Koch-Wossenberger, Wenter, von Eichner, Spieß, Wirth, die Herren Brodski, Davidoff, van Dyk, Dierich, Halir, Holländer, G. Mayer, Seib, Westberg.

## Rätselsprung.

steht	mei	lor	.	.	das	ge	.	.	her	ge	ter
den	sei	den	voll	flüch	vor	mit	auch	ta	win	de	wenn
ster	beer	große	len	ten	jahr	ber	rauh	er	fort	li	jän
.	losg	woch	ten	si	dann	in	markts	ob	bie	über	.
luf	schrit	ihrer	ger	deß	sich	und	gleich	raft	lo	ge	früh
bet	nen	sen	ten	herr	nicht	mer	die'n	chen	bie	mat	me
ih	ver	klei	früh	jän	zeit	zum	loß	he	fi	sen	st
ent	bern	ze	sich	den	sem	da	hort	sil	schal	bie	lo
.	soß	für	und	lie	durch	wir	deß	pfe	sen	fei	.
nie	ge	kunst	sei	nen	diemst	der	der	ti	sen	der	de
die	blatt	nie	blatt	leng	epte	sich	gen	es	mit	gal	nen
nicht	dem	ihm	.	.	und	ist	.	.	nach	her	hain

Auflösung der Charade in letzter Nummer:  
**Tannhäuser.**







**Metronome (Mälzel)**  
mit Uhrwerk in Mälzel  
Mk. 10.—, in Palisander  
Mk. 12.—, mit Uhrwerk  
u. Glocke (markiert den  
1. Taktschlag) in Maha-  
sander Mk. 15.50, in Palisander Mk. 17.50.  
Mechanische Musikwerke,  
Ariston, Symphonion etc.  
Salten für Violone, Violon-  
cello u. u. Waldhorn, Dresden,  
Toscaner, Stimmgabeln,  
Musikalien aller Art.  
Hof-Musikalien Handlung  
(gegr. 1886) Stuttgart.

## Militär-Musikschule

Berlin S.W., Jerusalemstr. 9.  
Vorbereitungsanstalt zum Militärkapell-  
meister, genehmigt vom König, Kriegs-  
ministerium am 26. Juni 1882. Nach be-  
endeten Kursus erhalten die ausgebil-  
deten Kapellmeister Aspiranten ein Zeug-  
nis der Reife. Theoretischer Unterricht  
auch brieflich.  
H. Buchholz, Direktor d. Anstalt.

## Für Gesangsvereine.

**Novitäten:**  
Kron, Fidele Skatbrüder.  
Humorist. Männerquartett.  
Was die  
Böhme, Zeitung bringt.  
Humorist. Polka f. Männerchor.  
Böhme, Sängerkomers.  
Humorist. Potpourri f. Männerchor.  
Böhme, f. Männerchor.  
Einschneider effektvoller Marsch.  
Müller, low ich mit.  
Humorist. Polka f. Männerchor.  
Humoristische Duette.  
Fuchs, Thachet vor.  
Kron, Ein musikalischer Wettstreit.  
Kron, Roman und Kochbuch.  
Ansichts-Sendungen  
stehen zu Diensten.  
Gebrüder Hug  
in Leipzig, Musikalienhandlung.

## Weihnachts-Kompositionen

in Piano für 2 u. 4 Händel, Gesang  
mit Piano, Violone u. Piano von Brunner,  
Mutschardt, Löw, Schubert, Schulz-Wei-  
s, Sullivan, Wickede, Hennes, Otto  
Fischer etc. Genau Verzeichnis  
senden wir auf Verlangen gern gratis  
od. postfrei.  
Fischer & Meier, Verlag in Bremen.  
In der Edition Peters erschienen:  
**Praktische Klavierschule**  
von  
**Louis Köhler**  
Opus 200. Mark 3.—

## Der Gesangs-Komiker.

Ausgewählte Couplets, Duette, Solo-  
ausführungen etc. mit Pianofortebegleitung.  
3 Bände (Band 10—22 neu) à 1 Mark.  
Inhaltsverzeichnis gratis und franko.  
Leipzig. C. A. Koch's Verlag.

## Wilhelm Baensch in Berlin.

SW. Ritterstrasse 77/78.  
In meinem Verlage erschienen:

**Johann Sebastian Bach**

von  
**C. H. Bitter,**

unvergänglich preussischem Finanzminister.

1. Bachs Porträt und 16 Faksimilien.

**Zweite vermehrte Auflage.**

3 Bände. Brosch. M. 24, gebd. M. 30.

Vorrätig in allen Buchhandlungen.

**Das assendes Weihnachtsgeschenk.**

**Billige Musikalien.**

Seben erschienen und sind gratis ver-  
sendet. Preisverzeichnisse gratis und  
neuer Musikalien:

Instrumental- und Klaviermusik, ein- u.  
mehrstimmige Gesänge, Bücher und  
Karten für Musik etc.

**Eustav Fock in Leipzig,**

Neumarkt 40 und 381.

Verandgeschäft für Bücher und Musikalien.

**Franz Brendel**

**Geschichte der Musik**

7. Auflage. Pr. 10 Mark.

Leipzig. C. A. Koch's Verlag.

In Pioners Verlag in Dresden und  
Leipzig ist erschienen und durch  
alle Buchhandlungen zu beziehen:  
**Jugendelland**  
Gedichte von  
**Alfred Boetscher.**  
18<sup>er</sup> brosch. 1.50, fein gebd. 2.50.

Epochemachend in der Klavierpädagogik  
sind die

**Studien- und Vortragswerke**  
von

**Hans Schmitt,**

Professor des Klavierspiels am Wiener  
Konservatorium. Vollständiges Verzeich-  
nis gratis und franko. Verlag von

**Ludwig Doblinger** (B. Herzmannsky)

Musikalien-  
Handlung, Wien 1. Dorotheergasse 10.

Der neueste Katalog  
**sehr billiger Musikalien**

i. gratis u. franko z. beziehen durch

**Hermann Lau,**

Musikalienhandlung in Danzig.

**„Platich“**

Ein neuer Berliner Roman von dem  
Schriftsteller der „Gegenwart“, Dr.  
Theophil Zolling, welcher gegen-  
wärtig nur im

**„Berliner Tageblatt“**

erschint, besitzt alle Eigenschaften, um das

Interesse eines großen gebildeten Publikums in ungewöhnlichem Maße zu erregen. Der

Verfasser gewährt durch dieses Werk einen tiefen Einblick hinter die Gassen der heutigen

Gesellschaft und läßt mit unerschöpfender Hand die Geheimnisse, mit denen das moderne

Strebewerk seine Wurzeln in der Vergangenheit sucht. So gibt er mit einem Wort ein

unvergleichliches Bild des sozialen Lebens der Millionenstadt, auf das er von seinem literari-  
schen Standpunkt aus ein großes elektrisches Licht fallen läßt.

Alle den hundertsten Stommens wird der 18. und 19. Dezember bereits veröffent-  
lichte größere Teil des Romans gratis nachgeliefert. Der Stommens-Preis

auf das täglich periodisch (morgens und abends) erscheinende „Berliner Tageblatt“

und darüber hinaus noch seinen wertvollen 4 Beilagen „ULF“ illustriertes Beiblatt

„Deutsche Weltbühne“ — „Der Zeitgeist“,

Mitteilungen über Landwirtschaft, Garten-  
bau und Hauswirtschaft, beträgt für den

Monat Dezember zusammen nur

1 Mk. 75 Pf.

Bei allen Zeitungs-Ausgaben. Stroh-  
Rummet gratis und franko.

**MUSIK**

Instrumente und Artikel aller Art 10—15 pCt. billiger geworden. —

Violinen, Zithern, Saiten, Blasinstrumente, Trommeln, Harmonikas.

— Spielzeug, Musikwerke, Musikgeschenke aller Art.

Nur garantiert gute Waren. — Beste Bezugsquellen. — Ferner

großes Musikalienlager, billigste Preise. — Preis! gratis-franko.

Instr.-Fabr. ERNST CHALLIER (Rudolphs Nachfolger) in GIESSEN.

**„Platich“**

Ein neuer Berliner Roman von dem  
Schriftsteller der „Gegenwart“, Dr.  
Theophil Zolling, welcher gegen-  
wärtig nur im

**„Berliner Tageblatt“**

erschint, besitzt alle Eigenschaften, um das

Interesse eines großen gebildeten Publikums in ungewöhnlichem Maße zu erregen. Der

Verfasser gewährt durch dieses Werk einen tiefen Einblick hinter die Gassen der heutigen

Gesellschaft und läßt mit unerschöpfender Hand die Geheimnisse, mit denen das moderne

Strebewerk seine Wurzeln in der Vergangenheit sucht. So gibt er mit einem Wort ein

unvergleichliches Bild des sozialen Lebens der Millionenstadt, auf das er von seinem literari-  
schen Standpunkt aus ein großes elektrisches Licht fallen läßt.

Alle den hundertsten Stommens wird der 18. und 19. Dezember bereits veröffent-  
lichte größere Teil des Romans gratis nachgeliefert. Der Stommens-Preis

auf das täglich periodisch (morgens und abends) erscheinende „Berliner Tageblatt“

und darüber hinaus noch seinen wertvollen 4 Beilagen „ULF“ illustriertes Beiblatt

„Deutsche Weltbühne“ — „Der Zeitgeist“,

Mitteilungen über Landwirtschaft, Garten-  
bau und Hauswirtschaft, beträgt für den

Monat Dezember zusammen nur

1 Mk. 75 Pf.

Bei allen Zeitungs-Ausgaben. Stroh-  
Rummet gratis und franko.

**MUSIK**

Instrumente und Artikel aller Art 10—15 pCt. billiger geworden. —

Violinen, Zithern, Saiten, Blasinstrumente, Trommeln, Harmonikas.

— Spielzeug, Musikwerke, Musikgeschenke aller Art.

Nur garantiert gute Waren. — Beste Bezugsquellen. — Ferner

großes Musikalienlager, billigste Preise. — Preis! gratis-franko.

Instr.-Fabr. ERNST CHALLIER (Rudolphs Nachfolger) in GIESSEN.

**Neueste u. beste Schulen.**  
1. Cellochule v. H. Heberlein, 2. geb. 22.  
Clarinettschule v. Kietzer, 3. geb. 22.  
4. Clavierschule, 5. Kietzer, 6. geb. 22.  
Köhler, op. 314. Letzt Meisterwerk  
d. berühmten Pädagogen. 7. geb. 22.  
Concertinenschule, 8. geb. 22. v. Sokoloff.  
Concertinenschule, 9. geb. 22. v. Prussak.  
Concertinenschule, 10. geb. 22. v. Prussak.  
Fidelschule v. E. Köhler, 11. geb. 22.  
Fidelschule v. E. Köhler, 12. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 13. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 14. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 15. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 16. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 17. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 18. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 19. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 20. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 21. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 22. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 23. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 24. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 25. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 26. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 27. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 28. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 29. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 30. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 31. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 32. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 33. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 34. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 35. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 36. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 37. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 38. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 39. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 40. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 41. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 42. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 43. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 44. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 45. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 46. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 47. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 48. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 49. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 50. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 51. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 52. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 53. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 54. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 55. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 56. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 57. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 58. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 59. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 60. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 61. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 62. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 63. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 64. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 65. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 66. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 67. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 68. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 69. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 70. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 71. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 72. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 73. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 74. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 75. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 76. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 77. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 78. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 79. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 80. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 81. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 82. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 83. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 84. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 85. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 86. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 87. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 88. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 89. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 90. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 91. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 92. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 93. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 94. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 95. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 96. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 97. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 98. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 99. geb. 22.  
Harmonikschule v. A. Michaelis, 100. geb. 22.

1. Cellochule v. H. Heberlein, 2. geb. 22.

Clarinettschule v. Kietzer, 3. geb. 22.

4. Clavierschule, 5. Kietzer, 6. geb. 22.

Köhler, op. 314. Letzt Meisterwerk

d. berühmten Pädagogen. 7. geb. 22.

Concertinenschule, 8. geb. 22. v. Sokoloff.

Concertinenschule, 9. geb. 22. v. Prussak.

Concertinenschule, 10. geb. 22. v. Prussak.

Fidelschule v. E. Köhler, 11. geb. 22.

Fidelschule v. E. Köhler, 12. geb. 22.

Harmonikschule v. A. Michaelis, 13. geb. 22.

Harmonikschule v. A. Michaelis, 14. geb. 22.

Harmonikschule v. A. Michaelis, 15. geb. 22.

Harmonikschule v. A. Michaelis, 16. geb. 22.

Harmonikschule v. A. Michaelis, 17. geb. 22.

Harmonikschule v. A. Michaelis, 18. geb. 22.

Harmonikschule v. A. Michaelis, 19. geb. 22.

Harmonikschule v. A. Michaelis, 20. geb. 22.

Harmonikschule v. A. Michaelis, 21. geb. 22.

Harmonikschule v. A. Michaelis, 22. geb. 22.

Harmonikschule v. A. Michaelis, 23. geb. 22.

Harmonikschule v. A. Michaelis, 24. geb. 22.

Harmonikschule v. A. Michaelis, 25. geb. 22.

Harmonikschule v. A. Michaelis, 26. geb. 22.

Harmonikschule v. A. Michaelis, 27. geb. 22.

Harmonikschule v. A. Michaelis, 28. geb. 22.

Harmonikschule v. A. Michaelis, 29. geb. 22.

Harmonikschule v. A. Michaelis, 30. geb. 22.

Harmonikschule v. A. Michaelis, 31. geb. 22.

Harmonikschule v. A. Michaelis, 32. geb. 22.

Harmonikschule v. A. Michaelis, 33. geb. 22.

Harmonikschule v. A. Michaelis, 34. geb. 22.

Harmonikschule v. A. Michaelis, 35. geb. 22.

Harmonikschule v. A. Michaelis, 36. geb. 22.

Harmonikschule v. A. Michaelis, 37. geb. 22.

Harmonikschule v. A. Michaelis, 38. geb. 22.

Harmonikschule v. A. Michaelis, 39. geb. 22.

Harmonikschule v. A. Michaelis, 40. geb. 22.

Harmonikschule v. A. Michaelis, 41. geb. 22.

Harmonikschule v. A. Michaelis, 42. geb. 22.

Harmonikschule v. A. Michaelis, 43. geb. 22.

Harmonikschule v. A. Michaelis, 44. geb. 22.

Harmonikschule v. A. Michaelis, 45. geb. 22.

Harmonikschule v. A. Michaelis, 46. geb. 22.

Harmonikschule v. A. Michaelis, 47. geb. 22.

Harmonikschule v. A. Michaelis, 48. geb. 22.

Harmonikschule v. A. Michaelis, 49. geb. 22.

Harmonikschule v. A. Michaelis, 50. geb. 22.

Harmonikschule v. A. Michaelis, 51. geb. 22.

Harmonikschule v. A. Michaelis, 52. geb. 22.

Harmonikschule v. A. Michaelis, 53. geb. 22.

Harmonikschule v. A. Michaelis, 54. geb. 22.

Harmonikschule v. A. Michaelis, 55. geb. 22.

Harmonikschule v. A. Michaelis, 56. geb. 22.

Harmonikschule v. A. Michaelis, 57. geb. 22.

Harmonikschule v. A. Michaelis, 58. geb. 22.



## Billige

höchst elegant ausgestattete  
Albume  
für Pianoforte.

Universal-Tanz-Album. Enth. 100 Tänze in leichter Spielart. 100 Seiten grosses Format. Eleg. kartiert. Preis 3 Mk.  
Joh. Strauss-Album. Enth. 100 der schönsten Tänze, leicht bearb. 100 Seiten grosses Format. Eleg. kartiert. Preis 3 Mk.  
Dasselbe elegant gebunden. Preis 3 Mk. 50.  
Garten-Album. Enth. 50 Operetten in Form v. Potpourris, Phantasien, Rondos etc. G. Format. Eleg. kartiert. Preis 3 Mk.  
Friedrich-Lieder-Gedichte. 40 Tonstücke über beliebte Melodien. Gross. Format. Eleg. kartiert. Preis 3 Mk.  
Jungmann-Album. 40 leichte, brillante Lieder-Transkriptionen. Eleg. kartiert. Preis 3 Mk.

Verlag von  
Otto Forberg (vorm. Thiemers Verlag)  
in Leipzig.

## Neu! Weihnachtmusik. Neu!

Weihnachts-Album für Pianoforte. Enth. die beliebtesten Salonstücke von Fritz Spindler, Gustav Lange, Charles Morley, Sydney Smith etc. etc. 100 Seiten grosses Format. Eleg. kartiert. Preis 3 Mk.  
Spindler, Fritz. Op. 302. Drei Weihnachtsstücke für Pianoforte. 2 händ. Nr. 1. „Silber Nacht, heilige Nacht“. 2 händ. M. 1.50

dasselbe 4 händig. 1.50  
2. „O sanctissimus“ 2 händig. 1.50  
dasselbe 4 händig. 1.50  
3. „Von Himmel hoch“ u. „Am Weihnachtsbaum die Lichter brennen“. 2 händig. 1.50  
4 händig. 1.50  
Spindler, Fritz. Op. 303. Symphonie für Pianoforte. 2 händig. 1.50  
dasselbe 4 händig. 1.50  
Verlag von Otto Forberg (vorm. Thiemers Verlag) in Leipzig.

35000  
In neuem  
Preis-Klavierschule.  
Goldenes Melodienbuch.  
LEIPZIG  
Verlag von Otto Forberg (vorm. Thiemers Verlag) in Leipzig.

In der Edition Peters erschienen  
neue Klavierstücke und Lieder von  
**Grieg.**

**Métronome (Mälzl).**  
Anerkant bestes Fabrikat.  
Ohne Uhrwerk, Mahag. M. 6.  
II. Qual. m. Uhrw. „9.50“  
I. „prima“ „11.“  
mit Glocke mehr  
Vergleichung nur gegen vorh.  
Einsend. od. Nachb. d. Betr.  
A. Mustroph. Berlin S.W.  
Friedrichstrasse 37 a.  
Thron- und Métronome-Fabrikant.

Verlag von **W. G. Schöner**  
Leipzig  
**Sangeshort.**  
Sammlung  
ausserlesener  
Original-Männer-  
Chöre unter Mitwirkung  
der bedeutendsten Männer-  
quartett-Komponenten. Heraus-  
gegeben von Jacob Gruber.  
Preis pro Heft, ca. 20 Nummern, 2 Mk.

Ein tägliches Bad erhält die Gesundheit.  
Wohl! Heil! Bad  
früher. Ohne Hilfe ein  
warmes Bad. Heute  
bedürftig für jeden.  
Schmerz gratis.  
E. Fren, Berlin, W. 41.  
Seipzigerstr. 134.  
Monatliche Sendungen.

Verkauf eines wertvollen  
Violoncellos.

Am 20. November gelangt zur Versteigerung ein wertvolles Violoncello von C. G. Testora neben der Musikalienbibliothek (Kammernmusik des Rentner und Stadtvorgesehen Herrn Gerhards in Bonn. Katalog versendet gratis. M. Lempertz Antiquariat (P. H. Maunstein).

**Carl Simon** sehe Musikalien-Handlung  
Rühle & Hunger  
sendet gratis auf den Spoken er-  
schienenen, bis auf die Neu-  
zeit ergänzten  
**Führer**  
durch die  
**Harmonium-Litteratur**  
mit einem Vorwort: Bau und Entwicklung des Harmoniums von H. Bortz.  
Preisangaben umgehend.  
Grössten Musikalien-Leih-Institut.  
Musikalien-Gross-Comptoir und Antiquariat  
Adresse: Rühle & Hunger, Berlin W. 41.

**\* Kampf gegen jede Weinfabrikation! \***  
Die Götter vergaben Weinfliegen, jede auch (wahrscheinlich durch die Interessenten) Wein-  
verfälschung oder Weinverfälschung genannt, die Resultate resp. die guten Folgen, die sich  
aus dieser Verfaßung, bis jetzt nicht erkannt zu haben scheint, so muss das ganze  
schädlich aber doch fest bindend für mich!  
„Oswald Nier“ sehen Naturweine  
kann und trinkt, denn ich — allein bis jetzt — verweigere jede Flasche mit meinem eigenen Namenstempel — abgesehen  
davon, welche aus unethischer Überzeugung der Lächerlichkeit gewürdigt: das ist klar und deutlich, kaus-  
trinken Sie also und fordern Sie, bitte, ausdrücklich und  
**überall**  
(in jedem beliebigen Café, Restaurant, Hotel, Hotelrestaurant etc.)  
Nur die  
Natur-  
Weine  
Oswald Nier  
BERLIN  
entzogen die gesunden und billigen Naturweine der Welt, weil reiner Traubensaft, und weil frum.  
Weine von einer einseitigen, andere Weine dagegen meistens apfelfähig sind!  
Eins Probebestellung: 9 1/2 Liter — je eine kleine 9 1/2 Liter Flasche 4.50  
alle Probeflächen und kleine Probeflächen. Auftragsbestellung: 4.50  
Gros 100% 24 Centralgeschäfte und 800 Filialen in Deutschland.  
Jahresverkauf:  
Zwei Millionen 1/2 Liter-Flaschen!

**Pianinos, Flügel, Tafelklaviere**  
und Harmoniums.  
Lager aller berühmten Fabriken mit über 100 Stück Pianos zu 400  
bis 3000 Mark.  
Gespielte Pianos, Gr. Auswahl, bis 600 Mark,  
Pianos zu vermieten; monatlich 2 bis 12 Mark.  
Beste und billigste Bezugsquelle.  
Ausfuhr. Preislisten gratis und franko.  
Wilh. Rudolph, Pianofabr. in Giessen (gegr. 1851).

Die neue  
**Waterbury-Remontoir-Taschenuhr**  
Serie F.  
2 Jahre Garantie.  
Diese Uhr hat neben den Vorteilen der Serie E  
— seltenen und billigen Reparaturen — noch einige  
wesentliche Verbesserungen, wie verkürzte Auf-  
ziehvorrichtung, Zeigerstellung von der Krone aus  
und offenes Werk. Genau gehend, zuverlässig  
dauerhaft. Gehäuse aus vernicktem Neusilber.  
Bleibt stets blank.  
Serie E (alte) Mk. 10. — Serie F (neue) Mk. 15. —  
Beide in schönem mit Seide gefütterten Kästchen  
zu beziehen durch die bekannten Verkaufsstellen,  
sowie vom Generalvertreter für Deutschland  
**Aug. Ehrhardt, Köln a. Rh.**  
In Berlin von Aug. Ehrhardt's Detail-Verkaufsstellen:  
Passage 5, Friedrichstr. 85 a i. Hause d. Café Bauer.

**Praktischer Wegweiser**  
bei Auswahl klassischer und moderner Musik, sowie musika-  
lischer Schriften:  
**Breitkopf & Härtels**  
Katalog gebundener Musikwerke  
eigenen und fremden Verleges.  
Gratis durch alle Buch- und Musikalien-Handlungen.

**ASBECK, OSTHAUS, EICKEN & CO.**  
MAGN Westph.  
PATENT-TIEGELGUSSTAHLDRABT  
Spezialität. Garantie.  
KLAVERSALTEN

Durch alle Buch- und Musikalien-Handlungen zu beziehen:  
**Musikalisches Fremdwörterbuch**  
bearbeitet von  
**Dr. G. Piumati,**  
Docent an der Universität Bonn und Lehrer am Konservatorium  
der Musik in Köln.  
Preis elegant kartoniert 30 Pf.  
Einfachheit und Genauigkeit der  
Erklärungen zeichnen dieses billige  
„Fremdwörterbuch“ vorteilhaft vor ähn-  
lichen, umfangreichen und kostspieligen  
Werken aus.  
Geradezu musterhaft in ihrer  
Knappheit und Deutlichkeit sind die dem  
Nachschlagewerk vorangeschickten, not-  
wendigsten Regeln für die Aussprache  
des Italienischen.  
Verlag von Carl Grüniger, Stuttgart.

**RIEBIG Company's**  
**Fleisch-Extract**  
Nur echt wenn jeder Topf  
den Namenszug **Riebig**  
in **BLAUER FARBE** trägt.  
Zu haben in den Kolonial-, Delikatesswaren- und Droguen-  
Geschäften, Apotheken etc.

Im Verlage von **Carl Grüniger in Stuttgart** er-  
schien und durch alle Buch- und Musikalienhandlungen zu beziehen:  
**Konversations-Lexikon**  
der  
**Tonkunst.**  
Herausgegeben von **Robert Müsli.**  
Preis broschiert Mk. 5.—, elegant gebunden Mk. 6.—  
Ein ganz vortreffliches Nachschlagewerk, das alle Gebiete der  
Musik umfasst und auf jede, die Biographie, Geschichte, Aesthetik,  
Formen- und Instrumentenlehre etc. betreffende, Frage knappe, aber  
erschöpfende Auskunft gibt und die technischen Ausdrücke in leicht-  
verständlicher und treffender Weise erklärt.

**Apotheker Sälzens Epheusaft**  
**u. Schlüsselblumensaft**  
= auf besondere Art bereitet.  
Beide schon von den berühmte-  
sten Ärzten des Altertums empfohlen.  
Ersterer zur vollständigen Wieder-  
herstellung der gesunkenen  
Kräfte bei Kranken (Kindern und  
Erwachsenen), selbst bei ganz ab-  
gemagerten. Letzterer bei allen  
Krankheiten, die von schlechter Blut-  
mischung herrühren. Stuttgart.  
Flakon Mk. 1.50, Konrad Mayer,  
Gymnasiumsstr. 17, Gustav Kuhn,  
Gerberstr. 10, u. Apotheker Sälzens  
in Cannstatt.

**Thee**  
Import-Geschäft von  
**Deutschmann & Woroneicki,**  
London E. C., 101 Leadenhall Str.  
Hamburg, Passage Scholven 11.  
Bretten in Shanghai u. Colombo.  
Direkter Import, direkter Verkauf.  
= Ohne Zwischenhandel.  
Nur frische, ungetriebene Thees.  
Niederlande ab Hamburg: per Post.  
à 2.—, 2.75, 3.50 und 4 Mk. pro Pfd.  
Ergänzung: Ceylon Thee (à 3.50 u. 4 Mk.)  
in England „Thee der Zukunft“ genannt;  
doppelt so ergiebig als andere, daher  
**50% Ersparnis.**  
= Muster gratis.

**Edelweiss.**  
Moritz Fuschel's beliebtes, in mehreren  
Tausend Exemplaren verbreitetes Tyroler  
Lied **Edelweiss** ist soeben in einer Ber-  
beitung für Pianoforte von Aloys Hennes  
(Opus 383) erschienen. Preis 1 Mk.  
**Prager & Meier, Bremen.**  
*Keine Hilfe für  
Brustkranke*  
gibt es, wenn sich der Leidende zu spät nach  
Hilfe umsieht. Wer an Schwindsucht,  
Auszehrung, Asthma (Atemno-  
sthenie), Bronchial-, Spitzensa-  
nctionen, Hämorrhagien, und Kehlkopf-  
entzündung etc. leidet, trinke den Abund der  
Pflanze **Edelweiss**, welche echt in  
Packeten, auf zwei Tage reichend, bei Ernst  
Weidemann in Liebenburg am Harz  
hältlich ist. Broschüre dageselbst gratis u. franko  
Depot für Österreich-Ungarn: Apotheke  
zum Auer-Gebäude, Brünn.  
Depot f. Schweiz b. Apoth. Sauter, Genf.

**CACAO-VERO.**  
entölt, leicht löslicher  
Cacao.  
Unter diesem Handelsnamen em-  
pfehlen wir einen Wohlgeschmack, hoher  
Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und  
der Möglichkeit schneller Zubereitung  
(ein Aufguss kochenden Wassers  
ergibt gleich das fertige Getränk) un-  
übertroffen. Cacao.  
Preis pro 1/2 1/2 1/2 1/2 Pf.-Dose  
550 600 150 75 Pfennige.  
**HARTWIG & VOGEL**  
Dresden

IX. Jahrgang Nr. 23.

Stuttgart, 1888.



— Auflage 51 000. —

Vierteiljährlich sechs, mit Künstler-Porträts etc. illustrierte Nummern und je einer Extrabeilage, bestehend in verschiedenen, für Hausmusik geeigneten Gesangs- und Instrumental-Kompositionen, abwechselnd mit Musiker-Texten, illustrierte Musikgeschichte u. s. w.

**Verlag Carl Grüniger, Stuttgart-Leipzig**  
(vormals R. A. Zöcker in Leipzig).  
Inserate die fünfzehntel Nonpareille-Zeile 75 Pfennig.  
Beilagen für je 1000 Expl. Mark 4.—  
Alleinige Annahme von Inseraten und Beilagen bei  
Rudolf Mosse Stuttgart, Leipzig, Berlin u. dessen Filialen.

Preis pro Quartal bei allen Postämtern in Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Luxemburg, sowie in sämtlichen Buch- und Musikalien-Handlungen 80 Pfg.; — **direkt von Stuttgart** und bei den **Postämtern des Weltpostvereins** 1 Mk. 50 Pfg. Einzelne Nummern 25 Pfg.

Alle früheren Jahrgänge sind neu aufgelegt in eleg. brosch. Bänden zu 80 Pfg. das Quartal, Einbanddecken à M. 1.—, Prachtdecken à M. 1.50 durch alle Buch- u. Musikalien-Handl. zu beziehen.

## An Mozart.

Am 5. Dezember.

Von Sünden her, erbrausend fessellos,  
Stürzt sich der Jüdn mit argem Hebermut  
In eines stillen Alpenhales Schoß,  
Wo noch die Erd' in tiefem Schlafe ruht.

An ihrem Lager steht ein harter Mann,  
Gehüllt in seinen Mantel dicht von Schnee;  
Von blankem Eis hat er den Panzer an,  
Und ruft dem Sturme fest entgegen: „Steh!“

„Was willst du schon, du kecker Mittagswind?  
Laß ab! und spare die vergeb'ne Müß!  
Der Frühling schläft, der Erde holdes Kind, —  
Und Kind und Mutter weckst du nicht so früh!“

„Wau, Werweg'ner! hal's noch lange Zeit —  
Ich sehe mich, das glaube mir, zur Wehr:  
Die warme Sonn' ist wahrlich auch noch weit,  
Und Wunder gibt es heut'zutag nicht mehr.“ —

Doch sieh! der Sturm in milden Hauch verweht,  
In Rosenlicht der Alpen Krone glüht:  
Dem Schnee entquillt ein frisches Blumenbeet,  
Von Frühlingsgrün und Sommerdunst umblüht.

„Dein jüdisch Glück sei dieses Serlenringen,  
Der edle Kampf, der niemals dich gerent;  
Nicht Lorbeerkränze nur wird er dir bringen,  
Dir ist ein schönerer Triumph bereit:

Die Rose beugt sich darüber hin,  
Maiglock und Weiden sprießen auf im Bu,  
Die Myrte blüht und winkt mit tiefem Sinn  
Dem Lorbeer ihre stille Beigung zu.

Und in der Mitte ruht, von Moos umschwellt,  
Ein holder Knabe, lächelnd mild und lind:  
Auf wunderbaren Wiege wird das Bett  
Von Frühlingsabblumen für das Wunderkind.

Da öffnet an dem weiten Himmelsraum  
Von Sonnenstrahlen sich ein gold'nes Chor;  
Und Wolken senken sich, — von ihrem Saum  
Erlüht der Seraphimmen voller Chor:

„Du sollst es schau'n, das Bild des ewig Schönen,  
Deß' Anblick nur den Seligen gewährt:  
Dein sei des Bauers Almacht, der in Lünen  
Das unaussprechlich Heilige verkündet!“

„Kühn mügeß du den Himmlischen vertrauen,  
Die, deine Wiege wehend, dir gesehn,  
Und bei den Sternen dir die Wohnung bauen,  
Wenn dich die Erdenkinder nicht verkeh'n! —

„Daß in Millionen Herzen wiederklingen  
Die Lüne, die dein Genius geweiht,  
Daß sie, getragen auf der Andacht Schwingen,  
Erhaben schweben über Welt und Zeit.

„So wird des Menschen höchster Lohn dir werden:  
Unsterblichkeit im Himmel und auf Erden!“

„Allein das Leben wogt in Lust und Schmerzen:  
Es darf dem Jüdischen kein Geist entflieh'n,  
Deß' Sendung laufe an der Menschen Herzen,  
Um sie zum Göttlichen emporzugiehn.“

„Die Menge weiß nichts von dem ew'gen Glühen  
Der heil'gen Flammen in des Künstlers Brust:  
Sie ist sich im Genuß der Harmonien  
Nur eigner Lust, nur eignen Weh's bewußt.

„Willst du des Menschen Seele tief erschüttern,  
So fühle, was des Menschen Herz bewegt;  
Des Schmerzes Weh, der Sehnsucht banges Bittern,  
Die Leidenschaft, die alles Große hegt;

„Des Glaubens Kraft, den Mut in Ungewittern,  
Der raschen That erhab'ne Freudigkeit,  
Die Lebenslust, auch hinter Kerkergittern,  
Der Freiheit Drang, der Liebe Seligkeit!“

„Verachte jedes Wahnes enge Schranken,  
Ob auch die Welt dir keinen Weibrauch streut,  
Und mit der Goffheit ewigen Gedanken  
Durchmisch die Räume, die dein Himmel deut!“

# Die Pflege des mehrstimmigen Gesanges in Schule. Hans und Gesangsverein.

Von Dr. Aug. Reishmann.

**D**aß der mehrstimmige Gesang ungleich höher den Genuß gewährt als der einstimmige, noch dazu unbegleitete, das wissen unsere Kinder schon. Wie viel Freude es ihnen auch bereitet, dem Liede der Mutter oder der Amme zu lauschen, und am Ende selbst einzustimmen, so wird diese doch ganz außerordentlich gesteigert, wenn sich noch eine zweite Stimme mit der ersten vereinigt und wenn am Ende wohl der kleine Liebling selbst an der Ausführung derselben sich beteiligen darf.

Schon deshalb sollte auch in der Kinderstube schon das zweistimmige Lied, so weit es die Umstände gestatten, gepflegt werden.

Die Melodien, zu welchen die Mutter oder die älteren Geschwister die zweite Stimme ausführen, sobald die kleinen Sängler sie fest inne haben, werden ihnen noch einmal so tief und ganz ungenüßliches Vergnügen bereitet es ihnen meist, die Begleitungsstimme dann auch selbst ausführen zu können. Bei einer zweckmäßigen Behandlung sind aber selbst auf den unteren Stufen schon Übungen im zweistimmigen Gesange möglich und nicht ohne glänzenden Erfolg vorzunehmen. Die nachstehenden Stimmübungen sind leicht durch einfache Nachahmung zweistimmig zu machen:



Die Kinder singen alle gemeinsam zunächst die betreffenden Übungen einstimmig und wenn sie dann sicher und rein von ihnen gesungen werden, übernimmt ein Teil die erste, der andere die zweite Stimme, indem jener mit der Übung beginnt und der andere erst beim zweiten oder dritten Takt, wie es oben bezeichnet ist (§), mit der betreffenden Stimmübung hinzutritt, und jede Stimme wiederholt sie so oft, als eben für nötig befunden wird.

Auf diesem Wege ist dann auch die Tonleiter zweistimmig zu machen:



Nur die Ausführung der beiden großen Terzen: wird den Kindern Schwierigkeiten bereiten; es ist das berühmte „Mi contra fa“, was schon den Singknaben des Mittelalters als der „Gottseibeiuns“ in der Musik erschien.

Wir helfen uns einfach dadurch, daß wir bei der zweistimmigen Führung unserer Tonleiter an der betreffenden Stelle von der Terzenfortsetzung abgehen und für die zweite die Sext eintreten lassen.



Wir raten übrigens, diese zweistimmige Tonleiter in einer höheren Lage — etwa von f' an — singen zu lassen.

Die regelmäßig vor jeder Singstunde vorzunehmenden Stimmübungen müssen jetzt auch zweistimmig ausgeführt werden:



In der Schule muß der zweistimmige Gesang unbedingt beginnen, wenn die Kinder mit den Noten und der Tonleiter vertraut gemacht worden sind. Namentlich für die Erkenntnis der letzteren ist die Mehrstimmigkeit von großem Einfluß. Es ist absolut notwendig, daß die Kinder das Verhältnis der Ganz- zur Halbtaste mit dem Ohr erfassen lernen und nicht nur mechanisch mit dem Auge den Sitz in der Tonleiter. Dazu ist allerdings die nachstehende Übung schon von bedeutendem Nutzen:



Fordert man die Schüler, nachdem man ihnen den ersten Takt vorgesungen oder -gespielt hat, auf, diesen immer einen Ton tiefer zu wiederholen, so werden sie im zweiten, dritten und vierten, wie im sechsten und siebenten Takt immer nur eine Halbtaste (als — is — is — dis und eis) singen und es ist dann leicht, ihnen klar zu machen, daß nur im fünften Takt die Figur ganz treu nachgeahmt ist, während in den anderen Taktten der zweite Ton immer eine Halbtaste tiefer genommen werden muß.

Noch entscheidender erweitern sich hier zweistimmige Übungen, wie etwa folgende:



Wie hier der erhöhte Ton als Leitton aufwärts drängt, so der vertiefte ebenso naturgemäß abwärts:



Nur durch solche mehrstimmige Übungen wird es auch den Schülern erst möglich, den Unterschied von Dur und Moll ganz zu erfassen.

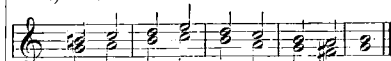
Die Molltonleiter singen zu lassen, ist im Grunde nur eine Plage für die Kinder und bringt ihnen wenig Gewinn, während schon die zweistimmige Übung ihnen mehr Vergnügen macht und dabei die Möglichkeit gewährt, daß sie das Verhältnis von Dur und Moll mit dem Ohr erfassen, was für die Erkenntnis und vor allem für die Ausführung unerlässlich ist:



b) Moll.



c) Dur.



d) Moll.



Es wird den Schülern keinerlei Schwierigkeiten bereiten, diese zweistimmigen Übungen auszuführen und sie lernen die verschiedene Wirkung von Dur und Moll mit dem Ohr erfassen, was absolut notwendig erscheint, wenn sie befähigt werden sollen, mehrstimmige Tonsätze einigermaßen befriedigend auszuführen. Gerade unter den Volksschülern haben wir eine ganze Reihe der wundervollsten im Mollgefläch gehalten, zu deren entsprechender Ausführung und Auffassung die vollständige Vertrautheit mit dem Charakter der Molltonarten als erste Voraussetzung gehört.

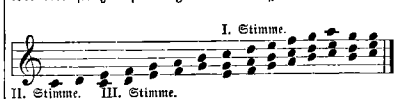
Durch derartige Übungen aber wird diese gewiß auf angenehme und bequeme Weise und ganz sicher erreicht. Daß nicht alle Schüler in den öffentlichen Schulen so weit zu führen sind, ist ja unbestritten; aber das dürfte doch wohl von jeder andern Disziplin ebenso gelten, und sowie man hier nicht danach das Ziel derselben bestimmt, so darf man es wohl auch nicht beim Gesange. Auch hier muß angestrebt werden, was im allgemeinen erreichbar ist, und die Erkenntnis des Wesens des Mollgeflächts gehört unbedingt dazu.

Bereits in den früher hier veröffentlichten Artikeln über den Kindergesang\* stellten wir als Hauptziel für den Schulgesang: die Pflege des dreistimmigen Gesanges fest, schon aus dem Grunde, weil ein einfacher Kinderchor recht wohl im Stande ist, selbst in der Kirche zur Erhebung und Erbauung wesentlich mitzuwirken.

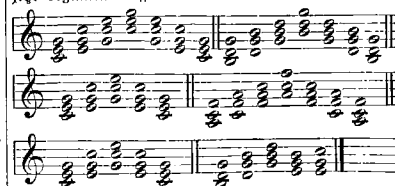
Dazu erweitert sich die Zweistimmigkeit, die für das leicht beschwingte Lied vollkommen ausreichend ist, zu dürrig, und darum nicht würdig genug, während der dreistimmige Kinderchor bei einigermaßen genügender Ausführung die würdigste Wirkung hervorzubringen geeignet ist.

Der kundige Lehrer wird leicht seine Soprane in höhere und tiefere zu scheiden vermögen, und diese mit den Altisten verbunden, ergeben einen vollständig ausreichenden dreistimmigen Gesangschor.

Wieder ist es leicht, durch die Nachahmung die Tonleiter dreistimmig zu machen, in derselben Weise, wie wir sie zweistimmig werden ließen:



Es ist durchaus nicht zu weit gegangen, wenn die Schüler jetzt auch eine Einsicht erhalten in die eigentliche Organisation der Tonart, die auf der Tonleiter erbaut ist. Sie erfahren, daß die Angelpunkte der Tonleiter: der erste, vierte und fünfte Ton, als Tonika, Unterdominant und Dominant auch zu Angelpunkten der Tonart und ihrer harmonischen Konstruktion werden, indem die auf ihnen erbauten Dreiklänge zugleich die Stützpunkte der Tonart bilden. Diese werden dann zunächst als Stimmübungen verwendet, mit welchen alle Chorübungen jetzt beginnen müssen:



Die Verknüpfung dieser Dreiklangsharmonien ist wieder ganz systematisch geordnet vorzunehmen, so daß zuerst die natürlichsten Verbindungen geübt werden.

\* Nr. 15, 16 und 17 dieses Jahrgangs.



Das läßt sich sehr leicht mit „Liturgischen Hören“ verbinden, wie sie in vielen Kirchen gebraucht werden, in dieser Weise:



A - men! A - men! A - men!



A = men! A = men! A = men!



A = men! A = men! Amen!



A = men! A = men! A = men!



A = men! A = men!

Bei diesen ersten Uebungen im mehrstimmigen Gesange ist zunächst hauptsächlich darauf zu halten, daß sie nur mit halben Stimmen gefungen werden, da nur so etwaige Trübungen der Reinheit dem Ohre leichter erkenntlich werden: das erweist sich mit der wachsenden Tonstärke allmählich immer weniger empfindlich dafür und stumpft schließlich ganz ab, wenn längere Zeit mit voller Kraft gefungen wird. Daß aber die Schüler hören lernen, ist die erste Hauptforderung, wenn sie im Gesange etwas leisten sollen. Eine gute Gehörübung ist es auch, wenn der Lehrer den Accord, der nicht rein intoniert worden ist, so lange halten läßt, indem er zugleich die betreffende Stimme, welche die Trübung der Reinheit verursacht, aufmerksam macht, bis die entsprechende gute Wirkung erzielt ist. Besondere Berücksichtigung erfordern hierbei zunächst die Terz und der Quinten. Diese nehmen die Mittelstimmen gern zu tief, die Oberstimmen dagegen wie diesen gern zu hoch, namentlich wenn er im Stimmbruch liegt. Wenn in den ersten Uebungen, die hier verzeichnet sind, die Oberstimme h- und d- wie die Mittelstimme e und f möglichst scharf intonieren, werden diese Sätze sehr leicht glücken zu erzielen sein. Bei den Vätern ist dann eher darauf zu halten, daß die Oberstimmen, in dem Verstreben: e-f scharf zu nehmen, nicht nach der Höhe streben. Achtet der Lehrer oder Dirigent frühzeitig hierauf, so sind die besten Erfolge auch nach dieser Seite leicht zu erzielen.

Auch in unsern Gesangvereinen würden noch bedeutendere Resultate erzielt werden, wenn derartige Stimmübungen einen, wenn auch nur bescheidenen Teil der Uebungsabende ausfüllten.

Selbst die bestgeübten Sänger unterlassen es nicht, mit Stimmübungen täglich die Stimme einzufügen; um so mehr müßte es bei den Gesangsvereinen zur feststehenden Praxis werden, jede ihrer Proben mit solchen Accordübungen, wie die oben angegebenen, zu beginnen.

Aus eigener Erfahrung kam der Verfasser bestärkt, daß sich die Sänger dagegen durchaus nicht sträuben, sondern im Gegenteil sich eifrig und gern daran beteiligen. Dem Dirigenten bringen solche Studien aber noch den moralischen Vorteil, daß er entschieden in der Achtung bei den Mitgliedern steigt, wenn sie sehen, daß ihre Ausbildung ihm Ernst ist.

Die Mitglieder aber, welchen dies nicht angenehm ist, die nur singen wollen, ohne daß ihnen das „Wie“ Bedenken macht, werden opponieren, aber sich doch schließlich fügen oder ausschließen und auch dies ist ein Gewinn für den Verein.

Diese Vereine sind ja meist aus den verschiedensten Elementen zusammengesetzt und die Zahl derer,

welche keinerlei tiefere Gesangsschulung erworben haben, wird immer die überwiegende große sein. Für diese aber sind solche Stimmübungen unerlässlich, wenn nicht das Einstudieren größerer Werke und selbst einigermaßen bedeutender und schwieriger Lieder fast unüberwindliche Schwierigkeiten bereiten soll. Die Viertelstunde, welche auf solche Stimmübungen verwendet wird, erleichtert dem Dirigenten und den Mitgliedern ihre weiteren Aufgaben ganz bedeutend. Den rechten Gemüth bereitet doch auch der Gesang den Ausführenden wie den Zuhörenden nur dann, wenn er bis zu einem bestimmten Grade vollkommen ausgeübt wird; dieser aber ist nicht ohne ernste und früh angestellte Studien zu gewinnen.



## Erinnerungen an Carl Taufsig.

Von  
Carl Graf von Krochotw.

(Schluß.)

Einige Jahre hatte ich Taufsig nicht gesehen und hörte, daß er verheiratet sei, doch scheint er in seiner Ehe nicht glücklich gewesen zu sein, sprach selten und ungern von seiner Zeit und mag diesen Schritt vielleicht bereut haben. Ueber jenen Lebensabschnitt und die Zeit der Handlung weiß ich wenig, doch sah und hörte man es dem schnell alt und grau gewordenen Manne an, daß er völlig enttäuscht sich in die unvermeidlichen Folgen mit philosophischem Gleichmuth fügte. Von mancher Seite wurde damals die große Veränderung an Taufsig bemerkt und bedauert, daß seine Jugend und Geistesfrische ihm von da ab genommen war.

Mit den Worten: „Ich werde ein alter Mann,“ zeigte er mir damals seine beiden Schläfe, an denen das Haar völlig weiß war und oben am Scheitel den Anfang einer kahlen Stelle in dem sonst üppig langen Haare.

Wie in der äußeren Erscheinung, so hatte sich auch der innere Mensch in Ausdrucksformen und Ansichten verändert, und so trieb der berühmte Künstler einem Pessimismus und zunehmender Gleichgültigkeit entgegen.

Es mochte zwei oder drei Jahre vor seinem Tode gewesen sein, als ich Taufsig in Berlin wieder sah, wo wir dann öfter Villard zusammen spielten und ich mich lobend über seine Fortschritte aussprach. Darauf antwortete er mir ganz ernsthaft: „Vergeßliche Mühe, mit meinem Villardspiele wird es auch bald zu Ende sein.“ Als ich hierauf nach einer näheren Aufklärung fragte, erhielt ich die Antwort: „Mein Leben wird in kurzer Zeit abgeschlossen, meine letzte Stunde bald da sein.“ Ich erwiderte ihm darauf, daß dies Ziel uns hier alles gefestigt sei, da sagte er, mich durch seine Augengläser voll anblickend, ganz fest und ernsthaft: „Sie, obgleich viel älter wie ich, werden mich noch lange überleben!“ — Wir tamen bei unsern fast täglichen Begegnungen öfter auf ernste Gespräche, die nach mancherlei Richtung dann ausgeht, mir die großen Veränderungen zeigten, welche Taufsig seit unserer damals etwa zehnjährigen Bekanntschaft in seinem Geistesleben gemacht hatte.

Es waren schon kräftige Anregungen von Seiten der genaueren Freunde und älteren Bekannten nötig, um den sich immer mehr abschließenden Mann zu Gesprächen und Handlungen zu veranlassen, welche ihn aus seiner grubelnden Lage herausreißten und heiter zu stimmen geeignet waren. Für fremde Leute hatte die kalte eigentümliche Zurückhaltung des Künstlers etwas sehr abschreckendes; aber man hat ihm unrecht, wenn man diese als Stolz und Hochmuth anrechnet. Ohne ein melancholischer Mensch zu sein, war über Taufsig seit der verhängnisvollen Zeit seiner Verheiratung, wie gesagt, eine Lebensverfälschung gekommen, welche in seinem Berufe und sonstigen Arbeiten nach und nach wie ein Gemüthshub auf ihn wirkte. Dabei war ihm durch manche seiner Gewohnheiten und pessimistischen Anschauungen eine gewisse Richtung gegeben, welche ihm nicht die Kraft übrig ließ, diese Hemmnisse zu besiegen. Vor der Zeit in seiner äußeren Erscheinung gealtert, hatte er die frische rosige Gesichtsfarbe schon lange verloren. Die Körperhaltung war nicht mehr so aufrecht; kurz sein Neukeres machte den Eindruck eines jungen Greises. Mit diesen äußeren Merkmalen hatte sich aber auch eine Reizbarkeit eingestellt, welche vielleicht durch den

aufregenden Beruf verstärkt wurde und die Gesundheit von Taufsig bald untergraben hatte. Immerhin hatte er noch Zeiten, in denen eine heitere Stimmung über ihn kam, und ihm dann auch Gelegenheit gab, seine sonst fröhlich muntere, frühere Weise in engeren Kreisen zu zeigen. Es traf bei ihm die oft gehörte Ansicht zu, daß der Beruf eines Musikers häufig eine die Nerven zerköhlende Wirkung ausübe und den Menschen in den Zustand einer Aufregung versetze, der aus kleiner äußerer Veranlassung leicht ein schnelles Ende herbeiführen könne. Dieser Fall trat also auch hier ein, denn eine, während einer kurzen Reise vernachlässigte Erkältung war der Beginn eines Unterleibsstypus, dem der junge berühmte Künstler rasch erlag. Ueber jenes Ereignis und die damit zusammenhängenden Begebenheiten ist damals ausführlich berichtet worden. — Es war etwa ein Jahr vor seinem Ende, als ich Taufsig wieder öfter in Berlin sah, wo er mir die schon mitgetheilten trüben Neukerungen seines nahen Ablebens machte. Damals hätte ich nicht gedacht, daß ich ihn in diesem Leben nicht wiedersehen sollte und seine letzten Abschiedsworte „Auf Wiedersehen“, welche für mich beide eine andere, damals nicht gesehene Bedeutung erhielten, klingen mir noch in den Ohren.

Ueber seine musikalischen Leistungen und seinen Wert als Künstler lasse ich hier einen Auspruch seines genialen Lehrers Franz Liszt folgen. Dieser äußerte einst in einem Briefe, als das Gespräch auf seine Schule und Schüler kam: daß der größte Teil seiner Hörsäle nach abgelegter Probe seinen Anforderungen meist entsprachen haben. Ueber Taufsig sagte dann derjenige, nun auch verstorbene Tonmeister: „unter die besten meiner Schüler zählend, hat Taufsig in seelenvollem und das Gemüth entsprechend Vortrage mich übertrroffen; denn in ihm liegt ein angeborenes großes musikalisches Talent.“

Die Erlebnisse, welche mich an jene Zeit erinnern, sind, so weit es meine persönlichen Beziehungen zu Taufsig betreffen, hier geschlossen. Ueber die letzten Wochen seines Lebens in dem Krankenhaus zu Leipzig, kam ich nach den mündlichen Mittheilungen meiner verstorbenen Frau berichten, welche von Taufsig brieflich ersucht wurde, an sein Krankenbett zu kommen und dieser Bitte folgend, ihn bis an sein Ende gepflegt hat. — Wie der damals an der Spitze des Krankenhauses stehende Professor dem Kranken den Vorstoß machte, seine Frau als Pflegerin kommen zu lassen, geriet Taufsig in die größte Aufregung und rief heftig: „Nur nicht Die,“ und sank von der kurzen Aufregung erschöpft und in großer Unruhe auf seine Kissen zurück. In den späteren verschiedenen Gesprächen mit seinen Pflegerinnen, welche abwechselnd Tag und Nacht bei ihm wachten, zeigte er sich in den schmerzfreien Zeiten ganz heiter und behagte, daß er seiner Umgebung so viel Mühe bereite und war dankbar wie ein Kind.

Nachdem eines Tages Frau v. M. (eine ältere russische Dame), welche von Warschau ebenfalls zur Pflege an Taufsigs Krankenlager geeilt war, das Krankenzimmer verlassen hatte, kam meine Frau gerade herein und dazu, wie die von dem Hospital angestellte Pflegerin den sehr erregten Kranken zu beruhigen suchte. Mit verführten Zügen und geschlossenen Augen lag der Kranke auf seinem Lager und als er den ermunternden Ruf der ihm bekannnten Stimme hörte, fragte er: „Sind wir allein?“ Wie ihm dies bestätigt wurde, sagte er: „Gott sei Dank! Lassen Sie, liebe Freundin, mich nie wieder allein mit Frau v. M., welche es mit mir wohl sehr gut meinen mag, mich aber mit ihren überreichen Betehrungsversuchen sehr gequält hat. Nachdem der Kranke sich etwas beruhigt hatte, streckte er meiner Frau seine Hand entgegen und sagte noch sehr ernst und gefast: „Sie sind mir eine wahre Freundin, kennen und verstehen meine Ansichten und Meinungen und ich bitte, verlassen Sie mich nicht!“ Nach diesen Worten sehr ermahnt, dankte er mit schwachem Händedruck, als die ihm ganz bekannte Stimme antwortete: „Ich bleibe bei Ihnen, doch jetzt müssen Sie sich stille verhalten, wie es der Professor angeordnet hat — nun seien Sie ruhig! Hierauf fiel der Kranke in einen leichten Schlaf und als er nach einiger Zeit erwachte, nahm er die verordnete Medizin, um dann in erster Weise, in abgebrochenen Sätzen über sein nahes Ende zu sprechen. Darauf kam eine Zeit, wo er länger ohne Bewußtsein war, auch von Schmerzen und allerlei Bedenken in fieberhaftem Zustande gelöst, in schnell wechselnder Stimmung sich befand, bis der Tod ihn am Morgen des 17. Juli 1871 von diesem Leben abrief.

Zu jener Zeit befand ich mich auf einer weiten Land- und Seereise in südlichen Zonen, wo die briefliche Nachricht, die mir die letzte Lebenszeit und den

Tod von Taubig mittheilte, mich erst nach mehreren Wochen erreichte.

Wenn ich mir jetzt, nach sieben Jahren, erst die Aufgabe gestellt habe, über Karl Taubigs beste Künstlerzeit, seine späteren Jahre und sein Ende zu berichten, glaube ich damit noch nicht zu spät zu kommen.

Wie die geehrten Leser schon bemerkt haben mögen, erdicht in meiner Erzählung Karl Taubig weniger als Künstler, sondern als Mensch, Gesellschaftler und Freund. Nach dem, was ich schon über meine eigene musikalische Befähigung gesagt habe, werden die Leser es erklärlich finden, daß ich mir kein eigenes musikalisches Urtheil über den großen Pianisten erlauben darf. Es möge mir aber vergönnt sein, die persönlichen Empfindungen kurz anzudeuten, welche sein Spiel im Vergleich mit Gegenlag zu dem, der auch von mir gehört und bewunderten Liszt, Rubinstein, von Bülow und Thalberg hervorrief. Sein Spiel konnte die Zuhörer schnell hinreißend und jenes unermessbare Etwas einhauchen, das die Sinne, Gemüth und Herz in spontaner Weise bejaßt und anregt. Er hatte nicht das rauschende Ueberwältigende von Liszt, nicht das Verstandesmäßige von Bülows, nicht das Gefühlschwelgerei von Rubinstein — welchen er in der Technik übrigens zum mindesten ebenbürtig war — aber er übertraf sie alle besonders in dem unmittelbar zu Herzen gehenden Eindruck seines Spiels.

Es ist das frühzeitige Ende von Karl Taubig für die Welt tief zu beklagen, da wir nicht nur einen bedeutenden Musiker, sondern auch einen ausgezeichneten Menschen verloren haben. —



### Konzertsaal-Betrachtungen eines Ammusikalischen.

Die Konzertschwalben schwirren bereits dicht durch die Luft — an den Konzertsälen werden sich die bunten, vielversprechenden Anzeigen, in den Zeitungen häufen sich die Kleinaussagen für Herrn A. oder Fräulein B., die Konzertsäle haben ihre gastlichen Porten sämtlich geöffnet — die Saison ist in voller Blüte.

Ich bin unmusikalisch, absolut unmusikalisch, selbst das tiefste „Doch“ ist für mein musikalisches Verständnis noch viel zu hoch und sogar der Umstand, daß in meinen liebsten Arbeitsstunden rechts neben mir Klavier, links neben mir Violine, über mir Harmonium und unter mir Fäße gespielt wird, vermocht auf mich einzuwirken.

Allerdings will ich nicht verschweigen, daß man mich in den frühesten Knabenjahren einmal gelehrt hat, „Ach, du lieber Augustin“ mit dem rechten Zeigefinger zu spielen, aber ich habe auch dazu längst nicht mehr die nötige Technik. Es ist schmerzhaft! Und doch Konzertsaalstudien? Wie geht das zu? Sehr einfach! Ich bin nämlich verliebt und mein Schatz besucht ein Konjervatorium. Pflicht, Liebe und Freizeit treiben mich in den Konzertsaal. Was würde einem aus alledem Strauben helfen, — meine Nosa bekommt mich ja doch herum — „spielend“ zuzuhören.

Da habe ich denn ein prächtiges Auskunftsmitel gefunden. Mein Platz ist nicht auf dem Präntentierbreit der ersten Reihe, wo schwarzer Fraß, weiße Glaces und unabdingbare Verzichtlichkeit Ehrenfache sind, nein — ganz hinten in den beschidensten, letzten Reihen habe ich mein Hauptquartier aufgeschlagen, wo die Begleiterten und die Originale sitzen, die nicht gelangweilt das Konzert besuchen, weil es die Mode so will, sondern die sich in glücklicher Narztheit die geistige Erquickung am Essen und Trinken abspähen.

Gerade die Tonkunst von allen anderen Künsten begünstigt die Entwicklung solcher Originale, welche oft durch jenen überbunden, mitunter rührend-koniglichen Zug grenzenloser Hingabe, sentimentaler Verhimmelung ihrer Kunst aufstehen, die selbst dem beschidensten können eine gewisse künstlerische Weiße zu verleihen weiß.

Dort also, und nicht im glanzvollen Vordergrund des Saales findet mein Skizzenbuch seine reichste Ausbeute, dort mache ich an den Menschen meine Konzertsaalstudien und wenn mir der geneigte Leser einmal in die „kleinbürgerliche“ Atmosphäre der letzten Bänke und des Stiehparkettes folgen will, er kann versichert sein, es wird ein lohnender Spaziergang. Schon der erste Eindruck zeigt uns deutlich, wie vollkommen der größte Teil unserer Umgebung bei der Sache ist. Da ist keine Spur von Kälte oder Gleichgültigkeit. In den Physiognomien spiegelt sich überaus deutlich der Charakter des Tonkünstlers und ich glaube sicher, daß ein gewiegener Musikkenner, dem durch was immer für Umstände das Gehör verloren gegangen ist, von den Gesichtern seiner Umgebung den Namen des Meisters herablesen könnte, dessen Werk jedoch durch Künstlerhände interpretiert wird.

Ein unbeschreiblich fideles und pfiffiger Zug besteht die Verammlung, wenn der auftretende Künstler ein Scharo bravours in den Saal hinausprubelt, oder der Menge ein wenig Straßhüßchen Champagner kredenz, und ein Zug bühner Melancholie verleiht dem Auditorium den Charakter einer veritablen Trauer-Verammlung, wenn er beispielsweise die wehmütigen Klänge eines Chopinschen Nocturnos aus den Tasten hervorzaubert.

Aber nicht genug daran, daß die Mienen unserer Umgebung uns deutlich Farbe und Stimmung des jeweiligen Musikstücks abspiegeln, auch über den Nhythmus deselben können wir bei einiger Beobachtungsgabe nicht lange im Unklaren bleiben.

Als kleiner Junge hatte ich immer eine unbändige Freude an den witzigen Scherzfiguren mit den großen beweglichen Köpfen. Man gab den Köpfen einen leichten Stoß und sie begannen in einer anatomisch geradezu unmöglichen Weise auf den dünnen Häuten hin und her zu nicken. Unwillkürlich muß ich beim Anblick einer ganzen Schar von ständigen Besucherinnen unserer Konzertsäle immer an jene puzigen Figuren denken.

Jeder Tag gibt meinen Enthusiastinnen gewissermaßen einen musikalischen Nervenüber, um ihre Köpfe in steter rhythmischer Bewegung zu erhalten, welcher erst der Schlußbaccord ein energisches „Halt“ gebietet. Armer Narek Namaan, der du durch eine einzige Pagode fast bis zur Narek gebrach worden bist, was wäre hier aus deinem armen, gequälten Verstande geworden? — Bei den Männern findet das Taktgefühl durch eine instinktive Bewegung der Fuß- oder Fingerringen einen weit stärkeren Ausdruck.

Die aufmerksamsten Hörer rekrutieren sich aus jenen frühreifen, genialgelockten Jünglingen und emancipierten jungen Damen, die — eine Frucht unserer zahlreichen Theater- und Musikschulen — die Kunsttempel größerer Städte in geradezu unglaublicher Menge bevölkern. Da sitzen sie mit geistlichen Ehren, der Liszt und der Sarasate, die Clara Schumann und die Batti der Zukunft mit jener flammenden Begeisterung junger Herzen, die noch keine der schlimmsten Enttäuschungen zu verzeichnen haben, welche dem Künstler reicher als jedem anderen Erdensohne beisehen sind.

Unter dieser lustigen Gesellschaft finden wir eine Anzahl von Typen, die noch in keiner Konzertsaison gefehlt haben und wohl auch nicht sobald ausstehen werden. Hier nur einige Beispiele, die ich ohne langes Suchen aus der bunten Menge herausgreife. Da ist vor allem ein junger Mensch, der den ganzen lieben Abend lang seine benachbarten Kollegen durch wohlgezielte Stöße in die Seite auf jeden gelungenen Lauf, auf jede zarte Nuance aufmerksam macht, da sind ein paar bildhäßige Gevinnnen, die es nicht unterlassen können, fortwährend dadurch Zeugnis von ihrer feingebildeten musikalischen Gehör zu geben, daß sie bei der geringsten Dissonanz, dem unmerklichsten Fehler die zarten Gesichtchen in die schmerzlichen Falten legen. Mit innerlichem Groll schauen sie auf einen lästigen Gesellen in ihrer Nähe, der seine Aufmerksamkeit dadurch dokumentieren will, daß er sich bei dem kleinsten Geräusch wütend umschaut, ein energisches „Sil!“ erlösen läßt und so selbst die größte Unruhe verursacht. Und dieser entsehlische Mensch ist es, der mich durch die ganze vorige Saison aus einer gelinden Aufregung nicht herauskommen ließ. Meine Nosa haßt ihn nämlich und auf ihre Veranlassung mußte ich mich endlich entschließen — ganz gegen meine überaus freibliche Natur — den lästigen Störör zur Ruhe zu weisen. Darauf kam mir der Mann grob, und da er stärker gebaut ist als ich — verummte ich, was mir aus Nosas schönen Augen einen Blick tiefer Verachtung eintrug.

Das gute Mädchen meinte später, es wäre für mich überhaupt das Nichtigste gewesen, den Mann zu fordern,

aber ich überhörte diese Aeußerung und ließ mir bis zum Schluß der Saison die grimmigen Gesichter und das aufdringliche „Sil!“ des Störers, der sich immer ostentativ in unsere Nähe setzte, ruhig gefallen. —

Ich hab's überstanden, wie ich auch die Prüfungen der bevorstehenden Kampagne mit Gott überstehen werde. Wenn dann die Nachtigallen zu schlagen anfangen, hören die Konzertfängerinnen — der Himmel sei gepriesen! — zu singen auf. Zur Symphonie des Waldes schlagen unsere fliehenden Herzen den Takt und um das Allegro des Frühlingswindes, das Scharo einer plaudernden Nudel und das Andante rauschender Wipfel zu genießen, dazu reicht mein musikalisches Verständnis doch völlig aus.

Uebers Jahr bin ich hoffentlich verheiratet und im stande, den musikalischen Gelüsten meiner Frau mit hausväterlicher Autorität ein wenig die Zügel anzulegen. —

Wois für meine Freunde: Klaviere als Hochzeitsgeschenke werden verboten.

Julius Freund.



### Karl Philipp Emanuel Bach.

Ein Gedächtnisblatt zu seinem hundertsten Todesstage  
von I. Erbach.

Es gibt Erscheinungen in der Kunstwelt, welche von den Zeitgenossen überdacht, von den nächsten Generationen fast vergessen und erst von der späteren Nachwelt nach ihrem wahren Werte gewürdigt werden. Zu diesen gehört Karl Philipp Emanuel Bach, der am 14. März 1714 zu Weimar geborene dritte Sohn des damals an der Schlosskirche daselbst angestellten großen Johann Sebastian.

Der Knabe zeigte von früh auf einen offenen Kopf, ein munteres, gewandtes Wesen und, wie alle Söhne Johann Sebastians, bedeutendes musikalisches Talent, während sonderbarerweise die Brüder deselben gänzlich ermangelten. Hatte der Vater den ältesten Sohn, Friedemann, dessen hohe Begabung an übler Lebensführung scheitern sollte, der Musik gewidmet, so bestimmte er Philipp Emanuel „seines hellen Kopfes wegen“ für die Rechtswissenschaft, ohne daß jedoch die musikalische Ausbildung darüber vernachlässigt worden wäre. „Du sollst auch Musik lernen, und zwar gründlich und von mir selbst“, tröstete er oft den Knaben, der die Tonkunst als Lebensberuf ersehnte, „aber nur zu deiner Freude, denn es gibt keine höhere Freude, als in meiner Kunst.“

Als Johann Sebastian 1723 zum Musikdirektor an den beiden Hauptkirchen Leipzigs und zugleich zum Kantor an der Thomaskirche ernannt worden war, bereitete sich Philipp Emanuel auf der letzteren für seinen vermeintlichen künftigen Beruf vor, indem er den ganzen Kurus berielien durchmachte. Das ihm von dem strengen Direktor, Ernesti, erteilte sehr belobigende Abgangszeugnis hielt er Zeit seines Lebens hoch und zeigte es gern. Daneben hatte ihn der Vater gründlich in der Theorie der Musik unterrichtet und zu einem meisterhaften Klavierpieler ausgebildet, ihn auch stets an den Gesangsübungen der Thomaner teilnehmen lassen. Da hierbei die Neigung zur Tonkunst sich als durchaus vorherrschend in dem Jüngling erwies, so schickte ihn der Vater auf die Universität in dem musikalisch blühenden Frankfurt an der Oder, um hier die Rechtswissenschaft zu studieren, ohne durch die Musik zu sehr abgezogen zu werden.

Aber auch unter den ungünstigsten Verhältnissen und Umständen macht sich der Genius geltend und läßt sich dadurch nicht unterdrücken. Philipp Emanuel schuf sich selbst, was er in Frankfurt nicht vorfinden konnte: musikalisches Leben und die Gelegenheit, musikalisch zu wirken. Er versammelte diejenigen seiner Mitstudierenden, welche gute Stimmen oder vielleicht sonst einige musikalische Kenntnisse und Fertigkeiten besaßen, zu gemeinsamen Übungen. Da er aber die Teilnehmenden erst selbst ausbilden mußte, so machte er auf diese Weise eine sehr nützliche Schule für den künftigen Musikler und Dirigenten durch. Auch gab er, um seine sehr schmalen Mittel zu vermehren, Klavierstunden. Bald war der junge Student der anerkannte Leiter aller vorkommenden kirchlichen und weltlichen öffentlichen musikalischen Aufführungen, in

welchen er auch bereits eigene Kompositionen mit Beifall vorführte.

Zu dieser Zeit trat eine verhängnisvolle Wendung im Leben des Künstlers ein. Nach absolvierten Studien in Frankfurt sollte er, dem väterlichen Willen gemäß, zunächst Hauslehrer und Reisebegleiter eines vornehmen jungen Livländers werden, als plötzlich die Aufforderung an ihn erging, als Cembalist in die Kapelle zu treten, welche der Kronprinz von Preußen, der nachmalige König Friedrich der Große, auf seinem Schlosse Rheinsberg hielt, und in welcher sich bedeutende Konstanten, wie Graun, die beiden Benda, Cuvang u. a. befanden. Nach bejaunt sich keinen Augenblick, sondern sagte sofort hochfrenet zu. Komme er doch nun, völlig unabhängig durch diese Anstellung, seinem innigsten Wunsche folgen, der Tonkunst sein ganzes Leben zu weihen. Außerdem galt es für eine besondere Ehre in den Diensten des durch Geist, Charakter, Standhaftigkeit und lebhaftes Neigung für Kunst und Wissenschaft ausgezeichneten und berühmten Kronprinzen zu stehen, obgleich derselbe, sehr knapp von seinem Vater gehalten, seine Dienste nicht eben glänzend belohnen konnte.

Bachs hauptsächlichstes Geschäft bestand darin, den Prinzen auf der Fföte zu begleiten. Dies war nicht ganz leicht, denn obgleich Friedrich einen sehr schönen Ton und sehr erhebliche Fertigkeit besaß und namentlich im Adagio ein Meister war, dem wenige Künstler seiner Zeit an die Seite gestellt werden konnten, so überließ er sich doch seiner Empfindung beim Vortrag zu sehr, um sich allzeit streng an den Takt zu halten. Dazu gehörte nun ein sehr nachgiebiger und feinfühligter Begleiter, und als solcher erwies sich Philipp Emanuel, der des prinzipalen Virtuosen vollkommene Zufriedenheit erwarb, so daß ihn dieser, als er 1740 den Thron bestieg, mit erhöhtem Gehalt als Kammermusikus und ersten Cembalisten in die königliche Kapelle aufnahm. Seine Funktionen, obgleich erweitert, blieben im wesentlichen dieselben. Immer mehr hatte er sich in des Königs Vortragsart eingelebt, immer freier und melodischer wurde seine Begleitung, in welcher er sogar kunstvolle Nachahmungen und kontrapunktische Stellungen eigener Erfindung anbrachte, was den König besonders erfreute und öfters zu dem Lobspruch: „Das hat Er gut gemacht“, anregte.

So dauerte das Verhältnis bis zum siebenjährigen Kriege. Während der sorgenvollen langen Jahre desselben, wo der König meist abwesend von Berlin war, blieb die Kapelle fast unbeschäftigt, und Bach fand daher um so mehr Zeit zu kompositorischen Arbeiten verschiedener Art, von denen später eingehender die Rede sein wird. Nach Beendigung des Krieges war der König ein anderer, als vor demselben. Er hatte sehr gealtert, und mangelnder Atem, sowie der Verlust einiger Vorderzähne zwangen ihn, sich von seiner treuesten Freundin, der Flöte, zu trennen. Selbstthätig nahm er daher an den Kammerkonzerten nicht mehr teil und als Zuhörer war er zerstreuter und gleichgültiger als früher, was seine Musiker sehr niederstieß. Namentlich Bach fand sich in Unthätigkeit verlegt und hielt sich für überflüssig. Als ihm daher die Stelle als Musikdirektor an der Hauptkirche in Hamburg 1767 angeboten wurde, bat er, obgleich ihm dies schwer fiel, den König um seine Entlassung. Dieser, der sich nicht gern von seinem langjährigen Diener und berühmten Künstler trennen wollte, lehnte dieselbe zuerst ab, gewährte sie aber dann auf Bachs Hinweisung, daß der König seiner Dienste nicht mehr bedürfte, mit den Worten: „Wenn Er glaubt, dort mehr Nutzen schaffen zu können, so geh' Er.“

Und Bach ging mit seiner Familie — er hatte in Berlin geheiratet — nach Hamburg, wo er in die Stelle des berühmten, kürzlich gestorbenen Telemann trat. Fund er auch in der reichen Kaufstadt im allgemeinen den Sinn der Bewohner weniger künstlerischen, als vielmehr materiellen Genüssen zugeneigt, so entschädigte ihn doch dafür der Umgang und die Freundschaft mit einigen Kunstgenossen, wahrhaft gebildeten Familien, deren Häupter Büsch, Gelling, Raimarus, Unger, Vobe u. a. waren und in deren Kreise er durch sein frisches, heiteres Wesen das anregende und belebende Element bildete. Sogar der sonst sehr zurückhaltende und wenig gesellige Skoloprod

schloß sich ihm innig an. Bachs eigenes Familienleben war ein sehr glückliches, wenn auch sein Lieblingssinnlich, den einen seiner beiden Söhne, welcher musikalisches Talent zeigte, der Tonkunst zu widmen, nach langen Kämpfen, an dessen größerer Neigung und Begabung zur Malerei scheitern mußte.

So floß Philipp Emanuel Lebensstrom ruhig und glücklich, ohne große Stürme, dahin, jeweilig unterbrochen durch Kunststreifen in nicht zu fern gelegene Hauptstädte und nur getrübt in den letzten Jahren seines Lebens durch schmerzhaftes gichtische Leiden. Er starb am 14. Dezember 1788.

Dies ist der wenig Außerordentliches bietende äußerliche Lebensgang des Meisters, dessen hohe Bedeutung für die Tonkunst sich in denselben nicht widerspiegelt. Diese Bedeutung liegt vielmehr in dem, was er als Virtuose sowohl, wie als Tonbildner für die Entwicklung der Musik nach fast allen Richtungen hin, wenn auch vornehmlich für das Klavier, geleistet hat. Auf diesem Instrumente galt Philipp Emanuel unbestritten als der erste Meister seiner Zeit. Gebildet in der strengen Schule seines großen Vaters, brachte er in seinen Tonhöpungen sein eigenes heiteres, geistreich-humoristisches, obgleich keineswegs oberfläch-

Eine so erweiterte Fähigkeit des Ausdrucks erforderte auch eine Vernehrung der Formen und eine vielseitigere Ausbildung der Technik, gewissermaßen eine neue, durch Philipp Emanuel erfindene und eingeführte Spielart. So ist er wohl als der eigentliche Begründer des neueren Klavierspiels, als der Vermittler zwischen zwei wichtigen Perioden desselben zu betrachten. Dies ist auch von den hervorragendsten neueren und neuesten Klavierpädagogen, wie namentlich von Clementi und Haas von Wilow anerkannt worden, welche Bachs vorzüglichere Sachen — Wilow namentlich sechs Sonaten — als unergängliche Meisterwerke aufs neue herausgegeben haben. Doch sind als solche nicht alle Klavierkompositionen des Meisters zu bezeichnen. Viele von ihnen tragen zu sehr den Stempel ihrer Zeit, vorzüglich diejenigen, welche auf Bestellung von Verlegern und nicht aus eigenem innerem Drange entstanden, sowie die, welche lediglich für Dilettanten oder auch für einzelne Virtuosen jener Zeit geschrieben worden sind, um heute nicht veraltet zu erscheinen, während dagegen nicht wenigen eine unwerthvolle Jugend innewohnt.

Im höchsten Grade epochemachend für seine und grundlegend für eine fernere Zeit wirkte Bachs großes Schwerk: Versuch über die wahre Art das Klavier zu spielen.“ Um dasselbe richtig zu beurteilen, darf man natürlich den heutigen Standpunkt des Klavierspiels darauf nicht anwenden. Wie sehr allmählich aber dieser Standpunkt erreicht worden ist, geht aus der Hinweisung auf die Thatfache hervor, daß man vor Sebastian Bach das Klavier eigentlich nur mit den drei Mittelfingern jeder Hand spielte, den Daumen und den kleinen Finger aber lediglich bei Oktaven benutzte. Ebenso ist bei der Beurteilung der Bachschen Klavierwerke die große Verschiedenheit zwischen den damaligen und den jetzigen Tasteninstrumenten in Betracht zu ziehen. Der Meister bediente sich fast nur des Klavichords und des Kienklügels mit zwei Manualen, zweier von dem gegenwärtigen Klavier in Mechanik, Spielart und Toncharakter sehr abweichender Instrumente. Das letztere war zwar bereits erfunden, befand sich aber noch in so unvollkommenem Zustande, daß Bach es nur notgedrungen und ungern benutzte. So sind denn auch seine schönsten Arbeiten, namentlich die „Sonaten und Phantasien für Klavier und Liebhaber“, seine großen Rondos u. d. d. recht eigentlich für das Klavichord mit seinem schwachen Ton geschrieben.

Nicht viel geringer ist Bachs Verdienst auf dem Gebiete der Liebertkomposition, auf welchem gar wenig bis dahin geleistet worden war. Stellten es doch die großen Tonsetzer vor ihm fast unter ihrer Würde, Lieder in Musik zu setzen. Geschaß dies etwa, so erhielten alle Strophen ein und dieselbe Melodie, ohne Rücksicht auf den Inhalt. Unser Meister, dessen erste Lieder selbst noch in dieser Weise geformt sind, fühlte das Inzulänglichke, die oft geradezu Widerwärtige dieser Art von Textbehandlung, überstieg auch hier früh die bisher heilig gehaltene Grenze, suchte die Musik durchgehend dem Texte anzupassen und wurde so der Vater des durchkomponierten, überhaupt des modernen Liedes. Diesenigen seiner Lieder, in welchen der Dichter das ausdrückte, was seinem eigenen Gefühl am meisten entsprach, sind die gelungensten und schönsten, während man im anderen Falle den Zwang, welchen der Tonbildner sich auferlegen mußte, oft deutlich merkt. Von Bachs zahlreichen Liebertsammlungen bieten die „Melodien zu Gellerts geistlichen Liedern“ und „Cramers Blumen“ das beste, und noch heute eine reiche Ausbeute echter musikalischer Schönheit.

Unter des Meisters großen Gesangswerkenragt sein berühmtes doppelchöriges „Jesaja“, als eine weise und wirkungsvolle kirchliche Tonbildung hervor, ebenso das höchst kunstreich gearbeitete, durch eine Fülle eigentümlicher Zügen ausgezeichnete, im edelsten Stil gehaltene, große Oratorium: „Die Israeliten in der Wüste.“

Zu den hervorragendsten Instrumentalkompositionen Philipp Emanuel gehören seine vielen Orchester-Symphonien, namentlich die dem sehr musikalischen damaligen Kronprinzen, späteren König Friedrich Wilhelm II. von Preußen, gewidmeten. Sie sind Meisterstücke in ihrer Art und für ihre Zeit.

Außerdem hat Bach, einer der vorzüglichsten



Carl Philipp Emanuel Bach.

liches Naturell zu voller Geltung. Dies aber war etwas ganz Neues und ebenso Ueberraschendes wie Anziehendes für die damalige musikalische Welt, die an strengen Ernst und unabwähbare Würde in den Schöpfungen der Tonkunst gewöhnt war. Nicht unsonst sagt man: „Qui fait rire est le maître des coeurs.“ Der heitere und dabei doch empfindungsvolle Geist in unseres Meisters Werken rih jedermann hin. Ein klassischer Zeuge dafür ist Pava Haydn, welcher mehr als einmal beteuert hat, daß ihn in seiner Lehrzeit nichts so angesprochen, nichts so gefördert, wie Philipp Emanuel's Klavierwerke, die ihn wieder und immer wieder in sorgenvoller und trüber Stimmung aufgereizt und aufgerichtet hätten, ja seine Werthschätzung des ihm so sympathischen und tongenialen Tonbildners gipfelte in dem Ausspruch: daß er alles, was er wisse, dem Philipp Emanuel Bach zu verdanken habe. Nicht minder erkannte Mozart des Meisters hohes Verdienst an, wenn er sagte: „Er ist der Vater, wir sind die Söhne.“ Wer von uns was recht's kann, hat's von ihm gelernt.“

Bach selbst spricht sich in seiner kurzen Selbstbiographie, indem er sagt, daß er sich bemühe, möglichst faugbar für das Klavier zu schreiben, bedenklich aus: „Mich dünkt, die Musik müsse vornehmlich das Herz rühren, und dahin bringt es ein Klavierspieler nie durch bloßes Volkern, Trommeln und Harpeggiere, wenigstens bei mir nicht.“

Orgelspieler seiner Periode, auch viele Kompositionen für die Orgel, sowie für andere Instrumente, namentlich für die Fidele und die Geige, und endlich eine Anzahl von Trios geschaffen, die immer vortrefflich gearbeitet, manches Schöne von bleibendem Wert bieten.

Alle Kompositionen Philipp Emanuel's waren ihrer Zeit außerordentlich beliebt und sind vielfach angelegt worden. Er war in hohem Grade, aber auch zugleich im besten Sinne populär und hat deshalb ungemein viel zur Verbreitung seiner Kunst, sowie zur Veredelung und Verfeinerung des Geschmacks in derselben beigetragen. Wenn der, welcher seiner Zeit, zugleich für alle Zeiten genug gethan, so hat Philipp Emanuel, als genialer Bahnbrecher auf verschiedenen wichtigen Gebieten der Tonkunst noch weit darüber hinausgewirkt und die dankbare Anerkennung und Erinnerung der Nachwelt in reichstem Maße verdient. Ein hoher Ehrenplatz in der Geschichte der Kunstgeschichte wird ihm, dem größten der Söhne des großen Vaters, für immer gesichert sein, wenn auch von den Denkmälern, welche ihm in der Michaeliskirche in Hamburg und in seiner Geburtsstadt Weimar errichtet werden sollten, keines zur Ausführung gekommen ist.



## Beethovens gute Fee.

von  
Ereopold von Sacher-Masoch.

Es war um Weihnachten 1807. Beethoven war wohlbestallter Kammerdiener bei dem Fürsten Vidnowski und weilte mit denselben in Grätz, einem Städtchen im österreichischen Schlesien unweit der Landeshauptstadt Troppau einerseits und der preussischen Grenze andererseits.

Beethoven war damals schon weithin bekannt und berühmte, seine „Craica“ und „Pastorale“ hatten europäischen Rufes erregt, in Wien hatte man seinen „Christus am Oelberg“, sein C-moll-Konzert und seine ersten Sonaten mit begeistertem Beifall aufgenommen.

Trotzdem war ihm der Gehalt von 600 Gulden bei dem Fürsten erwünscht, da er unter seinen pekuniären äußeren Verhältnissen litt. Mit dem Fürsten verstand sich der noch junge Meister nicht sonderlich. War der erstere hochfahrend und ungeduldig, so zeigte sich Beethoven bald in sich gefehrt, bald aufbraunend und so blieben die Meinungen nicht aus. Die Fürstin, welche Beethoven großmütterlich liebte, fand aber alles an ihm originell und wunderbar, nahm ihn stets in Schutz und vernichtete Jahre hindurch glücklich zwischen ihrem Gemach und ihm.

„Sie hätte mich an liebsten unter eine Glasglocke gestellt“, hat Beethoven später einmal geäußert. In Grätz hatte er noch einen Bewunderer und treuen Anhänger gefunden. Es war dies der Doktor Weiser in Troppau, ein gelehrter Arzt, welcher zugleich der Leibarzt des Fürsten und dessen Liebling war. Er kam dreimal in der Woche nach Grätz und genoß dann die seltene Günst der Meister in seiner Stube besuchen zu dürfen und auf dem Klavier phantastieren zu hören.

Daß der Fürst mitten im strengen Winter statt in dem fröhlichen, glänzenden Wien, in dem einkamen Grätz weilte, wo er ein stolzes Schloß besaß, hatte seine guten Gründe.

Der Friede zu Tisitz war zwar geschlossen, aber die Franzosen hatten Preußen noch bis zur Weichsel besetzt und sich auch in Preussisch-Schlesien eingenistet. Da Fürst Vidnowski dort bedeutende Güter hatte, hielt er es für möglich in der Nähe zu bleiben und suchte die fremden Offiziere durch Aufmerksamkeiten, die er ihnen erwies, zu gewinnen. Große Jagden und Feste wurden ihnen zu Ehren gegeben, und als alles verbraucht schien, kam der Fürst auf die Idee, seinen Gästen einmal Beethoven in seinem vollen Glanze vorzuführen.

So sehr er das Weien eines Miniaturdespoten an sich hatte, zog er es doch vor, diesmal die Fürstin eingreifen zu lassen.

Diese erklärte dem genialen Schlingling die Sachlage, fügte zur bereiten Auseinandersetzung die liebenswürdigste Bitte, und Beethoven war besiegelt. Er versprach bei dem beabsichtigten Diner zu erscheinen und sogar nach Tisitz auf dem Klavier zu phantastieren.

Der große Tag kam heran. Nach einer gelungenen Jagd versammelte sich die ganze Gesellschaft an der reichgedeckten Tafel. Auch Dr. Weiser befand sich unter den Geladenen. Ehe man sich zu Tische setzte, stellte der Fürst Beethoven den Franzosen vor.

„Meine Herren“, sagte er stolz, „Sie sehen hier den ersten Komponisten der Gegenwart, welcher bei Ihnen in Paris denselben Ruf geniest, wie bei uns in Wien, wie in ganz Europa. Einzig ist er in seinen freien Phantasien. Er wird uns später die seltene Günst bereiten, eine solche hören zu dürfen.“

Die französischen Offiziere ließen es an Courtoisie gegen Beethoven keineswegs fehlen, aber bei Tische fragte ein General denselben, ohne jede böse Absicht: „Ob er auch Violon versteh.“

Nun war alles verdorben. Die Fürstin und Dr. Weiser lachen auf Beethovens Gesicht und haben das Unheil kommen.

Der Meister sah den General starr an und gab ihm keine Antwort. Nach dem nächsten Gange erhob er sich und verließ den Saal, ohne daß Dr. Weiser, der plötzlich nach Troppau abberufen wurde, es bemerkt hatte.

Das Diner war vorüber, Beethoven sollte phantastieren, aber er war und blieb verschwunden. Vergebens suchte man ihn im ganzen Schloß. Endlich fand ihn einer der Diener in der Schloßkapelle; er ließ jedoch dem Fürsten sagen, daß er nicht spielen werde.

Nun kam Fürst Vidnowski selbst: „Beethoven, Sie müssen spielen.“

„Nein, ich spiele nicht.“  
„Warum? Was haben Sie?“  
„Menschen, die mich fragen, ob ich Violon versteh, spiele ich nicht, ich werde nicht Verlen vor die Säue werfen.“

„Vergeßen Sie nicht“, brauste der Fürst auf, „daß Sie in meinem Dienste sind, daß ich zu beschließen habe.“

„Befehlen können Sie ja, Durchlaucht, aber ich werde nicht gehorchen.“  
„Dann ziehe ich meine Hand von Ihnen zurück.“  
„Reinertwegen, ich kam auf der Stelle gehen“, erklärte Beethoven, packte seine Sachen und schickte seinen treuen Bedienten Johann aus, ihm einen Wagen zu suchen.

Doch niemand wollte zu so später Abendstunde und bei dem wilden Schneegestöber fahren, wahrscheinlich fürchtete man auch die Lagnade des Fürsten. Doch Beethoven war ebensovornig der Mann, vor den Clementen als vor dem Fürsten die Waffen zu strecken. Johann nahm seinen Mantel auf den Rücken, und beide machten sich zu Fuß auf den Weg nach Troppau.

Doktor Weiser war bereits zu Bett, als es an sein Fenster klopfte.

„Wer ist da?“ fragte er.  
„Ich, Beethoven.“

Sofort öffnete sein Verehrer. „Was ist denn geschehen?“ fragte er eifrig.

„Das sollen Sie später hören“, rief Beethoven, „aber vor allem möchte ich etwas essen. Ich bin erfroren und hungrig. Wenn Diner habe ich nichts berührt. Der verdammte General mit seinem Violon hat mir den Appetit verdorben.“

Da war guter Rat teuer. Doktor Weiser war unverheiratet und als selbst außer dem Hause; er fand nichts, was er seinem Freunde hätte vorsehen können. Es blieb nichts übrig als sich anzuziehen und Beethoven zu dem Wirt Herrnmann auf dem Niederring zu führen, wo Doktor Weiser seine Mahlzeiten einnahm. Auch hier war alles in tiefem Schlafe. Aber es gelang endlich Wirt und Wirtin zu wecken, welche Doktor Weiser jubelnd alles Mögliche thaten um Beethoven und seinen nicht minder verhungerten Johann zu befriedigen. Nachdem der Meister gegessen und gerunkelt hatte, erzählte er Doktor Weiser was geschehen war. Vergebens blieb dieser seine Vermittelung an. Beethoven blieb fest dabei, schon am folgenden Tage nach Wien abzureisen.

Nachdem er die Nacht bei Doktor Weiser zugebracht, galt es am nächsten Morgen vor allen Dingen einen Reisepaß zu erlangen. Doktor Weiser führte Beethoven zu dem ihm befreundeten Polizeioberkommissar Richter.

Dieter war die Höflichkeit selbst, aber sagte, eine Brise zwischen den Fingern: „Den Paß kann ich nur dann ausstellen, wenn Herr Beethoven eine Versicherung des Fürsten Vidnowski vorweist, Inhabts, daß er aus dessen Dienst entlassen sei. So fordert es das Gesetz.“

„Ich bin doch kein Diensthote“, braunte der junge Meister auf.

„Sie sind einmal in Diensten Seiner Durchlaucht

gestanden“, erwiderte der Polizeikommissar, und so muß ich mich an die Vorschriften halten, die mir gegeben sind. Ich bedaure sehr, aber Pflicht bleibt Pflicht in jedem Falle.“

„Berechter Kommissar“, rief Doktor Weiser, „Beethoven braucht ja nur seinen Namen zu nennen, und man wird ihn ohne Paß auf den Händen nach Wien tragen.“

„Ich kann nicht“, wiederholte Richter, „es hieße meine Pflicht verletzen.“

Da stand nun der Meister, und niemand fand einen Ausweg. Während Doktor Weiser seine tägliche Visite im Hospital machte, ging Beethoven, der nicht wenig aufgeregt war, hinaus, um sich abzukühlen.

Nach dem gestrigen Schneefall und Sturm war ruhiges Wetter eingetreten. Die Sonne schien und die Luft war zwar frostig, aber angenehm. Der Meister, von dem herrlichen Wintermorgen erquickt, schritt fast unbewußt immer weiter und befand sich plötzlich weit draußen vor der Stadt.

Als er sich umfah, entdeckte er noch einige hundert Schritte weiter ein kleines Wirtshaus und beistellte sich, daselbst zu erreichen, denn seit dem gestrigen Marsche hatte er einen wahren Wolschunger. Glücklicherweise unter dem Zeichen des dünnen Wolschungs angelangt, schüttelte Beethoven den Schnee von den Schultern und trat in die leere Stube. Welche Ueberraschung! Auch hier ein Klavier, ein alter Kasten zwar, aber doch immerhin ein Instrument und — sogar Notenhefte auf demselben, und was für Noten! Haydn, Gluck, Mozart und — auch Beethoven. Zwei seiner Sonaten.

Der Meister staunte und fragte die eintretende Wirtin, wer hier spiele.

„Mein Sohn hat vor dem hier gespielt“, erwiderte sie mit einem Seufzer, „jetzt ist er tot.“

Nachdem Beethoven sich ein tüchtiges Wiener Schnitzel mit gerösteten Kartoffeln und eine halbe guten Melniker Wein bestellt und alles verschlungen hatte, zog ihn das alte Klavier unwiderstehlich an. Er setzte sich vor daselbe, versuchte einige Accorde, und endlich begann er, ohne es selbst zu wissen, zu phantastieren. Er war bald so gelangt von seinem eigenen Genius, so entrikt in die Welt, die er einem Gott gleich um sich her in Tönen erschuf, daß er gar nicht wahrnahm was um ihn vorging. Er bemerkte weder die Leute, die sich an der offenen Thür versammelten hatten um ihn anzuhören, noch vernahm er das silberne Schellengeläut, mit dem ein prächtiger Schlichter vor dem Wirtshaus ankam. Ebenso wenig bemerkte er, daß jemand eintrat, daß sich seine Zuhörer respektvoll zurückzogen und daß die Thüre geschlossen wurde. Er erwachte erst, als die letzten Accorde verklungen waren. Während er jetzt fast verwundert die lichtlose Wand der Stube musterte, an der ein Bild des Erzherzogs Karl hing, die geschichtlichen Stühle mit runder Lehne, das Madonnenbild in der Nische, legte sich eine kleine Hand auf seine Schulter, und als er sich übertraut erhob, sah er sich einer kleinen ärtlichen Dame gegenüber, welche dicht verschleiert und vom Kopf bis zu den Füßen in fürstliches Gewand gekleidet war.

„Mit wem habe ich die Ehre, Madam?“ fragte er etwas betreten.

„Das brauchen Sie nicht zu wissen“, erwiderte die Fremde halb schalkhaft, halb zurechtweisend, „aber soll ich Ihnen sagen, wer Sie sind?“

„Wer bin ich denn?“  
„Beethoven.“

„Und wenn ich es wäre?“  
„Oh! Sie sind es, ich kenne Sie ebenfogut, wie ich alle Ihre grandiosen Werke kenne. Es gibt nur einen Kopf wie diesen.“

Beethoven verneigte sich verlegen.

„Ich habe Sie phantastieren hören“, fuhr die Dame fort, „während mein Schlichter vor dem Hause hielt, und sofort wußte ich trotz des schlechten Piano-fortes: so spielt, so dichtet nur Beethoven, denn Sie dichten in Tönen.“

„Und ich soll wirklich nicht erfahren, wer meine geheimnisvolle Fremde ist?“ warf der Meister hin. „Wozu auch?“

„Kenne ich Sie?“  
„Nein.“

„Dann zeigen Sie mir wenigstens Ihr Gesicht. Ich bilde mir ein, daß Sie ich selbst sein müssen.“

„Mein Gesicht?“ scherzte die Dame, „ich bin eine Fee, lassen Sie sich daran genügen. Die Feen sehen einander alle gleich.“

„Aber ich habe noch niemals eine gesehen“, entgegnete Beethoven, „solches Glück verbinde mit mein schweres Schicksal nicht.“

Die Fremde schlug langsam den Schleier zurück

und Beethoven blickte entzückt in ein wunderholdes Kindergesicht, das von kleinen goldblonden Locken eingerahmt war.

„Ja, Sie sind in der That eine Fee,“ sagte Beethoven.

„So ist es,“ rief die Fremde, „und da denüßen Sie doch rasch die Gelegenheit, Maestro, und verlangen Sie irgend etwas von mir. Ich bin mächtiger als Sie sich einbilden.“

„Na, wenn Sie so mächtig sind, holte Fee,“ rief Beethoven, „so verschaffen Sie mir heute noch einen Reispag nach Wien.“ Sie wollen Gräs verlassen? und aus welchem Grunde, wenn ich fragen darf?

Beethoven schilderte seine Erlebnisse vom vorigen Tage und zwar in seiner Entrüstung mit einem so unfreiwilligen Humor, daß die Fremde wiederholt laut auflachte.

„Sie hatten überhaupt unrecht die Stellung bei Vishnowski anzunehmen,“ sagte sie schließlich, „haben Sie jemals gehört, daß zwei Fürsten so nahe nebeneinander bestehen können, ohne daß es endlich Krieg zwischen ihnen gibt?“

„Sie verurtheilen mich also nicht?“

„Nein, und Sie sollen heute noch Ihren Paß erhalten.“

„Wie soll ich Ihnen aber meine Dankbarkeit beweisen, gültige Fee?“

„Nehmen Sie mir Ihr Ehrenwort geben, mir nicht nachzuforschen.“

„Nein, das gebe ich nicht.“

„Dann bekommen Sie Ihren Paß nicht.“

Beethoven seufzte auf und ergab sich. „Aber die Hand meiner Fee darf ich wohl küssen.“

„Ja, das dürfen Sie.“

Beethoven schlug den Armel des Beizes zurück und preßte seine Lippen auf die Stelle, wo der schöne rösige Arm zwischen Handschuh und Manschette hervorschnitterte.

„Leben Sie wohl,“ sagte die Fremde und ließ den Schleier fallen.

Während Beethoven, die Arme wie ein Türtle auf der Brust gekreuzt, sich tief vor ihr neigte, verließ sie rasch die Stube und wenige Sekunden darauf erklangen die Schellen, und die unbekannte Schöne flog im Schlitten davon.

Beethoven hielt Wort. Er zog wieder bei den Wirtheuten Erkundigungen ein, noch erwähnte er Doktor Weiser gegenüber seines Abenteuers nur mit einem Worte.

Während die beiden Freunde eben bei Herrmann ihre Suppe mit Semmelknödeln aßen, erschien plötzlich der Polizeioberkommissar Richter in Person und brachte den Reispag für Beethoven.

„Ja, sagen Sie mir doch, Verehrtester,“ rief Doktor Weiser aus, „was bedeutet das? Wem haben wir das zu danken?“

Richter legte den Finger auf den Mund.

„Also ein Amtsgeheimnis?“

„Vielleicht noch mehr?“

„Dah! doch nicht ein Staatsgeheimnis?“

Richter zuckte mit einem feinen Lächeln die Achseln. Beethoven reiste noch denselben Tag nach Wien ab. Epe er den Postwagen bestieg, verlangte er von Doktor Weiser Feder, Tinte und Papier.

„Was haben Sie vor?“

„Ich muß dem Fürsten doch auch meine Meinung sagen,“ erwiderte er und schrieb: „Fürst, was Sie sind, sind Sie durch Zufall und Geburt, was ich bin, bin ich durch mich; Fürsten hat es und wird es noch tausende geben, Beethoven gibt's nur Einen.“



## Der Siebingschüler Giovanni Naninis.

Von Johs. Glanvill.

(Schluß.)

Kaum war Etkher in ihrem neuen Heim allein, als sich die Spannung ihrer Seele in einem heißen Thränenstrom löste. Die Ereignisse dieses Tages zogen in wirrer Hast an ihr vorbei; — sie verglich das wilde Drohen des Vaters mit der Milde Naninis, mit dem Frohsinn Cifras, die Pracht der Straßen, die sie heute durchschritten hatte, mit der engen Debe des Ghettos, und das Jubelgeräusch, welches jetzt ihre Brust erfüllte, mit dem traurigen Drude, der all die Zeit auf ihr gelastet hatte. Dabei sang und klang

fortwährend die Melodie von Naninis Liebestied in ihrem Herzen, — der Zauberton, der sie aus ihrer Gefangenschaft befreit, der ihr den Mut gegeben hatte, die Fesseln abzuschütteln, in denen sie geschnachtet hatte. Glücklich lächelnd sang Etkher endlich in einen erquickenden Schlummer, dem Klang jener süßen Töne mit hinübernehmend in ihre Träume.

Des andern Tages kam Paolo Cifra, um seinen jungen Freund zu Nanini zu geleiten. Freundlich begrüßte der Meister den neuen Schüler, der, als bald darauf der Unterricht begann, mit glühenden Wangen und leuchtenden Augen den Lehren Naninis lauschte. Cifras Kollegen blickten verwundert auf den Fremden, den Nanini so liebevoll behandelte, dem er aufs sorgfältigste jede Einzelheit noch einmal erklärte, wenn er glaubte nicht ganz verstanden worden zu sein und dem der Meister am Ende des Unterrichtes winkte, er solle noch bleiben. Als die beiden allein waren, sprach Nanini heiter zu Etkher: „Weißt du, daß ich dir danken muß, Felice, daß du mein Schüler geworden bist? Nein, schüttle nicht deinen Kopf. Ich muß dir wirklich danken, denn noch nie habe ich mit solcher Freude gelehrt, wie heute, wo deine aufmerksamen Augen mich anblickten, — noch nie war ich so glücklich darüber, daß ich mir manches Wissen angeeignet habe, als heute, wo ich dir von diesem Wissen geben konnte.“

Vielleicht wird dir manche von meinen Lehren trocken und überflüssig vorkommen, — doch sich hinab auf diesen Baum, der meinen Hof beschattet. Der Schmuck seiner Blätter, die Pracht seiner Blüten erfreut dich, aber ohne das feste Gefüge von Stamm und Aesten würde diese ganze Herrlichkeit in sich zusammenstürzen und vernichtet sein. Daran mußt du denken, wenn du einst umgehuldet werden sollst, wie dein neuer Freund Paolo, den du dir darin nicht zum Muster nehmen darfst, — denn der will in raschem Lauf, mit süßen Sprüngen, ein Ziel erreichen, was sich nur durch langames Vorwärtsschreiten gewinnen läßt. Wie weit bin ich noch auf dieser Bahn zurück, wie weit entfernt von dem Augenblicke erreichter Wünsche, verwirklichter Hoffnungen! Wie glücklich kann Palestrina sein, der schon so nahe dem Gipfel dieser Glückseligkeit ist, — trotzdem dies seine Bescheidenheit nie eingestehen will. Den mußt du dir zum Vorbild nehmen, Felice, und nicht mich, denn auch ich bin mehr sein Schüler als sein Freund. Heute noch werde ich dich dem Meister zuführen und ihn bitten, dich in die Schule der päpstlichen Sängerknaben aufzunehmen, der er vorsteht. Dort, unter seiner Leitung wirst du mehr lernen, als ich dich je werden lehren können. Du Felice, und Paolo, ihr müßt mich begleiten, wenn ich später zur Messe nach San Benedetto gehe. Holt mich aber rechtzeitig ab, denn es wird großes Gebränge dort geben. Gehabt dich wohl, mein lieber Junge, auf Wiedersehen!“

Zweifelnd, was sie thun solle, ging Etkher nach Hause, denn die Furcht, erkannt und entdeckt zu werden, schritt mit dem Verlangen in ihrem Herzen, Palestrinas Messe zu hören. Aber als Cifras frohe Stimme nach ihr rief, siegte der Mut über die Angst und tapfer schritt Etkher neben dem Freunde durch die Straßen der ewigen Stadt, dem Tiber, Naninis Hause zu. Der Meister war bereit und als sie bei der Kirche angelangt waren, führte er die beiden durch einen dunklen Gang in eine Seitenkapelle der Kirche, links von dem Hauptaltare, also dem Chore fast ganz gegenüber. Etkhers Herz erzitterte, als sie in die weihnachtserfüllte Kirche eintrat, die reichgeschmückten Wände, alle die Bilder und Statuen sah, welche, nur schwach vom Tageslichte beleuchtet, einen eigenthümlichen Eindruck machten und so leben schienen.

Mechanisch hatte Etkher die Kniee gebeugt, als vor einem der Altäre Nanini und Cifra daselbst thaten, aber jetzt schauerte sie zusammen, wie sie das Bild auf diesem Altare betrachtete. Der arme Gekreuzigte, dessen sterbendes Auge so milde auf seine Feindin herabsah, schien ihr Nanini zu gleichen und ein stehender Schmerz durchzuckte das Mädchen, welches plötzlich des Meisters Hand ergriff, wie um sich zu vergewissern, daß er noch lebe, bei ihr sei.

Ein unruhiges Flüstern ließ sich in diesem Momente vernommen und aller Augen richteten sich nach dem Hauptportale der Kirche, welches weit geöffnet wurde, um den Zug der heranabgehenden Hebräer einzulassen. Die Frauen nicht verschleiert, die Männer den zornigen Blick trotzig zu Boden gerichtet, traten sie langsam und zögernd über die Schwelle — strenge beobachtet und gezögelt von den Dienern der päpstlichen Leibgarde, die am Portale Wache hielten. Unter den letzten, welche die Kirche betraten, erkannte Etkher ihren Vater und forschte mit Herzklopfen in seinen Zügen, ob nicht Trauer und Gram

sie beschatteten, — aber nur Zorn loderte in seinen Augen und der festgeschlossene Mund schien mit Wüthe einen Fluch zurückzuhalten, einen Fluch, der Gottes Rache auf Samuels Feindin, auf Etkher, auf seine ganze Umgebung herabbeschwor.

Aber bald vergaß die junge Jüdin alles um sich her und lauschte nur mit hochschlopfendem Herzen den Tönen, die ihr wie aus dem Himmel selbst zu kommen schienen. Sie saß unwillkürlich in die Kniee und barg die Augen in der Hand, um, abgeschloffen von der Außenwelt, sich ganz dem weichevollen Eindruck der Musik hinzugeben, erst wie aus einem entzückenden Traume erwachend, als der letzte Ton in der hohen Kirche verhallt war. Da sah Etkher auf und beglückte den Blicken Naninis, die leuchtend auf ihr geruht hatten. Als sie sich erheben wollte, legte ihr Giovanni die Rechte wie segnend auf die Kniee und sprach feierlich: „Diese Stunde, Felice, daß dich geweiht zu einem echten Jünger der eben stund, der auch ich mein ganzes Schaffen und Streben hingab. Erhalte dir die Begeisterung, die jetzt dein Herz durchglüht, so rein und ungekränkt durch dein ganzes Leben, denn die Götter, der du dienst, fordern dein volles, ungetheiltes Herz für sich allein!“

Deutlicher, als jeder Schwur, sagte Etkhers Blick und der Kuss, den sie auf seine Hand drückte, dem Meister, daß seine Worte sich tief in das Herz des Mädchens gegraben hatten.

Nur Paolo Cifra sah mit finsterner Miene diesem wortlosen Gelübde zu und seine Hand fachte rauch nach der Etkhers, als ihre Lippen Naninis Rechte berührten. Dann schlang er hastig ihren Arm in den seinen und führte das Mädchen mit schnellen Schritten hinaus ins Freie, wo sich Etkher vergebens nach Nanini umfah, den sie im Gebränge verloren hatten. Doch Cifra eilte weiter und erst nach einiger Zeit blieb er plötzlich stehen, schlug sich vor die Stirne und rief: „Ah — ich vergaß! Giovanni wollte dich ja dem Palestrina vorstellen, damit er dich aufnimmt in den päpstlichen Sängerkorps. Kommi schnell zurück, wir treffen die beiden Freunde sicher noch in der Kirche — und — verzög' mir Felice!“

„Dah mich, es ist besser so, daß ich Palestrina nicht sehe. Ich mag nicht nicht da zum Knecht erniedrigen, wo ich nach dem höchsten Felice streben möchte! Ich kann dir's also nur danken, daß du mich aus dem Gewühl führtest, und was hätte ich dir sonst zu vergehen?“

„Meine wilden, zornigen Gedanken, als ich dich so herzlich gegen Giovanni sah. Denn ich bin ein eifersüchtiger Freund, und wehe dir, wenn du einmal deinen Schwur brichst und dein Herz jemand anderem in Liebe weihst, als der Kunst!“

Es mochte etwa ein Vierteljahr später sein, als eines Tages Etkher zu ungewohnter Stunde in Naninis Haus trat. Zaudernd blieb sie stehen, da einzelne Lautentöne, welche aus den geöffneten Fenstern drangen, ihr verrieten, daß der Meister komponierte. Ihn dabei zu stören, wäre Frevel gewesen und so ging Etkher in den Hof und warf sich auf die Mauerbank, welche den dort stehenden Baum umgab, um zu warten.

Träumerisch blickte das Mädchen in das grüne Blättergeirr hinauf und verfolgte mit den Augen die starken Aeste auf ihrem Zweiglein, hochstrebenden Wege bis in das kleinste Zweiglein, in welches sie ausliefen. Naninis erste Lehren fielen dem Mädchen dabei wieder ein und wie recht der Meister damit gehabt hatte. Heute schon konnte Etkher ihm beweisen, wie treu sie seine Worte befolgt und was für Früchte sie getragen hatten. Mit halb stolzem, halb ängstlichem Blicke überflog sie noch einmal die kleine Pergamentrolle, welche sie aus ihrem Vammis gezogen hatte und sumimte leise die Melodie vor sich hin, welche da mit großen, ungefügen Notenköpfen aufgeschrieben stand. Dabei überhörte sie, daß jemand in den Hof getreten war, und konnte das Blatt in ihrer Hand erst zusammenrollen, als Paolo Cifra schon neben ihr saß und ein schneller Blick ihm das Geheimnis verraten hatte. Cifra wiederholte finnend die eben gelesenen Worte: „Chi sospira per amor, non sente pene“ und schüttelte langsam den gesenkten Kopf, als bewiesse er die Wahrheit dieses alten Spruches. Dann blickte er auf nach den geöffneten Fenstern, aus denen noch immer die leisen Klänge der Laute herabdrönten und suchte seiner Stimme einen schmerzenden Ton zu geben, als er nach dem Hause deutend, zu Etkher sagte: „Dieser Fleiß von euch beiden! Ich könnte euch beneiden um eure Thätigkeit und Schaffensfreudigkeit. Nanini hat recht, ein ganzes ungetheiltes Herz muß man der Kunst weihen können, um großes zu erreichen! Aber in mir ist eine Lust, die ich nicht bezähmen kann, die mich von jeder



erufen Arbeit abgibt. Zuerst schien's mir die Freude zu sein, daß ich dich gefunden hatte, Felice, — aber dann künnte auch deine Nähe mich noch trauriger und ich glaubte, es nicht ertragen zu können, wenn dich Nanini seinen Liebling, seinen Stolz nannte. Doch wußt' ich genau, es sei nicht Miguist von mir, denn keiner gönnt dir des Meisters Lob mehr, als ich — und so konnte ich mir dies seltsame Gefühl nicht erklären. Jetzt aber glaube ich zu wissen, was in mir wühlte, all die Zeit her und was mich so verstört machte — es war die Ahnung künftigen Unheils, — und eines Unheils, das Nanini bedroht! Dir will ich's sagen, denn du liebst ihn, wie ich und wünschst wie ich, daß kein Schatten sein sonniges Gemüt verdüstere. Höre also — als ich heute früh zu dir wollte, um dich abzuholen, begegnete mir Palestrina, der eiligen Schrittes dem Vatikan zustrebte. Wie ich dem alten Herrn noch verwundert in die verströhten Hügel blickte, winkte er mich heran und sagt hastig: „Nanini ist verlaggt worden beim Papste. Schon das dritte Mal sei von unbekannter Hand eine Klageschrift gekommen, Nanini habe eine junge, schöne Jüdin, Egher mit Namen, entführt. Anfangs wurde die jämmerliche Anzeige nicht beachtet, weil man böswillige Verleumdung dahinter vermutete, — aber jetzt wollte Gregor XIII. dennoch der Sache auf den Grund kommen und eine Untersuchung einleiten. Palestrina, der so großen Einfluß besitzt, eilte eben zum Papste, um noch einen Aufschub der Untersuchung zu erbiten und raunte mir zu, ich solle Giovannini warnen, damit, wenn nur ein Schatten von Wahrheit an der Klage ist, Nanini sich und das Mädchen retten könne. Du weißt ja, wie fürchtbar die Strafe denjenigen trifft, der eine Jüdin zu lieben wagt.“ — Totenbläß saß da Egher gegen den Baum zurück, der ihr zusammenbrechenden Gestalt eine Stütze gewährte und nur ihre entsetzt umherblickenden Augen verrieten, daß sie noch lebe. Auch Eghra fuhr auf, blickte starr in diese schönen, unerschütterlichen Augen und lag im nächsten Momente, wie vom Blitze getroffen, zu des Mädchens Füßen. Seine bleichen Lippen vermurmelten nur zu Stammeln: „du — du — ein Weib?“ — und ein leises Zittern überfiel seinen Körper. Dann aber raffte er sich auf und ergriff leidenschaftlich Eghers Hände, mit mühsam beherrschter Stimme flüsternd: „Das war's! — Die Liebe zu dir ließ mich nicht ruhen — Liebe war dieses herzbeckennde Gefühl, für das ich keinen Namen wußte — Liebe! — Aber komm, komme mit mir — flüchte mit mir! Ich werde dich schützen gegen deine Verfolger — ich schone keine Gewalt der Erde, wenn du bei mir bist. Felice komm!“ — „Felice komm!“ rief gleich darauf auch Naninis Stimme vom offenen Fenster herab, wohin ihn das Geräusch im Hofe gelockt haben mochte. Da wußte der Mann des Schreckens von Egher, sie sprang auf, winkte Eghra noch einmal mit der Hand zu und eilte hinaus in des Meisters Gemach, wo sie freudestrahelnd eintrat. Lächelnd überreichte sie Nanini die Notenrolle, die er überaus dankbar, nahm Goudimels Laute vom Tische und begann mit ihrer tiefen, nur heute leise bebenden Stimme zu singen. Es waren die Worte jenes ersten Madrigals, das sie von Nanini gehört hatte, welche auch von Egher in Musik gesetzt worden waren, — aber die heiter klingende, lieblich dahinströmende Weise Naninis glich in keinem Tone diesem schwermüttsvollen Gesänge, der in verhaltener Leidenschaft aus dem tiefsten Herzensgrunde zu kommen schien. Mit Entzücken lauschte Nanini den Klängen, dann brühte er das Mädchen stürmisch an sein Herz, als der letzte Ton verhallt war und rief: „Wie kann ich dir danken für die Freude, welche du mir bereitet hast? Wie überreich hast du mich durch diesen Augenblick des reinsten Glückes belohnt für mein Bemühen um dich, für die Liebe, welche ich dir, meinem Lieblingskünstler schenkte! Aber du bist kein Schüler mehr! Sei mein Freund, mein Bruder, der mit mir den Lorbeer teilt, den wir in edlem Wettstreit erringen — denn du bist in Wahrheit Felice, der Glückliche!“ — „Nur glücklich durch die Liebe zur Kunst, die Liebe zu dir, Giovannini! du weißt ja, wie dein holdes Lied endet: Chi soffre per amor, non sente pene!“ — Leidenschaftlich schlang Egher ihre Arme um Naninis Nacken und drückte einen heißen Kuß auf seine Lippen. Dann rief sie sich los und eilte hinaus. Einen Moment lehnte sie sich doch brauchen an den Thürpfosten, weil ihr die Frühe den Dienst verlagten und dabei hörte sie, wie Nanini die Laute ergriff und von neuem ihr Madrigal zu singen begann. Da unsipiente ein glänzendes Lächeln ihre Lippen, das auch nicht von ihnen wich, als sie gleich darauf, den Dolch der Mutter tief ins Herz bohrend, zusammenbrach. Paolo Eghra, der voll unruhiger Gebanken auf Eghers

Wiederkehr gewartet hatte, eilte herzu und hing bebend die kufende Gestalt der Geliebten in seinen Armen auf. Schmerzlich aufstöhnend beugte er sich über Egher, die noch einmal die Augen öffnete und mit letzter Kraft flüsterte: „Nimm mich mit dir, Paolo! Nicht einmal meinen Leichnam sollen sie finden können, daß er wider Nanini zeugt. Sein Glück bleibe ungetrübt!“ Ein überirdisches Lächeln umschwebte den schönen Mund Eghers, wie eine holde Erinnerung sang sie mit verklärter Stimme einige leise Töne vor sich hin und dann schlossen sich ihre Augen für immer. Paolo saß wartend neben der Toten zusammen, als stöde auch sein Herzblut. Dann aber faßte er sich gewaltsam, drückte einen langen Kuß auf die kalte Hand Eghers, hob die schlanke Gestalt in seinen Armen empor und schritt mit der teuren Last langsam dem Tiber zu, dessen Wellen bald schäumend über den beiden zusammenschlugen. —



## Nur und Moll.

M. H. Schönerer Lohn. Folgender aus dem Jahre 1824 datierender Brief des „Freischütz“ und „Oberon“-Komponisten beschreibt in anmutiger Weise eine rührende Scene seiner Popularität: „Es sah ein Dr. Horn neben mir (in Wiesbaden), ein höchst gebildeter Mann und großer Musikfreund. Nachdem wir über Litteratur und viele Dinge recht interessante Gespräche geführt hatten und er bemerkte, daß ich aus Sachsen sei, wo er früher studiert hatte, so frag er mich nach tönend Dingen. Die Tafelmusik brachte dann das Gespräch auch auf den Freischütz. Ich wußte aus künstlerische allen Fragen, die mich hätten veranlassen können, aus, bis denn endlich der Mann, ganz erkaunt, mich in allem so zu Hause zu wissen, nach meinem Namen fragte. Nun, das ist ein erblinder Name und ich konnte also nicht verschweigen, daß ich Weber heiße. „Weber?“ rief er ganz gespannt, „Gottfried Weber?“ „Nein,“ sagte ich, „Alto aus Berlin?“ „Der ist lange tot.“ „Also — mit einer Pause wie jemand, dem ein freudiger Schreck den Atem verhält, „doch nicht!“ — „Carl Maria von Weber,“ sagte ich ganz richtig, indem ich mich einlenkte. — Da hättest du sehen sollen, wie der Mann, wie vom Donner gerührt, fünf Minuten unbeweglich still und starr saß und endlich, indem ihm die Augen feucht wurden, ganz andächtig stille sprach: „Was hat mich Gott für ein Glück erleben lassen!“ Du weißt... daß die größten, höchsten Wohlthaten wolken weder meine Nase ticken, noch meinen Sinn affizieren. Aber hier, ich gestehe es, mußte ich dem Schöpfer innig ergeben danken, daß er mir Macht gegeben, so tief eines guten Menschen Herz zu ergreifen und daß kein besserer Lohn mir je wieder geboten werden wird.“

F. R. Die hundert Louisd'or. Alexander Dumas (Vater) liebte es, den Mund mitunter etwas voll zu nehmen, und so äußerte er denn auch eines Abends in Gesellschaft: „Ich habe stets hundert Louisd'or für meine Freunde zur Verfügung!“ Gleich am nächsten Morgen erschien ein „guter Freund“, um diese hundert Goldstücke von ihm zu leihen, allein Dumas, der sich nicht so leicht aus der Fassung bringen ließ, meinte lächelnd: „Ja, mein Vetter, Sie haben mich nicht recht verstanden. Ich habe allerdings immer hundert Louisd'or zur Verfügung für meine Freunde, wenn ich Ihnen nun aber die Summe leihen wollte, so fände sie mir ja eben nicht mehr zur Disposition. Ich muß daher lebhaft bedauern!“

## Zahlenrätsel.

1	4	7	18	19	9	7	7	8
4	2	12	3	4	10	4	1	16
9	10	14	14	1	7	14	5	10
9	6	7	3	1	15	14	19	2
3	3	7	13	12	10	3	2	2
11	14	4	3	1	15	18	2	10
11	4	17	15	1	7	3	10	14
10	3	1	15	10	1	9	14	11
4	2	10	10	4	5	11	11	3

Werden die hier eingetragenen Zahlen durch die entsprechenden Buchstaben ersetzt, so nennen die senkrechten Reihen von oben nach unten:

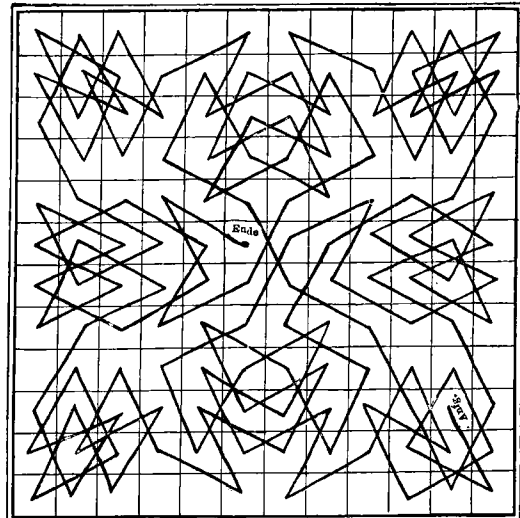
- 1) einen berühmten italienischen Maler,
- 2) ein Del,
- 3) ein preussisches Königsschloß,
- 4) einen aus dem Jahre 1870 bekannten französischen Diplomaten,
- 5) einen italienischen Klassiker und zugleich den Helden einer komischen Operette,
- 6) einen jerbischen Staatsmann der Gegenwart,
- 7) eine Stadt in Sachsen-Meiningen,
- 8) den Schöpfer eines berühmten deutschen Dramas,
- 9) ein Sternbild und Zeichen des Tierkreises.

Ist alles richtig gefunden, so erscheint an den durch dickere Umrahmung hervorgehobenen Stellen der Name eines italienischen Künstlers, welcher der Held der bedeutendsten Oper eines französischen Komponisten ist.

C. L.

## Schlüssel zum Rätselsprung in unserer letzten Nummer:

(Eingefandt von Fr. J. da C. in E.)



Der Hain mit seinen Nachtigallen —  
Daß der echte Nachtigall ist, ist ihm gewiß:  
Durch den und Sommer rufst du schallen  
Die frühlichen Gesänge fort.  
Wenn über winterlicher Erde  
Die Tage raub vorüberziehn,  
Dann klingen sich zum stillen Herde  
Die heimatischen Melodien.

Da fliegen wir den Dienst des Schönen  
Und dich ihr Blatt ist ihm gewiß:  
Nie soll die Kunst dem Nerven fähnen,  
Entleitet ihrer Herrlichkeit!  
Und ob auch in des Rahmens Mitte  
Das Volk wohlfeilen Vorber steht:  
Den Weg, den große Meister schritten,  
Verlassen ihre Jünger nicht.

Rudolf von Gottschall.

## Moderne Opern.

## I. Der Zaunkönig.

Komische Oper von Bernh. Triel.

Das Produkt jeder künstlerischen Uebergangsperiode ist die Halbheit: die alten Formen haben sich überlebt und für die neuen Gebilde ist der entsprechende künstlerische Ausdruck noch nicht gefunden. So geht es auch mit der Operette und dem ihr verwandten künstlerischen Genre. Von Offenbach ins Leben gerufen und zu erstaunlicher Blüte gebracht, ist sie seit dem Hingange des übermütigen Jean Jacques einem unverbesserbaren Niedertum verfallen, und so glücklich auch einzelne Nachahmer des großen musikalischen Possenreißers sein mögen, im ganzen tragen doch die Gestaltungen ihrer Kunst den bekannten hypochondrischen Zug, der auf ein frühes Ende hinweist. Die Operette, in jenen tollen, ausgelassenen Formen, wie sie auf den Werkst. Jean Jacques Offenbachs aus den Verfassungen der bouffes parisiennes hervorgegangen, sie ist tot und alle künstlichen Wiederbelebungsvorläufe vermögen sie nicht in ihr phosphoreszierendes Dasein zurückzurufen; unsere Komponisten und Librettisten thun daher gut, mit Grazie sich ins Unvermeidliche zu fügen und das heitere musikalische Bühnenpiel wieder in jenen Formen erleben zu lassen, welche die Kunst befehen, bevor sie durch Offenbach verführt und in den Strudel der Pariser Lebenswelt gerissen wurde. Wir meinen die Formen der komischen Oper. Was die letzten Jahre auf diesem Gebiete gezeitigt, es läßt unversehbar das Bestreben zu Tage treten, jene leichtsinnigen Mäuren, die Offenbach mit dem Uebermut des Genialitätsbewußtseins zur Schau trug und die ihm so gut zu Gesicht standen, zu vermeiden, um sich wiederum der strengeren künstlerischen Regeln anzubehalten, welche der heiteren Muse in dem gefälligen Aufbaue der komischen Oper wohlthätige Unterstützung geschaffen. Strauß, Suppé, Millöcker, W. Müller und wie die Vertreter des heiteren musikalischen Genres heißen mögen, sie alle haben in ihren neueren Werken der spezifisch französischen Operette die Gefolgschaft aufgelegt, um der durch jene in den Hintergrund gedrängten komischen Oper neue Bahnen zu eröffnen.

Auch die jüngste musikalische Novität der Frankfurter Bühne — „Der Zaunkönig“ von Eignard Kling und Eignard Rofe, Musik von Bernhard Triel —, welche dieser Tage zur überhaupt erstmaligen Aufführung gelangte, schließt sich diesem Zuge der Zeit an, ohne freilich, ebensovienig wie die vorgenannten im Dienste einer heiteren Muse stehenden Tonkünstler, das neue künstlerische Programm konsequent durchzuführen. Der leichtsinnige Schalk der Operette hüpfet dem Musiker doch noch immer auf Schritt und Tritt über den Weg und wo der Komponist einmal wirklich den künstlerischen Ernst zum Durchbruch gelangen lassen will, fängt es er wieder da mit seinen tollen Kapriolen. So gelingt es dem Autor nicht, einen einheitlichen künstlerischen Stil beizubehalten; mit dem einen Fuße in der Operette, mit dem andern sich für Exkursionen anschickend auf das Gebiet der komischen Oper, mangelt ihm hier wie dort die feste Stellungnahme und ein zielbewusstes Arbeiten wird ihm erschwert. Für die Operette zu wenig vital, zu arm an einem fest ins Schwarze treffenden Witz und doch für die komische Oper nicht fein und elegant genug — das sind die Mängel der Novität, die jedoch mehr den Librettisten als dem Musiker zur Last zu legen sind. Was Triel mit den gegebenen Faktoren machen konnte, das hat er in gefälliger, wenn auch nicht allenthalben origineller Arbeit zu Stande gebracht; aber den durch das Libretto gegebenen schwerfälligen und verworrenen Grundzug des Werkes hat er nicht umgekehrt vermocht.

Die Textdichter haben mit dem ihnen von der Historie in die Hand gegebenen Stoffe nicht zu wahren genützt. Ein diatetischer Vorwurf, wie geschaffen für den Stilt des graziösen Karikaturzeichners der Bühne, und doch eine Bearbeitung, so geist- und witzlos, daß alle die hundert pittoresken Pointen, welche die europäische Staatengeschichte um eines der amüsantesten Kapitel bereichern, fast ganz unverwertet bleiben. — Die Handlung verlegt uns in das Königreich Weisfalen, jenes Karnevalsnationum von Napoleons Gnaden, welches der damalige allmächtige Kaiser der Franzosen dem lebenslustigen Bruder Jérôme geschaffen. Und Jérôme ist der Held der Komödie und der ganze, von französischen Glücksrittern überschwemmte Hof von Kassel steht den Li-

bretisten zur Verfügung, um die lustige Intrigue, um den „Zaunkönig“ als Mittelpunkt in Szene zu setzen. Sie hatten nicht nötig, das Publikum zu einer Fahrt nach dem fingierten Großherzogtum von Gersolfstein einzuladen, wie es die Librettisten Offenbachs gethan, sondern konnten ruhig den Daten der Geschichte folgen, um eine der übermütigsten Komödien ins Leben zu rufen, welche je die Bretter gesehen. Aber von allem dem haben sie nur den minimalsten Gebrauch gemacht und mit den ihnen gegebenen Karten die Partie keinem sehr glücklichen Ende entgegengeführt. Die Karten allein thun es nicht, man muß auch spielen können. Geur war Mont, doch die besten Karten blieben gedeckt und der König fiel schließlich unter den Tisch, ohne als Trümpf ausgespielt worden zu sein. Von den vielen anekdotenhaften und historisch verbürgten Zügen aus dem Hofleben des Weisfalkönigs haben die Librettisten jenen Brief Jérômes an den allmächtigen Bruder in den Mittelpunkt der Handlung gestellt, der als Antwort auf eine von Paris ergangene brüderliche Mahnung sich in so unehrerbietiger Weise äußerte, daß der erlizierte Franzosenkaiser dem souveränen Könige von Weisfalen einen vierundzwanzigtägigen Arrest zubilligte und den General Kapp mit der Ausführung dieses Strafbefehls betraute. Aber dieser Grundzug der Handlung tritt als solcher nicht in den Vordergrund, sondern wird verdrängt durch eine Reihe sich hinterbunt folgenden Episoden, die wenig glücklich gewählt sind und dem Humor nicht jenen breiten Boden einräumen, wie er durch die Verhältnisse sich von selbst bietet. Ein Karnevalsstück, der den übermütigen Refrain: „Ja! morgen wieder lustig!“ zum Inbegriff aller Lebens- und Regentenweisheit erhoben, der muß auch diesem Feldgeschrei einer tollen Laune auf den Brettern zum Siege verhelfen, sollen wir die augenfällig zur Schau getragene Lustigkeit nicht als eitel Schmeichelei ansehen.

Trotz dieses wenig geschickt gearbeiteten Librettos ist es dem Komponisten gelungen, für das Werk zu interessieren. Eine durchgehends gefällige Melodik, eine oft pikante Rhythmik, sowie eine Instrumentation von stellenweise überaltherber Feinheit — sie nehmen dem Hörer für die Novität ein und sichern dieselben auch bei der Frankfurter Premiere eine recht beifällige Aufnahme. Neben frisch und selbständig Erfundenem müssen wir freilich auch manches mit in den Kauf nehmen, welches der Originalität entbehrt und oft mit fataler Deutlichkeit auf berühmte Muster hinweist. So begrüßt uns in dem Chor der Straßengungen des ersten Aktes ein Zug eines alten lieben Bekannten aus Garmen, in dem übrigens recht geschickt gemacht und sehr wirkungsvollen Ständchen des zweiten Aktes eine Reminiszenz aus der älteren Balzerliteratur u. s. w. u. s. w., doch diese Anempfindungen gelangen meist zu einem so liebenswürdigen und leichtfüßigen Ausdrucke, daß man dem Autor kaum gram sein darf; ist er doch nur der Märtyrer seines guten Gedächtnisses. Mit großem Talente und einer souveränen Beherrschung der musikalischen Ausdrucksmittel sind die Finales gearbeitet, welche den Uebergangsprolog von der Operette zur Oper am deutlichsten erkennen lassen. Am musikalisch wertvollsten erscheint der zweite Akt, der durch einen stimmungsvollen, in Meyerbeer'schem Kolorit gehaltenen instrumentalen Satz eingeleitet wird, ferner ein hübsch empfundenes, wenn auch etwas trivial ausfallendes Lied („Ja Liebe nur allein“), ein effektvolles Ensemble mit dem bereits erwähnten Mandolinenständchen, sowie ein schön durchgeführtes Finale mit einem ansprechenden Quartettsatz. Dem Entreebild Jérôme im ersten Akte mangelt die Originalität der Erfindung, während die sich anschließende Serenade durch einen gefälligen melodischen Zug ausgezeichnet ist. Der dritte Akt gibt sich in einer glücklich gewählten Balzer — remniszenz, hier „Liebeswalzer“ genannt, sowie in einem reizend erfundenen und pitant durchgeführten Flöten-Terzettino. — „Der Zaunkönig“ ist das zweite größere Bühnenwerk Bernhard Triels, welches im Laufe eines Jahres in Frankfurt a. M. zur Aufführung gelangte; im vorigen Jahre debütierte der aus der Mainkadi gebürtige Komponist mit der dreiaktigen Operette „Der Untertan“. Und schon liegt außer dem „Zaunkönig“ ein neues umfangreiches Opus vor: die vieraktige romanische Oper „Lichtenstein“. Wahrscheinlich — das „Nonum prematur in annum“ des alten Horaz ist dem kompositischen Schaffen der Gegenwart aus den Augen geschwunden; auch das Talent sollte sich derselben erinnern, will es sich nicht in einer Reihe von Nichtigkeiten verzeihen. Das gilt in ganz hervorragendem Maße für Bernhard Triel. Er arbeitet entschieden zu viel. Weniger wäre mehr.

Mag von Floren.

## Kunst und Künstler.

Stuttgart. Dem Kritiker, dem Konzertpublikum und dem Lesepublikum werden in dieser musikalisch überlanten Saison nicht leichte Aufgaben gestellt; es sind ja zwar einwöchentlich in der Woche durchschnittlich nicht mehr als 7 Abende mit Konzerten besetzt, aber immerhin, alle diese zu kritisieren, zu besuchen oder gar alle die Berichte zu lesen — welche von den drei Parteien ist am meisten zu bedauern?! — Wir behalten uns vor, über die letzten bedeutendsten Konzertereignisse in einer unserer nächsten Nummern zu berichten; heute greifen wir ein solches heraus, das uns durch eine wohlgeordnete, zum Teil treffliche erstmalige Aufführung mit interessanten musikalischen Novitäten bekannt machte. Das erste Abonnementskonzert des Neuen Singvereins hat wieder mal das Sprichwort, daß der Prophet in eigenen Lande nichts gelte, zu schanden gemacht, enthielt doch das Programm drei Werke hiesiger Komponisten (Gottfried Lindner, Wih. Speidel, Jos. Krug-Waldsee) und alle drei konnten mit dem Erfolge zufrieden sein. — Lindners „Fest-Kantate“ (für gemischten Chor, Orchester, Sopran- und Tenor-Solo) wurde, wie aus dem Programm ersichtlich, vom Komponisten 1874 anlässlich einer Feierlichkeit bei Hofe geschrieben, zeigt jedoch keineswegs das Gepräge einer „Gelegenheitskomposition“; es ist vielmehr ein vornehm und echt empfundenes Werk, das sich mit einem prächtigen, imposanten Festumzug einfügt, dem sich ein stimmungsvoller Chor mit Soli harmonisch anschließt. Bei nobler Konzipierung entbehrt die Fest-Kantate nicht einer tiefgehenden Wirkung. — Zwei kleine, äußerst lebenswürdige Schöpfungen „Schöne Gräuelin“ (französisches Volkslied aus dem 17. Jahrhundert) und „Mälieb“ von unserem Altmeister Wilhelm Speidel boten der Gremie des Singvereins Gelegenheit, ihre überragenden schönen Leistungen in A capella-Gesang zu dokumentieren, der sein nuancierte Vortrag dieser beiden anmutenden Nummern fand mit Recht begeisterte Aufnahme. — Der Klaviersatz wurde der gebührende Tribut gezollt durch Vorführung von Beethovens geistreichster „Chor-Pantasia“ (op. 80), bei der die tgl. Sopranistin Frau Johanna Kündersfuß ihren Klavierpart energisch und ausdrucksvoll durchführte. — Neben Beethoven kann Sucher, der neue tüchtige Kapellmeister an der tgl. Hofoper zu Berlin, schwer bestehen. Seine Konzertreihe „Waldfraulein“ (für Soli, Chor und Orchester) illustriert das gleichnamige Gedicht Jodis mit allen modernen Mitteln glänzendster Instrumentierung, mit einer an Ueberraschungsreichtum grenzenden Tonmalerei — kurz ein Bild, dessen feine Blüthenungen erdrückt werden durch übermäßig grelle Lichteffekte. — Den würdigen Beisatz des fast überreichen Konzerts bildete eine fernere Novität (Manuskript) Krug-Waldsees „Der Weiger zu Gmünd“, für Chor, Tenor-Solo und Orchester und Violin-Solo (Legende von Justinius Kerner). Krug-Waldsee ist als Dirigent des Singvereins wie als Komponist eine gleich sympathische künstlerische Persönlichkeit; er betätigt in dieser doppelten reproduzierenden wie schöpferischen Eigenschaft Temperament, Frische der Auffassung, lebensvolle Gestaltungsgabe und ein ernstes, echt künstlerisches Streben. Auch in seinen neuesten Werken befindet sich seine entschiedene Begabung für wirkungsvolle, farbenreiche Instrumentierung und Chorbearbeitung, vermittelst deren er Szenen und Personen treffend charakterisiert. Der Gegenstand ist im allgemeinen glücklich getroffen, mitunter thut vielleicht der Komponist im Verhältnis zur Schilderung des Inhalts der Dichtung des Guten zuviel und trägt die Farben etwas stark auf, desto sicherer erzielt er die reizvollsten Klangwirkungen, zarte innige Empfindung getriggert durch die übermütigsten, ausgelassensten Stimmungsfäden unmittelbaren warmen Ausdruck. — Der Chor löste seine Aufgabe in allen Nummern des Abends durchaus korrekt und frisch, die Solisten Fr. M. Gierowienka und Herr A. Balluff fast durchweg ebenso; die Stimme des letzteren zeigte hier und da Spuren von Abspannung, während Fr. Gierowienka mitunter ein etwas makabroser Gebrauch ihrer guten Stimm-mittel zu empfehlen wäre. Das Orchester leistete, was in seinen Kräften stand.

Su. — Dresden. Hector Berlioz ist noch bis vor ganz kurzer Zeit der Gegenstand der Bewunderung und des Spottes, der Verehrung und Verachtung, des Lobes und des Kampfes gewesen. Er galt und gilt teilweise noch als ein Problem, an welchem schon viele ihren Witz und Scharfsinn verknüpften, ohne daß

damals gelungen wäre, das Mästel dieser Natur zu lösen und sein Wesen vollkommen zu begründen. Ein allerdings nicht aneinander Umschlingung in den Unsichten und Urteilen Musikverständiger trat zwar schon gegen Mitte der dreißiger Jahre ein und kein anderer, als Rob. Schumann, der für alles Große und Schöne begeisterte Komponist und Kritiker, beschloß die Lösung des dunklen Mästels dieser musikalischen Späthung zu versuchen. Vielleicht reiste ihn dazu der merkwürdige Widerspruch, in welchem die Urteile der Kritiker standen; vielleicht sah er in dem Umstände, daß der junge französische Stümmler in Deutschland so heftige Widerstände fand, ein Zeichen von ungewöhnlicher Genialität und Talentkraft; oder vielleicht drängte es ihn, den hohen Nebensarten der sogenannten Kunstverständigen und dem eifigen Geschwätz der Menge dadurch ein Ende zu machen, daß er sich in die Tiefen dieser noch unentwickelten Künstlernatur vertiefte und das Resultat seiner Forschungen der Öffentlichkeit übergab. Dieses Urteil war mit Wärme und Anerkennung geschrieben, das seitdem abtrotzt gegen das bisher verbreitete Vorurteil. So war nun der künstlerischen Anerkennung Berlioz' zwar Bahn gebrochen, allein trotzdem seine grandiosen Werke durch ihren phantastischen und farbenreichen Inhalt, durch ihren unerhörten Harmonien- und Melodien-Reichtum in der Folge mehr und mehr feilschten, ja überwältigten, war es erst unserer neuesten Zeit — vielleicht unter Einwirkung von Rich. Wagner's Kunst-Schöpfungen — vorbehalten, seinen Wert als eminenter Tonmeister zu befestigen. Das geschieht erst so spät geschehen, mag zum Teil auch in seiner Exzentrik liegen: er wollte nicht feil artig und elegant gelten und sich einschränken; was er sagte, sagte er grimmig bei den Säuren, was er liebte, mochte er vor Jungfrauen zerbröckeln. Auch bezüglich seiner Harmonien kimmerte er sich um niemand, ohne nach rechts und links zu sehen, ging er vorwärts, ja berast, daß er beispielsweise von G. nach Des ging, ohne Komplikationen zu machen. Schüttelte man den Kopf über solch Beginnen, — schließlich kommt man zu der Ueberzeugung, daß es gar nicht anders heißen könne. Dieses Beginnen hat ihm wohl auch das Epigramm eingetragen: que cela est fort beau, quoique ce ne soit pas de la musique. —

Was wir über Berlioz' Musik im allgemeinen gesagt, gilt insbesondere auch seiner Oper „Venus und Cellini“. Diese Oper zieht sich durch den größten Teil seines Künstlerlebens hindurch. Schon frühzeitig begann er einzelne daraus zu komponieren und als er sie beendet hatte, arbeitete er sie dreimal um und brachte sie doch nie zur Anerkennung. Bei der ersten Aufführung in Paris wurde sie angepöflet, in London fiel sie durch und erst Weinmar (später Karlsruhe, Hannover und Leipzig) hat den Ruhm, sie anfangs wenigstens mit Anerkennung und später mit steigendem Beifall aufgenommen zu haben. Kürzlich nun ist dieses herrliche Bühnenwerk auch im Hoftheater in Dresden zur Aufführung gekommen und erzielte, von einer glänzenden Aufführung getragen, den lebhaftesten Beifall. Ueber die Aufnahme schreibt Lind. Hartmann in der „C. Volkszt.“: „Die erste Dresdener Aufführung der Oper Venus und Cellini von Hector Berlioz († 1869) in Paris, gelaufte sich zu einem Triumph für die erhabenen ersten Künstler des toten Meisters, dem die zeitgenössische Impotenz so feindselig mitgespielt hat. Zugleich bedeutet der Sieg dieses Werkes eine vollkommene Krönung der neudeutschen weimarischen Kunstfrucht. An der Genialität Liszt's, auch des Komponisten Liszt, zweifelt seit Jahren kein Gebildeter mehr. Richard Wagner steht so fest im Herzen der Nation, wie kaum je ein Vorgänger. Nun ist auch Hector Berlioz, der dritte schaffensfähige Meister der Zukunftsmusik über allen Spott erhoben worden. Wie die weltliche Liebe nimmer aufhört, so ist auch der weltliche Geist nicht zu töten, und so feiert Cellini vierzig Jahre nach seiner Niederlage in Paris die stolze Auferstehung in Dresden.“

In Stockhausen in Frankfurt a. M. veranstaltete jüngst ein Wohlthätigkeits-Konzert, dessen Hauptanziehungspunkt die erstmalige Aufführung der neuen erziehlichen „Eigenen Lieder“ für vier Stimmen und Klavier von Johs. Brahms bildeten, welche einen glänzenden Erfolg hatten. Brahms hat die teils elegischen, teils ironischen, teils ausgelassenen Stimmungen der, das Liebesleben der Jünger schillernden Poesien mit einer die verschiedensten Momente auf glückliche illustrierenden musikalischen Inspiration komponiert. In allen Nummern ist weltliche Stimmung und in den meisten sind wahre Perlen einer durch ihre ursprüngliche Frische belebenden Melodie angehäuft. Unter den elf Gesängen die besten hervorzuheben, ist schwer, wenn nicht gar unmöglich; sie ge-

hören eben zusammen und wirken als Ganzes nicht zum geringsten Teil durch die in ihnen enthaltenen Kontraste. Die Ausführung der interessanten Novität war eine schwingvolle und technisch vorzügliche; es beteiligten sich an derselben außer dem Konzertgeber Fräulein M. Füllinger (Soprano), Fräulein Fides Keller (Alt) und Herr Rob. Kaufmann.

Von der Preiskonturrenz, welche die Direktion des Konzerthauses in Berlin im Sommer vorigen Jahres für die besten symphonischen Werke, Suiten und Melodramen ausgeschrieben, ist die erste Abtheilung nunmehr beendet. Es waren nicht weniger als 57 symphonische Konwerter eingelaufen, über welche die Preisrichter wie folgt entschieden: den ersten Preis (1000 M.) erhielt Georg Schumann in Leipzig, den zweiten Preis (500 M.) Ferdinand Manns in Bremen, den dritten Preis (300 M.) Joseph Dente in Stockholm. Alle drei Werke werden demnächst im Konzerthaus zur Aufführung gelangen.

Eine heitere Oper — ein tragischer Ausgang! Bei der unlängsten Premiere von „Ali Baba“ im Gärtnerplatz-Theater in München traf den trefflichen Darsteller des Kasim, Eduard Brummer, in seiner Garderobe ein Herzschlag. Brummer wurde am 1. August 1878 engagiert und stand im 39. Lebensjahre. Er ist seit einem Jahr verheiratet und hinterläßt eine trostlose junge Witwe. Franz Josef Brall schließt den dem Heimgegangenen in den „M. N.“ gewidmeten Nekrolog mit folgenden Worten: Brummer's Gestalten, sein Kalemam, Leopold Weigel, Valentin, sein gemachter Mann, seine gallischen charakteristischen Figuren in der Operette, wie Kautschukoff, Cleudorf, Frotz, Jupiter etc., werden unvergessen bleiben! Sein Aussehen ist unaussprechlich, und ein volldesigriebenes Blatt in der Gegend des Münchener Volksbühners wird auch späteren Generationen verkünden, daß neben den Altsknechten der Komik, Ferdinand Lang und Eduard Fenzl auch Eduard Brummer gelebt, lieber zu kurz gelebt hat und uns allen zu früh entzissen wurde.

Die Operette „Der Liebeshof“ von Wittmann und Dekar Blumenthal, Musik von Adolf Müller, erzielte bei ihrer ersten Aufführung am Theater an der Wien durch die lebendige, amüsante Handlung, die geistreiche und melodische Musik einen sehr günstigen, unbestrittenen Erfolg. Der Komponist, der bereits im „Hofbühnen“ sich als musikalischer Charakteristiker erwiesen, hat auch mit der Partitur zum „Liebeshof“ ein liebenswürdiges Werk geschaffen, welches so eine Art Mittelweg zwischen komischer Oper und Operette bildet. Neben Nummern von seinem melodischen Reiz und von glühendem Ausbruch schlängelt sich eine allerdings banale, auf den momentanen Effekt berechnete Melodie durch, doch in allem dokumentiert sich der gute Geschmack und die reiche musikalische Bildung des Komponisten. Der Text zeichnet sich durch nicht gewöhnlichen dichterischen Schwung aus.

Anton de Gwert, der bekannte Cellist, ist als Direktor der Musikakademie nach Ostende berufen worden.

Die Freunde Theodor Thomas' in New York beabsichtigen durch Subskription eine Summe aufzubringen, welche es dem verdienten Orchesterleiter möglich machen soll, sein Orchester wieder zusammen zu halten. Doch scheint es kaum möglich, die 70 000 Doll., welche für die Saison notwendig sind, zu erlangen.

Der Wiener Tenorist Adolf Brack vom Karl-Theater ist für drei Jahre an das Stadttheater in Frankfurt a. M. mit einer steigenden Gage von 13-, 14- und 15 000 Mark engagiert worden.

Nabintseff's neue Oper heißt „Gorisscha“, der russische Text ist von Wwertoff verfaßt. Die erste Aufführung der Oper in St. Petersburg wird nächsten Herbst stattfinden.

Köln. Gernsheim's 3. Symphonie in C-moll hatte unter der sehr prägnanten Leitung des Komponisten hier sehr guten Erfolg. Gernsheim, der sich immer auf dem Gebiete edler und vornehmer Musik bewegt, hat in diesem Werk den sonnenbeheizten Weg, den er mit seinen früheren Symphonien wandelte, verlassen. Ein viel erfrischer, oft dicker Geist tritt hervor, wovon nur das Scherzo, eine sehr formvollendete Schöpfung voll Frische und packendem Reiz, eine Ausnahme macht. Die Instrumentation zeigt sich den besten der Neuzeit an. Im letzten Satz tritt eine kraftvoll feierliche Weise auf, welche dominierend wirkt. Die musikalische Arbeit zeigt den auf der Höhe der Zeit stehenden Meister.

Für das königliche Opernhaus in Berlin ist der Regisseur Teglass vom Hoftheater in Wien als Operndirektor engagiert worden. Doch wird der-

selbe erst in zwei Jahren, bis zu welcher Zeit er noch an Wien gebunden ist, sein Amt antreten.

Der Städtische von Leipzig, Raimund Härtel, Senior der Firma Breitkopf & Härtel, ist kürzlich gestorben.

Eine in Anwesenheit des Komponisten am Sonnabend im Stadttheater in Hamburg zum erstenmale gegebene komische Oper von Siegfried Dohs: „Im Namen des Gelezes“ hat daselbst eine sehr freundliche Aufnahme gefunden. Das Werk, viele gefällige Stellen enthaltend und auf ein recht glücklich gewähltes Buch stützend, fällt zwar zum Teil etwas stark ins Operentische und schwächt sich in seiner Wirkung gegen Ende der Aufführung gegen die vorhergehenden Szenen nicht unerheblich ab, bietet aber immerhin der liebenswürdigen Unterhaltung genug. Einzelne Nummern, z. B. das komische Kupferstückchen der Bürgermeister, eine Romange für Sopran „Denk ich dein, Jugendzeit“, ein Walzer für Tenor „Längen möcht' ich“, ein Brief-Duett für Sopran und Alt erwiesen sich als besonders wirksam, auch die Ensemble- und die Finale des zweiten und dritten Aktes sprachen recht an.

Köln. Emil Göde ist von Afrika wieder zurückgekehrt, — ein öffentliches Auftreten in dieser Gegend ist jedoch höchst unwahrscheinlich. Wir sind aber inzwischen mit seinem Doppelgänger bekannt geworden; es ist dies ein junger Tenorist namens Minner aus Karlsruhe, dessen Ähnlichkeit mit Göde eine so frappante ist, daß einige Augenblicke lang ein Flüstern des Stimmens den Zuschauerraum durchlief, als er sich in der „Africainen“ vorstellte. Als er indes zu singen begann, wurde man sich klar, daß er denn doch nicht Emil Göde war. Der erst 24 Jahre alte Sänger, der noch vor zwei Jahren als Weinläufer mit Häßern hantierte, hat zweifellos eine schöne Zukunft; ein Organ von weidem, baritonalem Klang und einer bis zu reichenden vollkräftigen Stimme. Trotzdem der Sänger noch sehr wenig öffentlich aufgetreten, bewährt er schon ziemlich darstellerisches Geschick; sein Gesang wurde allerdings, zumal am Anfang, von einer leicht begreiflichen Befangenheit beeinträchtigt, namentlich machte sich das in offener Deklamation bemerkbar, doch wird ihn eine gute Schule bald auf die Höhe bringen; — an Aufmunterung seitens des Publikums das es nicht gefehlt.

Professor Josef Joachim in Berlin wird Anfang nächsten Jahres sein fünfzigjähriges Künstlerjubiläum feiern. Joachim, der jetzt im 57. Lebensjahre steht, ist bereits als siebenjähriger Knabe öffentlich aufgetreten.

Hofkapellmeister Levi vom Münchener Hoftheater ist von seinem langen, ziemlich ersten Leben nunmehr völlig genesen. Er wohnt wieder in München und hat seine Thätigkeit bereits aufgenommen.

Der General-Intendant der königlichen Schauspiele, Graf Hochberg, hat bei seiner Anwesenheit in Grlitz bestimmt, daß das X. Schlesische Musikfest am 2., 3. und 4. Juni 1889 in Grlitz stattfinden soll. Die Leitung der Aufführungen liegt in den Händen des Musikdirektors Deppe. Vorläufig ist folgendes Programm festgesetzt worden: 1. Tag: Kaiserlich mit Chor von Richard Wagner. Magnificat von Joh. Seb. Bach. Einleitung und 3. Akt aus „Parsifal“ von Richard Wagner. 2. Tag: Ouvertüre zu „Carmen“ von G. M. von Weber. „Missa“-Kantate von Th. Gouny. 3. Symphonie von Beethoven. 3. Tag: Tragische Ouvertüre von Brahms. Konzert für Violine und Bratsche von Mozart. Vorträge der Solisten. Chor aus Indas Macabius von Handel. — Sämtliche Gesangsvorführungen der Provinz Schlesien sind zur Mitwirkung angefordert worden.

B. Pollini, der Direktor der vereinigten Hamburg-Altonaer Stadttheater, ist von Kaiser Wilhelm durch Verleihung des Kronenordens ausgezeichnet worden.

Kammerleiter Gubehus aus Dresden ist — wie man uns mitteilt — von der Berliner Generalintendant von der Spielzeit 1890 ab für das lgl. Opernhaus verpflichtet worden. Der Künstler soll in erster Reihe der Berliner Hofoper künstlerischen Ersatz für Albert Niemann bieten, welcher, wie verlautet, in nicht allzu ferner Zeit seine fast 40jährige Künstlerlaufbahn beschließen wird.

Der mit der Leitung der Geschäfte der Intendantur des königlichen Theaters zu Hannover beauftragte Kammerherr von Lepel-Gutitz ist vom Kaiser zum Intendanten dieses Theaters ernannt worden.







## Zermischtes.

— Im Musiksaale der Firma Schiedmayer, Pianofortefabrik (vormals J. & P. Schiedmayer), in Stuttgart war kürzlich eine erlebte Gesellschaft von Musikern und Musikfreunden versammelt, um ein neues Konzert-Harmonium zu prüfen, welches seinesgleichen bis jetzt noch nicht hat. Dasselbe umfasst sechs, durch Verziehung der Register sieben Oktaven, mit nahezu 1100 Zungen, hat zwei Manuale, 13 1/2 Spiele, 42 Register, 4 Knieeregister, Doppelprolongement und Vertuillon (durch welche letztere die möglichst glückliche Kombination von Klavier und Harmonium hergestellt ist). Die Probe ist nun glänzend ausgefallen. Mächtig und voll klang das „Bolle Werk“ durch den Saal und als der spielende Künstler (Direktor Buttschardt) die einzelnen Stimmen vorführte, war die Zuhörerschaft geradezu verblüfft über die Schönheit und Mannigfaltigkeit der Klangfarben. Vom zartesten Neologegist bis zum vollen majestätischen Orgelton erstreckten sich die verschiedenartigsten Nuancen des interessanten Kunstwerkes, das auch in seinem statischen Weisern von feinstem Geschmack genügt. Wir beglückwünschten den in Hamburg wohnenden Besitzer zu diesem einzigen Instrument, gleichwie auch die renommierte Schiedmayer'sche Fabrik, zu deren unübertroffenen Leistungsfähigkeit.

— Bezüglich der Sängerschaft, welche der Königer Männergesang-Verein nach Italien zu machen beabsichtigt, wird uns mitgeteilt, daß dieselbe im Monat April angetreten werden soll. Von Lügen geht die Reise durch den St. Gotthard nach Mailand, von dort über Turin und Genua nach Rom. Die Reise würde über Florenz und Bologna über den Brenner nach München erfolgen. Die ganze Tour wird fast drei Wochen, vom 18. April bis 5. Mai, dauern.

— Das Drüßler Konservatorium, welches eine bedeutende Sammlung alter musikalischer Instrumente besitzt, hat ein Meisterstück der Instrumentenmacherei aus dem 16. Jahrhundert erworben. Eine von dem berühmten Instrumentenmacher Duffinorgar für Franz I. angefertigte Violine ist in seinen Besitz gekommen. Das ganze Instrument ist mit Inkrustationen und prächtiger, eingeleiteter Arbeit geschmückt. Auf der Rückseite ist auf dem aus Mahagoni gefertigten Boden der Plan von Paris angebracht und darüber die Gestalt des heiligen Christoph. Die Balzenghede ist gänzlich geschnitten; in der Mitte des Schwingwerks ist besonders der Gott Pan, der seine Hochsprünge ausführt, bemerkenswert.

— Emil Höfinghoff in Barmen hat eine Doppelflaviale erfunden, welche den allerdings nicht zu unterschätzenden Vorteil gegen andere Systeme hat, daß jeder Klavierpieler auf derselben sofort alle Töne in derselben Weise wie auf der gewöhnlichen einfachen Klaviatur spielen kann, es aber gleichzeitig ermöglicht, mit einer Hand Spannungen bis zu zwei Oktaven auszuführen und bietet mithin, namentlich für kleine Hände, bedeutende Erleichterungen. Es hat bereits eine große Anzahl deutscher Musik-Autoritäten die Höfinghoff'sche Klaviatur in anerkennendster Weise begutachtet. Ob die Erfindung der Allgemeinheit angehörend berufen ist, wird die Zukunft erweisen.

— Die nächstjährige Tonkünstler-Versammlung des Allgemeinen deutschen Musikvereins wird in der ersten Woche des Juli in Wiesbaden stattfinden.

— Das unter dem Protektorate der Großherzogin von Baden stehende Konservatorium der Musik in Karlsruhe hat seinen 4. Jahresbericht herausgegeben, welcher der Prosperität der jungen Kunst ein vortreffliches Zeugnis ausstellt. Die Anzahl der Teilnehmer am Unterricht belief sich auf 240. Die hohe Protektorin, Prinzessin Wilhelmine von Baden haben an unbemittelten, begabte Schüler reiche Stipendien gewährt; auch hat eine dem Institut freundschaftlich gesinnte Persönlichkeit 5000 Mark gestiftet, deren Zinsen ebenfalls zu Stipendien verwendet werden sollen. So bereiten sich äußere und innere Faktoren, welche dem Gedeihen der Kunst förderlich sind. Dem Jahresbericht ist ein Aufsatz: Vorstudien zum Bach-Spiel von Direktor G. Ordensheim, beigegeben.

— Unter dem Namen „Harmonia“ hat sich in Berlin eine „Innung der Musiker und Stadtmusiker“ gebildet, welche auch Charlottenburg und die Kreise Lettow und Niederbarnim umfaßt.

— O. Unger & W. Bismann in Mannheim haben sich einen Violinbogenhalter patentieren lassen, welcher eine unbedingt richtige Haltung des Bogens erzielen soll. Es ist dies ein aus leichter Masse gebildeter Körper, welcher dem Violinbogen zwischen dem Daumen einerseits und dem Zeige-, Mittel- und Ringfinger andererseits so ansetzt, daß die vorbereiten Fingerenden und Gelenke frei bleiben, um die Bogenstange zwanglos lassen zu können. Gummibänder legen sich um die Gelenke des Daumens, des Zeige- und des Mittelfingers und erhalten dieselben in ihrer Lage. Außerdem ist an dem Körper eine Klammer angebracht, in welcher die Bogenstange befestigt wird.

— Der Männer-Gesangverein „Rheinland“ in Koblenz wird am 29. und 30. Juni n. J. das Fest seines 15jährigen Bestehens durch Veranstaltung eines Gesangs-Wettstreites feiern. Die Stadt hat bereits einen wertvollen Ehrenpreis bewilligt.



## Literatur.

Verlag von Carl Rühle (vormals P. J. Zenger) in Leipzig-Heudnitz.

Peyer, H. **Ein Märchen**, das uns die Sonetten von M. Clementi op. 36 erzählt. (Preis 1 M.)

Ein ganz eigenartiges, aber treffliches Opus! Dasselbe erläutert in Form eines Märchens in einer der Jugend angepaßten Art und Weise den poetischen Inhalt der oben erwähnten Sonetten derart, daß der Bearbeiter jeder Sonatine ein bezügliches Kapitel des Märchens voraussetzt. Daß durch diese Behandlung der jugendliche Spieler dadurch in das Verständnis der Tonhülle eingeführt wird, liegt auf der Hand; es wird ihm aber auch Vergnügen machen, einen Zusammenhang zwischen Poetik und Musik zu finden, ein Umstand, der besonders geeignet, des Schülers Lust und Liebe für Musik, insbesondere für gute Musik zu wecken und zu fester. Jeder Lehrer gewinnt an diesem originellen Opus einen treuen Bundesgenossen.

Rehr, Franz: **Pettei-Gesänge** (1 M.).

**Tonleiter-Polka** (1 M.).  
Sehr klaviermäßig, wirksame Sachen des fruchtbarsten Autors. Die (auch sehr hübsch ausgestattete) Polka hat — wie schon der Titel andeutet — zugleich auch einen instruktiven Zweck.

Ellenberg, H.: **Lorn-Walzer** (1 M. 50 Pf.). Ein frisches, melodisches und leichtes Art.

**Ballabend** Band V (M. 1) als Fortsetzung der bereits früher erschienenen vier Hefte, die er aber an melodischem Reiz, frischem Rhythmus, überhaupt an sog. Cliché überlegen dürfte.

**Ossip Schubin: Asbein. Aus dem Leben eines Virtuosen.** (Braunschweig, George Wehrmann, 1898.)

Die zu schneller Berühmtheit gelangte Verfasserin hat in dieser ergötzlichen Dichtung zwar kein neues Motiv behandelt: Die Geistes eines Künstlers mit einer Dame aus hohem Stande, den Konflikt zwischen der Zügellosigkeit des Genies und der ersten Lebensführung bürgerlicher Sitte; allein dieses alte Motiv ist in ein ganz neues Gewand gekleidet, in ein Gewand von so ergreifender Tragik, von so scharfer Charakteristik, physiologischer Vertiefung und markigem Stil, daß wir nicht anstehen, diesen ebenso lebenswahren als poetischen Roman als das Beste zu bezeichnen, was uns in diesem Genre in jüngerer Zeit begegnete.

Unter den musikalischen Neuigkeiten, welche uns aus dem Verlage von **Otto Junno in Leipzig** (früher Barth's Verlag) zugehen, sind besonders hervorzuheben: **Drei neue Lieder**, op. 71, von Eric Peyer Holmunda, die das Gebiet der Gesangs-Literatur in vollkommener Weise bereichern. Allen Sängern und Sängerinnen seien diese Lieder warm empfohlen. Für die Klavier-Spieler besserer Richtung hat Joseph W. Wiedemann eine brillante „**Valse Caprice**“ von Schwung und Eleganz, op. 40, erscheinen lassen. Und endlich für die Violinisten ist eine geeignete Komposition vom Konzertmeister Gustav Holländer, op. 34, „**Prélude**“ erschienen, die an musikalischem Gehalt den vorher genannten Werken nicht nachsteht.

**Carl Eichhorn**, Albumblätter und Präludien für das Harmonium, op. 1. (Beilage Verlag in Lüneburg. Preis M. 1.50.)

Für Liebhaber des Harmoniums mit oder ohne Pedal bietet diese Sammlung kleiner Vortragsstücke eine recht hübsche Auswahl. Der Komponist, ein ehemaliger Schüler des Stuttgarter Konservatoriums, kennt genau die Licht- und Schattenseiten dieses Instruments und hat mit Geschick seinen Charakterbildern die entsprechende Form und Farbe verliehen. Nicht alle der 12 Nummern sind von gleichem Wert, doch tragen manche seine Folge einer gewissen Harmonik, wie sie in solchen Sammlungen sonst seltener zu finden sind.

Von Karl Reinecke, dem bekannten Professor am Leipziger Konservatorium und Kapellmeister der Gewandhauskapelle, ist ein größeres Werk erschienen, welches den Titel „**Von der Wiege bis zum Grab**“ führt und 16 die verschiedensten Lebensabschnitte behandelnde Pianofortestücke zu 2 und 4 Händen enthält. Welches Interesse dieses Werk findet, beweißt der Umstand, daß die erste Auflage sehr rasch ausverkauft war. Ein

verbindender poetischer Text erhellt noch das Interesse an dieser Komposition und macht sie beiden Kreisen lieb und verständlich. Verleger ist Prof. Dr. Zimmermann in Leipzig.

Verlag von **Gruber & Mayer, Chemnitz**, Wiesenstraße 37 III.

### Männerchöre:

Veder, S. E., op. 131 Nr. 2. **Fest- und Jubelchor**. Part. und Stimme M. 3. Ein Fest- und Jubelchor im wahren Sinne des Wortes.

Müller, A. E. B., op. 43. Jagdlied aus „Der wilde Jäger“. Part. und Stimme M. 1. Original, lang- und klangvoll.

Geisler, J. B., **Die Nacht**. Part. und Stimme M. 1. Zwei Strophen und einfach, aber wirkungsvoll.

Garg, Friedr., op. 40 Nr. 1. **Ich lasse die Augen wanken**. Part. und Stimme M. 1. Die Stimmung ist sehr gut getroffen. Bei entsprechendem Vortrag wird das Lied von bester Wirkung sein.

Reber, Martin, **Oyboe** (Ballade). Part. und Stimme M. 1.60. Ein sehr beachtenswertes, stimmungsvolles Chorlied, das überaus schöne Modulationen aufweist. Nichts für schwache und mitleiderbare Vereine.

Staub, Albert, op. 184. **Die Macht des Genusses**. Part. und Stimme M. 3. Ein mark- und kraftvolles Lied, das größeren Vereinen besonders empfohlen ist.

Wagner, Emil, op. 41 Nr. 1. **Früch auf!** Part. und Stimme M. 2. Schwing, Leben und Feuer geben diese Komposition aus.

Wernmann, E. Hart, op. 11 Nr. 3. **Es weht durch die blühenden Bäume**. Part. und Stimme M. 1.

Ein Lied, das von gemüthlicher Erquickung regt.

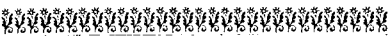
Wagner, J. B., **Muss trinken, Lieben, singen!** Part. und Stimme M. 1. Ein hübsches Lied, das seinen Weg machen wird.

Veder, S. E., op. 131 Nr. 3. **An den Tannenwald**. Part. und Stimme M. 1. Diese Komposition zeigt von Wohlklang und poetischem Zauber.

Rechen, J., **Aufzug zum Gekrenzten**. Part. und Stimme M. 2. Jede Note atmet Anbiederung und Würde. Sehr empfehlenswerte und auch für kleinere Sängerkörpers zur Aufhebung geeignet.

Witt, Franz, **Frau Schwalbe**. Part. und Stimme M. 2. Red und frisch gearbeitet, klang- und effektiv.

Kowal, E. **Schneewitt nach der Heimat**. Part. und Stimme 80 Pf. Ein an Wohlklang gehaltenes, einfaches, sehr melodisches Lied, das sich viele Freunde erwerben wird. (Mit Wiederkommen ad lib.) **Deutsche Kaiser-Hymne**. (Mit Wiederkommen ad lib.) Diese Komposition ist der Traugott'schen Hymne. Sie erfordert indes gedulte Sänger, ist aber sehr anregend, im Vortrag eine passende Wirkung zu erzielen. Ist auch rein a capella auszuführen.



**Passendstes Festgeschenk für jeden Musikschüler, für jeden jungen Musikfreund:**

Musikalische

**Jugendpost.**

Jahrgang 1888.

\* Schön ausgestattet. \*

= Reich illustriert. =

Unterhaltend und belehrend.

... Die Musikalische Jugendpost verdient wegen ihres trefflichen Inhalts die weiteste Verbreitung. \* Deutscher Schulwart, München.

... vortreffliche Musik-Zeitung für die Jugend. \* Kölnische Zeitung.

\* Preis 5 Mark. \*

Durch jede Buch- oder Musikalien-Handlung schnellstens zu beziehen.

\* Probenummern und Inhaltsverzeichnisse gratis und franko.

Verlag Carl Grüniger, Stuttgart.



**anarienvogel!**  
prachtvoller, touren-  
reicher Sänger, nur je  
nach Gesangsleistung  
à 9, 12, 15, 20 M.  
und höher, verschießt stets  
per Post, gegen Kasse  
oder Nachnahme nach  
allen Orten, unter Ga-  
rantie lebender An-  
kunft und reellster Be-  
dienung.

**Jul. Häger,**  
St. Andreasberg (Harz).  
Züchterei u. Versand, besteh. seit üb.  
20 Jahren.

**Werl. J. P. Haydn's leichteste Streich-**  
quartette (Kollektion Stollf) werden sein:  
Seit 1. op. 1, Nr. 6, dann Nr. 1-5. Seit 11,  
op. 2 Nr. 7, 10 u. 12; endlich seit 11, op. 8,  
Nr. 13, 14. Solche Streichquartette sind auch:  
3. u. 4. Blumenthal: op. 38, 39, 40, 4. von Gail:  
op. 139, 140, 141 (Wien, Gäßinger) und 5.  
Schöder op. 8, 2. Heite (Wien, Schott). Bestere  
beide sind sehr leicht. Wieviel? Nicht bekannt!  
**Berlin. A. v. A.** Ist schon in Aussicht  
genommen, sobald der alte Vorrat erschöpft  
ist. ad 2: Wollen sehen, es möglich ist machen.  
**Taunton. Dr. B.** Sie betonen nicht,  
welcher Art die Lieder sein sollen. Für alle  
Fälle empfehlen wir Ihnen: das Laubert's  
Album (Kollektion Stollf), Liebert's (Breit-  
kopf & Härtel), beide neue Ausgaben; ferner  
Jean Gail op. 1, fünf Lieder (Leipzig, J. C.  
G. Reudart). Gumbert's Album, neue Ausgabe;  
No. 10, op. 1, sechs Lieder, tief; J. G. Richter  
op. 40, drei Lieder (letzte alte Reudart).

**Einbanddecken à No. 1.—**  
**Frachdecken à No. 1.50**  
zu allen Jahrgängen der  
„Neuen Musik-Zeitung“  
komplette Jahrgänge à M. 3.80, sowie  
einzelne Quartale à 80 Pf. sind durch alle  
Buch- u. Musikalienhandl. zu beziehen.  
Carl Grüniger, Stuttgart.

**Apotheker Pflanzens-**  
**Sälzens**  
**u. Fruchtsäfte,**  
Ephesus, Heidelbeersaft etc.,  
ferner andere Heilmittel;  
alle auf besondere  
**Art bereitet.**  
Alle schon von den berühmtesten  
Ärzten des Altertums empfoh-  
len. **Verdaut,** selbst die ver-  
zweifeltsten Krankheiten heilbar.  
Wiederherstellung der gesun-  
den Kräfte bei Kranken (Kin-  
dern und Erwachsenen), selbst bei  
ganz abgemagerten.  
Namentlich zu empfehlen ist die  
Krautessenz und der Aroma-  
tische Glieder-Spiritus. Die  
Broschüre „Der Selbststärker“,  
Preis Mk. 1.—, zu haben bei  
Apotheker **Sälzen, Cann-**  
**statt,** Karlstrasse 54.  
— Prospekte gratis. —

**Practisch**  
**und elegant!**  
**Preiswerth und**  
**sollide!**  
**Selbstthätig**  
**schliessend!**  
Höchst sinnreiche  
Anordnung  
von seidenen Schnüren.  
**Damen-Handschuhe mit**  
**Amazonen-Verschluss.**  
Zu erfragen in Handschuh-Special-Geschäften.

**SEKT**  
von **O. & H. Graeger** in Hochheim a. M.  
Schaumwein-Kellerei, gegründet 1868.  
Anerkannt bewährte Bezugs-Quelle.  
I. Sorte (Kabinett) pr. Dtzd. M. 36.—  
II. „ (Rieslingsekt) „ „ 38.80  
III. „ (Hochh. Mosseux) „ „ 41.80  
IV. „ Rhein-od. Mosel-Mosseux à 80  
Versandt v. 12 Fl. ab, auf Wunsch sortiert.

Das  
schönste Geschenk  
ist und bleibt eine  
selbstthätige  
**Zimmerfontaine**  
von  
**Louis Heinrich**  
Zwickau i. S.  
Man verlange Katalog!

**Zur Probe**  
ohne Nachnahme oder Voraus-  
bezahlung  
**Violinen, Cellis**  
**und Zithern**  
Bogen, Futterale, Saiten etc.  
Reparaturen unter Garantie.  
**Otto Jäger, Frankfurt a. O.**  
Illustr. Preisliste gratis u. franko.

**A. E. Fischer,**  
Bremen, Katharinenstr. 30/31.  
**Musik-Instrumentenfabrik**  
**und Saitenspinnerei**  
(gegründet 1864)  
empfiehlt von schönem, altem Holz  
gearbeitete  
**Violinen,** 5 Jahre  
**Violas,** Garantie.  
**Violoncelli,**  
**Zithern, Flöten,**  
**Klarinetten, Oboen.**  
**Trompeten,**  
**Trompetinen, Kornett**  
**à Pistons, Waldhörner,**  
**Posaunen etc. etc.**  
Sämtliche Blasinstrumente sind von  
besten Material angefertigt und sehr  
sorgfältig abgestimmt; ich liefere  
dieselben sowohl in der alten Note,  
als auch in der neuen tiefen Stimmung.  
Meine selbstverfertigten Instru-  
mente fanden nicht allein in Deutsch-  
land, sondern auch im Auslande (Russ-  
land, Schweden, Dänemark, England,  
Amerika etc.) wegen ihrer Güte und verhältnismässig  
billigen Preise  
grosse Anerkennung, und bin ich im  
Besitze von Hunderten lobender Zeug-  
nisse etc.  
— Preisreduktion gratis und franko.  
— Alle vorkommenden Reparaturen werden  
schnell und billigst ausgeführt.



**W. E. Voigt Jr.**  
Markneukirchen i. S.  
Gegründet 1866.  
Violin-Instrumenten-  
und Saiten-Fabrik.  
Einzel-Versand  
Anerkannt vorzügl.  
u. billige Bezugs-  
quelle. Illustrierte  
Preisverzeichnisse  
gratis und franko.

**Edmund Paulus**  
Musik-Instrumenten-Fabrik  
Markneukirchen i. Sachsen.  
Preislisten auf Wunsch frei.

**Harmoniums**  
(Cottage-Orgeln)  
mit und ohne Pedal  
fürs Haus von 90 Mark  
empfehlen  
**Ratzkes Orgel-Fabrik,**  
Nähe in Schloßen.  
Illustrierte Preisliste gratis.

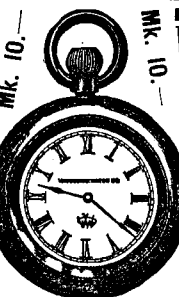
**Stradivarius.**  
1 Violone von Antonius Stradivarius 1705,  
1 Violone von Francesco Stradivarius,  
1 Violone von Stainer und Violone u. Celli  
von Joseph Guarnerius del Gesù, aus  
einer Sammlung stammend, offeriert  
Rostock, Wokrenterstr. 36, Alb. Eilersloek.

**HARMONIUMS**  
**Cottage-Orgeln**  
Illustrirter Preis-Courant  
gratis u. franco  
**Gebrüder Hug**  
in  
**LEIPZIG.**

**Schönstes musikalisches Fest-Geschenk!**  
Im Verlage von **Adolf Cize** in Leipzig erschien:  
**Robert Schumanns**  
**Kinder-Szenen**

Musikstücke für das Pianoforte, mit Dichtungen von **Albert Træger** und **Wibren** von  
**Alexander Jid.**  
13 Musikstücke. 13 Dichtungen mit 15 Illustrationen und 6 Holzschnitten in Lichtdruck.  
Quartformat. Reicher Schmuck.  
Preis 20 Mark.

Inhalt: Von fremden Ländern und Menschen. — Kuriose Geschichte. — Salsemann. —  
Dittendes Kind. — Glücklich genug. — Die kleine Begeisterung. — Träumerei. — Am Ramin.  
— Ritter vom Steckenpferd. — Fast zu ernst. — Fürchtenmachen. — Kind im Einflus-  
mern. — Der Dichter spricht.  
Die Leipziger Illustrirte Zeitung schrieb über dieses Werk:  
— Die köstlichen Bilder und Szenen aller, die Robert Schumanns  
musikalischer Phantasie einst vorgeschwebt, als er seine unvergänglich  
schönen „Kinder-Szenen“ in Tönen dichtet, sie leben vor uns auf in  
bezaubernder Mannheit in einem solchen erhabenen Prachtwerk, in wel-  
chem Dichter und Maler sich freilich die Hand reichen, dem Komponisten  
eine sinnige Guldigung darzubringen. Albert Træger begleitet die musi-  
kalischen Szenen mit gefälligen, dem Kindergemüt angepassten Versen,  
Alexander Jid malt Bilder, die in ihrer fesselnden Naturhaftigkeit voll-  
ständig übereinstimmen mit der Schumannschen Absicht und Stimmungswelt.  
— So reicht sich die Menschheit würdig den vornehmsten Prachtwerken  
an, die bezeugt sind, den diesjährigen Weihnachtstisch zu schmücken.



**Die neue**  
**Waterbury-Remontoir-Taschenuhr**  
**Serie F.**  
**2 Jahre Garantie.**  
Diese hat neben den Vorteilen der Serie E  
— seltene und billige Reparaturen — noch einige  
wesentliche Verbesserungen, wie verkürzte Auf-  
ziehvorrichtung, Zeigerstellung von der Krone aus  
und offenes Werk. Genau gehend, zuverlässig  
dauerhaft. Gehäuse aus vernickeltem Neusilber.  
Bleibt stets blank.  
Serie E (alte) Mk. 10. — Serie F (neue) Mk. 15. —  
Beide in schönem mit Seide gefüttertem Kästchen  
zu beziehen durch die bekannten Verkaufsstellen.  
sowie vom Generalvertreter für Deutschland  
**Aug. Ehrhardt, Köln a. Rh.**  
In Berlin von Aug. Ehrhardt Detail-Verkaufsstellen:  
Passage 5, Friedrichstr. 55 a i. Hause d. Café Bauer.

**Gicken & Co**  
**HAGEN Westph.**  
**PATENT-TIEGELGUSSTAHL-DRAHT**  
**Specialität. Garantie.**  
für **KLAVIERSAITEN**

**Carl Simon** sehe Musikalien-Handlung —  
Berlin W., Friedrichstr. 58.  
**Rühle & Hunger**  
sendet gratis den neuen er-  
schienenen, bis auf die Neu-  
zeit ergänzten  
**Führer**  
durch die  
**Harmonium-Litteratur**  
mit einem Vorwort: Bau und Entwicklung des Harmoniums von H. Burger.  
Das reichste Werk  
seiner Art. Auf Wunsch  
Anzahlungen.  
Preisangaben umgehend.  
Größtes Musikalien-Leih-Institut.  
Musikalien-Groß-Sortiment und Antiquariat  
Adresse: **Rühle & Hunger, Berlin W. 41.**

Unter Goldschmied 38 **KOELN** 38 Unter Goldschmied.

**KK Hof-** **Pianoforte-Fabrik**  
**Stylvolle** **Flügel und** **Pianos.**  
**RUD. IBACH SOHN**  
Neuerweg 40 **BARMEN** 40 Neuerweg.

**Neu Cymbal**  
ungarisches  
National-  
Instrument.  
**W. J. Schunda**  
neueste Konstruktion, schöner Klang  
mit oder ohne Pedal, leichtestes Instru-  
ment zu erlernen. Selbstunterricht-  
liche theore-prakt. **Cymbal-Schule**  
in 2 Abt. 5. Aufl. nebst gr. Litteratur-  
hinlänger Versand 3000 Stück, ausführ-  
liche Preisliste gratis und franko.  
**W. J. Schunda,**  
priv. Erfinder d. Pedal-Cymbal, k. u. k.  
Hofinstrumenten-Fabrik, Budapest.

**Violinen**  
**Zithern**  
u. alle anderen Arten von  
Streichinstrumenten, folgen-  
der alte berühmte u. h. h.  
Bedingungen. Garantie  
Zahlungserleichterung  
ohne Preisaufschlag.  
**Hamma & Co**  
Santen-Inst. - Fabrik,  
Stuttgart.

Eine zweimanualige  
**Pedal-Estey-Orgel,**  
die 1 Jahr gebraucht worden und durch-  
aus tadellos ist, wünscht zu verkaufen  
**Hugo Becherer, Förderstedt.**  
**Chromo - Malerei**  
Komplette Studienkasten, sowie al-  
len nötigen Chemikalien, Farben, Gläser  
Photographien etc. Musterbild gegen Ein-  
sendg. v. 2 M. Anleitg. in versch. Sprachen  
gratis. C. Knoblauch, Heid-Idor.

**G. E. HÜFGEN, DRESDEN-N.**  
PATENT KINDER- und KRANKEN-  
WAGEN-FABRIK.

**Patent-**  
**Kinderwagen**  
mit und ohne  
Gummibekleidg.  
das Vorzüglich-  
ste für gesunde  
wie kranke  
Kinder.  
Preis von  
12-120 Mk.

**Kranken-Fahrräder**  
neuester und bewähr-  
tester Constructionen  
in allen Größen, ge-  
polstert wie eine  
Polster mit und ohne  
Gummibekleidg.  
Preis v. 36-350 M.  
Eiserne

**Netzbestellen**  
für Kinder bis zu 12 Jahren.  
Ansehernd, pract.  
und elegant in ver-  
schieden Größen.  
Sicherste Lagerstätte,  
besonders für kleinere  
Kinder.  
Preis v. 12-60 Mk.  
Reich ausgestattete Kataloge  
gratis und franco.

**PATENT KINDER- und KRANKEN-  
WAGEN-FABRIK.**  
**G. E. HÜFGEN, DRESDEN-N.**

**Kassetten mit Papierfüllung**  
zu Geschenken, mit u. ohne Musik-  
Bogen u. Couv. Billet. M. 1.50 u. 2.  
Carte de Couv. u. Couv. 1.50 u. 2.  
Bog. u. Couv. 8 Postkar. 1.10, 1.30, 1.50  
Vikt. v. M. 1.10, 1.30, 1.50 u. 2.  
Illustrierte Preisliste frei.  
**H. MEYER & Co**  
Lithogr. Anstalt, Halberstadt.

**Musikalische Festgeschenke ersten Ranges**  
in brillanter weihnachtlicher Ausstattung!

**Billig** aber trotzdem gut gewählt, melodios und von elektrisierender Wirkung sind die einzelnen Nummern der **Tanz-Alben** à 1 Mark, welche in *Carl Rühles Musik-Verlag* (vorm. P. J. Tonger) in *Leipzig-Reudnitz*, Heinrichstrasse No. 7, unter dem Titel „**Ballabende**“ in 5 reich ausgestatteten Bänden, jeder 14 Tänze enthaltend, erschienen sind.

**16** — Also 14 Tänze, wirkliche Perlen neuer Tanzmusik, die ebenso voll Chic, reiz- und schwungvoll, wie die bekannten neuer Tanzweisen sind, **für 1 Mark!** — Die 5 Bände dieser

# Ballabende

nd nicht, wie die meisten Tanz-Albums aus unbekannten Füllnummern zusammengesetzt, wie der nachfolgende Inhalt der einzelnen nde darthun mag.

<p><b>Ballabend,</b> Band I. 14 ansehnliche Tänze. 1 — Nr. 1. Rode, op. 14. Nr. 1. Gruß aus einland, Polonaise, Nr. 2. Blum, Caprice Walzer. Nr. 3. Liebste, Refrains, Tango No. 4. R. R. R. R. R. R. R. R. R. R. R. R. Nr. 5. R. R. R. R. R. R. R. R. R. R. R. R. Nr. 6. R. R. R. R. R. R. R. R. R. R. R. R. Nr. 7. R. R. R. R. R. R. R. R. R. R. R. R. Nr. 8. R. R. R. R. R. R. R. R. R. R. R. R. Nr. 9. R. R. R. R. R. R. R. R. R. R. R. R. Nr. 10. R. R. R. R. R. R. R. R. R. R. R. R. Nr. 11. R. R. R. R. R. R. R. R. R. R. R. R. Nr. 12. R. R. R. R. R. R. R. R. R. R. R. R. Nr. 13. R. R. R. R. R. R. R. R. R. R. R. R. Nr. 14. R. R. R. R. R. R. R. R. R. R. R. R.</p>	<p><b>Ballabend,</b> Band II. 14 mittlere Tänze. 1 — Nr. 1. R. R. R. R. R. R. R. R. R. R. R. R. Nr. 2. R. R. R. R. R. R. R. R. R. R. R. R. Nr. 3. R. R. R. R. R. R. R. R. R. R. R. R. Nr. 4. R. R. R. R. R. R. R. R. R. R. R. R. Nr. 5. R. R. R. R. R. R. R. R. R. R. R. R. Nr. 6. R. R. R. R. R. R. R. R. R. R. R. R. Nr. 7. R. R. R. R. R. R. R. R. R. R. R. R. Nr. 8. R. R. R. R. R. R. R. R. R. R. R. R. Nr. 9. R. R. R. R. R. R. R. R. R. R. R. R. Nr. 10. R. R. R. R. R. R. R. R. R. R. R. R. Nr. 11. R. R. R. R. R. R. R. R. R. R. R. R. Nr. 12. R. R. R. R. R. R. R. R. R. R. R. R. Nr. 13. R. R. R. R. R. R. R. R. R. R. R. R. Nr. 14. R. R. R. R. R. R. R. R. R. R. R. R.</p>
--	---

The **FAIRY ORGAN**



**Kataloge gratis!**

Reiche Auswahl ist stets  
vorrätig, Agenturen befinden  
sich in allen grösseren Städten  
Europas. Dauernde Garantie.  
etwaige Reparaturen kostenfrei  
durch Techniker der Fabrik.

**Beste Qualität!  
Billige Preise!**

## Estey-Cottage-Orgel.

Im August dieses Jahres verliess das  
**200 000<sup>ste</sup> Instrument**  
 die Fabrik, ein Ereignis, welches in der Geschichte des Instrumenten-  
 wesens einzig dasteht!  
 in den Jahren 1849—73 wurden 43 000  
 „ „ 1873—88 „ 157 000  
 Orgel-Harmoniums angefertigt und verkauft. Diese Thatfachen  
 erheben uns jeder weiteren Anpreisung. Wer die Estey-Orgeln kennt,  
 will kein anderes Fabrikat.

**Louis Ritz & Cie., Hamburg,**  
General-Agenten für Europa.

**H**armonium-  
Musikalien. Spezialist.  
E. Simon, Stettin.  
Auswahlsendg. bereitwillig.  
Illustrierte Preislisten von  
**Harmoniums gratis.**  
Musikalien-Katalog 1 Mark.  
Verkauf eines wertvollen  
**Violoncellos.**

Am 20. November gelangt zur Versteigerung ein wertvolles Violoncello von C. G. Torelli aus der Musikalienbibliothek, Kammermusik des Rentner und Stadtverordneten Herrn Gerhards in Bonn. Katalog versendet gratis M. Lempertz' antiquariat (P. Hanstein).

**Gesucht für Ostern 1889**  
für ein sjähriges Mädchen eine  
**gesunde, bewährte, geprüfte**  
**Lehrerin**  
für elem. Unterricht, französ. u. engl.  
Konversation, welche gleichzeitig guten  
Musikunterricht erteilen kann. Angenehme  
Verhältnisse. Offerten unter H. 4943 an  
Rudolf Mosse, Stuttgart.

Im Auftrage zu verkaufen:  
Oratorium **Die hl. Dreikönige**, für  
Solo und gemischten Chor mit Klavier  
begl. von H. Fidelis Müller op. 7.  
2 Partituren (Klavierauszug), 15 So-  
pran., 11 Alt., 8 Tenor- u. 13 Bassstim-  
men, neu gut erhalten. Ankaufspreis  
Mk. 32,50, **Verkaufspreis** Mk. 24 80, Näheres  
s. d. Sp. 1. St. 1. u. 2. u. 3. u. 4. u. 5.  
a. d. Aarg. Staatsbibliothek in Muri (Aargau).

**Ballabend,**  
 Ward III. 14 neue Tänze. 1 —  
 Hr. I. Johannes, op. 10. Polonaise. 2  
 Andre, op. 45. Venz und Sire. Walzer. 3  
 Schütz, Tod-Polka. 4. Lebenslied, Köstler  
 rot, Maz. 6. Willing, op. 10. Augenblitz, 7  
 G. Eilenberg, op. 39. Duadrille à la contr. 7  
 Krause, op. 20. Habituell-Marsch. 8. Rede  
 op. 172. Irene Liebe, Walzer. 9. Hüter, ev  
 10. Maiglöckchen, Mazurka. 10. Eilenberg, op  
 14. Nr. 2. Immer lustig. Schottische. 11. Treibe  
 Ben und jierlich. Polka. 12. Andre, op. 31.  
 Heulbain, Duadrille (Centre). 13. Wäy  
 derstündig, Mazurka. 14. Eilenberg  
 op. 48. Der Hockpöpp. 15.  
 Buchhandlungen; \*Lager davon halten die Firm  
 in Stuttgart und P. J. Tonzers Hof

**Christbaum-Untersatz**  
mit Musif u. Mechanik,  
wodurch sich der  
Anschöpfung und  
feierlicher Musif-  
fassung  
Baum sammt  
Wirkern bei  
Belichtung  
dreht.

Preis 12 000  
im Meßpreis

Mit 100 St.  
Gewicht p. Stk.

Patent.

Garantie.

An illustration of a Christmas tree with a mechanical base, surrounded by people. The tree is decorated with lights and ornaments. A man and a woman are standing on either side of the tree, looking at it. The man is on the left, wearing a hat and a coat, and the woman is on the right, wearing a dress and a hat. They are both looking at the tree with interest. The tree is the central focus of the illustration, and it is decorated with many lights and ornaments. The base of the tree is a mechanical device, and it is surrounded by a low wall. The people are standing behind the wall, looking at the tree. The illustration is in a black and white style, typical of early 20th-century advertisements.

in eleg. Nicke gehäuss. # 31, jah. Stut  
naturgetr. Felsgrube # 32, part. incl.  
stilv. Holzpostament # 37, Postkiste  
je mit 2 Weihnachtsliedern.  
Versandt geg. Einzeln od. Nachnahme.  
I. C. Eckert, Stuttgart, Postkammerstr. 59.  
Ausführ. Preisliste gratis & franco.

**Tragbare Öfen**  
mit Carbonnatron-Heizung. Die  
Öfen brennen ohne Schorn-  
stein Rauch und Asche ab  
werden behördlich auch da  
gestattet, wo sonst Feuer-  
ungsanlage untersagt ist.  
Vielfach anerk. u. prämiert.  
Diese Öfen funktionieren  
ohne Benutzungsbeschrän-  
kung den ganzen Tag u. Nacht  
vollständig gefahrlos. Öfen, elek-  
vernick., ca. 1 m hoch, incl.  
Heizung für ca. 2 Monate 30 M.  
Einspekt. gratis.

**C.-Natron-Heizung, H. Henke, Dresden.**

7 **C. L. Flemming** 7  
Klofenstein b. Schwarzenberg i. S.  
verkauft kleine Leiterwagen f. Kinder u. Erwachsene  
in abger. u. geschl. Eisenachs.  
  
grub-  
holzung  
25 50 100 K. Tragthgk.  
—, 12, — 18, — M. pr. St. blau.  
Franko nach allen Stat. Deutschl. u. Österr.  
Fabrik f. Wagen,  
Rustenbühler u.  
Hr. Schwarzenb.

**Ballaband.**  
Band IV. 14 neueste Tünge. 1 —

Nr. 1. Rede, Ein Rosenkätzchen, Walzer.  
2. Vehr, Gab' dich so lieb, Rheinländer. 3.  
Eisenberg, Silberfäden, P. Mag. 4. Cubini,  
Ankelden, bitte. Quadrille (Centre). 5. Grath,  
Hest-Wolontie. 6. Vehr, Victoria-Rheinländer.  
7. Cubini, Nur immer lustig. Walze. 8. Rede,  
Der Gemüthliche Schottische. 9. Krause, Blüten  
und Blüten, Walzer. 10. Cubini, Leiden und  
Freuden P. Nr. 11. Rede, Schnerghölchen, G.  
12. Goldänder, Quadrille à la cour (Vancier).  
13. Vertram, Frisch auf, G. 14. Cubini, Turner-  
marsch.

**Rühle & Kungler in Berlin W., Frie-  
drichshagen, Musikalienhandlung in Köln a. Rh.**

**Television**  
D. R. P. No. 45157.  
MÜLLER  
**inder-Nähm**  
Preis: **3,50**  
Wirklich gut nähend.  
Nähung. Jedermann zu  
erhalten garantiert. Zu  
erhalten in jeder Näh-  
maschinenhandlung.

\* **Karm.**  
**Orgel.**  
Harmonium.  
 Einfache, solideste Konstruktion.  
 \* **Exter Ton.** \*  
 Stille Anstaltung. \* Mächtige Preise.  
 Stille Repräsentanten für Europa  
**Schreiber, Piano & Organ Co**  
 (London und Hamburg).  
 Kehrweider Nr. 5.  
 Freihafen-  
 gebiet.

**Suche zu sofort**  
auf längere Zeit, eine junge in der  
Musik ausgebildete Dame, die **guten**  
Gesang-Unterricht erteilt. —  
Gehalt nach Uebereinkunft. Empfeh-  
lungen bitte einzuweisen an  
**Margarethe von Biel**  
geb. von Velthelm.  
**Stadt Doberan i. Mecklen-**  
**burg-Schwerin.**

**Gesucht.**  
Einem tüchtigen, soliden  
**Stimmer und Reparatuer**  
kann in einer grösseren Stadt Nord-  
deutschlands eine **angenehme selbständige**  
**und unter Garantie** stehende Stelle  
wiesen werden. — **Schriftliche Offerten**  
vermittelt unter **J. F. 5585 Rudelt**

**Mosse, Berlin SW.**

**Eine Gouvernante**

wird in eine Familie, die den Sommer in der Neuyorker Prank. zieht, den Winter im Süden Oest. erreicht, zubringt, zu einem 15-jährigen Mädchen gesucht, selbe sollte wissenschaftlich gebildet und **sehr musikalisch** sein. Anträge mit Angabe der Referenzen u. Ansprüche unter **X. No. 56. Poste restante Rozen (Tiro).**

**Eine gute**

**Hopfsche Geige**

preiswürdig zu verkaufen. Gefl. Anfragen an die Buchhandlung von Aug. Imgardt, Laaspha.

**Ballabund,**  
Band V. 14 neueste Tänze. 1 —  
Nr. 1. Rede, Band in Band, Polonaise,  
2. Fuhr, op. 17. Stolz-Walzer 3. Glanzberg,  
Steiner Schelm. 4. Rede, Lustige Brüder,  
Walopp. 5. Fächer, Blau Kugeln. 6. St.  
7. 8. Javanese, Douan-Walzer, 9. Fuhr 8.  
10. 12. Excelsior, Polka. 3. Fächer, im Salon,  
Cavallière à la cour. 9. Martini, op. 16.  
Tummy und Gamma, Rheinländer. 10. Glanzberg,  
Sylphiden-Walzer. 11. Diehl, op. 128.  
Geryus-Schönen, 12. St. 12. Galber, op. 12.  
13. Löwe, Walzer, 14. St. 14. Diehl,  
op. 6. Diehl-Schönen, 15. Majura. 14. St. 14.  
Saulweide, Scherz-G.  
Schlachstra 88, W. Stubebach, Berlin W.,  
tente aller Länder.  
**!!! Neu!**  
**ERS**  
**Maschine**  
**Mark.**  
Leichteste Hand-  
tänzlich. Brauch-  
ziehen durch alle  
waren, Hand- und

A large, ornate, dark-colored building, possibly a factory or warehouse, with multiple windows and a prominent central structure. The building has a complex facade with many windows and a central section that appears to be a large entrance or a prominent feature. The overall style is industrial and somewhat gothic or Victorian in influence.

**Violoncellist.**  
mit ausgezeichnetem Erfolge absolv. Konservatorium sucht Stellung. Routiniert im Orchester, in der Kammermusik und im Chorgesang. Nebenfächer: Klavier und Theorie. Gef. Zuschriften unt. „F. 1548“ an Rudolf Mosse, Wien, erbeten.

**Für Musikalienhandlungen u. Pianofortefabriken etc.**

Ein junger Kaufmann, militärrück-  
sprachkundig, talentvoller Pianist (in einer  
Musikschule ausgebildet) sucht per sofortiger  
eine seinen Kenntnissen entsprechende  
Stellung. Offerten sub U. 4583 befördert  
**Rudolf Mosse, Frankfurt a. M.**

E. rout. Buchhalter, d. d. Musikw.- u.  
Instrum.-Branche firm. 29 J., ev., unverh.,  
militärrück. i. dopp. it. System u. Abschlüssen  
perfekt, engl. u. franz. Korresp.  
ungekünd. angest. (auswärtig), fröhlicher  
Charakter, zuverlässig, fleißig, pädagogisch  
Ausg. Off. unt. „Export 2406“ postlag.  
**Berlin**, Lindenstrasse erheben.

**Ein Musikinstitut**  
ist Umstände halber sehr billig zu verkaufen. Geht. Offerten unter H. 25159 an Hasenstein & Vogler, Breslau.

**Wegen Auflösung eines gemischten**  
Chors ist der ganze Bestand an Musikalien, event. auch Noten-Chrank billig zu verkaufen. Näheres Auskunft teilt F. W. Haake, Musikalienhdlg., Bremen.

**Stainer-**Geige, 1680, billig off. 1650 Patschka, Schles., postlag.

**Die** beste Badeeinrichtung ist ein Badestuhl v. L. Weyl, Berlin W. 41. Preislisten gratis. Frankzusendung. Abzahlung. Probefsendung.

IX. Jahrgang Nr. 24.

Stuttgart, 1888.



# Neue Musik-Zeitung.

— Auflage 51 000. —

Wöchentlich sechs, mit Künstler-Porträts etc. illustrierte Nummern und je einer Extrablatt, bestehend in verschiedenen, für Hausmusik geeigneten Gesangs- und Instrumental-Kompositionen, als auch je eine mit Musiker-Lexikon, illustrierte Musikgeschichte u. s. w.

Verlag Carl Gröninger, Stuttgart-Leipzig  
(vormals H. J. Zenger in Köln).  
Inserate die halbspaltige Renardille-Zeile 75 Pfennig.  
Beilagen für je 1000 Expl. Mark 4.—  
Kleinere Annahmen von Inseraten und Beilagen bei  
Rudolf Mosse Stuttgart, Leipzig, Berlin u. dessen Filialen.

Preis pro Quartal bei allen Postämtern in Deutschland, Österreich-Ungarn und Luxemburg, sowie in sämtlichen Buch- und Musikalien-Handlungen 80 Pfg.; — direkt von Stuttgart und bei den Postämtern des Westpostvereins 1 Mk. 50 Pfg. Einzelne Nummern 25 Pfg.

Alle früheren Jahrgänge sind neu aufgelegt in eleg. brosch. Bänden zu 80 Pfg. das Quartal, Einbanddecken à M. 1.—, Prachtbänden à M. 1.50 durch alle Buch- u. Musikalien-Handl. zu beziehen.

## Festimmung.

Weihnachten!... Welch ein Zauber liegt in diesem Worte, welch ein Klang, der in den tiefsten Saiten unserer Seele nachklingt. Kein anderes Fest ist so weihnachtlich, so voll holden Reizes und so milden Geistes, — selbst das härteste Herz vermag nicht sich ihm zu verschließen. Wie freundlich, heimlich er uns anblickt, der gutmütige Geselle mit seinem frischen Walddaroma, der Tannenbaum, dessen Wipfel noch vor kurzem ein schimmerndes Diadem getragen und dessen Ästige, die unter den Küssen des Krafkes erstarrten, noch glänzen wie eitel Silber; ihn schläferste; „mit weißer Decke umhüllten ihn Eis und Schnee“, bis die scharfe Axt seine Wurzel kras und ihn zu Boden streckte. Und mit dem Verbluten erst ist er sich seiner heiligen Bestimmung so recht bewußt geworden, der Bestimmung, die dürrigste Hütte zum Palast umzugestalten. Allüberall wo Deutsche wohnen, bist du ein gar lieber, willkommenen Gast, du grüner Wanderbursche des deutschen Waldes; selbst in die fernsten Gegenden der Erde richtest du deinen Weg. Und wie wird dort, in weiter Ferne dein Ehrentag erst



Therese Stollberg

gefeiert! Schlangen sich doch deine Wurzeln in den Boden der Heimat und bringst du doch an deinen Ästern ein Stückchen Vaterlandserde mit. Und wenn du dann auf dem Tische stehst, festlich gepußt, und wenn deine Nadeln im Goldschäum zittern, dann ist es denen in der Fremde, als hörten sie Waldesrauschen, heimatisches Vogelgezwitscher und Liebesgeflüster aus dem Munde einer deutschen Maid. Und ein schlichtes, wehmütiges Volkslied kommt ihnen in den Sinn und auf die Lippen — „O Tannenbaum, o Tannenbaum, wie grün sind deine Ästler; du grünst nicht bloß zur Sommerzeit, nein auch im Winter, wenn es schneit; o Tannenbaum, o Tanne —“, — die Stimme versagt und heiße Thränen rinnen aus den guten treuen Augen, die für einen Augenblick wieder die Heimat mit all ihren feuren Erinnerungen gesehnt! — Aber pöhlauend! wir werden ja sentimental und verlieren uns in jene jugendliche Zeit, in welcher uns selbst das Leben in seine tollen Stromschnellen hineingerissen. Und doch soll uns unser grüner Freund in erster Reihe nur an die schöne Gegenwart gemahnen. Und wie sehr erfüllt er auch diese schöne Aufgabe, denn wenn auch die Sorge mit ernster Hand ihre



Kunzeln in die Stirne gegraben, bei seinem Anblick wird es wieder licht in der Brust, — es ist ja Weihnacht! Der Frühling mit tausend brennenden Blumenkelchen schießt im Herzen über Nacht auf und sprengt die Eisrinde, die das Werkstagsleben darum geschmiedet hat. W könnten wir zum Augenblicke sagen: „Verweile doch, du bist so schön!“ Aber wir wissen es nur zu gut: er wird vorübergehen und dann tritt wieder die nüchtere Wirklichkeit in ihre Rechte mit all ihrer Not und Sorge, ihren drückenden Unterschieden und Gegensätzen, ihren Mühen und Kämpfen. Wir müssen der Endlichkeit unsern Tribut entrichten, können den Flug der Zeit nicht aufhalten. Glückselig, wenn es gelingt, von dem Schimmer und Rufe des Weihnachtsbaumes auch nur ein wenig in das Alltagsleben hinüberzureifen. Schon ein leiser Abganz würde genügen, um manche Falte zu glätten. Welch ein Hilfsmittel diese Weihnachtsstimmung zu festigen, ist aber in unsere Hände gelegt! Es ist die Pflege der Musik, der Kunst, welche dazu beiträgt, der Freude beglücktesten Schwung zu geben, das Leben beglücktest zu gestalten und auszumischen. Nichts wirkt so wohlthätig auf den inneren Menschen, nichts rührt und stimmt die Herzen mehr zur Empfindlichkeit für das Gute und Schöne, als die musikalische Kunst und das Interesse an dieser zu wecken, zu pflegen und zu stärken, war und ist unser heiliger Beruf, und wird es auch in Zukunft sein. Und daß wir keine materiellen Opfer scheuen, diese Aufgabe in steigender Vollkommenheit zu erfüllen, das erweist wieder die in unserer heutigen Dummer erlassene Preisausschreibung,\* welcher demnächst eine solche für die besten Musikbeilagen folgen soll. Auch für zierenden Bilderschnitt liegt uns prächtiges Material vor, wie wir überhaupt bemüht sein werden, weitere angenehme Ueberraschungen für unsere Abonnenten vorzubereiten.

Mit dieser Versicherung rufen wir an der Schwelle einer neuen Zeitrechnung unsern sehr geehrten Lesern ein herzlich

### Prosit Neujahr!

zu. Lassen Sie dasselbe aber nicht an Sie herantreten, ohne im Interesse vollständiger und rechtzeitiger Lieferung das Abonnement auf das nächste Quartal erneuert zu haben, — der beiliegende Belegheft möge Ihnen diese Aufgabe erleichtern.



### Therese Watten.

Von Dr. Adolph Rohlf.

Seit dem Tode der unvergeßlichen Reichers-Kindermann ist unstreitig die Primadonna assoluta der Dresdner Oper, Fräulein Therese Watten, die großartige Brünhilde der deutschen Bühne. Ein gewaltiges, allen fesselnden Affekten willig gehorchendes Organ, durchgeistigtes, dramatisch bewegtes Spiel, meisterhafte Auffassung und der Zauber der hebelhaften Erscheinung — alle diese Umstände vereinigen sich, um die Heroine des Nisemwerks Richard Wagners in musterbildiger Verkörperung uns vor das Auge und die Seele zu führen. Doch nicht allein als Brünhilde, sondern auch in allen Richard Wagnerschen Partien, wobei umfangreiche und glänzende Stimmittel, leidenschaftliches Spiel, Gefühlswärme und hehlichevolle Auffassung

\* Vgl. beiliegenden Prospekt, welchen wir gefälliger Beachtung und Weitergabe an Freunde und Bekannte an gelegentlich empfehlen.

eine Rolle spielen, gebührt ihr eine volle Schale der höchsten Anerkennung. Sie ist die erste Sängerin nicht der Dresdner Bühne allein, sondern gehört überhaupt zu den begabtesten Primadonnen der Gegenwart und feiert nicht nur in den Partien ihres von ihr vergötterten Meisters, sondern auch in den Opern Glucks, Beethovens, Webers und Mozarts gleichfalls große Triumphe. Ihr sind nicht allein die alles mit sich fortreisenden Accente der hochdramatischen Sängerei gegeben — sie ist zugleich eine jugendlich-dramatische Künstlerin, welche als schmachtende und schwärmerische Jägerbraut, als „Aaghe“, oder als träumerische „Senta“ nicht minder von ihrer außerordentlichen Künstlerkraft ein bereites Zeugnis ablegt. Sie wird daher mit Recht nicht bloß in der sächsischen Hauptstadt, sondern auch weit über die Grenzen Deutschlands hinaus gefeiert; speziell in Dresden erfreut sie sich einer Volksliebe, wie seit der Schröder-Devrient und Würde-Rey keine zweite Primadonna. Es muß dem Statistiker vorbehalten bleiben, zu berechnen, wie viele Bouquets, Blumen und Lorbeerkränze ihr schon überreicht, wie viel Gedichte auf sie gemacht und wie oft sie gemalt und photographirt worden. — Thatsache ist, daß ihr Auftreten stets ein Ereignis ist und daß ihr allezeit die rauschendsten Entzückungen dargebracht werden. Für sie schwärmen nicht allein die Herren, sondern auch die Damen — die Bäckische wie die Matronen, — ein Beweis dafür, daß Therese Watten nicht allein eine geniale Priesterin der Muse, sondern auch eine liebenswürdige und vornehm denkende und handelnde Persönlichkeit ist, denn während alte und junge Primadonnen in früherer Zeit und auch wohl in der Gegenwart — nomina odiosa sunt — ihre „Gefährte“ haben, lebt und webt sie nur für die Kunst, kennt sie nur den einen Gedanken: die Schöpfungen des Komponisten in vollendetester Gestalt zu verleben. Die Wahrheit der dramatischen Darstellung über alles ist das Lösungswort von Therese Watten; wie sehr untergeordnet sie sich darin von so manchen anderen Diva's in früherer — und einem dunklen Gerücht zufolge — auch jetziger Zeit. Ich erinnere nur daran, daß selbst noch die große Meisterin des Gesanges, Giuditta Pasta, so sehr von dem Grundsatze der Wahrheit und Schönheit abwich, daß sie in der „Somnambula“ über den andern Kleidungsstücken als „Nachterwan“ eine Art Friseur-Mantel trug, der immer zu kurz war, auch blieb sie regungslos stehen, während die anderen sangen, beschäftigte sich mit dem Feilen ihrer Fingerringe; wenn sie nun singen sollte, trat sie an die Lampen vor mit nachlässig wiegendem Gange, aber ob sie aus Liebeslust oder Verzweiflung sang, war ihr ganz gleichgültig; immer streckte sie die Hand wie zum Gruße nach dem Parterre aus und zog die dicken schwarzen Augenbrauen in die Höhe, und war in jeder Rolle, als Semiramide sowohl, wie a. Somnambula, Bektalin und Armida.

Wie ganz anders Therese Watten! Jede Rolle gestaltet sie individuell. Bald erhebt und erschüttert sie, bald zwingt sie uns zur Bewunderung, bald erfüllt sie unser Herz mit Freude, bald mit Trauer; sie ist eben eine Darstellerin ersten Ranges, welche fühlt was sie singt; keine Komödiantin, sondern eine Künstlerin, ich möchte fast sagen, eine Denkerin, wie ich es bei der Döpreutin, deren Heimat diejenige Rants, des Schöpfers der „Kritik der reinen Vernunft“ ist, gar nicht ansonderlich finde. Therese Watten, die ursprünglich Kösschen Müller hieß und in der That wie früher eine blühende Kösschen, so jetzt eine erblühte Rose ist, wurde am 21. Juni 1855 geboren. Man darf bei ihr noch die Geburtszeit nennen, ohne daß die Diva es übel nimmt, wenn in den Zeitungen das Datum genau hervorgehoben wird, wie z. B. gelegentlich ihres letzten Geburtstages, als in einem Dresdner Blatte das nachstehende Gedicht stand:

Der Tag ist da! Zu dreißigdreißig Malen  
Ward er gefeiert, der in den Annalen  
Der Kunstgeschichte steht in eh'nen Lettern  
Und tausendfach umrankt mit Blumenblättern.

Wie soll man nennen mit gewicht'gem Namen  
Den hehren Stern in solchem Vorbeiräumen?  
Welch' Namen auch die Lieb' mög' erkennen,  
Fürwahr es war' vergebliches Beginnen.

Den ganzen Umfang seelischer Genüsse,  
Den du uns gibst in deinen Kunstgestalten,  
Den nicht begreifen alle Menschenkräfte:  
Zeigt nur dein Namen uns: Therese Watten!  
Dafür nimm heute uns'res Dankes Grüße:  
Gott möge dich noch lange uns erhalten!

Innsbruck in Ostpreußen ist ihre Heimat, doch verlebte sie ihre Kinderjahre in Danzig, wozu ihr Vater, ein höherer Militärbeamter, bald nach ihrer Geburt versetzt wurde. Ihre große musikalische Begabung zeigte sich frühzeitig, sie hatte dieses Talent von ihrer Mutter, welche häufig mit vielem Erfolg in Konzerten sang, geerbt.

Als ihre Eltern nach Berlin übersiedelten, nahm sie bei Gustav Engel, dem bekannten Lehrer an der dortigen Hochschule, Gesangsunterricht; sie studierte bei diesem mehrere Jahre, ebenso bei dem Hofchauspieler Kahle das dramatische Fach. Von der Hochschule kam sie direkt an die Dresdner Bühne. Sie trat 1873 zum erstenmale auf und zwar als „Yamina“ — „Bauberskötze“, „Aaghe“ — „Freischütz“ — „Elsa“ — „Hohengraben“; sie konnte von sich sagen: ich kam, ich sah, ich siegte. Die mit einer phänomenalen Stimme ausgestattete junge Dame wurde sofort auf mehrere Jahre engagiert. Sie sang zuvörderst die jugendlich-dramatischen Partien, wie Elsa, Elisabeth, Senta, Eva, Margarete, Zephyrie etc. Später als sich ihr dramatisches Spiel immer mehr entwickelte und sie mit ihren höheren Zwecken wuchs, sang sie auch die sog. hochdramatischen Partien, wie „Mezina“ (Oberon), Fiebelo, Armida, Viviane (Merlin), Fiolbe, „Frieda“ (Rheingold), „Brünhilde“ (Walfire), „Mundry“ (Parzival) u. s. w.

Natürlich richtete sich auf die außerordentliche Künstlerin mit der Zeit auch die Aufmerksamkeit des Auslandes; sie erhielt u. a. eine Einladung nach London, wo sie an der dortigen deutschen Operntage Wagnerpartien und „Fiebelo“ mit großem Erfolge sang.

Die Wagnerlängerin par excellence, welche die Schöpfungen Wagners in Gesang und Spiel in gerader unübertrefflicher Weise verkörpert, mußte selbstverständlich auch dem Meister gefallen. Er hörte sie zum erstenmale 1881 in Dresden gelegentlich seiner dortigen Anwesenheit in der Oper und sie entzückte ihn dermaßen, daß er sie bat, die „Mundry“ in Bayreuth zu singen. Er wiederholte seine Bitte von Palermo aus in einem Briefe, den ich mitzutheilen in der Lage bin:

„Geehrtes Fräulein!

Der schöne Eindruck, den ich vor kurzem durch Ihre Leistung als „Senta“ im „Fliegenden Holländer“ erhielt, wirkt in mir fort, daß ich Ihnen jetzt den Wunsch ausdrücken muß, auch Sie bei einigen der nächstjährigen Aufführungen des Parzival mitwirken zu sehen. Schon hat mich die Vortrefflichkeit des Tenoristen, Herrn Gudehus,\* bestimmt, Ihnen beiden „Tristan und Isolde“ zur Darstellung in Dresden anzuempfehlen, da ich die Bewegung der übrigen Partien ebenfalls gut ausgeführt wissen kann.

Mir wäre es dann besonders recht, wenn Sie auch in London, wozu Sie sich ja engagiert haben, die Fiolbe darstellten.

Mit den besten Wünschen verbleibe ich

Ihr ergebenster

Palermo, Hotel des Richard Wagner.“

Palmes.

In der That sang Therese Watten in Bayreuth im Jahre 1882 und ihre „Mundry“ erweckte wirkliche Sensation. Nicht minder begeistert war Wagner selbst, der an sie u. a. die nachstehenden Bilets richtete.

„So ist es recht, so nach des Grabes Gnade,  
So wandern wir des Heiles sich're Pfade.  
So rufe ich Ihnen zu, liebes Kind, und erwarte Sie mit Stolz am nächsten Dienstag in unserer Loge, um für dießmal der letzten Aufführung des Parzival beizuwohnen, in welcher auch ich nicht singen werde.“

Bayreuth.

Ihr Richard Wagner.“

„Bestes Fräulein und liebste Kind!

Also Sonntag! Suchen Sie aber (mit Gudehus) auch den Dienstag Abend hier zu bleiben; ich habe etwas Süßes vor, wobei Sie sich auch beteiligen müssen.

Tausend Dank für Ihren schönen Antheil an meinem Werke!

Ihr herzlichster ergebenster

Richard Wagner.

Bayreuth, 23. Aug. 1882.

Hier auch vorläufig und in Aussicht einer Besserung — meine letzte Portrait-Aufnahme.“

\* Der Heldentenor der Dresdner Oper.

Auch von Venedig aus, wohin sich Wagner einige Wochen später begeben hatte, sandte er an sie die liebenswürdigsten Briefe. Aus der Fülle derselben mag nur nachstehendes längeres Schreiben mitgeteilt werden:

„Liebe, verehrte Freundin!

Ich schicke meinen Sohn zu Ihnen, um Ihnen meine Grüße zu übermitteln, da ich selbst beschränkt bin, sobald noch nicht so geringfügigen wenigen Zeilen schriftlich gelangen zu können, wie endlich diese heutigen es sind.

Sie sind mir zu einem schönen Gewinnst geworden und Vieles erhoffe ich noch von Ihrer Mitwirkung bei allen meinen ferneren Unternehmungen.

Gerzlich bitte ich Sie, für Juli und August nächsten Jahres sich für uns frei zu halten, ich gedenke, 20 Aufführungen des Parsifal zu geben. . .

Den ersten halben Monat werden wohl wieder die Proben hinwegnehmen, da u. A. auch in den Dekorationen etwas hergerichtet werden soll.

In der Zeit gewinnen wir wohl auch Gelegenheit, Trifan und Holbe — gern auch mit Herrn Gubens — ernstlich vorzunehmen. Ob Sie nun in Dresden und anderswo, Berlin, München, Wien, aufzutreten, das wird sich auch dann finden. Jedenfalls wünsche ich Sie vollkommen mit der Aufgabe vertraut zu wissen, wohl auch bereit für Bayreuth.

Seien Sie immer und immer wieder aus freudigstem Herzen für sich, Ihre Liebenswürdigkeit, Ihre Leistung und Ihren schonen letzten Besuch im Festspielhause bedankt.

Angelegenstlich empfehlen sich Ihnen meine Frau und alle Meinigen.

Der Ihre

Richard Wagner.“

Venedig, 4. Okt. 1882.

Palazzo Vendramin,  
Canal Grand.

Fünf Wochen vor seinem Tode, der bekanntlich am 14. Februar 1883 in Venedig erfolgte, beantwortete Richard Wagner ein Neujahrsgrüßschreiben Thereses Waltens mit folgenden schönen Zeilen:

„Venedig, 6. Januar 1883.

Große herzliche Freude haben Sie, liebstes, bestes Kind, mir durch Ihr schönes Neujahrsbriefchen gemacht! Ihre Wünsche sollten, da sie aus so freudlichem Herzen mit gewissem werden, gerechter Weise wohl in Erfüllung gehen, wollen wir es hoffen, wie nicht minder, daß das Gute, was ich, was wir Ihnen wünschen, Ihnen zum Gelingen gerathen möge.

Die Einladung meines Verwaltungsraths werden Sie erhalten haben; diesem rein geschäftlichen Anlasse füge ich noch die Mitteilung hinzu, daß ich auf Ihre Mitwirkung stark rechne.

Da ich Ihrem letzten Besuche nach Sie für die Zeit des Juli und August frei wissen darf. . .

Ihr vorzügliches Benehmen im vergangenen Sommer hat mir bewiesen, daß Sie über jede Kleinlichkeit erhaben sind.

Lassen Sie dagegen mich dafür sorgen, daß Ihnen keine Unmöglichkeit zugemuthet werde!

Somit auf schönes, treues Wiedersehen!

Ihr sehr ergebener

Palazzo Vendramin. Richard Wagner.“

Auch nach dem Tode des Meisters sang Thereses Waltens 1883, 1884, 1886 und zuletzt in diesem Jahre die „Kundry“ und die „Holbe“ unter stets rauschendem Beifalle in Bayreuth.

In den Jahren 1882–84 gab die Künstlerin die „Kundry“ auch mehrmals in Separatvorstellungen vor dem König Ludwig von Bayern, der sie durch prachtvolle Blumen, kostbaren Schmuck und die Ludwigsmédaille auszeichnete. Schon früher hatte sie der König von Sachsen in Anerkennung ihrer Verdienste zur Kammerjägerin ernannt; sie besitzt ferner zahlreiche Dekorationen, u. a. die königl. sächsische große goldene Medaille virtuti et ingenio am Bande des Albrechtsordens, die großh. oldenburgische große goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft, das herzogl. meiningensche Verdienstkreuz und die herzogl. altenburgische goldene Medaille für Wissenschaft und Kunst mit der Krone.

Ihr Repertoire ist ein außerordentlich reiches, denn auch Fleiß zeichnet diese große Sängerin aus, die heute die Viviane und morgen die Elsa oder Aegathe singt, fast nie besser ist und die festeste Stütze des Opern-Repertoires bildet.

Nicht unerwähnt darf ihr Sinn für die Schönheit der Stellungen und Bewegungen bleiben — ihre Kunstgebilde sind immer plastisch und anmutig.

Den größten Teil des Jahres lebt Thereses Waltens, welche das Landleben liebt, auf ihrer reizend an der Elbe in Klein-Zschadowitz bei Dresden gelegenen Besitzung. Wer kennt sie nicht, die Villa Waltens? Wer kennt nicht die schöne und heroische Brühlhölle, die Schlossherrin, wenn sie „Graue“, ihr Hof, lenkt? Neben der Kunst füllen Pferdesport, Landwirtschaft und Photographie — sie ist eine perfekte Photographin — ihre freie Zeit aus.

In Konzerten läßt sie fast dieselbe faszinierende Wirkung wie auf der Bühne aus und so hat sie denn auch im Konzertsaale große und gerechte Erfolge zu erzielen gewußt, in Deutschland sowohl, wie in England und Holland. Anderswo außerhalb Deutschlands ist sie bis jetzt nicht aufgetreten, trotz der verlockenden Engagementsanträge aus Rußland, Italien, namentlich aber aus Amerika — möge sie der Dämon des reisenden Virtuosenjunks nie umgarnen!

Ein Wort gehört auch dem Wohlthätigkeits Sinn der Künstlerin, welcher sich besonders anlässlich der traurigen Ueberfluthungen im Frühling dieses Jahres in erhebender Weise bekundete. Als „wohlthätige Frau“ und patriotische Dilettantin war sie ihrer notleidenden Landsleute in den überflutheten Fußbodenräumen eingegeben und vertheilte in öffentlichen Annoncen, daß sie in ihrer Wohnung täglich von 2–3 Uhr p. r. e. n. t. l. i. c. h. Geldspenden für die Unglücklichen in Empfang nehmen werde. Zahlreiche sehr reiche Leute — Männlein und Weiblein, alt und jung, namentlich jung — strömten mit vollen Geldbörsen herbei, um die berühmte Primadonna von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Es war dies eine originelle Art, im Dienste der Humanität sich für Geld sehen zu lassen — und namentlich die zahlreichen Amerikaner und Amerikanerinnen, sowie Engländer und Engländerinnen Dresdens fanden diese Schaustellung „gottvoll“. Die Idee der Dame trug goldene Früchte, denn sie konnte dem Ueberfluthungskomitee eine recht bedeutende Summe abliefern.

Mag die Künstlerin, welche jetzt in der Mitte ihres Lebens und auf dem Zenith ihres Ruhmes sich befindet, der Kunst, zu deren berufensten Priesterinnen sie gehört, noch viele Jahrzehnte erhalten bleiben!

Zum Schluß eine kleine Historie, welche am besten beweist, welche Stellung die Primadonna assoluta beim Hofe und in der Gesellschaft einnimmt. Als im August d. J. der deutsche Kaiser den König von Sachsen in Pillnitz besuchte, hatte sich Fräulein Waltens, deren Pavillon an die sogenannte Königsstraße stößt, beiläufig, denselben phantasiervoll auszustücken. Sie hatte ihn mit Speeren dekoriert, wie sie die Walfüren führten, wenn sie durch die Rüste brausten. Von den Bänzen dieser Schildjungfrauen hingen Fahnen herab. Innerhalb dieses Aufbaues stand eine Art Altar, auf dem die Büsten von Kaiser und König prangten. Sobald sich nun die Majestäten nahten, trat Brühlhölle-Waltens auf die Landstraße und winkte dem Kaiser zu, ein wenig zu halten, dann sagte sie: „Eine Dilettantin bringt dem erhabenen Kaiser von Deutschland ihre Aufbühnung“, und überreichte den Majestäten zwei herrliche Bouquets von Marischall-Nelken, je eines mit schwarz-weißer und weiß-grüner Schleife. König Albert nahm die Bouquets und überreichte dem Kaiser das seinige, dabei die Sängerin vorstellend. Kaiser Wilhelm wiederholte mehrmals: „Ich danke sehr“ . . .



## Joh. Seb. Bach als Violinspieler.

Von A. Schweikert.

Die Welt erblickt in Bach, außer dem genialen Tonsetzer, einen der größten Klavier- und Orgelvirtuosen, die je gelebt. Wenn auch des Meisters Zeitgenossen dessen Bedeutung als Komponist nicht in ihrem ganzen Umfang zu würdigen verstanden, seine Bedeutung als ausübender Künstler haben sie erkannt, das beweisen zahlreiche, auf uns gekommene Aussprüche aus jener Zeit. In ihnen ist der Bewunderung, welche das Spiel des tiefstimmigsten aller Musiker hervorrief, nach jeder Richtung hin Ausdruck gegeben, nicht selten auf ebenso nativ wie überschwengliche Weise.

Alle diese Ausdrücke der Bewunderung beziehen sich aber lediglich auf Bachs Klavier- und Orgelspiel. Nie wird seiner Kunstfertigkeit auf einem Streichinstrument erwähnt, obgleich wir wissen, daß er auch auf der Violine vollkommen heimisch war. Freilich diese hohe Meisterhaftigkeit, mit welcher er die Tasteninstrumente beherrschte, konnte ihm nicht auch auf der Geige eigen sein. Denn eine solche immense Technik, wie er sie auf der Orgel und dem Klavier besaß, auch noch auf der Violine zu erwerben und zu erhalten, dazu hätte selbst eine Riesennatur, wie die Bachs, nicht ausgereicht. Abgesehen davon, war jedoch des Meisters ganzes Wesen so vorwiegend der Polyphonie zugeneigt, daß die homophone Geige unmöglich sein Interesse in höherem Grade in Anspruch nehmen konnte, da sie zur Darstellung seiner reichen und gewaltigen Gedankenwelt nicht ausreichte. Sein Hauptinteresse mußte sich naturgemäß den Tasteninstrumenten mit ihrer umfassenden harmonischen Ausdrucksfähigkeit zuwenden.

Das ist indessen kein Grund zu folgern, daß die deshalb ein Geiger von nur untergeordneter Bedeutung gewesen. So manches deutet im Gegenteil darauf hin, daß er mit der damaligen Technik der Violine durchaus vertraut war, und es darf wohl angenommen werden, daß das Können des genialen Mannes, der alles, was im Bereiche der Tonkunst lag, bis zu seinen Höhen und Tiefen erschöpfte, auch auf diesem Gebiete über das gewöhnliche Maß hinausging.

Zwei Umstände sind bei einer Betrachtung J. S. Bachs als Geiger zunächst beachtenswert, nämlich: daß der spätere Orgelheld den Grund zu seinem musikalischen Wissen auf der Violine legte, und daß er in seinem ersten öffentlichen Amt als Musiker die Stelle eines Violinisten bekleidete. Sebastianus erster Lehrer im Violinspiel und sein erster Musikmeister überhaupt, ist sein Vater, Ambrosius Bach, gewesen, der Hofmusikant in Eisenach und ein tüchtiger Geiger war. Leider starb der Vater schon, kaum hatte der Knabe das neunte Lebensjahr zurückgelegt, worauf dieser zu seinem älteren Bruder Johann Christoph kam, der als Organist in Ohrdruf wirkte. Von ihm soll Sebastian den ersten Unterricht im Klavierspiel erhalten haben. Inwieweit er sich während seines fünfjährigen Aufenthalts in Ohrdruf mit dem Violinspiel beschäftigte, ist nicht bekannt, doch hat er es jedenfalls nicht vernachlässigt, denn wir finden den 15-jährigen Jüngling, der inzwischen in die Michaelschule in Lüneburg eingetreten war, nicht nur als Sänger und Cembalist, sondern auch als Violinist im Instrumentalchor thätig. Gerade in Lüneburg scheint er sich der Geige eifrig gewidmet zu haben und sein Ruf als tüchtiger Spieler mußte auch weiter gebrungen sein, sonst hätte man den kaum 18-jährigen nicht von Weimar aus in die Kapelle des Herzogs Johann Ernst als Hofmusikant berufen. Hier lebte der nicht unbedeutende Violinvirtuos Paul Methohoff als Kammermusikant und Kammersekretär, was dafür spricht, daß man am Weimarer Hofe das Geigenpiel besonders schätzte. Wo aber solche hervorragende Vertreter eines Instrumentes wirken, werden auch an die Leistungen im allgemeinen höhere Anforderungen gestellt und es erweist sich deshalb die Berufung Sebastianus eine günstige Meinung für sein violinspielerisches Können.

Die Stellung in Weimar fesselte ihn indes nicht lange. Bereits nach wenigen Monaten siedelte er nach Arnstadt über, wo man ihn das Organistenamt an der neuen Kirche übertragen hatte. So kurz jedoch auch dieser erste Aufenthalt in Weimar war, so ist er doch nicht ohne Befruchtung für Bachs musikalische Individualität gewesen. In seiner Eigenschaft als Kapellist wurde er hier mit einer Fülle von Instrumentalmusik, zumal der am Hofe sehr beliebten italienischen bekannt, welche ihm später als Musikherr für seine eigenen Instrumentalkompositionen diente.

Als Bach nach Verlust von 7 Jahren zum zweitenmal an den Hof nach Weimar kam, lebte Methohoff nicht mehr, das Interesse an der Instrumentalmusik hatte jedoch keine Abnahme erfahren. Jedenfalls suchte man gerade in unserm Meister eine Stütze für dieselbe zu gewinnen, da der Leiter der Kapelle alt und krank, und sein Stellvertreter ein unbedeutender Musiker war. Eine zweifache Aufgabe wartete sein, als Kammermusikant am Violinpult zu sitzen und als Hoforganist die Orgel der Schlosskirche zu spielen. Der Beweis, daß er den an ihn geknüpften Erwartungen entsprochen, und sich namentlich auch als Geiger bewährt haben mußte, liegt in seiner Ernennung zum Konzertmeister. Trotz den Pflichten des doppelten Amtes, die zu erfüllen waren, ist der zweite Weimarer Aufenthalt reich an Kompositionen. Zumeist sind

diese kirchlichen Charakters, oder für die Tasteninstrumente berechnet; von Werken für die Violine werden keine aus dieser Zeit gemeldet. Jenen Tagen entstammt auch die Bearbeitung von 16 Vivaldischen Violinconcerten für Klavier und 3 für Orgel, welche Arbeiten immerhin für Bachs Interesse sprechen, das er an den Violinwerken anderer nahm, wenn auch sein eigener Schaffensdrang sich damals entgegengekehrten Gebieten der Tonkunst zugewendet hatte. Desto reicher sollte seine schöpferische Tätigkeit für das Geschlecht der Streichinstrumente mit besonderer Berücksichtigung der Violine in der nächstfolgenden Stellung zu Cöthen werden.

Die Cöthener Periode bezeichnet den Höhepunkt von Bachs Bedeutung als Violinspieler, sowohl in bezug auf die persönliche Vethätigung als ausübender, wie hinsichtlich der geschaffenen Werke als produzierender Künstler; ja sie war für eine schöpferische Vethätigung auf dem Felde der Instrumentalmusik ganz besonders geeignet. Im Dienste eines Herrn, der ihn nicht als Diener ansah, sondern zum Freund erhob, an der Spitze einer, wenn auch kleinen, so doch trefflich gekulten Kapelle, in deren Mitte als thätigstes Mitglied der kunstbegierige und kunstverständige junge Fürst selbst wirkte, in einem ebenso unabhängigen wie verhältnismäßig gutdotierten Amte und in einer glücklichen, ganz vom Geist der Musik durchdrungenen Ehe lebend, somit in Verhältnissen, welche eine volle Hingabe an die erwählte Kunst gestatteten, gehören vielleicht die Jahre zwischen 1717 bis 1723, die Bach in der kleinen Anhaltischen Residenz verbrachte, zu den schönsten seines Lebens. Mit dem musikalischen Treiben der Stadt, das übrigens jeder Bedeutung entbehre, trat er höchstens in vorübergehende Beziehung; sein Wirkungskreis beschränkte sich fast ausschließlich auf des Fürsten- oder sein eigenes Musikzimmer. Aber gerade die Enge dieses Wirkungskreises sollte die Ursache werden, daß Bach für ein Gebiet der Tonkunst von einer Wichtigkeit wurde, welche er unter anderen Verhältnissen und bei seiner vorherrschenden Neigung zur Kirchenmusik nimmermehr erlangt hätte. Dieses Gebiet ist das der Kammer- und Konzertmusik.

Fürst Leopold von Anhalt-Cöthen liebte die Musik leidenschaftlich. Sein Hauptinstrument war die Violine, doch spielte er auch die Gambe und das Klavier. Die Musik war ihm so sehr zum Bedürfnis geworden, daß er sie niemals und nirgends mißsen mochte, weshalb ihn auch auf seinen Reisen stets einige Kapellmitglieder begleiten mußten, unter denen sich gewöhnlich Bach befand. Bei einer so eifrigen Pflege der instrumentalen Kunst, wie sie am Cöthener Hofe stattfand, wurde unter Meister von selber auf den Weg gewiesen, sich auf diesem Felde schöpferisch zu betheiligen. So entstanden jene ebenso schönen, wie kunstvoll gestalteten Werke, welche als Vorläufer der gleichartigen Arbeiten von Haydn, Mozart und Beethoven zu betrachten sind. Und wie die Violine, als die edelste ihres Geschlechts, unter den Streichinstrumenten den ersten Platz einnimmt, so war es wiederum sie, welche, wie von den späteren Meistern, auch von Bach besonderer Bevorzugung teilhaftig wurde. — Fast alle von demselben für die Geige speziell verfaßten Werke stammen aus der Cöthener Zeit. Zum Teil vielleicht für den Fürsten bestimmt, wurden sie wohl auch zum eigenen Gebrauche geschaffen, und geben deshalb bei den sonst so dürftigen Nachrichten über Bachs Violinspiel, die beste Handhabe zur Beurteilung desselben. Diese Werke sind dreifacher Art, nämlich: Konzerte für eine resp. zwei Violinen mit Orchesterbegleitung, Sonaten für Violine und Klavier und Sonaten für eine Violine allein.

Die Konzerte\* unterziehen sich in der Form

nicht von den gleichzeitigen Erzeugnissen der italienischen Violinisten, die sowohl hinsichtlich der praktischen Uebung wie der Komposition und aller Gattungen, welche auf dem Zusammenspiel mehrerer Instrumente beruhten, noch immer das Uebergewicht behaupteten. Auch in der Technik schließt sich Bach den ihm als Vorbild dienenden Italienern an, die, abgesehen von Locatelli (1693–1764), der in seinen Capriccios die äußersten Grenzen der Violine aufsucht, über das dreigestrichene G nicht hinausgehen. Ihrem geistigen Gehalte nach stehen freilich des deutschen Meisters Schöpfungen weit über denjenigen der Welchen. Sie gehören zu der kleinen Zahl von Geigenkonzerten, welche durch ihren inneren Wert sich dauernd erhalten, wenn sie auch dem modernen Virtuositentum weniger

Einzig in der Violinliteratur und das Großartige, was der Meister für die Geige geschaffen hat, sind seine 6 Sonaten, oder richtiger 3 Sonaten und 3 Suiten in einem Bande vereinigt, für Violine ohne Begleitung. Nur ein Polypophonist wie Bach durfte es wagen, für ein Instrument von so ausgeprochen homophonem Charakter, wie die Geige es ist, Tonstücke von so vorwiegend harmonischer und contrapunktlicher Bildweise zu schreiben. In ihnen ist in der That der Sieg des Geistes über das beschränkte Material verkündigt. — Aber indem sie die Grenzen des Möglichen berührend, wahre Probleme der Violintechnik geben, geben sie zugleich ein Bild von dem technischen Können jener Zeit in der Richtung des mehrstimmigen Spiels. Vieles war damals keine Neuheit mehr, schon die Vorläufer Corellis hatten es angewendet und bis zu einem ziemlich hohen Grade war es von dem römischen Meister ausgebildet worden. Durchaus neu war indessen die Art und Weise, wie Bach die Geige für die Mehrstimmigkeit benutzte. Während der Italiener in seinen Sonaten die Violine in fugierten Sätzen, jedoch ohne tiefere Entwicklung sich ergeben läßt, bietet der Deutsche gleich vollständige, streng durchgeführte Fugen dar. Solchearbeit für die Violine zu schreiben, konnte nur dem gelingen, der den Contrapunkt wie keiner mehr beherrschte, und nicht umsonst der Fugemeister heißt. Gerade dieses Werk beweist aber auch, wie bei Bach immer und überall der Orgelsinn zum Durchbruch kam, denn niemand wird sich beim Anhören der gewaltigen Accordfolgen und contrapunktlichen Verschlingungen des Gedrucks erweichen können, daß man es hier mit einem, dem eigentlichen Wesen der Geige fremden Element zu thun hat.

Ein vollendeter Vortrag dieser Solosonaten gehört zu den höchsten Leistungen unserer heutigen Technik in bezug auf das doppelgriffige Spiel. Es muß aber diese Seite der Technik des Violinspiels zu Bachs Zeiten kaum merklich geringer gewesen sein, da nicht anzunehmen ist, daß die Sonaten entstanden wären, wenn es an den erforderlichen Kräften zum Vortrag derselben gefehlt hätte. Ja! der Gedanke, daß Bach sie für den eigenen Gebrauch geschrieben hat, liegt nahe, da wieder der Fürst noch einer der wenigen Violinisten der kleinen Cöthener Kapelle unserer Meister an Kunstfertigkeit auf der Geige übertraffen haben dürften. Damit aber wäre der beste Maßstab für Bachs Können als Violinspieler gewonnen. Wie dem jedoch auch immer sein mag, soviel ist sicher, daß nur derjenige Werte wie die vorgenannten erfinden konnte, der um die äußersten Grenzen der Leistungsfähigkeit seines Instruments genau Bescheid weiß. Einen solchen Bescheid aber holt sich, wie Hs. Spitta, der hervorragendste Bachkenner, sagt, „niemand bei der theoretischen Spekulation, sondern allein vom praktischen Proben.“

Nach Cöthen hat Bach kein öffentliches Amt als Violinspieler mehr bekleidet, diese Seite seiner Wirksamkeit trat fortan in den Hintergrund. Deshalb hat er jedoch dem Spiel der Streichinstrumente nicht entlag; auch in späteren Jahren bemächtigte er es nicht, nur wählte er bei mehrstimmigen Instrumentalkompositionen die Bratsche statt der Geige, um gleichsam in Mittelpunkt der Harmonie zu sein. Mit dem Abschluß der Cöthener Periode schließt auch des Meisters schöpferische Tätigkeit für die Instrumentalmusik im engeren Sinn. Ein neuer Abschnitt in seinem Leben und Wirken beginnt mit der Uebernahme des Thomaskantorats zu Leipzig, jener Zeit der höchsten und reifsten, auf dem Gebiet der kirchlichen Tonkunst unerreichten Künstlerkraft, deren Ergebnisse den Namen Johann Sebastian Bach durch alle Zeiten tragen werden.



*Der schönste Klang  
Von all den tausend Klängen  
Hat keiner solche Macht  
Als wie der Klang der Glocke  
In heiliger Weihnacht.  
Die Erde schläft in Frieden  
Still unter Eis und Schnee  
Da dröhnt die ertz Stimme  
Gewaltig aus der Hölh.  
Und wie von Engelschören  
Klänge über Wald und Feld:  
Dein Heiland ist geboren!  
Nun freue Dich, o Welt!  
Schulle vom Prühl*

Gelegenheit zur Entfaltung glänzender Kunstfertigkeit bieten.

Von großer Schönheit und ungemein interessanter Bildung sind die 6 Sonaten für Klavier und Violine. Der Klavierpart erfordert fast noch einen geübteren Spieler als die Geigenstimme, die im allgemeinen einfach gehalten ist, aber im Zusammenklang mit dem Tasteninstrument eine wunderbare Wirkung erzielt. Dieses Opus ist eines der wertvollsten musikalischen Denkmäler auf dem betreffenden Gebiet, an dessen Seite als gleichwertige Schöpfung nur noch Beethovens Violinsonaten gestellt werden können. Außer den 6 Sonaten mit obligatem Klavier besitzen wir von Bach 1 Sonate für Violine mit accompagnierendem Klavier, in der Art der italienischen Violinsonate, 1 Sonate für eine und 1 Sonate für zwei Geigen und Bass, endlich 1 Suite und 1 Fuge für Violine und Klavier, bezw. beschrifteten Bass, wovon das letztere Stück als Vorläufer der gewaltigen Fugen für Violine solo gelten darf.

\* Zwei weitere Violinconcerte sind im Original verloren gegangen und nur in Bachs Uebersetzung als Klavierconcerte vorhanden. J. David hat eines derselben (G moll) wieder für Violine bearbeitet, herausgegeben.

## Ein frühverwelktes Dichterleben.

(Am Hölty's 140. Geburtstag.)

**A**m 21. Dezember sind es 140 Jahre, daß einer der hervorragensten deutschen Lyriker, der Traumbildichter und geistvollste Sänger des Lenzes und der Liebe: Lud. Heint. Christ. Hölty, dessen Vieder in das Volk übergingen, geboren wurde. Noch heute — 112 Jahre nach seinem Heimgange — werden in Schulen, Gesellschaften, in Konzerten manche seiner Vieder gelungen, so das ganz volkstümliche

„lieb' immer Treu und Redlichkeit,“  
das von Reichardt in Musik gefaßt  
Rheinweinlied

„Ein Leben, wie im Paradies  
Gewährt uns Vater Rhein —“,  
das von Mozart komponierte Quartett  
„Wo bist du, Wild, das vor mir stand —“  
u. s. w.

Bevor wir auf Hölty's dichterisches Schaffen näher eingehen, sei es unsere Aufgabe, in wenigen Strichen seinen leider nur kurzen Lebenslauf zu schildern.

Hölty wurde als der Sohn eines biederren Pfarrers zu Mariensee unweit Hannover am 21. Dezember 1748 geboren und zeigte schon in früher Jugend ungewöhnliche Talente, große Wissbegierde und außerordentlichen Fleiß. Er wird uns als sanft und lieblich, teilnehmend und gefällig geschildert, — Eigenschaften, die später die Hauptzierden seines Charakters bildeten.

Frühzeitig verlor er die Mutter, der er vorzugsweise seine reine und reiche Gemütsbildung verdankte; unmittelbar nach ihrem Tode warfen die Plattern den untröstlichen Knaben aufs Krankenlager und zwei Jahre lang schwebte er in Gefahr, das Augenlicht zu verlieren. Als er endlich genesen, war sein schönes Gesicht durch unzählige Narben entstellt, des munteren Knaben bemächtigte sich eine stille, ergebene Wehmut, die später in Schwermut überging, sein froher Sinn verwandelte sich „in eine ruhige Gemüthsstille“, die sein ganzes späteres Wesen charakterisierte.

Nach der Krankheit begann er mit übertriebener Hast zu lernen; Tage und Nächte saß er beim Buche, nur kurze Zeit wurde der Erholung gewidmet, und oft mußte ihn der liebevolle Vater mit sanfter Gewalt zu einem Gang ins Freie zwingen. Bis zwei Uhr in der Nacht dauerte oft das Studium der alten Sprachen, und, um ja nicht die kostbare Morgenstunde zu versäumen, band er sich mittels eines Fadens einen Stein an den Arm, der, auf einem vor seinem Bette stehenden Stuhl liegend, bei der leinsten Bewegung herabfiel und ihn durch sein Geräusch aufweden mußte.

Dabei aber bewahrte er sich dennoch die schwärmerische Liebe zur Natur, zum schönen, poetischen Landleben; mit diesem Naturgefühl paarte sich ein seltsamer Hang zum Schauerlichen, und es machte ihm ein Vergnügen sondergleichen, bei Zwielicht und Mondenschein an den verrufensten Orten der Gegend umherzugehen oder, als Gespenst vernunmt, in der stillen Geisterstunde langamen Schrittes über die Gräber des Gottesackers hinzuwandeln. Auch sein Keuschen begann er zu vernachlässigen, ein Fehler, den er trotz des väterlichen Zurechtens bis an sein Lebensende nicht ablegte, wie er denn auch in den Göttinger Hörsälen nie anders, als im bekannnten Hausrock erschien.

16 Jahre alt, besuchte er das Lyceum in Celle, dem Geburtsort des schicksalsverwandten Romantikers Ernst Schulze, wo er drei Jahre blieb und sich seiner Kenntnisse wegen allseits Achtung, Liebe und Wert-



## Und das Lied.

Und ob das Leben weit und breit  
Mit Wundern uns umspann,  
Nichts reicht an deine Innigkeit,  
Du schlichtes Lied, heran!

Beschenkt uns in der Wiege schon  
Mit süßer Kindesruh,  
Dich singt dem jungen Menschensohn  
Die Mutterliebe zu.

Dem frischen, kecken Knabenmut,  
Des Jünglings wildem Drang,  
Des Mannes kühner Thatenglut  
Leihst du den rechten Klang.

Du bist's, das leise mit uns klagt,  
Das mit uns jubelt laut;  
Das kaum das Herz zu hoffen wagt,  
Dem Liede wird's vertraut.

Und wie du mit uns lachst und weinst,  
Wirst du auch mit uns alt,  
Bis dieses Leben selber einft  
Gleich einem Lied verhaßt.

Aus Edw. Hermann. Lieberfort in Sang und Klang, in Wort und Bild

schätzung erwarb. 1768 kehrte er ins väterliche Haus zurück und zu Ostern darauf bezog er die Universität Göttingen, um auf des Vaters Wunsch Theologie zu studieren. Nebenbei aber betrieb er auch mit großer Vorliebe Aesthetik und Dichtkunst. Hier lernte er Bürger, Voss, die beiden Miller, die beiden Stolberg, Sahn, Voje, Leisewitz und Gramer kennen, die bekannten Mitglieder des Hainbundes, den er mit Voss, Sahn und den beiden Miller in einer schönen Vollmondnacht in einem stillen Eichengrube unweit Göttingen gestiftet und der auf die volkstümliche

Ausbildung unserer Litteratur einen ebenso wohlthätigen, als gewaltigen Einfluß übte. Hölty war eines der thätigsten Glieder dieses für Klopstock begeisterten und gegen Wieland gerichteten Bundes, und seine schönsten Gedichte erschienen im „Bundesbuche“ und in Voss's, später Vossens „Musenalmanach“.

In Göttingen überkam ihn auch „die süße Macht der Liebe“; er hatte, wie einst Petrarca, eine Laura gefunden, die er jahrelang, ohne sich zu erklären, mit geistiger Leidenschaft anbetete. Deshalb verlängerte er trotz des Drängens seines Vaters seinen Aufent-

halt in Göttingen immer wieder, bewarb sich, um dem Vater nicht allzu große Lasten aufzubürden, um ein Stipendium und einen freistellenden und erhielt auch beides; auch bekam er eine freistellende einträgliche Stelle am philosophischen Seminar und erwarb sich das Lehramt durch Privatunterricht.

Im Herbst 1774 ging Miller, der Dichter des thränenreichen Romans „Sigwart“ und des schönen, echt volkstümlichen, von Mozart in Musik gesetzten Liedes: „Was frag' ich viel nach Geld und Gut?“ nach Leipzig und Hölty gab ihm das Geleit. Auf dieser Reise holte er sich den Todeskeim, — einen schmerzhaften, überaus hartnäckigen Husten und Seitenstechen — was er jedoch nicht beachtete, bis Woz eines Tages bemerkte, daß er Blut auswürgte. Hölty war sich seines bedenklichen Zustandes wohl bewußt, schwieg aber, bis die Freunde drängten, ärztliche Hilfe in Anspruch zu nehmen.

Im Interesse seiner Gesundheit ging er 1775 zu seiner Stiefmutter und seinen Geschwistern nach Mariesee, wo er die sorgsamste Pflege erhielt und sich bald wieder so weit erholt, daß er die Hoffnung auf vollständige Genesung wieder nähren konnte. So schreibt er an Woz: „Seit 14 Tagen hat sich meine Gesundheit gebessert, ich kann wieder aus freier Brust Athem holen, ohne Schmerz zu empfinden. . . . Der schöne May ist weggeschlüpft. Ich schlenderte den ganzen Morgen im Garten, oder im nahen Walde herum; oder lag im Gras und las den Meßias, oder im Schatzkammer. . . . Ans Ueberleben habe ich hier noch gar nicht gedacht. Es muß aber bald wieder angehen, wenn ich einen Zehrpennig zur Hamburgen Reise verdienen will.“

Mit der wachsenden Lebenshoffnung kehrte auch die Arbeitslust wieder; er überlegte aus dem Englischen, dichtete, machte kleine Erholungsreisen zu den Freunden nach Wandsbeck und 1775, im Spätherbst, nach Hannover, um hier unter des berühmten Zimmermann Aufsicht eine kleine Nachtur zu gebrauchen. Aber hier ereilte ihn wieder das alte Uebel. Zwischen Hoffen und Bangen vergingen nur wenige Tage, bis am 1. September 1776 einer der hervorragendsten deutschen Dichter zu sein aufhört hatte, — im Frühlinge seines Wandels!

Hölty war nach dem Zeugnisse seiner Göttinger Freunde der vornehmlichste Mensch, der beste Freund und der erträglichste Sonderling! Dem flüchtigen Beobachter stellte er sich dar als das Bild der finstlichen Einsamkeit; nur das freudigste, und doch etwas schaffhafte Lächeln, das in den beglücktesten Momenten seines Daseins aus den großen blauen Augen blühte, betriebe den gefühlvollen Sänger des Mai und der Liebe. Wie bemerkte man dieses mehr, als wenn ihn der Anblick eines guten Buchs erfreute, eine schöne Gegend ihn entzückte, oder wenn er, in träumerischem Nachdenken verloren, unter schattenden Bäumen sich lagerte. In solchen Augenblicken machte sich wohl auch zuweilen sein süßes, tiefes Gefühl in dem Ausruf: „Das ist herrlich!“ Luft; gewöhnlicher aber äußerte es sich durch stumme Gebärden, und oft auf eine recht seltsame Weise. Gint war er mit Freunden auf Gahns Stube zusammen und wiegte sich, ein mächtiges Butterbrot in der Hand haltend, beglückt auf einem Stuhle. Da kam die Nachricht, Klopstock werde durch Göttingen reisen. Wäglings stand er auf und drehte sich langsam und stolpernd auf der linken Seite herum. „Was machst du da, Hölty?“ wurde er gefragt. „Ich freue mich,“ antwortete er lächelnd.

„Seine ganze Poesie,“ sagt Eichendorff, „ist eine wehmütige Todesahnung,“ und thatsächlich sind seine gehaltvollsten Elegien kurz vor seinem Tode entstanden, wie denn überhaupt diese Schwermut den Grundton seiner Gedichte bildet.

Hölty war in den Dichtungsarten am glücklichsten, die mit seinem Wesen am meisten harmonierten. Demgemäß pflegte er das reine, musikalische Lied, die stolze Ode, die traumweiche Elegie und die naturliebende Idylle mit besonderer Meisterschaft. Daß er als Lyriker in den Reihen unserer besten Dichter glänzt, haben wir bereits betont; die Wirkung seiner gefühlvollen, naturinnigen, musikalischen und wohlklingenden Lieder auf das menschliche Herz ist groß und nachhallig. „Alle Verse Hölty's,“ sagt Meyer, „klingen warm und wahr aus seinem artzufühlenden Herzen. Darum begegnen wir keiner mit kalter Ueberlegung geformten, kunstvollen Zusammenstellung von Bildern, über deren Schönheit man vorher mit sich einig geworden war; auch zeigen sie sich uns nie im Prunkgewande des Illuders, noch nehmen sie den Adlerflug Klopstock's; aber dafür entzückt uns ihre Kunst- und anspruchsvolle Grazie der Formen, dafür entschädigen uns die Innigkeit, die Wahrheit, die Natürlichkeit der Gedanken, in denen die lebenswürdige Individualität des Dichters

unsere ganze Teilnahme beherrschend, immer und immer wieder vor unsere Seele tritt. Alles, was uns Hölty Gutes gab, trägt das Gepräge seines Jäh's.“

Unter seinen Liebern sind die bekanntesten das früher so oft gesungene Volkslied: „Der alte Landmann an seinen Sohn,“ die „Aufmunterung zur Freude“ mit der herrlichen Strophe:

„O wunderschön ist Gottes Erde,  
Und wert, darauf vergnügt zu sein;  
Drum will ich, bis ich Älde werde,  
Mich dieser schönen Erde freun!“

die „Traumbilder“ und die „Lebenspflichten“ mit der für Hölty sehr charakteristischen Strophe:

„Heute hüpfst im Frühlingstanz  
Noch der frohe Knecht;  
Morgen weht der Totenkranz  
Schon auf seinem Grabe.“

Unter seinen Oden geben wir dem „Anleben“ den Vorzug, welche in schmerz- und kunstvollen as- klepiadischen Versen die Schönheit der ländlichen Natur und die Reinheit des ländlichen Lebens preist:

„Wunderbarer Mann, welcher der Stadt entfloht!  
Jedes Säulen des Baums, jedes Geräusch des Wachs,  
Jeder blühende Kiesel  
Predigt Tugend und Weisheit ihm!“

Unter den Elegien, die zumeist der natürlichste Ausdruck fortwährender Todesahnungen, unmittelbar vor seinem Tode entstanden sind, glänzen besonders die „Elegie auf den Tod eines Landmädchens“ und die „Elegie bei dem Grabe meines Vaters“. Und wer wird nicht die liebliche Idylle „Das Feuer im Walde“ wieder und wieder lesen? Dieses Meisterwerk unserer Litteratur reißt Hölty den besten Idyllendichtern aller Nationen an.

Hölty, dessen Gedichte erst einzeln in den Musenalmanachen von Woz und Woz, im Wandsbeker Boten, im Leipziger Musenalmanach und in Chr. F. Schmidts Anthologie der Deutschen erschienen und von Schulz, Reichardt, Mozart, Zumbach u. a. in Musik gesetzt worden waren, hinterließ seinen Freunden den „Auftrag“:

„Ihr Freunde, hängt, wenn ich gestorben bin,  
Die kleine Harfe hinter dem Altar auf,  
Wo an der Wand die Totenkranz  
Manches verstorbenen Mädchens schmimmern.“

Und der Küster zeigt sie den Fremden —  
„Oft, sagt er kühn, können im Abendrot  
Von selbst die Saiten leise, wie Bienen-ton.“

Und leise, wie Bienton, tönt unseres Hölty's  
Harfe noch heute und wird fortleben bis in ferne  
Zeiten! Wir segnen Hölty's Angeben — er bleibt  
eine Zierde unserer ruhmvollen Nation, ein Sänger  
von Gottes Gnaden! Das schönste Denkmal hat ihm  
Genau in seiner Ode „Am Grabe Hölty's“ gesetzt:

„Hölty! dein Freund, der Frühling, ist gekommen!  
Klagen irt er im Haine, dich zu finden;  
Doch umsonst! sein klagender Ruf verhallt in  
Einsamen Schatten!

Nimmer entgegen können ihm die Lieder  
Deiner zärtlichen schönen Seele, nimmer  
Freust des ersten Weichens du dich, des ersten  
Laubengestirrs!

Ach, an den Hügel sinkt er deines Grabes  
Und umarmet ihn sehnlichstoll: „Mein Sänger  
Tot!“ so klagt sein kühner Gauch dahin durch  
Säuwelnde Blumen!“



## Die Nachtigall von Hohensperg.

Eine Weihnachts-Erzählung von C. Haack.

### I.

Der Himmel hatte seinen Vorrat allmählich erschöpft, die milde winterliche Erde verhüllte, die in süßem Frieden unter seiner reinen, weißen Schneedecke dem künftigen Lenz entgegenräumte. Die Sonne war gesunken; in Purgall kamte noch im Osten das Abendrot und warf einen Schein von Leben auf die totenstille weite

Ebene, aus der sich die Feste Hohensperg\* start und stolz erhob, wie ein riesenhafter Wächter, zum Schutz und Krieg weit in die württembergischen Lande hinauspfand. Das Eis, welches die tiefen Wallgräben überbrückte, sprühte und funkelte in allen Farben, wenn der unruhige Schein der an den Thoren qualmenden Pfadfinden darüber hinhüpfte. Führender Schnee lagerte auf den gewaltigen Zinnen und Mauertönen, doch über den trotzig aufgetragenen finstern Tärmen stand die klare, stille Sternennacht, erhaben, groß, unergründlich schön, das Auge Altwaters.

Der scharfe Nordwind, welcher hier oben sonst so schneidig piff und tobte, rastete stumm in den Wipfeln der hohen schwäbischen Tannen, die gebeugt unter ihrer Schneelast den Saum der Wälle umgaben. — Kein Laut regte sich; nicht einmal der leise Flügelschlag nachtschwärmernder Raubvögel unterbrach die starre winterliche Abendruhe. Auch die Tritte der vorbeipatrouillierenden Wache verhallten im frischen, weichen Schnee. Geräuschlos wie ein Edemem glitt die Gestalt eines hochgewachsenen Mannes längs der inneren Ringmauer hin, im Dunkel einer klaren Schut suchend.

„Jetzt war er geborgen! Lebend, mit stöndem Atem, drückte er sich so tief wie möglich in seinen Versteck hinein, denn seine drei Schritte weit davon blieb der Munde führende Offizier stehen, als über ihm aus einem der vergitterten Fenster des nächsten Turmes Gelang ertönte. Es war eine Arie aus Tomellis „Penelope“. Die einsamstehende, edle Melodie, von einer vollen, weichen, kunstgeübten Frauenstimme intoniert, kugte in dieser trostlosen Umgebung eine doppelt ergreifende Wirkung ausüben.

Der Kriegsmann lauschte andächtig bis zum letzten Ton. „Armer, gefangener Singvogel, schuldloses Opfer!“ murmelte er, dann ließ plötzlich aufstrebend entfernter er sich mit seiten, energischen Schritten, wie leicht um seine aus der Fassung gekommene militärische Contenance wieder ins Gleichgewicht zu bringen.

Ein Laut, wie ein gewaltig unterdrückter Aufschrei, entrang sich der Brust des in der Mauernische verborgenen Mannes. In machloser Wut ballte er die Faust, doch wie ein zu Tode gekehrtes Bild brach er zusammen. Die dort oben nun schon im zehnten Jahre im Kerker schmachtete, sie war ja sein Weib! Himmel und Erde hatte er geglaubt in Bewegung setzen zu können zu ihrer Befreiung. Von Stadt zu Stadt, von Land zu Land war er gepilgert, bei Fürsten und Großen als Günst und Gnade erbittend, was er als sein gutes Recht fordern konnte. Und was hatte er erreicht? Nicht einmal das, was Menschenrechte dem schlauesten Verbrecher gewähren: die strafgerichtliche Untersuchung des Thatbestandes!

Als er endlich, zu ratloser Verzweiflung getrieben, in Trost und Unwillen sich aufzuheben, unbefonnenen Neugierigen wagte, da wurde er als gemeinstraßiger Aufwiegler verfolgt und auf die Landstraße hinausgestoßen. Verbittert, hoffnungslos, krank und elend an Leib und Seele war er heute hierhergekommen. Denn was ihm auch drohen mochte, es trieb ihn immer und immer wieder an den Ort zurück, wo seine Marianne weilte.

Marianne Wirtle, die staatsgefängene Nachtigall von Hohensperg, eine der gefiestesten Sängerninnen ihrer Zeit, hatte zuletzt in Stuttgart als Primadonna der herzoglichen Hofoper gemitt und sich vermöge ihrer Kunst und ihrer persönlichen Vorzüge zu einer ganz außergewöhnlichen Stellung aufgeschwungen. Nicht nur war sie der Abgott des Publikums, sie war auch das verhängnisvolle Schicksal des Hofes gewesen, und hatte sich durch ihre ungewöhnliche Geistesbildung, ihren vorzüglichen Charakter und ihre diafretische, bescheidene Auftreten insbesondere die Gunst der Herzogin Friederike Sophie erworben. Sie wurde die Freundin und Vertraute dieser eben, unglücklichen Fürstin, die vernachlässigt von ihrem dem Geschmack des Versailles Hofes bis ins kleinste hübsigenden Gemahl, in der württembergischen Residenz ein freudloses Dasein fristete.

Im Jahre 1765, als Marianne auf einer Kunstreise nach Wien begriffen war, kam der längst gesuchte Entschluß der Herzogin, heimlich aus Stuttgart zu entfliehen, zur Ausführung. Während dem sich Karl Eugen auf einer Parforcejagd vergnügt, kehrte Friederike Sophie auf immer nach Bayreuth zurück, wo sie von ihrem Vater, dem Markgrafen von Brandenburg-Rulmbach mit offenen Armen empfangen wurde.

Der Herzog liebte zwar seine Gemahlin nicht, doch empfand er ihre Flucht als eine unauslöschliche

\* Das bekannte, in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts durch Schubarth, Woz u. a. Gist zu einer kulturellgeschichtlichen Berühmtheit gewordene württembergische Staatsgefängnis.



Schmach für sich und sein Land. Da jedoch Friederike Sophie, die Nichte Friedrich des Großen von Preußen, aus politischen und persönlichen Gründen über seiner Rache stand, so wurde ihre Vertraute, Marianne Pirker, für alles verantwortlich gemacht. Zurückgelassene Briefe — welche zwar keineswegs die Künstlerin als Majestätsverbrecherin kompromittierten, indem sie nur Beweise der Ergebenheit und Treue gegen ihre unglückliche Fürstin enthielten — wurden in den Händen intrigant, auf die Ausnahmestellung der Sängerin neidischer Ohrenbläser eine willkommene Handhabe, dieselbe gänzlich zu verderben.

Ahnungslos kehrte Marianne von Wien zurück, wo sie eine überaus begeisterte Aufnahme gefunden und sich unzählige Freunde und Gönner erworben hatte. Kaum betrat sie ihre Wohnung, da wurde das Haus in aller Stille von Militär umstellt. Der Offizier, welcher den Haftbefehl zu vollziehen hatte, betrat dieselbe allein, vielmehr um die allgemein verehrte Künstlerin schonend auf das vorzubereiten, was ihrer harrte. Ohne vorherige Anmeldung öffnete er behutsam das Empfangszimmer. Die Thür nach dem Wohnraume stand offen. Er blieb zögernd stehen. Das Bild des reinsten häuslichen Friedens, des heiligsten menschlichen Glückes bot sich seinen Augen dar: Marianne, den Reifemantel halb abgeworfen, kniete an der Wiege ihres Kindes. Jean Baptiste Pirker, der glückliche Vater und noch glücklichere Gatte neigte sich mit strahlenden, stolzfremdigen Blicken über seines Lebens besten Schätze. Jetzt hob er den zappelnden Kleinen aus den weißen Kissen, der sich jauchzend bald an des Vaters Kosen entseßte, bald die rosigten kleinen Arme der Mutter entgegenstreckte.

Mittlerweile machte sich draußen eine steigende Unruhe bemerkbar. Neugierige Volksmassen strömten aus den nächsten Straßen herbei und stauten sich vor dem Hause, welches die Kriegskente mit gefälschtem Gewehr wie ein drohendes Verhängnis umfanden.

Eine Erbornnanz bahnte sich den Weg nach der Thür und betrat das Gebäude. Bald darauf führte man Marianne Pirker gefesselt ab. Ohne gerichtliches Verhör und Urteil wurde sie nach dem Hohenasperg gebracht. Der jähe Wechsel von der sonnigen Höhe des Glückes in das Dunkel und die Schmach eines entsetzlichen Kerkers umnachtete ihr Gemüth; sie verfiel dem Wahnsinn. Doch die hehre, heilige Kunst verließ nicht ihre unglückliche, aus der menschlichen Gesellschaft ausgestoßene Tochter: die gesungene Nachtigall von Hohenasperg sang, wie ein lebendeter Eingeborgter hinter den Stäben seines Käfigs im Winter jubelnd vom Frühling singt, den er einst gesehen und befehen hat, und im Singen noch zu befehen wähnt.

Die unausgesehten Bemühungen ihrer zahlreichen einflussreichen Gönner konnten zwar nicht ihre Freiheit erwirken, aber doch im Laufe der Zeit eine bessere Pflege und leichtere Haft. Es wurde ihr infolgedessen ein helles, luftiges Turmgemach zum Kerker angewiesen. Dort genoss sie bald vollständig und entwickelte nun noch ein zweites reiches Talent. Sie begann aus dem Stroh ihres Lagers Blumen anzufertigen und brachte es in dieser Kunst zu einer solchen Virtuosität, daß ihr die Kaiserin Maria Theresia für ein ihr zugewandtes Bouquet eine goldene Medaille verlieh. Auch die Zarin Katharina II. von Rußland sandte auf Mariannens Blumenpende ein wertvolles Gegenstück, welches an dem Christabend unserer Erzählung auf dem Hohenasperg eintraf. Es wurde ihr zu der Stunde überreicht, als Jean Baptiste Pirker am Fuße des Turmes zusammengefunken war. Nichts legte die Gesänge das blühende Gesicht bei Seite. „Gold, immer wieder Gold,“ murmelte sie, „und nicht die goldene Freiheit!“

Der Schicksal, ein rauhbortiger Alter, der in seinem Amte grau, aber nicht hart geworden war, machte sich, um seine Bewegung zu verbergen, an dem Kanin zu schaffern, wo er mit einem zu der traurigen Umgebung in sonderbarem Kontrast stehenden Dienstleier Goldschneide auf die flackernde Lohse warf. Wie milder Abendsonnenschein gestirnte Felsensteine umspielt, so ging ein Zug menschenfreundlicher Zehnmaße über sein durchsuchtes, eisenfestes Gesicht.

Die Gesangene, den ehlen Kopf vornüber gebeugt, sah da regungslos, ein Bild trostlosen Kleinmuthes. Der Alte schenkte ihnen zu wollen, aber sein Wort des Mitleides wollte den Weg finden über seine des Aufbrauchs ungewohnten Lippen.

Da öffnete sich langsam die angelehnte, schwere, eisenbeschlagene Kerkertür. Ein kleines Mädchen, einen grünen Tannenzweig in den Händen haltend, zwängte sich durch die Spalte. Man würde es für ein Elfenkind gehalten haben, wenn die feuerzerglühenden Augenlein nicht gar zu naiv, und die roten, von

Gesundheit strohenden Wangen nicht gar zu lebensfrisch in die Welt hineingelacht hätten.

„Aber Diefeli!“ drohte der Alte, das Kind zurückhaltend.

„Aber Großpapa!“ entgegnete Diefeli und ließ sich nicht irre machen. Die wallenden Wollhaare zurückwerfend, entkiffelte es wie ein Vöglein den fleißig zutappenden Händen des Alten und hielt Marianne den Tannenzweig hin.

„Einen Gruß vom Christkindel!“ sagte es, die kinderfrohen Blauaugen zu ihr aufschlagend, wie ein Stüchchen Himmel.

Heller Freudenstimmer verklärte das Antlitz der Künstlerin. Sie breitete wie einer lichten Traumgestalt dem Kinde die Arme entgegen, das jedoch, dem Schließer vorausseilend, so schnell wie es gekommen war, wieder verschwand.

Die Kerkertür drehte sich schwerfällig in ihren Angeln, der Schlüssel knirschte in dem rostigen Schloß, und Marianne war wieder allein.

Ein kalter Schauer überfiele ihre Glieder, schwankend lehnte sie sich an den Kaminstein zurück. Der Tannenzweig entfaltete ihren Händen, gierig fielen die knisternden, hoch aufkackernden Flammen darüber her. Rote Lichtreflexe gauselten an den nackten Kerkerswänden, durch die vergitterten Bogenfenster grüßte still und mild die Sternennacht, und mit dem Tannenduft, der traulich den oben Raum erfüllte, zogen liebe, alte, unvergessliche Weihnachtsträume durch die Seele Mariannens.

Horch! — da erklang leise, leise wie Geisterhauch der Ton einer Geige herab, innig, hart, jehnsuchtsvoll. Es war das Lied, welches Jean Baptiste ihr einst in den sonnigen Tagen des Glückes gesungen hatte — das Wiegenlied ihres Kindes.

Marianne stieß einen Freudenschrei aus. Mit schrillem Klang brach plötzlich das Spiel ab; wie ein Wehrschrei hallte es durch das Schweigen der Nacht.

## II.

O Nacht, du klare, stille,  
Du bist ein heil'ges Buch,  
Din Gottes Gnadenfülle  
Schrieb manchen Segenspruch.

Der Sternlein Silberzüge  
Auf himmelblauem Grund,  
Der Wolken Wetterfische,  
Welch schöner Gottesmund! —

Ich will mit frommem Herzen  
Dich lesen fort und fort;  
Vielleicht für meine Schmerzen  
Find' ich das rechte Wort. —

Herzog Karl Eugen hatte sich großend nach Ludwigsburg zurückgezogen. Die Stände wollten kein Geld mehr bewilligen, um seiner tollten Verschwendungssucht, die das Land bereits an den Abgrund gebracht hatte, ein Ziel zu setzen. Verbraucht er doch beispieelsweise, wie urkundlich festgestellt, in einer einzigen Woche so viel, als Friedrich des Großen Hofetat in einem ganzen Jahre erforderte. Ballett, Oper, Jagden, Bälle, Reisen und andere kostspielige Passionen verschlangen unsummen Geldes. Die hervorragendsten Musiker und Sänger waren unter den glanzendsten Bedingungen, mit für damalige Verhältnisse enormen Gehältern (10 000 fl. und mehr jährlich) für die pompös ausgestattete Hofoper gewonnen. An berühmten, ebenso teuren Tänzern, wie Noverre, die beiden Vestris und andern, fehlte es selbstverständlich auch nicht, und die Kapellmeister Jomelli, Solli, Nardini bezogen Jahresgehälter von 6000 fl., 10 Eimer Grenwein und Foursage für zwei Pferde. Dazu wurden alle Künstler aus der Hofküche gespeist, und ein jeder hatte das Recht, noch 6 Gäste einzuladen. Dekorationen und Kostüme waren auf seiner andern Bühne Deutschlands so prächtig zu sehen, wie in der weltberühmtesten Residenz. An Galatagen brannten oft 4000 Kerzen, und war der Herzog mit der Aufführung zufrieden, so wurden den Künstlern Gratifikationen bis zu 1000 fl. zugeteilt.

Die daraus resultierenden schlechten Finanzverhältnisse führten nach und nach zu den bedenklichsten Hilfsquellen, die das Volk, das unter dem schwersten Druck seufzte, allmählich zur offenkundigen Unzufriedenheit aufstachelte, was die Landstände schließlich veranlaßte, beim deutschen Kaiser und dem Könige von Preußen Säug und Hilfe zu suchen.

In der Christnacht 1764, als sich die im ersten Abschnitt dieser Erzählung erwähnten Szenen auf dem Hohenasperg abspielten, ging Herzog Karl Eugen ruhelos in einem der Säle seines verschwenderisch

ausgestatteten Lustschloßes Solitude auf und ab. Schwere schwere Vorhänge verhängten die hohen Fenster, nur durch eines derselben fiel noch ein Sternenschein des Nachthimmels fahl und matt in die Kerzenpracht des taghell erleuchteten Gemaches. Aus der Ferne erklang das feierliche Fagelgelaute der Weihnachtsglocken. Der Herzog hemmte seine Schritte und horchte auf den Friedensklang. Was mochte er seinem Herzen verfühnen? Durch eigene Schuld mit sich und der Welt zerfallen, war er ja ärmer als das ärmste seiner Landeskinde, dem der Weihnachtsglocken „Liebe“ die geringste Gabe segnetel! — Die Glocken draußen verstummten, und wie aus einem Traum erwachend fuhr der Herzog auf. Da fiel sein Blick auf den Schreibtisch vor ihm. Dort lag, auf einem Gnadengeld ausgebreitet, das Christglocken der Nachtigall von Hohenasperg, eine jener Blumenpenden aus Stroh, welche die Künstlerin so sinnig anzufertigen verstand.

Karl Eugen überflog das Schreiben und betrachtete die kleine Gabe. Es war ein Rosenzweig von wunderbarer Schönheit und Naturtreue. In einem der Kelche hingen Kristallperlen wie Taupfen. — Ein eigentümlicher Widerstreit sprach aus des Fürsten Zügen. Sinnend, ernst legte er den Zweig hin und trat zum nächsten Fenster.

Die stille, klare Sternennacht, in die er tiefbewegt hinausblitzte, sie stand über dem Frieden der trübsamen winterlichen Erde und den wilden Stürmen seines eigenen Herzens wie ein aufgeschlagenes heiliges Buch. Dort fand er zur rechten Zeit das „rechte Wort.“

Am nächsten Morgen verließ ein Courier das Schloß; er brachte der gefangenen Nachtigall von Hohenasperg die Freiheit. Das Regnabigungsdokument hatte dem vorfargen alten Schließer, der es wie ein Erlöser Marianne überbrachte, so sehr Herz und Mund geöffnet, daß Diefeli ganz verwundert meinte: „Was doch das Christkindel alles fertig bringt! Großpapa kann ja lachen!“

Die erste Sorge der Befreiten galt ihren Angehörigen. Nach den Vorgängen der Christnacht hatte sie Jean Baptiste in ihrer Nähe zu finden gehofft, doch niemand wußte ihr Auskunft über seinen Verbleib zu geben.

Mariannens Lebenskraft für die Kunst war gebrochen. Sie trat nie mehr öffentlich auf und zog sich nach Heilbronn zurück, der Erziehung ihres Kindes lebend, wo sie durch Gesangsunterricht und Blumenmacherei sich eine bescheidene Existenz gründete.

Auf dem Friedhofe von Hohenasperg aber liegt ein vergessenes Grab. Kein Gedenkstein schmückt dasselbe, aber der Lenz in steter Wiederkehr streut seinen Blumenregen darüber aus, und die kleinen geflügelten Sänger des Waldes singen dem hier von des Menschenloses Not und Pein ausruhenden Gefährten\*\* süße Schlummerlieder.

Es ist die Ruhestatt Jean Baptiste Pirkers, der dort am Christfestmorgen des Jahres 1764 im Schnee erfroren aufgefunden wurde.



## Münchener Musikbrief.

München bildet sich immer mehr zu einer Genusstadt im besten Sinne des Wortes heraus. Das Festtheater unter Persalls trefflicher Oberleitung bietet erlesenen Operngemäßen und auch das Schauspiel glänzt durch sein feingewähltes Repertoire. In bezug auf das Vorführen der Werte blühender Kunst in einem großen Rahmen wird bedeutendes geplant und wurde jüngst erst beschloffen, probeweise einen internationalen Salon hier schon im nächsten Jahre zu eröffnen. Die Opposition dagegen wurde zumeist durch Kunstfändler und durch jene Künstler erhoben, welche von einer etwaigen Schwächung kunstbändlerischer Auffahrt für sich Unangenehmes befürchten. Das gebildete Publikum ist jedoch durchaus für Einführung einer jähr-

\* Karl Eugen hat späterhin die dem Bande geschlagenen Wunden zu heilen gesucht, teils durch weise Einschränkung seiner Bedürfnisse, teils durch nützliche Einrichtungen zur Hebung des Volkswohlstandes und zur geordneten Pflege und Förderung der Künste und Wissenschaften (Hochschule), infolgedessen er sich die Liebe seines treuen Volkes zuwiderworbte und seine letzten Lebensjahre hochgeehrt und beglückt auf seinem Schloße Hohenheim zubrachte, wo er am 24. Oktober 1793 starb.

\*\* A. Pirker war ein tüchtiger Konfessionist und ist bis zu der Gesangsannahme seiner Gemalin an der Stuttgarter Hofoper als erster Violoncellist engagiert gewesen.

lich wiederkehrenden großen Konstaustellung, wenn auch einige Fanatiker der Bequemlichkeit darunter leiden sollten.

Im Konzertgenießen ist in Bier-Wien auch kein Mangel; seit Mitte Oktober vergeht fast kein Tag ohne Konzert. Merkwürdigerweise hat der Wiener „Klavier-, Gesangs- und Deklamations-Humorist“ D. Lamborg hier drei hundertbesetzte Konzerte abhalten können. Dieser Herr geht nicht darauf aus, das Publikum durch den Zauber der Töne in eine weiche Stimmung zu versetzen; das Gegenteil hiervon zu erzielen, ist sein Ehrgeiz; er will, daß in seinem Konzerte wie in einer lustigen Feste recht viel gelacht werde. Lamborg schildert u. a. die entsetzlichen Leistungen einer musikalischen Familie, welche an dilettantischer Mittelmäßigkeit Grauensvolles bietet. Er persifliert auch einen eifeln Klaviervirtuosen, der nach Art Alex. Dreischods, „des Doktors beider Eiten“, mit der linken Hand allein das Klavier bearbeitet. Daß Lamborg seine geringe Fingerfertigkeit als Pianist bezeugt, bewies er durch ein Votpourri, welches er nach Angabe von Opern- und Komponistenamen geschickt improvisierte. Seine Parodie platter welscher Opernmusik wurde bereits durch Heffron überboten; auch die Verkopfung nichtslagerender Tonmalerei („man hört in der Ferne einen blauen Frack ausflopfen“) wurde bereits von anderen Zeitgenossen mit mehr Geschma und mit mehr Raume vollzogen. Der eigentliche Produktionsplatz für diesen munteren Parodisten ist der Vereins- und nicht der Konzertsaal.

Könnte man auf der Harke nicht bloß Accorde sondern auch Wiße reihen, so wäre das Konzert des vorzüglichen Arpisten August Sclerke ebenso voll gewesen, wie jenes D. Lamborgs. A. Sclerke ist ein Virtuoso gewöhnlichen Schlages; er ist ein künstlich durchgebildeter Musiker und sein Spiel nimmt nicht bloß durch blühende Technik, sondern vor allem durch einen seltenen poetischen Reiz unbedingt gefangen.

Das erste Konzert der hiesigen „musikalischen Akademie“ machte uns mit einem neuen Tonwerk, einer Suite von P. Tschaikowsky bekannt, — einem Werke in D moll, welches in der thematischen Durcharbeitung und in der Orchestration viel Geschick bezeugt; in ihrem phantasistischen Charakter gemahnen zwei Sätze einigemmaßen an Saint-Saëns. Das Tonwerk des russischen Komponisten wurde unter des Hofkapellmeisters Fischer trefflicher Leitung vorzüglich zu Gehör gebracht.

Die von den Herren Benno Walter, L. Polnhals, R. Ziegler und Fr. Bennat veranstaltete Quartettsoiree hat einen längst verstorbenen und einen lebenden Komponisten zu Gehör gebracht neben einem, der wenig leben und sie sterben wird, neben L. Beethoven, dessen Quartett in B dur op. 18 Nr. 6 aufgeführt wurde. Es entziffelte darin besonders der dritte und vierte Satz, in welchen des Meisters Genialität besonders aufleuchtet. Das zuerst gebrauchte Streichquartett von Ditters von Dittersdorf weist keinen tieferen musikalischen Wert auf. Es mag ein Alt der Welt gewesen sein, daß ein Tonwerk des Schöpfers der Omirischen Oper „Doktor und Apotheker“ (1786) des Dramatikers Hob und der zwölf nach Anregungen aus Ovids Metamorphosen geschaffenen Symphonien gespielt wurde. Denselben Wert hat die Aufführung eines Streichquartetts von Dvorak, welchen Joh. Brahms im deutschen Konzertsaal zuerst vorgestellt hat. Die große Begabung Dvoraks ist bekannt und glänzt besonders im Scherzo des Sextetts, leider überschreitet er beim Kontrapunktieren oft die Grenzen des musikalischen Wohlklangs und beim Durchbilden der Themen hält er nicht das richtige Maß. Er folgt immer wieder dasselbe und beteuert das Ost-geklage mit einer Beharrlichkeit, welche die günstige Wirkung beeinträchtigt. Geopfert wurden das Tertett ebenso wie die zwei Quartette unter der Führung des trefflichen Primgeigers Prof. B. Walter tadellos.

Um noch mit einigen Worten des zweiten Abonnements-Konzertes zu gedenken, sei im voraus bemerkt, daß die Künstler des Hoforchesters unter der Führung des Hofkapellmeisters Fischer allen Anforderungen der aufgeführten Tonrichtungen voll entsprachen. Es waren dies A. dur-Symphonie von Mozart, Volksmanns Ouvertüre zu „Richard III.“, eine hochbedeutende tiefgedachte Schöpfung und Bernheims Symphonie Nr. 3 in C moll, deren Wert schon in Ihrer Nr. 23 gelegentlich der Aufführung in Köln gewürdigt wurde und welche der Komponist mit dem ihm eigenen Umfasse persönlich dirigierte. Auch mit Brahms neuen vielgerühmten „Zigeunerliedern“ machten wir Bekanntschaft, welche durch die Herren Vogl und Fuchs und die Damen Dreßler und Maack bestechend zum Vortrag gebracht wurden. — Möge Ihnen mit dieser in großen Umrissen gezeichneten

Schilderung unseres Konzertlebens gebiet sein! Bei Aufführung hervorragender Violitäten oder bei sonstigen bemerkenswerten Vorkommnissen auf musikalischem Gebiete werden Sie mich wieder zur Stelle finden. S.

## Litteratur und Neuheiten.

Rob. Schumanns **Kinder-scenen**. 13 Musikstücke für das Pianoforte mit Dichtungen von Alf. Träger und Bildern von Alex. Jid. (Leipzig, Wolff 21c).

Ein Dichter von hohem Rufe und ein rechter, echter Zeichner haben vereint die „Kinder-scenen“ unseres großen Schumann in ein reizendes Gewand gekleidet. Alf. Träger erzählt und erzählt in köstlichen Worten die Geschehnisse, von Schumann gedichtet, Jid hat zu denselben die Bilder gezeichnet, so voller Ironie und Humor, wie dies nur einem wirklichen Künstler zu eigen ist. Wie Träger seine Aufgabe erfüllt, davon möge nachstehende Behandlung von „Am Ramin“ bezeugen:

Wenn finster die Wolken am Himmel sich ziehn,  
Und wirbelnde Floden die Luft durchzieh'n,  
Dann ist es so traurig,  
So still und beschaulich  
Im friedlichen Zimmer am warmen Kamin.

Hell flodert das Feuer, die Rollen zieh'n,  
Die lustigen Finten flüstern und spä'h'n,  
Von draußen pfeift heiss,  
Der Sturm seine Reize,  
Und eisse Blumen am Fenster erbläh'n.

Da regt sich der Ringer heilige Zorn  
Und bittet brängen mit hüternischer Qual,  
Und rüdet aufzumen  
Den Stuhl an die Flamme,  
„Ach! Mütterchen komm doch: es waren einmal . . .“

Edwin Boemann: **Liederhort in Sang und Klang, in Bild und Wort**. (Leipzig, Selbstverlag.) Ein humoristischer Prosa- und Lyrik-Album, das dem Leser ein Bild von der Welt in der Natur und in der Kunst zeigt. Es enthält eine Fülle von geistreichem Humor, heiterer Satire und erschöpfender Erkenntnis. Der Leser wird durch diese Blätter entzückt, und zwar nicht bloß in der Rahmen der Ausstattung, welche dem originellen Inhalte entspricht. Aber auch sinniger Ernst — der gleichsam den oft tollen Ausführungen einen Dämpfer auflegt — durchweht, wenn auch in kleineren Dosen, das reizende Buch. Der Ausdruck eines ganzen Volkes, sowie eines (im Originale mit Silhouetten gezeichnet) Gedichtes in unserer heutigen Nummer dürfte geeignet sein, die Art und Weise, sowie die Vielfältigkeit des schönen Werkes zu beleuchten und dazu beitragen, denselben die verdiente weite Verbreitung zu sichern. Außer der Buchausgabe (Preis M. 2.00) erscheint auch eine separate Textausgabe (Preis M. 1.50, bei Mehrabnahme M. 2.—).

Der **Geiger**: **Allgemeiner Deutscher Musiker-Kalender für 1890**. (Berlin, Raabe & Woschow.) Dieser trefflich behandelte Taschenrechner hat nun bereits seinen 11. Jahrgang erreicht, seinen inhaltlichen Stoff den Jahr zu Jahr erweitert und vermehrt und ist nun ein fast unentbehrliches Hülfsmittel für jeden Musiker geworden. Ausstattung und Anordnung des reichen Materials sind wie bisher. — Preis ebenfalls.

Der **Geiger**: **Deutscher Musiker-Kalender für 1890** (Leipzig) [Preis M. 1.20], der sich in der ganzen Einrichtung und Ausstattung auf den ebenwähnten Kalender stark anlehnt, ist bei seiner Billigkeit sehr reichhaltig und vollständig. Die Zahl der berücksichtigten Städte (selbst solcher im Ausland) wesentlich vermehrt. Der Hugo Wernicke lieferte dem Kalender eine interessante Konzertumschau, während tuzge biographische Skizzen zu den bedeutendsten Porträts von Alf. Bach, G. Händel, J. Haydn, W. A. Mozart, Fr. Schubert, Joh. Sebastian Bach, Beethoven und Carl Maria von Weber aus der gewandten Feder Bernhard Vogel's stammen.

G. Haag: **Lustige und ernste Musikanten-Geschichten**. (Baderborn, Ferd. Schöningh. M. 1.80.) Schon im vorigen Jahre haben wir auf dieses von Gemüt und Humor durchdrungene Büchlein aufmerksam gemacht. Heute bringen wir in unseren Spalten eine Erzählung aus demselben: „Die Nachtigall von Hohenasperg“, welche wohl geeignet sein dürfte, die Begabung der Erzählerin mehr und mehr zu beleuchten und das Büchlein weiter zu empfehlen.

**Weihnachts-Album** Band III enthält die verschiedenartigen Sachen für die heilige Zeit. Besonders zu betonen ist ein größeres Mischprogramm „Das Festes Weihe“, das drei Kindern zugleich Gelegenheit bietet, ihren Eltern in musikalischer Form einen Weihnachtswunsch auszudrücken. Die Nummer gliedert sich in Deklamation mit Klavier- und Violinbegleitung (letztere beizugeben) und ist mittelschwer. Der Inhalt vertheilt die Eltern- und das Weihnachtsfest in fünfzig Strophen. Der Band ist schon dieser Nummer wegen besser Empfehlung wert. (Kreuznach-Verlag, Carl Rühl.)

Dr. Heinrich Simon (Berlin) hat bekommen, in P. H. Reclam'schem Verlag **Rob. Schumanns „Gesammelte Schriften“** herauszugeben, wozu der erste Band bereits erschienen ist. Es kann nur erfreulich sein, daß diese bisher fast nur in engen Kreisen bekannten Schriften nunmehr zu einem so geringfährigen Preise (40 Pf. dieser Doppelband) allen Musikfreunden zugänglich sind und ist nur zu wünschen, daß dieselben eine möglichst große Verbreitung finden, und in weiteren Schichten als bisher die Liebe zu einem der edelsten Söhne unsrer deutschen Vaterlands und die würdige Pflege der Kunst, die ihm alles war, fördern helfen.

„**Deutsche Weihnachtsblätter**.“ Eine Festschrift für die deutsche Familie 1888. Preis 3 Mark. (Verlag von R. W. D. Berger, Berlin.) Dieses in prächtigster Ausstattung erschienene Heft ist geschmückt mit Beiträgen erster Künstler und Schriftsteller. Neben einer Musikbeilage bietet das Werk eine Reihe feinsten Farbendrucks, Farbholzschnitte, Lithographien und Goldschmitten, darunter einen nach Rafael's Madonna della Sedia, alles in wunderbarer tadelloser Ausführung. Unter den Mitarbeitern begannen wir: Hameling, Kollerger, Seibel, Kint, Schöningh, Wittenberg u. f. w., unter den Künstlern: Engelhardt, Friedrich, Hoffmann, Jid, Stahl u. f. w. Das Werk empfiehlt sich trotz seines billigen Preises als ein besonders vornehmer Geschenk für den Weihnachtsfest.

Die Firma Siegel & Schimmel in Berlin C., Königsstraße 41, hat **Pianofort-Reflektoren** in den Handel gebracht, welche das bisher gebräuchliche Regengitter an Pianofortes besser glänzt erhöhen und eine Beleuchtung schaffen, wie sie bisher kaum gedacht und gewünscht werden kann. Die mehr oder minder schweren und gefährlichen Petroleumlampen werden vollständig ersetzt und nach mit der Hauptfache ist das Auge nicht gegen das Blendende des Lichtes geschützt und geschützt. Die Reflektoren sind an jedem Pianoforte ohne weiteres anbringbar und kosten das Paar — in aufsteigender oder absteigender — 3 Mark. Wir machen Interessenten auf diese ebenso einfache, als zweckmäßige Einrichtung aufmerksam.

Die aus der bekannten Streichinstrumentenfabrik von Gebrüder Wolff in Kreuznach hervorgegangene und patentirte Erfindung die **stumme Violine** hat sich in der Praxis vorteilhaft bewährt. Sie gibt dem Jünger Paganini das Mittel in die Hand, seinen Übungen zu jeder Tages- und Nachtzeit obzuliegen, ohne daß es seinen unwillkürlichen Zuhörern in der Nachbarhaftigkeit bei jedem Bewegniss eintastet über den Klavier. „Stumme“ heißt in der That nur, daß die gewöhnlichen Violinen dadurch ab, daß sie nur aus einem Holzgitterholzrahmen besteht und hoher Decke nach oben hat. Im übrigen ist sie der gewöhnlichen Violine ganz gleich. Die Punkte der Erfindung besteht nun darin, daß eine solche stumme Violine doch nicht stumm ist, sondern in gedämpfter Stimmung leise ertönt, den Effekt der Stride, wie nötig, vollkommen genau vortragen kann, ohne im Nebenraum jemanden zu stören. Die besten und besten Autoritäten, unter diesen Wilhelm und Sarasate, haben sich über die Erfindung, die von ungeschätzbarem Werte ist, eingehend ausgesprochen. Genaueeres bietet die umfangreiche Broschüre über die Stumme.

## Rätsel-Sonett.

Ein heiliges Geheiß der sel'gen Götter,  
Zug meine Erste ein, gleich Engelschören;  
Des Märchens Paradies dir zu beschreiben  
Vermag kein Zauber, daß selbst still die Spötter.

Es wählt mein zweites Wort die schwanke Bretter;  
Des Lebens Ernst und Scherz kanst du da hören  
Und schauen auch im Spiel; dich löst betören  
Kein Traumbild von des Lebens Sturm und Wetter.

Dem Ganzen wie dem Ersten gilt mein Lauschen;  
Die heil'gen Himmelstöne mir das Herz bewegen  
Mehr als im stillen Wald der Blätter Rauschen.

Der Meister, der es schuf? hell strahlt sein Name,  
Und allerorten zeugt ein frisches Regnen,  
Daß Frucht wird bringen der gestreute Same.

Auflösung des Dahlenrätsels in letzter Nummer.

C	O	S	B	B	R	S	S	Z
O	L	A	E	O	I	O	O	W
R	I	N	N	C	S	N	H	I
R	V	S	E	C	T	N	I	L
E	E	S	D	A	I	E	L	L
G	N	O	E	C	T	B	L	I
G	O	U	T	C	S	E	I	N
I	E	C	T	I	C	R	N	G
O	L	I	I	O	H	G	G	E

Benvenuto Cellini  
(Berlitz)

Redakteur Aug. Reifer. Verlag und Druck von Carl Gruninger, beide in Stuttgart. (Kommismissionsverlag in Leipzig: R. F. Adhler.)

Hierzu zwei Text- und eine Musik-Beilage; letztere enthält: **Leop. Rietz**, „Weihnachtsbotschaft“, Klavierstück, und **Gustav Böttger**, „Wenn der Herr ein Kreuz sieht“, Duett für Sopran und Alt mit Klavier- oder Orgelbegleitung; sowie eine Prospektbeilage, die wir einer besondern Beachtung empfehlen.

## Zur Weihnachtszeit.

Skizze von Joh. Balz.

## I.

Droben flimmern tausend Sterne  
In geheimnisvoller Pracht,  
Und aus gelber Himmelsferne  
Tönt das Lied der Weihnachtsnacht  
Heimund.

Im Schlosse zu Darmstadt wurde feierlich und fröhlich das Weihnachtsfest begangen. Die großen Riecherbäume brannten im Prunksaal und verbreiteten ihren köstlichen Tannenduft, und an ihrem Scheine erfreuten sich fröhliche Menschen. Stattliche Männer, wunderschöne Frauen waren hier vereint; geistreiche, scherzhafte Unterhaltung flog wie ein geschäftig geschleudertes Federball hin und her, Wit und Wonne verbrühten ihre elektrischen Funken. Man verstand sich am Darmstädter Hofe darauf, Feste zu feiern! Dem Weihnachtsfeste aber hatte man von jeher einen besondern Glanz verliehen. Nicht nur, daß man das Fest des Erntedankes, der als ein armes Kind zur Welt gekommen, heiligend auf die Seelen wirken ließ, nicht nur, daß man sich einander überbot in liebevollen Liebesdarbietungen, zartfühlenden Geschenken, die der Christbaum mit seinen grünen Zweigen überdeckte — man sorgte auch dafür an höchster Stelle, daß irgend ein besonders freudiges Ereignis sich mit der Weihnachtsfeier verbinde, oder, daß man einen besonders gesegneten Gast am festlichen Herde willkommen heiße und heimlich mache. Vor einem Jahre hatte hier vor dem Tannenbaum ein schlanker blonder Jüngling gestanden, dem der Genius mit segnendem Ruffe die Stirn gemischt — vor zwei Jahren hatte hier, durch Herzog Karl August, durch Dalberg eingeführt Friedrich Schiller den atemlos Laufenden seinen Don Carlos vorgelesen. In diesem Jahre nun huldigte man der Frau Musica, welche ohnehin am Hofe zu Darmstadt eine angenehme Stellung einnahm.

Das später so berühmte Darmstädter Orchester und die Oper waren im Entstehen begriffen und zählten schon ganz vorzügliche Mitglieber. Die Theatertruppe aber war vorläufig aus Damen und Herren der landgräflichen Familie gebildet, welche sich einen Saal des Schlosses zur Bühne eingerichtet hatten und dort nach Herzenlust und mit ernstem Eifer sich dramatischen Studien widmeten. Wenn die Operetten und kleinen Opern bis zur möglichsten Vollkommenheit gediehen waren, so führten die Akteure dieselben im Darmstädter Opernhaus vor einem erlesenen Publikum auf. Kein Fest, kein Familiengebot ging vorüber, ohne eine solche musikalisch-dramatische Auf- führung.

Für den heiligen Abend hatte man, wie natürlich, vom Dramatischen abgesehen und im engen Familien- kreise ein kleines Konzert vorbereitet. Der Gast des Abends aber war der zu damaliger Zeit berühmte, fast vergessene Tenorist Anton Raff. Die Jugend lag weit hinter ihm, aber seine Stimme hatte den wunderbaren Silberklang bewahrt, sein Vortrag den bezaubernden Zauber, der ihm alle Herzen gewann. Der Nimbus, der seine Lebensgeschichte um gewoben hatte, trug außerdem nicht wenig dazu bei, seine Anziehungskraft zu einer schier unübersehbaren zu machen.

Anton Raff hatte sich früh mit einer lieblichen jungen Sängerin verheiratet und führte mit ihr das glücklichste Leben. Da traf er auf der Reise mit der Fürstin Belmonte zusammen, einer jener dämonisch schönen Frauen, deren Reize mit elementarer Gewalt die Menschen hinreißen und betören. Auf der Schönheit der Fürstin aber lag ein finsterner Trauerschleier: sie litt an einer unheilbar schmerzhaften Schwermut. Seit Jahren schon hatte man alles versucht, um sie zu retten, ohne sie jedoch aus dem Banne des Unheils erlösen zu können.

Nun brachte es der Zufall, daß sie in einem Garten unter dem geöffneten Fenster des Saales saß, in welchem Anton sang. Auf weichen Abendblüten schwebten die Klänge einer Arie zu ihr hinaus, und wie der Schnee schmilzt beim ersten Frühlingswehen, so taute die starre Hinde, und die kranke Seele wurde gesund.

Die große Dankbarkeit, welche die Fürstin für ihren Retter empfand, war natürlich genug; doch diese wich mehr und mehr einer dämonischen Leidenschaft, welcher sich Raff mit seiner Maria nur durch die Flucht entziehen zu können glaubte. Umsonst, — die Fürstin wußte ihn zu finden etc. Maria erkrankte; die Ärzte konstatierten eine Vergiftung. Durch des

Gatten unablässige Sorge und Pflege wurde die Kranke gerettet, aber sie sickte hin und lebte nur noch einige Jahre, Anton verweilend zurücklassend. Die Fürstin Belmonte schlopfte neue Hoffnung, aber er, der in ihr die Urheberin von Marias Tode ahnte, verfluchte sie und blieb ungerührt, als sie drohte, sich selbst zu töten.

Diesen Plan führte sie nun zwar nicht aus, hingegen suchte sie sich als finstere Schicksal an Raffs Feten zu heften. Viel Unglück und schweres Leid brachte sie, deren Wollthäter er gewesen, über ihn, bis endlich eine neue Leidenschaft sie erfaßte und sie mit dem Gegenstande derselben, einem Ungarn, nach Australien auswanderte.

Dieses Reg von verwinkelten Lebensverhältnissen trug nur dazu bei, den Ruf des Sängers weiter zu verbreiten. Er wurde geliebt, vergöttert wie wenige, und Lorbeer und Rosen sproßten auf seinem Pfade in üppiger Fülle.

Wer ihn einmal hörte, vergaß es nimmer wieder! — Doch kehrten wir zum Hofe zu Darmstadt zurück. Es war ein schimmernder Kreis, der sich, als die Lichter der Christbäume verloscht waren, im roten Saale zusammen fand. Den Mittelpunkt bildete eine ältere, hässliche Frau. Ihre dunkeln Augen strahlten hell, und um ihr gepudertes Haar schlang sich ein Gazehalter.\* Dies war die Landgräfin George von Hessen. In die Falten ihres prächtigen Brokatkleides schmiegte sich eine zarte Kindergestalt mit dem Antlitz eines Engels: ihre Urtitelin Luise von Medlenburg! — Mit edlem Anstande trat der Sänger herzu; schon glänzte Silber auf seinem Scheitel, aber die Augen flammten jugendlich, und jugendlich klang die Stimme, als er nun anhub zu singen. Niemals wohl ist Händels „Töne sanft mein lydisch Brautlich“ lieblicher, mit süßem Tongauber gesungen worden, als an diesem Weihnachtsabend; ein Schilling des Landgrafen Ludwig begleitete auf dem Cello, Prinzessin Karl spielte das Cembalo und so war es wirklich ein himmlischer Dreiklang.

Nachdem er noch mit mehreren kunstvollen Arien das Publikum zu lauter Bewunderung hingerissen, erbat er sich die Erlaubnis, nun ein einfaches deutsches Lied singen zu dürfen.

War man vorher schon ergriffen gewesen, so bemächtigte sich jetzt aller eine weichevolle Nüchternheit, denn schwebte nicht noch des Christfestes Tannenduft durch den Raum? War es nicht Weihnachtsabend? Und Anton Raff sang:

Ihr Hirten, erwacht! \*\*  
In himmlischer Pracht  
Erleuchtet auf der Weide  
Ein Vögel der Freude,  
Der Engel, der Tröstung vom Himmel gebracht!

Der Himmlische spricht:  
O fürchtet Euch nicht!  
Ihr waret verloren,  
Nun ist Euch geboren  
Im dunkeln Thale das göttliche Licht!

Aus himmlischem Saal  
Klang nieder ins Thal  
Die selige Nacht:  
Dem Herrn sei die Ehre!  
Und Friede auf Erden den Menschen zumal!

Wie von Engelschwingen getragen, schwebte die einfache süße Weise dahin und rief die Menschenherzen mit empor zu den flimmernden Sternen der Weihnachtsnacht. Man fühlte es, der Sänger legte seine ganze Seele in dieses Lied, umkleidete es mit dem weichen Schmelz seiner Wunderstimme. Man fühlte aber auch, hier trat die Musik als Dolmetscher in den Dienst des Himmels. Kein Auge blieb trocken,

\* Das Bild, welches sie also darstellt, befindet sich im Besitze des Großherzogs von Hessen.

\*\* Dies Weihnachtslied stammt aus dem sechzigsten Jahrhundert; es fand sich in der Bühnenschrift des Klosters Paradies und heißt im Original:

Ir Hirten, erwacht!  
In himmlischer Pracht  
Erleuchtet auf der Weide  
Ein Vögel der Freude,  
Der Engel, der Tröstung vom Himmel gebracht.

der himmlische spricht:  
O fürchtet euch nicht!  
Ihr waret verloren,  
Nun ist euch geboren  
Im dunkeln Thale das göttliche Licht.

aus himmlischem Saal  
erleuchtet es das Thal  
die selige Nacht:  
dem Herrn sei es  
und Friede auf Erden den Menschen zumal.

alle waren aufs Tiefste bewegt. Und siehe, — da sprang die kleine Prinzess Luise empor, sie schlang die Kinderarme um den Hals des Sängers und ihr holdseliges, tränenüberströmtes Gesichtchen an seiner Schulter legend, drückte sie ihm ein Goldstückchen in die Hand, an dem ein kleines Korallenkreuz hing. Die kleine Gabe, die sie unter ihrem Weihnachtsbaum gefunden hatte! —

## II.

Und niemand weiß im grünen Mai  
Was Rose, was was Mädchen sei,  
Denn was da blüht ist Ros' im Mai.  
S. von Chypr.

Die grünen Hänge des Ruhrthales prangten im Maiensmude. Die jungen Blätter schaukelten sich im lauen Winde, hie und da stand noch ein Apfelbaum in weißrothiger Blütenpracht, und in den Felsen schlugen die Nachtigallen.

Auf dem Waldwege, der vom Schlosse Broich bei Wülheim an der Ruhr hinabführte, wandelte langsam ein junges Mädchen. Sie wußte doch fünfzehn Jahre zählen und war von entzückender, taufrischer Schönheit; ihr blondes Haar fiel, nur leicht gepudert, in vollen Locken auf den weißen Hals, die dunkelblauen, leuchtenden Augen nahmen mit ihrem feinen vollen Blicke jeden Gefangenen, der hinein schaute.

Die Kleidung des Jünglings war sehr einfach und bestand aus einem weißgelben Innenkleide mit gestickten Säumchen, welches ein blauer Gürtel nach der Mode jener Tage dicht unter den Armen zusammenhielt. Der große Hut diente nicht als Bedeckung des reizenden Köpfchens, sondern vielmehr als Blumenfächer, in welchem Maiglöckchen und wilde Rosen lagen:

„Der Mai bringt Blumen aller Art!“

erlang es von einer leichenhaften Mädchenstimme und die kleinen schmalen Füßchen eilig den Weg hinab. Jetzt war die Ebene erreicht, die Ruhr schimmerte hell herüber.

Da unterbrach ein lauter Krach, ein unterdrückter Schrei das Lied des jungen Mädchens; mit wenigen Schritten stand sie vor einem umgestürzten Wagen, aus dem der Kutscher eben einen leblosen Mann hervorgezogen und auf das Gras niedergelegt ließ.

Dann wandte er sich ab, um sich mit den Pferden zu beschäftigen, die sich im Geschirr verwickelt hatten, und der Verwundete lag verlassen und leise stöhnend da. Das Mädchen eilte ohne Verhüten auf ihn zu und hob den Kopf empor, von dem ein schmales Mädchen rotes Blutes herabrieselte; sie band ihr Tuch um die Wunde, da schlug der Fremde die Augen auf. „Prinzess Luise!“ murmelte er erschoffen und sich mühsam aufrichtend. „Sie kennen mich?“ fragte die junge Prinzessin, und leise, kaum hörbar kam die Antwort: „Ich sah Sie im Schlosse zu Darmstadt vor fünf Jahren und wer könnte Sie vergessen!“ Da ward es hell in Luises Erinnerung. „Der Säger!“ rief sie verwundert. Er nickte; „Anton Raff!“ hauchte er, dann umfing tiefe Ohnmacht seine Sinne.

Indessen hatte der Kutscher seine Pferde beruhigt und näherte sich mit einem herbeigeeilten Arbeiter dem Verunglückten, um ihn in den nahen Ort zu tragen. Aber die Prinzessin rief: „Nein, nicht nach Broich; tragt ihn hinauf zum Schlosse zu meiner Großmutter!“

Die Landgräfin George machte ein höchst verwundertes Gesicht, als der Krankenzug ins Schloß kam; sie machte mit Fremden nicht viel Federlesens, und pflegte von Keuten, die ihr auf den ersten Anblick nicht sympathisch waren, in ihrem Paläster Deusch zu sagen: „Gegen die werd ich nur ganz kalt gleich (höflich) sein!“

Mit dieser kalten „Heglichkeit“ beabsichtigte sie auch vollständig den Verunglückten wieder hinaus zu complimentieren, da er sichtlich unten in Broich gute Pflege finden würde, aber wer konnte Luises bittenden Augen widerstehen? Als sie nun aber auch den berühmten Sänger erkannte, der ihr mit seinem unaussprechlich süßen Gesange das Herz geschmolzen hatte, da ließ sie das beste Zimmer aus Schloß Broich für ihn herrichten und pflegte ihn selbst aufs beste. Anton Raff erholte sich schnell; schon nach drei Tagen saß er mit den Damen auf dem Altan und blickte hinaus auf das blühende reiche Ruhrthal zu seinen Füßen. Die beste Arznei für ihn war Luises holdes Lächeln, und er war glücklich, als ihm erlaubt wurde, mit ihr zu musizieren. Unter seiner Leitung bildete sich die Silberstimme der Prinzessin, und noch heute erzählt man sich in Broich von jenem Sommer, als zur Zeit der wilden Rosenblüte

Prinzess Luise alles mit ihren einfachen Liebern bezaubert hatte.

Welch einen Dienst sie aber dem Sänger erwiesen hatte, das sagte er nicht ihr, sondern der Landgräfin George in der Stunde des Abschieds.

„Der Dienst der Engel hat sie mir erwiesen: sie hat mich gerettet! Mein böser Dämon, die Fürstin Belmonte, streckte wieder die Hände nach mir aus! Ich war im Begriffe ihren süßen Lockungen zu folgen, als Prinzessin Luise mich an jenem Morgen hierher tragen ließ, wo ich die reine Luft des Himmels atmen durfte. Seht hier, gnädigste Frau Landgräfin, das Kettlein, das sie mir einst gab; ich trage es als Talisman und so oft ich's ansehe, erlebe ich den Segen des Himmels auf das blonde Haupt der Prinzessin Luise von Mecklenburg!“ —

### III.

Im letzten Akt ist Amor Hochgebeteter,  
Die Liebe, wie die Götter warst er nieder,  
Die liegt nun sicher er bestet zu Füßen —  
„Du Kron' mußt' er geben — an Luise!“  
(Ebruch, der sich auf der Hochzeitsfeier bei der  
Verählung der Prinzessin Luise mit dem Kron-  
prinzen von Preußen bezieht.)

Und wieder war es Weihnachtsabend. Drohen flammten die Sterne der Weihnacht, draußen in der Stadt Berlin braunten die Lichterbäume, jauchzte groß und klein in Wonne ob des Doppelfestes, und drinnen im Schlosse stand bräutlich geschmückt Luise von Mecklenburg! Zum letztenmale trug sie an diesem vierundzwanzigsten Dezember diesen Namen — noch wenige Stunden, und sie wird dem geliebten Mann angetraut, dem stolzen, schönen Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, der beim ersten Sehen sein Herz an die holde Mädchenblüte, welche ihre wunderbare Schönheit so bescheiden trug, verloren hatte.

Schöner als heute aber war Luise nie gewesen! Silberner Protastoff floß in schweren Falten an ihrer herrlichen, ebendamigen Gestalt herab, der silbergelbte Brautschleier umschwebte sie wie eine Glorienwolke, und das schöne blonde Haupt krönte der frische dunkelgrüne Myrtenkranz.

Luise stand am Fenster. Sündend blickte sie hinaus; hinab auf die geschmückte Stadt, auf das fröhliche Treiben des Weihnachtsmarktes, auf den Wald von grünen Tannen, hinauf zu den Sternen, von welchen es einst niederlang: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden die guten Willens sind!“ Fromme Gedanken durchzogen das reine Herz der jungen Braut.

Da öffnete sich die Thüre — Fräulein von Wierag trat ein: „Verzeihen Sie, Prinzessin — aber dieses hat soeben ein alter Mann für Sie abgegeben. Ich weiß nicht, ob ich recht that, es anzunehmen, aber er hat gar so Rehtentlich!“ Luise nahm gedankenvoll den schlichten Strauß aus wilden Rosen und als sie seinen Duft einatmete, bemerkte sie ein weißes Blatt. Sie las:

Und wieder klingen Weihnachtslieder,  
Wie einst in jener Winternacht.  
Und wieder tönt's vom Himmel nieder:  
Nun ist das Heil der Welt erwacht!

Du hast an einem Weihnachtsabend  
Auch mich befreit von bitterm Schmerz  
Und deine Thränen fieden labend  
Hinab in mein verdorrtes Herz!

Mir öffnet sich des Todes Pforte,  
Du stehst als jungfräuliche Braut,  
So höre nun Prophetenworte,  
Sieh, was mein sterbend Auge schaut!

Dich wird die Liebe tragen, heben,  
Reich, wie sie keinen ward zu teil!  
Des Volkes Aen wird dich umgeben  
Und Preußen nennt dich stolz sein Heil!

Nicht bleibst du fern das Leid der Erden,  
Doch in des Unglücks harter Pein  
Wirst du des Landes Engel werden  
Und nimmermehr vergißt man dein!

Luises Thränen fielen auf das Blatt, das Anton Raff ihr als Hochzeitsgast gelendet. Daß er richtig prophete, hat uns die Weltgeschichte gelehrt. — Wenige Stunden darauf trug die holdselige Braut die Krone der Prinzessinnen von Preußen und wurde unlöslich mit dem Geliebten vereint. Wenige Stunden darauf starb Anton Raff, der berühmteste Sän-

ger des achtzehnten Jahrhunderts, dem man zugehelt hatte wie keinem; auf seiner Brust fand man ein schmales Goldkettlein mit einem Korallenkreuzchen.

Und durch dieses ist sein Andenken verbunden mit dem der schönen Königin, mit Luise von Preußen.



## Kunst und Künstler.

— In Wien starb der ausgezeichnete Violin-Pädagoge Jak. Dont im Alter von 74 Jahren. Der Verstorbenen war ein Schüler Josef Böhm's, seines Vorgängers in der Reihe der großen Violinlehrer, die am Wiener Konservatorium gewirkt haben. Im Jahre 1831 trat er als Orchesterdirigant in das Burgtheater und 1834 wurde er zum Mitgliede der Hofkapelle ernannt. Dont hatte seine Zeit, wo er als Virtuoso und Komponist in Wien seinen wohlbegründeten Ruf hatte; alle seine Leistungen auf diesen Gebieten werden von seinem pädagogischen Wirken übertragen. Unter seinen Schülern haben manche, vor allen Auer, einen Weltruf erworben. In den Daghoferischen „Künstlerporträts“ ist Dont mit folgender Strophe bedacht:

„Deutscher Künstler, fest und sicher,  
Ohne Scheu, niemand weichen,  
Nenn' ich ihn den Musik-Führer  
Treffend wahrlich und bezeichnend.“

— Im Carltheater in Wien ging erstmals C. M. Ziehrer's Operette „Ein Deutschermeister“ — Text von Genée und Rappert — in Scene und hatte vollen Erfolg. Die Musik ist frisch, melodisch und trägt vielfach echt wienerisches Gepräge, ein paar Walzer und Märsche haben Wiener Blut und Wiener Leben, aber der populäre Komponist hat sich doch nicht auf Tänze und Märsche allein beschränken wollen, er hat einige große Arien und Duette eingeflochten, die, wie fast alle neueren Operetten, über die Gänge hinausragen. Der Beifall für Ziehrer und alle Mitwirkenden war ein außerordentlicher. Nach allen Umständen gab es die stürmischsten Hervorrufe.

— Die neue Oper „Der alte Dessauer“, Text von Paul Kirch, Musik von Otto Keigel, ist von dem Stadttheater in Köln, sowie den Hoftheatern in Gassel und Wiesbaden zur Aufführung in diesem Winter angenommen worden. In Wiesbaden soll dieselbe zur Feier des Kaisergeburtstages am 27. Januar in Scene gehen.

— Das Meer, Symphonie-Ode von J. L. Nicodé. Breitkopf & Härtel in Leipzig publizieren die Partitur dieses großen Werkes, das im kgl. Hoftheater in Dresden zu einem Pensionatskonzerte aufgeführt werden soll. Das neue Werk ist für Männerchor, Solo, großes Orchester und Orgel komponiert, die Dichtung von Karl Boormann. Letztere ist vorzüglich musikalisch gedacht. Es sind die Momente des Meereslebens in kurzen markanten Sätzen geschildert, ohne Redseligkeit und Phrase und geschickt steigend.

Der Komponist hat sich die Form des Werkes neu geschaffen. Felicien David hat die „Wüste“ eine Symphonie-Ode genannt. Aber dieses Werk ist mehr Musik-Epos, nicht starr in der Form. Nicodé hingegen hat zwar keine Symphonie mit Chor geben wollen, er hat aber den Begriff Symphonie-Ode enger gefaßt. Franz Liszt in seiner (bedeutend schönen) Symphonie-Dichtung „Ce qu'on entend sur la montagne“ folgte einem ähnlichen Gedanken. Aber er verlagte sich die Götterwelt, er schuf eine meisterliche Orchestermalerei, ließ aber die Dichtworte Victor Hugos nur als Programm vorordnen. Unsere Stellung zur Programmmusik bleibt sich stets gleich. Die Musik ist so mächtig in Schilderung musikalischer (d. h. lyrischer oder phantastischer) Zustände und Vorgänge, daß sie sehr wohl ohne Worte „schildern“ kann. Beethoven's Pastoral-Symphonie wird niemand mit der Eroica verwechseln, auch wenn kein Titelwort die Tendenz verräth. Aber das „Anblieben“ ist etwas so allgemeines, daß mit dem Titelwort auszukommen war. Die Lyrischen und Phantastischen Symphonischen Dichtungen dagegen sind meist kein allgemeines, sondern etwas besonderes an Schilderung. Mozeppe, Harold, Dante z. B. bedürfen den Wortleitfaden. Und da dünkt uns besser, was Nicodé gethan hat: die symphonische Dichtung mit dem Worte direkt zu ver-

sehen, Ehre und Soli zur Verdeutlichung und gleichzeitig zur reicheren Wirkung heranzuziehen. Dies Werk, „Das Meer“, macht einen tiefen Eindruck und ist in der Form vollständig klar. Die Stimmung gibt die Musik, liegt sie nun beim Orchester oder im Chor. Das Wort gibt nur soviel an realen Bildern, daß die Stimmungen erklärt sind.

In J. L. Nicodé vereint sich zum Glück Geist und Empfindung. Vielleicht übertrug der Geist und darin liegt das Fesselnde seiner Musik. Sie ist genügend melodisch, um „gefallen“ zu können. Aber sie ist zugleich in den Rhythmen und kühnen Harmonisierungen eminent geistvoll. Aber neben diesem Geist, den man auch Phantasie nennen könnte, besitzt der Komponist viel praktischen Verstand. Er läßt das Absondere nicht vorherrschen, sondern er verteilt es zweckmäßig und ist nebenbei ein guter Architekt. Von den Neueren wählten wir nur wenige, die so große Massen organisch gliedern können, und immer klar und euphonisch erträglich bleiben, wie Nicodé. Das sind Felix Draeseke, A. Becker, F. Kiel und Grel. Brahms dagegen ist im Formellen nicht so absolut klar und besonnen. In dem ganzen Werk Nicodé's ist kein Schwulst, aber auch keine Trockenheit. „Das Meer“ ist keine „wädrere Veltung“. Es ist eine große, prächtvolle und geistig überlegene Arbeit größten Stiles.

Defononisch ist die Ode nicht. Auf kleine Verhältnisse ist die Ausführung nicht berechnet. Sie erfordert 16 und 14 Violinen, 10 Bratschen, 9 Celli und 8 Kontrabässe, reichlich Bläser, großes Kontrafagott, 4 Posaunen und 4 Tuben, Garne womöglich doppelt und (nicht obligate) Orgel. Den Chor wünschte der Autor 50, 40, 40, 60 Stimmen stark.

Gleich die Einleitung muß für die Streicher imponierend klingen, sowohl in der Choralform wie in der flüchtigen Bewegung vom tempo primo ab. Der zweite Satz a capella muß für einen großen Chor mit einem mächtigen Pianissimo gewaltig sich ausnehmen. Der dritte Satz (Wellenjagd: „die wallenden Wellen jagen“) mit Tenorsolo macht sich schon mit der allmählich sich steigenden Apoptose der Liebe. Der vierte Teil (Meerleuchten) ist ein entzückendes Scherzo, in welchem die Holzbläser, die Streicher und die subtil angewandten Schlaginstrumente virtuos zusammenwirken. Die Reife der Instrumentation (Nicodé ist noch jung) ist wirklich zu bewundern. In den nun folgenden Stücken tritt wieder die menschliche Stimme hinzu: solistisch in dem lieblichen Idyll „Fata morgana“, choristisch in den beiden großen Schlusssätzen: Ebbe und Flut, Sturm und Stille. Auch im Schlusssatz sind ganz herrliche Klangwirkungen erzeugt.

Das Werk entläßt uns mit einem hochpoetischen Eindruck. Es ist Musik, teils impulsiv, teils überaus geistvoll gemacht. Es freut uns, daß Dresden die erste Aufführung haben wird. Aber wir machen alle großen Vereine in Deutschland, England und Amerika (die Uebersetzung ist beigebracht) auf das ungewöhnliche Werk aufmerksam, das zu den wirkungsvollsten und interessantesten neuen Musikschöpfungen zählt und dem hohen Ernst und Talent des Autors Ehre macht. Ludwig Hartmann.

— Die Generalin Armentier, geb. Therese Milanollo, ehemals als Violinistin bekanntlich hochberühmt, war vor kurzem in ihrem Geburtsort Savignano zum Besuch und hat gelegentlich eines ihr zu Ehren veranstalteten Konzerts ihre Mitbürger durch ihr immer noch köstliches Spiel in Entzücken versetzt.

— Italienische Zeitungen erinnern daran, daß am 17. November 1889 fünfzig Jahre seit der ersten Aufführung von Verdis Erstlingsoper „Oberto di San Bonifacio“ verlossen sein werden, und geben den Anstoß, dieses Jubiläum des populären italienischen Meisters, des Stolztes des musikalischen Italiens, würdig zu begehen. Es wird nun in Rom ein Komitee zusammengetreten, um die Vorbereitungen zu einer würdigen Feier zu treffen.

Frau Colima Wagner verweilt in den letzten Wochen in Karlsruhe, um mit Kapellmeister Motz über die nächsten Bayreuther Aufführungen zu verhandeln. In den Beratungen gefellte sich noch Kommerzienrat Gross aus Bayreuth und das Ergebnis der gepflogenen Unterhandlungen war, daß im Jahre 1889 keine Aufführungen in Bayreuth stattfinden werden.

— Zum Direktor der Berner Musikschule ist an Stelle des wegen Alterschwäche von diesem Posten zurückgetretenen Ab. Reichel der um das vortige Musikleben sehr verdiente Musikdirektor C. Münzinger erwählt worden.

(Fortsetzung auf Seite 303.)





du ein Adler — Siege, bist du ein Wurmchen — kriechst,“ sagt der Dichter, wir aber können beglückseligt Ihrer Bitten um unsern Satz wohlmeinend beifügen: Bist du ein Schmetterling, bleib bei deinem Leisten.

**Budapest. E. G.** Wenn Sie auf Veröffentlichung des uns gelandten Manuskripts hoffen dürfen? In dem, um mit dem neuen gefälligen Worte zu reden.

**Frag. C. H.** Die Geigenmacher der alten italienischen Schule, Operateure ihrer Arbeiten u. f. w. (Hamburg, J. B. Richter, Altengasse 12, 125). Schreibe: Die Violine. Ihr Wesen, ihre Bedeutung und Behandlung (Leipzig, Schuberger, Nr. 90). Schuberger & Co. in Martineuberg. Hermann Trapp in Neustadt (Böhmen). Auch in Schönbach (Böhmen) ist eine gute Fabrik, die Firma ist aber nicht mehr gegenständig, können Sie aber leicht erspüren.

**Altona. C. R. Mein.** Ich geht mit dem nächsten Hüten nicht.

**Kanan. G.** Die deutsche Ausgabe von Die Kunst der Kunst, das in Stuttgart erschienen. **Malte. A. B.** Die alten haben Sie einen Schatz in Schwarz gethan, — die Erklärung ist recht schön, nur die Einleitung haben wir etwas getürrt.

**Lippstadt. L. N.** Sie haben so so recht. Schon Voltaire pflegte zu sagen, es gebe viele Klassen von Menschen, eine, welche Verstand habe, und eine, welche keinen habe.

**Salzburg. M. v. W.** 1) Danken abgelegt. 2) Drei Motetten und ein Weihnachtslied für vierstimmigen Chor von J. Jacobs (D. Rabatsch, Offen). — Frey Spinbler op. 302 drei Weihnachtslieder, op. 363 Sinfonie für Klavier 2 Hds. und 4 Hds. — Weihnachtslied für Klavier, 15 Solostücke (O. Bergers, Leipzig).

**Stolpen. F.** Das hätte ich lieber an der nächsten Seite, eher aber an der letzten, aber lesen Auflage des Grifffetts liegen.

**Braunsberg. v. R.** Sie haben die Bitte gewonnen, die aufgekündete Folge kommt wiederholt in „Garten“ vor.

**Arad. J. B.** Das sind vierter „Six études mélodiques“ op. 5, früher Verlag von Weidmann in Wien; nachher ist diese Firma in der jetzigen Firma C. H. Spina in Wien aufgegangen.

**Weimar. F.** Wir konnten, trotzdem wir die Bibliothek nach verschiedenen Seiten ausbreiten, keine Spur der trefflichen Künstlerin Emilia Klonow finden. Sollte es und immer noch möglich sein, etwas zu erfahren, wird ich für unsern Reifer im Sinne, und Kunst zu geben. In werden wir an dieser Stelle weitere Mitteilung machen.

**H. B. in B.** Folgende Sachen werden helfen: Die Album „Grüßungsgrüße“, „Donkilder“ und „Unseres Silberbuch“ (Heinrichs, Leipzig, Carl Hübsch, & M. L.), Sonetten von Ruben (dabei zuerst op. 20 Nr. 2 und 3), Salonreden Band 6 (beide Kollectionen Zittorf).

**Breslau. G. K.** „Mittel“ — um mit Faust zu sprechen.

**Baronsk. C. U.** „Mittel“ von Rump op. 32 a (Leipzig, F. C. G. Vondard), „Scheinrich“ von Schiller op. 48 (Leipzig, F. Richter), „Speigel“ von Jöller (Richter), „Bürgergartenmarfch“ nicht bekannt.

**in N. N.** In inkultiven Sachen dürfen Sie die letzten Sonetten von Ruben eignen (Kollection Hübsch Nr. 1.), und „Unser Silberbuch“ für die Jugend (Zittorf, 9 Hds., & M. L. 100). Legere dienen auch zur Aufmunterung. Zur Unterhaltung (Hage vor: „Kunst der Jugendzeit“, „Stygen“, „Wpntlinge“ (letzte von Carl Hübsch, Reubnig-Leipzig, pr. 20 M. L. 1.). Beethoven: Sonaten, Ausgabe Gotta oder Galtberger.

**Wien. L. H.** Dazu braucht doch wohl keine Dedikationen — bloße Namen illustrieren Jünger Polyphymas eben schon den gesuchten Weg. Hören Sie einmal: Man näherte sich der Dame mit Stille, schied sie mit einem Strauß, behänge ihren Schwanenbals mit einem Winkeln, führe sie zum Suppé, lege eine Anzahl Goldmark in ihre Tasche und dann hat man Delibes (de Lieb).

## Singegangene Novitäten.

Besprechung einzelner Werke vorbehalten.

### Für Klavier u. 2 Händen.

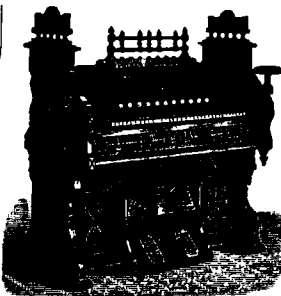
Göbber, Benjamin. Op. 107. 12 Nouvelles Etudes Artistiques. Nr. 12.50. (Berlin, H. Richter).

Op. 12. Chansons, six morceaux. (Berlin, H. Richter).

Op. 19. Variationen über ein eigenes Thema. Nr. 1. (Leipzig, C. F. Richter, Nachfolger).

Op. 12. Op. 4. Kaiserin Victoria. Nr. 1.50. (Hamburg, W. Schmidt).

(Fortsetzung auf S. 306.)



**Kam. Orgel.**  
Harmoniums.  
Einfache, solide Konstruktion.  
Echter Ton.  
Stürvalle Repräsentanten für Europa.  
Alleinige Repräsentanten für Europa.  
Schreiber, Piano & Organ Co.  
(London und Hamburg).  
Kehrwieder Nr. 5.  
Freihafen-gebiet.

Im Verlag von F. E. C. Leuckart in Leipzig erschien soeben:

**'s Herzensterl,**  
Lied im Kärntner Volkston  
von  
**Thomas Koschat.**

Op. 74.  
Für Männerchor. Partitur 40 Pfg. Stimmen  
(à 15 Pfg.) 60 Pfg.  
Für eine Singstimme mit Pianoforte Mk. 1.  
Ein effektvolles Vortragsstück.

## Für Gesangsvereine.

Novitäten:

**Kron, Fidele Skatbrüder.**  
Humorist. Männerquartett.

**Böhme, Zeitung bringt.**  
Humorist. Polka f. Männerchor.

**Böhme, Sängerkommers.**  
Humorist. Potpourri f. Männerchor.

**Böhme, Sängermarsch.**  
Humorist. Polka f. Männerchor.

**Böhme, Sängermarsch.**  
Humorist. Polka f. Männerchor.

**Müller, Mei Leipzig.**  
Humorist. Polka f. Männerchor.

**Humoristische Duette.**  
Fuchs, Alter schützt vor Teufel.

**Kron, Ein musikalischer Wettstreit.**  
Kron, Roman und Kochbuch.

**Ansichts-Sendungen**  
stehen zu Diensten.

**Gebrüder Hug**  
in Leipzig, Musikalienhandlung.

**Verlag von Wilhelm Dietrich.**  
Leipzig.  
**Sangeshort.**  
Sammlung auslesender Original-Männer-Chöre unter Mitwirkung der besten Komponisten. Herausgegeben von Jacob Gruber.  
Preis pro Heft, ca. 20 Nummern, 3 Mk.

## Neueste u. beste Schulen.

Celloschule v. H. Heberlein, 2. geb. & 2.

Violinschule v. R. Köhler, 2. geb. & 2.

Clavierschule, Grosse v. Louis Köhler, op. 314. Letzt Meisterwerk d. berühmten Pädagogen. 2. geb. & 2.

Concertinschule, 4. geb. & 2. Sokoloff 1.

Concertinschule, 4. geb. & 2. Prusnak 2.

Concertinschule v. F. Bagantz, 2. geb. & 2.

Flötenschule v. Ern. Köhler, 2. geb. & 2.

Harmonikschule v. J. A. Sokoloff 1.

Harmonikschule v. A. Michaels.

süch für Organisten, 2. Teil, geb. & 2.

Harmonielehre v. F. Dräseke, f. geb. & 2.

Mandolinschule v. E. Köhler, 1. geb. & 2.

Melodielehre v. A. Michaels, f. geb. & 2.

Sänger ABC v. E. Nössler

Violinschule v. F. Bagantz, 2. geb. & 2.

Zitherschule, Wiener Mayer, 1. geb. & 2.

Der kleine Rubinstein, f. junge Pianist.

70 erstau heitere, klass. u. mod. Stücke.

100 Seiten, m. Fingersatz v. F. Friedrich.

Pracht-Ausg. 3. — Billig-Ausg. geb. 2. —

Verlag v. J. H. Meier, Zimmermann Leipzig

sowie durch jede Buch- und Musikhandl.

Die Signale schreiben über die Grosse

Klavierschule von Louis Köhler, op. 314.

Das ausserordentlich gründliche u. bis

ins einzelne gehende Werk bedarf keiner

besonderen Empfehlung. Preis Mk. 3.

Wer gründlich Klavier u. Musik lernen

will, nehme nur Louis Köhlers Grosse

Klavierschule op. 314.

## Gefundvolles und nützliches Festgeschenk: Musikalische Jugendpost

Jahrgang 1888, elegant gebunden.  
Preis 5 Mark.

Durch alle Buch- u. Musikalienhandlungen zu beziehen.

Aus den zahlreichen günstigen Urteilen über den soeben erschienenen Jahrgang 1888 der Musikalischen Jugendpost greifen wir nur folgende heraus:

... eine Jugendschrift, die in jedem Hause, wo die Musikpflege zu den Bildungsinteressen der Familie gehört, dem Weihnachtsstische zur Zierde gereichen wird. ...  
Neues Wiener Abendblatt.

... möge denn die nicht genug zu lobende Zeitschrift auch in dieser Gewandung als Weihnachtsstisch zumal in tausende musikalische Häuser wandern.  
Kölnischer Nachrichten.

... als stattliches, elegant gebundenes Buch erschienen, das durch Reichhaltigkeit, Frische und Abwechslung der literarischen, musikalischen u. illustrativen Beiträge ausgezeichnet ist. ...  
Hamburger Nachrichten.

... Frei von jeder Pedanterie, kindlich aber nicht kindisch gehalten, darf die Musikalische Jugendpost die Vorzüge eines musikpädagogischen Werkes für sich in Anspruch nehmen. ...  
Die Presse, Wien.

... überall der richtige Ton angeschlagen, der die Seiten des Kindergemüths trifft, bald in erster Unterwerfung, bald in heiterem Geplauder. ...  
Berliner Tageblatt.

... Die Zeitschrift dürfte bald in keiner Familie fehlen, in der man auf die musikalische Erziehung der heranwachsenden Jugend Wert legt.  
Berliner Courier.

... So möge denn dieses treffliche Werk sich weiter einen stets wachsenden Leserkreis erobern und zur Freude und Belehrung unserer Jugend aufsteigenden Weihnachtstischen seinen Platz finden.  
Breslauer Zeitung.

Verlag von Carl Grüniger, Stuttgart.

**Carl Simon** Berlin W., Friedrichstr. 58.  
Rühle & Hunger  
sendet gratis den soeben erschienenen, bis auf die Neuzeit ergänzten  
Führer  
durch  
den  
umfang  
reichste Werk  
seiner Art. Auf Wunsch  
Auswahlsendungen.  
Preisangaben umgehend.  
Größtes Musikalien-Lehrl-Institut.  
Musikalien-Groß-Handlung und Antiquariat.  
Adresse: Rühle & Hunger, Berlin W. 41.

**Eicken & Co.**  
HAGEN/Westph.  
PATENT-IEGELGUSSTAHLDRAH  
Specialität. Garantie.  
für KLAVIERSAITEN

**Estey-Cottage-Orgeln**  
(amerik. Harmoniums), das schönste, preiswürdigste Harmonium der Welt für Kirche, Schule und Haus (über 300 000 in Gebrauch), empfiehlt zu bequemen Bedingungen.

**Rudolf Ibach**  
Barmen, Neuerweg 40. Köln a. Rh. Berlin, W., Potsdamerstr. 70.

## Erfolg durch Annoncen

Expedition **Rudolf Mosse**; von dieser Firma werden die zur Erzielung eines Erfolges erforderlichen Auskünfte kostenfrei erteilt, sowie Inseratenentwürfe zur Ansicht geliefert. Berechnet werden lediglich die Original-Zeilenpreise der Zeitungen unter Bewilligung höchster Rabatte bei größeren Aufträgen, so daß durch Benützung dieses Instituts neben den sonstigen großen Vorteilen eine Ersparnis an Insertionskosten erreicht wird.

## Atelier für Cremoneser Geigenbau von Otto Migge in Coblenz.

Ehrenmitglied des Konservatoriums (Abt. der Akademie der Künste) in Barcelona. Neue Streichinstrumente, anerkannt alt-italienischen an Güte gleich. Prospekt gratis.

erzielt man nur, wenn die Annoncen zweckmäßig abgefaßt und typographisch angemessen ausgestaltet sind, ferner die richtige Wahl der geeigneten Zeitungen getroffen wird. Um dies zu erreichen, wende man sich an die Annoncen-Expedition **Rudolf Mosse**; von dieser Firma werden die zur Erzielung eines Erfolges erforderlichen Auskünfte kostenfrei erteilt, sowie Inseratenentwürfe zur Ansicht geliefert. Berechnet werden lediglich die Original-Zeilenpreise der Zeitungen unter Bewilligung höchster Rabatte bei größeren Aufträgen, so daß durch Benützung dieses Instituts neben den sonstigen großen Vorteilen eine Ersparnis an Insertionskosten erreicht wird.

## Atelier für Cremoneser Geigenbau von Otto Migge in Coblenz.

Ehrenmitglied des Konservatoriums (Abt. der Akademie der Künste) in Barcelona. Neue Streichinstrumente, anerkannt alt-italienischen an Güte gleich. Prospekt gratis.

In der Edition Peters erschienen neue Klavierstücke und Lieder von **Grieg.**

## P. J. Tonger

Musikalien- und Instrumenten-Handlung.  
Hoflieferant Sr. Majestät des Kaisers und Königs.

**Köln a. Rh.**  
Am Hof Nr. 34-36  
versendet auf Wunsch

**Musikalien-Kataloge**  
und illustriertes

**Instrumenten-Verzeichnis**  
gratis und franko.

Reichhaltiges Lager gebundener Werke der billigen Ausgaben

Litolff, Peters, Steingraber etc.  
Ansichtsendungen von Musikalien aller Art stehen gerne zu Diensten.

**Moritz Gläsel**  
genannt Wiener,  
Instrumentenfabrikant,  
Markneukirchen i. S.

Anerkannt größtes Lager Deutschlands von allen echten Streichinstrumenten!

**G. & A. Klemm,**  
Rich. Schuster  
Musikinstrumenten- u. Saiten-Fabrik.  
Gegründet 1817.

Markneukirchen (Sachsen). Beste und billigste Bezugsquelle für Violinen, Celli, Basses, Zithern, Blasinstrumente aller Art, Saiten etc. Preisliste grat. u. franko.

**Violinen** Zithern etc.  
Instrumente am vorteilhaftesten direkt von der Instrumentenfabrik

**C. G. Schuster jun.**  
256/56, Rybacher-Strasse,  
Markneukirchen, Sachs.  
Illustr. Kataloge gratis u. franko.

**ROM** Beste Bezugsquelle für echt römische Saiten aller Instrumente. Versand franko nach allen Ländern. — Fabrikpreise. — Preisliste gratis. — E. Toller, Rom, Ripetta 57.

**Pianinos** mit  
entsprechend bestimmter Vorrichtung.  
Das Neueste u. Vollkomme auf diesem Gebiete. Nicht zu verwechseln mit andern mangelhaften Systemen. Verlangt j. d. röm. Illustr. Beschreibung aus. Erdg. i. Leipzig. Serber & Co.

**Métromome (Mälzl).**  
Anerkannt bestes Fabrikat. Ohne Uhrwerk, Mahag. M. 5. — H. Qual. m. Uhrw. „ „ 9.50

1. „ prima „ „ 11. —  
2. „ „ „ „ 11. —  
3. „ „ „ „ 11. —  
Versendung nur gegen Vor-Einsend. od. Nachn. d. Betr.

**A. Mustroph, Berlin S.W.**  
Friedrichstrasse 37 a.  
Thron- und Metronom-Fabrikant.

## Kunst und Künstler.

(Fortsetzung.)

— Um das Wiedererleben des Gounod'schen Bühnenerfolges „Ameo und Julia“ zu ermöglichen, hat die Direktion der Großen Oper in Paris ihre Zukunft zu Ubelina Patti nehmen müssen. Zu der Aufführung drängte sich ganz Paris, als ob es sich um eine funkelneulandische Novität gehandelt hätte und um Gründe genommen waren nur zwei, nebenbei bemerkt, recht überflüssige Einschießel neu, mit denen Gounod die Partitur bereichert hatte, welche wieder verschwinden dürften, sobald der Sensationsrummel verhaucht ist. Gounod bediente selbst. Was nun die Patti betrifft, so konnte sich das Publikum nicht verhehlen, daß die Jahre auch an dieser phänomenalen Erscheinung nicht spurlos vorüber gegliitten sind. Indessen, wenn ihre Kunst nicht mehr so hell und in so verblühendem Glanze leuchtet, wie ehemals, so versteht sie heute um so intensiver zu erwidern. Ja, man könnte behaupten, daß in dem Maße, als die natürlichen Mittel sich schwächen, ihr künstlerisches Wesen sich stärkte und steigerte. Ihre dramatische Gestaltungskraft hat entschieden gewonnen, ihre Vocalisation ist noch immer von entzückender Klarheit. So kommt es, daß die Patti — nach ihrem Entree-walzer allerdings mit tosendem Beifall ausgenommen — diesen Abend vielleicht nicht in dem Maße der äußerlich brilliantesten, aber immerhin in jenem ihrer künstlerisch reinsten Erfolge wohl vergleichen können. Der Domorganist Th. Fochhammer in Magdeburg ist zum Königl. Musikdirektor ernannt worden.

— Paul v. Sankt hat kürzlich wie in Darmstadt und Frankfurt a. M., so nun auch in Stuttgart mit seiner Neufassung, auf der er sich selbst als Pianist produzierte, das verdienteste Interesse erregt.

— Das Hermannsche Quartett aus Köln ist zur Zeit wiederum auf einer größeren Kunstreise begriffen. Augenblicklich weilt es, neue Korbeeren sammelnd, in Schottland. Wie wir dem in Glasgow erscheinenden „Gerald“ entnehmen, haben die vielgefeierten Künstler dort in einem Konzert des Hilsbeachischen Kammermusik-Vereins einen großartigen Erfolg gehabt. Der Konzertsaal, die „Burg Hall“, war überfüllt, und viele Personen, die noch Einlad begierig, mußten auf die folgenden Konzerte verziehen werden. Gelpied wurde das Brahms'sche Klavierquintett in F moll, Präludium und Fuge für Klavier in E moll von Mendelssohn, das Quartett op. 162 von Schubert, ein Improvisum (op. 36) von Chopin und das Quartett (op. 132) in A moll von Beethoven. Am Klavier saß Frau Alma Haas aus London, eine treffliche Pianistin, deren besondere Vorzüge in einer vollendeten Technik, sowie in Eleganz und Reinheit ihres Stils gipfeln sollen.

Der um die Reform der Kirchenmusik und seine gebliebenen Kompositionen verdiente Oberkaplan Emil Nitzel in Jäzrig ist als Königl. Divisionspfeifer und Symphonie-Musikdirektor nach Thurn berufen worden.

— Kapellmeister Jos. Rheinberger in München wurde mit dem Maximiliansorden dekoriert.

— Stettin. Am Donnerstag den 29. November wurde hier ein neues dramatisch-musikalisches Werk, „Infried“ (erschienen bei Schlesinger, Berlin) von Prof. Dr. Lorenz, Musikdirektor in Stettin, durch den Musikverein unter des Komponisten Leitung aufgeführt. Der Erfolg des Werkes war ein ungewöhnlich großer, so daß zu erwarten steht, das Werk werde bald wegen seiner Schönheit und seiner dramatischen Gewalt wie der Großartigkeit seiner Chöre von andern Vereinen zur Aufführung erwählt werden. Im Januar steht eine Aufführung des Wiefried in Kassel unter Musikdirektor Spengler bevor. Lorenz hat bereits durch sein Werk „Otto der Große“ bedeutende Erfolge erzielt, seine Oper „Jrungen“ wurde bekanntlich von der Berliner Hofbühne zur Aufführung angenommen.

## Termisches.

— Wir machen unsere Leser auch an dieser Stelle auf das in der Extrabeilage unserer heutigen Nummer enthaltene Preisauschreiben für Feuilletons aufmerksam.

— Im Monat August des nächsten Jahres findet zu Austerdam ein großer, von dem dortigen

Männergesangsverein „Oefning baar t'Kunst“ veranstalteter internationaler Gesangswettbewerb statt. — Im Januar kommenden Jahres werden es 50 Jahre, daß die „Dresdner Liebertafel“ gegründet wurde. Das eigentliche Jubiläum gedenkt der Verein aber erst im kommenden Sommer festlich zu begehen.

— Das Testament des kürzlich verstorbenen Pariser Musikalienverlegers Choudens ist nun eröffnet worden. Er hinterläßt jeder seiner drei Töchter eine Million und seinen beiden Söhnen sein Geschäft, das auf vier Millionen angeschlagen wird. „Faust“ und „Carmen“ haben fast allein die sieben Millionen eingetragen. Von Choudens und Gounod erzählt man folgende Anekdote. Choudens besuchte einst, mit einem prachtvollen Pelzmantel bekleidet, den Komponisten. „Faust!“ rief Gounod, indem er den Mantel anstieß. „Tribut von Zamora!“ antwortete der Verleger, indem er einen sehr abgetragenen Cylinder vom Haupte nahm.

— Dr. Wilhelm Mhr, der bekannte langjährige Berichterstatter der „Kölnischen Zeitung“, ist in der Nervenklinik Obernigk in Schlesien gestorben. 1838 in Münster geboren, studierte er in Bonn zunächst Theologie, sodann Philologie, und wurde nach absolviertem Examen in Köln am Marzellen Gymnasium als Lehrer angestellt. Seine musikalische und kunstkritische Begabung bot den Anlaß zu einer näheren Verbindung mit der „Köln. Ztg.“, für welche er zunächst Konzert- und Theaterberichte schrieb. Unlängst knüpfte sich das Verhältnis fester, Mohr entsagte ganz seiner schulmännischen Laufbahn und trat 1869 ausschließlich in den Dienst der genannten Zeitung. In der Folgezeit war er nun für dieselbe teils als Redaktionsmitglied, teils als Berichterstatter in den verschiedensten Ländern thätig, so in Italien, in Spanien während der Karlistenkriege, in Nordafrika, in Amerika und schließlich in Berlin. Seine aufreibende Thätigkeit machte sich nach jeder letzten Reise in die sächsischen Industriebezirke leider in einer hochgradigen geistigen Abspannung geltend. Die Ruhe und geregelte Lebensweise in der sächsischen Heilanstalt vermochte nicht beständig einzuwirken, und so beschloß allzulebzt ein Leben, das noch unlangst reiche Früchte vertrieb.

— Alessandro Nemesio, ein italienischer Forscher, will eine noch vollständig unbekannte Komposition Gluck's aufgefunden haben, welche dieser zur Hochzeitfeier in einem italienischen Fürstenhause geschrieben hätte.

— Zum Andenken an Joh. Nepomuk Hummel ist an dessen Wohn- und Sterbehause in Weimar, Marienstraße Nr. 8, welches noch von dessen Sohn, Prof. Karl Hummel, dem trefflichen Landschaftsmaler, und dessen Familie bewohnt wird, auf Veranlassung der hiesigen großherzoglichen Hofkapelle und auf deren Kosten eine Gedenktafel am 14. November angebracht worden, welche in goldenen Lettern die Inschrift zeigt: „Hier wohnte und starb J. N. Hummel | 1819—1837 | In dankbarer Erinnerung | die großherz. sächs. Hofkapelle.“

## Musikalische Liebesklage.

1. Laura, Laura, was sind Mädchenschwüre? Fragt mein tiefer Baß dich vorwurfsvoll. Ach, nach solcher Liebesauverföhrung, :; Welch ein mark- und beinerstüßternd Moll! ;;

2. Grüßte nicht mit süßen Konsonanten Gleich dein erster Blick verheißungstrotz, Daß mein Herz dir muß entgegenklangen :; Am Drei-Viertel-Takt prestissimo? ;;

3. Als ich drauf im stillen Wiefenthale Dir das Jawort von der Lippe riß, Stieg mein Busen auf der Freudenkale :; Bis hinauf zum fünfgeßtrichnen Cis. :;

4. And es folgten Stunden, Tage, Wochen Voller Babelungensüßluft; Sotto voce wurde viel gesprochen, :; Dolce ruht' ich aus an deiner Brust. :;

5. Ritenuto, nur mit bangem Stöhnen Meld' ich, wie das Weiser verließ — :; Laura! Weh! du liege dich verlocken :; Durch ein fremdes Liebesleitmotiv! ;;

6. Aus dem Herzen ringt mit Hindernissen Sich ein leises Lamentoso nur... Werde keinem so wie mir zerrissen :; Seiner Liebe goldne Partitur. :; Edwin Bormann.

## Dur und Moll.

— An der Himmelsstürze. Petrus: „Wer bist du und was willst du an der Himmelsstürze?“ Fremder: „Schliche, schlächter Schlicher, schleimigst schnell, schlecht, schlottend, schlach auf!“ Petrus: „Wii, Feder! der Richard Wagner!“

M. H. Grillparzer und Mozart. Es gibt wohl kaum einen Dichter, der sich so liebevoll ernst in die Musik versenkt, eine solche Fülle tiefer und origineller Gedanken über diese Kunst gedankt hätte, als der Schöpfer der „Sappho“. Wir kennen seine Verehrung und Liebe für den Meister und Menschen Beethoven; aber höher stand ihm noch Mozart, dessen Opern schon in seine frühe Jugend mit dem Humor des Zufalls hineinfielen. Eines der ersten Bücher des Knaben war der Text der „Zauberflöte“ und seine erste Liebe hing mit der „Hochzeit des Figaro“ zusammen, indem eine in der Rolle des Cherubin auftretende Sängerin sich „seiner ganzen Einbildungskraft so bemächtigte“, daß er an sie eines seiner schönsten und leidenschaftlichsten Gedichte richtete. Der „Don Juan“ aber war für Grillparzer das Hohenlied aller Opernmusik und im Andenken an dieses Werk hauptsächlich schrieb er 1842 jene Verse, in denen die Verwunderung des Mozart'schen Genius wohl den vollendetsten poetischen Ausdruck gefunden und von denen wir hier einige anführen:

„Nennst ihr ihn groß? Er war es durch die Grenze: Was er gethan und was er sich versagt, Wiegt gleich schwer in der Wage seines Ruhms, Weil er nie mehr gewollt als Menschen sollen, Tönt auch ein Maß aus allem, was er schuf.“

— Aus Amerika. Ein großartiger Klavierspieler, dessen Fingerfertigkeit alles auf diesem Gebiete Erlebte weit in den Schatten stellt, ist in Minnesota (Vereinigte Staaten) aufgetaucht und wird demnächst unter Barnums Leitung eine Tournee unternehmen. Derselbe spielte bei seinem ersten Auftreten mit sämtlichen Pianisten der Stadt gleichzeitig um die Wette, gab allen Konkurrenten hundertwärtig Takte vor und ging trotzdem mit einem Vorprung von anderthalb Sonatensätzen als erster durchs Ziel. Barnum ist immer noch der alte!

M. H. Weltweisheit. Der große Tonmeister Hector Berlioz lag im Sterben. Die Märzstürme des Jahres 1869 umbrachten seine Wohnung und klangen hinein in die Melodien, welche unaufhörlich in der Seele des hinfühenden Künstlers aufstiegen. Lebhaft beschäftigte sich der Komponist noch in den letzten Stunden mit dem Schicksal seiner Werke. Einer seiner Freunde verlor sich auf eine Klagen mit den Worten zu trösten: „Geduld, Meister, Ihre Opern werden bald an die Reihe kommen; bemühen Sie sich nur, wieder gesund zu werden!“ Da lächelte der Kranke schmerzlich und sagte trübe: „Ich kenne die Welt nicht, Freund! Damit ich das bessere Schicksal meiner Kompositionen beschleime, muß ich so rasch als möglich sterben; denn erst der Totenschein wird mein Einlaßbillet für unsere Opernhäuser werden!“ Er sollte recht behalten.

— Eine scharfe Zunge. Unter dem Bestreben Dingelstedts, die seiner Leitung unterstellten Künstler bei jeder Gelegenheit seine Macht fühlen zu lassen, hatte auch der kürzlich verorbene Burgkapellmeister Weigner öfter zu leiden. Als dieser einmal, giftig über die Mäzen, bei dem Theatergewaltigen mit den Worten eintrat: „Herr Direktor, ich bin gekommen, Ihnen die Wahrheit zu sagen,“ lautete die trockene Antwort: „Thun Sie das, lieber Weigner, es wird in diesem Zimmer sonst ohnehin zu viel gesprochen,“ und auf die gereizte Gegenseite: „Herr Baron, Sie werden mich noch unter die Erde bringen!“ erwiderte Dingelstedt noch bitterer: „Tauschen Sie mich nicht mit leeren Versprechungen, mein lieber Weigner!“

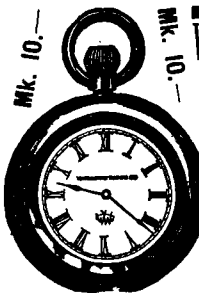
D. R. P. No. 45157. — Patente aller Länder.  
**Sensationell! Neu!**  
**Kinder-Nähmaschine**  
 Müller's  
 Preis: 4 Mark.  
 Wirklich gut nützend. Leichteste Handhabung. Jedermann verständlich. Brancharbeit garantiert. Zu beziehen durch alle Galanterie-, Spiel-, Kurz- etc. Waren-Handlungen.  
 Für Detaillisten durch Carl W. Schmidt, Berlin S.O. 36.  
 Als Weihnachtsgeschenk vorzüglich geeignet sind die brillant ausgestatteten  
**Mark-Alben**  
 für Pianoforte,  
 welche in Carl Rühles Musikverlag in Leipzig-Neudnitz (vormals P. J. Tonger) erschienen sind. Für wenig Geld wird in jedem dieser Alben viel und nur gutes geboten.  
 Die Verlags-handlung versendet Spezialverzeichnisse gratis und Franko.

## Garantie-Seidenstoffe

der Seidenwarenfabrik von: von Elten & Keussen, Crefeld

Fabrikmarke. direkt aus der Fabrik, also aus erster Hand, zu beziehen.  
 In beliebigem Meter-Mass zu Fabrikpreisen:  
 Garantiert solide schwarze Seidenstoffe, weisse und crême Seidenstoffe, schwarze und weisse karierte und gestreifte Seidenstoffe, farbige Seidenstoffe und Hochseidenstoffe, schwarze Sammet und Peluche etc. etc.  
 Begründet 1873. Man schreibe wegen Zusendung der reichh. Musterkollektion.

**Flügel, Pianinos, Harmonium.**  
 Niederlage in Berlin bei  
 Carl Simon, Markgrafen-  
 strasse 21.  
**Schiedmayer, Pianofortefabrik, Stuttgart**  
 vormals J. & F. Schiedmayer. Hof-  
 Lieferanten Seiner  
 Majestät des Deutschen Kaisers,  
 Seiner Majestät des Königs von Württemberg, Ihrer Majestät der Königin von England.



Die neue  
**Waterbury-Remontoir-Taschenuhr**  
 Serie F.

**2 Jahre Garantie.**

Diese Uhr hat neben den Vorteilen der Serie E — seltene und billige Reparaturen — noch einige wesentliche Verbesserungen, wie verkürzte Aufziehvorrichtung, Zeigerstellung von der Krone aus und offenes Werk. Genau gehend, zuverlässig dauerhaft. Gehäuse aus vernickeltem Neusilber. Bleibt stets blank.  
 Serie E (alte) Mk. 10.— Serie F (neue) Mk. 15.— Beide in schönen mit Seide gefütterten Kästchen zu beziehen durch die be.annten Verkaufsstellen, sowie vom Generalvertreter für Deutschland.

**Aug. Ehrhardt, Köln a. Rh.**  
 In Berlin von Aug. Ehrhardt Detail-Verkaufsstellen:  
 Passagen 6, Friedrichstr. 85 a. i. Hanse d. Café Bauer.

Die besten Flügel und Pianinos  
 liefert **Rudolf Ibach Sohn**  
 Hoflieferant Sr. Maj. des Deutschen Kaisers.  
 Barmen, Neuerweg 40, und Köln a. Rh.

## Wichtige musikalische Weihnachts-Neuigkeiten in billigen Band-Ausgaben

aus CARL RÜHLE's Musik-Verlag (vormals P. J. Tonger) in Leipzig-Neudnitz.

Vorrätig oder zu beziehen durch alle Buch- und Musikalien-Handlungen:

# Da Capo!

## Da Capo!

Ein Album von durchschlagenden Bravourstücken beliebter Komponisten

**für das Pianoforte.**

Preis in hocheleganter Ausstattung 40 Seiten Notenquart

2 Mk. 1.50. 2

Inhalt:

Ach einmal blüht im Jahr der Mai. Brillante Phantasie über das Heisersche Lied von H. Martini.  
 Barcarole (Juni) aus den Jahreszeiten von Tschaiowsky.  
 Letzter Walzer eines Wahninnigen.  
 Barcarole von Holländer.  
 Bauernhochzeit (Bröllops)-Marsch von Söderman.  
 Strömt herbei ihr Völkerscharen, (Rheinlied von Peters)  
 Paraphrase von Blättermann.  
 Lachtränen. Salon-Polka von H. Martini.  
 Träumereien a. d. Kinderszenen } von Rob. Schumann.  
 Schlummerlied (aus op. 124)  
 Wiegenlied von Kugel.  
 Wie schön bist du. Phantasie über das Weidsche Lied von Doppler.  
 Vergleiss Frühlingsjubil. Scherz-Polka von Zenneck.  
 Anforderung zum Tanz von Weber.

Vorrätig oder zu beziehen durch alle Buch- und Musikalien-Handlungen.

Vollständiges Lager meines Verlages befindet sich

in Berlin W., Friedrichstr. 59 bei Rühle & Hunger.

„ „ „ Taubenstrasse 15 bei W. Sulzbach.

## Da Capo!

**Album für Zitherspieler.**

Ausgewählte

Bravourstücke beliebter Komponisten.

Preis in eleganter Ausstattung steif brosch. 56 Seiten

2 Mk. 1.50. 2

Inhalt:

Heiser, Ach einmal blüht im Jahr der Mai, arr. v. Gutmann.  
 Braun, Oberländer.  
 Fernando, Hochzeitmarsch aus dem Sommernachtsraum.  
 Keller, 2 Ländler.  
 — 2 Lieder ohne Worte.  
 Gumbert, Thräne, arr. von Gutmann.  
 Lumby, Traumbilder, arr. von Borchert.  
 Cahnley, Oceana-Walzer, arr. von Gutmann.  
 Peters, Rheinlied, arr. von Gutmann.  
 Häsner, Altväterchen, Ländler.  
 Wimmer, Maifest-Polnaisse } Drei beliebte Stücke.  
 — Süsse Ruhe  
 — Hoffnungs-Marsch

in Köln bei P. J. Tongers Hofmusikalien-Handlung.

„ Stuttgart bei Sulze & Galler.

D. R. P. No. 45157. — Patente aller Länder.  
**Sensationell! Neu!**  
**Kinder-Nähmaschine**  
 Müller's  
 Preis: 4 Mark.  
 Wirklich gut nützend. Leichteste Handhabung. Jedermann verständlich. Brancharbeit garantiert. Zu beziehen durch alle Galanterie-, Spiel-, Kurz- etc. Waren-Handlungen.  
 Für Detaillisten durch Carl W. Schmidt, Berlin S.O. 36.



Grosse Goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft.  
 5 Ehrendiplome. 15 Medaillen.  
**Schiedmayer & Soehne**  
 Hof-Pianoforte-Fabrik  
 14-16 Neckarstrasse Stuttgart Neckarstrasse 14-16  
 Flügel.  
 Pianinos.  
 Harmoni-Pianos.  
 Gegründet in:  
 Erlangen  
 1781.  
**Älteste Firma.**  
 Gegründet in:  
 Stuttgart 1809.

Um genaueste  
 Beachtung der Firma wird gebeten.

**4 alte Violinen**

von berühmten Meistern, stehen billig zu verkaufen bei A. Niederau i. P. Kornau.

**Für Geigenkünstler.**

Zwei vorzügliche Geigen sind billig zu haben. Anfragen unter L. 9. T. 100 an die Expedition des Gubener Tageblattes.



# Musikalische Festgeschenke ersten Ranges

in brillanter weihnachtlicher Ausstattung!

**Billig** aber trotzdem gut gewählt, melodisch und von elektrisierender Wirkung sind die einzelnen Nummern der **Tanz-Alben** à 1 Mark, welche in **Carl Rühles Musik-Verlag** (vorm. P. J. Tonger) in **Leipzig-Reudnitz**, Heinrichstrasse No. 7, unter dem Titel „**Ballabende**“ in 5 reich ausgestatteten Bänden, jeder 14 Tänze enthaltend, erschienen sind.

Also 14 Tänze, wirkliche Perlen neuer Tanzmusik, die ebenso voll Chic, reiz- und schwungvoll, wie die bekannten Wiener Tanzweisen sind, **für 1 Mark!** — Die 5 Bände dieser

## Ballabende

enthaltend nicht, wie die meisten Tanz-Alben aus unbekannten Füllnummern zusammengesetzt, wie der nachfolgende Inhalt der einzelnen Bände darthun mag.

- |   |  |  |   |  |
|---|--|--|---|--|
| <b>Ballabend,</b><br>Band I. 14 aussergewöhnliche Tänze. 1 —<br>Nr. 1. Rede, op. 14. Nr. 2. Gruß aus<br>dem Lande, Polonaise. Nr. 3. Blau, Gagny,<br>Walzer. Nr. 4. Zerkowatz, Walzer. Nr. 5. Spitz,<br>Walzer. Nr. 6. Wied, op. 23, Schöne-Walzer.<br>Nr. 7. Goldene Perlen, Polka.<br>Nr. 8. Gernsbach, op. 11. Summe-<br>brille (Contre). Nr. 9. Wittenmann, Polka.<br>Nr. 10. Gernsbach, op. 7. Auf Wieder-<br>sicht, Walzer. Nr. 11. Guller, Witten-<br>mann, Polka. Nr. 12. Guller, Gledon-Polka.<br>Nr. 13. Rede, op. 131. Duadrille à la cour.<br>Nr. 14. Rede, op. 81. Nr. 2. Jugendlied, Walzer. Nr. 14.<br>Gruß an Deutschlands Söhne, Walzer. | <b>Ballabend,</b><br>Band II. 14 mittelschwere Tänze. 1 —<br>Nr. 1. Krügel, op. 4. Polonaise brillante.<br>Nr. 2. Böhm, op. 283. Wälder, Walzer.<br>Nr. 3. Gagny, Jugendlied, op. 4. Schütz, Ber-<br>ger, organisch-Schottisch. Nr. 4. Schütz, Ber-<br>ger, organisch-Schottisch. Nr. 5. Schütz, Ber-<br>ger, organisch-Schottisch. Nr. 6. Schütz, Ber-<br>ger, organisch-Schottisch. Nr. 7. Schütz, Ber-<br>ger, organisch-Schottisch. Nr. 8. Schütz, Ber-<br>ger, organisch-Schottisch. Nr. 9. Schütz, Ber-<br>ger, organisch-Schottisch. Nr. 10. Schütz, Ber-<br>ger, organisch-Schottisch. Nr. 11. Schütz, Ber-<br>ger, organisch-Schottisch. Nr. 12. Schütz, Ber-<br>ger, organisch-Schottisch. Nr. 13. Schütz, Ber-<br>ger, organisch-Schottisch. Nr. 14. Schütz, Ber-<br>ger, organisch-Schottisch. | <b>Ballabend,</b><br>Band III. 14 neue Tänze. 1 —<br>Nr. 1. Johannes, op. 10. Polonaise. 2.<br>Kaiser, op. 46. Kreis und Kreis, Walzer. 3.<br>Schütz, op. 46. Kreis und Kreis, Walzer. 4.<br>Schütz, op. 46. Kreis und Kreis, Walzer. 5.<br>Schütz, op. 46. Kreis und Kreis, Walzer. 6.<br>Schütz, op. 46. Kreis und Kreis, Walzer. 7.<br>Schütz, op. 46. Kreis und Kreis, Walzer. 8.<br>Schütz, op. 46. Kreis und Kreis, Walzer. 9.<br>Schütz, op. 46. Kreis und Kreis, Walzer. 10.<br>Schütz, op. 46. Kreis und Kreis, Walzer. 11.<br>Schütz, op. 46. Kreis und Kreis, Walzer. 12.<br>Schütz, op. 46. Kreis und Kreis, Walzer. 13.<br>Schütz, op. 46. Kreis und Kreis, Walzer. 14.<br>Schütz, op. 46. Kreis und Kreis, Walzer. | <b>Ballabend,</b><br>Band IV. 14 neue Tänze. 1 —<br>Nr. 1. Rede, Ein Rosenblüten, Walzer.<br>Nr. 2. Rede, Ein Rosenblüten, Walzer.<br>Nr. 3. Rede, Ein Rosenblüten, Walzer.<br>Nr. 4. Rede, Ein Rosenblüten, Walzer.<br>Nr. 5. Rede, Ein Rosenblüten, Walzer.<br>Nr. 6. Rede, Ein Rosenblüten, Walzer.<br>Nr. 7. Rede, Ein Rosenblüten, Walzer.<br>Nr. 8. Rede, Ein Rosenblüten, Walzer.<br>Nr. 9. Rede, Ein Rosenblüten, Walzer.<br>Nr. 10. Rede, Ein Rosenblüten, Walzer.<br>Nr. 11. Rede, Ein Rosenblüten, Walzer.<br>Nr. 12. Rede, Ein Rosenblüten, Walzer.<br>Nr. 13. Rede, Ein Rosenblüten, Walzer.<br>Nr. 14. Rede, Ein Rosenblüten, Walzer. | <b>Ballabend,</b><br>Band V. 14 neue Tänze. 1 —<br>Nr. 1. Rede, Ein Rosenblüten, Walzer.<br>Nr. 2. Rede, Ein Rosenblüten, Walzer.<br>Nr. 3. Rede, Ein Rosenblüten, Walzer.<br>Nr. 4. Rede, Ein Rosenblüten, Walzer.<br>Nr. 5. Rede, Ein Rosenblüten, Walzer.<br>Nr. 6. Rede, Ein Rosenblüten, Walzer.<br>Nr. 7. Rede, Ein Rosenblüten, Walzer.<br>Nr. 8. Rede, Ein Rosenblüten, Walzer.<br>Nr. 9. Rede, Ein Rosenblüten, Walzer.<br>Nr. 10. Rede, Ein Rosenblüten, Walzer.<br>Nr. 11. Rede, Ein Rosenblüten, Walzer.<br>Nr. 12. Rede, Ein Rosenblüten, Walzer.<br>Nr. 13. Rede, Ein Rosenblüten, Walzer.<br>Nr. 14. Rede, Ein Rosenblüten, Walzer. |
|---|--|--|---|--|

**Brücken Hammig & Co.**  
Markneukirchen.  
Instrumentenfabrik.  
Einzügliche Bezugsquelle aller Musik-  
instrumente und Saiten.  
Reparaturen solid und billig.  
Preislisten franko.

**Pflanzen-  
Salz**  
u. Fruchtsäfte,  
Ephesaft, Heidelbeersaft etc., ferner  
andere Heilmittel;  
alle auf besondere  
Art bereitet.

Schon von den berühmtesten  
Ärztchen des Altertums empfoh-  
len. Veraltete, selbst die ver-  
wundlichsten Krankheiten heilbar.  
Wiederherstellung der gesun-  
den Kräfte bei Kranken (Kin-  
der und Erwachsenen), selbst bei  
ganz abgemagerten.

Namentlich zu empfehlen ist die  
Kraftessenz und der Aroma-  
tische Glycer-Spiritus. Die  
Broschüre „Der Selbstarzt“,  
Preis Mk. 1.—, zu haben bei  
Apotheker **Sälzen, Cann-  
statt**, Karlstrasse 54.  
— Prospekte gratis. —

**Thee**

**Import-Geschäft von  
H. C. Schumann & Woroniecki,**  
London E. C., 101 Leadenhall Str.  
Passage Scholiers in  
Sungaihi u. Colombo.  
Importdirektor, direkter Verkauf.  
— Eine Süßwasser-Heilung.  
Der frische, ungetriebene Thee.  
Der süßwasser-Heilung: zerlegt.  
Preis 1.75, 3.50 und 4. M. pro 4 M. (500 g.).  
Anzahl: **Ceylon-Thee** (500 g.).  
„Thee der Zukunft“ genannt;  
erhältlich bei anderen, daher  
50% **Erparnis**.  
— Muster gratis. —

**Hammer und Reparat**  
in einer größeren Stadt Nord-  
deutschlands eine angenehme selbständige  
lohnende Stellung  
unter Garantie nachge-  
fragt werden. — Schriftliche Offerten  
an: **W. F. 5595 Rudolf**  
Hofmann, Berlin S. W.

*Keine Hilfe für  
Brustkranke*

gibt es, wenn sich der Leidende zu spät  
Kreuzung umsieht. Wer an Schwindsucht,  
Auszehrung, Asthma (Asthma),  
Lungenentzündung, Spitzhöhlen-  
entzündung, Bronchitis, Spitzhöhlen-  
entzündung etc. leidet, trinke den Auszug  
der Pflanze „**Wald-Weiden**“, welche sich in  
Päckchen, auf zwei Tage reich, bei **Ernst  
Weidemann in Liebenburg am Harz**  
schicklich ist. Broschüre darüber gratis u. franko  
Depot für Österreich-Ungarn: Apotheke  
zum Auge Gottes, Brünn.  
Depot für Schweiz B. Apoth. Sauter, Genf.

**Kanarienvögel!**  
prachtvolle, tonre-  
iche Sänger, nur je  
nach Gesangsleistung  
à 9, 12, 15, 20 M. und  
höher, versicherteste  
per Post, gegen Kasse  
oder Nachnahme nach  
bestimmten Orten, unter Ga-  
rantie lebender An-  
kunft und reellster Be-  
dingung.

**St. Audensborg (Harrz)**  
Züchterei u. Versandg., besteh. seit 18.  
20 Jahren.  
**Für Musikalienhandlungen u.  
Pianofortefabriken etc.**  
Ein junger Kaufmann, militärisch,  
sprachkundig, talentvoll, Pianist (in einer  
Musikschule ausgehildet) sucht per sofort  
eine seinen Kenntnissen entsprechende  
Stellung. Offerten sub. A. 5583 befördert  
Rudolf Mosse, Frankfurt a. M.

**Stainer** Geige, 1680, billig off. 1680  
Patschkau, Schilling, postlag.  
Die beste Badeschneidung ist ein Badestuhl  
D. v. L. Weyl, Berlin W. 41. Preislisten gratis.  
Frankensendung. Abzahlung. Probebestellung.

**Zu verkaufen:**  
eine sehr gut erhaltene  
**Nic. Amati (1634)**  
mit prachtvollem Ton. Preis M. 3600, und  
ein sehr hübsches Italien. Cello (Ruggieri)  
Preis M. 1800.  
Briefe unter Chiffre E. 4983 befördert  
Rudolf Mosse, Stuttgart.

**Musik-Institut.**  
In einer schönen gelegenen Provinzialstadt  
von über 50 000 Einw. ist ein seit 8 Jahren  
best. **Musik-Institut**, Pädagogium für  
Musik, Lehranstalt für Klavier etc., dessen  
Schülerzahl jährl. 4000 Mk. Einnahme  
brachte, unter vortheilhaften Bedingungen  
sicher zu verkaufen. Näheres Auskunft  
erteilt **E. Schloemp in Leipzig**.

**J. A. Hietel, Leipzig,**  
Königl. Hoflieferant.  
Aelteste bestrenommierte  
**Fahnen-  
Manufactur.**  
Nur Handstickererei.

**Für Taube.**  
Eine sehr interessante, 132 Seiten  
lange illust. Abhandlung über Taubheit u.  
Ohrergüsse u. deren Heilung ohne  
Berücksichtigung von Taubstummen.  
J. H. Nicholson, Wien IX., Kolingasse 4.

**Chromo-Malerei.**  
Komplette Studienkasten, sowie alle  
nötigen Chemikalien, Farben, Gläser,  
Photographien etc. Musterbild gegen Ein-  
sendung v. 2 M. Anstalt, in versch. Sprachen  
gratis. C. Knoblauch, Heid-berg.

In dritter Auflage erschien:  
**Das Glöcklein von Innisfär**  
oder  
**Ein Weihnachtsabend in Schottland.**  
Gedicht von Fr. Hall, melodramatisch zur Deklamation mit Gesang u. Pianoforte-  
begleitung bearbeitet von Musiklehrer Mayer. Partitur M. 2.10; einzelne  
Stimmen u. Texthefte à 10 Pf. Zu beziehen durch alle Buch- u. Musikalienhand-  
lungen und direkt von der Jos. Rothschneiders Verlagsbuchhandlung in Schwab-Gmünd.

**20 Pf. Jede Musik**  
Druck, stark. Papier. Vorsehung. grat. u. fr. v. Felix Siegel, Leipzig, Dörrienstr. 1.

**allische Universal-  
Bibliothek!**  
Namen.  
Class. u. mod. Mus. 2. u. 3. händig,  
Lieder, Lieder etc. Vorsehung. Such u.  
Kinder.

**Musikalische Neuigkeit für das Weihnachtsfest.**

**„Weihnachtsklänge.“**

Band III der Weihnachtsalben aus **Carl Rühles** (vorm.  
P. J. Tonger) Musik-Verlag in Leipzig-Reudnitz.  
Zu beziehen für 1 Mark durch jede Musikalien- und Buchhandlung.  
Diese brillante, musikalisch wertvolle Weihnachtsgabe enthält nachfolgende  
neue und schöne Kompositionen:  
Nr. 1. **Des Feuers Weihe.** Ein Weihnachts-Melodram (für Klavier mit  
verbindendem Text und beliebiger Violoncello) von Fritz Stang. Nr. 2. **Christ-  
messen.** Glocken-Melodie von H. Martin op. 19. Nr. 3. **Weihnachtsgebet** von  
J. W. Harmon. Nr. 4. **Himmelskönigin.** Weihevoller Melodie nach Grotzinger.  
Nr. 5. **Heere Jesu.** Kirchengesang nach Ch. Rubini von Louis Köhler. Nr. 6.  
**Hymne** von Michel bearbeitet von Louis Köhler.  
(Nr. 1, 5, 6 auch für Harmonium ausführbar.)  
Auf Nr. 1. ein Weihnachts-Melodram von innigster, gemüthvollster Art, wird  
besonders aufmerksam gemacht.

Unsere Kinder wurden von Jahr zu Jahr nichts anderes als die  
allbekannten Weihnachtsmelodien zum Vortrag gegeben. Hier kommt  
einmal etwas wirklich neues, ein Melodram, das in seiner Art die Bedeu-  
tung des Festes darstellt, das zugleich als Glück- und Weihnachtswunsch  
durch den Vortrag den Eltern dargebracht werden kann, das drei Kindern  
besten Art zu bereiten durch den Vortrag eines tiefempfundenen Textes,  
einer schönen, musikalischen Tonmalerei am Klavier (oder Harmonium)  
mit beliebiger Begleitung der Violine. Die Ausführung ist eine leichte.  
Die übrigen Nummern des umfangreichen, brillant ausgestatteten und trod-  
dem ausserordentlich billigen Bandes bestehen aus weichen, tiefemp-  
fundenen Kompositionen, deren Vortrag eine freund- und andachtsvolle Weh-  
nachtsstimmung erzeugen wird.  
Vorrätig in Berlin bei **Rühle & Hunger**, Friedrichstrasse 55.  
" " Köln " **P. J. Tongers** Hofmusikalienhandlung.

**CACAO-VERO.**  
entölt, leicht löslicher  
**Cacao.**  
Unter diesem Handelsnamen empfeh-  
len wir einen in Wohlgeschmack, be-  
sondere in der Löslichkeit und  
der Möglichkeit schnellster Zubei-  
reitung (ein Aufguss kochenden Wassers  
ergibt sogleich das fertige Getränk) un-  
terbrechbar. Casso.  
Preis pro 1/2 1/2 1/2 1/2 Pf.-Dose  
850 800 150 75 Pfennige.

**HARTWIG & VOGEL  
Dresden**

**ff. Harzer Kummel-Käse**  
vers. fr. geg. Nachb. oder Kassa 100 Stück  
von M. 3.60, 500 St. M. 15.— die Käsefabr.  
von **W. H. Hahne, Steige 1. H.**

**G. E. HÖFGEN, DRESDEN-N.**  
PATENT KINDER- UND KRANKEN-  
WAGEN-FABRIK.

**Patent-  
Kinderwagen**  
mit und ohne  
Gummibekleidung,  
das Vorrückste-  
ste für gesunde  
und kranke  
Kinder.  
Preis von  
12—120 Mk.

**Kranken-Fahrräder**  
neuerster und bewähr-  
tester Constructionen  
in allen Größen, ge-  
polstert wie unge-  
polstert mit oder ohne  
Gummibekleidung.  
Preis v. 30—350 M.  
Kisern.

**Netzbettstellen**  
für Kinder bis zu 13 Jahren.  
Ausserordentl. pract.  
und elegant in ver-  
schiedensten Größen.  
Sicherste Lagerstätte,  
besonders für kleinere  
Kinder.  
Preis v. 12—60 Mk.  
Beliebteste ausgestattete illustrierte Kataloge  
gratis und franco.

**PATENT KINDER- UND KRANKEN-  
WAGEN-FABRIK.**  
**G. E. HÖFGEN, DRESDEN-N.**

Durch alle Buch- und Musikalien-  
Handlungen zu beziehen:

**Eleg. Einbanddecken**  
à Mk. 1.—  
sowie

**Prachtdecken**  
à Mk. 1.50  
(rot, grün oder braun),  
letztere mit Schwarz- und  
Golddruck-Pressung,  
zum Jahrgang 1888 der

**Neuen**

**Musik-Zeitung.**

Verlag von  
**Carl Grüniger, Stuttgart.**

Redacteur **Rug. Reiter.** Druck und Verlag von **Carl Grüniger**, beide in Stuttgart. (Kommissionsverlag in Leipzig: **H. R. Richter**)  
Hierzu ein Verzeichnis von **Louis Welter**, Ingenieur in Köln a. Rh.